Globus.

XXXI. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einunddreißigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1877.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Der Nordpol.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Verbesserung: In der Karte auf S. 248 ist statt „Maßstab 2° = 7,600,000" zu lesen „Maßstab 1 : 7,600,000."

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Die Wunder des Yosemitethales in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff** in San Francisco.

I.

Yosemite (sprich Josemmeti) ist ein Zauberwort, nicht nur in Californien, sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf diesem weiten Continente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas. Ja sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnißmäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. Uns San-Franciscanern ist Yosemite, dessen Bilder uns an Hunderten von Schaufenstern, in Privatwohnungen und sogar auf dem Theatervorhang wie unser eigener Schatten überall hin folgen, längst etwas Alltägliches. Aber trotzdem gehört leider bei uns ein großer Entschluß dazu, ehe sich Einer einmal auf ein paar Wochen ganz von den Geschäften losreißt, um jenes Wunderthal zu besuchen, seine Pracht in der Wirklichkeit zu betrachten und die lärmenden Straßen unserer werdenden Weltstadt mit dem Zauber und Frieden der freien Natur im schönen Goldlande zu vertauschen. Wir wohnen hier gleichsam vor der Himmelspforte und gucken nur so gelegentlich ein bischen in den californischen Himmel hinein. Wenn ich hinzufüge, daß ich bereits zwölf Jahre am Strande des Pacific wohne und erst in diesem Sommer Yosemite — in dessen Nähe ich öfters gewesen bin — besucht habe, so ist das allerdings ein bedauernswerthes Geständniß. Doch ist es mir damit nicht besser und nicht schlechter ergangen, als den meisten von meinen hiesigen Freunden. Um aber jetzt das lange Versäumte in vollem Maße wieder gut zu machen, will ich versuchen, die Wunder des Felsthales in der Sierra auch Jenen, die in der fernen Heimath wohnen und es wohl nie besuchen werden, anschaulich zu schildern.

Ein herrlicher Junimorgen fand mich auf der geräumigen Veranda des stattlichen El-Capitan-Hotels in Merced, einem Städtchen an der südlichen Pacificbahn, 139 engl. Meilen südöstlich von San Francisco entfernt, wo sich einige vierzig Touristen versammelt hatten, um nach dem von dort noch 85 engl. Meilen entfernten Yosemitethale zu reisen. Wir hatten diese Jahreszeit — Mai und Juni — als die günstigste zu unserm Ausfluge gewählt, weil alsdann die Katarakte im Thale wasserreicher und großartiger sind als später im Sommer oder im Herbst. Die meisten der anwesenden Touristen zogen die bequemere Route zu Wagen über Coulterville direct ins Thal vor, wogegen ich mich einer lustigen Gesellschaft anschloß, welche die beschwerlichere Reise über Mariposa unternommen hatte, um die Gelegen-

heit wahrzunehmen, zuerst noch einen kleinen Abstecher nach den weltberühmten Mammuthbäumen in der Sierra Nevada zu machen, die gleichsam im Vorhofe des Yosemitethales vom Schöpfer hingepflanzt worden sind.

Meine Reisegesellschaft war, wie gesagt, die angenehmste. Die Mitglieder derselben bestanden aus einem neuvermählten Ehepaar aus Sacramento, das im Yosemitethale seine Flitterwochen feiern wollte, aus einer weit in der Welt herumgekommenen schottischen Familie, drei charmanten jungen Amerikanerinnen aus San Francisco, die auf eigene Hand ein bischen in Californien herumreisten, aus zwei Amerikanern, deren Heimath Illinois und Massachusetts war, und meiner bescheidenen Person — zusammen gerade ein Dutzend zählend. Bei einer so aus weit von einander entfernten Gegenden zusammengewürfelten Gesellschaft mußte man es in der That ein halbes Wunder nennen, wie trefflich Alle mit einander harmonirten. Schon nach der ersten Tagereise schien es, als ob wir uns jahrelang kennten, und Scherz und gesellige Freude verkürzten uns die schnell enteilenden Stunden.

Die erste Tagereise legten wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fuhren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene, dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, passirten die alten jetzt ganz verwahrlosten Goldminenlager von Hornitos und Mariposa, wo Fremont in den fünfziger Jahren sein „Eldorado“ hatte, und erreichten beim Dunkelwerden Clark's Ranch, das Karawanserei der Yosemitereisenden, 67 engl. Meilen

Blick in das Yosemitethal. (Nach einer Photographie.)

von Merced. Hier war es, in einer Höhe von 4141 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans, Abends recht kühl, und wir fanden das von ansehnlichen Baumstämmen unterhaltene lodernde Feuer im riesigen Kamin des Gastzimmers sehr behaglich.

Der folgende Tag ward dazu bestimmt, die nur 6 engl. Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammuthbäume mit einem Besuche zu beehren. Nach erfrischender Nachtruhe saß die ganze Touristenschaar, Herren und Damen, im Sattel, und unter der Leitung eines der Gegend kundigen Führers trabten wir in langer Reihe lustig auf dem Saumpfade ins Gebirge. Wie herrlich, das Stück saftig grünen Wiesenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie schlank und stolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kiefernbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauschen! Die Fernsichten auf die dichtbewaldeten Gebirgskuppen waren überaus malerisch; und dabei begünstigte uns ein wundervolles Wetter, wie es schöner nicht gedacht werden kann, und ein tiefblauer Himmel breitete sich wie ein Azurdom über die prächtige Sierra aus. Die Vögel sangen im Waldesgrün, hier und da glänzten die wie aus hellrothem Wachs geschnittenen schlanken „Schneeblumen“ (snow plant; Sarcodes sanguinea) auf dem mit riesigen oft einen Fuß langen Tannenzapfen besäeten Grunde, aus dem sie als rothe Flammen hervorzuwachsen schienen, und selbst die mit hellgrünem Moos bekleideten abgestorbenen Zweige der himmelanstrebenden Kiefern schienen es darauf abgesehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch starre Nacktheit zu stören.

6541 Fuß über dem Meeresspiegel erreichten wir den

sogenannten Mariposa-Hain der Mammuthbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgesonderte Baumgruppe bilden, sondern, etwa 600 an Zahl, im Urwald zerstreut sind. Diese Riesenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere im Gebirgszuge der Sierra Nevada vor. Sie gehören zur Species der Rothtannen und der für sie angenommene botanische Name ist Sequoia gigantea. Der ihnen zuerst von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewiesen und der eines Cherokee-Indianers erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra Nevada, und ist der etwa 100 engl. Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende Calaverashain [1]) der bekannteste Rivale des erstern. Aber im Calaveras-Grove macht sich die neuere Cultur mit Hotels, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Riesenstamm, Theater, Comptoirs u. s. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur ist. Der Mariposa-Hain sowie das Yosemitethal wurden dem Staate Californien von den Vereinigten Staaten als „Nationalparks" geschenkt mit der Bedingung, daß nie etwas an den dortigen Naturwundern geschädigt werden darf. Eine von der californischen Legislatur eingesetzte Commission bewacht die strenge Ausführung dieses vortrefflichen Gesetzes.

Der erste von den Riesenbäumen, den wir zu Gesicht bekamen, war ein gefallener Koloß. Vermittelst einer Leiter erstiegen wir seinen gewaltigen Stamm und wanderten wie auf einer Straße oben auf seinem Rücken hin, der breit genug ist, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieser Koloß, der den passenden Namen „Mammoth of the forest" (der Waldesriese) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, $1\frac{1}{2}$ Fuß dick, ist fast ganz von ihm verschwunden. Das fehlende Ende vom Stamm ist durch Feuer zerstört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Riese einst im Boden gemacht hat, läßt sich heute noch erkennen. Als er in Manneskraft aufrecht im Urwalde dastand, muß er circa 40 Fuß dick gewesen sein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine ursprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geschätzt; das wäre nur 36 Fuß niedriger als der Straßburger Münster! Das Alter dieses Urwaldsriesen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter von Sesostris zurückreicht. Diese Zahlen scheinen so unglaublich zu sein, daß Einer beim Aussprechen derselben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrthum ist nicht wahrscheinlich, da die Jahresringe im Stamm dessen Alter ziemlich deutlich bestimmen. Ein anderer von Agassiz gemessener Riesenbaum hat nach seinem Ausspruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren Sequoias reicht unstreitig bis weit über Christi Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germanen in der Geschichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moses gelebt haben soll und Salomon den Tempel in Jerusalem erbaute.

Vom Stamm des gefallenen Riesen erblicke ich mehrere säulenähnlich im Urwalde dastehende Genossen desselben und frage unsern Führer, wie hoch wohl der ansehnlichste unter ihnen sein mag. 250 Fuß, lautet die Antwort. Ich hätte ihn auf 100 Fuß niedriger geschätzt; aber der Führer mußte wohl Recht haben, da die anderen den Forst bildenden Coniferen oft eine Höhe von 150 bis 175 Fuß hatten, und jener sich bedeutend über die Wipfel seiner Trabanten erhob. Zum Erstaunen ist es, wie leicht man sich in der scheinbaren Höhe jener Baumkolosse, namentlich wohl infolge ihres massiven Umfangs, täuscht. Ich hätte sicherlich keinen derselben nach seinem Aussehen auf höher als 200 Fuß geschätzt; aber die größten unter ihnen sind oft gemessen worden, und ihre Höhe ist so genau festgestellt wie die irgend eines ansehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Riesenbäume ist weit mehr in die Augen fallend als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren variiren von 60 bis 100 Fuß und darüber. Ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark. Von der Größe dieser Bäume erhält man durch bildliche Darstellung keinen rechten Begriff, da sie alsdann wie alle anderen Bäume aussehen; man stelle sich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe besser würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Riesenbäumen, welche eben so hoch und höher sind als Kirchthürme, die sich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen ist, sich am Fuße eines jener Waldkolosse auf den Rücken am Boden hinzulegen und langsam am Stamm emporzublicken, der sich dann wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Aussehen der Sequoias, deren Stämme in fortschreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall ist an Dicke verlieren, läßt sich passend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerstreut im grünen Urwald dastehen, denn das ist die Farbe ihrer Rinde. „Es ist, als ob sie Sonnenschein in das Urwaldsdunkel brächten," hat ein Amerikaner poetisch gesagt. Ihre Zweige sind aber nicht so malerisch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Massives, Gedrungenes. Oft haben die Aeste, von denen die niedrigsten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenstamm herauswachsen, die Mächtigkeit von ganz ansehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel sind nicht selten, vielleicht schon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrausenden Stürmen abgebrochen, und viele Sequoias sind durch furchtbare Waldbrände angebrannt worden, was ihre Schönheit sehr beeinträchtigt.

Langsam ritt unsere Cavalcade mehrere Meilen weit durch den stolzen Urwald und staunte die bald näher bei einander, bald zerstreuter darin stehenden hellbraunen Säulen der Riesensequoias an. Mitunter führte der Weg uns quer durch einen halbausgebrannten Mammuthbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel sitzend, wie durch einen hohen Thorweg hindurchritten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meistens in Goldbuchstaben, auf Marmortafeln am Stamm paradiren. Ohne Zweifel hat die Benennung dieser Bäume ihre Berechtigung, weil man sonst nicht von ihnen im Einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Namen sind meistens sehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern und eitle Yankee-Frauen, die sich gern verewigen möchten, bilden die Hauptmasse von Namen auf jenen Marmortafeln. Unter den Namen an den Mammuthbäumen bemerkte ich die der Eisenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperor Norton" (dieser, der bekannte in San Francisco residirende Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, liegt sinnreicher Weise auf der Erde), Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und seine Frauen u. s. w. Jene Urwaldsriesen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entsproßten, mit solchen Namen zu taufen, schien mir einfach lächerlich zu sein. Die Benennungen nach Staaten, wie Ohio, Illinois u. s. w., und selbst die „Drei Grazien", ließ ich mir schon eher gefallen. Die letztgenannten drei etwa 527 Fuß hohen prächtig schönen Bäume stehen in malerischer Gruppe nicht weit von einander. Es wäre gerade Platz

[1]) S. Abbildungen desselben und seiner Riesenbäume „Globus" XXVI, S. 50 ff.

Generalansicht des Yosemitethales. (Nach einer Photographie.)

zwischen ihnen für einen hohen Kirchthurm, z. B. den der Trinitykirche, den höchsten Thurm in Newyork, dessen 264 Fuß hohe Spitze von den obersten Zweigen der Drei Grazien hübsch beschattet werden würde.

Der gewaltigste unter den Riesenbäumen im Mariposa-Grove ist der ganz allein stehende „Grizzly Giant“, ein Koloß von 300 Fuß Höhe, mit einem Stamm von 33 Fuß Durchmesser und 112 Fuß Umfang. Sein niedrigster Zweig ist 80 Fuß über dem Boden und etwa 6 Fuß dick. An der Stelle, wo dieser Ast beginnt, hat der Stamm noch einen Durchmesser von beinahe 20 Fuß.

Doch wir wollen dem Vorhofe des Yosemitethales mit seinen tausendjährigen Baumkolossen Lebewohl sagen. — Die Frühsonne des 10. Juni fand uns in fröhlichster Stimmung wieder auf dem erst vor Kurzem aus einem halsbrechenden Saumpfad in eine sichere Bergstraße umgewandelten Wege nach Yosemite, der an der Seite dicht bewaldeter Gebirge uns durch eine malerische Gegend führte. Am andern Abhange eines breiten Thalgrundes zu unserer Linken zeigten sich in langer Linie gewaltige graue Felspartien, die oft bastionen- und domartige Umrisse annahmen, und deren Banten immer imposanter wurden, je mehr wir uns dem Ziele unserer Reise näherten. Die Landstraße von Coulterville zog sich wie ein heller Faden an den jenseitigen Höhen entlang; aus waldiger Tiefe blinkte ein schöner Wasserfall uns entgegen. Unversehens gelangten wir auf ein hohes felsiges Vorgebirge, das sogenannte „Inspiration Point“, wo sich plötzlich das felsumgürtete Yosemitethal in seiner

Die Kathedrale. (Nach einer Photographie.)

ganzen wilden Herrlichkeit vor unseren staunenden Augen aufschloß.

Dieser erste Blick in das etwa 7 engl. Meilen lange und $^1/_2$ bis 1 engl. Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada läßt sich mit nichts vergleichen, das ich noch auf allen meinen Reisen geschaut habe; und ich kenne Amerika vom Hudson bis nach Mexico, vom Gestade des Atlantischen bis zum Pacifischen Ocean, und die Schweiz und andere Gebirgsgegenden Europas recht genau. Allerdings fehlten dem Bilde die Schneegipfel und Gletscher der Alpen, und kein Vierwaldstättersee spiegelte neben malerischen Bergen anmuthige Städte und grüne Gelände in blauer Fluth uns entgegen; keine Rheinlandschaft mit Schlössern und Burgen und tausendjährigen Culturstätten entzückte hier das Auge. Vor uns war alles wilde, großartige Natur. In wunderbar scharfen Contouren traten unter dem klaren wolkenlosen Blau des californischen Himmels die nackten ungeheuern Felswände von Yosemite wie eine lange Vista in mächtiger Doppelreihe uns entgegen: auf der Nordseite zuerst der graue El Capitan, eine breite fast viereckige senkrechte Granitmauer, die, mit einem Flächenraum von beinahe einer englischen Quadratmeile, direct aus dem grünen Thalgrund aufsteigt. Neben dem El Capitan schlängelte sich das 1000 Fuß lange Silberband des Virgin's-Tears-(Thränen der Jungfrau) Falles poetisch zwischen den Felsen herunter; jenseits desselben blickten hinter einander die originellen Felshörner der Three Brothers hervor, und im Hintergrunde stand der hellgraue und kuppelgestaltete himmelanstrebende North Dom. Dem El Capitan gegenüber wallte der Bridal-Veil-(Brautschleier) Fall zwischen grünen Tannen zauberisch in den

tiefen Thalgrund hinab, und die Granitzacken und schroff aufsteigenden Klippen der Kathedral-Felsen und -Thürme und des einer riesigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bildeten auf der Südseite die hervorragendsten Punkte einer scharf crenellirten Felslinie, welche ihren Abschluß in der dem Norddom gegenüberliegenden kolossalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben sich von beinahe 3000 bis zu 5000 Fuß über das Yosemitethal, das seinerseits 4060 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Zwischen diesen großartigen Granitbauten schlängelt sich der Merced wie ein Silberband durch ein grünes herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges lag über den fernen Domen und umhüllte dieselben wie mit magischem durchsichtigen Schleier, während sich die näheren Granitmauern und Felshörner in scharfen Umrissen aus dem grünen Thalgrund emporbauten — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturschönheit, das den Pinsel unsers genialen Landsmannes Albert Bierstadt zu einem seiner prächtigsten Gemälde begeistert hat. Von dem himmelhohen Katarakte des Yosemitefalls und von den prachtvollen Vernal- und Nevadafällen erblickt das Auge nichts auf dem Inspiration Point; aber trotzdem bleibt dieser erste Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Besucher desselben unvergeßlich und kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwischen. Gern hätten wir länger auf dem herrlichen Vorgebirge des Inspiration Point verweilt, um von dort das wilde Prachtpanorama zu genießen. Aber dazu ward uns leider nur kurze Zeit vergönnt, und auch die bequeme Reise mit der Stagekutsche nahm bald ein Ende. Der Fahrweg sollte erst in vierzehn Tagen bis ins Thal vollendet werden und wir waren gezwungen, per Esel und Pony auf einem halsbrechenden Saumpfade ganz in dasselbe hinabzusteigen. Ich hatte mir von der Pony- und Mauleselbrigade, die uns am „Trail" erwartete, einen störrischen Mustang erobert, der sich zwischen dem Felsgeröll oft in keineswegs angenehmen Kletterübungen erging. Nachdem ich aber den Thalgrund glücklich erreicht hatte, ritt ich zwischen prächtigen Nadelhölzern und Eichen sicher und wohlgemuth weiter nach dem noch vier englische Meilen entfernten Gasthause und genoß unterwegs die malerische Umgebung der stolzen Granitbauten und das Zauberbild des Bridal-Veil-Katarakte mit ungestörter Freude.

Die Schildwache (Sentinel). (Nach einer Photographie.)

Der Weg führte unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die sich in wahrhaft kolossaler Form 3100 Fuß senkrecht über mir emporbaute. In der Mitte der hellgrauen Granitwand befindet sich in ziemlich deutlichen Umrissen das natürliche Bild eines riesigen Mannes mit schwarzem, fliegendem Haar und ernst thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieses Bildniß, das jeder Vorüberpassirende, ohne viel Phantasie besitzen zu dürfen, leicht erkennt, knüpft sich eine interessante indianische Sage. Der indianische Name des El Capitan ist Tutokanula, der zugleich als der Herrscher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgesichter ins Land gedrungen waren — so erzählt die Sage — lebten hier die Rothhäute, für deren Unterhalt Tutokanula väterlich sorgte, in friedlicher Abgeschiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende als die liebliche Göttin Tissaak dem Tutokanula auf dem Gipfel des damals noch nicht gespaltenen Süddoms erschienen war und jenen zu sich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokanula verbrachte fortan all seine Zeit in den Armen der reizenden Tissaak, er kümmerte sich nicht mehr um die Menschen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, so daß eine Hungersnoth im Thale unausbleiblich schien. Das weiche Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die sich, um Rettung flehend, an sie gewandt hatten. Sie riß sich aus den Armen des Tutokanula und rief den Großen

Der große Yosemite-Fall. (Nach einer Photographie.)

Geist um Hülfe an für ihr Volk. Der zerspaltete den Süddom und ließ die Fluthen des Hochgebirgs durchs Thal rauschen, Regen strömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angst vor der Hungersnoth hatte ein Ende. Tissaak aber, die sich dem Großen Geiste als Opfer dargebracht hatte, war auf immer verschwunden. Als Tutokanula seinen Verlust entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne seine Geliebte nicht länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborstenen Süddoms (wo dasselbe in schwachen Umrissen zu sehen ist) und sein eigenes mächtiges Bildniß in die Granitmauer des El Capitan, von wo aus er immer noch ernst und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung seiner verschwundenen Göttin, hinüberblickt.

Im Yosemitethale werden die Sagen der Urbewohner und die Namen, welche sie allen hervorragenden Felsen und Katarakten gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothhäuten längst verschwunden sein wird. Yosemite bedeutet auf indianisch „der große graue Bär". Der dem El Capitan schräg gegenüberliegende Bridal-Veil-Fall wird von den Indianern Pohonó, d. i. der Geist der bösen Winde, genannt. Keine Rothhaut wagt sich gern dorthin, und niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Katarakte im Lager verbringen. Die durch die herabstürzenden Fluthen in seiner Nähe stets heftig erregte Luft scheint jenen von bösen Geistern voll zu sein. Die Entdeckung des Yosemitethales im Jahre 1851 hatte schrecklicher Weise die fast gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abtheilung Milizen und Grenzler verfolgte eine Schaar vor ihnen flüchtender Rothhäute, die sich des Pferdediebstahls und Mordthaten an einigen Minern schuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch unbekannte Bergfeste und tödtete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Ueberrest. Die letzte Schlucht, in welcher die Indianer Schutz suchten und wo die meisten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt heute noch den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgier und Mordlust hatten die Rothhäute selbst das Verhängniß gegen sich heraufbeschworen, einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr, ein wehmüthiger Gedanke, daß sich die Entdeckung des herrlichsten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragischen Untergange seiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute sieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend, die vom Fischfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlassen. Noch wenige Jahre und auch dieser kleine Rest des einst zahlreichen Yosemitestammes wird verschwunden sein; keiner wird alsdann noch die Geister am Pohonó fürchten, und Tutokanula's Riesenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capitan nach den alten Bewohnern des Thales ausschauen.

Der Bridal-Veil-Fall, den ich bei meinem Eintritt ins Yosemitethal ganz in der Nähe sah, wird oft als der Staubbach in der Sierra Nevada bezeichnet. Aber jener ist weit wasserreicher und viel imposanter als sein Bruder in den Alpen. Die Höhe der beiden Wasserfälle ist fast dieselbe; der Staubbach ist 925, der gegen 70 Fuß breite Brautschleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach seine weiche milchige Fluth unaufhörlich über den Abhang in die Tiefe drängt und als ein diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnenthals erreicht, stürmt der Pohonó mit donnerndem Brausen auf mächtige Granitblöcke in den waldumbauten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Raketen schießen die Fluthen hier und da aus dem vom Winde zertheilten Katarakte herab, der, aus der Ferne gesehen, einem riesigen silberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich ist — daher sein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen farbigen Bogen auf die sprühenden Fluthen des herrlichen Wasserfalls malt, über den sich die 3750 Fuß hoch aufsteigenden Granitgipfel der sogenannten „Drei Grazien" (Three Graces) stolz erheben und auf die der kolossale El Capitan ernst hinüberschaut, so ist das ein Gesammtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs fast als kleinlich erscheint.

Wie ich am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Merced zwischen zerstreut wachsenden Eichen und prächtigen Coniferen langsam weiterreite, begrüßen mich zunächst an meiner Rechten die 2660 Fuß hoch aufstrebenden kolossalen Mauern der Kathedrale, neben deren steilen Klippenwänden zwei isolirt dastehende sich an 500 Fuß über das Felsgesims erhebende Granitpfeiler, die Cathedral-Spires, d. i. Kirchthürme, seltsam aufgesetzt sind. Dann treten mir an der Nordseite die 4300 Fuß hohen schrägen Gipfel der Three Brothers entgegen (von den Indianern die Pompompasus, d. h. die sprungfertigen Frösche, genannt), die aussehen, als ob sie jeden Augenblick in das Thal herabstürzen könnten, und rechter Hand der furchtbar steile Sentinelfels, von den Indianern Loya, d. h. die Schildwache, genannt. 3270 Fuß baut er seinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit ist, über das grüne Thal empor, das zu seinen Füßen mit prächtigen 150 bis 175 Fuß hohen Fichten geschmückt ist. Hinter dem Loya liegt die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen Sentineldoms.

Aber mehr noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem ihm gegenüber von der Südseite der Thalwand aus einer Höhe von 2634 Fuß in drei Cascaden sich herabstürzenden Yosemitefalls gefesselt, dem höchsten bekannten Wasserfall auf der Erde; ich sage ausdrücklich, der höchste Wasserfall, denn der ihm gegenüberliegende 3200 Fuß hohe Sentinelfall kann ihm diesen Rang nicht streitig machen, da derselbe sich nur wie ein schmales silbernes Band an den steilen Felsen heruntersc hlängelt und gar nicht das Aussehen eines Kataraktes hat. Unter den Schweizerfällen kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es sind ihrer sieben auf einander folgende unterbrochene Cascaden, und keiner von ihnen kann sich im entferntesten an Wasserfülle und Größe mit dem obern Yosemitefall messen. Dieser ist 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert sich nach unten bis auf 300 Fuß. Der durch einen Felsenvorsprung von ihm getrennte mittlere Fall ist 600 Fuß hoch und stürmt über eine steile, rauhe Granitfläche herab, und der untere gleich auf ihn folgende macht seinen Riesensprung von 434 Fuß direct in den Abgrund. Der obere Yosemitefall schwebt wie der Brautschleierfall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brausen und der Anblick der gleichsam vom Himmel herabstürzenden mit unzähligen blitzenden Tropfen und Wassergarben sich drängenden Fluth gab den schroffen Contouren der umliegenden Granitgipfel ein lieblicheres Aussehen, denen ohne den riesigen Katarakt gleichsam das pulsirende Leben gefehlt hätte.

Die Erforschung Hissars durch die russische Expedition von 1875.

Nach dem Russischen von **N. Majew**[1]) in Taschkend.

I.

R. K. Schon in Band 28, S. 286 dieser Zeitschrift machten wir mit kurzen Worten auf den wichtigen Zuwachs aufmerksam, welchen die Erdkunde durch die Erforschung der Landschaft Hissar Seitens einiger russischen Gelehrten erhalten hat. Das damals nur in dürftiger Weise veröffentlichte Material hat jetzt durch die immerhin noch sehr kurze „Geographische Skizze des Hissarschen Kreises und der Begschaft von Kulab. Von N. Majew“ sowie die dazugehörige Karte eine wesentliche Bereicherung erfahren. Alles, was wir bis jetzt von dem in Rede stehenden Gebiete wußten[1]), waren Angaben orientalischer Autoren und Erkundigungen europäischer Reisender, aus welchen es unmöglich war ein

Die russischen Aufnahmen in Hissar und Kulab.

klares Bild des Landes sich zu construiren. 629 n. Chr. wandert Hiuen-thsang, ein buddhistischer Pilger aus China, auf seinem Wege nach Indien von Samarkand über Kisch (Schehrisebz) nach Termez unweit des Amu und hinterläßt uns die ersten Nachrichten über Hissar, welche Stanislas Julien aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt hat. Etwa vierzig Jahre später dringen die Araber in die Berglandschaften am obern Amu-darja ein; aber ihre ersten Berichte sowohl, wie die des arabischen Geographen el-Jaqubi und des Ibn-Chordadbeh aus dem neunten Jahrhundert sind noch sehr dürftig und ungenau. Erst die beiden berühmten Geographen des zehnten Jahrhunderts, Istachri und der ihm befreundete Ibn-Haugal, geben uns ausführlichere Nachrichten über jene Gegenden, wie überhaupt über die Länder am Oxus und Jaxartes; das geographische Werk des gleichzeitigen Moqaddessi soll erst noch durch Professor de Goeje in Leyden herausgegeben werden. Die späteren Werke der reichen geographischen Literatur der Araber bieten nichts Neues über das in Rede stehende Gebiet. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts endlich durchreist der erste Europäer, Ruy Gonzales de Clavijo, Gesandter Heinrich's III. von Castilien an Timur, die Westhälfte des Landes, den

[1]) Iswestija der Kaiserl. Russ. Geogr. Ges. XII (1876), Heft V, S. 349 bis 363.

[1]) S. P. Lerch, Ein Blick auf die Resultate der hissarschen Expedition in der „Russischen Revue“ 1875, VII, Heft 8.

Weg von Termez am Amu durch das Eiserne Thor nach Kisch und Samarkand. Dann hat es bis zum Jahre 1875 gedauert, ehe wieder ein Europäer jene Gebiete betreten hat, und aus der Zwischenzeit haben wir nur persisch oder türkisch abgefaßte Reisebeschreibungen oder Erkundigungen, welche Europäer in den Nachbarländern einzogen. Erst jetzt haben alle diese zum größten Theile nur Orientalisten zugänglichen Quellen ihre feste Grundlage durch die Arbeiten der russischen Expedition erhalten, deren Aussendung ein Verdienst des Generalgouverneurs von Turkestan, von Kaufmann, ist.

Die gewaltige, nach Südwesten streichende Masse des Thian-schan [1]), welche in ihrem mittlern Theile beim Gebirgsknoten Chan-Tengri östlich vom Issyk-köl ihre größte Höhe (etwa 24,000 engl. Fuß) erreicht, senkt sich gegen Westen bedeutend herab. Dort schieben sich die breiten Thäler von Ferghana (das frühere Chanat von Chokand), von Samarkand (Zarefschan-Thal) und von Schehrisebz (d. i. die grüne Stadt, jetzt von den Russen oft kurzweg mit dem persischen Schaar, d. i. Stadt, genannt) zwischen das Gebirgsmassiv hinein. Südlich von letzterm Thale, dem des Kaschka-darja, erhebt sich ein Gebirge, welches in letzter Zeit den Namen des Hissarschen erhalten hat, bei den Eingeborenen aber unter verschiedenen Namen bekannt ist. Das fast unbekannte Gebiet zwischen diesem Gebirge und dem Amu-darja zu erforschen, war die Aufgabe jener Expedition, welche im Frühjahr 1875 von General von Kaufmann entsendet wurde und aus folgenden Mitgliedern bestand: Redacteur der Turkestanischen Zeitung N. A. Majew als Chef, Unterlieutenant D. M. Wischnewski, Astronom F. F. Schwarz und Dolmetscher J. Kasbekow.

Eine der ersten Autoritäten über Centralasien, der verstorbene A. P. Fedtschenko, nahm südlich vom Gebirge von Hissar die Existenz ausgedehnter Ebenen mit Steppencharakter an und begründete seine Ansicht damit, daß der zum Chanat Buchara gehörige Hissarsche Kreis im Sommer von heißen Winden (Garmsir oder Tebbad), welche die gefährliche Krankheit „tebb“ (persisch, d. i. Fieber) verbreiten, sowie von kalten Fiebern, welche Hissar, Kulab, Kunduz und das ganze Uferland am Amu berüchtigt gemacht haben, heimgesucht wird. Diese Annahme erwies sich jedoch als falsch. Denn der Thian-schan reicht südwestlich bis an den Amu bei Kelif und erfüllt mit seinen schon sehr niedrigen Ausläufern den ganzen Raum zwischen Kelif und Kerki (am Amu auf dem Wege von Andchui in Afghanistan nach Buchara), ohne bis an letztern Ort heranzureichen. Und die Erscheinung der tief in das nordwestliche Ende des Thian-schan eingeschnittenen Thäler wiederholt sich auch in seinem südwestlichen Theile, von der Einmündung des Wachsch in den Pandsch bis nach Kelif hin. Auf dieser Strecke haben wir vier breitere, in das Gebirgsmassiv eingesenkte Thäler, nämlich das von Schir-abad, die breite fruchtbare Ebene des Surchan, die von Kurgan-tübe am Unterlaufe des Wachsch oder Surchab und die Ebene von Kulab, welche sich nach oben zur Schlucht Chawaling verengt. — Nach Westen zu wird das Gebirge bedeutend niedriger: der Paß Tachta-Karatscha auf dem geraden Wege von Samarkand nach Kitab hat z. B. nur noch 5180 Fuß (engl. oder russ.) Höhe. Noch niedriger wird der Thian-schan, wo er sich Chuzar und dem Amu nähert: der Paß Ak-rabat, der höchste Punkt auf der Straße [1]) zwischen Karschi und Schirabad, liegt 4590 Fuß (absol.) hoch. Die Uebergänge über die Gebirge, welche die ganze Gegend zwischen den Grenzen von Darwaz einerseits, dem Amu- und dem Hissarschen Gebirge andererseits erfüllen, sind gleichfalls nicht hoch, wie z. B. der Paß von Faizabad, auf dem Wege von dieser Stadt zum Winterdorf (Kischlak) Narak im Thale des Wachsch 3350 Fuß; der Paß Guli-sindan, unweit des vorigen, auf dem Wege vom Wachsch in das Thal von Baldschuan 3580 Fuß; der Paß Uzun-akyr auf dem Wege von Baldschuan nach Kulab 3610 Fuß; der Paß Kal-schadi zwischen Kulab und Kurgan-tübe 2200 Fuß und der Tasch-rabat, wenig westlich vom vorigen, 2590 Fuß. Immerhin aber besitzt der Thian-schan östlich vom Meridian von Kitab noch Höhen, welche die Schneelinie weit überragen. Von Tschim-kurgan, 20 Werst südwestlich von Schehrisebz, sind deutlich Schneepiks des Hissarschen Gebirges, der Kalai-schiraja und der Mas-kara-choja, sichtbar; ebenso an der Südseite des Gebirges von Karatag (nordwestlich von der Stadt Hissar) aus. Auf diesen Schneebergen und Gletschern entspringen einige große Flüsse, welche dem Amu und dem Kaschka-darja tributär sind und ihre Thäler zu fruchtbaren machen; zum Stromgebiete des erstern gehören der Schir-abad-darja, der Surchan, der Fluß von Kafirnahan und der Wachsch, zu dem des letztern der Kyzyl-su und der Chuzar-darja, mit welchem die Expedition ihre geographischen Forschungen begann.

Dieselbe hatte sich von Samarkand auf dem Saumpfade über den Paß Tachta-Karatscha nach Schehrisebz und Karschi begeben, um dort den Emir von Buchara zu begrüßen. Drei verhältnißmäßig bequeme Wege führen über den westlichen Theil der Hissarschen Kette, nämlich 1. als westlichster die Route (Buchara)-Karschi-Chuzar-Baisun-Schirabad, 2. östlich vom vorigen über ein hohes Plateau die Straße von Schehrisebz nach Jar-tübe, Kalta-minar, Baisun und Schir-abad und 3. als westlichste Passage ein Weg von Schehrisebz über Jakabagh (Jakobak, Jaka-bagh = Garten am Rande sc. der Wüste, des Thales, des Berges oder dergleichen), den Paß Sengri-dag und die Schlucht Tasch-Kurgan nach Sary-dschui in Hissar. Zu ihrer Hinreise wählte die Expedition den ersten Weg, um auf der Rückkehr den zweiten kennen zu lernen. Kaum näherte sie sich in Chuzar dem Gebirge, so zeigte sich auch sofort, wie falsch die bisherigen Karten sind. Der Chuzar-darja erscheint auf ihnen als ein unbedeutender, sich im Sande verlierender Bach, während er in der That ein bedeutender Gebirgsfluß ist, der für die Bewässerung und Bebauung des oasenartigen Districts von Chuzar und der Thäler seiner beiden Quellflüsse, des Katta-uru-darja und der Kitschi-uru-darja (Katta = groß, Kitschi = klein), von größter Wichtigkeit ist. Der große Uru-darja entspringt im Gebirge Chan-tachta, dem westlichen Ende des Schneemassivs Kalai-Schiraja; der kleine am Baisun-Tau. Beim Gebirgsdorfe Kusch-lusch, 16 Werst vor Chuzar, vereinigen sich beide; dann fließt der Strom als Chuzar-darja bei der gleichnamigen Stadt vorbei und zertheilt sich 18 Werst weiter unterhalb (22 Werst von Karschi) beim Dorfe Yangi-kent in Bewässerungscanäle. Die Ufer des Katta-uru-darja sind am stärksten bevölkert; es giebt unter diesen özbegischen Bergbewohnern sehr wohlhabende Leute, welche Herden von 2000 bis 3000 Schafen und 500 bis 1000 Kameelen besitzen. Im Sommer verlassen dieselben ihre Ansiedlungen im Thale und ziehen mit ihren Herden höher ins Gebirge,

---

[1]) Obwohl jetzt nur der kleinste Theil (das Ostende) dieses sich durch mehr als 30 Längengrade erstreckenden Gebirges noch im Besitze der Chinesen sich befindet, so dürfte es sich doch empfehlen, diesen Namen (statt der Uebersetzung „Himmels-Gebirge“) beizubehalten, zumal es wenig über zwei Jahrzehnte her ist, daß die Russen zuerst an seinem Nordabhange Fuß faßten.

[1]) Der russische Text sagt sogar, etwas unwahrscheinlich, „der höchste Punkt des Massivs, welches von der Straße Karschi-Schirabad durchschnitten wird.“

wo sie in der Nähe der Schneeregion den ganzen Sommer hindurch frisches Gras für ihre Herden finden; und zwar beweiden die Bewohner der Gebirgs-Amlakdarschaft [1]) Katta-minar die Bergwiesen am Katta-uru-darja, die von Kara-chowal das Gebiet des Kitschi-uru-darja. Die Ansiedelungen (Kishlak) stehen daher während des Sommers leer und fangen erst mit Beginn des Herbstes an sich wieder zu beleben. Zum Winter treiben diese Oezbegen ihre Herden in die Hungersteppe von Karschi, wo sich verhältnißmäßig weniger Schnee befindet, und die üppigen Salzpflanzen den Herden ein kräftiges Winterfutter bieten.

Der Chuzar-darja ist, wie seine beiden Quellströme, überall furthbar; nach Istachri und Ibn-Haukal galt damals der Katta-uru-darja als Hauptquelle und hieß zusammen mit dem heutigen Chuzar-darja „Chuzar-rud". Seine Zuflüsse waren der Dschadsch-rud (heute Kitschi-uru-darja) und der Chaschk-rud (heute Kaschka-darja).

Von Chuzar zog die Expedition durch das Gebirge nach Ak-rabat, einem kleinen, jetzt zerstörten Bauwerke aus der Zeit Abdullah Chans, wo sich der Weg theilt. Nach Norden geht ein Bergpfad nach Kalta-minar, gen Osten der Weg über Derbent nach Baisun, welchen Majew's Expedition verfolgte. Nachdem sie das breite Tschaktscha-Thal passirt hatte, sah sie 12 Werst ($1\frac{1}{2}$ Tasch oder Farsang) vor Derbent das schon in alten Zeiten berühmte „Eiserne Thor" vor sich. Es ist eine enge Schlucht, 2 Werst lang und 5 bis 35 Schritt breit, welche in Windungen die hohe südwestlich [2]) streichende Bergkette durchbricht. Jetzt heißt sie bei den Eingeborenen Buzghala-chana (persisch, d. i. Haus des wilden Ziegenbockes) und der sie durchströmende Bach, welcher im Sommer austrocknet und nur bei Hochwasser den Schir-abad-darja erreicht, Buzghala-chana-bulak. Ihr westliches Ende liegt 3740 Fuß hoch, ihr östliches 3540 Fuß. Bis jetzt — sagt Lerch — kannte man diesen Paß nur dem Namen nach, und seine Lage war nach den Beschreibungen nicht genau zu bestimmen. Die einzigen Reisenden, welche uns über das Eiserne Thor einige, aber sehr unbestimmte Nachrichten überliefert haben, sind Hiuen-thsang und Clavijo. Beide sprechen von dieser Schlucht als von einer höchst merkwürdigen Naturerscheinung. Ersterer berichtet, daß er 500 Li (250 Werst) südöstlich von Samarkand das „Eiserne Thor" erreicht habe. So nennt man, sagt er, den Engpaß zwischen zwei parallelen Bergen, die sich rechts und links erheben und von merkwürdiger Höhe sind. Nur ein schmaler Pfad, welcher von Abgründen durchschnitten, trennt sie. Diese Berge bilden von beiden Seiten hohe Steinmauern, deren Farbe der des Eisens gleicht. Man hat hier ein zweiflügeliges Thor errichtet, welches mit Eisen beschlagen ist. An beiden Flügeln ist eine Menge eiserner Glöckchen angebracht, und da dieser Engpaß schwierig und stark vertheidigt ist, hat man ihm den Namen gegeben, welchen er heute trägt. — So lange die Kriegskunst noch auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stand, konnte freilich solch ein Thor ein ganzes Heer aufhalten. Clavijo aber, der 800 Jahre später diese Gegend bereiste, hat dasselbe nicht mehr vorgefunden, und beschreibt die Schlucht nur als eine uneinnehmbare Position.

Beim Eisernen Thore betrat die Expedition das Gebiet des Schir-abad-darja, der bei Derbent Derbent-darja heißt, wie denn die meisten Flüsse und Berge Centralasiens ihre Namen denen der nächsten Städte oder Dörfer entlehnen und nur in seltenen Ausnahmefällen einen besondern allgemeinen Namen tragen.

Der Schir-abad-darja entspringt am Gebirge Baisun-tau, so daß seine Quellen unfern derer des Kitschi-uru-darja liegen. Sein Thal ist arm an Ansiedelungen, und nur Derbent ist zu einem Winterdorfe von etwa 500 Gehöften angewachsen. In seiner Nähe liegt der Knoten des ganzen westhissarschen Gebirgssystems, wo sich die Axen zweier mächtiger Erhebungen kreuzen, so daß das ganze Gebiet zwischen Derbent und Baisun mit einem Chaos von Bergen und gewundenen, engen, sich kreuzenden Thälern erfüllt ist. Den geraden Weg über die Derbentschen Berge nach dem 3 Tasch von Derbent entfernten Baisun ließ die Expedition einstweilen bei Seite und zog vielmehr südwärts am Schir-abad-darja entlang nach der gleichnamigen Stadt. Zwischen Derbent und Lailakan weiter stromabwärts giebt es fast gar keine Dörfer, wenn man nicht die kleine Niederlassung Muntsch und die Aecker Igertschi und Schady-bai als solche gelten lassen will. Ehe der Fluß aus den Bergen in die Amu-Ebene tritt, durchströmt er die Engschlucht Nandagana, wo die Straße im Bette des reißenden Stromes selbst entlang führt. 6 Werst von der Schlucht liegt am Nordrand der Ebene die Stadt Schir-abad, der Schauplatz der Kriegsthaten Ali's, von dem sie ihren Namen erhielt. (Ali's Beiname „Schir" bedeutet „Löwe"; davon Schir-abad, „Stadt oder Sitz des Löwen".) Sie hat heute nicht mehr jene Bedeutung wie in alten Zeiten, als ihre Einwohner der Ueberlieferung zufolge den Schaaren der Mohammedaner Widerstand leisteten, ist aber doch neben Kabadian und Kurgantübe einer der wichtigsten Orte im südlichen Hissar. Man verweilte dort drei Tage lang und besuchte während dieser Zeit die Ufer des Amu bei der Ueberfahrtsstelle Tschuschka-Chuzar (Eber-Furth), wo unsere Karten eine Stadt oder ein Dorf angeben. In Wirklichkeit stehen dort nur zehn Behausungen von Turkmenen, keine Jurten, sondern nothdürftig aus Rohr und Schilf zusammengeflickte Hütten, und auch die seit nicht länger als Jahresfrist. — Der furchtbare Schir-abad-darja erreicht übrigens nicht jedes Jahr den Amu, im Frühling bei Hochwasser ausgenommen; seine Fluthen werden von den reichen Winterdörfern der Begschaft von Schir-abad zur Berieselung verwendet, langen jedoch stellenweise nicht für eine beständige Bewässerung aus, wie z. B. die Felder von Buz-rabat, südwestlich von Schir-abad, unter je drei Jahren nur während zweier das befruchtende Element erhalten können.

Von Schir-abad zog die Expedition durch das Thal des Schir-abad-darja zurück und hinter Lailakan auf dem geraden Wege gegen Nordosten durch das Gebirge nach Baisun, einer der wichtigsten Städte in Hissar, welche, rings von Bergen (im Süden und Osten die Kette Buri-tachta, im Westen die Berge von Derbent mit den Pässen Sakyrtma [4200 Fuß] und Jalzyz [Jalyyz, d. i. einzelner Weinberg?] von 4350 Fuß Höhe) umschlossen, in einem hohen, stets kühlen Gebirgsthale liegt. Dasselbe erstreckt sich in einem schmalen, nach Westen zu etwas breiter werdenden Streifen längs der Berge Kotar (d. i. die Gefrorenen) und wird von dem Bache Chodscha-murat-bagsch durchströmt, welcher die fruchtbaren Felder und Gärten von Baisun (3410 Fuß) bewässert. Dann überstieg sie das Gebirge, welches den Culturrayon von Baisun im Osten begrenzt, und sah das breite Thal des wasserreichen Surchan vor sich, dessen Existenz überhaupt nachgewiesen zu haben einen Haupterfolg der ganzen Reise ausmacht. Auf vielen Karten, selbst aus den Jahren 1875 und 1876, erschien als letzter westlicher Zufluß des Amu der Tupalan, der zuerst bei Burnes zu

---

[1]) Die einzelnen Provinzen des Chanats von Buchara werden von Begs regiert, welche ihrerseits für die Städte und größeren Dörfer Amlakdars (arab. amlak und pers. dar = der den Boden inne hat), entsprechend den russischen Amtsvorstehern, ernennen.

[2]) Es ist dies die allgemeine Richtung nicht nur des ganzen Hissarschen Gebirges, sondern überhaupt des gesammten Thian-schan-Systems.

Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts vorkommt und noch unlängst von dem Indier Faiz-Bachsch (welcher in Diensten der englischen Regierung schon 1867 Karschi, Chuzar und Schirabad, 1869 wiederum Karschi und 1870 als Mitglied der Forsyth'schen Mission nach Ostturkestan Balch, Badachschan, Wachan u. s. w. besuchte, dessen Angaben über Hissar aber sehr ungenau sind) unter den fünf großen Quellströmen des Oxus aufgeführt wurde. Indessen bezweifelte schon Fedtschenko diese Angabe, hielt den Tupalan für ein sehr kleines Flüßchen und bestritt dabei die Existenz des Surchan ganz und gar. Die Sache verhält sich jedoch fast umgekehrt: der Surchan ist der wichtigste Strom von ganz Hissar und einer der größten Zuflüsse des Amu, während der Tupalan (Tuplang) nur ein Quellbach des Surchan und zwar sein größter ist, der aus dem Schneegebirge Meschai-Kenteli kommt und durch die Schlucht Schamal-agian fließt. Dieses reißende und nicht furthbare Gewässer wechselt in der Ebene noch zweimal seinen Namen, indem es beim Passiren der gleichnamigen Ortschaften zuerst Sary-dschui-darja, dann Sary-osio-darja genannt wird. Bei Sary-dschui hat er 20 bis 25 Faden Breite, 2 Werst stromauf, wo eine Brücke über ihn führt, nicht über 30 Schritt. Die westlichen Zuflüsse des Surchan, welche die Russen zunächst zu überschreiten hatten, sind (von Süden nach Norden): der Kaluk-darja, welcher aus dem großen und kleinen Kaluk sich bildet und, wo er in die Ebene tritt, bei dem reichen Dorfe Kaluk vorbeifließt; durch sein Thal führt einer der Wege aus der Surchan-Ebene nach Baisun; dann der Chodscha-ipak-darja, in welchen unweit Dehinau der Kyzyl-su (d. i. Rothwasser) mündet. Letzterer wird von Dehinau und den umliegenden Feldern zur Bewässerung benutzt und soll in der Blüthezeit des Surchanthales eine große Bedeutung gehabt haben, wo nach Angabe der Eingeborenen aus ihm ein großer Canal abgeleitet war, der die Felder um Termez am Amu mit Wasser versah. Nördlich von Dehinau fließt noch von Westen her der Sengri-dag-darja in die Ebene hinab, erreicht aber den Surchan nicht, sondern wird in den Aryks (Bewässerungsgräben) der Begschaft Jurtschi verbraucht.

Von Osten her fließen dem Surchan zu: der Karatag-darja, nach der gleichnamigen Stadt benannt, wo eine feste Brücke über ihn führt, der Deschti-nowat-darja, der seinen Namen von einem reichen, durch seine trefflichen Granaten berühmten Winterdorfe trägt, und als südlichster der Regar-darja mit der Stadt Regar, welche eine Zeit lang eine eigene unabhängige Begschaft bildete und dem reichen Dehinau (persisch, d. i. Neudorf) auf der gegenüberliegenden Thalseite den Rang streitig machte. Die Stadt wird in einigen älteren Werken Hissar-pajan (d. i. Unterhissar) genannt, während die Stadt Hissar selbst Hissar-bala (d. i. das Obere) oder Hissar-schadman (d. i. das Freudige) heißt.

Unterhalb des Kaluk- und Regar-darja hat der Surchan keine weiteren Zuflüsse von Bedeutung. Immer seltener werden nach Süden zu die Kischlaks (Winterdörfer), und die sumpfigen, flachen Ufer des Stromes sind mit Rohr, Schilf und Gestrüpp bewachsen, worin Tiger, wilde Schweine, Schakale und Wasservögel ein herrliches Leben führen. Das war vor Zeiten anders: breit und für den Ackerbau trefflich geeignet — noch heute liegen in seinem nördlichen leichter zu bewässernden Theile sechs Städte: Dehinau, Jurtschi, Sary-dschui, Sary-osio, Karatag und Regar, von welchen die Expedition die fünf ersten in der angeführten Reihenfolge besuchte — war dieses Thal das Centrum des politischen Lebens für das ganze Land, als dasselbe von Buchara getrennt war und eine selbständige Existenz führte. Die Leute erzählen sich, daß es einst so dicht bewohnt war, daß eine Katze von Dehinau bis zum Amu-darja laufen konnte, ohne den Erdboden betreten zu brauchen, nämlich stets über die Dächer der Häuser hinweg.

Dieses breite Thal wird im Westen von dem Gebirge Buri-tachta, im Osten vom Baba-tag begrenzt, welches letztere die Wasserscheide gegen den dem Surchan parallelen Kafirnahan-darja bildet. Der Baba-tag ist aber kein Zweig oder Ausläufer des Hissarschen Gebirges, sondern ein völlig selbständiges, mit jenem nicht zusammenhängendes Gebirge, so daß die Thäler des Kafirnahan-darja und des Surchan im Norden zu einem einzigen sich vereinigen, welches Majew das Karatag'sche nennt.

Der Fluß von Kafirnahan (diesen Städtenamen übersetzt Majew mit „ungläubiges Ungeheuer"; richtiger ist wohl die Uebersetzung „Höhle der Kafir oder Ungläubigen"), nächst dem Surchan der bedeutendste in Hissar, entspringt aus den Schneebergen im Norden dieses Landes, wie es scheint, unweit von Paldarak (am obern Zarefschan). Sein oberster nordsüdlicher Lauf führt den Namen Romit-darja [1]). Nachdem er das Gebirge verlassen hat, wendet er sich bei der Stadt Kafirnahan nach Westen und nimmt den Namen jener Stadt an. In letzterer Richtung fließt er bis Minktübe [2]) (4 Werst von der Stadt Duschambe), wo er von Norden den Zigdi-darja aufnimmt, biegt dann nach Süden um und behält diese Richtung bis zu seiner Mündung in den Amu bei. In seinem obern, ebenen Gebiete liegen vier bedeutende Städte: Faizabad, Kafirnahan, Düschambe und Hissar (d. i. Festung, was die Stadt auch früher war). Südlich von Hissar, bei der Einmündung des Chanake-darja, treten der Baba-tag von Westen und das Gebirge Ghazimelek von Osten nahe an den Kafirnahan heran und bilden eine lange, schwer zugängliche und schwach bevölkerte Schlucht, „Pawi-Duldul" genannt (d. i. Fußtapfen des Duldul, eines Fabelpferdes des Ali), an deren Südende die fünfte Stadt des Flußgebiets, die Feste Kabadian', am Fuße einer gesonderten Bergmasse, des „Pik A. Fedtschenko", liegt. Nur in der Nähe von Kabadian existirt eine überdies schwierige und gefährliche Furth.

Das Gebiet des Kafirnahan-Flusses betrat die Expedition zuerst, als sie auf dem Wege von Karatag nach Hissar seinen westlichen Nebenfluß Chanake-darja, der im Chanake-tau entspringt, überschritt. Bedeutender noch ist der Nebenfluß Zigdi-darja, der aus der Warzobschen Schlucht kommt und wegen seiner Schnelligkeit und Wassermenge nur an wenigen Stellen, wie bei Düschambe, passirbar ist. Letztere Stadt liegt am Südende jener Schlucht und besitzt eine feste Citadelle auf dem hohen, steilen Ufer des Flusses, der 4 Werst weiterhin in den Kafirnahan fällt. Die Durchfurthung dieses reißenden, eiskalten Gewässers erwies sich als ungemein schwierig, und nur der Vertrautheit der Eingeborenen mit solchen Passagen war es zu danken, daß die Russen das andere Flußufer ohne besondere Zufälle, von einigen ins Wasser gefallenen Packen abgesehen, erreichten. Ein ähnlicher Flußübergang fand auch auf der Rückreise bei Kabadian statt. Von Düschambe ging es in genau östlichem Marsche über nur wenig ansteigendes ebenes Land nach Kafirnahan, wo eine von Jakub-beg Kuschbegi erbaute 35 Schritt lange Brücke, die den Einsturz drohte, zu passiren war. Sie bog sich schon ganz nach der einen Seite und viele Theile lagen schon im Wasser, so daß man die Pferde aufs Vorsichtigste über die schwankende schiefe Fläche führen mußte.

[1]) Ibn Dasta, ein arabischer Geograph des 10. Jahrhunderts, nennt den ganzen Strom „Ramidom".

[2]) Die Majew'sche Karte schreibt Munki- oder Munk-tübe. Mink- oder Ming-tübe würde „die tausend Hügel" bedeuten.

Wenig unterhalb Kafirnahan mündet von Osten her der Ilek, der im Jawan-tau entspringt und das fruchtbare Thal von Faizabad, dem nächsten Ziele der Expedition, bewässert. Dies ist der letzte, östlichste Fluß des eigentlichen Hissar; was östlich vom Gebirge Ghazi-melek und seinen nördlichen Ausläufern Jardschid und Jawan-tau liegt, gehört schon zum Gebiete des Wachsch und Pandsch und damit zum Berglande des obern Oxus. Was außer den oben angeführten Flüssen noch in Hissar existirt, sind unbedeutende Bäche, welche meistens schon zu Anfang Mai austrocknen und sich in wasserlose, mit Geröll bedeckte Schluchten verwandeln.

Entdeckung und Aufnahme des Whemi-Flusses in Dahome.

Trotz der zahlreichen Berichte, die seit einem Jahrhundert über Dahome veröffentlicht worden sind, ist unsere Kenntniß der Geographie dieses Landes noch eine äußerst dürftige. Alle Reisenden, welche die Hauptstadt des Reichs, Abome, besucht haben, sind, abgesehen von unerheblichen Abweichungen, denselben Weg gezogen wie ihr erster Vorgänger Norris, nämlich von Whaida (Whyda) aus in gerader Linie nach Norden. So ist es erklärlich, daß namentlich die allerdings complicirten hydrographischen Verhältnisse dieser Gegenden noch sehr der Aufhellung bedürfen. Bekanntlich findet sich an der Sklavenküste eine ausgedehnte Lagunenbildung. Soweit diese Binnengewässer der Küste parallel verlaufen und daher dem Verkehr der europäischen Niederlassungen an derselben dienen, sind sie zur Genüge bekannt: ihre zum Theil beträchtliche Erstreckung ins Innere wird aber selbst auf den neuesten Karten in der widersprechendsten Weise angegeben [1]), und der Lauf der in diese Lagunen mündenden Flüsse ist vollends unbekannt.

Der zwischen England und Dahome neuerdings ausgebrochene Conflict nun dürfte ohne eine erneuerte Auflage von Magdala und Kumassi kaum in einer für die europäische Macht befriedigenden Weise zu Ende geführt werden können. Bei dieser Aussicht auf einen neuen tropischen Feldzug ist die Unbekanntschaft mit der Beschaffenheit des eventuellen Kriegsschauplatzes natürlich sehr hinderlich, zumal der einzige bekannte Weg von der Küste nach der Hauptstadt, die doch nothwendiger Weise das Ziel der Operationen bilden müßte, durch die auf demselben zu passirende Sumpflandschaft Lama dem Vordringen eines größern Truppenkörpers mit Geschütz unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen dürfte. Dies ist der Grund, der den Gouverneur von Lagos, Herrn John D. A. Dumaresq, bewogen hat, von den Lagunen aus einen für größere Fahrzeuge praktikabeln Wasserweg ins Innere von Dahome zu suchen, ein Unternehmen, das vom besten Erfolge gekrönt worden ist, da es zur Entdeckung eines in die Nokhoue-Lagune (Denham Water) mündenden stattlichen Flusses, des Whemi, geführt hat, der sich bis zu einem Punkte, 20 engl. Meilen von Abome, schiffbar erwies.

Ganz überraschend kommt diese Entdeckung nicht, da Guillevin den 6 Lieues östlich von Abomey fließenden Ouellon besuchte und erfuhr, daß er sich in den Denham-See ergießt (a. a. O. S. 41), und da namentlich Borghero auf Grund von Erkundigungen auf seiner Karte einen in die Nokhoue-Lagune mündenden „großen Wasserlauf" verzeichnet, der in der Nähe der Hauptstadt vorbeifließt und „dessen Benutzung den Weißen von Dahome untersagt ist." Eine in der „Mail" (Nro. 2499) veröffentlichte Correspondenz d. d. Lagos, 26. September 1876 enthält einen vorläufigen Bericht über diese unter den jetzigen Verhältnissen doppelt wichtige Entdeckung, den wir im Auszuge mittheilen.

„Der Colonialdampfer Eko unter dem Commando von Captain William Hammond verließ Lagos am 18. September um 12 Uhr Mittags. An Bord befanden sich Se. Excellenz John D. A. Dumaresq, der Colonialsecretär Captain Graves, Taiwo, König von Assatschi, und 40 Haussas.

Nach einer angenehmen Fahrt von sieben Stunden, die der Meeresküste parallele Victoria-Lagune westwärts hinauf, erreichte der „Eko" Badagry, wo der König von Adgago, Mr. Tickel, und der Prinz Ekonn von Ketann an Bord genommen wurden, letzterer um als Lootse zu dienen. Dann ging es nach Porto Novo, wo man die Nacht über vor Anker liegen blieb. Am andern Morgen wurde früh die Reise fortgesetzt, und nach Passirung der engen Passage von Towhee [1]) erreichte man die Denham Waters ungefähr um 10 Uhr. Der „Eko" dampfte nun mit westlichem Cours über diese prächtige Wasserfläche und ging bei Awhonsi vor Anker, welches hart am Eingang in die nach der Dahome-Stadt Entenu führende Wasserstraße liegt. Die Einwohner von Awhonsi sind durch die fortwährenden Grausamkeiten der Dahome veranlaßt worden, ihre Wohnungen auf dem Festland im Stich zu lassen und sich mitten in den Denham-Waters niederzulassen, wo sie in fortwährender Furcht vor den Dahome leben. Ihre aus Bambus und Stroh erbauten Häuser stehen nämlich auf Pfählen, die 5 Fuß über die Oberfläche des Wassers emporragen. Auch ihr ganzes Vieh, Schafe, Federvieh u. s. w., befindet sich in Ställen, die in ähnlicher Weise über dem Wasser erbaut sind [2]). Diese Stadt ist auf den „officiellen Karten" als „City of Sticks" (Pfahlstadt) bezeichnet. Die Eingeborenen waren sehr erfreut, weiße Männer zu sehen, und kamen zu Hunderten herbei. Diese wie alle Eingeborenen, mit denen man sonst zusammenkam, leisteten freiwillig Dienste und wünschten sehnlichst Krieg mit Dahome, wenn sie dabei auf die Unterstützung der Weißen rechnen könnten. Von hier aus umfuhr der „Eko" die Lagune, indem er Godomey und Abomey Kedevi, zwei wichtige Städte von Dahome, passirte. Der nächste Ort,

---

[1]) Man vergleiche z. B. die Darstellung der von den Engländern Denham Water und Avon Lagoon genannten Lagunen Nokhoue und Hakko auf den Karten der Missionäre Borghero und Bouche einerseits (Laffitte Le Dahomé. Tours 1873; Bulletin de la Soc. de Géogr. Paris 1874) und auf denen Guillevin's und Ravenstem's andererseits (Nouvelles Annales des Voyages, Juin 1862. — Ocean Highways, July 1873). Die von den ersteren angenommene verhältnißmäßig geringe Größe der fraglichen Gewässer scheint, wenigstens für die Nokhoue-Lagune, der Wahrheit zu entsprechen.

[1]) Nach Bouche (Bull. de la Soc. de Géogr. 1874, p. 579) giebt es drei Passagen zwischen den Gewässern von Porto Novo und der Nokhoue- oder Denham-Lagune.

[2]) Nach Bouche (a. a. O. S. 581) wurden diese Pfahlbaudörfer Afatonou und Ahouansoli (wie er den Namen schreibt) im Jahre 1744 durch die Ueberlebenden des von den Dahome vernichteten Jacquin-Volkes gegründet. Der Name Cutenu, d. i. „Lagune des Todes", stammt von den zahllosen Leichnamen, die damals in einen Wasserlauf südlich vom Nokhone geworfen wurden. Den Namen Nokhone verdankt die Lagune ihren Pfahlbauten, denn er bedeutet „Haus des Wassers".

den der Dampfer berührte, war die im Nordwesten der Denham-Lagune ebenfalls auf Pfählen erbaute Stadt Isos, durch welche mitten hindurch eine prachtvolle Passage mit 3 bis 4 Faden Wasser in den Fluß Isos führt. Die Bewohner dieser Stadt gehören zu demselben Stamm wie das Volk von Katanu und heißen Issos. Sie sind aber unabhängig und haben einen eigenen König. Von Isos steuerte der „Eko“ quer über die Denham-Lagune nach Katanu, wo er für die Nacht vor Anker ging. Auf den Wunsch von König und Volk landete der Gouverneur und hatte eine Unterredung mit den Einwohnern der Stadt, die um Aufnahme ihrer Stadt und ihres ganzen Gebietes unter britischen Schutz petitionirten. Der Gouverneur versprach, ihren Wunsch der Erwägung Ihrer Majestät der Königin zu unterbreiten und dankte für die überaus freundliche und herzliche Aufnahme.

Am Morgen des 20. September wurde nach dem Whemi-Fluß aufgebrochen. Man durchfuhr den Towhee-Canal (Cutenu-Creek der Karten) bis jenseits des auf den Karten bezeichneten „Wehmeh Village“ und bog dann in einen nordwärts abzweigenden Wasserlauf ein. Dieser bisher völlig unerforschte Fluß führt von der Victoria-Lagune durch das Dahome-Gebiet in das Land der Mahee. Der Fluß und das angrenzende Land ist genau aufgenommen worden bis Dugbah, der dritten zu Dahome gehörigen Stadt, die der „Eko“ passirte und die nur 17 Miles von der Hauptstadt Abome entfernt ist. Bei Dugbah ging der Holzvorrath zu Ende, und die Eingeborenen verweigerten hartnäckig Ersatz zu liefern, drohten vielmehr auf jeden zu feuern, der ans Land kommen würde, um Holz zu schlagen. Da die Feindseligkeiten zwischen der britischen Regierung und Dahome noch nicht begonnen haben, so erschien es als das Beste, zu einem freundlich gesinnten Dorfe zurückzukehren, wo die Einwohner in der entgegenkommendsten Weise das nöthige Heizmaterial lieferten.

Die innerhalb der ersten 50 Miles am Whemi liegenden Dörfer waren sämmtlich in derselben Weise und aus demselben Grunde auf Pfählen gebaut wie die „City of Sticks“. Die Bewohner waren durchweg sehr freundlich und erfreut über die Anwesenheit der Expedition.

Weiter oberhalb beginnt das Land an beiden Ufern des Flusses zu steigen und ist von großer landschaftlicher Schönheit. An die Stelle der von verpesteten Mangrovesümpfen eingenommenen niedrigen Küstenlandschaft tritt ein schönes welliges Hügelland. Malerisch zeigen sich hier und da kleine Dörfer, gewaltige Baumwollbäume treten auf sowie Wälder von Palmen, Kokos- und anderen üppigen tropischen Bäumen. Man kann sich eine Vorstellung von der enormen Größe machen, die der Baumwollbaum erreicht, wenn man hört, daß bei einem Dorfe vom Deck des „Eko“ aus ein solcher Baum bemerkt wurde, in dessen Zweigen ein Haus Platz gefunden hatte, das eine ganze Familie von etwa 20 Personen beherbergte, die dem vorbeifahrenden Dampfer mit weißen Tüchern zuwinkten. Es ist bemerkenswerth, daß in dieser von weißen Männern niemals zuvor besuchten Gegend die Bedeutung der weißen Flagge den Eingeborenen wohlbekannt war.

Die durchschnittliche Tiefe des Whemi beträgt 3 Faden und variirt von $2^1/_2$ bis 5 Faden; die durchschnittliche Breite ist 100 Yards, geht aber an einigen engen Stellen bis auf 40 herab. Die Strömung beträgt 4 bis 6 Seemeilen in der Stunde und nimmt stromauf allmälig zu. Diese Beobachtungen wurden während der Regenzeit gemacht; während der trockenen Jahreszeit fällt das Wasser beträchtlich: um wie viel, konnten die Eingeborenen aber nicht genau angeben. Bei Dugbah war der Fluß so schmal und die Strömung von so fürchterlicher Gewalt, daß Captain Hammond die größte Mühe hatte, den Dampfer zu wenden. Ohne die große Ruhe und Selbstbeherrschung, die er bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit entfaltete, wäre die Expedition kaum so günstig und für alle Theilnehmer so erfreulich abgelaufen. Wäre der Dampfer ans Ufer geworfen worden, so würden die Forschungsreisenden ihre Forschungen wahrscheinlich weiter ausgedehnt haben als ihnen lieb war, und würden jetzt unzweifelhaft sich als „Gastfreunde“ des Königs von Dahome in Abome befinden. Da das Schiff sehr alt ist, der Kessel leck und das Holzwerk außer Stande, einem Stoß zu widerstehen, so ist der glückliche Ausgang um so mehr hervorzuheben.

Unzweifelhaft ist das von Dumaresq erschlossene Whemi-Gebiet ein günstiges Feld für Handelsunternehmungen. Hornvieh ist ungemein zahlreich [1]), ebenso Schafe und alle Arten von Geflügel; die Producte des Pflanzen- und Mineralreichs sind sehr mannigfaltig. Dabei ist das Gebiet von Lagos aus, dem Schlüssel aller Lagunen, leicht zu erreichen. Das Klima ist ausgezeichnet, dem von Lagos und der Lagunen mit ihrer feuchten Atmosphäre entschieden vorzuziehen, auch viel gesunder und verhältnißmäßig frei von Fieber.

Das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen ist um so mehr bemerkenswerth, als im November 1874 der König von Porto Novo den englischen Dampfer Diana gemiethet hatte, um die an der Mündung des Whemi gelegene Stadt Agege anzugreifen. Der Dampfer führte während der Beschießung der Stadt die britische Flagge, und es ist begreiflich, daß die Einwohner, in der Meinung, der Dampfer sei von den Engländern gesandt, nicht wenig erstaunt waren, ohne Veranlassung eine solche Züchtigung zu erhalten. Als sie aber erfuhren, daß der König von Porto Novo und nicht die britische Regierung das Schiff geschickt habe, legten sich ihre Befürchtungen. Der „Eko“ führte als Zeichen seiner friedlichen Zwecke eine weiße Flagge.

Wunderliche Schmuckgegenstände findet man in manchen barbarischen Ländern; doch dürfte alles derartige von den mit Vorliebe von den Whemi-Frauen getragenen Ohrringen übertroffen werden. Sie tragen nämlich als solche etwa zollange Abschnitte von Compositions- und Wachskerzen und Metallkapseln von Bier-, Wein- und Schnapsflaschen. Zum Theil sind diese Gegenstände am Ohr mit Draht befestigt, zum Theil sind sie auch durch das Ohrläppchen hindurchgestoßen und an beiden Seiten befestigt. Einige nieten den Rand der Kapseln an der innern Seite des Ohrläppchens um, in derselben Weise wie ein Schnürloch in Leder gemacht wird, um das Herausfallen zu verhindern. Aus den Kerzen wird der Docht entfernt, ehe sie als Schmuck verwendet werden. Einige Leute von der Mannschaft des „Eko“ machten sich diesen Gebrauch zu Nutze und verkauften alle Kapseln und Lichtenden, die sich an Bord des Dampfers auftreiben ließen, mit großem Vortheil.“

Die „Times“ setzen auf den von Dumaresq, der am 22. September Nachmittags wieder in Lagos eintraf, eröffneten Wasserweg große Hoffnungen für den bevorstehenden Krieg mit Dahome. In 16 Stunden könne eine beliebige Anzahl von Kanonenbooten von Lagos bis in die Nähe von Abome gelangen. Einige hundert Mann, unterstützt von den Eingeborenen am Whemi und den anderen Feinden von Dahome, würden die Hauptstadt einnehmen und die Umgegend verwüsten, ehe noch der König etwas von ihrer Gegenwart ahnte. Derselbe steht nämlich, in der sichern Ueber-

[1]) Es wäre interessant zu erfahren, ob in Dahome, wie in dem benachbarten Aschanti, die Milch der Kühe und Ziegen völlig unverwerthet bleibt. Vergl. Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante, S. 52, Anm.

zeugung, daß ihm nur von der Seeseite Gefahr drohe, mit seiner ganzen Macht an der Küste.

Wohl schon die nächste Zukunft wird uns darüber belehren, ob alle Voraussetzungen dieses nicht übel ersonnenen Planes sich als zutreffend erweisen.

Dr. W. Erman.

Aus allen Erdtheilen.

Zum afrikanischen Sklavenhandel.

Wir haben schon auf S. 14 von Bd. XXX des „Globus" über den Schlag berichtet, welcher durch den Sultan von Zanzibar gegen den Sklavenhandel geführt worden war, sowie daß sich die Händler hierauf einen Landweg zum Absatze der Sklaven suchten, ebenso daß der Sultan, als er dies erfuhr, verschärfte Verordnungen erließ. Zum Zwecke der Beaufsichtigung ihrer Anwendung begab sich der englische Generalconsul, Dr. Kirk in Zanzibar, nach Kilwa, wo er den Sklavenhandel in vollster Blüthe fand. Schaaren eingefangener Sklaven, welche meist von zwei mächtigen Häuptlingen der Waiyau gesandt worden waren, die am Ostufer des Sees Nyassa wohnen (s. „Globus" XXIX, S. 165), standen in der Nähe bereit, nach Norden weitertransportirt zu werden. Um einen Begriff von der Ausdehnung des dortigen Menschenhandels zu geben, sei erwähnt, daß Makandschila, der eine der erwähnten Häuptlinge, im Mai 300 Sklaven und im Juni 2000 gesandt hatte, während Mataka 500 lieferte; jedoch zum Schrecken der Ueberbringer konnten die Händler von Kilwa dieselben nicht mehr übernehmen; vielmehr mußten die Sklavenzüge, um der Confiscation zu entgehen, in das Innere zurückgebracht werden. Später lief die Nachricht ein, daß die Händler, auf eine kurze Dauer der Verbote hoffend, alle ihre aus Elfenbein und Taback bestehenden Waaren verkauft hatten, um Nahrung für ihre Sklaven zu beschaffen, und daß sie diese nicht einmal für 2 Doll. per Kopf verkaufen konnten. Auf diese Weise wurden mehrere Transporte zurückgetrieben, und im Sklavenhandel ist ein vollständiger Stillstand eingetreten. Die Verluste der Händler sind sehr groß; ein Unternehmen verschlang 40,000 Pf. St., die darin angelegt waren, ein zweites über 6000 Doll. Die Capitalisten Zanzibars, welche Geld zu solchen Expeditionen vorschossen, sind natürlich wüthend, und der Sultan könnte nach neueren Berichten recht gut in die Lage kommen, englischen Schutz beanspruchen zu müssen, da große Aufregung im Lande herrscht. Die englischen Philanthropen machen mit Recht darauf aufmerksam, daß jetzt der Moment sei, um dem darniederliegenden Sklavenhandel den Todesstoß zu versetzen, und zwar durch Einfuhr von Waaren, welche zu den Lebensbedürfnissen der mit Sklaven handelnden Stämme gehören, und diese gegen die dortigen Rohproducte einzutauschen, um zu verhindern, daß der Sklavenhandel sich andere Auswege suche; denn die Häuptlinge treiben denselben nur, da die Sklaven bis jetzt das einzige Werthobject sind, das sie für Anschaffung von Calico ꝛc. anbringen können.

Götzenbilder der Ostjaken.

Die zur Gruppe der ugrischen Finnen gehörigen Ostjaken bewohnen die sibirischen Gouvernements Tobolsk, Jenisseisk und Tomsk. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 25,000 Köpfe und sind sie theils Nomaden, theils Ackerbauer; viele sind getauft, verehren aber im Stillen noch ihre Götzen. Ueber diese sowie über diejenigen der stammverwandten Wogulen hielt Herr Sobruk, selbst ein Ostjake, Vortrag vor dem letzten Orientalisten-Congreß in St. Petersburg. Viele Götzen wurden bei der Annahme des Christenthums zerstört, aber die meisten verschwanden, als Jermak Sibirien bis zum Ob eroberte. Die noch vorhandenen sind in den Hütten der Gläubigen, werden aber nur im Geheimen oder doch nur sehr selten öffentlich verehrt. Vor der Eroberung gab es acht Hauptgötzen, welche Sobruk wie folgt schildert:

1. „Die Göttin der Jagd", bei dem Dorfe Bjelogorskoje, in der Nähe der Mündung des Irtysch in den Ob. Das Götzenbild hatte die Gestalt einer Frau, welche mit ihrem Sohne auf einem hölzernen Stuhle saß. Die Wogulen und Ostjaken glaubten, daß diese Göttin denjenigen, welche ihr reiche Opfer spendeten, Wohlgelingen bei der Jagd, im Fischfang und häusliches Glück gewährte; diejenigen aber, welche das Opfer nicht aufrichtigen Herzens darbrachten oder die versprochene Spende zurückhielten, wurden von der Göttin mit grausamem Tode bestraft. 2. „Der Alte vom Ob", der Fischgott, bei dem heutigen Dorfe Samarowo am Zusammenflusse derselben Ströme. Er hatte ein häßliches Gesicht, Hörner, eine Nase aus Eisenblech und Glasaugen; auch trug er viele Kleider über einander, deren oberstes ein rother Tuchkaftan war. Rings um ihn her lagen Pfeile, ein Köcher, eine Lanze und ein Harnisch. Nach den Volkssagen stürzte sich dieser Gott in den Abgrund der Gewässer und kämpfte dort mit den Wellengöttern. Sein Fest wurde mit Frühlingsanfang gefeiert, und brachten die Ostjaken ihm nach dem ersten Fischfange ein Opfer dar, indem sie sein Gesicht mit dem Fette des besten Fisches bestrichen, wie sie auch nach erfolgreicher Jagd der Göttin der Jagd opferten. 3. „Das kupferne Ei", der Gott der Vögel, in den Jurten bei Bjelgorod. Der Sitz dieses Götzen hatte die Form eines Nestes, und glaubten die Ostjaken, daß derselbe den Flug der Vögel nach ihren Jagdgründen leite. 4. „Der Hauptgott der Ostjaken und Wogulen", welcher sich in demselben Tempel wie der vorhergehende befand. Als sie im Jahre 1712 die Taufe erhielten, wurde dieses Götzenbild in den Wäldern am Flusse Konda versteckt. Nähere Angaben über dasselbe fehlen. 5. „Ortik", dessen Tempel in Scharkan stand. Sein Gesicht war von Silber, der beinlose Körper bestand aus einem mit Fellen gefüllten Sacke und die Arme waren aus Tuch. 6. „Masterko", in der Nähe des jetzigen Dorfes Troitskoja. Am Ehrenplatze in seinem Tempel war ein oben fest geschlossener Sack, welcher mit anderen Säcken gefüllt war und in dessen Mitte eine silberne Platte befestigt war. Masterko war Ortik's Bundesgenosse und Verkünder des Willens der Götter, zugleich auch Gott der Gesundheit. Kranke brachten ihm Säcke mit Geld oder sonstigen Werthsachen als Opfer dar. 7. „Eliane" war der Merkur der Ostjaken, der Diener und Bote der Götter. Sein Götzenbild bestand aus Holz und war mit Tuch bekleidet; auf dem Kopfe trug er eine Mütze aus Hundefell. 8. „Meiko", der letzte, war der Gott der Bösen; sein hölzernes Abbild war in Biberfelle gekleidet, und die Verirrten beteten zu ihm, daß er sie wieder auf den richtigen Weg führe.

— Professor Ahlquist's ethnographisch-linguistische Expedition zu den Ostjaken und Wogulen. Während wir in den letzten Jahren ein reges Streben zur Durchforschung des sibirischen Nordens rücksichtlich seiner Naturverhältnisse und Naturerzeugnisse erlebt haben, lag die

Frage sehr nahe, ob denn nicht auch das von Castrén und Reguly begonnene Werk der ethnographischen und linguistischen Untersuchung jener Länder eine Fortsetzung finden werde. Es liegt uns zwar außer dem großartigen Werke Castrén's über die fünf Samojedensprachen eine von ihm verfaßte und nach seinem Tode in neuer Auflage erschienene ostjakische Sprachlehre vor, und Reguly's wogulische Sammlungen haben durch Paul Hunfalvy in Pest einen Bearbeiter gefunden. Allein Castrén konnte nicht Zeit finden, dem Ostjakischen die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, und Reguly's Aufzeichnungen genügen keineswegs, um über die lautlichen und grammatischen Verhältnisse des Wogulischen zu einer gewissen Klarheit zu kommen. Es war deshalb sehr erwünscht, daß der Professor der finnischen Sprache und Literatur an der Alexander-Universität zu Helsingfors, Dr. Aug. Ahlquist, auf seinen Reisen durch die von finnischen Völkerschaften bewohnten Strecken Rußlands in den Jahren 1854 bis 1858 unsere Kenntniß des Ostjakischen und Wogulischen zu erweitern suchte, wobei er auch die ethnographischen Verhältnisse scharf ins Auge faßte. Allein die auf dieser Reise gewonnenen Resultate waren zum Theil der Art, daß Ahlquist, welcher seinen Arbeiten eine größtmögliche Vollkommenheit sichern wollte, deren Veröffentlichung von Jahr zu Jahr aufschob, zugleich in der Erwartung, daß ihm außer dem verschiedenen bereits durch die Fürsorge Sjögren's bei der Akademie gesammelten Material für diese Gruppe der ostfinnischen Sprachen noch Neueres zufließen würde.

Um nun die ethnographischen Verhältnisse der verschiedenen Ostjaken- und Wogulenstämme auf das Genaueste und im Einklang mit den gesteigerten Ansprüchen der Wissenschaft zu untersuchen und um zugleich alle Lücken in der bisherigen Kunde der Sprache dieser Völker gewissenhaft auszufüllen, hat Prof. Ahlquist, obwohl er bereits sein funfzigstes Jahr erreicht hat, den nicht genug zu rühmenden Entschluß gefaßt, sich wiederum zu seinen Ostjaken und Wogulen zu begeben.

Auf Vorstellung des finnländischen Senats hat der Kaiser die erforderlichen Reisemittel zu gewähren geruht, und im Februar 1877 wird Prof. Ahlquist in Begleitung des Studiosus Emil Böhm und einer noch zu bestimmenden dritten Person seine Reise zu den Irtysch- und Ob-Ufern antreten. Sehr erfreulich ist es, daß auch für photographische Aufnahmen gesorgt werden wird. Auch ist Aussicht vorhanden, daß sich ein finnischer Naturforscher, hauptsächlich der Entomologie wegen, der Expedition anschließen werde, wodurch mancher schwierige Punkt rücksichtlich der einheimischen Benennungen der Naturgegenstände leichter erledigt werden dürfte.

* * *

Der Arzt Dr. James, ein junger Amerikaner, welcher 1875 an der sogenannten Macleay-Expedition auf der „Chevert" Theil nahm (s. „Globus" XXIX, Nro. 4, S. 57), ist bei einer neuen Reise nach Neuguinea von Eingeborenen bei der Yule-Insel ermordet worden. Er hatte sich mit einem Begleiter in einem großen Boote an die Ostseite des Robert-Hall-Sundes (s. Karte auf S. 151 v. Bd. XXX) begeben, um Paradiesvögel zu schießen, als sie von drei Canoes angegriffen und beide durch Speerwürfe getödtet wurden. Ein Theil seiner zoologischen Sammlungen ist schon in England angelangt und zeugt durch die treffliche Erhaltung der Specimina und die sorgfältigen beigegebenen Notizen von dem wissenschaftlichen Eifer und Enthusiasmus des Getödteten.

— Der italienische Naturforscher O. Beccari stellt in seinem letzten Briefe aus Neuguinea, dessen Nordküste er 1875 und 1876 bereiste, wieder die Theorie auf, daß die Ausdünstungen der seichten Korallenbänke in jenen Meeren, wo eine große Menge thierischen Stoffes bei der Ebbe den Einwirkungen von Luft und Sonne ausgesetzt wird, der Gesundheit entschieden schädlich sind. Diese Ansicht wurde wohl zuerst von Dr. R. Little ausgesprochen, welcher die in einigen Häfen Javas herrschenden Fieber auf jene Ursache zurückführte, aber lebhaften Widerspruch erregte. Die Frage verdient jedenfalls genauere Untersuchungen, da sie bei der Wahl von Plätzen für neue Niederlassungen in einem großen und wichtigen Gebiete von praktischem Interesse ist.

— Mr. Alexander Forrest, der Bruder und Reisegefährte des berühmten John Forrest, unternahm im August 1876 im Auftrage der Regierung von Westaustralien von York aus in 31° 50′ südl. Br. eine Forschungsreise ins östliche Innere, um gutes Weideland aufzusuchen. Er gelangte über die Hampton Plains hinaus, legte über 400 Miles in der Wildniß zurück, ohne Weideland aufzufinden, und sah sich aus Mangel an Wasser zuletzt gezwungen umzukehren. Wo immer man bisher versucht hat, von der Westküste aus über die dortigen Küstenansiedelungen hinaus nach Osten vorzudringen, haben sich öde, wasserlose, für Cultur untaugliche Wüsten gefunden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Colonie Westaustralien über ihre jetzigen Grenzen wenig hinauskommen und, obgleich sie dem Umfange nach (978,299 Quadratmiles) die größte unter den australischen Colonien ist, doch immer die unbedeutendste bleiben werde.

— Am 28. September 1876 ist die bisher längste Eisenbahn in Südamerika, die von Cordova nach Tucuman in der argentinischen Republik, vollendet worden. Genau vier Jahre hat der 336 englische Miles lange Bau in Anspruch genommen, und die Kosten beliefen sich auf 1,600,000 Pf. St., also pro Mile etwa auf 4760 Pf. St.

— Die „Society for Promoting Christian Knowledge" hat augenblicklich vier Bände ihres Sammelwerkes über nichtchristliche Religionssysteme im Druck, nämlich „Der Hinduismus" von Prof. Monier Williams; „Der Islam und sein Stifter" vom Vorsteher des Martinière-College, Lucknow; „Der Buddhismus" von T. W. Rhys Davids und „Der religiöse Glaube Afrikas" von Rev. H. Rowley. — Von einer zweiten Serie, „Alte Geschichte nach den Monumenten", welche dieselbe Gesellschaft herausgiebt, ist der Band „Babylonien", von dem unlängst zu Aleppo verstorbenen Assyriologen George Smith, im Druck; ebenso „Sinai" vom Major Palmer und „Die griechischen Städte und Inseln Kleinasiens" von W. S. W. Vaux. — Eine dritte Serie wird „die von St. Paulus besuchten großen Centren" behandeln.

— Ein Herr Maganatha Shastri von Madras ist augenblicklich mit der Uebersetzung von „Robinson Crusoe" ins Tamil, die Sprache des äußersten Südosten von Vorderindien, beschäftigt. Kein anderes europäisches Werk erfreut sich bei den dortigen Eingeborenen solcher Beliebtheit; denn dies ist schon die fünfte Uebertragung. Bis zu sieben verschiedenen Uebersetzungen hat es nur die Bibel resp. Theile derselben gebracht.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Die Wunder des Yosemitethales in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff** in San Francisco.

II.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich von den drei gegen die Mitte des Yosemitethales in ländlichem Stil erbaueten Gasthäusern das des Herrn Leidig, eines pennsylvanischen Deutschen, als Absteigequartier gewählt. Von der Veranda hatten wir dort den großen Yosemitefall gerade vor uns, und hinter dem Hotel bauete der gewaltige Loya seinen schmalen Granitgipfel jäh empor. Im Gasthause fanden wir eine ganz vortreffliche Aufnahme, und es war überhaupt für den Comfort der etwa 3000 jetzt jährlich das Yosemitethal besuchenden Reisenden weit besser, als ich es erwartet hatte, gesorgt. Die Kosmopolitan-Badeanstalt z. B. war ein Muster von Eleganz und Bequemlichkeit, und könnte dieselbe ähnlichen in der Schweiz und in Deutschland als nachahmenswerthes Vorbild dienen. Mit Freude betrat man diese geräumigen und sauberen Badegemächer, wo der ermüdete Reisende außer dem nöthigen überaus eleganten Badezubehör ein ganzes Regiment von Krystallflaschen mit Arnica, Bay-Rum, Oelen, stärkenden Essenzen u. s. w. zum beliebigen Gebrauch antraf, und sogar Nadeln, Zwirn u. s. w. zum Annähen der auf den Bergritten abhanden gekommenen Knöpfe. Unser Landsmann Adolph Simming aus Hamburg hatte der Badeanstalt gegenüber ein Atelier von selbstverfertigten Arbeiten der feinern Tischlerkunst aus Manzanita-, Lorbeer- und anderen in der Sierra Nevada vorkommenden Hölzern eingerichtet, das an ähnliche in Interlaken erinnerte, und wo die reizendsten eingelegten Toilettenkästchen, mit Decken aus der Rinde von Mammuthbäumen, Spazierstöcke und dergleichen mehr von den Kauflustigen als Erinnerung an Yosemite für überflüssige Dollars erstanden werden konnten. Als guter Deutscher hielt sich unser Landsmann auch die „Gartenlaube", die ihren Weg überall hin findet, wo in der Fremde unser kosmopolitisches Volk, das doch die Heimath stets in treuer Erinnerung behält, sich eingebürgert hat.

Interessant war es, die Touristencavalcaden von Herren und Damen zu sehen, welche das Thal durch ihre Reiterübungen lebendig machten und alle Augenblick im Galopp vorüberjagten, bald nach diesem, bald nach jenem Aussichtspunkte hinziehend, oder von einem solchen heimkehrend. Im Yosemitethale reitet eben alle Welt, und selten fällt es Jemandem ein, dort, wie es in der Schweiz üblich ist, zu Fuß eine Bergpartie zu unternehmen. Wurde zu gleicher Zeit, wenn eine solche Touristencavalcade vorübersprengte, ein langer Zug von Packthieren mit Schellengeklingel das Thal entlang getrieben, so gab das dann ein außerordentlich fesselndes, lebendiges Bild.

Die scheidenden Stunden des Tages benutzten wir zu Spaziergängen im Thal und besuchten unter anderen schönen Punkten auch den Fuß des nur eine halbe Wegstunde vom Gasthause entfernten untern Yosemitefalls. Durch einen idyllischen grünen Thalgrund, mit herrlicher Aussicht auf den großen Katarakt, den Nord- und Süddom und die

Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felsen und -Thürme führte uns der Weg über eine Brücke des Merced und durch ein Stück Wald von Weiden, canadischen Pappeln, Fichten, Eichen und rothstämmigen Manzanita-büschen — ein reizendes, lauschiges Plätzchen, mit bunten Wiesenblumen geziert, wo der große Yosemitefall aus der Ferne das Orchester in grandiosem Stil aufführte. Das sich dort kesselartig erweiternde Felsthal machte mit seinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oase inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabstürmende untere Yosemitefall gab ein prachtvolles Bild des entfesselten Elements, das wir zu betrachten nicht müde wurden. Von einem Punkte aus gesehen schien der untere Fall mit dem obern eine ungeheure Linie von, aus fast 3000 Fuß Höhe herabtobenden Wassern zu sein, und hier überraschten mich aufs Neue die in Menge wie blitzende Raketen durch den Wasserschwall gleichsam vom Himmel herabsausenden getrennten Fluthengüsse, wie ich dieselben bereits am Bridal Veil bewundert hatte. Dieses eigenthümliche Schauspiel hat seine Ursache in der Cohäsion des aus so bedeutender Höhe herabfallenden Wassers. Beim Herunterstürzen setzen jene Raketenströme, die einander förmlich zu jagen scheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Cascaden fort, ehe sie sich in weißen Schaum auflösen und ganz in einander verschmelzen. Das Getöse des Katarakts war nicht dem Donnern eines Gewitters, sondern eher dem Niederprasseln von Schlossen auf Dächern ähnlich; mitunter nahm das Geräusch bedeutend an Heftigkeit ab, bis es, aufs Neue anschwellend, wie das dumpfe Brausen eines durch einen Urwald stürmenden Orkans erscholl.

Als die Nacht hereingebrochen war, trieb es mich aus dem Hotel wieder hinaus ins Freie, wo der Vollmond das herrliche Thal mit seinem milden Lichte zauberisch erhellte. Eine silberne Ampel hing er über dem dunklen Obelisk des Sentinelfelsen und beleuchtete die gegenüber liegenden gigantischen grauen Granitwände, wo der große Yosemitefall seinen ruhelosen Silberschleier geisterhaft hin und her wallen ließ. Die schlanken Fichten malten ihre dunklen Schatten scharf auf den erleuchteten grünen Thalgrund; kein Lufthauch bewegte ihre hohen Wipfel; Alles war still, wie ein Traum, und nur der Katarakt brauste in weiter Ferne: — eine poetische Mondnacht, die ich nie vergessen werde! —

Der Tenaya-Canyon und der Süddom. (Nach einer Photographie.)

Am folgenden Morgen sprengte unsere fröhliche Touristencavalcade von Damen und Herren bereits in aller Frühe den grünen mit bunten Blumen und malerischen Gruppen von Eichen und Nadelhölzern geschmückten Thalgrund entlang, nach dem wild-romantischen Tenaya-Canyon hinübereilend, um dort am sogenannten Mirror Lake (dem Spiegelsee) die Sonne aufgehen zu sehen. Am Eingange des Canyon hielt die aus hellgrauem Granit bestehende 3725 Fuß hohe Kuppe des Norddoms (indianisch Tokoya) majestätisch Wacht, an dessen unterer Felswand sich mächtige concentrisch geformte Bogen, die Royal Arches, und die 2000 Fuß hohe gewaltige Washington-Säule emporbauten. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern Awiya genannt), welcher jedoch eher den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Fuße des 4990 Fuß senkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms und ist von Sträuchern und hohen Bäumen malerisch umgeben, die sich mit den naheliegenden steilen Granitgipfeln in seiner glatten Fluth klar wiederspiegeln. Am frühen Morgen ist der Reflex seltsam scharf, obgleich meiner Ansicht nach mehr Wesens davon gemacht wird, als er verdient. Die Amerikaner lieben aber vor Allem den Superlativ, und auch der Mirror Lake gilt ihnen als ein achtes Weltwunder.

Es ist ordentlich komisch, wie eifersüchtig jene auf den Ruhm des Yosemitethales sind, und wie sie nichts in der Welt demselben gleichgestellt hören wollen. Läßt Jemand die bescheidene Aeußerung fallen, daß die nahe zusammengerückten Felsriesen im Yosemitethale zu sehr das Uebergewicht über den weichen Schmelz der organischen Natur haben, die dadurch zuviel in den Hintergrund gerückt wird, und daß bei allen Schönheiten des Thales dieses doch bald durch seine Enge dem Beschauer drückend scheint, wodurch der Zauber einer weiten Schweizerlandschaft mit ihren grünen Matten und Wäldern, blauen Seen und leuchtenden Schneegipfeln dem Felsthale in der Sierra abgeht, — so heißt das geradezu Hochverrath gesprochen.

Nach unserer Rückkehr vom Spiegelsee ließ sich unsere ganze Reisegesellschaft, Herren und Damen, pflichtgemäß in stolzer Gruppe, hoch zu Roß und Maulesel, den großen Yosemitefall im Hintergrunde, photographiren, und dann waren wir bereit, dem Vernal- und dem Nevadafall eine Visite abzustatten. Diese zwei prächtigen Wasserfälle bildet der Merced am obern Thalende, das sich vom Tenaya-Canyon in südöstlicher Richtung abzweigt. Der Yosemite- und der Brautschleierfall werden von Bergströmen gespeist, die von Norden und von Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg nach dem Vernalfall führte durch einen dicht bewaldeten Thalgrund unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des sich über gewaltige Granitquadern brausend herabtummelnden Merced hinauf. Nach rechts hin schließt die Schlucht mit einem steilen Felsen ab, über den sich ein 600 Fuß hoher Wasserfall, der „South Fork Cataract", hinabstürzt. Wir folgten jedoch dem brausenden Merced aufwärts, nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche sich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingenistet, hatten dort augenscheinlich eine precäre Existenz, und es schien oft unglaublich, wie sie es möglich machten, an den schroffen Abhängen Fuß zu fassen. Von unten sahen die höher stehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiser aus, die an den Felshängen festklebten.

Am „Recordhouse", so benannt nach einem glatten Felsen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touristen, die sich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gingen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Merced, um den berühmten Vernalfall in Augenschein zu nehmen. Dieser wunderbar schöne Wasserfall, von den Indianern Piwaak, d. h. der Katarakt der blitzenden Krystalle, genannt, stürzt sich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalschlucht quer durchschneidende senkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf seiner grünlichen Fluth spielte im Sonnenlichte ein cirkelrunder bunter Bogen, dessen immer wechselnde, bald hellere bald verschwimmende Farben wie in einem Kaleidoskop bald erloschen, bald sich neu belebten. Die den waldigen Thalkessel einschließenden und ihn hoch überragenden Felswände bildeten einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantischer kaum gedacht werden kann. Aber es schien, als ob die Ueberraschungen an diesem Tage nicht enden sollten, und es war in der That schwer, uns innerhalb der Grenzen einer vernunftgemäßen Bewunderung zu halten. Nur eine kurze Strecke waren wir auf schmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinaufgeritten, als uns plötzlich der etwa eine halbe englische Meile oberhalb des Vernalfalls 700 Fuß über eine schräge Felswand herabstürzende mächtige Nevadafall in großartigem Panorama begrüßte. Ein steiler sich volle 2000 Fuß über das Thalniveau erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze" (Cap of Liberty — ein von Amerikanern sehr bewunderter Name) genannt, stand links hinüber nahe an dem prächtigen Wasserfall, und der dem Matterhorn an Gestalt ähnelnde riesige Halb-Süddom ragte mit seinen nackten hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze" himmelan: ein grandioses Bild, dessen Vorgrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildete.

Die Amerikaner nennen den Nevadafall (den Yowiye der Indianer) den schönsten Wasserfall in der Welt, was ich dahingestellt sein lassen will. Ich möchte dem Vernalfall vor ihm den Preis der Schönheit geben, namentlich deshalb, weil der Thalkessel, in den dieser sich hinabstürzt, ein mehr geschlossenes Bild giebt, als die Umgebung des Nevada-Katarakts, an dessen einer Seite der Bergrücken flach ausläuft. Jeder, der die Katarakte im Yosemitethale besucht hat, macht selbstverständlich auch Vergleiche zwischen ihnen und anderen berühmten Wasserfällen, z. B. dem Niagara, dem Shoshone, denen in der Schweiz u. s. w. Gewiß überragen die Cascaden des Yosemitethales die in der Schweiz bei weitem (d. h. im Frühjahr und im Frühsommer gesehen); aber — um der Wahrheit gerecht zu bleiben —, die wilde Anmuth des stolzen Niagara und das schrecklich schöne Schauspiel des durch das tiefe Basaltbett des Schlangenflusses in Idaho herabdonnernden großen Shoshonefalls [1]) erreichen sie dennoch nicht.

Von dem Nevadafall rast der Merced zwischen glatten an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile, mit einem Fall von 250 Fuß auf einer Strecke von nur einer halben englischen Meile, thalab, als sehnte er sich danach, beim Vernalfall seinen zweiten Riesensprung zu machen. Wir überschritten den wilden Bergstrom auf einer aus rohen Fichtenstämmen erbaueten primitiven Brücke, ehe wir Snow's Gasthaus, das auf einem Felsplateau am Fuße des „Cap-of-Liberty"-Felsgipfels erbauet ist, erreichten. Vor Sonnenuntergang kletterte ich noch durch ein Felstrümmerchaos bis dicht an den Fuß des Nevadafalls, der hoch über mir wie silberner Schaum über den steilen Abhang quoll und dann, an einer etwas geneigten Felswand herabstürmend, mit prasselnder Wucht die Granitplatten unten im Merced traf, ein wunderbar großartiges Schauspiel, von dem ich mich nicht eher loszureißen vermochte, als bis die eintretende Dunkelheit mich zur Rückkehr nach dem Hotel ermahnte. Als unsere Touristenschaar sich Abends beim Lichte des Vollmonds, der über dem breiten Gipfel des Glacier Point schwebte, auf der Veranda des Gasthauses vereinigt hatte und nach dem von den dunklen Felsen wie flüssiges Silber herabwallenden Nevadafall hinüberschaute, und seinem wie Sturmwind von den Granitmauern des geisterhaft ihn übergipfelnden „Cap of Liberty" wiederhallenden Getöse lauschte,

---

[1]) Den Shoshonefall hat der Verfasser im ersten Bande seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", Altona und Newyork 1875, S. 173 ff., ausführlich beschrieben. — Wir machen unsere Leser gleichzeitig darauf aufmerksam, daß von diesem („Globus" XXX, Nr. 4, S. 58 von uns angezeigten) ungemein anregenden Sammelwerke unseres geehrten Mitarbeiters unlängst ein zweiter Band erschienen ist. Etwa die Hälfte seines Inhalts (Auf dem Isthmus von Panama. Von Panama nach Acapulco. Von Acapulco zum Goldenen Thor. Von San Francisco nach Portland in Oregon. Von Portland nach The Dalles. Die Eishöhlen im Territorium Washington. Zweite Reise nach Oregon 1871. Ein Ausflug nach dem Pugetsund im Jahre 1872) erschien schon früher im „Globus", ist aber jetzt vielfach verändert, mit Ergänzungen versehen und in Zusammenhang gebracht worden. Durch den Hinzutritt der „Reise nach Oregon" (1863) und „Die Rückkehr nach Californien" (1865), der „Streifzüge im Nordwesten" (1868 bis 1876) und „Die ersten Goldentdeckungen im östlichen Oregon und im Territorium Idaho" (von 1858 und 1861 an) erhalten wir eine Art zusammenhängender Culturgeschichte von einer der interessantesten Perioden des fernen amerikanischen Westen und zwar durch einen Augenzeugen, dessen Aufzeichnungen darum ein großer Werth beizumessen ist. Red.

Der Spiegelsee. (Nach einer Photographie.)

wurden wir Alle in eine elegische Stimmung versetzt. Ein besonders poetisch gestimmter Yankee suchte dabei mit dem oft wiederholten Ausruf: „an't this nice!“ seinen überströmenden Gefühlen den rechten Ausdruck zu verleihen.

Um den Leser mit den sich wiederholenden Schilderungen meiner Ausflüge nicht zu ermüden, will ich uns jetzt direct auf die Felswarte von Cloud's Nest — die Wolkenruhe — versetzen, welche wir am folgenden Vormittage nach einem ermüdenden Ritt von acht englischen Meilen von Snow's Gasthaus erreichten. Cloud's Nest, 6450 Fuß über der Thalsohle und 10,510 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist der höchste Berggipfel in der Umgebung des Yosemitethales. Wir befanden uns hier in einer schrecklich öden Gebirgswüste, in deren Mitte sich das aus mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebauete Felsgerüste der „Wolkenruhe“ wie eine natürliche Festung erhob. Die gleichsam von Menschenhand aufgehäuften Felsplatten geben dem Grat, der sich wie ein Vorgebirge weit hinausthürmt, eine seltsame Gestaltung, wie ich Aehnliches noch nie zuvor gesehen. Vor Jahrtausenden, als hier noch der ewige Schnee sein Reich hatte, muß die Aussicht von diesem isolirten Felskamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat gewesen sein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte in den Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße des Cloud's Nest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und aller Vegetation baar strebt sein bis vor Kurzem noch nie von Menschen betretener grauer Granitgipfel himmelan [1]. Die Merced Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt mit ihren einförmigen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, und selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya-Sees vermag nicht das Monotone im Panorama zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemitethal liegt in zu weiter Ferne, um dem todten Bergpanorama Anmuth zu verleihen.

Es thut mir leid, diesem von amerikanischen Touristen viel gepriesenen Gipfel einen so zweifelhaften Ruf geben zu müssen. Die einzige Satisfaction, die ich ihm gewähren kann, ist die, daß etliche zehntausend Jahre vor der biblischen Erschaffung der Welt die Aussicht von seiner felsigen Hochwarte pompös gewesen sein muß.

Was mich auf dem Cloud's Nest bei weitem mehr als die Aussicht interessirte, war, nächst der seltsamen Gestalt jenes Felskammes, eine genauere Einsicht in die Urbildung des Yosemitethales. Die oft aufgestellte Hypothese, daß jenes Thal durch eine gewaltsame Zerspaltung der Gebirgsmasse der Sierra Nevada entstanden sei, wird beim Anblick der Kuppen des Nord- und Süddoms ganz haltlos, denn diese beiden Granitgipfel können unmöglich je eins gewesen sein. Nicht nur ist der Halb-Süddom um vieles höher als der Norddom; auch seine ganze Figur paßt gar nicht zu diesem. Ebensowenig können die steilen Felswände im Yosemitethale allein durch Gletscherbildung und noch viel unwahrscheinlicher durch Erosion entstanden sein, denn von in verticaler Richtung thätig gewesenen Wassern ist an den Felswänden keine Spur zu entdecken, und die geringe Anhäufung von Trümmergestein am Fuße der Granitgipfel spricht gegen die Gletschertheorie. Die Annahme, daß das Yosemitethal einer gewaltsamen localen Einsenkung seine erste Entstehung zu verdanken hat, und daß mächtige Gletscher ihm in späterer Zeit gleichsam die letzte Politur gegeben haben, scheint mir die richtige zu sein [1]). Wenn ich stets von den Felsgipfeln des Yosemitethales geredet habe, so nehme ich dabei den Standpunkt im Thale ein. Da die umliegende Gegend ungefähr dasselbe Niveau mit jenen Gipfeln hat, so müssen diese, von dort aus betrachtet, Abgründe genannt werden. Der ganz isolirt aufragende Süd-Halbdom macht hiervon jedoch eine Ausnahme.

Nach dieser Abschweifung, die ich dem Leser nicht wohl schuldig bleiben durfte, wollen wir uns wieder gemüthlich auf die Reise begeben.

Als unsere Touristenschaar bei der Rückkehr von Cloud's Nest im Zickzack den jähen Abhang, der vom kleinen Yosemitethale am Nevadafall hinunterführt, in langer Reihe vorsichtig hinunterritt, erinnerte mich die Scene mehr an die Alpen, als irgend eine andere, die ich noch in diesen Bergen geschaut hatte. Der tief unter uns liegende grüne, herrlich bewaldete Thalkessel, eingeschlossen von den himmelanstrebenden Gebirgswänden, der prächtige Wasserfall und der schäumende Merced gaben ein wahrhaft schweizerisches Bild, in welchem unsere auf dem steilen Saumpfade sich langsam herabbewegende phantastische Reiterlinie nicht den uninteressantesten Punkt bildete. Beim Vernalfall überließen wir unsere Reitthiere zeitweilig den Führern, welche dieselben eine Strecke weit über das Gebirge allein weiter trieben, während wir am Wasserfall auf langen Leitern in die Schlucht hinabstiegen, um die hinabstürzenden Fluthen ganz in der Nähe zu betrachten.

Ehe wir die Leitern bestiegen, blickten wir, hinter einem natürlichen Felsparapet Platz nehmend, von oben auf die wilden, entfesselten Fluthen hinunter. Die ganz dicht am Abhang liegende Felsbrüstung schien von der Natur eigens für Besucher, die zum Schwindel geneigt sind, hierher gesetzt worden zu sein, denn sicherer und bequemer hätte kein Baumeister den Platz herrichten können. Dagegen war die Passage über die Leitern bei der Nähe des gewaltigen Katarakts nicht ohne Gefahr. Unser Führer erzählte uns beim Herabsteigen in aller Ruhe, daß hier vor einiger Zeit ein Italiener das Gleichgewicht verloren hätte und kopfüber einige hundert Fuß auf die Felsen hinabgefallen sei, welche Mittheilung uns die wackeligen Stufen mit doppeltem Mißtrauen betrachten ließ. Vor einem mächtigen natürlichen Gewölbe, das wie aus der Bergwand herausgehauen schien, hatten

[1]) Der Gipfel des Süd-Halbdoms ward im September 1875 von einem Schotten und ehemaligen Matrosen, Namens George Anderson, zum ersten Mal erklommen. Er bewerkstelligte das Erklettern der obersten, nach Prof. Whitney's Messung 1300 Fuß hohen steil abfallenden Granitmasse auf die Weise, daß er nach einander über sich starke eiserne Nägel in den Felsen einschlug, die er durch ein Tau mit einander verband und so eine Art Leiter herstellte, auf der er die Spitze glücklich erreichte. Am 16. September folgten ihm elf waghalsige Touristen auf dieser Himmelsleiter nach dem Gipfel des Halbdoms, bei welcher interessanten Excursion mehrere von ihnen nahe daran waren, den Hals zu brechen. Ein Engländer, der das Tau losließ, rollte plötzlich, mit dem Kopfe nach unten, einige zwanzig Fuß den Abhang herab, wo er eine Weile an einer circa 3000 Fuß hohen, jäh ins Thal abfallenden Felszacke hängen blieb. Seinen Halt verlierend stürzte er kopfüber weiter herab, glitt aber dabei glücklicherweise mit den Armen in eine Felsspalte, aus welcher er wie eine Fliege an der Seite des Halbdoms herunterkroch und so den sogenannten „Kameelsrücken“ am Fuße des Doms wohlbehalten wieder erreichte. Da die Nägel und das Tau am Dom geblieben sind, so steht nichts im Wege, wenn sich Yosemite-Reisende fortan das Vergnügen machen wollen, auch einmal den Granitkoloß zu ersteigen.

[1]) S. Geological Survey of California: The Josemite Book. Newyork 1868, p. 77.

wir einen überaus großartigen Anblick auf den nahen prächtigen Vernalfall, der sich in einer compacten Fluthenmasse 400 Fuß hoch über das Felsenparapet in die bewaldete Kluft hinunterstürzte. Wieder am Saumpfade angelangt, bestiegen wir aufs Neue unsere Ponies und Maulesel und gelangten ohne weitern Aufenthalt nach unserm Hotel.

Der letzte Tag meines Aufenthaltes im Thale war ein Sonntag. Ein heftiges Gewitter — hier eine große Seltenheit — war in der vorhergehenden Nacht mit Sturm und Regen über die Gegend gezogen, und graue Wolken hingen bis Mittag tief an den Bergwänden herab. Unseren amerikanischen Damen, die den Sonntag nicht durch einen Ausflug ins Gebirge entheiligen wollten, kam das trübe Wetter sehr erwünscht; um so mehr ärgerte ich mich darüber, daß Jupiter Pluvius mir den Hochgenuß eines vorgenommenen Besuchs am obern großen Yosemitefall stören wollte. Wegen meiner unverblümten Bemerkungen über die Unvernunft der Amerikaner, welche den Sonntag nicht als Erholungstag, sondern als einen Tag der frommen Langeweile betrachteten, galt ich vor den Augen der Damen schon längst für einen unverbesserlichen deutschen Ketzer. Die Frömmigkeit der sich in unserer Gesellschaft befindenden Amerikaner war dagegen durch meine stichelnden Bemerkungen sehr erschüttert worden, wie es sich am Nachmittage, als sich das Wetter aufklärte, deutlich herausstellte, indem ihrer drei sich erboten, mich auf einer Spaziertour nach dem obern Yosemitefall zu begleiten. Gesagt, gethan! — unsere gottesfürchtigen Damen, die uns im Stillen gewiß sehnsüchtig nachschauten, mit ihren Gebetbüchern auf der Veranda des Hotels zurücklassend, wanderten wir wohlgemuth durch den grünen Thalgrund und stiegen dann an dem nördlichen Abhange den romantischen Gebirgspfad hinan, der uns direct nach dem höchsten Katarakte auf dieser Erde bringen sollte.

Das Wetter hatte sich ganz aufgeklärt, und das grüne Thal und die dasselbe einschließenden himmelhohen Klippen und Dome schienen mir herrlicher denn je zu sein. Tausend Fuß über der Thalsohle hatten wir von dem steil abfallenden Columbiafelsen eine ganz prachtvolle Aussicht auf das bewaldete Thal, mit den beiden Granitriesen des Nord- und Süddoms im Hintergrunde. Bald darauf begrüßte uns der gewaltige Yosemitefall. Dann aber nahm der Weg ein Ende, und wir hatten eine halsbrechende Turnpartie bis an die hintere Felswand über ein wahres Chaos von losem Gestein, ein Seitenstück zu einer ähnlichen Kletterübung, die ich einst tief unter der Erde in der Mammuthhöhle in Kentucky mitgemacht hatte. Schritt für Schritt arbeiteten wir uns über die wild zerstreut vor uns liegenden Felsblöcke, während der riesige Katarakt die Luft um uns mit Wasserstaub erfüllte und sein prasselndes Getöse uns betäubte. Endlich hatten wir die steile Felswand erreicht, von welcher sich der große obere Yosemitefall in den Abgrund stürzt, und traten hinter den stürmenden Wogen in das Vestibule, eine Art Gewölbe, 500 Fuß lang, vor welchem der Katarakt dicht vorbeirast. — Wenn ich sage, daß wir ganz durchnäßt, betäubt und sprachlos waren, so will das wenig heißen. Ein Windstoß trieb den dichten Gischt einmal so durch jene Höhle, daß uns buchstäblich Hören und Sehen verging. So ein Sturzbad unter einer Riesenbrause von 1600 Fuß Höhe, wie der Fall ist, zu nehmen, schien mir denn doch außer dem Spaß zu sein, und ich beeilte mich, aus dem romantischen Badegemach wieder herauszukommen. Mit der am Hotel zur gefälligen Notiznahme für die Reisenden angeschlagenen gedruckten Ankündigung, daß man im Vestibule hinter dem obern Yosemitefall „die schauerlichste Scene auf diesem Planeten genießen könne“ (enjoy the most thrilling scene on this planet), hatte es offenbar seine Richtigkeit.

Der Nevada-Fall. (Nach einer Photographie.)

Bei unserm Rückmarsche vom Fall nach dem Thale verlor ich unvorsichtiger Weise meine Gefährten im Felsgewin-

mel aus den Augen, konnte den betretenen Pfad nicht wieder finden und stak eine volle Stunde lang buchstäblich fest zwischen einem fast undurchdringlichen Gewirr von Gebüsch und schlüpfrigen Felsblöcken. Der in meiner Nähe laut brausende Katarakt machte es mir unmöglich, mich meinen Kameraden durch Rufen hörbar zu machen; dazu sollte sich unter diesen Felsen und Büschen eine zahlreiche Colonie von Klapperschlangen eingenistet haben, — eine nichts weniger als angenehme Nachbarschaft! Diese Kletterpartie zwischen den riesigen Felsblöcken und durch das dicht verschlungene Gebüsch, wobei ich meistens auf Händen und Knien hin- und herkriechen mußte und stets in Gefahr war, dem Abhange, in welchen sich der Katarakt unter mir herabstürzte, zu nahe zu kommen, fand ich im höchsten Grade ungemüthlich! — Mein Abenteuer gab bei meiner Rückkehr selbstverständlich für unsere Reisegesellschaft einen herrlichen Unterhaltungsstoff, wobei die Damen nicht ermangelten, mir meine Entheiligung des Sabbaths auf eine milde Weise vorzuhalten, und es als ihre Ueberzeugung aussprachen, daß mein Mißgeschick eine gerechte Strafe des Himmels für meine deutsche Gottlosigkeit gewesen sei.

Vernal- (Frühlings-) Fall. (Nach einer Photographie.)

Ueber den Glacier Point verließen wir am folgenden Morgen das Yosemitethal. Auf steilem Saumpfade ritten wir in langer Reihe langsam an der Südseite des Thales bergan, blickten von dem 1800 Fuß hohen Felsvorgebirge des Union Point hinunter auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude und erreichten nach zweistündigem Ritt den Gipfel der sich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf dessen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen steht. Die Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt ist nächst der vom Inspiration Point unstreitig die großartigste über das Yosemitethal. Von einer überhängenden Felsplatte sahen wir direct unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unseren Füßen aufstrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte lag das grüne Thal mit seinen ganz zierlich scheinenden Bäumen, Wiesen, Anlagen und Häusern tief unter uns, durchschlängelt von dem hellen Bande des Merced und umschlossen von den gewaltigen hellgrauen Felswänden und himmelanstrebenden Domen. Als ein kleiner Spiegel blinkte der Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber schwebte der große Yosemitefall wie ein im Winde flatternder Silberschleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßten uns die scheinbar dicht über einander liegenden weiß schäumenden Katarakte des Vernal- und des Nevadafalls aus einem anmuthigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Rest aus weiter Ferne herabblickt. Es war dies ein Panorama, wie es wohl kein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt giebt: jener idyllische Thalgrund, umrahmt von den stolzen Granit-Mauern und -Domen und geschmückt mit den herrlichen Wasserfällen!

Noch einen Blick in das Wunderthal der Sierra, und dann jagte unsere bunte Touristencavalcade im Galopp, durch den hohen Tannenwald und über grüne Wiesen und an malerischen Berghängen entlang, zurück nach der Fahrstraße. Vierzehn englische Meilen von Glacier Point erwartete uns die Stagekutsche, die uns wieder über Clark's Ranch nach Merced und an die südliche Pacificbahn brachte, wo sich unsere Gesellschaft nach Nord, Ost und West, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, trennte. Aber wir nahmen ja Alle die Wunder von Yosemite mit uns in das nüchterne Alltagsleben, als schönes Traumbild einer goldenen Erinnerung!

Die Anfänge der Kartographie.

Von **Richard Andree.**

I.

Die überaus rohe, dem 13. Jahrhundert entstammende große Wandkarte in der Kathedrale von Hereford mit ihren unwahren und plumpen Contouren, ihren phantastischen Figuren, den Greifen, Menschenfressern, großen Bäumen, Thürmen und Mauern, welche über dieselbe zerstreut sind, bezeichnet den Standpunkt der Kindheit, in welchem sich vor sechs Jahrhunderten bei uns noch die Kartographie befand. Erst als die Magnetnadel bekannt wurde und mit ihrer Hülfe der Schiffer die Küstenumrisse einzeichnete, entstanden vertrauenswürdige Gemälde, die sogenannten Compaskarten, und die Kartographie zog die Kinderschuhe aus [1]).

Völker, die mit dem Gebrauche der Magnetnadel nicht vertraut sind und dennoch den Versuch wagen, größere Ländergebiete kartographisch darstellen zu wollen, werden stets nur der Wahrheit sich nähernde Gemälde liefern können, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß unter den sogenannten Naturvölkern sich solche befinden, deren Kartenzeichnungen durch relative Treue und Genauigkeit überraschen, da gerade bei diesen Völkern Eigenschaften vorhanden sind, welche sie vorzüglich geeignet machen, ein Kartenbild zu entwerfen. Was wir oft mühsam mit großem Zeitaufwande durch zahlreiche Einzelkräfte uns erwerben, die Aufnahmen ganzer Länder, ist in den mit scharfen Sinnen begabten Köpfen vieler Naturmenschen wie in einem Gemälde schon vorhanden. Ihre Ortskenntniß auf weite Strecken, die Genauigkeit, mit welcher sie den Weg zu finden wissen, ist oft überraschend, und selbst im endlos scheinenden Sande der nordafrikanischen Wüste, die kaum Merkzeichen bietet, erkennt der Chabir, der Führer der Karawanen, seine Bahn, ohne daß er eine Ahnung von der Magnetnadel hat. Er beobachtet Sonne und Sterne und sieht am Himmel weit mehr Merkzeichen, als er braucht, weiß, wie viel Raum er zu einer beliebigen Zeit zur Rechten oder Linken eines Gestirns lassen muß, um nicht vom Wege abzukommen, und irrt sich dabei auf Strecken von hundert Meilen nicht. Sein Gegenstück ist der Vaqueano, der Pilot in den argentinischen Pampas. In dunkler Nacht, auf freier Ebene oder im dichten Wald weiß er stets Bescheid, verirrt sich nie, findet sich allemal zurecht, auch auf solchen Pampasstrecken, durch welche überhaupt kein Weg geht. Es kommt darauf an, daß er rasch eine Strecke von vielleicht 50 spanischen Meilen zurücklege. Der Vaqueano sinnt eine Weile hin und her, betrachtet den Horizont, prüft die Beschaffenheit des Bodens, faßt einen bestimmten Punkt ins Auge und schießt plötzlich wie ein Pfeil mit seinem Renner in die Weite, er galoppirt fast ununterbrochen Tag und Nacht und kommt sicherlich an der bezeichneten Stelle an [2]).

Solche Beispiele von einem überraschenden Orientirungssinne, den man vergeblich bei einem europäischen Bauer suchen würde, finden wir wieder bei den Mongolen der Gobi, bei den weite Seefahrten unternehmenden Polynesiern, bei den Indianern Nordamerikas u. s. w. Für sie bedarf es bloß noch der technischen Geschicklichkeit des Niederzeichnens, um wenigstens ein billigen Ansprüchen gerechtes Kartenbild zu entwerfen, das wohl geeignet ist, eine allgemeine Vorstellung eines Landes zu geben. Anlage zum Zeichnen ist bei Naturvölkern reichlich vorhanden, und auch zu plastischen Darstellungen besitzen manche ein nennenswerthes Geschick. Wie wahr sind nicht jene Darstellungen, welche die Buschmänner, die mit als die am tiefsten stehenden Geschöpfe erachtet werden, in ihren Höhlen mit farbigen Erden malen! Die zoologischen Charaktere der Nashörner, verschiedene Antilopenarten u. s. w. sind von ihnen treffend wiedergegeben und erregen unser Staunen. Drückt man rohen Naturmenschen Bleistift und Papier in die Hand und macht man sie mit deren Gebrauch vertraut, so kann man oft erstaunliche Proben ihrer Zeichenfertigkeit gewahr werden, wie dieses unter Anderen von den Papuas sichergestellt ist [3]).

Auch die Anfänge des Messens, selbst von Höhen, sind Naturvölkern nicht unbekannt, wenngleich die Ausführung in sehr roher Weise geschieht. „Um die Höhe eines Gegenstandes zu messen, wenden die Indianer in Veraguas ein eigenthümliches Verfahren an. Wenn z. B. die Höhe eines Baumes bestimmt werden soll, so geht ein Mann von dem Fuße desselben bis zu einem Punkte, von dem er, rückwärts mit dem Kopfe unter den Beinen durchblickend, gerade bis zur Spitze sehen kann. Diesen Platz bemerkt er und mißt die Entfernung desselben von dem Fuße des Baumes durch Schritte ab; sie giebt das Maß der Höhe. In diesem Verfahren haben die Indianer durch häufige Uebung eine Gewandtheit erlangt, welche der geometrischen Genauigkeit wenig nachgiebt. Dasselbe reicht für die gewöhnlichen Bedürfnisse aus und wird von den Spaniern in Veraguas überall angewendet" [4]). Indessen liegt uns kein Beispiel vor, daß Messungen irgend welcher Art bei den rohen Karten, von welchen fernerhin die Rede sein soll, in Anwendung kamen, wenn auch Abschätzungen der Entfernungen stattfanden.

Wir sehen also, daß manche Grundbedingungen zur Darstellung von Karten bei Naturvölkern vorhanden sind, die nur ausgenutzt zu werden brauchen, um Ländergemälde zu schaffen, wenn ein praktisches Bedürfniß hierfür vorliegt. Dieses stellt sich aber allemal erst bei vorgeschritteneren Völkern ein, und so finden wir bei diesen auch überall heimische Karten: bei den alten Aegyptern und alten Mexicanern, bei Chinesen und Japanesen, während des Kartenbedürfnisses entbehrende Naturvölker nur auf besondere Veranlassung hin zur kartographischen Skizzirung ihrer Länder schreiten.

Die rohesten Anfänge des Kartenzeichnens, welche nur

---

[1]) Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 189. Sophus Ruge, Ueber Compas und Compaskarten. Dresden (1868).

[2]) Karl Andree, Geographie des Welthandels I, 184. 264.. Globus" XXIX, S. 5. 6.

[3]) Von den Eingeborenen an der Humboldt-Bay heißt es: Voor teekenkunde hebben zij een bepaalden aanleg, want gaf men hun een potlood en een stuk papier in handen, dan teekenden zij, die dergelijken voorwerpen zeker nimmer tevoren gezien hadden, met de uiterste nauwkeurigheid en met vaste hand eenen vogel of visch op eene wijze, dat et jeders bewondering opwekte. (Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven in 1858. Uitgegeven door het koniklijk Institut voor taal-land- en volkenkunde van nederlandsch Indie. Amsterdam 1862, S. 180.) — Einem Mitgliede der Fly-Expedition, welches auf Murray-Island sein Notizbuch zurückgelassen, zeichneten die Eingeborenen seine eigene Caricatur mit dem Hut auf dem Kopfe und der Tabackspfeife im Munde hinein (J. B. Jukes, Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly. London 1847).

[4]) B. Seemann, Reise um die Welt. Hannover 1853. I, 333.

ein ungefähres Bild der darzustellenden Gegend wiedergeben, finden wir bei vielen Völkern; statt des Papieres dient ihnen der fügsame Sand, und ein Stab ist ihr Bleistift. If an Aino wishes to be very explicit, particulary in a geographical view, such as explaining the course of a stream or the situation of a lake, he takes you to a soft patch of ground on the sand and with a stick or his fingers draws his ideas [5]). Und so machen es genau viele nordamerikanische Indianer, die auch den Sand als Darstellungsfläche gebrauchen. Ein Kio-wum-mi-Indianer am Canadian River zeichnete dem Lieutenant Whipple eine Karte in den Sand, auf welcher er die Wanderungen seines Stammes darstellte [6]). Gute Beispiele solcher in den Sand gezeichneter Karten, die von einem Yuma- und einem Pai-Ute-Indianer herrühren und beide Bilder des Colorado mit seinen Nebenflüssen geben, bildet Möllhausen ab [7]). Nach Capitän Eustace Jacob verstehen es die Haida-Indianer auf Vancouver allgemein, eine rohe Karte des von ihnen durchreisten Landes zu entwerfen [8]), und de Smet erzählt, daß die columbischen Indianer Karten auf Rinde oder Häute zeichnen, nach denen sie sich auf weiten Ausflügen richten [9]).

Eine vortreffliche Ortskenntniß besitzen die Komanchen, denen bei ihren Wanderungen der Polarstern als Führer dient. Taba Quina, der dicke Adler, einer ihrer Häuptlinge, schien mit der ganzen Grenze Mexicos von Santa Fé bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und den gesammten Prärien sehr gut bekannt zu sein. Man veranlaßte ihn, erzählt Gregg, in Chouteaus Fort (in der Nähe des Canadian) eine Landkarte mit Bleistift auf einen Bogen Papier zu entwerfen: „Er war damit sehr schnell fertig, und wiewohl die Zeichnung ein wenig roh war, so hatte sie doch zu unserm Erstaunen ein ganz landkartenartiges Ansehen und eine weit genauere Zeichnung aller Hauptflüsse in den Ebenen, der Straße vom Missouri nach Santa Fé und der verschiedenen mexicanischen Ansiedelungen, als man auf vielen gestochenen Karten jener Gegenden findet“ [10]).

Diese Beispiele dürfen uns aber kaum überraschen, wenn wir den außerordentlichen Orientirungssinn gerade der Indianer in Betracht ziehen. Carver erzählt von ihnen, daß sie einen Wald oder eine baum- und hügellose Ebene in einer Linie von zweihundert englischen Meilen so sicher durchschneiden, daß sie genau an einer bestimmten Stelle eintreffen. Selbst an dunkeln Tagen vermögen sie den Stand der Sonne richtig anzugeben [11]).

Weit höher ausgebildet als bei den Rothhäuten finden wir aber die Kartographie bei den alten Mexicanern, wo sie in der That, als die Spanier zerstörend eingriffen, einen Standpunkt erreicht hatte, der zu einer schönen Entwickelung Hoffnung gab.

Die Kunstdenkmäler, welche die alten Mexicaner hinterließen, nicht minder der hohe Culturzustand, welchen die Spanier bei der Eroberung des Landes antrafen, lassen schon darauf schließen, daß sie auch Karten zeichneten. Noch heute lebt in ihren Nachkommen ein entschiedenes Talent zum Zeichnen; ohne Mühe copiren die Indianer Mexicos mit großer Treue und Genauigkeit alle Gegenstände, die ihnen vorgelegt werden, und ihre Wachsfiguren sind „wahre Kunstwerke“ [12]). In der That haben denn auch die alten Schriftsteller uns zahlreiche Nachrichten von mexicanischen Landkarten hinterlassen. Wie heute ein Generalstab beim Ausbruche eines Krieges mit guten Karten vom Lande des Feindes versehen ist, so waren es auch die Führer der mexicanischen Armee. Besondere Spione (Quimichtin) waren vorher in Feindesland geschickt worden, das sie, um unsern Ausdruck zu gebrauchen, croquirten, um die erlangten Kartenskizzen, welche Berge, Ebenen, Flüsse, Pässe zeigten, den Generälen bringen zu können, welche ihre Märsche danach einrichteten [13]).

Die Kaufleute im alten Mexico, welche einen besondern sehr einflußreichen Stand ausmachten, unternahmen zu Handelszwecken weite Reisen, die das Bedürfniß nach Karten in ihnen erweckten. So brachten sie über die von ihnen erforschten Gegenden ausführliche Berichte und Landkarten heim, welche im königlichen Archive hinterlegt wurden. Auf denselben waren Gebirge, Wälder, Ströme, Städte nebst den Entfernungen, Straßen und Grenzen der verschiedenen Staaten verzeichnet und am Rande überdies statistische Bemerkungen eingetragen. Als Cortez den König Montezuma fragte, ob in seinem Küstengebiete Häfen mit sicherm Ankergrunde vorhanden seien, überreichte man ihm eine auf Baumwollenzeug gemalte Karte, auf welcher er alle Rheden fand, die zwischen den Mündungen des Panuco und Tabasco liegen. Bevor Cortez nach Honduras aufbrach, erhielt er von den Kaufleuten aus Xicalanco eine Karte, die mit sehr großer Genauigkeit die Reisewege zeigte, welchen die Händler auf ihren Karawanenzügen folgten, und die Städte, deren Märkte sie besuchten. Einige dieser aztekischen Landkarten sind wohlerhalten bis auf unsere Tage gekommen [14]).

Auch das, was wir jetzt etwa Katastralkarten nennen, kannten die alten Mexicaner schon. Das ganze Landeigenthum war bei ihnen mappirt worden, und besondere Beamte hielten diese Karten auf dem Laufenden und trugen vorkommende Veränderungen nach. Kronländereien waren auf den Karten in Purpur, jene des Adels in Scharlach, die Calpulli (Dorfgüter) in Hellgelb colorirt. Mappirt waren die steuerpflichtigen Städte, und bei jeder war die Größe des Tributs, sowie die Zeit, wann derselbe fällig sei, genau bemerkt. Der Codex Mendoza hat uns 36 solcher Gemälde aufbewahrt, die in den königlichen Schatzkammern lagen. Entstand Streit über das Landeigenthum, dann wurden die Katastralkarten als authentische Documente vor den Richter gebracht, der nach ihnen entschied [15]).

Die altmexicanischen Karten waren oft von bedeutender Größe und konnten sich mit unseren ausgedehnten Wandkarten messen, wie denn Petrus Martyr eine solche von 30 Fuß Länge beschreibt, die auf weißes Baumwollenzeug gemalt war [16]).

Nicht so weit wie die Mexicaner hatten es die Inca-Peruaner gebracht; ihre geographischen Kenntnisse reichten nicht über ihr allerdings großes Land hinaus. Eroberten sie neue Besitzungen, so ließen sie es sich jedoch angelegen sein, dieselben genau kennen zu lernen und Volkszählungen in denselben vorzunehmen. Von ihren Karten ist uns wenig berichtet worden; sie waren mit erhöhten Linien dargestellt, um die Grenzen und Oertlichkeiten anzugeben [17]).

5) Journ. of the Anthropol. Institute II, 252 (1872).
6) Bull. de la soc. d'anthropol. V, 440 (1864).
7) Reisen in den Felsengebirgen Nordamerikas. Leipzig 1861, I, 434.
8) Journ. of the Anthropol. Soc. Vol. II, p. XII (1864).
9) Bancroft, The Native Races of the Pacific States I, 274.
10) Waitz, Anthropologie IV, 216.
11) Carver, Reise durch das Innere von Nordamerika. Hamburg 1780. S. 209.
12) Mühlenpfordt, Mejico I, 242.
13) Bancroft, Native Races of the Pacific States II, 424.
14) Nouv. Ann. des voy. 1858. II, 309.
15) Bancroft a. a. O. II, 224. 236. „Der Obersteuereinnehmer war mit einer Landkarte des ganzen Reiches nebst genauer Aufzählung der auf jedem Theile desselben haftenden Abgaben versehen.“ (Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico. Leipzig 1845. I, 33.)
16) Bancroft a. a. O. II, 488. Anmerkung.
17) Prescott, Eroberung von Peru. Leipzig 1848. I, 59. 96.

Auch derlei Stadtpläne waren vorhanden. Garcilasso de la Vega sah el modelo del Cozco y parte de su comarca con sus quatro caminos principales hecho de barra, y piedrezuelas y pallilos. Auch Berge und Flüsse waren angegeben [18]).

Ganz vorzüglich entwickelt und von den verschiedensten arktischen Reisenden gerühmt ist das topographische Talent der **Eskimos**, welches bei allen Stämmen von Grönland bis an die Beringstraße zu finden ist. Der „Eskimogeograph" Kalliherna, alias Erasmus York, entwarf im Winter 1850 auf 1851 an Bord der „Assistance" für Capitän Ommanney eine überraschende Karte: „Er nahm den Bleistift, ein Ding, das er nie zuvor gesehen hatte, und zeichnete die Küstenlinie von Pikierlu bis Cap York mit staunenswerther Genauigkeit, machte Signaturen, um alle Inseln, bemerkenswerthe Klippen, Gletscher und Berge anzugeben und ertheilte allen ihre einheimischen Namen" [19]). Als Parry auf seiner zweiten Fahrt auf der Melville-Halbinsel im Winterhafen lag, erfuhr er von einer Eskimohorde, daß es im Nordosten eine Straße gäbe, die in nördliche Seen führe, und eine merkwürdige Eskimofrau, Iligliuk, zeichnete ihm eine Karte, die ihm als Führer diente, als am 2. Juli 1822 der Fox-Canal schiffbar wurde. Mit Hülfe dieser Karte fand er die verheißene Straße, welche jetzt den Namen nach den Schiffen Fury und Hecla trägt [20]).

Dasselbe kartographische Talent finden wir bei den westlichen Eskimos. Auf eine „sehr geschickte und deutliche Weise" zeichneten die Eskimos am Kotzebue-Sund eine Karte ihrer Küstenlandschaften in den Sand, als Beechey sie besuchte. „Erst wurde die Küstenlinie mit einem Stocke gezogen und nach Tagereisen abgetheilt. Hierauf setzten sie die Bergketten mit Sand und Steinen auf und stellten die Inseln, mit Berücksichtigung der Größe und Gestalt, durch Kieshaufen dar. Indem die Arbeit vorrückte, machten mehrere der anwesenden Eskimos ihre Bemerkungen darüber und gaben Veränderungen an, und ich rückte eine der Diomedes-Inseln an eine andere Stelle. Dies wollte der Hydrograph anfangs nicht zugeben, allein da einer der Eskimos sich erinnerte, daß die Inseln, vom Prinz-Wales-Cap aus gesehen, einander decken, so gab er mir Beifall und bewies den anderen, daß sie sich geirrt hätten. Als die Berge und Inseln fertig waren, wurden die Dörfer und Fischerstationen durch eine Anzahl in die Erde gesteckter Stöcke bezeichnet, so daß eine Nachahmung der Wirklichkeit entstand. So erhielten wir nach und nach einen vollständigen topographischen Plan der Küste von der Derby-Spitze bis zum Cap Krusenstern" [21]).

Im Allgemeinen sind die Karten der westlichen Eskimos so genau, daß sie mit Vertrauen selbst bei der Ausfüllung unserer Karten benutzt werden können, wo diese Lücken zeigen. Der Schiffsarzt des „Plover", John Simpson, der zweimal an der Barrowspitze, Nordwestamerika, überwinterte (1852 bis 1854), trug die Karte des Eskimo-Geographen Erk-sin-ra neben der englischen Aufnahme ein und die Uebereinstimmung beider war staunenswerth [22]).

Es ist bekannt, welche weite Reisen die **Polynesier** oft in ihren gebrechlichen Kähnen unternehmen, wobei sie denn leicht eine Uebersicht der ihnen benachbarten Inselwelt gewinnen können. Auch fehlt es nicht an Beispielen, daß die Eingeborenen diese ihre so erworbene Kenntniß zur Anfertigung von Karten benutzten; die am berühmtesten gewordene Karte eines Polynesiers, des **Tupaja** von Tahiti, entstand aber nicht ohne europäische Beeinflussung.

„Als er mit Cook auf der „Endeavour" die Reise nach Europa unternahm, beschrieb er seine vorigen Seereisen und nannte über 80 Inseln her, die ihm bekannt waren, wobei er zugleich ihre Größe und Lage andeutete. Die meisten davon hatte er selbst besucht. Da er auf dem englischen Schiffe die Beschaffenheit und den Nutzen der Seekarten sehr bald einsehen lernte, so gab er seinen europäischen Reisegefährten Anleitung, nach seinen Angaben eine Karte von allen um seine Heimath ihm bekannt gewordenen Inseln zu verfertigen. Zu diesem Behufe zeigte er jedesmal die Himmelsgegend an, in welcher jede Insel lag, und bemerkte, ob sie größer oder kleiner als O-Taheiti, hoch oder niedrig, bewohnt oder wüst wäre, setzte auch bisweilen einige speciellere Nachrichten hinzu" [23]). Die Karte, welche Forster seinem Werke in einer Copie beigiebt, erstreckt sich ungefähr über je 20 Längengrade zu beiden Seiten des 150. Meridians westl. L., also zusammen über 40 Grade, und auf 20 Breitengrade von 7° bis 27° südl. Br. Im Ganzen sind einige achtzig Inseln auf Tupaja's Karte eingetragen, deren Namen Forster zu identificiren suchte.

J. R. Forster giebt selbst an, daß noch eine zweite Copie dieser Karte vorhanden gewesen sei. Eine solche, von seinem Sohne, Georg Forster, in London gezeichnet und an den Buchhändler Spener gesandt, besitze ich

Karte des Eskimo-Geographen Kalliherna.

---

18) Commentarios Reales escritos por el Ynca Garcilasso de la Vega. Lisboa MDCIX. Cap. XXVI, Fol. 52.

19) A Selection of Papers on Arctic Geography and Ethnology. Reprinted and presented to the arctic expedition of 1875. London 1875. S. 184.

20) Peschel, Geschichte der Erdkunde. 465.

21) Beechey, Reise nach dem Stillen Ocean und der Beringsstraße. Weimar 1832. I, 453.

22) Petermann's Mittheilungen 1859, S. 41.

23) J. R. Forster's Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783. S. 442.

selbst; indessen ergiebt sie mancherlei Abweichungen gegenüber der von J. R. Forster publicirten. (Vergl. das Facsimile.)

Wir lassen dahingestellt, wie weit Engländer bei der Herstellung dieser primitiven Karte mitgewirkt haben. Immerhin reicht sie aus, um zu beweisen, daß die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln sich beträchtliche geographische Kenntnisse erworben hatten. Auf 400 Seemeilen rings um Tahiti herum reichten Tupaja's Kenntnisse; er war selbst zehn Tagereisen weit nach Westen bis Raietea gewesen. Man muß dabei bedenken, daß der polynesische Schiffer oft das Land aus dem Auge verliert, daß er nur einen kleinen gebrechlichen Kahn zur Verfügung hat, daß ihm große Gefäße fehlen, in denen er einen hinreichenden Vorrath von frischem Wasser mitführen kann, und von einem Compas natürlich keine Rede ist.

Tupaja's Karte. Facsimile nach einer Copie Georg Forster's. (3/4 Größe des Originals.)

Solche Kenntnisse stehen unter den Südseeinsulanern indessen nicht vereinzelt da, und Kittlitz [24]) sah, wie Eingeborene der Karolinen auf den Boden des Schiffsverdecks mit Kreide förmliche Karten von ihrem ganzen Archipel, die Marianen mit eingeschlossen, zeichneten. „Die Bekanntschaft dieser Leute,“ sagt er, „mit den entlegensten Punkten des großen Meeresgebietes muß bei der Beschränktheit ihrer Hülfsmittel wirklich in Erstaunen setzen. Sie erlangen dieselbe bei Gelegenheit der häufigen Reisen, welche von ihnen mit eben so großer Kühnheit als Geschicklichkeit auf den kleinen zerbrechlichen Fahrzeugen vollführt werden.“

[24]) Denkwürdigkeiten einer Reise ꝛc. II, 87.

Die Erforschung Hissars durch die russische Expedition von 1875.

Nach dem Russischen von **N. Majew** in Taschkend.

II.

R. K. Nachdem die Russen Faizabad, welches am Ilek in einem von drei Seiten umschlossenen Thale liegt, besucht hatten, zogen sie südlich über das Gebirge in das Thal des Surchab oder Wachsch [1]), dessen Quelle der verstorbene Fedtschenko 1871 auf dem Alai-Plateau südlich von Chokand unter dem gleichbedeutenden Namen Kyzyl-su (d. i. rothes Wasser) entdeckt hat, und der in gleicher Weise wie der Pandsch auf die Ehre Anspruch erheben kann, als Quelle des großen Oxus

[1]) Die Thäler des Wachsch und des untern Pandsch waren in politischer Hinsicht von jeher von den benachbarten Gebieten des obern Kafirnahan-Flusses und des Surchan getrennt. Letztere beiden bildeten im zehnten Jahrhundert nach Ibn-Dasta ein unabhängiges poli-

angesehen zu werden. Nachdem er in südwestlichem Laufe das Hochplateau (Pamir) Alai durchströmt, biegt er an der Grenze von Karategin nach Süden um und durchbricht die nach Südwesten streichende Fortsetzung der Transalai-Kette, um innerhalb des Landes Karategin, welches noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden ist, wahrscheinlich seine ursprüngliche Richtung nach Südwesten wieder aufzunehmen. Von seinem Laufe innerhalb Karategin haben wir nur sehr spärliche Nachrichten; sicher ist nur, daß er dort den persischen Namen Surch-ab führt und von links her den bedeutenden Zufluß Muk-su aufnimmt. Wo er sich den Grenzen des Chanats von Buchara nähert, fließt er zwischen steilen, hohen Gebirgen, dem Nur-tag und Chodscha-Jukur (oder Jikur?), in enger Schlucht dahin, wo die zwischen Felsen zusammengedrängten Wasser mit rasender Schnelligkeit dahinbrausen. Bei Narak erreichte die Expedition den Strom, übernachtete dort und verfolgte dann den außerordentlich beschwerlichen Pfad stromaufwärts, welcher einen Theil des Weges von Faizabad über Baldschuan nach Kulab ausmacht und an vielen Stellen nur aus in die steilen Felsen gehauenen Stufen besteht. An einer der engsten Stellen dieser Schlucht, wo die Felsen bis auf 20 Schritt einander sich nähern, ist die bekannte „Steinerne Brücke", Puli-sengi, erbaut. Dann folgt bis zum Dorfe Dört-kaul noch der beschwerlichste Theil des ganzen Weges. Bei Narak wendet sich der Wachsch — unter diesem Namen allein ist er in Hissar bekannt —, nachdem er vom Dorfe Darwaza-kala (d. i. Thorfeste) ostwestlich geflossen ist, wieder in seine frühere Richtung nach Südwesten; durchfließt dann eine Schlucht zwischen den Gebirgen Chodscha-Mastam und Tabakty, tritt in die Ebene von Kurgan-tübe, das alte Reich Chotl, und fließt am östlichen Fuße der nicht hohen Gebirge Ark-tau und Samantschi (= Strohflechter) hin. In der Ebene, wo sein Hauptarm bis 80 Faden Breite erreicht, theilt er sich in mehrere Arme und bildet sumpfige, mit Gestrüpp und Rohr bedeckte Dschungeln. Die Ueberfahrt, z. B. bei den Ruinen der alten Feste Lechman, 24 Werst von Kurgan-tübe auf der großen Straße von dort nach Kabadian, geschieht in Booten (Kaïk), welche von schwimmenden Pferden gezogen werden, wie dies bei allen reißenden und tiefen Flüssen Asiens Sitte ist. 32 Werst von Kabadian entfernt ist der Zusammenfluß des Wachsch und Pandsch. Vom Stromgebiete des letztern kommen hier nur die Zuflüsse in Betracht, welche die Begschaften Baldschuan und Kulab durchströmen, der Kitschi-Surchab und dessen Nebenfluß Kulab-darja. Ersterer, auch Baldschuan-darja genannt, führt die Bezeichnung Kitschi (klein) zum Unterschiede vom großen Surchab oder Wachsch. Nördlich von Baldschuan entspringend, fließt er in einem engen Thale bis zur Einmündung des Kulab-darja gerade nach Süden, wendet sich dann nach Südsüdwest und mündet circa 50 Werst von Kulab in den Pandsch. Er ist nicht tief, aber reißend. Der Kulab-darja kommt aus der Schlucht Chawaling in den Vorbergen des Schneegebirges Kutschi-Frusch [1]), wo er Talwar heißt, und durchfließt die niedrige sumpfige Ebene von Kulab, die ihren Namen angeblich von den nahen Sümpfen und Wassertümpeln (?Kul, türkisch, = See, ab, persisch, = Wasser) erhalten hat. Berüchtigt ist sie jedenfalls wie Kunduz und andere Orte am Amu wegen ihrer Fieber und überhaupt wegen ihres äußerst ungesunden Klimas. Das dicht bewohnte und fast überall gut angebaute Thal des Kulab-darja ist nicht breit; 8 Werst nördlich vom Dorfe Puschian ist es schluchtartig, bei Puschian selbst nur $1/2$, bei Kulab schon 5 bis 6 Werst breit. Dagegen ist sein Fall bedeutend, wie folgende Höhenziffern darthun: Puschian 1710 Fuß, Kulab 1210 Fuß, Chul-bagh 1020 Fuß, d. h. auf einer Strecke von 30 Werst ein Fall von 690 Fuß.

Die Expedition hatte anfangs die Absicht, bis zum Zusammenflusse des Wachsch und Pandsch vorzudringen, um diesen Punkt astronomisch zu bestimmen, und begab sich deshalb von Kulab zu der am Wachsch gelegenen befestigten Stadt Kurgan-tübe [1]). Allein schon hier machten sich bei ihren Mitgliedern die schädlichen Einflüsse des Klimas geltend, indem Wischnewski, Kasbekow und zwei Kosacken am Fieber erkrankten. Außerdem litt Wischnewski noch an Rheumatismus des Kopfes und der Füße, die Folgen einer Erkältung, die er sich theils bei dem Durchreiten der wasserreichen kalten Bergflüsse, theils durch die Einwirkung der kalten, schneidenden Winde, die aus den Bergschluchten strömen, zugezogen hatte. Tragen doch die Einwohner von Hissar, Karatag, Düschambe und anderen Bergorten den ganzen Sommer lange Pelzröcke und leiden trotzdem vielfach an Rheumatismus. Die Expedition war daher genöthigt, jenen Plan aufzugeben und direct nach Kabadian zu reisen, mit der schwachen Hoffnung, wenn es die Verhältnisse gestatten würden, von dort aus die Mündung des Wachsch zu erreichen. Um keine Zeit zu verlieren, schlug Majew dem Astronomen Schwarz vor, mit einem Dolmetscher, drei Kosacken und einigen Dschigiten nach Baisun zu reisen, um dort astronomische Beobachtungen anzustellen und die Breite dieses Ortes ganz genau zu bestimmen. Dies war um so nothwendiger, als Schwarz schon auf der Hinreise in Baisun die vom Monde bedeckten Sterne $\varkappa$ Capricornii beobachtet hatte. Außerdem war Baisun der Endpunkt der ersten Abtheilung des astronomischen Theiles der Expedition. In Kabadian blieben die Herren Majew, Wischnewski, zwei Kosacken und zwei Dschigiten.

Als sich nach einigen Tagen der Gesundheitszustand

---

tisches Ganzes, Saghanian genannt, während am Unterlaufe des Wachsch das starke Reich Chotl lag, welches sich nicht nur des Unterlaufes des Kafirnahan-Flusses mit der Stadt Kabadian bemächtigte, sondern selbst an dessen Oberlauf vordrang und Faizabad einnahm. Die Ebene von Kulab bildete einen dritten unabhängigen Staat, Wachschgerd. So setzt Majew im Widerspruche zu Rawlinson, Yule, Fedtschenko und Lerch diese drei Staaten an.

[1]) Da die Karte Kuza-Frusch hat, so könnte dies eine Zusammensetzung aus Kuzu = Lamm und Ferusch = Händler sein.

[1]) Zwischen Kulab und Kabadian durchzogen die Russen ein Gebiet, welches kurz vor ihnen der sogenannte „Havildar" im englischen Auftrage besucht und aufgenommen hatte. Sein Reiseweg ist von Capitän Trotter construirt und der dritten Ausgabe der Walker'schen vierblätterigen Karte von Turkestan (1875) einverleibt worden (wonach er in unserm Kärtchen, oben S. 9, eingetragen wurde). Auch sein Bericht wurde von Trotter für die Veröffentlichung vorbereitet, welche indessen von der indischen Regierung verboten worden ist (s. Geogr. Magazine, November 1876, S. 306), so daß wir einstweilen auf die wenigen Angaben angewiesen sind, welche Trotter im Septemberheft des Jahrganges 1875 des Geographical Magazine gemacht hat. Danach ging der Havildar von Peschawar über Kabul, Tscharikar, Chindschan und Ischkamisch nach Faizabad in Badachschan, von dort westwärts über Rostak, dann nördlich zum Oxus, nach Kulab, Chawaling, Kilai Chumb, Kilai Wandsch und bis Yazgulam, dem Grenzorte zwischen den Landschaften Darwaz und Roschan, wo er zur Umkehr gezwungen wurde. Dieser Ort liegt wahrscheinlich nur eine Tagereise von Pigisch (vergl. das Kärtchen) entfernt, bis wohin ein anderer englischer Abgesandter des Capitän Trotter, der Munschi Abdul Luthan wenige Wochen vorher bei seiner Reise den Oxus abwärts vorgedrungen war, so daß wir jetzt den großen nördlichen Bogen dieses Stromes zwischen 68^0 und 70^0 östl. Länge von Paris mit ziemlicher Sicherheit auf den Karten niederlegen können. — Von Yazgulam kehrte der Havildar nach Kulab zurück und ging von dort über Kabadian nach Chulm, Kunduz und Faizabad, von wo er Ischkaschim am Oxus (Pandsch) erreichte, an diesem Flusse hinab bis Yazgulam vorzudringen und so seine Routen in Zusammenhang zu bringen suchte. Aber das gelang ihm nicht; schon an der südlichen Grenze der Landschaft Schignan nöthigte ihn ein Befehl des Herrschers derselben zur Umkehr. So kehrte er über Chulm, den Bamian-Paß und Kabul nach Indien zurück.

Wischnewski's gebessert hatte, vereinigten sich sämmtliche Mitglieder der Expedition in Baisun und traten von dort den Rückweg über Derbent und Akrabat an. Von letzterm Orte aus wählten sie einen andern Weg als den schon bekannten über Chuzar, nämlich über Kara-chowal, Kalta-minar und Jar-tübe nach Schehrisebz, wodurch sie Gelegenheit erhielten, die reichen Gebirgsthäler der Flüsse Kitschi-uru-darja und Katta-uru-darja kennen zu lernen. Dieser Weg erwies sich nicht nur für Karawanen, sondern auch für größere Truppenmassen als ganz bequem, und Auf- und Abstieg als bedeutend weniger steil und felsig als auf dem chuzarschen Wege.

Am 13. Juli langte die Expedition in Schehrisebz an, nachdem sie 40 Tage lang die Gebiete von Hissar und Kulab durchzogen hatte. Am 16. Juni stellte sie sich dem Emir vor, der Tags zuvor aus Kitab in Schehrisebz, der alten Stadt Timur's, angekommen war.

Das Resultat der ganzen Reise besteht in einer auf 14 durch Schwarz astronomisch bestimmten Punkten basirten Karte, von welcher wir eine kleine Reduction gegeben haben. Während des Marsches haben Majew und Wischnewski die Route aufgenommen und ein besonderes Tagebuch geführt, in welchem die Entfernungen nach Tasch [1]) und die mit dem Compaß bestimmten Richtungen des Weges genau verzeichnet wurden. Außerdem hat Majew eine entomologische Sammlung zusammengebracht.

* * *

Bevölkerung.

Die Bevölkerung des südöstlichen Buchara, d. h. des Kreises Hissar und der Begschaft Kulab, besteht aus zwei Hauptelementen, Oezbegen und Tadschiks, deren ersteres das vorherrschende ist. Aehnlich wie in den Thälern des Syr und Zarefschan haben die Oezbegen die ursprüngliche Tadschik-Bevölkerung von Hissar in die Berge gedrängt, wo sich dieselbe in größter Reinheit erhalten hat. Derbent sowie die ihm benachbarten Winterdörfer, wie Sir-ab, Jalgyz-bag (Jalynyz-bag?) u. s. w. sind durchgehends von Tadschiks bewohnt, die zum Theil nicht einmal Oezbegisch verstehen. Ebenso herrscht Tadschik-Bevölkerung in allen Bergdörfern der Thäler des Zigdi, Roumit und Chanaka vor, während in der Bergebene von Baisun und den breiten Thälern des Katta- und Kitschi-uru-darja die Oezbegen alle an Weideplätzen reichen Gebiete besetzt haben. In der ganzen Strecke von Baisun bis zum Sengri-dag und Schirabad, längs des Amu, in der Begschaft Schir-abad und im ganzen mittlern und untern Surchan-Thale leben Oezbegen von dem reichsten aller Stämme, den Kungur-at (d. i. braunes Pferd). Zur Winterszeit steigen dieselben aus den Bergen in die Steppe von Karschi hinab. Im Thale des obern Kafirnahan-Flusses, wo sie mit ihren Aulen die ganze Strecke zwischen Düschambe und Hissar einnehmen, nomadisiren die Oezbegen Marka-kitschi-juz (d. i. Marka der kleinen Orda), welche erst 1866 dorthin gewandert sind, als die Russen Ura-tübe und Dschizak erobert hatten. Weiter südlich im engen Thale des Kafirnahan-Flusses und den umliegenden Bergen nomadisiren die Oezbegenstämme Lakai und Durbun.

Die Städtebevölkerung im Thale des Surchan und Kafirnahan ist wie die aller centralasiatischen Städte gemischt, und dort sind Oezbegen und Tadschiks so durch einander gemengt, daß sich eine Grenze absolut nicht ziehen läßt. Doch bemerkt man von Düschambe an ostwärts ein Ueberwiegen der Tadschiks, welche besonders die Bergdörfer Warsow und Roumit-tau und die Städte Kafirnahan und Faizabad bevölkern, während die Expedition auf den breiten, grasreichen Abhängen des Sabistan-tau, schon im Thale des Wachsch, also fast inmitten zusammenhängender Tadschik-Bevölkerung, wieder die Jailau (Sommerdörfer) der Oezbegen vom Stamme Lakai und Chulmuk antraf, welche, wegen ihrer Aufsässigkeit und ihres Ungehorsams gegen Buchara bekannt, das ganze Thal von Baldschuan einnehmen. Der Unterlauf des Wachsch bis zu seiner Mündung in den Pandsch ist mit Aulen und ärmlichen Dörfern der Durmen- und Sary-katagan-Oezbegen besetzt. Der letztere, kriegerische Stamm der Kataganen hat auch die ganze Ebene von Kulab in Besitz, und der jetzige Herr dieser Stadt, Sary-Chan, ist von Geburt ein Katagane.

Erst in jüngster Zeit sind zu diesen beiden Völkerschaften noch Kirgisen gekommen, welche man vorher im Lande Hissar nur dem Namen nach kannte. Sie sind aus der Begschaft Nurata (nordöstlich von der Stadt Buchara) an den Unterlauf des Wachsch und Pandsch eingewandert.

An den Ufern des Amu sitzen außer Kungur-at-Oezbegen seit kurzer Zeit auch eingewanderte Baigusch- (d. i. armer Teufel, Schelm) Turkmenen von verschiedenen Stämmen. Die Bucharen nennen sie mit dem allgemeinen Namen Nantalap, d. h. Brotsucher. Diese entsetzlich armen Leute wohnen in Schilfhütten, dienen als Knechte bei den Fähren, treiben Hammel aus Afghanistan nach Karschi und Buchara, vermiethen sich bei den Karawanen u. s. w. Auch das gegenüberliegende afghanische Ufer des Amu ist von Turkmenen bewohnt, aus denen die dortige Regierung eine Art militärischer Grenzwache herzustellen gewußt hat. Dieselben haben Ländereien erhalten und sind dafür verpflichtet, sich beim ersten Rufe in Waffen zu stellen.

Endlich besteht ein unbedeutender Bruchtheil der Bevölkerung aus Lüli (Zigeunern), Dschugut (Juden), Hindu und Afghanen, und zwar in Schir-abad und Kabadian, wo viele Häuser den afghanischen Typus — kuppelförmige Dächer — zeigen. Auch der Kischlak Augana, etwas südlich von Kulab, ist von afghanischen Auswanderern bewohnt.

Im Allgemeinen sind die Oezbegen von allen erwähnten Völkerschaften die stärksten, sowohl an Zahl wie an Bedeutung, so daß der hissarsche Kreis in Buchara sogar auch Oezbegistan (Land der Oezbegen) genannt wird.

* * *

Klima und Höhenverhältnisse. Producte. Administrative Eintheilung.

Im Norden durch Berge geschlossen und im Süden nach dem Amu hin offen, müssen die Thäler von Hissar und Kulab ohne Zweifel ein sehr angenehmes Klima haben, obwohl sich der continentale Einfluß des innerasiatischen Klimas im Allgemeinen und hier speciell an einzelnen Punkten sehr geltend macht — und soweit nicht (fügen wir hinzu) die schon erwähnten Sümpfe und kalten Winde ihre schlimmen Wirkungen ausüben. Die geringe Meereshöhe der Thäler bedingt gleichfalls ein mildes Klima. Die höchste Lage hat das Thal von Baisun mit 3410 Fuß; die Ebene von Schir-abad erreicht bei der gleichnamigen Stadt in der Nähe des Gebirges 920 Fuß, am Amu bei Tschuschka-chuzar 300 Fuß; Kabadian 460 Fuß; Kurgan-tübe 520 Fuß, Kulab 1210 Fuß. Im Surchan-Thale zählt Dehinau 1080 Fuß, Kakaity, wo die Expedition den Strom auf der Rückreise überschritt, 490 Fuß; im Kafirnahan-Thale Düschambe 2070 Fuß, Hissar 1580 Fuß. Am höchsten liegen außer Baisun (3410 Fuß) und Derbent (2950 Fuß) noch die Städte Karatag (2160 Fuß), Kafirnahan (2330 Fuß), Faizabad (3020 Fuß) und Baldschuan (2130 Fuß), wo im Winter mitunter der Schneefall eine Elle Tiefe erreicht. Die niedriger gele-

[1]) 1 Tasch (d. i. Stein) = 8 Werst oder $1^1/_7$ Meile (s. „Globus" XXIX, S. 75).

genen Orte haben einen warmen, regnerischen Winter, was man auch an der Vegetation in den Gärten sieht. Mächtige Feigenbüsche mit Stämmen von Armesdicke werden offenbar im Winter nicht zugedeckt, und dergleichen wachsen z. B. in Schir-abad.

Hissar und Kulab erzeugen im Ueberflusse alle Arten Getreide und Gartengewächse, die in Innerasien einheimisch sind. Baumwolle gedeiht in Menge nur in der Begschaft Schir-abad, so daß man sie von dort über Chuzar nach Karschi ausführen kann. Das Verführen eines so schwer zu transportirenden Productes aus anderen Orten des Kreises auf den schlechten Bergpfaden würde sich zu theuer stellen. Von Dehinau, Hissar und Düschambe wird Getreide und Flachs nach Buchara gebracht. Von Basch-churd, einem Dorfe in dem gleichnamigen Gebirge, 64 Werst südöstlich von Chuzar, wird das bekannte chuzarsche Steinsalz exportirt, das bis nach Taschkend geht und dort als „samarkandisches" verkauft wird. Salz findet sich ferner an vielen Orten des Kreises im Ueberfluß, wie im Gebirge Nur-tag beim Eintritt in die Schlucht des Wachsch, im Gebirge Chazret-imam bei Kulab, von wo Kulab, Baldschuan und sogar Badachschan versorgt werden u. s. w. Außerdem beweist eine Menge Salzquellen, daß der Boden noch unerschöpfliche Vorräthe dieses Gesteins birgt.

Aus dem ganzen Kreis Hissar sowie aus Baldschuan, Kulab und Afghanistan werden Hammel nach Buchara und Karschi getrieben.

Holz (Artscha, ein baumartiger Wachholder, der zum Bauen dient) bringt man aus dem Gebirge bei Ak-rabat auf Mauleseln nach Chuzar und Karschi. Eine Maulesselladung wird in Chuzar für 1 Rubel 20 Kopeken (4 Tengas) verkauft. Zum Waarentransport nach Karschi und Buchara dienen Kameele, Maulesel und Pferde; Wagen giebt es in ganz Hissar nicht und selbst das Wort „Arba" ist dort unbekannt.

Goldhaltiger Sand findet sich im Wachsch an zwei Stellen: beim Dorfe Dört-Kaul und unweit Kurgan-tübe; letzterer gilt für reicher. Die Einwohner waschen das Gold nach dem Fallen der Frühlingswasser aus, wann nach ihrer Angabe der Sand durch von den Bergen herabgeschwemmtes Material erneuert worden ist. Reicher Triebsand soll sich nach ihrer Angabe auch in Darwaz finden.

In administrativer Hinsicht zerfällt der hissarsche Kreis jetzt in sieben Begschaften und der kulabsche in zwei. Die von Hissar sind: Schir-abad, Baisun, Dehinau, Jurtschi, Hissar, Kurgan-tübe und Kabadian, die von Kulab: Baldschuan und Kulab. Außerdem giebt es drei Amlakdar-Bezirke, deren Vorsteher nicht von den Begs, sondern direct vom Emir ernannt werden, nämlich Derbent, Sary-dschui und Faizabad.

Aus allen Erdtheilen.

Die russische Expedition nach Alai 1876.

Da die Karakirgizen des Alai-Hochlandes auch nach der russischen Eroberung von Chokand von ihren Räubereien und Streifzügen nach dem Thale des Syr nicht abließen, so sandte General von Kaufmann eine Militärmacht gegen sie. Dieselbe bestand aus drei Abtheilungen, welche von Uetschkurgan, Osch und Gulscha nach Süden aufbrachen und sich auf dem Alai-Plateau, wo der nördliche Quellstrom des Amu als Kyzyl-su entspringt, vereinigen sollten. Der Hauptabtheilung unter General Skobelew, welche Ende Juli 1876 Gulscha, das letzte russische Fort nach dieser Seite, verließ, waren Topographen und Gelehrte beigegeben, um die Forschungen Fedtschenko's in dieser unbekanntesten Gegend Hochasiens fortzuführen. Herr A. Bonsdorf war mit den astronomischen und barometrischen Arbeiten betraut, Herr W. Oschonin mit den naturwissenschaftlichen und Hauptmann Kostenko vertrat die Geographie und Statistik. Der Weg führte im engen Thale des Gulscha-Flusses hinauf, welches sich bald in eine enge Schlucht mit überhängenden Felswänden verwandelte, die nur hier und da ein wenig Humus und Pflanzenwuchs zeigten. Ohne weitere Erlebnisse wurden die Stellen Kyzyl-kurgan und Jangi-aryk passirt, letztere drei Monate zuvor der Schauplatz eines heißen Gefechtes zwischen russischen Truppen und Karakirgizen, welche damals den Kürzern gezogen und sich jetzt damit begnügt hatten, die dort bestehende Brücke abzubrechen. Dieselbe wurde in drei Stunden wiederhergestellt, so daß Reiterei und Geschütze ihren Weg fortsetzen konnten. Die nächsten anderthalb Meilen waren sehr schwierig, da die Truppen über steile, steinige Abhänge klettern, Haufen von Geröll überschreiten und sich nur den von Natur vorhandenen schmalen Vorsprüngen und Absätzen anvertrauen konnten. Doch wurde diese Stelle mit Verlust nur eines Pferdes, das sich zu Tode fiel, glücklich passirt. Da inzwischen der Rebell Abdullah Beg einem russischen Boten neue Unbill zugefügt hatte, so sandte Skobelew den Obersten Prinz Witgenstein mit hundert Kozaken nach dem Artschat-Passe (10,300 Fuß hoch) voraus, und folgte ihm dahin nach. Vom Gipfel dieses Passes eröffnet sich dem Blicke eine herrliche Aussicht: im Vordergrunde dehnt sich das vom Kyzyl-su durchströmte Alai-Plateau aus und dahinter erhebt sich die Trans-Alai-Gebirgskette. Der Fluß windet sich in seinem etwa eine Werst breiten Bette dahin und ist in mehrere Arme getheilt. Sein Wasser ist von dem darin aufgelösten Lehme roth gefärbt (daher sein Name „Rothes Wasser"), dabei aber völlig trinkbar und von gutem Geschmacke. Am 30. Juli marschirten die Russen in südwestlicher Richtung $11\frac{1}{3}$ engl. Meilen über das wellenförmige Plateau hinweg bis an den Fuß der Trans-Alai-Kette, wo schon Prinz Witgenstein lagerte, der die Mutter und die Frauen des Rebellen gefangen genommen und eine große Herde von Schafen und Pferden erbeutet hatte. Er wurde sofort hinter dem flüchtigen Abdullah Beg hergeschickt, und zwar nach dem Passe Kyzyl-yart in der Trans-Alai-Kette zu, von wo er südwärts zum See Kara-kul vordrang.

Schon am 31. Juli boten die Aeltesten der auf dem Alai nomadisirenden Stämme ihre Unterwerfung an; sie mußten eine geringe Buße bezahlen und wurden benachrichtigt, daß man im nächsten Jahre mehrerer hundert Arbeiter von ihnen bedürfe, um eine Straße von Gulscha nach Sufi-kurgan (wo der alaische Weg von der Straße nach Kaschgar abzweigt) zu bauen. Am 8. August zeigte auch der Häuptling Hassan Beg, der Bruder Abdullah's, seine und seiner Kirgizen Unterwerfung an und wurde reich beschenkt entlassen. Der Rebell war mit wenigen Begleitern nach Badachschan (oder Kaschgar) entflohen, und sein Anhang hatte sich zerstreut. Auf diese Nachricht hin wurde Hauptmann Kostenko mit einer berittenen Abtheilung zu Prinz Witgenstein, der sich am Kara-kul befand, abgesendet. Ein Ritt von 7 Werst Länge über das Alai-Plateau brachte ihn zum Passe Kyzyl-yart,

welcher zwar dicht mit Geröll und Felsstücken bedeckt ist, aber doch durch deren Beseitigung leicht fahrbar gemacht werden kann. Von der Höhe des Passes erhält man eine Uebersicht über die Pamir im Allgemeinen und speciell die Pamir Hargaschi (d. i. der Hasen), in deren südlichem Theile der Kara-kul liegt. Im „Russischen Invaliden" schildert Kostenko diese Gegenden folgendermaßen.

„Der transalaische Rücken, welcher den Anblick einer Wand mit geweißten Zähnen hat, bildet den Nordrand der Pamirsteppe. Jenseits dieses Rückens breitet sich eine hochgelegene Gegend aus, die sich gegen die Mitte zu allmälig erhebt. Diese Fläche ist nach allen Richtungen von Gebirgsrücken durchschnitten, von denen einige mit ewigem Schnee bedeckt sind, andere dagegen die Schneegrenze nicht erreichen. Im Allgemeinen erheben sich jedoch diese Rücken wenig über die Ebenen und Thäler. Wie die Thäler, so sind auch die Seiten der abschüssigen Gebirgszüge unbewachsen; man sieht auf ihnen weder Bäume und Sträucher noch Gras. Letzteres findet man nur in schmalen Strichen oder auf kleinen Flächen an den Gebirgsbächen; dort ist es dicht und saftig und bildet sehr gute Hütungen für das Vieh der Nomaden. Da die Gebirge aus weichen Gesteinsarten bestehen, sind auch alle Uebergänge relativ nicht schwierig, nicht steil und deshalb leicht zu überschreiten. Die Bäche und Flüßchen, welche auf relativ nicht hohen Bergen entspringen, bilden ebenfalls kein Hinderniß beim Ueberschreiten der Rücken. Im Allgemeinen sind die Wege durch die Pamirsteppe sehr bequem.

Die sehr verdünnte Luft bildet eine Unannehmlichkeit der Pamir, jedoch sind die Erzählungen über ihren schädlichen Einfluß sehr übertrieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich bei sehr vollblütigen Menschen oder bei solchen, die viele Spirituosen genießen, Nasenbluten und selbst Schwindel einstellen kann. Bei der Mehrzahl wird sich jedoch der ganze Einfluß dieser Luftverdünnung auf Athembeschwerden und Brustdrücken beschränken. Man kann sich jedoch an diese Atmosphäre gewöhnen."

Am 3. August unternahm Kostenko einen Ausflug nach dem See. Ein großer Theil desselben ist von Inseln und Landstreifen eingenommen, deren einer wie ein hoher Längsrücken den See von Norden nach Süden durchschneidet. Die in das Wasser vorspringenden niedrigen Landspitzen waren zum Theil mit Grün bedeckt und werden, nach der Menge umherliegender Federn zu schließen, von großen Schaaren wilder Gänse, Enten und Möven besucht, welche von den Fischen des Sees leben. Vom 15. bis zum 17. August erforschten Oberst Lebedew vom Topographencorps und Hauptmann Kostenko den 22 Werst langen und 17 Werst breiten See auf drei Seiten, und Ersterer machte eine Aufnahme davon. Nach früheren Angaben sollte er einen Ausfluß besitzen, und zwar nach Fedtschenko's Karte östlich zum Tarym hin, nach den Erkundigungen der Forsyth'schen Expedition westwärts zum Amu-darja. Beides hat sich als unrichtig herausgestellt; denn der Kara-kul ist abflußlos, nimmt aber mehrere Gebirgsflüsse auf. Nach Angabe von Eingeborenen sollen die Wasser des Sees wöchentlich einmal, und zwar Freitags, steigen, was durch Kostenko's eigene Beobachtungen bestätigt worden zu sein scheint (?).

* * *

Einen Theil des von Skobelew zurückgelegten Weges hat im Frühjahre 1875 auch ein russischer Kaufmann, Nikitin, zu Handelszwecken gemacht, worüber M. Wenjukow in den Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft Näheres mittheilt. Nikitin machte diese Reise mit Bewilligung des damals noch herrschenden Chans von Chokand, welcher sogar befahl, dem Reisenden den Uebergang über das Gebirge nach Kaschgar durch Stellung von kirgizischen Führern und einer Anzahl Gebirgsochsen zu erleichtern. Indessen weigerten sich die Kirgizen trotz der Vorausbezahlung, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so daß Nikitin den Paß Terek-dawan in der Alai-Kette mit eigenen Packthieren überschreiten mußte. Der Terek-Weg ist nach seiner Angabe nur zu passiren, wenn die Gebirgsflüsse mit Schnee und Eis bedeckt sind, d. h. von Mitte Februar bis Mitte April; von da an wird der westlicher gelegene „Alaische Weg" eingeschlagen, der zwar weiter ist, aber den Packthieren reichlicheres Futter darbietet. Die Kirgizen in dem Gebirge, welches hier die Wasserscheide zwischen Amu-darja, Syr-darja und dem ostturkestanischen Tarym-Flusse ausmacht, gelten als Unterthanen von Chokand und demnach jetzt als solche von Rußland. Es sind ihrer elf Stämme, nämlich Sartar (50 Feuerstellen), Kok-tschuly (50), Nesjan (3000), Galdai (40), Nachan (40), Galtscha-lar (100), Süwasch (300), Süra (2000), Tauk (1000), Sanai (1000) und Mumak (2000 Feuerstellen). Im Winter nomadisiren sie am Fuße des Gebirges, zum Sommer aber ziehen sie in die Berge; stellenweise treiben sie auch Ackerbau. Die dort durchziehenden Karawanen versorgen sich bei ihnen mit Lebensmitteln und Futter für ihre Saumthiere. Nikitin jedoch, welcher den Terek-Weg im März passirte, fiel es sehr schwer, solches selbst für Geld von den Nomaden zu erhalten. Hinter Gulscha hatte Nikitin noch zwei Tagereisen über Kyzyl-kurgan bis Sufi, der Stelle zurückzulegen, wo rechts die Alaische Straße nach Westen abzweigt, während seine Route ihn links (ostwärts) in neun Tagemärschen durch das Gebirge nach Kaschgar führte.

Quillimane.

Die Engländer sind bekanntlich scharf darüber aus, Livingstone's Idee von der Cultivirung der Hochlande am Nyassa-See zu verwirklichen. Die erste Frucht derselben war die Gründung der Station Livingstonia am Gestade des Sees und die Befahrung desselben durch Young bis zu seinem nie vorher erreichten Nordende unter 9° 20′ südl. Br. Nach den neuesten Nachrichten aus dem Caplande erhalten die in Livingstonia stationirten Missionäre jetzt Verstärkung. Am 8. August passirte der Dampfer „Ansgarius" die Barre des Quillimane, über welcher 16 Fuß Wasser war, und ging mit den Missionären Dr. Stewart, Thelwall, Cotterill und Dr. Black bei der Stadt vor Anker. In Quillimane lagen mehrere Schiffe und Küstenfahrzeuge, um Erdnüsse, Sesam, Wachs und — wenn vorhanden — Elfenbein zu laden. Der Handel dort ist in den Händen einiger Marseiller Firmen. Quillimane hat sich nach dem Urtheil Dr. Stewart's, welcher es schon 1863 kennen lernte, wesentlich gehoben. Es besitzt einen Leuchtthurm, die Straßen sind sauber und frei von Gras und ein comfortables „Quillimane-Hotel" ist errichtet worden.

Ethnographische Stellung der Cimbern.

Canonicus Rawlinson hielt in der Sitzung des Anthropologischen Instituts von Großbritannien am 9. Mai 1876 einen Vortrag, in welchem er den Nachweis zu führen suchte, die Cimbern seien keine Germanen, sondern Kelten gewesen. Neu ist diese Ansicht nicht; doch wollen wir zusammenstellen, was der Verfasser zu Gunsten seiner Keltentheorie anführt. 1. Der Name der Cimbern, sagt er, ist derselbe wie jener der unzweifelhaft keltischen Cymry, deren Land Cambria (latinisirt) genannt wurde. 2. Eine große Anzahl von Autoren, wie Sallust, Florus, Appian, Diodorus Siculus, Dio Cassius und Orosius, sprechen es entschieden aus, daß die Cimbern Kelten und nicht Germanen waren. Sie faßten ihre Unterscheidung ethnisch auf, während diejenigen Schriftsteller, welche sagen, daß die Cimbern Germanen waren, gewöhnlich dies vom geographischen Standpunkte behaupten. 3. Die bekannt gewordenen cimbrischen Namen, wie Boiorix, sind ganz entschieden keltischen Gepräges. 4. Die Römer konnten keltisch redende Spione im cim-

brischen Lager gebrauchen, was doch kaum der Fall gewesen sein dürfte, wären die Cimbern Deutsche gewesen. 5. Was uns von Sitten und Gebräuchen der Cimbern überliefert wurde, deutet weit mehr auf Kelten als Germanen. Selbst Mommsen gäbe zu, daß die Art und Weise ihrer Kriegführung im Wesentlichen jene der Kelten gewesen sei; der Gebrauch der Wagen war keltisch, ebenso die Theilnahme der Weiber an der Schlacht, die grausame Behandlung der Gefangenen und das Opfern derselben. „Im Ganzen waren die Cimbern roher und wilder als die Germanen, und man kann nur darüber erstaunt sein, daß moderne Deutsche mit ihnen verwandt sein wollen. Hier stand Niebuhr über den Vorurtheilen seiner Landsleute, indem er das Uebergewicht der geschichtlichen Beweise der Ansicht zugestand, daß die Cimbern Kelten gewesen seien."

Gold in Guayana.

Die Goldproduction in Französisch-Guayana ist in stetem Zunehmen begriffen; denn im Jahre 1875 übertraf der Werth des gefundenen Metalles um 64,300 Pf. St. denjenigen vom Jahre vorher. Natürlich machte sich in gleichem Verhältniß ein allgemeiner Verfall des Ackerbaues geltend, und es repräsentirten in der That von dem Gesammtausfuhrwerth von 1875 (252,925 Pf. St.) die 113,118 exportirten Unzen Gold nicht weniger als 227,568 Pf. St. Der englische Consulatsbericht aus Cayenne meldet hierüber wörtlich: „Viele Eingeborene der Colonie, meistens Farbige, manche ganz schwarz, haben sich ungeheuere Vermögen bei den Goldwäschereien erworben; vor wenigen Jahren gehörten sie zu der Arbeiterclasse, aber jetzt zählen sie (ohne zu übertreiben) ihre Francs nach Millionen und halten sich Equipagen." Sehr störend ist aber der Wegemangel in der Colonie, denn noch immer vermitteln allein die Flüsse die Verbindung mit dem Innern, und selbst von den Ufern dieser nach den Goldfeldern führen nur die schmalen, von den ersten Erforschern mit Säbel und Beil geschlagenen Pfade. Vor Kurzem hat sich jedoch eine Gesellschaft gebildet, welche in den Flüssen selbst Gold suchen will, da man annimmt, daß die Betten derselben viel goldhaltiger sein müssen, als die bisher allein bearbeiteten Ufer und Ebenen, indem die durch Regen fortgeschwemmten schweren Theile sich im Flußbette festsetzen, während die leichteren und der Staub sich über die Ebenen verbreiten. Diese Flüsse sind jedoch tief und reißend und mit Baumwurzeln und Felsen versperrt, so daß die Goldsucher auf große Schwierigkeiten stoßen müssen. Obgleich in manchen Fällen das Wasser abgeleitet werden soll, wird die Verfahrungsweise im Allgemeinen die folgende sein. Zuerst sollen die Flüsse Oyac, Orapa und Comté in der Nähe von Cayenne, welche nach den reichen Funden an ihren Ufern zu urtheilen sehr goldhaltig sind, untersucht werden. Ein kleiner 40 Fuß langer Dampfer mit nur zwei Fuß Tiefgang, damit er überall passiren kann, ist bestellt worden. Er soll mit starken Winden versehen werden, um ihn gegen die stärkste Strömung aufwärts ziehen zu können. Am Hintertheil des Schiffes wird sich eine gezähnte Dampfmaschine, ein sogenannter Perforateur, befinden, welcher das Flußbett auf zweifache Weise bearbeitet, in senkrechter Richtung, um den Quarz und die Felsen zu zertrümmern, und in horizontaler, um die weiche Erde und die Kiesel zu lockern. Zugleich wird dieselbe eine aufsaugende Kraft, wie eine Pumpe, haben, um das Erz an die Oberfläche zu bringen, worauf es in das Lastschiff geladen wird, welches der Dampfer nachschleppt. Auch eine Dampfwinde soll vermittelst Schleppnetzen das abgelöste Erz aus dem Flußbette heben. Zugleich soll ein Taucher mit vollständigem Apparat die Expedition begleiten, um zuerst die Hindernisse in dem Flußbette zu untersuchen, damit dieselben, ob Felsen oder Baumwurzeln, aus dem Wege geräumt werden können, worauf der Dampfer in Zickzackrichtung den Fluß entlang fährt, und seine Maschinen das Erz aus dem jungfräulichen Boden heraufholen und in das Lastschiff werfen. Sollte dieses Unternehmen in den Cayenne benachbarten Flüssen Erfolg haben, so sollen auch die größeren Ströme Sinnamary und Approuague in gleicher Weise ausgebeutet werden.

* * *

— Im Laufe des Herbstes 1876 wurde im Auftrage des österreichischen Unterrichtsministeriums mit der Freilegung des Domes von Spalato (vergl. „Globus" XXX, Nro. 7, S. 97 ff. nebst Abbildungen) von den ihn umgebenden und zum Theile in seinen Säulenumgang vermauerten Häusern begonnen. Bis jetzt sind das Kaffeehaus am Hauptplatze, welches zwischen die denselben einfassenden Arkaden hinein gebaut war (s. a. a. O. S. 98) sowie zwei Häuser an der Südseite des Domes beseitigt worden, wobei das römische Pflaster des Diocletians-Palastes in unversehrtem Zustande zum Vorschein kam, so daß der Dom nun wenigstens nach der einen Seite hin in seiner ganzen ursprünglichen Höhe dasteht.

— In der australischen Colonie Victoria mit einer Bevölkerung von 825,000 Seelen wuchsen nach parlamentarischen Angaben im Juli 1876 zur Zeit 25,681 Kinder ohne allen Schulunterricht auf. In Folge dessen beschloß das Parlament den Schulzwang in sehr gelinder Weise, d. i. jedes schulpflichtige Kind solle in jedem Halbjahre die Schule wenigstens sechszig Tage besuchen.

— Die Modoc-Indianer sind in raschem Aussterben begriffen. Nach dem Kriege im Jahre 1873 und der Hinrichtung ihres Führers, Captain Jack, und mehrerer anderer Häuptlinge wurde der schwache Rest des Stammes, im Ganzen 153 Köpfe, nach dem Indian Territory, in die Nähe der Missourigrenze, versetzt. Die dortigen klimatischen Einflüsse zeigten sich jedoch für sie höchst nachtheilig, und da kein Arzt auf der Reservation bei ihnen lebte, verliefen leichte Krankheiten, wie z. B. Keuchhusten, gewöhnlich tödtlich, so daß in den drei Jahren seit ihrer Versetzung nicht weniger als 58, also über ein Drittel, gestorben sind, und nur die sofortige Anweisung eines passenden Aufenthaltsorts den einst mächtigen Stamm vor einem schnellen Verschwinden retten kann.

— Dem Maharadscha von Kaschmir ist neuerdings der ihm zustehende Salut von neun auf einundzwanzig Kanonenschüsse erhöht worden. Außer ihm erfreuen sich dieser königlichen Ehrenbezeugung von einheimischen Fürsten Indiens nur noch der Nizam, der Geikowar von Baroda und der Maharadscha von Mysore.

— Dr. Hayden, der Chef der geologischen Aufnahme der Vereinigten Staaten, wird ein Werk über die großen Gebirgszüge von Colorado, Nevada, Utah und Idaho veröffentlichen, welches gleichzeitig in englischer, deutscher und französischer Sprache erscheinen soll.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I.

Während ein vom Adriatischen Meere herkommender Schiffer schon in Korfu griechischen Boden erblickt und denselben bis Athen nicht wieder aus den Augen verliert, ist das Erste, was der aus dem westlichen Becken des Mittelmeeres, von den spanischen und französischen Küsten Kommende von Hellas erschaut, dessen südlichste Spitze, das Cap Mátapan, das Tainaron der Alten. Schroff steigt es als ein finsterer, von der schäumenden Brandung gepeitschter Felsen aus dem Meere, nach Norden zu von rauhen, kahlen Terrassen überragt, auf welche der schneeige, von Wolken umhüllte Gipfel des Taygetos (2409 Meter hoch) herabschaut. Keine menschliche Wohnung, kein lebendes Wesen, kein Baum, nicht einmal ein Fleckchen grünenden Pflanzenwuchses belebt heutigen Tages die öde, wilde Landschaft, die einst bessere Zeiten gesehen hat. Zwar genoß das Tainaron-Vorgebirge selbst nie eines guten Rufes, weil die dortige Strömung und Brandung sowie die im Mittelmeere herrschenden Süd- und Südostwinde den Segelschiffen nur zu oft gefährlich werden. Aber mancherlei vereinigte sich im Alterthume, um diesen äußersten Ausläufer des Peloponnes zu einem belebten und besuchten Punkte zu machen. Neben seiner günstigen Lage für den Schiffsverkehr nach Unteritalien, Kreta und Nordafrika, wo überall griechische Gemeinwesen blühten, bot er an seiner Ostküste den Schiffern mehrere schützende Häfen dar. Drei Viertel einer deutschen Meile nördlich von dem Vorgebirge selbst greift dort eine fast rings von Land umgebene sichern Ankergrund gewährende Bucht in die felsige Küste ein, Psamathus im Alterthume geheißen, heute Porto Quaglio (d. i. Wachtelhafen), von den Wachteln benannt, welche dort zum letzten Male rasten, ehe sie die weite Reise über das Meer nach Afrika antreten, und welche hier in Menge gefangen werden, um eingesalzen den Bewohnern zur Winterszeit als Hauptnahrungsmittel zu dienen. Ihm gegenüber auf der Westküste der Halbinsel liegt der nicht so sichere Achilleshafen (heute Marinari), welcher dem Verkehre mit den Küstenplätzen Messeniens diente. Ein Isthmus von nur $^1/_4$ Stunde Breite trennt beide; auf den Felsrücken zwischen ihm und dem Cap Tainaron (im engern Sinne) wurde letzterer Name auch im weitern Sinne ausgedehnt. Südlich von der Psamathus-Bucht, an deren Ufer ein Ort gleichen Namens lag, schneiden noch zwei andere Häfen in die Halbinsel Tainaron ein, der nördlichere, Bathys, ein enger Meeresarm zwischen steilen Felsen, welche Brüche grün-weiß-rothen Marmors enthalten; der südlichere schmal und schlecht geschützt und heute „Kisternäs“ (d. i. die Cisternen) genannt, weil sich deren einige flaschenförmig gestaltete neben anderen dürftigen Resten der Stadt Tainaron aus dem Alterthume dort erhalten haben. Letzteres war einst ein weit und breit berühmter Platz: das Heiligthum des tainarischen Poseidon, einer der angesehensten Tempel im ganzen lakonischen Lande. Ein Fichtenhain umgab ihn und diente flüchtigen Verbrechern als Asyl. Das Bild des Gottes, der nothleidenden Schiffern

wie bedrängten Uebelthätern gleicher Weise Hülfe gewährte, stand unter freiem Himmel vor einer noch sichtbaren, aber keineswegs schauerlichen Grotte, die als Eingang zur Unterwelt galt und durch welche Hercules den Höllenhund Kerberos heraufgebracht haben sollte. Von dem Tempel aber, einem langen und schmalen Gebäude, das im Innern wie eine Grotte gestaltet war, und worin der Gott unter der Form von Todtenbeschwörungen Orakel ertheilte, haben sich Reste in einer verfallenen Kirche erhalten, theils als zusammenhängendes Mauerwerk aus Quadern, theils als zerstreut eingebaute antike Werkstücke. Das Asylrecht des Ortes führte dazu, daß in späterer Zeit, als die Bürger der griechischen Staaten sich vom Waffendienste zurückzogen und das Söldnerwesen überhand nahm, loses Volk und Abenteurer sich hier zusammenfanden und ein ständiger Werbeplatz entstand, der in den Kriegen der makedonischen Zeit von großer Bedeutung war. Ja, bis in ziemlich neue Zeit haftete dem Orte ein böser Ruf an, weil er See- und Strandräubern als Aufenthalt diente, welche den natürlichen Gefahren des Vorgebirges neue Schrecken hinzufügten. Bedurfte es doch noch während des Krimkrieges der Anwesenheit der verbündeten Flotten und eines energischen Einschreitens, um der griechischen Küstenbevölkerung ihr nichtsnutziges Handwerk zu legen.

Cap Matapan.

Monemvasia.

Von Cap Matapan aus kreuzt der Dampfer den Lakonischen Meerbusen, welcher heutigen Tages seinen Namen von der Stadt Marathonisi führt, und erreicht eine zweite für kleinere Schiffe gefährliche Stelle jenes Meeres, die Enge zwischen der Halbinsel des Cap Malea und der Insel Tserigo.

Wenn im Archipel der Nordwind bläst, so ist dieselbe für Segelschiffe nicht zu passiren; dieselben ankern alsdann am Eingange der Meeresstraße im Busen von Marathonisi und müssen oft Tage lang geduldig warten, bis der Wind wieder nach Süden und Südwesten umschlägt. Hält der conträre Wind lange an, so kann man dort mitunter mehr als hundert Fahrzeuge verschiedener Flagge, meist griechischer und italienischer, versammelt sehen. Auch damals, als Belle auf dem französischen Kriegsdampfer „Ajaccio“ sich jener Enge näherte, zeigten dunkele Wolken, welche jenseit der in Cap Malea auslaufenden Bergkette nach Süden zu jagten, daß im Aegäischen Meere der Nordwind die Oberhand gewonnen habe. Wegen der Gefahren und Verzögerungen, welche dieser Seeweg für mehrere der wichtigsten levantinischen Häfen mit sich bringt, hat man schon zu wiederholten Malen daran gedacht, den Isthmus von Korinth zu durchstechen und dadurch die Verbindung zwischen Occident und Levante zu einer kürzern und sicherern zu machen. Aber ein genaueres Studium dieser immer wieder auftauchenden Frage zeigt, daß die so gewonnenen Vortheile mit den darauf zu verwendenden Geldmitteln und Arbeiten in gar keinem Verhältnisse stehen würden, zumal in einer Zeit, wo die Verwendung von Dampfschiffen täglich größere Ausdehnung gewinnt.

Die Nacht war überaus stürmisch und regnerisch, so daß der arme „Ajaccio“ bei Tagesanbruch immer noch nicht weiter gelangt war als auf die Höhe von Monemvasia, also keine 20 Seemeilen von Cap Malea. Da der Sturm an Stärke immer noch zunahm, so suchte das Schiff in diesem sehr mittelmäßigen, immerhin aber gegen den Nordwind etwas geschützten Hafen Zuflucht. Der Capitän gab dem Reisenden ein Boot und drei Stunden Zeit, um diese alte Phönikierburg zu besichtigen.

Frau von Monemvasia. (Nach einer Photographie.)

Eine hohe, nur drei Seemeilen im Umfange haltende und nach allen Seiten schroff abstürzende Felsinsel erhebt sich Monemvasia aus dem Meere. Die günstige Lage entging den Phönikiern auf ihren Fahrten nach Westen nicht; wie auf der Insel Kythera (Tserigo), deren Purpurschnecken sie anzogen, so ließen sie sich auch auf dem Felsen des heutigen Monemvasia nieder, gründeten dort Minoa (zu Deutsch „Niederlassung, Ansiedelung“) und führten ihre Gottesdienste in dem fremden Lande ein. So auch den üppigen Dienst ihrer Astarte, der hellenischen Aphrodite, die von Kythera hinüber nach dem Festlande ihre Herrschaft ausdehnte und darum als „Meeresschaumgeborene“ galt. Später bemächtigte sich das nahe Epidauros Limera des Felsens und benutzte ihn zur Vertheidigung seiner Küste. Im Mittelalter, als die Epidaurier von den eindringenden Slaven und Avaren bedrängt wurden, zogen sie sich auf diese Insel zurück, welche vielleicht erst mittelst Durchstechung einer Landenge künstlich zu einer solchen gemacht worden ist, und gaben ihr wegen des einzigen in den Felsen gehauenen Zuganges, der im Zickzack auf die Höhe führt, den Namen Monemvasia, d. i. der Ort mit einem Zugang. Die Franken entstellten dies zu Malvasia und in dieser Form wurde der Stadtname weitberühmt. Aber die Rebe, welche ihn dazu gemacht, wuchs niemals weder hier noch auf der gegenüber liegenden Küste Lakoniens, sondern auf den Kykladen, vorzugsweise auf Tenos, und bei dem gefeierten Malvasierweine stand nicht der Ort seiner Erzeugung, sondern nur der Exporthafen — das war Monemvasia — Pathe.

Am südlichen Fuße des Felsens hat sich durch herabgestürztes Gerölle eine Art steilen Vorlandes gebildet, wo einige verkrüppelte Oelbäume vegetiren. Ein ganz kleines Städchen steht dort am Meeresufer; eine Brücke von 14 kurzen Bogen und 150 Meter Länge verbindet dasselbe mit dem Festlande. An ihrem Ende erhebt sich auf der Insel ein venetianischer Vertheidigungsthurm, der über dem Thore noch den Marcuslöwen trägt. Der Felsen selbst weist alte fränkische Befestigungen, byzantinische Kirchenruinen und tiefe Brunnenschachte auf, Ueberreste aus der ruhmreichsten Zeit des Platzes, als er in politischer und commercieller Beziehung der Hauptort der ganzen Ostküste von Morea war. „Als schutzverwandte Stadt des byzantinischen Reichs bewahrte sie in ihren Ringmauern ununterbrochen ein griechisches Bürgerthum, griechische Sprache und Sitte; sie schlug 1147 die Normannen zurück, sie trotzte vier Jahre (1202 bis 1205) der Belagerung des Wilhelm Villehardonin, der auch als Sieger ihre alten Vorrechte und Freiheiten beschwören mußte; sie war die einzige Stadt Moreas, die Morosini nicht mit Waffengewalt bezwingen konnte, und erst, als nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstandes von 1770 die alten Bürgerfamilien sich flüchtig auf die

Inseln zerstreuten, erlosch die Bedeutung der merkwürdigen Stadt“ (Curtius, Peloponnesos II, S. 203).

Doch noch einmal spielte sie eine Rolle, als 1821 sich Türken vor den aufständischen Griechen dorthin geflüchtet hatten und durch Kantakuzenos zur Uebergabe gezwungen wurden, der erste Erfolg dieser Art in dem ungleichen Kampfe, der die Hoffnungen der Hellenen mächtig entflammte. Heute jedoch ist der Ort ohne jede Bedeutung; seine Rhede ist stets leer, sein Handel gleich Null, mehr und mehr ziehen sich seine Bewohner, deren er noch ein Tausend zählen mag, von ihm fort, und die Burg, den heutigen Geschützen gegenüber doch unhaltbar, verfällt. An den Häusern sieht man noch hier und da venetianische Motive, und eine kleine, halb zerstörte Kirche weist noch an einer Wand das Wappen der Villehardouin auf.

Am folgenden Morgen setzte das Schiff seinen Weg nach Norden fort, immer entlang an felsigen, öden, unfruchtbaren Gestaden, die nur hier und da ein weißlicher Streifen,

Seemann von Hydra. (Nach einer Photographie.)

das trockene Bett eines Gießbaches, unterbricht. Nur ab und zu weitet sich eine Schlucht bei ihrer Mündung ein wenig aus und trägt einige wilde Oelbäume, die mit ihrem fahlen Laube die graue Eintönigkeit dieser Küsten unterbrechen. Auf kurze Zeit verschwinden dieselben dem Schiffer aus den Augen, wenn er quer über den Golf von Nauplia hinübersteuert; aber bald erhebt sich wieder der lange, schmale Rücken der fast baum- und ganz quellenlosen Insel Hydra aus dem Meere, trotz ihres öden, traurigen Aussehens allen Griechen werth als die Wiege ihrer Unabhängigkeit. Die gleichnamige Stadt liegt auf der Mitte der etwa 5 Stunden langen Nordküste der Insel, an einem natürlichen kleinen Hafen, der sich in den Felsen öffnet. Mehrere schroff ansteigende Hügel sind mit den mehr als 3000 großen und schönen Häusern der Stadt bedeckt; terrassenartig steigen dieselben über einander auf und gewähren mit ihren platten Dächern und weißen Mauern von der See aus einen eigenthümlichen, malerischen Anblick. So berühmt die Stadt in

der Geschichte ist, so jung ist sie auch. Während des ganzen Alterthums und Mittelalters wird kaum der Name der Insel erwähnt, und erst im sechszehnten Jahrhunderte besetzten flüchtige Albanesen Hydra, Spetsa, Poros und das gegenüberliegende Festland. Die Unfruchtbarkeit des Bodens wies die Ankömmlinge naturgemäß darauf hin, dem Meere ihren Unterhalt abzuringen, und diese wurden in der harten Schule der Noth die tüchtigsten und kühnsten Seeleute von ganz Hellas. Dieselben Gestade, welche in den ältesten Zeiten griechischer Geschichte den mächtigen Seebund von Kalauria hatten blühen sehen, wurden die Wiege einer neuen griechischen Handelsmarine. Die Hydrioten versorgten während der Kriege der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches unter der neutralen türkischen Flagge den Occident mit dem Getreide Südrußlands, brachten andere Waaren heim und verdienten dabei kolossale Summen. Nirgends fanden sich kühnere Blockadebrecher und geschicktere Seeleute, als sie. Zugleich verstanden sie es, sich unbemerkt der türkischen Oberhoheit zu entziehen und ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten. Trotzdem waren sie die Opferfreudigsten und Kampfesmuthigsten, als 1821 der Ruf nach Freiheit ertönte, und sie erschöpften ihre Mittel durch die reichen, nach Millionen von Franken zählenden Spenden, welche sie dem Vaterlande darbrachten. Das Aufblühen von Syra und die Entwickelung der Dampfschifffahrt waren zwei weitere Schläge, welche Hydra schwer trafen. Die Insel entvölkerte sich; wo einst 40,000 Einwohner lebten, sind heute kaum noch 7500 vorhanden, und auch ihre Zahl nimmt täglich ab. Die Einen ziehen nach Syra, die Anderen nach dem Piräus, und ihre Häuser zerfallen allmälig, wie selbst ein flüchtiger Gang durch die stillen Straßen zeigt, zu deren Einsamkeit es freilich sehr beiträgt, daß alle Männer meist auf See sich befinden. Betritt man eines jener alten Häuser aus der Glanzzeit des Ortes, deren in den soliden Fels gegrabene Fundamente mehr Geld gekostet haben, als die der westeuropäischen Paläste, so findet man drinnen gewaltige Räume, mit Marmor gepflastert und mit Smyrnaer Teppichen bedeckt. Ihre Wände sind mit Kalk geweißt und stets von der größten Reinlichkeit. Als Diener trifft man nur junge Mädchen, Knaben, deren Kraft zum harten Seemannsberufe noch nicht ausreicht, oder Greise. In einem abgelegenen Gemach sitzen die Frauen, Mutter, Gattin, Töchter des Hausherrn, und arbeiten; die älteren machen sich mit der Wäsche zu schaffen, und die jüngeren sticken mit Seide und Gold jene feinen und zierlichen Muster, die leider immer mehr vor den bedruckten Manchester-Kattunen verschwinden. Sie plaudern dabei nicht; dies stete zurückgezogene Leben hat ihren hübschen Gesichtern und ihrem Gemüthe einen Zug von Ergebung und Trauer aufgedrückt. Nie gehen sie aus dem Hause, als höchstens zu einem Besuche bei Freundinnen. Wohin sollten sie auch ihre Schritte lenken in dieser Stadt, die keine Spazierwege besitzt, und wo selbst die kürzeste Straße mehr einer Treppe, als einem Wege gleicht?

Außerhalb der Stadt giebt es auf der ganzen Insel nichts zu sehen; überall brechen sich die Wogen an schroffer Felsküste, und der von allen Winden getroffene Bergrücken bringt nur spärlich ein kurzes trockenes Gras hervor, von dem sich Ziegenherden nähren. Die ganze Insel, welche etwa 90 Quadratkilometer mißt, zählt auf 1000 Seeleute nur 10 Grundbesitzer und 70 Schäfer.

Und doch besitzt die Stadt nicht weniger als 26 Kirchen und Kapellen, alle reich an Weihgeschenken der Schiffer, wie rohgeschnitzte Schiffsmodelle, kindliche Gemälde oder silberne Herzen. Sehenswerth allein ist die aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stammende Kathedrale, die ganz aus weißem Marmor besteht und reiche Sculpturen und byzantinische Malereien auf Goldgrund besitzt. Von der Decke hängt ein riesiger venetianischer Kronleuchter aus massivem Silber herab, welcher wunderbar ciselirte, phantastische Thiergestalten und durchbrochenes Laubwerk in buntem Durcheinander zeigt. Daneben hängt ein Leuchter von vergoldeter Bronze im Stile Ludwig's XIV., der die königlichen Lilien von Frankreich trägt. Er soll während der Revolution aus einem der königlichen Schlösser geraubt, von einem hydriotischen Capitän in Marseille erstanden und der Panagia (Mutter Gottes) als Weihgeschenk dargebracht worden sein.

Der Glockenthurm ist von der Kirche getrennt; reich mit Bildhauerarbeit verziert und durchbrochen, gleicht er einem Schnitzwerk aus Elfenbein. Seine Kuppel besteht nur aus zehn Bogen von weißem Marmor, durch welche der Himmel hindurchscheint. Die Hydrioten sind stolz auf diesen Bau, der im ganzen Lande seines Gleichen nicht hat.

Eine kurze Fahrt brachte den „Ajaccio" in den altberühmten Hafen Athens, den Piräus.

Die Anfänge der Kartographie.

Von **Richard Andree.**

II.

Das Bedürfniß nach geographischer Orientirung ist bei nomadisirenden Völkern ein weit lebhafteres als bei seßhaften, ackerbautreibenden. Dies zeigt sich sofort, wenn wir unser Thema mit Bezug auf Afrika verfolgen. Bei Neger- und Kaffervölkern finden wir meist einen engbegrenzten Horizont, und nur da, wo der Karawanenhandel sich ausgebildet hat, im Sudan und der Nordhälfte, reicht der Blick weiter. Wie unendlich schwer ist es oft Reisenden geworden, über benachbarte Gebiete Erkundigungen einzuziehen: wie sehr hindern oft die politischen Verhältnisse, die Zerstückelung in zahlreiche kleine Reiche das Erkennen geographischer Verhältnisse. Vage nur, von Dämmerung umgeben, dringen die ersten Nachrichten über Länder und Völker des schwarzen Erdtheils zu uns, sie schwanken wie eine Fata morgana, bis ein europäischer Reisender sie gesehen und fixirt hat. Nicht leicht wurde es unserer Generation, sich über die Niam-niam zu orientiren, bis Europäer sie besucht; wie unrichtig war das Kartenbild, das wir nach Erzählungen der Eingeborenen von der großen Seeregion Aequatorialafrikas zuerst construirten!

Anders im Norden, wo der umherschweifende Tuareg mit seinem weiten Ländergebiete vom Niger bis an die Grenze Algeriens wohlvertraut ist und es auch in rohen Umrissen darzustellen vermag. Largeau berichtet: „Als Duveyrier

das Centralgebirge von Hoggar, welches er nicht bereist hatte, auf seiner Karte eintragen wollte, ließ er sich es en relief vom Scheich Othman im Sande darstellen. Dieses bezeugt, wie außerordentlich tief die Kenntniß war, welche der alte Marabut von seinem Lande besaß. Diese Fähigkeit, im Sande ihr ganzes ungeheures Gebiet darzustellen, ist eine der bemerkenswerthesten Eigenschaften der Tuaregs. Ich vertrieb mir die Zeit in Ghadames damit, ihnen die Karten der Sahara zu zeigen, die Straßen vom Sudan nach Tripolis, von Timbuktu nach Marokko; ich zeigte ihnen Hoggar, Algerien, das Mittelmeer, Frankreich, Paris. Hier angelangt erinnerten sie sich, daß der Scheich Othman dort die zwei schönsten Meharis der Welt gesehen. Es waren die beiden Kameele, welche der Chedive von Aegypten von Cairo in den Jardin d'acclimatation geschickt hatte.

„Diese Leichtigkeit, aus dem Gedächtniß die Richtung der Straßenzüge und den Anblick des Landes darzustellen, habe ich auch bei den Fulan bemerkt. Ich plauderte eines Tages mit dem Schmiede von Ghadames. Ich wollte ihm meine Karte holen, als er mich festhielt. „Siehe hier," sagte er, und zog vier senkrechte parallele Linien auf der Erde. „Da ist Tripolis," fügte er hinzu, indem er auf den obersten Punkt der ersten Linie deutete; „Ghadames und Ghat liegen hier auf der zweiten; quer über von Ghat liegt Hoggar auf der Mitte und darunter Agades; endlich auf der vierten Linie, an einem großen Flusse, Timbuktu, meine Heimath." Die vier senkrechten Linien waren Meridiane. Mir ist es immer noch unerklärlich, wie die Idee der Meridiane bei diesem Sohne des Niger Eingang finden konnte" [1]).

Altägyptische Karte der nubischen Goldbergwerke. (Nach Chabas, Les inscriptions des mines d'or.)

Die Karte, welche ein mohammedanischer Abessinier, Omar ibn Nedjat, für Beke entwarf und nach welcher dieser den Godjeb als obern Lauf des Sobat darstellt, ist weiter nichts als eine einfache Wiedergabe der Flußläufe mit dazwischen eingestreuten Ländernamen, aber zur allgemeinen Orientirung geeignet [2]).

Auf afrikanischem Boden begegnen wir auch der ältesten aller bekannt gewordenen und erhaltenen Karten.

In geographischen Kenntnissen waren die alten Aegypter allen anderen Völkern vorangeeilt, und auf Grund der zahlreich erhaltenen Monumente hat es H. Brugsch unternommen, die Geographie jenes hohen Alterthums aufzuhellen in seinem lehrreichen Werke: „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler" (3 Bde. Leipzig. 1857 bis 1860), dem sich die Inschriftensammlung von Joh. Dümichen (2 Bde. Leipzig. 1865 und 1866) anschließt. Mindestens schon um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo wurde die Erd- und Völkerkunde von den alten Aegyptern betrieben. Die unter König Seti I. (1458 bis 1407) angefertigten

[1]) L'Illustration Nr. 1752 (23. Sept. 1876).

[2]) Journ. Roy. Geogr. Soc. Vol. XVII, p. 44 (1847) nebst Facsimile.

Völkerlisten zeigen deutlich, daß man angefangen hatte, die bekannten Racen in Gruppen systematisch zusammenzufassen, so daß man rothe, gelbe, schwarze und weiße Völker unterschied.

Was die altägyptischen Landkarten betrifft, so waren dieselben den griechischen Schriftstellern wohlbekannt. Eustathios erzählt, daß König Sesostris (Ramses II.) Reisekarten habe anfertigen lassen, die er dann den Aegyptern und Skythen mitgetheilt habe. Das findet eine Bestätigung durch die Nachricht bei Apollonios Rhodios, daß die Aegypter der Colonie Kolchis Holztafeln in Verwahrung gehabt hätten, worauf Erde und Meer, Wege und Straßen genau gezeichnet gewesen seien [3]), und die uns erhaltene altägyptische Landkarte der nubischen Goldminen bestätigt vollauf diese Mittheilung.

Diese altägyptischen Goldminen lagen zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, an der Grenze des heutigen Oberägypten gegen Nubien, und noch jetzt findet man überall Gold dort im Gebirge, z. B. im Wadi Sawanib, am Dschebel Aswad, Dschebel Om-Kebrid. Noch bis ins zwölfte Jahrhundert wurden diese Minen, aus denen Pharaonen, Ptolemäer, Kaiser und Chalifen Gold holten, ausgebeutet. Deutliche Ueberbleibsel der alten Minen sind heute noch im Wadi Ollaki (südöstlich von Korosko) nachweisbar. Bei dem hohen Ertrag, welchen dieselben schon in den ältesten Zeiten lieferten, waren sie für die Pharaonen von großer Wichtigkeit; man weiß, daß unter Amenemha I. ein Director für diese Goldminen ernannt und daß unter Ramses II., dem Großen (1407 bis 1341 v. Chr.), hier Cisternen angelegt wurden, da die Goldgewinnung durch Wassermangel beeinträchtigt war [4]). Um die Zeit dieses Herrschers ist denn auch eine Karte jener Goldbergwerke aufgenommen worden, die trotz ihres ehrwürdigen Alters von 3200 Jahren bis zum heutigen Tage in einem Papyrus des Turiner Museums sich erhalten hat und die von Chabas ausführlich beschrieben wurde. Sie ist überhaupt die älteste bekannte Karte oder, wenn man will, der älteste bekannte Plan, welcher existirt.

Altägyptische Darstellung eines Gartens. (Nach Wilkinson.)

Auf ihr steht bei A.: „Die Berge, von denen man das Gold bringt, sind auf dem Plan roth colorirt.“ Und so ist es in der That und zum Ueberfluß tragen die Berge noch die Inschrift TOYN NOYB, nämlich „Goldgebirge“, bei B. Bei C. finden wir das „Heiligthum Ammons vom heiligen Berge“ über dem Hauptwege. Es bestand aus zwei von Kammern umgebenen Sälen, welche als Wohnungen der Priester und Beamten dienten. Oberhalb des Tempels liest man bei E.: „Stirn des . . . .“ (wahrscheinlich „Gebirges“); ebenso ist bei F. ein Theil der Inschrift verloren, doch kann man hier lesen: „Wohnung, in welcher Ammon ruht.“ Beim Tempel ist ein Weg, der sich zwischen zwei Bergen hinzieht mit der Bezeichnung bei D.: „Weg von ta menat-ti“; über die Deutung dieses ta menat-ti sind die Aegyptologen uneinig, sie geben verschiedene Erklärungen, die wir hier übergehen dürfen.

Bei H. sieht man den Plan von vier Häusern, nach der Legende „die Häuser des Landes von Ti (?), wo man das Gold niederlegt.“ Etwas weiter unten, bei I., findet sich die Stele des Königs Ramamen. Da wo der erste Weg vom Hauptweg abzweigt, bei K., liegt der Rem oder die Cisterne; das Land dabei ist schwarz colorirt, zum Zeichen, daß es — Dank dem Wasser — cultivirbares Land ist. Am Kreuzpunkt der Wege bei L. liegt eine zweite kleine, zur Benutzung für die Vorübergehenden bestimmte Cisterne.

Der Hauptweg M. geht, wie die Inschrift besagt, zum Meere. Ebenso der Weg N. Endlich ist noch der unterste Weg, mit Meermuscheln bestreut, vorhanden, der bei O. die Bezeichnung „Weg von Tipamat“ führt. Die darauf gezeichneten Muscheln sind ein Beweis, daß das Meer nicht weit von den Minen lag, wobei an das Rothe Meer gedacht werden muß. Doch läßt sich die Localität leider nicht näher bestimmen, da die Bezeichnung derselben bei H., nämlich Ti, keine weiteren Anhaltepunkte giebt. Die Vertheilung der Schrift zeigt, daß der Kartenzeichner sich das Meer zur Linken dachte; sie ist also so orientirt, daß Süden und Norden vertauscht sind [5]). In der facsimilirten Nachbildung haben wir die hieratische Schrift weggelassen, da sie in der Verkleinerung zu undeutlich geworden wäre.

Auch in den Wandgemälden der alten Aegypter treffen wir auf Darstellungen, die sich unseren Karten nähern oder wenigstens als Pläne aufgefaßt werden können. So z. B. in den Gemälden der Gärten, welche uns in den Gräbern von Theben erhalten sind und die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Man sieht die Mauern, welche sie umgeben, die Teiche mit Wasserschraffirung, die Fußwege und die Bäume in Signaturen, wie sie ähnlich auch heute noch auf Plänen angewandt werden [6]).

Erscheint Afrika für unsere Zwecke ziemlich steril, so gewinnen wir sofort eine reichere Ausbeute, wenn wir den Boden Asiens betreten, wo civilisirte und halbcivilisirte Völker theilweise schon im grauen Alterthum der Kartographie ihr Augenmerk zuwandten und Werke geschaffen wurden, die theilweise bis auf den heutigen Tag als Quellen benutzt werden, indem unsere Kartographen nicht umhin können, sie bei der Darstellung solcher Gegenden zu Rathe zu ziehen, die von Europäern noch nicht erforscht wurden.

---

[3]) H. Brandes, Ueber die geographischen Kenntnisse der alten Aegypter. Im neunten Jahresbericht des Vereins von Freunden der Erdkunde zu Leipzig 1869, S. 36.

[4]) R. Hartmann, Die Nigritier I, 46.

[5]) Chabas, Les inscriptions des mines d'or. Chalons s. S. et Paris 1862, 4⁰, p. 30 ff. — Die Weltgegenden rechneten die Aegypter in dieser Folge: Süd, Nord, Ost und West. Vorsteher derselben waren die vier Todtengenien, die in Gestalt von Gänsen ihnen zufliegen, dem Süden als menschenköpfige, dem Norden als hundsköpfige, dem Osten als schakalköpfige und dem Westen als sperberköpfige Gans. Der Osten bezeichnete dem Aegypter die rechte Seite, der Westen die linke, zugleich die Seite des Todes und der Gräber, wo die Sonne untergeht. Die Zwischentheilung der Windrose war den Aegyptern schon unter der achtzehnten Dynastie bekannt. (Brugsch, Die Geographie der alten Aegypter. Leipzig 1857.)

[6]) Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptians. 3. ed. London 1847. Vol. II, 143.

Ehe unsere Reisenden in das Innere Birmas vordrangen, dort der englische Einfluß zur Geltung gelangte und englische Aufnahmen stattfanden, beruhte unsere Kenntniß des Landes zum guten Theile auf einheimischen Karten, welche uns durch Francis Hamilton übermittelt wurden. Während seines Aufenthalts in Ava im Jahre 1795 erwarb er verschiedene dieser Karten, welchen allerdings Genauigkeit mangelte. But I found the people wonderfully quick in comprehending the nature of our maps and some of them very soon improved their plans and produced drawings, which have tended to throw much light on the geography of the „farther peninsula of India". Namentlich zeigten sich die Karten, welche ein Sklave des Kronprinzen zeichnete, als brauchbar. Hamilton hat sie

Karte des Reiches des Königs von Ava. (Gezeichnet von einem Sklaven des ältesten Sohnes des Königs zu Amarapura 1795.)

reproducirt [7]), und noch 1867 hat Heinrich Kiepert in seiner Karte der indochinesischen Reiche Einzelnes daraus benutzt, wenn er auch mit Recht jene Karte eine „trübe und durch das abenteuerlich verschlungene Flußnetz doppelt unsicher erscheinende Quelle" nennt [8]).

Vortrefflich in ihrem weiten Lande orientirt sind die Mongolen. Für sie liegt eine Sache nicht rechts oder links — wofür sie keine Ausdrücke in ihrer Sprache haben —, son-

[7]) The Edinburgh Philosophical Journal Vol. II, p. 89 und 262. Taf. X (1820). Vol. IV, p. 76. Vol. VI, p. 107. Taf. IV (1822). — Dasselbe Journal enthält in Band IX, S. 235 eine „Map of Dawac (Tavoy) by a Native of the Place," welche die Küste von Tenasserim mit den ihr vorgelagerten Inseln zwischen $12^1/_2{}^0$ und $16^1/_2{}^0$ nördl. Br. umfaßt. Red.

[8]) A. Bastian, Siam, S. 534.

dern östlich oder westlich vom Fragenden. Hierbei ist zu bemerken, daß die Nomaden ihre Vorderseite als Süd bezeichnen, so daß bei ihnen Ost auf der linken Seite des Horizontes liegt. Alle Entfernungen bezeichnen die Mongolen durch die Zeit, welche nöthig ist, um sie reitend, sowohl auf dem Pferde als dem Kameel, zurückzulegen [9]).

Daß die Mongolen auch Kartenzeichner sind, haben wir erst in der allerneuesten Zeit erfahren durch den russischen Obersten Wenjukow [10]), welcher vom Dolmetscher des russischen Consulates in Urga eine Anzahl Copien von mongolischen Karten erhielt, deren mongolische Schrift er ins Russische übersetzte. „Die erste und größte Karte ist eine Darstellung des Aimak des Tuschetu-Chan (im Gebiete der Flüsse Orchon und Tola um Urga) im ungefähren Maßstabe von 11 Werst auf den Zoll; das Original wurde 1868 auf Befehl der chinesischen Regierung von den mongolischen Behörden in Urga gezeichnet und dann an das auswärtige Ministerium in Peking gesendet. Es sind dort die Namen auch der kleinsten Ortschaften eingetragen, die Gebirge (nach chinesischer Gewohnheit in der Perspective), alle Städte, Dörfer, einzelnen Gebäude, Klöster u. s. w. Meridiane und Parallelkreise sind von Viertel- zu Viertelgrad ausgezogen und nicht nur die Grenzen des ganzen Aimak, sondern auch die seiner Unterabtheilungen, der Choschun, über die man bisher völlig im Unklaren war, ausführlich angegeben. Also eine Karte mit völliger Administrativabtheilung. Eine zweite Karte stellt die ganze Mongolei vom Sungari und der Nonna bis zum Dsungarischen Alatau und von der großen Mauer bis an die sibirische Grenze dar."

Bei diesen mongolischen Karten dürfen wir wohl chinesischen Einfluß annehmen, der schon aus der politischen und religiösen Verbindung der Länder resultirt. Der Buddhismus trug, wohin er kam, stets Culturelemente in sich, und im Gefolge der buddhistischen Mönche verbreitete sich auch die Kartographie, wie dieses für Japan z. B. nachgewiesen ist (s. unten).

Seit einem halben Jahrtausend besitzen die Chinesen originale Karten ihres Landes. Der Kwang-ju-tu, ein großer Atlas von China, wurde von Tschu-Sze-Pun zusammengestellt, welcher 1311 bis 1312 zu diesem Zwecke das Land bereiste. Er erschien dann in stets verbesserter Auflage die folgenden Jahrhunderte hindurch und nach einer derselben (vielleicht jener von 1615) stellte der Jesuit Martini seinen 1655 in Amsterdam publicirten Novus Atlas Sinensis zusammen, von dem d'Anville in seinem Mémoire sur la Chine (p. 25) sagt: „daß die chinesischen Originale China zur Ehre gereichen und die Ueberlegenheit der Chinesen als Geographen über alle anderen Asiaten darthun." Wenn auch die von den Chinesen vor dem 18. Jahrhundert publicirten Karten besser als andere asiatische, ja selbst besser als die mancher europäischer Nationen waren, so beruhte ihre Herstellung doch keineswegs auf wissenschaftlichen Grundsätzen. Eine neue Aera in der chinesischen Kartographie begann erst während der Regierung des Kaisers Kang-hi, welcher sein Reich von den Jesuiten aufnehmen ließ, deren Karte, in chinesischer und mandschurischer Sprache publicirt, bis in die neueste Zeit die Grundlage aller Darstellungen Chinas blieb [11]).

„Ich habe Leute ausgeschickt," so spricht Kang-hi, „um die Berge, die Flüsse, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiten im Norden, von dem Meere im Osten bis zu der tibetanischen Bergkette Kentis im Westen. Es wurden die himmlischen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann allgemeine Karte des Mittelreichs genannt. Ich habe dieses Werk durch geschickte Zeichner darstellen, in Kupfer stechen (1721) und dann dem Drucke übergeben lassen."

Lange jedoch vor der hier angeführten Zeit, in den ältesten Denkmälern der Chinesen, wie im Annalenbuch, werden Landkarten in Erz und Stein eingegraben erwähnt; es waren dies aber solche Darstellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte nach Schätzungen und Meilenangaben eingetragen wurden. Von astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen, um die Lage und Entfernung einzelner Plätze von einander zu bestimmen, ist in den frühesten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte nirgendwo die Rede. Um 1000 vor Christus verstanden es die hervorragenden Gelehrten des Mittelreichs die Polhöhe nach der Weise des Pytheas von Massilia vermittelst eines Gnomon zu bestimmen. Die Länge konnte man in China zur Zeit der Mongolenherrschaft (1279 bis 1368) berechnen, wie dieses aus der Lebensbeschreibung des berühmten Astronomen und Mathematikers Kuo-schéu-king erhellt. Kuo-schéu berechnete die Länge der Orte von dem Mittagskreise, den er durch Peking zog; die Kenntniß hierzu war ihm aber wohl aus der Fremde geworden [12]).

In China ist auf Grundlage der von den Jesuiten zu Anfang des vorigen Jahrhunders geschaffenen Specialkarten, freilich sehr ungleichmäßig, weiter gebaut worden, so daß in den vierziger Jahren unseres Säculums ein großer Atlas der gesammten Monarchie in Holzschnitt in vielen Heften erschien. Richard Kiepert berichtet über denselben: „Jedes Heft, von verschiedener Dicke, umfaßt zwei Breitengrade in der Höhe, z. B. das unterste oder südlichste den Streifen zwischen 18° und 20° nördl. Br. (die Insel Hainan und die Halbinsel Liautung), das nächstfolgende alles Land zwischen 20° und 22° nördl. Br. u. s. w. Das (nach unserer Anschauung) hinterste Blatt jedes Heftes beginnt im äußersten Osten des Reiches, also mit Korea, resp. dem Ocean, der Insel Formosa u. s. w. Seite nach Seite umschlagend, wie in einer hebräischen Bibel, dringt man weiter nach Westen vor, immer sich zwischen den betreffenden Parallelen haltend. In seinen südlichen Hälften schneidet dieser eigenthümliche Atlas, der durchaus keinen Gesammtüberblick gestattet, an den Grenzen von Cochinchina und Birma ab, reicht dagegen weiter nördlich bis über die Quellen des Indus, ja bis über das Kaspische Meer hinaus und setzt sich bis weit nach Sibirien hinein fort. Eine reiche Nomenclatur und eine ziemlich genaue Festlegung der bedeutenderen Städte zeichnen ihn aus; rohe Zeichnung der Küstenlinien, des Flußdetails, der Gebirge sind seine schwachen Seiten. Immerhin bezeichnet er gegen die bisher maßgebenden Karten Chinas von d'Anville und Klaproth einen ziemlichen Fortschritt" [13]).

Während nun China bis jetzt, wie in so vielen anderen Dingen, in der Kartographie auf dem heimischen Standpunkte stehen blieb, lenkt Japan in dieser Beziehung in europäische Bahnen ein, obgleich seine nationalen Kartenbilder in ihren Anfängen älter sind als unsere. Die ersten Culturelemente waren schon im 6. Jahrhundert mit der Einwan-

---

[9]) Prschewalski, Reisen in der Mongolei, Jena 1877, S. 54.

[10]) „Globus" XXIX, S. 302. — Geographical Magazine 1876, S. 127.

[11]) W. Huttmann, On chinese and european maps of China. Journ. Roy. Geogr. Soc. XIV, 117 (1844).

[12]) Zur Kartographie des chinesischen Reiches. Ausland 1859, S. 334.

[13]) „Globus" XXIX, 302. — Man vergleiche über die chinesischen Karten, welche bis heutigen Tages für den überwiegend größten Theil Chinas und Innerasiens allein maßgebend sind und als einzige Quellen für dessen kartographische Darstellung zu Rathe gezogen werden müssen, das neunte Capitel des ersten Bandes von F. v. Richthofen's China. (Berlin 1877. Bei D. Reimer.) Red.

derung des Buddhacultus vom benachbarten Festlande nach Japan gekommen und dort von den Mönchen gepflegt und verbreitet worden, und bald wurden auch die ersten Karten des Landes gezeichnet. Je mehr das Reich des Mikado sich ausdehnte, desto mehr entstand das Bedürfniß nach solchen; denn die eroberten Länder wurden ordentlich vermessen und mappirt, japanische Entdeckungsreisende zogen nach den nördlichen Inseln und brachten Karten derselben zurück. So wurde 1613 Sachalin kartographisch dargestellt; 1672 fand man von Japan aus die Kurilen. Unter den neueren japanischen Reisenden ist Mamia Rinso bekannt geworden; führt doch die Straße zwischen Sachalin und dem asiatischen Festlande, die so lange europäischen Forschern entging, seinen Namen [14]).

Was die japanischen Karten angeht, von denen Exemplare jetzt in den meisten Museen anzutreffen sind, so lassen sie sich gleich den unserigen in allgemeine und speciale eintheilen. Die große allgemeine, von Siebold publicirte Karte des ganzen Archipels enthält Längen- und Breitengrade, doch kann man sich weder auf die Genauigkeit der Projection, die nach Mercator sein soll, noch auf die Richtigkeit der Lage der Orte verlassen.

Von Specialkarten bestehen solche, welche in dem großen Maßstabe von 1 : 27,000 bis 1 : 50,000 gezeichnet sind und daher unseren topographischen Karten gleichstehen. „Es befinden sich darauf Berge und Flüsse bis zu ihrer kleinsten Verzweigung und auf den größeren Wälder und Gebüsche; ferner alle Ortschaften, von den Städten bis zu den kleinsten Dörfchen, Kamihallen, Tempelhöfe und andere merkwürdige Plätze; die Grenzen der Bezirke, worin die Landschaft eingetheilt, Land- und Seewege, auf den Landstraßen die Meilenzeiger sind in genauem Abstande angegeben und nicht nur alle natürlichen und künstlichen Gegenstände mit Namen bezeichnet, sondern auch auf den Namensschilden der Bezirke die Zahl der dazu gehörigen Ortschaften eingetragen. Sie haben aber mit den meisten japanischen Karten den Fehler gemein, daß die Flüsse verhältnißmäßig zu breit, die Berge im Profil statt in der Projection, also in Berg- und Hügelform und die Städte und Ortschaften nicht nach ihrer natürlichen Situation, sondern nur durch gleichgroße viereckige oder eiförmige Schilde angezeigt sind. Das starke japanische Papier gestattet, eine Provinz auf einem Riesenblatte darzustellen, wovon einige 4 bis 5 Quadratmeter messen. Solche specielle topographische Karten bestehen von jedem Fürstenthume, und mit ziemlicher Gewißheit läßt es sich annehmen, daß sie schon vom neunten Jahrhundert herrühren und mit der Zeit und dem Fortschreiten geodätischer Kenntnisse verbessert wurden. Die technische Ausführung zeugt von der Gewandtheit des japanischen Pinsels, die Umrisse sind sehr rein und deutlich, das Colorit von Wasser und Berg leicht gehalten und die Wege und Grenzscheiden kräftig mit Zinnober und Tusche eingetragen“ [15]).

Daß solche „mit vieler Genauigkeit entworfenen Skizzen des Landes“ auch zur Herstellung europäischer Karten benutzt wurden, liegt auf der Hand, um so mehr als unsere Aufnahmen Japans sich bis jetzt im Wesentlichen nur auf einen kleinen Theil der Küsten beschränken. So benutzten denn Laxmann, Broughton, v. Krusenstern, v. Klaproth japanische Karten [16]) und noch neuerdings hat H. Brunton auf seiner Karte der japanischen Inseln abermals Gebrauch von den einheimischen Provinzialkarten gemacht [17]).

Jetzt sind die Japaner eifrig bemüht, sich unsere Erfahrungen auf dem Gebiete der Kartographie zu eigen zu machen und copiren unsere Karten; schon Siebold erhielt von einem Hofastronomen zu Yedo eine Karte Nippons, die dieser selbst in Kupfer gestochen hatte. Dabei waren japanische, chinesische, koreanische, russische und alte portugiesische Karten benutzt worden [18]).

Die Japaner, die nur in den seltensten Fällen über die Grenzen ihres Archipels hinausgingen und nur mit China und Korea freundlichen oder feindlichen Verkehr unterhielten, konnten vom Auslande auch nur durch Fremde Kenntniß erlangen. Sobald sie aber mit Portugiesen und Holländern in Beziehung traten, machten sie sich deren Erfahrungen zu Nutze und entwarfen mit Hülfe derselben ganze Weltgemälde, welche alle Fehler unserer Karten des 16. und 17. Jahrhunderts aufweisen. Bereits 1670 finden wir einen von Herrn Tasu-i-san-tetsu hergestellten Globus, der indessen nur nach portugiesischen Karten copirt ist [19]).

Auch anderweitig sehen wir kartographische Bestrebungen bei asiatischen Völkern, und daß unter europäischer Leitung wenigstens tüchtige Aufnahmen von ihnen zu erwarten sind, beweisen die von Oberst Montgomerie nach Tibet gesandten indischen Pandits, deren Namen oder Nummern für alle Zeiten in der Geschichte der Erdkunde ihren Platz bewahren werden [20]). Auch der asiatische Norden hat seine Kartographen. Noch jüngst zeichnete ein alter Ostjake an der Ob-Mündung für Dr. Finsch mit Bleistift eine Karte auf, welche 5 bis 6 Marschtage bis zur Podarata (die in die Karische Bucht fällt) und 4 bis 5 bis Sardapai, einem Platz jenseits dieses Flusses, darstellte [21]).

Wie wir über das früheste Culturleben der längst dahingegangenen Urbewohner unseres Erdtheils uns bei den heutigen Naturvölkern Raths erholen und aus deren Sitten und Gebräuchen Schlüsse auf das Leben der vergangenen Racen ziehen können, so ist es auch mit Bezug auf die Kartographie der Fall. Ihre ersten historischen Anfänge bei Griechen [22]) und

---

14) v. Siebold, Nippon I, 125 ff.

15) v. Siebold, a. a. O. I, 142 ff.

16) v. Siebold, a. a. O. I, 18.

17) Geograph. Magazine 1876, p. 166. — Ich selbst bin augenblicklich beschäftigt, die v. Richthofen'schen Aufnahmen in Kiusiu und Central-Nippon durch japanisches Material zu ergänzen. Das wenige bisher von Europäern Aufgenommene gab einen guten Maßstab zur Beurtheilung der japanischen Karten, welche sich stets als überraschend zuverlässig und genau erwiesen haben. Red.

18) v. Siebold, a. a. O. I, S. 23 und Tafel I.

19) O. Heeren, Eine japanische Erdkugel. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama. 2. Heft. Juli 1873.

20) Eine „Native map of the country between Peshawar and the Oxus“ übersetzte Dr. G. W. Leitner und gab sie 1875 im Maßstabe von 1 Zoll = 8 Miles heraus. — Dr. Buchanan Hamilton erhielt während seines Aufenthaltes in Kathmandu fünf von Eingeborenen herrührende Karten über Theile von Nepal und Sikkim, welche er der Bibliothek der Ostindischen Compagnie übergab. Von dort sind dieselben später spurlos verschwunden. S. Clements R. Markham, Narratives of the mission of George Bogle to Tibet etc. London 1876. S. 127 der Einleitung. Red.

21) Verein für deutsche Nordpolarfahrt in Bremen, S. 569 (1876).

22) Der erste Grieche, welcher nach Strabon's Zeugniß eine Karte entwarf, war in der ersten Hälfte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts ein Schüler des Thales, der Philosoph Anaximander von Milet, derjenigen griechischen Stadt, welche vermöge ihres ausgedehnten Handels und ihrer zahlreichen Pflanzstädte sich besonders eignete, der Erdkunde Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen zu lassen. Ebenfalls ein Milesier war Hekatäus, welcher in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts eine neue Karte zeichnete, welche allgemein bewundert wurde. Es ist eine ansprechende Vermuthung, daß es des Hekatäus' Karte war, welche Aristagoras, der Tyrann von Milet, im Jahre 504 nach Sparta brachte, als er des Königs Kleomenes Hülfe gegen die Perser erbat (Herodot V, c. 49 bis 54). Aristagoras hatte, wie die Lacedämonier erzählen, eine eherne Tafel mit sich, „auf welcher der ganze Umkreis der Erde, das ganze Meer und alle Flüsse eingegraben waren,“ und auf welcher er dem Spartanerkönige mit dem Finger die Wohnsitze der einzelnen Völker im persischen Reiche zeigte, der Jonier, dahinter die der Lydier, Phrygier, Kappadokier, der Kilikier am Meere, worin die Insel Cypern liegt,

Römern, von deren kartographischen Leistungen sich die Tabula Peutingeriana erhalten hat, sind bekannt; was vor diesen lag, die ersten Schritte zur Anfertigung von Karten, haben wir uns vorzustellen wie die primitiven Versuche der Naturvölker, von denen oben die Rede war. Auch die Fortschritte, welche diese urthümliche Kartographie allmälig machte, ehe sie in ihr wissenschaftliches Stadium trat, lassen sich erkennen, wenn wir die Leistungen vorgeschrittener Völker, wie z. B. der Mexikaner, betrachten, die in der That mit manchen mittelalterlichen Kartengemälden den Vergleich aushalten.

der Armenier, Matiener u. s. f. bis zur Königsstadt Susa am Flusse Choaspes. Red.

Die verschiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantischen Oceans.

Von Dr. H. Polakowsky.

I.

Als Columbus am 3. August 1492 die Rhede von Palos mit drei elenden Fahrzeugen verließ und die Fahrt nach Westen antrat, geschah dies bekanntlich, um einen directen Weg nach der Ostküste von Asien zu entdecken. Von dem Hindernisse, welches einen directen Seeweg versperrte, von der Existenz eines Continentes von einer Ausdehnung wie Amerika, hatte weder Columbus noch einer seiner Begleiter eine Ahnung. Als man zuerst Land entdeckte (12. October 1492) — es war dies die Insel Guanahani, von Columbus zu Ehren des Erlösers San Salvador genannt —, hielt er dies bereits für einen Theil von Asien. Erst später gab er ungern und zögernd zu, daß er sich geirrt, daß eine Ländermasse die Fortsetzung des Weges nach Westen versperre. Von der Größe und dem Reichthume des neu entdeckten Landes hatte er keine richtige Vorstellung; er betrachtete dasselbe mehr als ein Hinderniß für die Erreichung des ersehnten Zieles, denn als einen Gewinn. In der Hoffnung, an irgend einer Stelle einen Durchweg zu finden oder mit leichter Mühe herstellen zu können, unternahm Columbus die dritte und vierte Reise an der Küste von Centralamerika. Diesem Suchen nach der Landenge (el secreto del Estrecho) verdankt Centralamerika und speciell Nicaragua seine Durchforschung und baldige Besitzergreifung durch die Spanier und seine heutige politische Bedeutung.

Auf der dritten Reise (1498) betrat Columbus zuerst den amerikanischen Continent; die vierte Reise (1502), auf welcher er die ganze centralamerikanische Küste entlang fuhr, und an verschiedenen Stellen derselben landete, wurde nur zu dem Zwecke unternommen, die Landenge zu suchen. Bald concentrirten sich alle diese Versuche auf Durchforschung des Isthmus von Darien, und hier überschritt zuerst Nuñez de Balboa (1513) den Continent.

Obgleich 1520 Magalhaens die nach ihm benannte Straße entdeckte, und so die Möglichkeit erwiesen war, vom Atlantischen in den Stillen Ocean zu gelangen, so erkannte man doch sehr bald das Mangelhafte dieses Weges, der nicht nur ungeheuer lang, sondern auch wegen der heftigen in der Magalhaens-Straße herrschenden Stürme, der vielen Klippen, Untiefen und Stromschnellen in derselben, sehr gefährlich war. Kurz vorher war Peru und bald darauf Mexico und Guatemala entdeckt und erobert. Erst jetzt bekam man eine richtige Vorstellung von der Gestalt Amerikas, und nun beschränkte die spanische Regierung ihre Versuche zur Verbindung beider Oceane auf Centralamerika.

1551 bezeichnete Francisco Lopez de Gomara bereits drei Punkte als zur Anlegung des Canales besonders geeignet; es sind diese: der Isthmus von Tehuantepec, der Nicaraguasee und die Landenge von Panama. Zu Ende des 16. Jahrhunderts trat der Fanatismus einiger einflußreichen Priester dem Unternehmen entgegen, indem sie es für eine Sünde erklärten, welche sicher die Strafe des Himmels nach sich ziehen würde, in die Gestaltung der Erde, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, ändernd eingreifen zu wollen!

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes erscheint es erstaunlich, daß das oft besprochene Unternehmen noch nicht zur That geworden. Wer aber die Verhältnisse Centralamerikas, und speciell der Länder, wo die Anlage am vortheilhaftesten sein würde (Nicaragua und Darien), kennt, weiß die furchtbaren Schwierigkeiten zu würdigen, bedingt durch Gebirgszüge, überaus üppige Vegetation, häufige und starke Regen, ungesundes Klima, Mangel an Nahrung für die erst zu importirenden Arbeiter — im Lande selbst fehlt die genügende Anzahl von Arbeitskräften, und die vorhandenen sind gewöhnlich zu träge oder unbrauchbar zu anhaltender schwerer Arbeit — und reißende Ströme, welche in der Regenzeit oft in unglaublicher Weise anschwellen und dann ihren Lauf verändern. Zu diesen Schwierigkeiten kommt noch in Darien die feindselige Haltung der Eingeborenen, die große Anzahl von Schlangen und sonstigem Ungeziefer, und Wassermangel, und in Nicaragua die Unsicherheit der Verhältnisse im Lande. Fortwährende Revolutionen, plötzlicher Wechsel der Machthaber und deshalb der Ideen der Regierung, lassen alle von derselben eingegangenen Verpflichtungen und Garantien als sehr zweifelhaft erscheinen.

Obgleich sehr viele Projecte in Vorschlag gebracht worden sind, so hat man doch sehr lange geschwankt, ehe man sich endlich definitiv für das Project von Nicaragua entschieden zu haben scheint [1]). Wo der Continent am schmalsten, sind entweder die Gebirgszüge sehr hoch, oder es fehlt an Häfen, oder eines der oben angedeuteten Hindernisse macht sich in hervorragender Weise geltend. Die Eifersucht der Spanier, welche den Fremden lange Zeit hindurch den Eintritt in die amerikanischen Besitzungen gänzlich verbot, die Unternehmungen derselben aber auch später stets erschwerte,

[1]) Von französischer Seite wird dagegen augenblicklich eine neue, womöglich internationale wissenschaftliche Durchforschung Centralamerikas geplant, wozu Gogorza's Project (s. „Globus" XXX, S. 255) den Anstoß gab. Doch scheint es selbst dafür einstweilen noch an Mitteln zu fehlen. Red.

ist der Ausführung des Projectes zur Verbindung beider Oceane sehr hinderlich gewesen. Nach der Trennung der Colonien vom Mutterlande kam die Eifersucht zwischen England und Amerika mehr und mehr zur Geltung. Alle Bemühungen Englands, sich in Nicaragua an der Mosquitoküste festzusetzen, sind nur dadurch zu erklären, daß man in England zuerst nicht nur die Wichtigkeit dieses Canales einsah, sondern auch richtig erkannte, daß die passendste Stelle zur Anlegung desselben in Nicaragua sei, wo derselbe durch den Rio San Juan und die großen Seen von Nicaragua und Managua schon zum größten Theile existirt, und im See von Nicaragua ein Hafen vorhanden ist, wie er nicht schöner gedacht werden kann.

Die Broschüre Louis Napoleon Bonaparte's, des spätern Kaisers der Franzosen, welche 1846 in London sofort nach der Flucht des Prinzen aus der Festung Ham erschien, erregte Volk und Regierung Englands in der Weise, daß die Regierung, ohne einen triftigen Grund angeben zu können, sich des Hafens von San Juan am Atlantischen Ocean und der Isla del Tigre in der Fonseca-Bay am Stillen Oceane bemächtigte (1847). Nicaragua rief die Vereinigten Staaten von Nordamerika um Hülfe an, und schloß mit einem amerikanischen Hause einen Contract für den Canal ab. Die Differenzen zwischen England und Nordamerika wurden durch den Vertrag von Clayton-Bulwer geschlichtet, wonach der Canal für ewige Zeiten als neutral erklärt und gegen die Confiscation durch irgend eine Nation geschützt wurde. England räumte San Juan und die Fonseca-Bay. Seit dieser Zeit (1850) ist durch Beseitigung der aus politischen Fragen resultirenden Hindernisse die Möglichkeit der Ausführung des Unternehmens gesichert, und eifriger als zuvor sind die verschiedenen Linien untersucht und vermessen worden.

Als eine der größten Schwierigkeiten für die Ausführung des Projects führt P. Lévy [1]) die riesigen Hindernisse an, welche die Urwälder den Arbeiten des Ingenieurs entgegensetzen. Diese Schwierigkeiten verhindern noch heute die besten Ingenieurs, sich mit den besten Hülfsmitteln ein klares Bild von einer neuen Route zu machen. In dieser Beziehung war und ist Nicaragua die begünstigtste Stelle in ganz Centralamerika. Der Rio San Juan ist der einzige große Strom, welcher den Hauptzug der Cordilleren durchbricht, und er kann ganz oder theilweise zum Canale benutzt werden. Dieser sowie die Seen sind relativ leicht zu untersuchen, zu vermessen, auf ihren Werth zu taxiren. Herr P. Lévy, zur Zeit Ingenieur der Regierung von Nicaragua in Leon, welcher in neuester Zeit eingehend das ganze bei der Anlegung des Canales in Nicaragua in Betracht kommende Terrain studirt hat, beleuchtet kurz, aber kritisch alle bis heute existirenden Projecte, und gebe ich in Folgendem seine Ansichten im Auszuge wieder.

Sicher ist, daß ein Canal viel werthvoller und wichtiger für den Welthandel sein wird als eine Eisenbahn. Bekanntlich existiren jetzt zwei Schienenwege zwischen Häfen der Ost- und Westseite von Amerika; das Project einer Eisenbahn in Honduras ist schon heute als gänzlich gescheitert zu betrachten, das der Eisenbahn von Costa-Rica, welches ich in Bd. XXX, Nro. 18 dieser Zeitschrift eingehend besprochen habe, wird nie mit den beiden existirenden Bahnen concurriren können, und durch die Herstellung des Canals zuerst gänzlich lahm gelegt werden. Der Canal muß so construirt sein, daß denselben circa 100 Segelschiffe pro Tag, die Dampfer nicht mitgerechnet, passiren können. Hierfür ist aber die Existenz sehr guter und großer Häfen an den Endpunkten des Canals absolut nothwendig, damit die Schiffe, wenn sich dieselben etwa zusammendrängen und nicht gleichzeitig in den Canal einzulaufen vermögen, einige Tage sicher warten können. Die falsche Ansicht, wonach das größte Hinderniß für die Anlage eines Canals die verschiedene Höhe der Oceane sei, braucht wohl hier nicht widerlegt zu werden; sicher ist aber der verschiedene Stand von Ebbe und Fluth in denselben. Um die hierdurch bedingte Verschiedenheit im Wasserstande auszugleichen, sind Schleusen nothwendig. Sehr kostspielige Unternehmungen, wo etwa die Häfen erst geschaffen werden sollen, oder große Landstrecken zu durchstechen, oder Tunnels anzulegen sind, sind ausgeschlossen, da dieselben auf keinen Fall rentiren würden. Ist der Durchgangszoll sehr hoch, so schlagen die Schiffe wie früher den Weg um das Cap Horn oder die Magalhaens-Straße ein. Diese Betrachtung hat, wie wir später sehen werden, die Ausführung des Canals in Nicaragua bis heute verhindert. Selbst Herr P. Lévy veranschlagt die Kosten sehr hoch.

Indem wir die am Nordpole und in Südamerika (Amazonenstrom) gemachten Unternehmungen zur Herstellung eines directen Seeweges zwischen Europa und Ostasien übergehen, wenden wir uns den verschiedenen für Centralamerika existirenden Projecten zu, und beginnen mit dem nördlichsten, ältesten und oft untersuchten Wege auf der Landenge von Tehuantepec in Mexico. Hier verengt sich zuerst der Continent, und die directe Linie eines Weges vom Mittelländischen Meere zu den chinesischen Häfen läuft hier zunächst durch. Ferdinand Cortez entdeckte diesen Weg im Jahre 1523 und berichtete über diese Lösung des „secreto del Estrecho" an Kaiser Carl V. Hier, in Tehuantepec am Stillen Oceane, baute Cortez die Schiffe, mit denen er nach Californien fuhr, die Materialien zum Bau derselben, desgleichen Kanonen 2c., wurden auf den Schultern der Indianer von der Küste des Atlantischen Oceans herübertransportirt. Für längere Zeit wurde hier ein regelmäßiger Transportweg für die Schiffe, welche, von Asien kommend, in Tehuantepec einliefen, etablirt. Die Waaren wurden durch Lastthiere oder Indianer bis zum Rio Goazacoalco und von da in Booten bis nach der Barre an der Mündung dieses Stromes in den Atlantischen Ocean gebracht. Die Länge des Landweges betrug 35 geographische Meilen (60 = 1 Grad; 3 = 1 spanische Legua = 6666 Varas = 5·6 Kilometer). Im Jahre 1771 ließ der Vicekönig Bucarelli diesen Weg durch zwei geschickte Ingenieure, Cramer und Miguel del Comal, untersuchen; diese erklärten ein Canalproject für unausführbar. Als die Küsten Centralamerikas an der atlantischen Seite durch die Engländer blockirt waren (Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts), wurden fast sämmtliche Exportartikel Centralamerikas auf diesem Wege nach dem Atlantischen Oceane und Vera-Cruz gebracht. Endlich ließ Guadelupe Vittoria, Präsident der neuen Republik Mexico, im Jahre 1825 durch Juan Orbegozo nochmals genau die ganze Route untersuchen. Der Bericht dieses Ingenieurs spricht sich aus folgenden Gründen gegen das Unternehmen aus.

1. Der Goazacoalco bildet eine gefährliche Sandbank und keinen Hafen in seiner Mündung; der Hafen von Tehuantepec ist nichts als eine offene, mit Sand angefüllte Rhede, der Ocean zieht sich mehr und mehr von derselben zurück, und ist dieser Hafen nicht zu verbessern.

2. Der Goazacoalco ist nur auf den ersten 19 Leguas von der Mündung an schiffbar; auf der Seite des Stillen Oceans befindet sich nur der Rio Chirimalapa, welcher von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost verläuft, also schwer mit dem Rio Goazacoalco zu vereinigen ist, ein reißender

[1]) Notas geográficas y económicas sobre la República de Nicaragua. Por Pablo Lévy, ingeniero. Paris 1873.

und ungleicher Bach, welcher acht Monat im Jahre fast trocken ist.

3. Der Gebirgskamm zwischen beiden Abhängen ist nur an zwei Stellen zu durchstechen (Höhe 700 Fuß) und ist die Anlage von Schleusen nothwendig. Da zur Speisung derselben der Chimalapa nicht die genügende Wassermenge liefern kann, so ist die Möglichkeit der Herstellung eines Canales hier absolut zu verneinen.

Trotz dieser auf exacte Untersuchungen gestützten Zurückweisung dieses Projectes wurde dasselbe dennoch in neuerer Zeit mehrere Male hervorgesucht. Selbst 1871 ließ die Regierung der Vereinigten Staaten nochmals die Landenge von Tehuantepec untersuchen, um das ungünstige Urtheil Orbegozo's über diesen Weg abermals zu bestätigen.

In Guatemala hat man nie Vermessungen für einen Canal angestellt. Die Breite des Continentes, der Mangel an großen Strömen und guten Häfen an der Seite des Stillen Oceans ließen dieses Unternehmen hier stets für unmöglich erklären. In Honduras fehlt es nicht an guten Häfen am Atlantischen Ocean, und die Fonseca-Bay am Stillen Ocean, welche den drei Republiken San Salvador, Honduras und Nicaragua zugehört, ist der beste Hafen Centralamerikas. Zwischen beiden Oceanen gründeten die Spanier circa 1540 die Stadt Comayagua.

1769 untersuchten die Ingenieure Isasi und Alexander die Route vom Golfo dulce in Guatemala am Atlantischen Ocean nach la Union an der Fonseca-Bay, und desgleichen die Richtung von Omoa, nordöstlich vom Golfo dulce, mit dem Ulua-Strome, welcher in den Atlantischen Ocean fällt, nach der Fonseca-Bay und erklärten beide Richtungen für absolut unbrauchbar zur Anlegung eines Canales.

Gehen wir jetzt zu den in der Republik Nicaragua beabsichtigten Canalanlagen über. Der Canal, welcher hier — so verschieden auch die zahlreichen Projecte, welche existiren und welche meist genauer als die in den übrigen Theilen Centralamerikas beabsichtigten Wege untersucht sind, sein mögen — immer den Nicaragua-See und den Hafen von San Juan del Norte benutzen wird, ist an dieser Stelle scheinbar sehr leicht ausführbar. Der Rio San Juan, ein mächtiger Strom, welcher den großen See von Nicaragua, der einen herrlichen, geschützten Binnenhafen für die durchfahrenden Schiffe bilden würde, mit dem Atlantischen Oceane verbindet, scheint dem Canale die Richtung nicht nur vorzuzeichnen, sondern selbst als solcher dienen zu können. Der See von Managua hat eine Länge von 35 bis 38 geographischen Meilen und mißt an der breitesten Stelle 16 Meilen; die Oberfläche desselben liegt 187 Fuß über dem Stillen Ocean. Ein Blick auf die Karte zeigt die in den See hervorspringenden Landspitzen. Der See ist nicht tief, und es befinden sich in demselben zahlreiche bewegliche Sandbänke, welche das Befahren desselben mit tiefgehenden Fahrzeugen sehr erschweren. Der einzige leidliche Hafen ist der von Imbita in der nordwestlichen Ecke, nahe den Ruinen der alten Hauptstadt Leon. Hier sollte die projectirte Eisenbahn Corinto-(Stiller Ocean-) Leon-Managua-See endigen.

Die wichtigsten in den Managua-See mündenden Flüsse sind der Sinogapa und der Rio Viejo, welchen Lévy für den Ursprung des Rio San Juan hält. Der 16 Meilen lange Rio Tipitapa verbindet diesen See mit dem von Nicaragua, einem der größten und in landschaftlicher Beziehung vielleicht dem schönsten der Welt. Die ersten vier Meilen des Tipitapa sind durch Untiefen, Felsen und Stromschnellen absolut unbrauchbar für die Schifffahrt; von Pasquiel bis zum Nicaragua-See ist der Strom 100 bis 150 Varas breit und für mittlere Fahrzeuge benutzbar. In der trockenen Jahreszeit ist die Wassermenge in dieser Verbindung der beiden Seen gering, die großen südwestlich von dem Strome belegenen Sümpfe entziehen ihm eine enorme Wassermenge.

Der Nicaragua-See ist 96 Meilen lang und 40 Meilen ist die größte Breite desselben. Die Tiefe ist unregelmäßig bis zu 90 Varas. Die Oberfläche nimmt wenigstens 2000 Quadratmeilen ein. Der Managua-See liegt 28 Fuß höher als der von Nicaragua; mithin befindet sich letzterer noch immer 139 Fuß über dem Niveau des Pacific bei Ebbe und niedrigstem Wasserstande im See. Die jährliche Differenz zwischen dem höchsten und tiefsten Wasserstande schwankt zwischen 5 und 7 Fuß je nach der Menge der Niederschläge. Mehr als 40 kleine Flüsse fallen von den verschiedensten Seiten in den See; die größte Anzahl derselben mündet am Nordostrande. Besonders wichtig sind die auf der Westseite auf dem Isthmus von Rivas (schmalste Stelle 17 Meilen) in den See mündenden Flüsse, welche eine Verbindung des Nicaragua-Sees mit dem Stillen Ocean erleichtern. Wir werden die wichtigsten derselben bei der Besprechung der verschiedenen Canalprojecte anführen. Ein herrlicher Schmuck des Sees sind die schönen großen Inseln an der Westseite mit ihren fast bis zum Gipfel bewaldeten, regelmäßig gebauten Vulcanen.

Der Rio San Juan hat eine Länge von 120 Meilen; die mittlere Breite desselben beträgt 150 Varas (à 84 Centimeter). Beide Ufer sind mit dichtem Urwalde bedeckt, die Abhänge derselben meist felsig und steil. Der erste Theil dieses mächtigen Abflusses der Wassermassen der Seen reicht vom Fort San Carlos bis zum Castillo Viejo (40 Meilen). Dieser Theil verengt sich mehr und mehr nach dem Castillo zu, die Schnelligkeit der Strömung wächst und erreicht im Raudal (Stromschnelle) bei dieser ehemaligen Festung eine solche Heftigkeit, daß kein Schiff hier passiren kann. Passagiere und Ladung müssen eine Strecke zu Lande befördert werden und gehen dann mit anderen Schiffen bis zum See. Schon vor dem Castillo sperren mächtige Felsblöcke fast völlig das Fahrwasser. Die Wassermenge, welche bei San Carlos in jeder Minute vom See abfließend vorbeizieht, berechnet Lévy auf 4800 Cubikvaras. Die Tiefe des Stromes beträgt zwischen San Carlos und den ersten Felsen im Flusse 7 bis 20 Fuß. Diese Felsen engen circa auf 1 Meile das Fahrwasser auf einen schmalen 8 Fuß tiefen Canal ein; dann folgen bis zum Castillo Viejo 4 Meilen ruhiges Wasser mit 12 bis 24 Fuß Tiefe. Von Castillo bis zum Raudal von Machuca (16 Meilen) durchbricht der Strom den Hauptzug der Cordilleren. Seine Tiefe ist dort 12 bis 20 Fuß; bei Machuca selbst aber ist sie sehr unbedeutend besonders in der trockenen Jahreszeit. Die Schnelligkeit des Stromes beträgt hier 5 Meilen in der Stunde. Zahlreiche Felsen, welche durch die Gewalt der Wasser ihren Platz oft ändern, machen diese Strecke für die Schifffahrt unbrauchbar. Von Machuca bis zur Mündung des Rio San Carlos ist der Strom sehr gut schiffbar; hier wächst der San Juan mächtig an, noch mehr aber durch den 24 Meilen weiter östlich einmündenden Sarapiquí. Jetzt fließen alle Minute in der trockenen Jahreszeit 25,000 und in der Regenzeit 75,000 Cubikvaras Wasser vorbei; die Breite des Stromes beträgt 250 bis 300 Varas. Bis 9 Meilen von der Mündung des Sarapiquí an finden sich keine Sandbänke im Strome; dann aber beginnt die Deltabildung. Zuerst theilt sich der Strom in zwei Arme; der nördliche, flache, unbedeutende ist der Rio Juanillo und mündet dicht bei San Juan del Norte. Der Hauptarm theilt sich circa 8 Meilen weiter unterhalb abermals; der wichtigste dieser Arme ist der Brazo Colorado, der südliche, welcher kurz vor seiner Mündung den Rio Colorado aufnimmt. Dieser Arm, durch welchen nach P. Lévy sieben Achtel der ganzen Wassermenge des Rio San Juan

abfließen, gehört der Republik Costa-Rica, ebenso die Boca de Taura, ein Seitenabfluß des eigentlichen Rio San Juan kurz vor seiner Mündung, und ein Theil der Sandbänke, welche das Delta vom Ocean trennen. Die Mündung des eigentlichen San Juan ist heute fast nicht mehr als Hafen zu betrachten; Sandbänke und Inseln versperren selbst kleinen Schiffen den Eingang nach Greytown (San Juan del Norte). Soviel über das zum Canale zu verwendende See- und Flußgebiet. Gehen wir jetzt zu einer kurzen Besprechung der verschiedenen Ansichten über.

Aus allen Erdtheilen.

Die italienische Expedition nach Innerafrika.

W. K. Die italienische Expedition nach dem äquatorialen Afrika, welche im Juni 1876 unter Leitung des Marchese Antinori von dem Hafenorte Zeila am Adenschen Meerbusen nach dem Innern aufgebrochen war und die Absicht hatte, über Schoa nach den großen Seen vorzudringen [1]), hat leider bis jetzt einen unerwartet ungünstigen Verlauf genommen. Die allen Reisenden jener Küstengebiete genugsam bekannte Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit und Hab- oder besser Raubsucht der dortigen arabischen Mischlingsstämme hat es möglich gemacht, schon auf einem nur etwa 40 Meilen langen Marsche das ganze Unternehmen dem Scheitern nahe zu bringen. Bereits der Emir von Zeila, durch dessen Vermittelung Antinori Kameele und Begleitung erhalten mußte, benutzte die Gelegenheit zu den nichtswürdigsten Schnellereien; so bestimmte er selbst den Preis der Kameele und den Lohn der Führer, natürlich in der doppelten und dreifachen Höhe des Werthes, um den Ueberschuß in seine Tasche zu stecken. Kaum erhandelt, verschwanden die Kameele wieder und waren nur gegen neue Zahlung wieder zu erhalten und so fort. Schließlich octroyirte er ihnen ganz plötzlich die Begleitung einer Karawane aus dem Stamme der Danakil, die auch auf der Stelle aufbrach und die Reisenden, da natürlich wieder Kameele fehlten, auch noch gar nicht alles fertig verpackt war, zur Zurücklassung eines großen Theiles der Kisten zwang. Aus solchem Anfang ließ sich kaum ein glücklicher Fortgang prophezeien, aber der Erfolg war noch schlimmer als die Befürchtungen. Kaum unterwegs, begannen die Erpressungen der Begleiter: sie packten ihre eigenen Lasten auf die Kameele der Reisenden, erklärten dann diese für zu schwer beladen und den Ankauf weiterer Thiere für nöthig. Da letzteres nicht geschah, packten sie die Lasten absichtlich schlecht, so daß viele Kisten herabfielen, zerschmettert wurden und zurückgelassen werden mußten. Was nicht auf diese Weise zu Grunde ging, wurde großentheils während der Nacht gestohlen; Lebensmittel mußten enorm theuer bezahlt werden; ja die Führer erklärten in der cynischsten Weise, die Reisenden müßten geben, was sie verlangten, sie ständen ja in ihrer Gewalt. Wir übergehen das viele persönliche Ungemach, das die Reisenden zu erdulden hatten; es genüge zu sagen, daß sie nach 34 Tagen in Tull Harré bei Herrer nur etwa 40 deutsche Meilen südöstlich von der Küste in einem Zustande ankamen, der es ihnen unmöglich machte, ihren eigentlichen Arbeiten obzuliegen und in pecuniärer wie physischer Beziehung die Erreichung von Ankobar kaum möglich erscheinen ließ. Hier trafen sie zum Glück die Karawane eines französischen Elfenbeinhändlers Herrn Arnoux, der sich auf dem Wege von Ankobar nach der Küste befand und der sich der Reisenden auf das Liebenswürdigste annahm. Sein Rath ging dahin, in seiner Begleitung nach Zeila umzukehren; der Marchese beschloß jedoch mit dem Ingenieur Chiarini bei der Fortsetzung des einmal Begonnenen zu beharren, wozu ihm Herr Arnoux bereitwillig die nothwendigsten Mittel nebst seinen zuverlässigsten Leuten abtrat, während der Hauptmann Martini das Anerbieten benutzte, um von Zeila nach Rom zurückzukehren und dort neue Gelder zur Fortsetzung des Unternehmens flüssig zu machen. Derselbe ist dort glücklich angelangt, und wie ein am 19. November in Aden vom dortigen italienischen Consul aufgegebenes Telegramm meldet, sind auch die beiden anderen Reisenden, wenn auch unter vielen Schwierigkeiten, so doch wohlbehalten in Schoa angekommen, wo sie nun wohl die Rückkunft Martini's und das Eintreffen neuer Mittel zur Weiterreise abwarten werden.

[1]) Vergl. Bd. XXIX, Nr. 20, S. 303, und Bd. XXX, Nr. 10, S. 160.

Bolschew's Aufnahmen am Japanischen Meere.

Herr L. A. Bolschew wurde 1874 aus Irkutsk in das amurische Küstengebiet abcommandirt, um dort am Japanischen Meere geodätische Arbeiten auszuführen, wo die Küste vom Kaiserhafen (Konstantinowsk), ja selbst von der um $2\frac{1}{2}$ Breitengrade nördlicher gelegenen De-Castries-Bay (Alexandrowsk) an bis südlich herab zur St.-Wladimir-Bucht (etwa unter 44° nördl. Br.) noch nicht genau aufgenommen war. Es war das kein leichtes Unternehmen, da die Arbeiten in einer unbewohnten, gebirgigen, stark bewaldeten und dabei von einer Menge wasserreicher Flüßchen durchschnittenen Gegend vorgenommen werden mußten. Dazu ist das Klima ein sehr unfreundliches und der Zugang von der See her sehr beschwerlich: schon Lapeyrouse überzeugte sich, daß dort keine Buchten existirten, wo Schiffe gefahrlos landen und löschen könnten. Diese Umstände beeinflußten natürlich Bolschew's Arbeiten stark, und einige seiner Gefährten geriethen sogar in die Gefahr des Hungertodes. Trotzdem wurden 900 Werst Küstenlandes aufgenommen, acht neue Punkte astronomisch bestimmt, die Höhe von 260 Bergen sowie die Tiefe und die Wassermenge der Küstenflüsse gemessen; ferner an zehn Stationen meteorologische Beobachtungen gemacht und Mineralien, Pflanzen und Insecten, darunter manche neue Gattungen, gesammelt. Sämmtliche vorkommenden Holzarten wurden beschrieben; man hofft, daß sich dort mit der Zeit ein nicht unbedeutender Holzhandel entwickeln könnte. Jede von den Topographen aufgenommene Oertlichkeit ist von diesen auch beschrieben worden; und daraus ist ersichtlich, daß die Meeresufer besonders im südlichen Theile der erwähnten Strecke sehr felsig sind, so daß Abhänge von über 600 Fuß verticaler Höhe vorkommen. Die angefertigten Karten befinden sich schon seit dem Frühjahr 1875 in St. Petersburg.

Den Sommer 1875 benutzte Bolschew zu astronomischen Bestimmungen in Transbaikalien.

Der Theehandel in Turkestan.

Der Theehandel in Turkestan steht nach der Turkestanischen Zeitung in enger Verbindung mit der Jagd auf die Marals (Berghirsche), deren junges Geweih von den Chinesen bekanntlich als Reizmittel angesehen und buchstäblich mit Gold aufgewogen wird (s. „Globus“ XXX, S. 103). Früher waren jene Thiere auf dem Gebirge Ala-tau in Menge vorhanden, während sie jetzt in Folge der vielen Nach-

stellungen in letzter Zeit dort viel seltener geworden sind. Der Handel mit diesen Geweihen war im Ala-tau, Ostturkestan und namentlich in der Dsungarei seit jeher ein lebhafter, und einzelne Chinesen hielten sich beständig in jenen Gegenden auf, um die Waare von den Jägern direct aufkaufen zu können. Diese Leute betrieben auch zugleich Theehandel, und noch heute giebt es in Wjernoje Vertreter von zehn chinesischen Handelshäusern, welche jenes Geschäft, wenngleich in veränderter Form, fortsetzen.

Bis vor wenigen Jahren lag der innerasiatische Theehandel ganz und ohne jede Concurrenz in den Händen von Chinesen, und da diese, besonders in Betreff ihrer Handelsangelegenheiten, sehr mißtrauisch und unzugänglich sind, so ist es sehr schwer, auch nur annähernd zuverlässige Angaben über die Menge des eingeführten Thees zu erhalten. 1875 soll jede der zehn Firmen 400 Zibik (so heißen die Kasten, in welchen der Thee transportirt und verkauft wird. Ein Zibik Ziegelthees wiegt 3 Pud, gewöhnlichen Familienthees $2\frac{1}{2}$, feinere Sorten $1\frac{1}{2}$ Pud), alle zusammen also 4000 Zibik (= 8000 Pud) abgesetzt haben, im Werthe von 240,000 Rubeln (den Zibik durchschnittlich zu 60 Rubel angenommen). Seitdem aber das Generalgouvernement von Turkestan besteht und die russische Regierung ihren Theehändlern gewisse Privilegien, von denen die Chinesen ausgeschlossen sind, darunter die zollfreie Einfuhr des Thees über Kjachta und Irkutsk, gewährt hat, hat die russische Concurrenz sehr merklich auf das Theemonopol der Chinesen eingewirkt. Die erste Folge war, daß gegen Ende der sechziger Jahre die Firma Njemtschinow u. Co. eine große Ladung Thee nach Semiretschjensk absandte, von welcher allein an 70,000 Rubel Abgaben erhoben wurden. Jetzt entstehen alljährlich neue russische Theehandlungen in Turkestan, welche den Chinesen selbst schon im Ankauf jener Geweihe fühlbare Concurrenz machen und sie mehr und mehr aus ihrer frühern Alleinherrschaft verdrängen.

Die Waldungen im dreieinigen Königreich.

M. P. Allgemein wird angenommen, daß das Holz aus den Waldungen des dreieinigen Königreiches [1]), namentlich aus jenen Croatiens und Slavoniens, zu den besten Sorten gehört, die es giebt; denn es ist nicht nur dicht und fest, sondern es läßt sich auch gut spalten, was ein Haupterforderniß zur Producirung französischer Faßdauben ist.

Die Waldungen nehmen 38 Procent des ganzen Areals ein, und zwar hat:

	Joch Waldungen
Croatien und Slavonien	1,362,561
die croatisch-slavonische Militärgrenze .	1,194,222·5
Dalmatien	475,591
Zusammen . . .	3,032,374·5

In den ausgedehnten Waldungen im Westen des Königreiches findet man zumeist Nadelholz, während in dem mittlern und östlichen Theil Eichen- und Buchenwaldungen vorherrschen. Die schönsten Eichenwaldungen finden sich unstreitig in Slavonien. Einst breiteten sich auch im croatischen Küstenlande dichte Wälder bis zu den Gestaden des Meeres aus; jetzt sind sie dort nur in einem Bezirk von Belang. Ebenso ist der Wald aus Dalmatien verschwunden und das wenige, was noch übriggeblieben, ist nur von geringem Werthe.

Früher wurde das Holz aus den croatisch-slavonischen Waldungen nur zum Schiffbau ausgeführt. Dauben wurden freilich von jeher producirt, doch nur für den einheimischen Bedarf. Man producirte beinahe ausschließlich deutsche Dauben. Vor 20 Jahren begann man zuerst mit der Production französischer Dauben für den Export. Jetzt werden die verschiedenen Daubenarten nicht nur in Croatien und Slavonien, sondern auch im südlichen und nördlichen Ungarn, in Bosnien, in der Herzegowina, in Serbien und selbst in Montenegro hergestellt. Die französischen gelangen meistens nach Triest (slav. Trst) und den übrigen Häfen des Adriatischen Meeres, die deutschen meistens nach Wien. Zu ihrer Herstellung verwendet man die Sommereiche (Quercus pedunculata), die den größten Theil der Save-, Drave- und Donauniederungen einnimmt. Solcher Eichen besitzt die Save-Ebene 275,000 Joche, die Drave-Ebene bis 200,000 und die ungarische Ebene gegen 240,000 Joche.

Alle Waldungen im croatisch-slavonischen Grenzlande waren bis vor Kurzem ausschließlich Staatseigenthum; doch jetzt, seit die Segregation beendet ist, ist die eine Hälfte derselben den sogenannten „Vermögensgemeinden" zugefallen, während die andere Hälfte Staatseigenthum verblieb. Die schönsten Waldungen, welche Handelsleute und Handelsgesellschaften aus nah und fern angelockt haben, trifft man im Broder Regimentsbezirk. Die Wälder der „Vermögensgemeinden" haben den Zweck, den Holzbedarf ihrer Insassen zu decken, doch da es viel mehr Wälder giebt, als dazu nöthig sind, so wird der Ueberschuß in den Handel gebracht. Daß dieser Ueberschuß ein bedeutender ist, ersieht man schon daraus, daß die Broder „Vermögensgemeinde" in einem Jahre $\frac{1}{2}$ Million Eichenstämme verkaufen konnte. Aus diesem Erlös wurden im Jahre 1875 nicht weniger als 100,000 Gulden zu Schulbauten verwendet.

Auch in Civil-Slavonien gab es überall schöne Wälder; doch hat sie die Axt bedeutend gelichtet. Ohne Zweifel besitzt Baron Prandau die schönsten Waldungen, doch ist auch er unbarmherzig im Fällen derselben. Im Jahre 1874 trugen ihm nur die Wälder allein 3 Millionen Gulden ein. Schön sind auch die Waldungen des Grafen Pejatschewitsch, dann die der Herrschaft Teresowaz, theilweise auch jene des Fürsten von Lippe-Schaumburg. Auch die Djakowarer Herrschaft besitzt noch schöne Wälder, obwohl die schönsten schon früher verthan sind.

Die Wälder Civil-Croatiens lieferten im Jahre 1874 gegen 5 Millionen französischer Dauben, jene Civil-Slavoniens 1874 und 1875 je 9 Millionen. In den ungarischen Wäldern wurden früher durchschnittlich an 5 Millionen französischer Dauben producirt, doch seitdem die vielen Bahnen in Ungarn erbaut wurden, stieg ihre Production so sehr, daß 1874 und 1875 an $15\frac{1}{2}$ Millionen französischer Dauben geliefert wurden. Doch wird hier die Production voraussichtlich sinken, da die Axt schon an den letzten Grenzen arbeitet. Das Bauholz, das aus den serbischen und bosnischen Wäldern kommt, übernehmen die Handelsleute in Croatien und Slavonien und transportiren es zusammen mit dem einheimischen nach Triest. In den serbischen Waldungen producirte man nie viel Dauben, doch lieferten sie 1874 3 bis 4 Millionen französischer Dauben, eine Zahl, welche sich voraussichtlich auch vermindern dürfte.

Bis zum Jahre 1859 und noch im folgenden Jahre wurden die französischen Dauben hauptsächlich über Fiume (slav. Rieka), Buccari (Bakar) und Zeng (Senj) ins Ausland transportirt; doch nehmen sie, seitdem die Südbahn ausgebaut worden ist, ihren Weg hauptsächlich über Triest.

Nach dem Berichte der Handelskammer in Triest wurden von dort in den Jahren 1861 bis 1864 durchschnittlich 12·59 Millionen französischer Dauben nach Frankreich und 2·5 Mill. nach England exportirt; in den Jahren 1865 bis 1869 durchschnittlich 34·9 Mill. nach Frankreich und 5·12 Mill.

---

[1]) Dieser Titel umfaßt bekanntlich die Königreiche Croatien, Slavonien und Dalmatien und ist in Agram officiell. So heißt der croatische Landtag „Landtag des dreieinigen Königreiches", obwohl denselben nur Croatien und Slavonien beschicken. Die von den Croaten so heiß gewünschte „Dreieinigung" ist ad calendas graecas verschoben, denn Oesterreich würde sich ungern einer so wichtigen Provinz wie Dalmatien entledigen, und in Ungarn fürchtet man sich anderseits vor der Incorporirung wegen der Erstarkung des slavischen Elementes.

nach England; in den Jahren 1870 bis 1874 schließlich 32·9 Mill. nach Frankreich, 4·07 Mill. nach England und 0·29 Mill. nach Portugal und Aegypten. Der Preis der französischen Dauben ist großen Schwankungen ausgesetzt. Nach dem Kriege 1870 begann er immer mehr zu sinken. Den Werth der in Triest jährlich gestellten Dauben schätzt die dortige Handelskammer auf 10 Millionen Gulden.

Im Jahre 1873 wurden über Fiume 750,000 Stück Dauben für das Ausland exportirt, im Jahre 1874 aber nur 5305 Stück. Man sieht, wie eitel die Hoffnungen waren, welche Ungarn auf diesen seinen Hafen gesetzt hat.

Es ist von Interesse, die Holzpreise zu vergleichen, wie sie sich in verschiedenen Perioden gestalteten. Seit man mit der Production der Faßdauben in den croatisch-slavonischen Ländern begann und fast bis zum Jahre 1850 war der Preis des Eichenwaldes ein sehr geringer, und den schönsten Eichenstamm bekam man für 2 bis 3 Gulden. Im Jahre 1860, also 10 Jahre später, zahlte man für einen solchen schon 11 bis 18 Gulden. Im Jahre 1869 war der Preis eines Eichenstammes, der bis 25 Cubikklafter technisch verwendbares Holz hatte, 20 bis 25 Gulden, 1869 bis 1870 stieg er auf 20 bis 42 Gulden, also durchschnittlich auf 31 Gulden, und 1872 zahlte man dafür gar 25 bis 50 Gulden, durchschnittlich also 37½ Gulden.

Schulwesen in Ungarn.

M. P. Das ungarische Unterrichtsministerium hat in der verflossenen Session dem Reichstage einen Bericht über den Stand des Schulwesens in Ungarn im Jahre 1873 überreicht, dem wir folgende Daten entnehmen. Im Jahre 1873 gab es in Ungarn (und Siebenbürgen) 11,552 Gemeinden mit 13,455,000 Einwohnern und 15,445 Schulen. Von diesen Schulen sind 1543 Communalschulen, die übrigen 13,902 sind Privatschulen, welche gewöhnlich von den Kirchengemeinden erhalten werden.

Von 1872 bis 1873 wurden 199 neue Schulen errichtet, doch giebt es wenigstens noch 1000 Gemeinden, die gar keine Schule besitzen. Diese Gemeinden liegen zum größten Theil in Nordungarn. Auf dem von den Sachsen bewohnten „Königsboden" giebt es keinen Ort ohne Schule.

Schulpflichtige Kinder gab es 2,121,420. Davon besuchten die Schule 1,443,266; es blieben also 32 Proc. aus. Der Schulbesuch ist am geringsten im Hunyader und Aranyoscher Comitat (25 Proc.), am besten im Wieselburger und Zalaer Comitat (97 Proc.). Gleich nach diesen rangirt der Königsboden mit 91 Proc.

Unter den Schülern von 6 bis 15 Jahren gab es 13,671, welche ein Gymnasium oder eine Realschule besuchten; zwölf Comitate gab es, aus denen kein einziger Schüler dieses Alters eine Mittelschule besuchte.

Unter den Schulen, die Staatshülfe erhalten, gab es keine deutsche Schule, ebenso keine serbische.

Von der Gesammtsumme der Schüler besuchen 494,606 nur im Winter die Schule, 200,000 aber besitzen keine Bücher. Das Magyarische ist Unterrichtssprache in 8404 Schulen, das Rumänische in 2130, das Deutsche in 2184, das Slovakische in 2057, das Russische in 520, das Serbische in 350 und das Croatische in 71 Schulen; weiter gab es 2332 Schulen mit zwei und 532 mit drei Unterrichtssprachen.

In allen diesen Schulen unterrichteten 19,000 Lehrer, so daß auf einen Lehrer 73 Schüler entfallen. Beinahe der vierte Theil der Lehrer hatte nicht die erforderliche Befähigung. Alle Lehrer erhalten zusammen an Gehalt 1,664,014 Gulden, so daß auf einen Lehrer jährlich 88 Gulden entfallen.

* * *

— Mr. Largeau ist am 19. November 1876 nach Algier abgegangen, um von dort über Constantine und Tuggurt die Central-Sahara zu erreichen. Seine Reise wird durch öffentliche Subscriptionen bestritten, zu welchen der Generalrath der Seine (mit 2000 Francs), die geographische Gesellschaft von Lyon (mit 300 Francs), der Municipalrath von Lyon u. s. w. beigesteuert haben.

— Mit Beginn des Jahres 1877 soll die englische Expedition zur Vermessung des westjordanischen Palästina unter Lieutenant Conder zum letzten Male dorthin abgehen, um ihre Karte zu vollenden. Es fehlen an derselben noch Galiläa und ein Stück im Süden des Landes, welches 1874 wegen dort herrschender Unruhen ausgelassen werden mußte. Sind diese Lücken ausgefüllt, so wird das ganze Land nochmals rasch durchwandert, um Schwierigkeiten, welche sich hier und da bei der Construction der Karte ergeben haben, zu beseitigen. Bekannt ist, welche reiche Fülle topographischer Entdeckungen diesen Arbeiten zu verdanken ist. Von 580 in der Bibel erwähnten Orten sind nun 420 festgestellt, 160 noch unbekannt, von 350 talmudischen 240 gesichert, 110 unbekannt und von 400 früh-christlichen 370 gesichert und 30 noch unbekannt.

— Argentinien liefert ein neues Product nach Europa, zunächst nach Frankreich: lebende Pferde. Zwar sind schon früher Maulthiere und auch Pferde von dort ausgeführt worden, letztere z. B. nach Indien während des großen Aufstandes; aber nie hat der Export größere Dimensionen angenommen. Jetzt beginnt Frankreich, vom La Plata Pferde für seine Reiterei einzuführen, weil seine eigene Zucht für den Bedarf nicht ausreicht, während Hunderttausende dieser Thiere auf den südamerikanischen Pampas herumlaufen und keinen höhern Werth besitzen, als das Leder ihrer Haut. Die beiden ersten, kleineren Transporte haben die weite Seereise gut überstanden und kommen pro Stück um 200 Franken billiger zu stehen, als Pferde aus Ungarn.

Vom Büchertische.

Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia. Rio de Janeiro 1876 (4 Mark).

Die Regierung Brasiliens verdient allen Dank für dieses seit 1867 jetzt zum dritten Male herausgegebene Compendium, welches über alle möglichen Fragen der politischen und physikalischen Geographie, der Statistik, der materiellen und moralischen Cultur raschen und zuverlässigen Aufschluß giebt. Für den Geographen sind außer den beigegebenen Uebersichtskarten der Eisenbahnen und Telegraphen namentlich die ersten 100 Seiten von Interesse, welche Flächeninhalt der einzelnen Provinzen, Gebirge, dann besonders Flüsse nebst Erforschung derselben, Klima, Producte der drei Naturreiche und die Bevölkerung besprechen. Das Buch ist so bequem und brauchbar, daß man ähnliche Publicationen möglichst von allen civilisirteren Staaten zu besitzen wünscht.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

II.

Der Piräus. — Die byzantinischen Kirchen Athens. — Die Universität. — Der Zustand der Alterthümer.

Von den drei Häfen, welche Athen in alter Zeit besaß, sind heute der Phaleros und Munychia außer Gebrauch, und nur der Piräus wird noch benutzt. Aber auch er befindet sich in schlechtem Stande; in der nördlichen Ecke breitet sich ein böser Sumpf aus, unter welchem sich noch große Marmorplatten finden, mit denen im Alterthume der Boden des jetzt ganz verschlammten Beckens ausgelegt war [1]). Daneben liegt der Bahnhof der kurzen Eisenbahn nach Athen, so daß eine Reinigung des Bassins, welche ein französischer Seeoffizier mittelst eines Verfahrens eigener Erfindung vorgeschlagen hat, von größtem Nutzen sein würde. Aber bis jetzt ist es ihm nicht gelungen, jene Feindseligkeit und jenes Uebelwollen zu überwinden, welches in Griechenland allen Fremden in ihren Unternehmungen, und wären sie für das Land selbst noch so vortheilhaft, hindernd entgegentritt.

Der Piräus-Hafen ist stets von Kriegsschiffen verschiedener Nationen besucht, welche sich um die Anordnungen und selbst Befehle des Hafencapitäns wenig kümmern und ganz nach Gutdünken ihre Anker fallen lassen, meistens quer vor der Einfahrt, so daß die Postschiffe von 100 und mehr Meter Länge oft nur mit der größten Mühe ihr Einlaufen bewerkstelligen können.

Im Jahre 1835 bestand der Piräus nur aus einem Dutzend elender Hütten auf einem verpesteten Strande; 1861, als Belle ihn zuerst sah, fing man schon an, ausgedehnte Magazine und einige große Häuser zu erbauen. Straßen waren ausgesteckt und ein öffentlicher Garten angelegt. Während des Krimkrieges hatte sich das französische Besatzungscorps um diese Anlagen verdient gemacht; der Garten, wo die Capellen der Kriegsschiffe regelmäßig spielten, führt noch heute den Namen dessen, der ihn entworfen und gepflanzt hat, des Admirals Tinan. Wer heutigen Tages den Piräus wiedersieht, wo noch vor vierzig Jahren ein fremder Gesandter, der Abends sich ausschiffte, unter einem offenen Schuppen schlafen mußte und nicht einmal Wasser fand, seinen Durst zu löschen, kann nicht so streng über die Griechen urtheilen, wie so viele, die ihnen jede bessere Zukunft absprechen. Man muß wohl zugeben, daß hier wie in Syra und Patras die gemachten Fortschritte sich am deutlichsten zeigen; aber können denn wirklich in einem Lande

[1]) Anders Bursian, Geographie von Griechenland I, S. 267: „Der innerste, nördlichste Winkel des großen Hafens, jetzt ganz verschlammt, bildete schon im Alterthume ein von dem Hafen durch einen Damm abgeschnittenes seichtes und schlammiges Wasserbecken, das vielleicht zur Gewinnung von Seesalz benutzt wurde und daher den Namen Halai geführt zu haben scheint."

drei einzelne Punkte dergestalt anwachsen, ohne daß diese Besserung auch auf die anderen Theile des Reiches einwirkte [1])?

Landet man heute am Kai des Piräus, so überrascht einen nicht allein die Handelsbewegung, sondern auch die gewaltige Vermehrung der Häuser, welche auf einen entsprechenden Anwachs der Geschäfte und der Vermögen deutet. Fabrikschornsteine ragen in die Luft und auf den Abhängen des felsigen, einst kahlen Hügels zwischen Piräus und Munychia stehen jetzt schöne, bequeme Häuser mit rothen Dächern und grünen Fensterläden. In der Umgebung des Hafens liegen mehrere Kirchen und eine Börse, und die Errichtung von neuen Straßen und Abzugscanälen, die Entwässerungsanlagen und Baumpflanzungen beweisen, daß die städtische Behörde des Piräus sich mehr um das Wohl ihrer Stadt kümmert, als die von Athen.

Was die Bevölkerung anlangt, so betrug dieselbe 1835 noch keine hundert Seelen, 1861 dagegen schon 6400, 1870 über 11,000 und 1874 mindestens 13,000, darunter 2500 Arbeiter beiderlei Geschlechts. — In den letzten zehn Jahren sind im Piräus eine ganze Anzahl wichtiger Fabriken errichtet worden, so eine Seidenspinnerei, sieben Dampfmühlen, zwei Anstalten zum Auskörnen von Baumwolle, eine Fabrik von Drahtstiften, eine Kattunweberei, drei bedeutende Destillationen, sechs Möbelfabriken, eine Glashütte u. s. w., alles in allem etwa dreißig größere oder kleinere Anstalten mit zusammen über 1000 Pferdekräften. Nur zwei von ihnen sind im Besitze von Fremden, alle anderen dagegen eigenen Griechen aus dem Königreiche.

Kirche des H. Theodoros. (Nach einer Photographie.)

Eine vielbenutzte, zum größten Theile schattige Straße von 8 Kilometer Länge verbindet den Piräus mit Athen.

---

[1]) Ueber die augenblicklichen bösen Zustände in Griechenland berichtet ein Correspondent der National-Zeitung vom 17. September 1876 aus Athen: „Alle Ministerien sind eifrigst beschäftigt mit Ausarbeitung von Vorlagen über allgemeine Wehrpflicht, allgemeine Volksbewaffnung, Wegeverbesserung, Flottenherstellung und — difficile est satiram non scribere — Errichtung eines griechischen Theaters und einer griechischen Bühne. Als wenn wir nicht Gesetze — und zwar recht gute vernünftige Gesetze — genug hätten: an der Ausführung derselben hapert es nur gewaltig. Daher die fast absolute Auflösung aller Ordnung und Verwaltung in den Provinzen — getraut sich doch die auch im Auslande gelesene „Ephemeris“ nicht, ihre Berichte aus der Provinz Messenien, der Heimath des Ministerpräsidenten Kumunduros, abzudrucken, um das ganz mit Unrecht übel beleumdete Griechenland nicht noch mehr zu discreditiren. Es ist wahrlich so, wie ich schon vor Jahren geredet und geschrieben habe: es ist nur zu verwundern, wie das ruhige, arbeitsame, steuerzahlende Volk diesen Despotismus und diese Tyrannei der Willkür seitens seiner Politiker und ihrer Verwaltung erträgt. Dabei ist die Staatscasse leer — der Herr Finanzminister Sotiropulos hat den Civilpensionären ganz rite angezeigt, er könne ihnen weder die schuldigen noch die laufenden Pensionen zahlen; und der Oberpräsident von Euboea meldet, daß sich in seinem ganzen Verwaltungskreise kein einziger Beamter fände, der — richtig orthographisch zu schreiben verstände. Wahrlich beneidenswerthe Zustände im freien Griechenland!! Die Provinzialblätter sind voll von Mord-, Diebstahl-, Beraubungs- und Todtschlagsberichten, und immer ist die Provinz Messenien diejenige, welche darunter den ersten Rang einnimmt. Herr Kumunduros überläßt, wie es scheint, die Verwaltung ganz und gar seinen politischen Freunden, ohne sich im geringsten um ihre Qualification zu bekümmern; er läßt sie wirthschaften, wie sie wollen, und will oder kann nicht einsehen, daß er dadurch selbst abwirthschaftet.“

Es gewährt einen hohen Reiz, anstatt die langsam fahrende Eisenbahn zu wählen, auf dieser Straße allmälig der Stadt sich zu nähern und fortdauernd das weite, wohlbekannte Panorama der die athenische Ebene einschließenden Berge vor sich zu haben, ein Genuß, der freilich viel durch die aufwirbelnden Wolken feinen Kalkstaubes, welcher in dicker Schicht den Weg bedeckt, verliert.

* * *

In der heutigen Stadt Athen selbst haben sich nur wenige Reste des Alterthums erhalten; mächtige Schuttlagen, auf denen sich die modernen Häuser erheben, mögen dort noch so manche kostbare Reliquie bedecken. Eifrig werden die im Norden der Akropolis vorhandenen geringen Trümmer der verschiedenen antiken Gymnasien, der den Marktplatz umgebenden Hallen und der sogenannte Thurm der Winde von den Reisenden besucht — wir übergehen sie hier als allgemein bekannt —, aber nur wenige verwenden einige Minuten Zeit auf die reizenden byzantinischen Kirchen, welche in der Stadt zerstreut liegen und wohl einer größern Aufmerksamkeit werth wären. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera vermochte der neue Glauben im griechischen Volke nicht recht Fuß zu fassen, und darum wurden auch keine Kirchen gebaut. Erst im sechsten Jahrhundert wurden unter Justinian die Tempel dem christlichen Cultus übergeben, und die Stiftungen, welche der Verehrung der heidnischen Götter und Göttinnen geweiht waren, sollten nun zum Unterhalt der christlichen Geistlichkeit dienen. Aber heidnische Sitten und orientalischer Luxus übten ihren verderblichen Einfluß auf die ursprüngliche Einfachheit und Reinheit des Christenthums aus: die athenischen Prälaten begaben sich auf herrlichen Schimmeln und umgeben von prachtvoll gekleideter Geistlichkeit zur Kirche, die Archonten ritten sogar bis in das Heiligthum hinein und die Damen von Athen, von Verschnittenen begleitet, ließen sich in Sänften dorthin tragen und klatschten den jungen Geistlichen Beifall, welche am besten gesungen oder getanzt hatten. — Zahlreich wurden die Kirchen erst, als religiöser Zelotismus die heidnischen Tempel zerstörte und die orientalische Kirche anfing, in dem Formelwesen und Ceremoniel, aus welchem sie bis heute nicht herauszukommen vermocht hat, zu verknöchern. Aber winzig waren die Verhältnisse, in denen diese Gotteshäuser aufgeführt wurden; so klein, daß manche europäische Dorfkirche kaum ihre Sacristei darin unterbringen könnte. Dabei zeigen sie jedoch einen ganz besonderen, interessanten Charakter, eine erfinderische Kunst und köstliche Motive.

Man unterscheidet unter ihnen Erzeugnisse von drei verschiedenen Epochen. Die erste, welche das vierte und fünfte Jahrhundert umfaßt, hat nur sehr wenig Spuren hinterlassen; kaum, daß noch die ersten Forscher, welche nach der Befreiung Griechenlands herbeikamen, die letzten, heute ganz verschwundenen Reste unterscheiden konnten. Es waren nur kleine, runde oder viereckige Capellen, deren flaches Dach eine Kuppel krönte, das Charakteristische des gesammten byzantinischen Stils, welches als Grundelement auf den gesammten Kirchenbau angewandt wurde. Die zweite Epoche umfaßt das sechste bis einschließlich elfte Jahrhundert, wo die byzantinische Kunst noch die meiste Freiheit entfaltete, ehe sie ganz erstarrte. Der ursprüngliche Capellentypus verändert und verschönert sich; die Kuppeln werden zahlreicher, die Chöre polygonisch, die Fenster durch kleine Säulen zwei- und dreimal getheilt. Vier Pfeiler stützen nun die Hauptkuppel, durch deren zahlreiche Fenster genügendes Licht in das Gebäude fällt. Im Innern werden Gewölbe und Schlußsteine mit goldgrundigem Mosaik verziert, vor dem Schiffe, dessen Längenausdehnung gering ist, oft noch eine Vorhalle angebracht, über welcher sich ein Chor für die Frauen erhebt, und vor dem Altare, der den Augen der gläubigen Menge entzogen wird, erhebt sich die reich mit Malerei, Bildhauerwerk und Vergoldung geschmückte Wand der Ikonostasis.

Die dritte Periode reicht vom elften bis zum fünfzehnten Jahrhundert und zeichnet sich durch eine Verbindung zwischen italienischer und byzantinischer Architektur aus, zu welcher die venetianische Eroberung den Anstoß gegeben hatte. Die Rahmen der Thüren sind von feinerer Arbeit und die Fenster werden durch Stein- und Marmorplatten geschlossen, in denen sich kreisrunde Löcher befinden; allgemein wird das Halbzirkelgewölbe angewendet, Frescomalerei tritt an die Stelle des Mosaiks und ersetzt selbst die Marmorsockel.

Die Kirchen von Athen gehören nun meistens der zweiten Epoche an. Sie sind aus Schichten von Hausteinen erbaut, welche mit solchen von kleinen Ziegeln abwechseln; die Bogen über Fenstern und Thüren bestehen aus langen, schmalen, mit Cement verkitteten Backsteinen, und Kuppeln und Dach sind mit großen, runden Hohlziegeln gedeckt. Bei allen ohne Ausnahme liegt der Chor gegen Morgen. Im achten und neunten Jahrhundert gab es in Athen dreihundert Kirchen und Capellen, eine im Verhältnisse zu der geringen Bevölkerung der Stadt ungeheure Anzahl, welche sich nur durch den griechischen Ritus erklärt, daß täglich in jeder Kirche nur eine Messe gelesen werden darf. Aber unter den 40 bis 50 Gotteshäusern, welche die heutige Hauptstadt von Hellas zählt, finden sich nur 6 oder 7 alte. Die dem heiligen Georg geweihete Kirche diente vor Erbauung der heutigen Kathedrale als solche; es ist die älteste und zugleich kleinste von allen byzantinischen Kirchen Athens, ein wahres Kinderspielzeug, welches kaum zwanzig Menschen faßt. Die andächtige Menge mochte dem Gottesdienst vor der geöffneten Thür unter freiem Himmel folgen. In die äußeren Mauern, welche aus großen Hausteinen, wahrscheinlich Resten irgend eines nahe gelegenen altgriechischen Gebäudes, bestehen, sind antike Basreliefs eingemauert, so unter anderen über der Thür ein kleiner Fries, welcher den Thierkreis darstellt. Bei anderen Kirchen, wie St. Theodor, findet man hufeisenförmig gewölbte Thüren, eine Anleihe bei der orientalischen Baukunst, die befremden würde, wenn man nicht wüßte, daß sowohl Constantin wie Justinian mehrere persische Baumeister an ihren Hof berufen haben. Die Kapnikoria, welche quer vor der Hermesstraße liegt, ist bemerkenswerth wegen des kleinen Porticus, welcher von der Seite in die Vorhalle führt, durch ihre doppelten Fenster und ihre Säulencapitäle. Auch bei ihr sieht man an der Südseite einen großen, heute vermauerten Spitzbogen, welcher früher als Thür diente.

St. Nicodemus beim königlichen Garten, die größte von den byzantinischen Kirchen Athens, ist ausgebessert und zu einem russischen Tempel gemacht worden. Seine drei polygonalen Chöre, die dreifach getheilten Fenster, die Verzierung rings um die Grundmauern und Fenster und sein Aufbau aus regelmäßigen Steinschichten abwechselnd mit einer doppelten Lage von Backsteinen machen ihn zum interessantesten Repräsentanten der Kunst jener Epoche.

Die modernen Kirchen sind zwar nach dem nämlichen Plan erbaut, aber zeigen dem Auge nur ganz gewöhnlichen Kalkbewurf und Ornamente aus Stuck, Arbeit von herumziehenden meist italienischen Künstlern. Auch die neue Kathedrale ist von außen gesehen nur ein plumpes, buntscheckiges Bauwerk ohne Schönheit und Stil. Das Innere zeigt schon eine bessere Auffassung und entwickelt in den Gemälden, welche die ganzen Wände bedecken, ziemlichen Charakter. Als Belle zum ersten Male dort eintrat, sah er die griechische

St. Georg, einstige Kathedrale von Athen. (Nach einer Photographie.)

Geistlichkeit in der ganzen wenig veränderten Majestät byzantinischer Pracht: der Metropolit von Athen (außer ihm besitzt Hellas noch 10 Erzbischöfe und 13 Bischöfe desselben Cultus) und seine Gehülfen, die Archimandriten, waren mit goldgestickten Gewändern bekleidet und hatten orientalische Mitren auf dem Haupte, die reich mit Edelsteinen besetzt sind und im Lichte der Tausende von Kerzen in den Händen der Andächtigen funkelten und strahlten.

Die Griechen haben unglücklicherweise das Bestreben, durch die Nase zu singen und zu reden; die so hervorgebrachten Töne quälen schließlich die Nerven und verhindern, daß man sich der ganzen Feierlichkeit dieser aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums stammenden Gesänge bewußt wird. An großen Festtagen, wo das Königspaar die Kirche besucht, wird das Kyrie eleison von den reinen, sympathischen Stimmen der russischen Kirchensänger vorgetragen; daß ihre Herrscherin aber letzteren den Vorzug vor den schreienden, unangenehmen Tönen der einheimischen Gesangskünstler giebt, das rechnen ihr die Athener fast als Verbrechen an.

* * *

Seit etwa zwanzig Jahren hat sich Athen in seiner äußern Erscheinung sehr verändert: 1850 war es noch ein großes Dorf, heute ist es eine hübsche, heitere, reinliche Stadt mit breiten Straßen und eleganten in Grün versteckten Häusern. Letztere haben selten mehrere Stockwerke, weil eben jede Familie für sich allein wohnt; ihre Zimmer sind hoch und geräumig, aber meist nur sehr dürftig meublirt, dem Klima entsprechend. Uebrigens haben nicht nur Straßen, Häuser und Läden ein vollkommen europäisches, westländisches Aussehen; auch die Einwohner haben ihre weiße Fustanella und den rothen Fez mit der langen blauen Troddel gegen den modernen Tuchrock und Cylinder vertauscht. Selten nur sieht man noch einen Pallikaren mit gesticktem Jäckchen in Athen; man muß in die Provinz gehen, um ihn aufzusuchen, oder zur Zeit der Kammersitzungen nach der Residenz kommen. Dann kann man noch einigen alten Abgeordneten vom Lande mit langen, weißen Schnurrbärten begegnen, welche stolz die alte Volkstracht beibehalten haben. — Der oben erwähnte Fortschritt ist übrigens, wie überall im ganzen Königreiche, lediglich der Opferfreudigkeit einzelner Bürger zu verdanken, welcher gegenüber das, was die städtische Behörde oder die Regierung geleistet hat, völlig verschwindet. Was letztere beiden anlangt, so beweisen tiefe Löcher und Regenrisse in den Straßen, unebene Bürgersteige, verstopfte Abzugscanäle, platzende Wasserröhren u. s. w. zur Genüge ihre völlige Unthätigkeit. Die Initiative der Bürger beschränkte sich aber nicht auf Verschönerung ihrer Wohnungen; sie gründeten vielmehr Hospitäler, Findelhäuser, Gymnasien, Mädchenschulen, Waisenhäuser, Museen, Blindenanstalten, eine Sternwarte, eine (unvollendete) polytechnische Schule 2c. fast in zu großer Anzahl und zum Theil rein aus ehrgeizigen Beweggründen, um ihren Namen in goldenen Lettern am Giebel der Stiftungen prangen zu sehen. Die Folge davon war und ist, daß die Mittel schließlich nicht ausreichten, daß die Gebäude unvollendet blieben, daß für Bezahlung von Lehrern und Aerzten und für die innere Einrichtung kein Geld vorhanden ist und für eine sechsmal zahlreichere Bevölkerung, als Athen sie besitzt, wohlthätige und Unterrichtsanstalten existiren. Verstände es die Regierung, diesen schönen Zug der Hellenen auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen und richtig zu leiten, so würde sie in ihm eine mächtige Unterstützung finden.

Worauf die Griechen am meisten stolz sind, ist die Universität, welche von freiwilligen Gaben errichtet wurde, als die neugeschaffene Residenz kaum aus ihren Trümmern erstanden war und weder für ihren König einen Palast, noch für alle ihre Bürger Unterkunft besaß. Und die Universität, die einzige ihrer Art im ganzen Orient, besitzt ihre Verdienste, wenn auch auf ihr die Studien mit viel geringerm Eifer und größerer Oberflächlichkeit betrieben werden, als in Europa. Aber Jahr für Jahr hören hier mehr als 1200 junge Leute, davon etwa die Hälfte aus dem türkischen Reiche, die Rechte, die Medicin, Philologie, Geschichte und Theologie, kehren nach drei, vier, fünf Jahren heim und geben dort warme Vertheidiger des Fortschritts und besonders des Hellenismus ab. Es giebt wenig Städte in der Türkei, selbst die kleinsten mit eingerechnet, wo sich nicht ein in Athen gebildeter Arzt, Schullehrer oder Advocat fände, und die Propaganda, welche sie für das leider nur zu sehr von Handwerks-Politikern beunruhigte und ausgenutzte Hellas machen, ist wahrlich nicht zu unterschätzen. — Auf der andern Seite fehlen aber dieser zahlreichen Ansammlung junger Leute die Schattenseiten nicht. Denn die Studenten sind stets zu Unruhen geneigt, der Regierung wenig hold und dafür den Abgeordneten der Opposition ergeben, immer bereit, Minister auszupfeifen, lärmend und herausfordernd sich zusammenzurotten und beim Nahen einiger Polizisten zu verschwinden. Von den Unversöhnlichen gehetzt und vom Volke unterstützt, bildeten sie sich mitunter schließlich ein, daß sie die Regierung gestürzt hätten, und fanden in diesem Bewußtsein nur einen neuen Antrieb, sich auch ferner diesen ihren Studien so hinderlichen politischen Faustkämpfen zu widmen. Viele von diesen jungen Leuten betrachten ihre Studien nur als Mittel und Vorwand, um später in ihrer Heimath eine politische Rolle spielen zu können, und manche legen sich, um dieses Ziel zu erreichen, die größten Entbehrungen auf, indem

Ornamente aus den Kirchen des H. Theodoros und H. Georgios in Athen.

sie sich als Handlungsgehülfen und Diener vermiethen, sich nur ein paar Tagesstunden für ihre Studien vorbehalten, monatelang nur von Wasser und Brot leben und die Nächte hindurch arbeiten. Man trifft unter ihnen Söhne armer Bauern aus den entferntesten Theilen des türkischen Reiches, welche aller Mittel bar als Maulthiertreiber oder Matrosen die Reise nach Athen gemacht haben, abgezehrte, schlecht gekleidete und trotz aller ihnen angeborenen Genügsamkeit hungernde Gestalten. Wer dagegen Vermögen und wirklichen Wissensdurst besitzt, der bleibt nicht in Athen, sondern erwirbt sich an deutschen, englischen oder französischen Hochschulen eine größere Gewandtheit des Geistes und eine tiefere Bildung, welche ihnen selbst der Neid ihrer Landsleute zuerkennen muß. Nur ist die Zahl dieser Begünstigten sehr gering und die Regierung thut nichts, um durch Unterstützungen ihrerseits jene Vortheile auch Unbemittelten zugänglich zu machen, was für das Landeswohl unbestreitbar von größtem Nutzen sein würde.

Griechischer Bischof. (Nach einer Photographie.)

Archimandrit im gewöhnlichen Anzuge. (Nach einer Photographie.)

Um sich einen Begriff von der Sorglosigkeit und Nichtachtung zu machen, mit welcher dort zu Lande die Minister alles zu behandeln pflegen, was nicht politische Intrigue und Wahlumtriebe heißt, braucht man nur die verschiedenen Oertlichkeiten zu besuchen, wo die bei Ausgrabungen gefundenen Alterthümer aufgestellt sind. Ohne jegliche Ordnung hat man Torsi, Inschriften, Basreliefs u. s. w. in Tempeln, auf Höfen und an öffentlichen Plätzen zusammengehäuft und sie jeder Unbill des Wetters und des Staubes ausgesetzt. Keine Aufschrift, keine Nummer verräth ihren Ursprung, ihren Fundort, so daß viele Stücke, welche, wenn genau datirt und etikettirt, vielleicht irgend einen dunkeln Punkt in der Archäologie aufklären könnten, dadurch zu werthlosem Gesteine herabgesunken sind. Bildsäulen, welche im Theseus-Tempel stehen, haben ihren Kopf etwa im Museum Varvakion und die Arme auf der Akropolis, und Metopen lehnen verkehrt

an der Wand; kurzum ein Durcheinander, bei welchem dem Gelehrten und Künstler das Herz blutet und dem der Tourist keinen Geschmack und kein Interesse abgewinnen kann. Merkwürdig, daß ein Volk, welches auf seine Vergangenheit und seine Geschichte so stolz ist, nie auf den Gedanken verfallen ist, diese kostbaren Reste seiner einstigen Kunstthätigkeit, welcher es jetzt so gänzlich bar zu sein scheint, in eine einzige große Sammlung zu vereinigen, sie sorgfältig zu ordnen und ihnen eine würdige Stätte zu bereiten. Hat man es doch verstanden, selbst die alten Baudenkmäler zu entstellen. Der Theseus-Tempel gleicht jetzt mit seinem roth angestrichenen Bretterzaune und den Rasenplätzen, wo sich die Trommler und Trompeter der Garnison üben, einem Provinzial-Zollhaus; und wie groß erschien dies zierliche, harmonische Gebäude einst in seiner sonnenverbrannten Einöde! Aber die Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit hat ihn jeden poetischen Zaubers entkleidet.

Die Akropolis selbst, welche durch ihre Lage vor jeder Unbill geschützt erschien, wird Tag für Tag von denjenigen, welche für ihre Erhaltung verantwortlich sind, beschädigt und entstellt, indem sie die von den Ausgrabungen beim Parthenon herrührenden Erd- und Schuttmassen unbekümmert über ihre Umfassungsmauern herabwerfen lassen. Dadurch werden nicht nur letztere beschädigt, sondern es bauen sich auch an ihrem Fuße mächtige Trümmerhaufen auf, welche einerseits die scharfen, schönen Formen der athenischen Stadtburg verwischen und sie bald in einen ungefügen Erdhügel, wie es ihrer unzählige giebt, verwandeln werden, andererseits spätere Ausgrabungen am Fuße des Felsens bedeutend schwerer und kostspieliger machen. So kommt es, daß man nur im Innern der Burg, am Fuße der Propyläen und des Parthenon, sich dem reinen und großen hellenischen Alterthume gegenüber sieht.

Die verschiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantischen Oceans.

Von **Dr. H. Polakowsky.**

II.

Drei Projecte wollen den Managua-See mit zum Canale benutzen. Da hierdurch der Weg sehr verlängert wird, auch die Räumung des Rio Tipitapa sehr kostspielig sein dürfte, so sind diese Projecte heute als gänzlich aufgegeben zu betrachten. Ich führe dieselben deshalb hier nur kurz an. Der erste von Napoleon Bonaparte empfohlene Weg macht die Anlage eines Canales über Leon zum Realejo nothwendig, der zweite von Squier angegebene benutzt die Ebene von Conejo nördlich vom Managua-See und den Fluß Estero real und endet in der Fonseca-Bay. Die dritte Route, ebenso werthlos in jeder Beziehung als die erste, ist von Livingstone angegeben und geht über Pueblo Nuevo, den Rio Tamarindo und endigt im Hafen desselben Namens.

Leider gestattet es der Raum nicht, die interessante Geschichte der verschiedenen Versuche zur Construction des Canales mit Benutzung des Rio San Juan und des Nicaragua-Sees seit der Angabe des Piraten Edwards David, daß die Verbindung des Sees von Granada mit dem Pacific möglich sei (1665), bis zur neuesten Zeit hier anzuführen. Die verschiedensten Umstände haben bis heute den Anfang der Arbeiten verzögert; die Schwierigkeiten der Ausführung vermehren sich durch Versandung der Mündung des Rio San Juan von Jahr zu Jahr. Die Regierung von Nicaragua hat absolut nichts für die Erhaltung dieses so wichtigen Hafens gethan, und um heute die Sandbänke fortzuräumen, müßte man den Brazo Colorado zuschütten, und so durch die Gewalt des Stromes selbst das ganze Delta reinigen lassen. Zu befürchten ist alsdann aber eine völlige und vielleicht ungünstige Umgestaltung des ganzen Hafens von Greytown. Nicht zu verkennen ist in der Schilderung des Herrn Lévy das Bestreben, die Nachbarrepublik Costa-Rica vom Mitbesitze des Canales auszuschließen; deshalb empfiehlt er die Anlage eines Canales von San Carlos am Nicaragua-See bis zur Mündung des San Juan, um so den Costaricensern jedes Anrecht am Mitbesitze zu entziehen, und deshalb geht er nicht näher auf die Möglichkeit ein, an der Mündung des Brazo Colorado einen Hafen anzulegen, was mit weniger Kosten zu erlangen wäre als wie eine Reinigung des Deltas. Die Schwierigkeiten, den Rio San Juan in seiner ganzen Länge schiffbar zu machen, sind allerdings groß und verursachen enorme Kosten, besonders da nach Lévy's Ansicht die Ströme San Carlos und Sarapiqui nicht in den zum Canale umgeschaffenen San Juan einmünden dürfen, sondern man für dieselben einen andern Abfluß nach dem Ocean schaffen müßte. Die Kosten hierfür veranschlagt Lévy auf 100 Mill. Doll. und er glaubt, daß die Erbauung eines eigenen Canales auf dem nördlichen Ufer, wo nur kleine Flüsse in den San Juan münden, nicht theurer sein würde. Der Canal würde circa 130 Meilen lang sein, und da der Fall des Wassers 139 Fuß beträgt, auf die Meile etwa ein Fuß kommen. Die Erbauung von Schleusen wäre nicht nothwendig, und die Wassermasse, welche vom Nicaragua-See abfließt, würde genügen, um einen Canal von 70 Varas Breite und 9 Varas Tiefe auszufüllen.

Der Isthmus von Rivas ist an den verschiedensten Punkten untersucht, um die passendste Stelle zur Verbindung des Sees mit dem Pacific ausfindig zu machen. Hier ist die Anlage von Schleusen nothwendig, um die Differenz von circa 140 Fuß, welche zwischen beiden Wasserbehältern existirt, auszugleichen. Wir führen zuerst kurz die verschiedenen heute als ungünstig anerkannten Projecte auf.

Es ist dies zuerst die Strecke von la Virgen bis San Juan del Sur, angegeben von Steph. Bayley (Entfernung 19 Meilen, größte Höhe über dem See von Nicaragua 364 Fuß). Es ist dies die Richtung des alten Weges der ehemaligen Transitgesellschaft. Ein ähnlicher Weg, welcher den Rio de las Lajas verfolgt und gleichfalls in San Juan del Sur endigte, macht die Erbauung eines Tunnels von 7000 Varas Länge nothwendig, und wurde gleichfalls bald als unpraktisch erkannt. Noch sei hier die Sonnenstern'sche Route (Rio Ochomogo und Rio Escalante) erwähnt, welche bei 24 Meilen Länge die Herstellung eines Hafens in Es-

calante, wo derselbe bis heute absolut fehlt, erfordert. Wenig untersucht ist die Linie Rio Santa Clara-San Juan del Sur; dieselbe ist aber von bedeutender Länge.

Die günstigsten Wege zur Erreichung des wichtigen Zweckes sind die beiden folgenden: durch den Rio Sapoa zur Bay von Salinas, oder durch den Rio de las Lajas und Rio Grande bis zum Hafen von Brito. Der erstere Weg ist von dem dänischen Ingenieur und Naturforscher A. S. Oersted, welchem wir die besten rein wissenschaftlichen Mittheilungen über Nicaragua und Costa-Rica verdanken, auf Kosten der Regierung von Costa-Rica untersucht worden. Dieser Weg ist vielleicht der beste, findet aber bei der Regierung von Nicaragua und, wie es scheint, auch bei Herrn Lévy keine Gnade, weil das Ende des Canales dann zum größten Theile auf costaricanischem Gebiete sich befinden würde. Die Grenze zwischen beiden Staaten bildet nach dem Vertrage von 1858 eine Linie, welche 2 Meilen südlich vom Südufer des Nicaragua-Sees von Ost nach West verläuft, bis sie den Rio Sapoa trifft. Von diesem Flusse, 2 Meilen vor der Mündung, wird eine gerade Linie bis zur Mitte der Bay von Salinas die Grenze repräsentiren. Es gehört also der größte Theil des Sapoa sowie der Rio de las vueltas und der größte und beste Theil der Salinas-Bay zu Costa-Rica. Bei einem so wichtigen, kostspieligen Unternehmen, welches die arme Republik Nicaragua nicht im Entferntesten durch pecuniäre Unterstützung fördern kann, sollten so kleinliche, aus Eifersucht entspringende Bedenken nicht berücksichtigt werden. Die amerikanische Gesellschaft wird sich aber auch hierdurch nicht abhalten lassen den Canal da anzulegen, wo derselbe am besten und billigsten herzustellen ist. Im December 1875 sprach ich in San José de Costa-Rica den Ingenieur J. O. Sullivan, welcher, nachdem alle anderen Projecte von den amerikanischen Fachmännern, welche dieselben in den letzten Jahren eingehend studirt hatten, als weniger günstig als das vom Nicaragua-See erkannt waren, im Namen einer amerikanischen Gesellschaft mit den Regierungen beider Republiken die näheren Bedingungen über Anrecht u. s. w. beider Länder verhandeln und reguliren sollte. Leider wurden, zum Theil durch diese Verhandlungen veranlaßt, die alten Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Republiken bald darauf wieder mit einem Eifer wie nie zuvor discutirt; beide Länder stellten Observationscorps an der Grenze auf, und hierdurch wurde die definitive Regelung dieses Friedenswerkes abermals hinausgeschoben. Mr. O. Sullivan erklärte die Linie Sapoa-Salinas für die beste. Der Sapoa-Fluß ist an der Mündung 200 Yards breit und 2 bis 3 Yards tief, und bildet keine Sandbänke. 1/4 Legua von der Mündung entfernt beträgt die Tiefe 10 Yards und 3/4 Leguas bleibt er dann für die größten Schiffe benutzbar. Höher hinauf kommen Stromschnellen; trotzdem ist der Fluß auch hier schiffbar zu machen. Später, zwischen den Mündungen der Flüsse Cabalcota und Sonsapor, befinden sich viele Felsen und Engen, welche die Schifffahrt unmöglich machen. Von der Aufnahme des Sonsapor bis zum See fließt der Sapoa genau von Süd nach Nord. Von hier aus ist der Durchstich nach dem Stillen Ocean erforderlich; der höchste Punkt liegt 270 Fuß über dem Stillen Ocean. Die Länge dieses Theils beträgt 2 1/4 Legua. Der Sapoa ist für 1 Legua durchaus schiffbar, 1 3/4 weitere Leguas sind durch geringe Anstrengungen schiffbar zu machen. Das zu durchbrechende Gestein ist Porphyr und nach Oersted verhältnißmäßig leicht fortzuräumen. Die Richtung, welche von John Bayley der Föderativregierung von Centralamerika empfohlen war, vergleicht Oersted [1]) mit dieser und führt zum Vortheile seines Projects an, daß bei derselben Länge des Weges (5 Leguas = 15 geographischen Meilen) hier bereits 1/5 des Canals fast fertig vorhanden, und daß die Anlage eines Tunnels, wie ein solcher bei Bayley's Weg (San Juan del Sur durch das Thal des Rio de las Lajas) nothwendig, hier durchaus nicht erforderlich sei. Noch sei angeführt, daß der Hafen der Bay von Salinas bedeutend besser als der von San Juan del Sur ist. Die Kosten für die Ausführung des einen oder andern Projectes zur Verbindung des Nicaragua-Sees mit dem Stillen Ocean veranschlagt P. Lévy auf 50 Mill. Doll., also die des ganzen Canals auf circa 150 Mill.!

Das zweite ausführbare Project, welches von Orville Childs angegeben ist, ist genau studirt und vermessen; die Entfernung beträgt 19 Meilen, die größte Erhebung über den See nicht mehr als 46 Fuß. Nur eine große Schwierigkeit macht sich geltend: der Hafen von Brito am Stillen Ocean ist nämlich gänzlich ungenügend und müßte durch einen andern, künstlichen ersetzt werden. P. Lévy hat zwei in der Nähe verlaufende Linien als zur Richtung des Canals passend angegeben [1]), erkennt aber selbst die Schwierigkeiten und Fehler dieser Wege an, welche durchaus nicht vortheilhafter als die zwei hier hervorgehobenen sind.

In Costa-Rica, einem von zahlreichen und hohen Gebirgszügen durchschnittenen Lande, hat man nie ernstliche Versuche zur Herstellung eines Canales gemacht. Zwei schöne Häfen, die Laguna de Chiriqui (Boca de Toro) am Atlantischen und der Golfo dulce am Stillen Ocean, sind zwar nur durch 25 Leguas Entfernung getrennt, aber die dazwischen liegende Cordillere ist 4000 Fuß und darüber hoch. Herr Lafond de Lurcy erhielt 1849 von der Regierung von Costa-Rica ein großes Gebiet am Golfo dulce geschenkt unter der Bedingung, französische Colonisten nach dort zu ziehen, und später diesen Hafen mit der Boca de Toro durch einen guten Weg oder durch eine Eisenbahn zu verbinden. Aber die Colonisten blieben aus und das ganze Unternehmen zerschlug sich.

Wie leicht erklärlich, hat die schmalste Stelle des Continentes, der Isthmus von Panamá, hauptsächlich die Aufmerksamkeit aller bei der Anlage des Canales interessirten Persönlichkeiten gefesselt. Die Breite des Continentes schwankt hier zwischen 13 und 14 Leguas. 1670 gebrauchte der Pirat Morgan 10 Tage, um den Isthmus zu überschreiten. Jetzt kann man diesen Weg, dem Bahndamme folgend, in 24 bis 36 Stunden zurücklegen. Auf meiner Rückreise nach Europa sah ich, wie einige kräftige Leute, um die 25 Doll., welche die kurze Fahrt von Panamá bis Colon kostet, zu ersparen, den Weg in circa 24 Stunden zurücklegten und, wenn auch sehr ermattet, so doch zur rechten Zeit zum Abgange des Dampfers in Colon ankamen. Diese Fußpromenade soll durch die zahlreichen langen Brücken, wo der Raum zwischen den Schienen nur durch vereinzelte, halb verfaulte Schwellen ausgefüllt ist, lebensgefährlich sein. Der Transport der Waaren geschah früher in ziemlich ausgedehnter Weise durch den Rio Chagres (bis Cruces) und von da durch Lastthiere bis Panamá. 1828 befahl Bolivar, der Befreier der südamerikanischen Colonien, die genaue Untersuchung des Isthmus von Panamá durch die Herren Lloyd und Falmare; dieselben fanden, daß der höchste zu überschreitende Punkt 600 Fuß hoch, und daß die Fluthhöhe

[1]) Journal of the Royal Geogr. Society. London 1851.

[1]) Siehe den sehr interessanten Brief Lévy's im Bulletin de la Soc. de géographie de Paris. Mars 1870. In demselben finden sich zahlreiche Angaben über Ursprung vieler Namen für Flüsse, Gebirge ꝛc., und eine Schilderung der Schwierigkeiten und Anstrengungen, welche der Reisende bei seinen Untersuchungen zu überwinden und zu ertragen hatte.

zwischen beiden Oceanen um 7 bis 20 Fuß verschieden sei. 1838 erhielten die Repräsentanten einer französischen Compagnie, die Herren Salomon und Talie, die Concession zur Anlage eines Canales auf der Landenge von Panamá. Der Ingenieur Morel machte die Vermessungen und fand, daß der höchste Punkt des Terrains 35 Fuß über dem Stillen Ocean gelegen sei. Als sich diese Angabe als irrthümlich erwies, löste sich die Gesellschaft auf. 1844 studirte der französische Ingenieur Napoleon Garella eingehend diese Route und fand den höchsten Punkt 600 Fuß hoch, zwei schlechte, ungenügende Häfen, außerordentlich ungesundes Klima auf der ganzen Strecke, Unmöglichkeit die nothwendigen Schleusen durch die kleinen Flüsse des Isthmus zu speisen, und die Nothwendigkeit der Construction eines Tunnels von 5 Meilen Länge, wenn der Canal durchaus an dieser Stelle angelegt werden solle. Aber die Möglichkeit einer Eisenbahn wurde von Garella zugegeben, die Erbauung von einer amerikanischen Gesellschaft unternommen und glücklich zu Ende geführt. Das Canalproject wurde hier aufgegeben. Bis zur Eröffnung der großen Pacificbahn rentirte die Panamábahn fabelhaft und brachte oft bis zu 200 Procent Dividende!

Etwas östlich von Panamá, bei der Mündung des Rio Chepo beginnend, befindet sich eine andere für die Herstellung des Canales empfohlene Linie. Dieselbe wurde in neuester Zeit von amerikanischen Ingenieuren untersucht und für unausführbar erklärt, da die Cordillere hier eine Höhe von 1134 Fuß hat und die Erbauung eines Tunnels nothwendig macht. Der Canal sollte mit Benutzung des Flüßchens Mandingo (auf wenigen Karten angegeben) im Golfe von San Blas endigen. Dieses Gebiet ist von zahlreichen feindseligen Indianern bewohnt, welche die Durchforschung desselben sehr erschweren.

Für Darien existiren zwei neue Linien. Die erstere, von der Bay von Caledonien am Atlantischen Ocean bis zum Golfe von San Miguel am Pacific, ist vom englischen Admirale Parsons angegeben und 1850 durch die Herren Cullen und Gisborne untersucht. Diese fanden die größte Erhebung zu 120 Fuß. Es bildete sich in London eine Gesellschaft (Fox, Hendersen & Comp.), welche die Gegend nochmals untersuchen ließ. Alle Ingenieure fanden aber Erhöhungen von mindestens 900 Fuß. Eine zweite Expedition der Corvette Cyane fand noch ungünstigere Resultate. Der Leiter dieser Expedition, Herr Strain, irrte mit seinen 28 Leuten 63 Tage in den Gebirgen und Wäldern umher; fast alle erlagen dem Hungertode und auch Strain starb einige Tage nach seiner Rettung durch englische Seeleute. Trotz dieser ungünstigen Resultate wurde diese Linie noch zweimal untersucht und stets als unmöglich erkannt.

In dem Staate Choco, welcher an die Landenge von Darien grenzt und einen Theil der Vereinigten Staaten von Columbien ausmacht, verläuft parallel mit der Küste des Stillen Oceans von Süd nach Nord ein mächtiger Strom, der Rio Atrato. Derselbe ist nur durch einen schmalen Landstrich vom Stillen Ocean getrennt, und eignet sich, wie zuerst A. von Humboldt angegeben, vorzüglich zur Benutzung für einen Canal zwischen beiden Meeren. Es existiren verschiedene Vorschläge hierfür. Der erste, nördlichste, empfohlen 1858 durch Bionne, läßt den Canal im Golfe von San Miguel am Stillen Ocean beginnen, dem Laufe des Rio Tuira folgen, überschreitet einen schmalen Cordillerenzug, folgt dem kleinen Rio Arquia, welcher dicht vor der Mündung des Rio Atrato in diesen fällt, und folgt diesem großen Strome in die Bay von Candelaria. Das Project wurde 1863 durch die Herren Bourdiol und De Champdevuille nochmals geprüft, drei Jahre hindurch das ganze Terrain vermessen und geologisch untersucht und für unmöglich erklärt. Auch die letzte amerikanische Commission trat dieser Ansicht bei (vergl. „Globus" XXX, S. 255).

Die zwei durch A. von Humboldt empfohlenen Wege münden im nördlichsten Theile der Westküste von Südamerika in den Stillen Ocean; der eine endet bei der Mündung des Rio San Juan (nördlich von Buenaventura), der andere in die Cupica-Bay. Beim erstern Projecte, wonach der Canal eine Länge von 175 Leguas erhalten würde, folgt man dem Rio Atrato fast bis zu seinen Quellen; diese sind durch einen Höhenzug von den Quellen des Rio San Juan de Chirambira getrennt, und muß hier ein Durchstich erfolgen, um diesem Flusse, welcher in derselben Richtung mit umgekehrtem Gefälle als der Atrato verläuft, bis zur Mündung in den Stillen Ocean zu folgen. Beide Flüsse müssen für den größten Theil ihres Laufes erst schiffbar gemacht werden; auch sind die Quellen derselben durchaus nicht so naheliegend als man früher vermuthete, oder sogar zuweilen verbunden, wie eine alte Tradition berichtete. Das Vortheilhafte der Atrato-Wege ist, daß zwischen diesem Strome und dem Stillen Oceane keine Cordillere verläuft; deshalb hat man verschiedene der westlichen Seitenflüsse dieses Stromes zur Erreichung des Oceans benutzen wollen. Der wichtigste Versuch ist der mit Benutzung des Rio Napipi zur Cupica-Bay, und mit Benutzung des Rio Truando (1854 durch die Amerikaner Kelley und Kennisk untersucht) bis zu einem kleinen aber guten bis heute unbekannten Hafen, welcher jetzt den Namen Puerto Kelley trägt. Derselbe liegt nördlich vom Cap Marzo und hat nach der mir vorliegenden Seekarte von Robiquet [1]) aus dem Jahr 1862 eine Tiefe von 73 Meter an der Einfahrt und von 11 Meter dicht an der Küste. Die Wege über Tehuantepec und Atrato-San Juan de Chirambira erklärte A. von Humboldt selbst später als inopportun und sprach sich nur für Nicaragua, Panamá oder Atrato-Cupica-Bay aus. P. Lévy sagt über den Werth dieser verschiedenen Projecte: „Die amerikanische Expedition von 1870 bis 1871 unter Führung des Commandanten Selfridge hat die radicale Unmöglichkeit aller dieser Projecte bewiesen und es bleibt nur übrig: die 27 Meilen zwischen der Bay von San Blas und der Mündung des Rio Chepo zu durchstechen. Hier allein in ganz Amerika ist ein directer Canal von Meer zu Meer ohne Schleusen möglich bei einem Kostenaufwande von 200 Mill. Doll. in einem ungesunden, von feindseligen Indianern bewohnten Lande."

[1]) Carte des côtes de l'Amérique centrale etc. par Robiquet, Hydrographe. Paris 1862.

Die Unruhen in Südafrika.

Kl. Bei dem Interesse, welches die Vorgänge in der Republik Transvaal in Anspruch nehmen, und bei dem lähmenden Einflusse, den die ausgebrochene Bewegung auf den Handel der Capcolonie ausübt, mag wohl eine kurze Besprechung der dort obwaltenden Verhältnisse und der Entwickelung der jetzigen Sachlage gerechtfertigt erscheinen. Zu diesem Zwecke müssen wir etwas zurückgreifen.

Die Transvaal-Republik wurde 1840 von Holländern

gegründet, die aus der Capcolonie fortzogen, da sie sich bei der Befreiung ihrer Sklaven benachtheiligt glaubten, obgleich sie ebensoviel Entschädigung erhalten hatten, als die übrigen Colonisten. Ferner trat von da an die englische Regierung wirksam für die Interessen der ehemaligen Sklaven ein, und das konnten die Boers nicht vertragen, da sie daran gewöhnt waren, sich als Herren über Leben und Tod ihrer Sklaven und sonstigen schwarzen Untergebenen zu betrachten. Die Republik wurde 1852 von den Engländern anerkannt; eine der Bedingungen war aber die Verpflichtung, in keiner Weise die Sklaverei zu begünstigen. Dennoch sind die Kaffern im Transvaal nicht viel besser daran, als wirkliche Sklaven. Sie dürfen kein Land besitzen und sind deshalb auf den Taglohn (5 Mark pr. Woche) bei den herrischen Boers angewiesen. Da nun die Ansiedelungen außerhalb der Transvaal-Grenze im Zunehmen begriffen sind, so vermehrte sich begreiflicher Weise die Furcht der dort ansässigen Kaffern vor Annexirungen der Holländer in stets höherm Maße und ließ ein Gefühl der Spannung aufkommen, um so mehr als die Holländer sich gegen ihre Nachbarn stets aggressiv benahmen. Sie rüsteten manchmal unter irgend einem Vorwande Expeditionen aus, welche die Dörfer der Eingeborenen zerstörten, die Männer tödteten und die Kinder mitnahmen, um sie unter dem Namen von „Lehrlingen“ (apprentices) in Sklaverei zu behalten. Die Raubpolitik der Holländer gründete sich auf folgende Methoden, mittelst welcher sie Land an sich brachten. Fand z. B. zwischen zwei Häuptlingen ein Krieg statt, so mischten sich die Boers ein, ergriffen für den einen oder den andern Partei und nahmen dann das Land des Besiegten an sich, um sich für die Kriegskosten zu entschädigen. Eine weitere unter den Bürgern sehr beliebte Art die Regierung in ihrer Annexionspolitik zu unterstützen, bestand darin, daß Einzelne sich von den Häuptlingen Erlaubniß einholten, sich in der Nähe der Grenze ansiedeln zu dürfen, was auch arglos gestattet wurde. Diese Ansiedler gingen nun sofort zum nächsten holländischen Registrator und ließen sich als Eigenthümer so eintragen, als ob die Farmen Theile der Republik gewesen wären. Waren erst genug Boers in einem solchen Grenzdistrict angesiedelt, so fand die Einverleibung unter irgend einem Vorwande statt.

Die dritte Methode des Länderraubs bestand darin, daß die Transvaal-Regierung mit solchen Vasallen, die sich zu diesem speciellen Zwecke Häuptlinge nannten, Verträge über Abtretung von Ländereien abschloß, von welchen die Betreffenden keinen Zoll zu vergeben hatten, was die Boers auch sehr gut wußten. Während die Engländer die Fingos und Basutos mit Erfolg regierten, ja die letzteren vor dem Untergange retteten und ihnen lehrten, Wolle und Getreide zum Export zu produciren, sie also in der Civilisation förderten, haben die Holländer in dieser Hinsicht noch nichts geleistet, sondern die Eingeborenen stets bedrückt und geknechtet. Der Krieg begann, weil die Boers plötzlich nach Osten belegene Grenzländereien in bedeutender Ausdehnung als ihr Eigenthum beanspruchten, und zwar hatten sie wohl für diese ungerechtfertigte Handlung folgende Motive. Erstens mußte ihnen bei dem Aufschwunge, welchen die hart an der Grenze liegenden Leydenburger Goldfelder nahmen, daran liegen, sich hier auszudehnen, und zweitens liegt die Vermuthung nahe, daß sie den ersten besten Vorwand ergriffen, um sich nach Osten Luft zu schaffen, d. h. eine Verbindung nach dem Meere zu erlangen, wo die Delagoa-Bay für die Boers einen wichtigen Exporthafen bilden könnte, besonders seit sie mit den Portugiesen einen Vertrag abgeschlossen, wonach ihnen alle portugiesischen Häfen des Ostens ohne Zoll offen stehen, so daß sie also den von Natal erhobenen Transitzoll nicht mehr zu bezahlen brauchten. Eine Eisenbahn von Pretoria nach der Delagoa-Bay ist bereits projectirt, wozu Präsident Burghers in Europa eine Anleihe aufnahm, was das Vorhaben der Boers nur um so deutlicher ins Licht stellt.

Das Land zwischen Transvaal und dem Meere wird nun von verschiedenen Kaffernstämmen bewohnt, und zwar liegt im Südosten von Transvaal und an der Grenze von Natal das Zulu-Reich, von Cetewayo (Cetschwayo schreibt Merensky) regiert, der von den Engländern anerkannt ist. Weiter nördlich wohnen die Amaswazis oder Swazis, welche eigentlich unter der Oberhoheit Cetewayo's stehen, sich aber von diesem losgesagt und mit den Boers verbündet haben. An die Leydenburger Goldfelder, die bekanntlich zu Transvaal gehören, grenzt ein weiterer Kaffernstamm, der ebenfalls mit seinem Häuptlinge Secocoeni, dessen Stadt circa 13 deutsche Meilen nordwestlich von Leydenburg liegt, zu den Untergebenen Cetewayo's zählt. Der Angriff der Boers wandte sich gegen letztern, und zwar aus folgender Ursache. Ein Vertrag, dessen Existenz allgemein angezweifelt wird, sollte schon früher zwischen Secocoeni's Vater Sequati und dem Transvaal abgeschlossen worden sein, wonach derselbe sein Gebiet an den letztern Staat abgetreten haben sollte. Secocoeni wurde nun plötzlich beschuldigt, Vieh gestohlen zu haben, und die Uebergabe seines Landes verlangt, was Secocoeni begreiflicherweise verweigerte. Auf den Antrag des Präsidenten der Transvaal-Republik, Burghers, beschloß der Volksrath Angesichts der „Rebellion“ Secocoeni's die Kriegserklärung und sandte ein „Commando“, wie man dort die Expeditionen nennt, gegen ihn ab. Die Absichten der Transvaal-Regierung gehen zu deutlich aus der Resolution des Volksraths vom 12. Juni hervor, um eines Commentars zu bedürfen. Sie besagt, daß nach Beendigung des Krieges die Ländereien, welche jetzt im Besitze Secocoeni's sind, vermessen und verkauft werden sollen, und bestimmt ferner, daß die Hälfte des Ertrags nach Abzug der Kriegs- und Vermessungskosten als Beute vertheilt werden solle.

Es ist nun Thatsache, daß die Unzufriedenheit mit Präsident und Regierung im letzten Jahre sehr zugenommen hatte, und viele Stimmen werden laut, die den Krieg als einen Blitzableiter bezeichnen, um den Volksunwillen abzulenken und durch den sicher erwarteten Sieg die Stellung der Regierung wieder zu befestigen. Vorher erließ der Stellvertreter des Präsidenten, der eben in Europa weilte, den Befehl, den Zulus in einem streitigen Districte Steuern aufzuerlegen, und als ihr Häuptling Cetewayo sich dem widersetzte, bemächtigten sich die Behörden des Transvaal eines Theils seiner Herden. Cetewayo verlangte sofortige Rückerstattung und weigerte sich, einem Theile seiner Unterthanen von einer fremden Macht Steuern auferlegen zu lassen. Der Krieg schien beinahe unvermeidlich; doch gelang es den Bemühungen der Regierung Natals glücklicherweise, Cetewayo vom Losschlagen abzuhalten und seine Ansprüche an die Holländer bei einem Schiedsgerichte anhängig zu machen; denn sonst hätte der Krieg leicht größere Dimensionen annehmen können. Damit ist übrigens noch nicht gesagt, daß Cetewayo eine Vernichtung seiner Vasallen ruhig mit ansehen würde, oder daß ihn nicht schließlich die Begierde übermannt, die gehaßten Holländer mit seinen großen und wohlbewaffneten Horden zu überschwemmen, um so mehr als die Zulus behufs Anschaffung von Waffen und Munition viele von ihren Herden verkauft haben und deswegen vor Begierde brennen, sich an den Herden der unbotmäßigen Amaswazis zu entschädigen.

Präsident Burghers hat es nun aber nicht allein mit Secocoeni zu thun; sondern auch die Häuptlinge Magakal, Skorr, Maglaba, Sowawa und die Königin Matschatschi, die sämmtlich große Stämme auf dem nördlichen Ufer des

Olifant-Flusses beherrschen, haben sich gegen ihn verbündet, ebenso wie mehrere kleine Häuptlinge anderer Gegenden. Die Kaffern sind mit Vorräthen aller Art wohl versehen und haben einige Berge dergestalt befestigt, daß ihre Belagerung längere Zeit erfordern dürfte. Sollten jedoch auch die Zulus und andere aufstehen, so brächten sie wohl 100,000 Mann mit ebensoviel Gewehren zusammen, und bekanntlich sind die Kaffern geübte Schützen, so daß die Macht der Boers ihnen keinesfalls widerstehen könnte.

Die Expedition der Boers im Vereine mit den verbündeten Amaswazis bestand den ersten Schlachttag am 31. Juli, an welchem Tage sie einen Angriff gegen die unter dem Häuptling Johannes auf einem Berg verschanzten Kaffern unternahm. Die Amaswazis stürmten mit großer Tapferkeit über die Verschanzungen hinweg; die Boers aber beschränkten sich darauf von außen zuzusehen und ihnen ermuthigende Zurufe zu spenden, ohne sich jedoch dem Feuer auszusetzen, so daß die ersteren sich wieder zurückziehen mußten und nachher erklärten, sie wollten mit den Boers, die Lügner und Feiglinge wären, nichts mehr zu thun haben. Nach der Schlacht verhinderten die Boers die grausamen Abschlachtungen nicht, welche die Amaswazis an den gefangenen Frauen und Kindern verübten. Die sämmtlichen Offiziere der einen Armeeabtheilung wurden vom Kriegsgerichte wegen Feigheit zu — Geldstrafen von 2 Pf. St. 10 Sch. bis 5 Pf. St. verurtheilt; der Commandant zu 500 Pf. St. Als es nun an ein Auswetzen dieser Scharte gehen sollte, verweigerten die edlen Krieger den Gehorsam und die meisten kehrten nach Hause zurück, so daß der Präsident sich mit den Resten seiner Mannschaft in einige feste Plätze zurückziehen mußte, die in der Eile hergestellt wurden. In Leydenburg fand ein Meeting statt, worin beschlossen wurde, die englische Regierung um Annexion des Landes zu ersuchen; auch an anderen Orten machte sich eine derartige Bewegung bemerklich; allein es ist zu berücksichtigen, daß hauptsächlich das englische und deutsche Element diese Richtung vertrat und ein solcher Antrag im Volksrath wohl nur unter viel schwierigeren Umständen als den gegenwärtigen wirklich angenommen würde.

Trotzdem Präsident Burghers auf diese Nachricht hin erklärte, daß die Engländer als Rebellen behandelt werden würden, wenn sie kämen, sah er sich doch kurz darauf veranlaßt, die Engländer zu ersuchen, „ihre Unterthanen im Transvaal zu beschützen" und gab Auftrag zur Anwerbung von Engländern als Soldaten.

Die englische Regierung hätte nur einen Grund, für die Holländer einzutreten, und dieser ist, um der auch ihr gefährlichen zu großen Ausdehnung des Krieges und den Erfolgen der Kaffern Schranken zu setzen. Am besten wäre freilich eine Annexion, weil es wirklich absolut nothwendig ist, daß die bewährte englische Politik den Eingeborenen gegenüber auf alle Staaten Südafrikas ausgedehnt werde, um zu verhindern, daß durch die Fehler eines Gebietstheils Ereignisse herbeigeführt werden, welche sämmtliche übrigen Staaten ins Schwanken bringen können.

Die letzten Nachrichten aus Transvaal lauten auf Ebbe im Staatsschatze, Vorschlag einer bedeutenden Kriegssteuer von 10 Pf. St. von jedem Besitzer einer Farm, Desorganisation und Verwirrung der Boers und Flucht der Farmer. Zum Ueberflusse rüstet noch Cetewayo. Die Aussichten auf einen Sieg der Boers sind somit nicht günstig.

Die Bewegung hat jedoch nicht nur das Transvaal, sondern auch die Nachbarländer mächtig ergriffen, so daß auch in den angrenzenden englischen Colonien, z. B. in Britisch-Kaffraria, eine Panik entstand und dort ansässige Farmer veranlaßte, ihre Farmen zu verlassen und Lager zu beziehen. Der Handel mit den Kaffern gerieth ebenfalls in vollständigen Stillstand, da die großen Lager den Händlern nichts mehr creditiren wollten; kurz es entstand eine große Verwirrung, die sich noch nicht gelegt hat, trotzdem Waffen vertheilt und Polizei an die Grenze gezogen wurde. Der Schaden, welchen Handel und Entwickelung der Colonie durch diese Stockung leiden, ist so beträchtlich, daß von der Regierung mit Recht Alles versucht wurde, um der Panik ein Ende zu machen; allein bis jetzt noch mit geringem Erfolge. Inwiefern eine Gefahr auch für die englischen Colonien vorhanden ist, kann aus der nachstehenden Darlegung der bezüglichen Verhältnisse ersehen werden:

Es kann nicht geleugnet werden, daß einige der Kaffernstämme mit ihrer gegenwärtigen Lage unzufrieden sind; sowohl die englischen Residenten sind ihnen ein Dorn im Auge, als auch möchten sie die ihnen von den Engländern genommenen Ländereien zurückerhalten. Außerdem fühlen die Häuptlinge, daß sie unter den europäischen Verwaltungsbeamten und unter deren Jurisdiction zu Schattenkönigen werden; denn nicht immer sind die Beamten weise genug, durch die Häuptlinge zu regieren, statt sie zu umgehen. Die Maßregeln, welche in dieser Beziehung gegenwärtig von den Engländern durchgeführt werden, sind für die Kaffern sehr drückend. In einigen streitigen Fällen der neuesten Zeit haben sich die Engländer nachgiebig gezeigt, was ein Fehler war, da den Kaffern dadurch natürlich der Kamm schwoll.

Der am meisten zu fürchtende Nachbar ist Kreli, der nicht nur einen bedeutenden Stamm beherrscht, sondern eigentlich der Häuptling der ganzen Kaffernnation ist. Nun hat dieser Stamm, die Gcalekas, durch die Engländer ein großes Stück sehr guten Landes im letzten Kriege verloren, das den Tambukis zufiel; die letzteren sind natürlich nicht gesonnen, diesen Länderstrich herzugeben, und so hielten sich diese beiden einander feindseligen Stämme, die den Engländern gefährlich werden könnten, gegenseitig in Schach, da jeder glaubt, daß ihm der andere in den Rücken fällt, wenn er mit den Engländern anbindet. Nun sind zwischen den beiden Häuptlingen dieser Stämme, Kreli und Gangelizwe, kürzlich Freundschaftsbezeugungen gewechselt worden, die aber noch nicht über das erste Stadium hinausgekommen sind und auf die man nicht viel hält, weil die zwischen den Stämmen vorkommenden Herdendiebstähle nicht abgenommen haben.

Ein weiteres Ferment ist der Haß dieser beiden Stämme gegen die den Engländern ergebenen und unter ihrem Schutze stehenden Fingos, und die depossedirten Häuptlinge, welche nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, sind gleichfalls ein fortwährend beunruhigendes Element.

Von Wichtigkeit zur Erkennung der Sachlage ist der Bericht eines regierungsfreundlichen Eingeborenen, der sagt, daß ein gewisser einflußreicher Häuptling (der Name ist zwar nicht genannt, wohl aber Kreli gemeint) die gegenwärtige Aufregung benutzte, um die Ansichten anderer Häuptlinge über eine allgemeine Erhebung zu sammeln. Er erhielt abschlägige Antworten, welche wir ihrer charakteristischen Fassung halber anführen.

1. Ich liebe den Schnaps und bin an Wirthshäuser gewöhnt. Hast Du welche? Und kannst Du mich mit Schnaps versorgen, wenn ich zu Dir komme?
2. Ich bin Niemand. Ich bin todt; schicke nicht zu mir.
3. Ich kann noch nicht sprechen.
4. Ich muß meine eigenen Uebelstände ansehen; spreche mir nicht von den Deinigen.
5. Mein Vater sagte mir, ich solle die Weißen nie bekämpfen, weil er sie mit magischer Medicin angriff und sie unverwundbar fand, während er fiel. Du kannst es elf Tage lang versuchen und dann werde ich sehen, wie Du fortkommst.

6. Ich bin ein Regierungsmann. Ich bin ihr Fundament; ja ich bin die Regierung selbst. Spreche nicht mit mir.

Einige Häuptlinge haben sich beeilt, den Engländern friedliche Versicherungen zu geben. So sandte z. B. Secocoeni durch Vermittelung eines Händlers ein Schreiben an die geängstigten Engländer auf den Goldfeldern, worin er versichert, daß er nur mit den Holländern Krieg führe, die Engländer und ihr Eigenthum schonen werde und sie einlade, mit ihm in Handelsverbindung zu treten. Er hat sich auch dahin geäußert, im Falle eines unglücklichen Ausganges des Krieges sein Gebiet eher den Engländern abtreten zu wollen, als den verhaßten Holländern auch nur einen Zoll breit Landes zu gewähren. — Umlonhlo, dem man gleichfalls aufrührerische Vorsätze zuschrieb, hat einen Missionär mit der Verbreitung der Versicherung beauftragt, daß er bedauerte, daß die Farmer auf der Grenze geflohen seien, indem er fest zu den Engländern halte, trotzdem es nicht recht gewesen sei, daß man etwas von seinem Land genommen und es den Boers gegeben habe.

Es sind aber auch verschiedene Ursachen vorhanden, welche die Invasion der Kaffern unwahrscheinlich machen; vor Allem dürfte hier zu erwähnen sein, daß die schlauen Kaffern recht gut wissen, daß sie in jedem der fünf geführten Kriege trotz anfänglicher Erfolge, welche sie ihrer Raschheit und Organisation zu verdanken hatten, geschlagen wurden und jedesmal mehr Land und Macht einbüßten. Ferner würden ihnen auch schon die seit dem letzten Kriege entstandenen Grenzstädte einen bedeutenden Widerstand leisten können. Auch sind die Interessen der Kaffern mit den Grenzcolonien bereits so innig verwachsen, daß sie, ohne von vornherein große Opfer zu bringen, einen Krieg überhaupt gar nicht anfangen könnten; es hängen mehrere Kaffernstämme auf diese Weise von den Engländern vollständig ab.

Mr. A. Brownlee, der Secretär für die Angelegenheiten der Eingeborenen, wurde in Anbetracht der beunruhigenden Nachrichten an Ort und Stelle gesandt, um sich mit den Behörden und Häuptlingen zu benehmen. Die Resultate seiner Reise faßte er in einem Memorandum zusammen, welches in den Zeitungen der Colonie veröffentlicht wurde. Er behandelt eine Allianz zwischen Kreli und Gangelizwe als ein unmögliches Ding, ebenso als höchst unwahrscheinlich, daß die Tembus und Gcalekas revoltiren werden, da ihnen durch 40,000 Fingos, welche die Engländer im Transkei auf Kreli's früherm Landbesitz angesiedelt haben, ein Paroli gebogen sei, und sagt, daß die Aufrichtigkeit der Fingos über allen Zweifel erhaben sei. Sie würden also jedenfalls das Bollwerk abgeben, welches, durch britische Hülfe verstärkt, Gangelizwe und Genossen stets zurückhalten werde. Er constatirt ferner, daß ebenso wie unter den Europäern auch unter den Eingeborenen eine Panik herrschte und Kreli bereits seine Residenz verlassen habe, weil er gehört hatte, daß Tausende von englischen Soldaten gelandet seien, um ihn anzugreifen. Die Mission Brownlee's hat jedoch keine sehr günstige Aufnahme unter den Weißen gefunden und seine Friedensversicherungen tragen nichts dazu bei, die Ruhe wieder herzustellen; man glaubt seinen Ausführungen nicht, so tief hat sich das Mißtrauen gegen die Lage bereits eingewurzelt. — Wir halten die Gefahr für keine so große, wenn nicht neue Complicationen eintreten; doch ist stets Vorsicht geboten, um so mehr als die nähere Erörterung der Frage der Kaffernbewaffnung, die schon einmal im „Globus" (XXIX, Nro. 17, S. 72) besprochen wurde, bedenkliche Dinge ans Licht gebracht hat. Die englischen Magistratsbeamten müssen bekanntlich für jedes einzelne Gewehr, das ein Kaffer kaufen will, einen Erlaubnißschein ausstellen, dessen Gewährung von dem Charakter der Ansuchenden, der einen Bürgen stellen muß, abhängt. Mit diesen Erlaubnißscheinen ist nun ein so arger Unfug getrieben worden, daß der Schluß nahe liegt, die Beamten seien bestochen worden, denn in Queenstown z. B. waren im letzten Jahre gegen 2000 Gewehre an Eingeborene verkauft worden, trotzdem die amtlichen Tabellen bloß 200 aufwiesen. Derselbe Beamte gestattete, daß 500 Gewehre auf einmal zu den Kaffern geliefert wurden, d. h. er gab die Erlaubniß dazu, nachdem sie von der Polizei mit Beschlag belegt worden waren. Ja ein Kaufmann konnte mit Kaffern einen Contract abschließen, wonach er sich verpflichtete, um 1000 Pf. St. Gewehre auf einmal zu liefern. Die Klagen, die nun von allen Seiten einlaufen, kommen leider zu spät; das Unheil ist bereits geschehen.

Die letzten Nachrichten aus den von England mißtrauisch betrachteten Districten lauten günstig, und wir glauben, daß eine entschiedene, ja kühne, aber gerechte Behandlung der Kaffern die Engländer vor dem Angriffe sichern wird; man darf ersteren gegenüber nur keine Schwäche zeigen und als solche wird auch jede Nachgiebigkeit ausgelegt.

Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise nach Westsibirien.

I.*)

(Ob-Fahrt von Tomsk bis Obdorsk.)

Obdorsk, 14. Juli 1876.

Der Räderdampfer „Beljetschenko" verließ früh 3 Uhr am 2. Juli Tomsk und landete uns nach 65stündiger Fahrt Abends gegen 7 Uhr in Samárow, dem Hauptplatze nahe der Einmündung des Irtysch in den Ob, etwa 25 Werst von letzterm Strome entfernt. Wir hatten auf dieser 1300 Werst langen Strecke genügend Gelegenheit, den Ob als einen kolossalen, aber unbelebten Strom kennen zu lernen, und diese Ueberzeugung hat die weitere, über tausend Werst lange Fahrt bis Obdorsk nur befestigt. Zwischen Tomsk und Samárow giebt es nur sechs Haltestellen, weniger zur Aufnahme von Passagieren und Gütern als zur Ergänzung des Holzmaterials zum Heizen der Kessel. Mit Ausnahme von Narym, einer kleinen nett gelegenen Stadt, sind diese Stationen, soweit wir dieselben zu Gesicht bekamen, bedeutungslos.

In Narym, welches wir am 3. Juli früh 8 Uhr erreichten, merkten wir die ersten Zeichen, daß wir uns im Ostjakenlande befanden, indem verschiedene Arbeiten dieses Volkes zum Verkauf an Bord angeboten wurden; aber erst in

*) Vergl. Bd. XXX, Nr. 18.

Tymskoje lernten wir sie selbst kennen. Der Ort ist ein kleines Kirchdorf, inmitten des mächtigen bis an die Ufer stoßenden Fichtenwaldes, welcher sich mit wenigen Unterbrechungen fast am ganzen rechten Ufer des Ob hinzieht, und würde für uns ohne seine Ostjaken ganz bedeutungslos gewesen sein. Freilich war der erste Eindruck dieses Volkes kein empfehlender, und mit einigen Bedenken sahen wir die verkommenen armseligen Menschenkinder, unter denen wir längere Zeit leben, die vielleicht unsere Begleiter, Gefährten und Führer sein sollten. Ohne eigentliche Zelte oder Hütten, nur unter einem Wetterdache von Birkenrinde saßen schmutzige Weiber, zum Theil mit Tättowirung auf Gesicht und Händen, um einen unsaubern Kessel, in dem Fische brodelten; sie näheten an Kattunkleidern oder Schuhen aus Renthierfellen. Eine Frau rührte in einem hölzernen Gefäß Mehl und Wasser zusammen, knetete einen Teig, der, um einen Stock gelegt, in der Asche zu einer Art Brot gebacken wurde. Schmutzige Kinder und hungrige Hunde von hübschem, wolfsartigem Gepräge vervollständigten das Bild großer Armuth und Verkommenheit; denn die Folgen des Branntweingenusses und der Syphilis machten sich nur zu sehr bemerkbar. Es ist gut, daß wir nicht lediglich auf Grund dieser ersten Anschauung eine Schilderung der Ostjaken entwarfen, denn seither haben wir sie besser kennen gelernt und uns überzeugt, daß sie nur da, wo sie mit der Civilisation in engere Berührung kommen, in dieser Weise degeneriren. Freilich ist ein Hang zu starken Getränken, wie bei allen Halbwilden, nicht zu verkennen; aber bei unserer weitern Berührung mit Ostjaken lernten wir sie als intelligente Fischer und Jäger, als ein harmloses, ehrliches, dienstfertiges Volk kennen, welches sich ganz unsere Sympathien erwarb.

Die Landschaft auf der ganzen Strecke bis Samárow bleibt sich ziemlich gleich, an beiden Ufern ziehen sich ununterbrochen Wälder, theils Fichten, Lärchen und Kiefern, theils gemischt mit Birken und Pappeln, oder enorme Weidendickichte hin, die nur hier und da mit steilen Sandufern abwechseln, in denen gewöhnlich Hunderte und aber Hunderte von Uferschwalben ihre Nistlöcher angelegt haben und dieselben gleich Bienen umschwärmen. Trotz dieser geringen Abwechselung ist die Fahrt auf dem Ob keine langweilige, und z. B. bei weitem interessanter, als auf der untern Donau; denn der Strom imponirt durch die enorme Wassermasse, die, jetzt bei Hochwasser wohl mehr als 10 Fuß gestiegen, das Land weit und breit überfluthet, und zu den schon vorhandenen neue große Inseln bildet. Oft scheint aus diesem Labyrinth kein Ausweg vorhanden, der ganze Horizont von Wald eingefaßt, oder es öffnen sich verschiedene Wasserstraßen, von denen man nicht weiß, welches die richtige sein wird. Dank den Bemühungen des Herrn Ignatow in Tjumén ist das Wassersystem des Irtysch und Ob, vom Tjumén bis Tomsk, soweit seine Dampfer ständige Verbindung halten, genau ermittelt und in einer Karte niedergelegt, die alle Anerkennung verdient und den besten Beweis des wissenschaftlichen Strebens dieses größten Rheders am Ob liefert.

Die Dampfer vermeiden übrigens so viel als möglich den Hauptstrom und wählen überall, wo es angeht, nähere Nebenarme, welche überdies weit ruhiger sind. Denn daß schon ein schwacher Wind den Strom heftig in Bewegung bringt, davon konnten wir uns im Laufe des 4. Juli überzeugen; die Wellen gingen schon ganz nett hoch, zeigten weiße Köpfe und der Dampfer schwankte so erheblich, daß Seekrankheit berechtigt gewesen wäre. Wie uns der Capitän erzählte, thürmt der Sturm oft so hohe Wellen auf, daß sie über Deck schlagen und zuweilen die Feuer auszulöschen drohen. — Die kleine Zahl von Halteplätzen für die Dampfer auf einem Wasserwege, der den Krümmungen nach gerechnet fast 200 deutsche Meilen beträgt, läßt schon auf die geringe Bevölkerung seiner Ufer schließen, und in der That sahen wir außer einigen jetzt meist überschwemmten und verlassenen Ostjakenniederlassungen nur wenige Dörfer, weit weniger als am untern Ob nach Bereósow zu. Auch das zu beobachtende Thierleben stand mit der Ausdehnung der Wasserfläche in keinem Verhältniß, und außer Schwärmen von Enten und Möven sahen wir kaum etwas; so z. B. wilde Gänse nur wenige, Schwäne nur einmal.

In Samárow, wo jeder geregelte Schiffsverkehr stromabwärts aufhört, meldete der Bezirksvorsteher, daß Alles zu unserer Weiterreise bereit stehe. Der edelmüthige Förderer unserer Expedition war Herr Wassili T. Semzow, ein aus dem Gouvernement Rjezan stammender Russe, der seit 25 Jahren in Samárow ansässig ist und einen ausgedehnten Handel längs des Ob betreibt. Wir fanden seine Firma noch in Bereósow wieder und hörten seinen Namen überall als einen hochgeachteten nennen. Herr Semzow bot uns mit größter Bereitwilligkeit zwei seiner Lodken und zwar bedingungslos an, bis Obdorsk oder weiter. Dann, als ich fragte, welche Entschädigungssumme im Falle des Verlustes zu entrichten wäre, meinte er lachend: „nitschewo", „das ist nichts und meine Sache"! So konnten wir nach kaum achtstündigem Aufenthalte in dem Städtchen unsere Reise Ob abwärts fortsetzen, viel schneller als wir jemals gehofft hatten.

Samárow liegt sehr angenehm an üppig mit Nadelholz, darunter prächtigen Arven, bestandenen Uferhöhen, die von malerischen Schluchten durchzogen sind. Das Städtchen besteht natürlich aus Holzhäusern, zeichnet sich aber durch eine Art aus Schiffsplanken verfertigter erhöhter Gangwege aus, die bei Regenwetter in dem sumpfartigen aufgeweichten Erdreiche allerdings eine große Wohlthat sein mögen. Es hat etwa 4000 Einwohner, meist Russen, die Fischfang und Viehzucht und etwas Landbau betreiben; wenigstens sahen wir längs der Uferhänge sorgfältig gepflegte und eingefriedigte Kartoffelbeete. Längs der Uferkante erhoben sich mächtige Heuschober, die auf rohen aus Balken gezimmerten viereckigen Gebäuden ruhen, welche im Winter als Viehställe dienen, jetzt aber zum Theil unter Wasser standen.

Die Verbindung auf dem Strome, wenigstens bis Bereósow, ist in der Weise geregelt, daß von Station zu Station Ruderer, wie auf dem Lande Jemtschiks genannt, gestellt werden, von welchen je zwei Mann für die Werst drei Kopeken erhalten. In gleicher Weise wird die Post befördert, welche nach Obdorsk und zurück eine vierzehntägige Verbindung herstellt. Die Stationen liegen von 15 bis 45 Werst auseinander, und es giebt deren von Samárow bis Bereósow fünfundzwanzig. Wie bei der Einfahrt, so waren wir auch bei der Ausfahrt Angesichts des enorm ausgedehnten Wassersystems nicht im Stande, die Einmündung des Irtysch in den Ob zu erkennen, um so weniger, als lebhafte Fata Morgana eine Orientirung erschwerte, wo nicht unmöglich machte und unsere „Wasserjemtschiki" ihren Weg meist durch Canäle überschwemmenden Wassers nahmen. Es wimmelte in diesem Gebiete von allerlei Enten, die sich mit der ihnen eigenthümlichen Schlauheit stets außer dem Bereich unserer Gewehre hielten. Als wir aus dem überschwemmten Gebiete in den eigentlichen Hauptstrom wieder eintraten, veränderte sich der Charakter der Uferlandschaft insofern, als das rechte Ufer hohe steil abfallende Sand- und Mergelschichten mit prächtigen Waldungen bedeckt zeigt, während das linke aus flachen Wiesengründen, mit Weiden bestanden, gebildet wird. Bis zur fünften der Stationen, Suchorowskaja, welche wir am 6. Juli gegen

7 Uhr Abends erreichten, waren dieselben meist hübsche und stattliche Dörfer, am linken Ufer belegen, da die Bewohner viel Viehzucht betreiben, denn Feldfrüchte gedeihen hier nicht mehr. Von da ab liegen die Stationen meist am rechten Ufer und haben vorwiegend Fischereibevölkerung, die mehr und mehr aus Ostjaken besteht.

Es ist schwer, charakteristische Kennzeichen des Typus der Ostjaken anzugeben, denn obwohl schwarzes Haar, dunkle Augen und mittlere Statur vorherrscht, so findet sich doch soviel individuelle Abweichung, daß man sich kaum ein sicheres Urtheil bilden kann. Wir fanden Männer mit grauen und blauen Augen und dunklem Haar, dunklem Kopfhaar und blondem Bart, endlich Blonde und sogar einen Rothkopf. Graues Kopf- und Barthaar sind nicht selten. Die hervorspringenden Backen, die meist kurze stumpfe Nase und die etwas geschlitzten Augen sprechen allerdings für mongolischen Typus; aber wir sahen auch Leute mit gebogener Nase, die mich lebhaft an Indianer Nordamerikas erinnerten, namentlich auch des schwachen Bartwuchses halber, denn Männer waren von den Weibern oft kaum zu unterscheiden. Leute, welche mit den Finnen wohlbekannt sind, versicherten uns, die größte Aehnlichkeit mit diesem Volksstamme zu finden, mit dessen Idiom ja die vocalreiche wohlklingende Sprache der Ostjaken verwandt ist. Zu dieser großen Verschiedenheit im Typus trägt übrigens die vielfache Mischung mit Russen und, wie man uns sagte, mit Samojeden und selbst tatarischem Blut Vieles bei, und die Anthropologen mögen sich beeilen, den eigentlichen Typus dieses interessanten Volkes klarzustellen. Die Niederlassungen der Ostjaken, welche wir berührten, bestanden meist aus Sommerlagern, d.i. aus blockhausartigen Hütten oder wigwamartigen Jurten, hohen spitzen Zelten, die über Stangen aus Birkenrinde errichtet sind. Selten finden sich mehr als ein Dutzend zusammen, die meist am Ufer einer flachen mit Weiden bestandenen Insel angelegt sind, von wo aus sich der Fischfang am ausgiebigsten betreiben läßt.

Obwohl sich die Landschaft, rechts hohe aus Sand gebildete mit Nadelwald, links flache mit Laubwald (meist Weiden) bekleidete Ufer, fast ununterbrochen gleich bleibt, so fehlt es ihr nicht an Reizen, und man empfindet trotz der Abwesenheit von Leben auf Strom und Ufer keine Langeweile. Wir erreichten das malerisch gelegene ziemlich große Kirchdorf Malo Atlym, unweit der Mündung des Atlymflusses, am Nachmittage des 7. Juli und benutzten die Zeit während des Abkochens zu einem Ausfluge in den das Dorf umgrenzenden prächtigen Wald, wie dies gewöhnlich an solchen Plätzen geschieht, wo wir länger als eine Stunde halten müssen. Schön sind sie, diese herrlichen aus Fichten, Lärchen, Arven, Birken und Weiden gebildeten Wälder, mit ihrer Fülle von Unterholz von verschiedenen Sträuchern, unter denen der Faulbaum jetzt eben in prächtiger Blüthenfülle prangte, aber todt. Man hört das Blaukehlchen, unsern Weidenlaubvogel, die Wachholderdrossel und den Gesang einiger anderer Vögel, von denen uns Phyllopneuste tristis, eine bis Indien herabziehende Art, und eine unserm Müllerchen (Sylvia garrula) verwandte, mir unbekannte Art, zur Beute fiel. Außerdem erlangten wir das Haselhuhn, bemühten uns aber vergeblich die ebenso häufigen als scheuen Bergfinken und Heckengimpel zu erlangen. Von Säugethieren kam nur das Erdeichhörnchen in unsern Besitz, obschon es an großem Wilde, Renthier, Fuchs, Wolf, Bär 2c., nicht mangelt. Die Jagd in diesen Dickichten ist ebenso ermüdend als anstrengend; denn so sehr der herrliche Wald auch verlockend winkt, sein Inneres beherbergt eine Plage, die ganz entsetzlich werden kann: die der Mücken! Wir hatten sie bereits früher kennen gelernt, aber erst hier kam die ganze Wucht nordischer Mosquitos über uns, und zwar so schnell, als wir Sonnenschein und warmes Wetter erhielten, was bis Samárow nicht der Fall war. Diese Plage ist bis jetzt bei Tag und Nacht unser steter Begleiter gewesen und hat, je weiter wir nach Norden kommen, stetig zugenommen. Nur in der Mitte des Stromes herrscht Linderung, aber sobald man sich dem Ufer nähert und an Land tritt, hat man die Blutsauger über sich, gegen welche nur die dicken Lederhandschuhe und Schleier schützen, die freilich nicht bei jeder Arbeit getragen werden können.

Das sehr hübsch am rechten Ufer gelegene Kloster Kondinsky, mit einer großen aus Stein erbauten dreithürmigen Kirche, erreichten wir in der Frühe des 8. Juli, die letzte kirchdorfartige, von Russen bewohnte Ansiedlung bis Bereósow; denn alle weiteren Stationen bestanden nur aus ostjakischen Fischerhütten, mit den üblichen Gestellen zum Dörren der Fische, sich scheu verhüllenden Weibern und Mädchen, schreienden Kindern und hungernden und lungernden wolfsartigen Hunden, die im Winter zum Ziehen der Schlitten benutzt werden und im Sommer, wie in Kamtschatka, ihr Leben selbst machen müssen. Alles Eßbare ist daher vorsorglich in entsprechender Höhe angebracht, und Vorrathshäuser und Fischgerüste erheben sich als Pfahlbauten, zu denen, wie bei den Dajakern und Papuas, ein mit Kerben versehener Baumstamm als Treppe führt, der bei Nichtbenutzung umgedreht wird. Trotz des scheuen Wesens der Frauen hatten wir solche oft als Ruderer, und nicht selten führten sie in den eigenthümlichen, durchaus praktischen Wiegen aus Birkenrinde ihre Säuglinge mit sich, die wie die betreffenden Mütter meist nur einen Renthierpelz als einzige Bedeckung auf dem Leibe trugen. Bei den Frauen und Mädchen ist derselbe mit Glasperlen artig verziert; den kostbarsten Theil bildet aber ein buntes, großblumiges, mit Franzen verziertes Kopftuch, in welches sie sich so fest einhüllen wie Türkinnen. Aber Nähnadeln, Zucker und dergleichen machten sie zutraulicher, am meisten indeß wohl Schnaps, für welchen beide Geschlechter der Ostjaken stark incliniren.

Gegen 2 Uhr (9. Juli) Nachmittags legten wir in Bereósow, der einzigen Stadt am untern Ob, an. Sie liegt sehr malerisch auf grünen Wiesenhügeln, umrahmt von prächtigen Lärchen- und Arvenwaldungen, und ihre zwei stattlichen Kirchen sowie mehrere Regierungsgebäude lassen den Ort von Weitem viel bedeutender erscheinen, als er in der Wirklichkeit ist, denn er zählt nur etwa 2000 Einwohner, darunter viel Siranen, von denen die meisten jetzt der Fischerei wegen abwesend waren. Die Stadt erschien daher mit ihren geschlossenen Lagerhäusern am Strande und zum Theil verlassenen Wohnhäusern sehr öde und todt, und wir wunderten uns anfänglich, nicht das übliche „große Gefolge“ hinter uns zu haben. Durch Güte des dortigen Ispravnik engagirte ich als Dolmetscher Michael Panajew, einen alten Russen mit prächtigem Petruskopfe, der außer Ostjakisch auch Samojedisch verstehen sollte und für den Fall, daß wir in Obdorsk keine bessere Persönlichkeit erhielten, sich auch zur Weiterreise verpflichtete. Außerdem verproviantirten wir uns mit Eiern und, was weit wichtiger, sogar mit Rindfleisch. Ehe die neuen Ruderer eintrafen, besahen wir in Begleitung des Ispravnik die Stadt, in der es, abgesehen von den Gräbern Mentschikow's und Graf Osterman's, die beide hier als Verbannte starben — das des erstern Staatsmannes ist nicht mehr sicher nachweisbar —, eigentliche Merkwürdigkeiten nicht giebt. Die sogenannte Kathedrale, umgeben von herrlichen Arven, die angeblich noch von Alexander Mentschikow gepflanzt sein sollen, gewährt ein äußerst liebliches, male-

risches Bild, und der Blick auf die stark überschwemmte mächtige Wasserfläche der Sozwa ist ein großartiger.

Gegen Mitternacht verließen wir Bereósow, an Bord geleitet vom Ispravnik und dem Kreisarzte Dr. Krzywicki, einem liebenswürdigen deutschsprechenden Polen, dessen ärztliche Praxis sich südlich bis Surgut, nördlich bis Obdorsk, also über ein Gebiet von mehr als tausend Werst erstreckt, freilich mit einer Bevölkerung, von welcher eine neuntel Seele auf die Quadratwerst kommt. Die dreizehn Stationen auf der fast fünfhundert Werst langen Strecke sind mit Ausnahme des russischen Dorfes Kuschowat sämmtlich Ostjakenniederlassungen, meist Sommerhütten zum Fischfangbetriebe. Obwohl die Leute nicht so streng zur Beförderung von Reisenden verpflichtet sind, als zwischen Samárow und Bereósow, so hatten wir doch mit einer einzigen Ausnahme nie über bösen Willen zu klagen, und waren nicht genügend Ruderer in nächster Nähe vorhanden, so wurde nach entfernter wohnenden geschickt. Bei den Ostjaken kamen wir überall mit Hülfe unseres Michael durch, dessen Dienste als Dolmetscher in der That jetzt unentbehrlich waren, denn die Zahl der Russisch sprechenden oder verstehenden Ostjaken wurde immer seltener. Panajew erwies sich als ein durch und durch gründlicher Kenner der Ostjaken, der über jedes ihrer Geräthe, ihre Waffen, ihre Gebräuche und Sitten genaue Aufklärung zu geben vermochte. Durch seine Vermittelung gelang es uns, eine Menge ethnographischer Sachen zu erstehen, was sonst ziemlich schwer ist; denn die Ostjaken sind scheu, und es bedarf besonderer Nachfrage, um das Eine oder Andere zu erlangen. Außer Schnaps, den wir nicht hergaben, ist Taback ein beliebtes Tauschmittel, denn dies Volk ist dem Rauchen und Schnupfen leidenschaftlich ergeben. Wie bei den Kaffern sieht man nicht selten einen Schnupfer, der die eine Nasenöffnung ganz voll mit Prise und einen Pfropf von Birkenspähnen davor gesetzt hat, um sich des Genusses desto länger und energischer zu erfreuen.

In Balschoi Ustram, der zweiten Station, fanden wir eine russische Fischerei mit der Ostjakenniederlassung vereint. Unsere Wasserstraße wand sich unterbrochen in mit Weidendickichten bestandenen Ufern dahin; denn wir fuhren in theilweise überschwemmten Gebieten oder Seitenarmen des Ob, dessen Hauptstrom wir hier gar nicht zu sehen bekamen. Erst bei der vierten Station, Gonovatsjaka, bogen wir wieder in den Balschoi oder großen Ob ein. Doch war es sehr schwer, sich über dieses enorme Wassersystem ein Bild zu formen, denn selbst die Nachrichten der Ostjaken waren widersprechend und ungenau. In Kaschgorskaja, der achten Station, aus etlichen Winterhütten bestehend, die mit Ausnahme der Fenster manchen russischen Bauernhäusern gleichsehen, fanden wir eine erste Werkstatt ostjakischen Fleißes, zugeschnittene, mehr oder minder vollendete Renthier- und Hundeschlitten, Schneeschuhe, Ruder, Boote, die trotz der Unvollkommenheit der Werkzeuge sauber und gut gearbeitet sind. Namentlich gefielen uns die schlanken Canoes, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen, der mittelst Stricken aus Kiefernwurzeln mit zwei Seitenbrettern verbunden ist und die trotz ihrer Leichtigkeit sechs Menschen und mehr tragen. Wir erstanden hier eine sinnreiche Falle zum Fange des Hermelins und Selbstbogenschuß für den Fuchs, die unsere Bewunderung erregten. Ebenso musterhaft waren die großen Fischreusen, welche wir in besonderer Vollkommenheit an der zehnten Station, Parawatskaja, sahen. Sie sind aus Stäben gespaltenen Kiefern- oder Lärchenholzes gefertigt, und leider zu groß, um mitgenommen werden zu können; denn die Länge des einen Korbes, welcher die halbe Reuse bildet, beträgt allein zwölf Fuß bei sechs Fuß Höhe und Breite. Wir trafen hier zugleich die ersten Renthiere, welche im Rauche eines Feuers gegen die Mücken geschützt lagen und bei unserer Ankunft in den Wald liefen. Es waren alles prächtige Thiere mit noch nicht völlig abgelegtem, oft mächtigem Geweih und viel größer und stattlicher als die, welche man in Lappland sieht. Parawatskaja hatte aber noch einen ganz andern Reiz für uns; denn die fast ununterbrochen gleichartige, obwohl nicht ermüdende Landschaft erhielt plötzlich einen neuen belebenden Reiz in der Kette des Uralgebirges. Ganz mit Schnee bedeckt, ragt es hinter dem mächtig breiten Strome hervor. Zwischen dem letztern und dem gewaltigen Gebirgszuge mit seinen gefälligen Contouren lag ein hellgrüner Uferstreifen und weiterhin in tiefblauer Färbung das Waldgebiet.

Tachty, die nächste Station, bot uns insofern Neues, als wir die Geschicklichkeit der Ostjaken im Bogenschießen kennen lernten. Die Bogen, aus Tannen- und Birkenholz gearbeitet, sind ebenso sauber, als die mit selbstgeschmiedeter Spitze versehenen Pfeile, welche mit Adlerfedern befiedert sind. Diese Pfeile werden gewöhnlich auf der Entenjagd angewandt und sind mit zwei geschärften Querzacken versehen, die das gänzliche Durchschießen des Vogels unmöglich machen. In der That ist die Gewalt dieser Pfeile eine ganz unerwartete und die Geschicklichkeit des Schützen war es nicht minder. Er traf einen dünnen Stab auf dreißig Schritt und vermochte es, den correct fliegenden Pfeil wohl an hundertundfünfzig Schritt weit zu schießen. Auf unserer Weiterreise nahm der Strom an Ausdehnung immer mehr zu, das rechte uns entfernter liegende Ufer erschien nur als ein schmaler grüner Streif und die ungeheure spiegelglatte Wasserfläche glich einem großen unbelebten Landsee, denn nicht einmal ein Vogel schwebte über seiner Oberfläche. Dabei die magische Beleuchtung der Sonne, welche um $10\frac{1}{2}$ Uhr hinter den Schneebergen verschwand, die Spitzen der nördlichst gelegenen niedrigsten Kette aber noch um $12\frac{1}{2}$ Uhr mit goldenem Saume begrenzend, während weiter östlich der Himmel von der schon wieder aufgehenden Sonne dunkler aurorafarben erscheint als westlich, da wo sie gesunken. Um 1 Uhr erhebt sich die Sonnenscheibe wieder über den Horizont, und ihre Strahlen, die schon vorher hervorragende Bergkuppen schwach beleuchteten, fallen fünfzehn Minuten später als breiter goldigfeuriger Streif über die majestätische Wasserfläche.

Bald darauf bemerkten wir auf der Höhe vor uns etwa zehn Gebäude und eine Kirche; es ist Obdorsk. Ohne es zu merken, laufen wir in den Poluifluß ein, der von Osten her in den Ob mündet und mit ihm Eins zu sein scheint, und haben am sanften Hange das freundliche Bild eines kleinen nordischen Städtchens unter dem Polarkreise vor uns, das uns so groß als Bereósow und fast ebenso malerisch erscheint, nur daß ihm die liebliche Umrahmung grüner Wälder fehlt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem Westen Chinas.

Die von uns auf S. 288, Bd. XXX, erwähnte Reise Potanin's nach der westlichen Mongolei hat schon in Tulta (am Südwestabhange des Ektag-Altai, keine 30 deutsche Meilen von der russischen Grenze) eine unangenehme Unterbrechung erfahren. Als die Russen dem dortigen Beamten einen Besuch abstatten wollten, wurden sie zuerst abgewiesen, und am folgenden Tage, als sie ihn wiederum in einem Kloster außerhalb der Stadt zu treffen suchten, dort von einer aufgeregten Volksmenge mit Steinwürfen empfangen, welche zwei der Russen ernstlich verletzten. Die Behörden schritten ein, aber nicht gegen die Schuldigen, sondern gegen die Russen, welche festgenommen und erst am nächsten Tage mit dem Bedeuten entlassen wurden, daß man bei Fortsetzung ihrer Reise nicht für ihre Sicherheit einstehen könnte. — Was die Chinesen zu diesem Vorgehen, das mit der Behandlung, deren sich Sosnowski (s. „Globus" XXX, S. 155) zu erfreuen hatte, so seltsam contrastirt, bewogen haben mag, ist zunächst unerfindlich, da sie sich bei ihrem Vorgehen gegen die Mohammedaner, speciell gegen den von England unterstützten Yakub Beg von Kaschgar, der Sympathie, wenn nicht der thätigen Hülfe Rußlands zu erfreuen hatten. So kam es wohl, daß ihren anfänglichen Niederlagen in jüngster Zeit eine Reihe von Siegen gefolgt sind. Der Herrscher von Ostturkestan hatte sein Reich nördlich über den Thian-schan ausgedehnt und dort namentlich Urumtsi und Manas besetzt. Schon im September 1876 aber nahmen die chinesischen Truppen eine Anzahl von Orten jener Gegend wieder ein (Kumudi, Katubi, Taschicho 2c.); Urumtsi und Manas selbst fielen wieder in ihre Hände, ebenso ein Sohn Yakub Beg's, und am 9. November eroberten sie den letzten Platz im Norden des Thian-schan, der sich noch im Besitze der Mohammedaner befand, und feierten diesen Erfolg nach ihrer Gewohnheit durch ein gräßliches Gemetzel, wobei Tausende von Dunganen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ihren Tod fanden. Yakub Beg steht inzwischen in Toksun, unweit westlich von Turfan am Südabhange des Thian-schan, und erwartet dort seine Todfeinde, die ihm durch die Sandwüste entgegenziehen. — Es ist hierbei zu bemerken, daß beide Parteien sich der Hülfe von Europäern erfreuen. Die Chinesen, meldet eine Depesche aus Taschkend, waren bei der letzten Affaire mit Hinterladern bewaffnet, die sie anfangs nicht zu handhaben verstanden, in deren Gebrauch sie jedoch zwei „Fremde" unterwiesen. Andererseits haben die Engländer dem Yakub Beg eine ansehnliche Zahl von Percussionsgewehren geschenkt und ihm in Kaschgar eine Fabrik eingerichtet, wo er dieselben (täglich etwa 16 Stück) in schnellfeuernde Hinterlader umwandeln läßt. Ebenso befinden sich in Kaschgar einige Pulvermühlen, welche ein sehr gutes polirtes Schießpulver anfertigen, sowie eine Kanonen- und Kugelgießerei, welche ein englischer Techniker, deren es viele in Kaschgar geben soll, angelegt hat. So berichtete Hr. Rheinthal, ein russischer Offizier, welcher im Frühjahr 1875 Geschenke der russischen Regierung nach Kaschgar zu überbringen hatte (s. Russ. Revue 1876, S. 353). Als Instructeure beim Militär sind Türken angestellt, welche die gewöhnliche türkische Militäruniform tragen. Um seine gegen 18,000 Mann starke Armee in Tuch zu kleiden, hat Jakub Beg schon 800 Stück Tuch angekauft. Die eingeborenen Kaschgaren lieben Yakub Beg nicht, welcher seinerseits auch zu ihnen kein Zutrauen hat. Nur aus Furcht vor ihrem finstern und grausamen Herrscher revoltiren sie nicht. Todesstrafen finden beständig im ganzen Lande statt; Diebstähle, Fluchtversuche, eheliche Untreue — Alles wird mit dem Tode bestraft; ja die dort lebenden Chinesen verfallen dieser Strafe sogar auf den Verdacht hin, keine wohlwollenden Gesinnungen für den Regenten zu hegen. Derselbe ist stets besorgt, Arsenale und Magazine anzulegen und mit allem möglichen Kriegsmateriale zu füllen. Er liebt die Einsamkeit nicht; täglich schläft er nur drei Stunden, umgeben von sogenannten „Duwanen" oder Bettelmönchen, welche während seines Schlafes Verse aus dem Koran singen müssen. Diese Duwanen, deren Anzahl sich auf etwa 2000 beläuft, sind seine besten Freunde. (Nach den letzten Nachrichten hat Yakub Beg infolge der chinesischen Siege einen Gesandten nach Taschkend geschickt und die Russen um ihren Beistand oder ihre Vermittelung ersucht.)

* * *

— Mr. Jules Trebeau hat unlängst eine Forschungsreise nach Französisch-Guayana angetreten, dessen Inneres bis heutigen Tages eine terra incognita ist. In Begleitung von drei Franzosen und zehn Negern gedenkt er den Maroni-Fluß, der die westliche Landesgrenze gegen Niederländisch-Guayana ausmacht, hinaufzugehen und am Oyapok-Flusse, der Ostgrenze gegen die brasilianische Provinz Grao Para, zurückzukehren.

— Um die Kaukasus-Armee leichter zu militärischen Operationen in Turkestan heranziehen zu können, werden jetzt im ganzen alten Oxusbette, dem Usboi, vom Kaspischen Meere bis Kone Urgendsch und Chiwa Brunnen gegraben. Die so gewonnene Karawanenstraße wird, wie man hofft, wenigstens die Hälfte des Jahres über für Truppen passirbar sein.

— Wie die „Allgemeine Zeitung" aus Constantinopel berichtet, wurde die neueste Auflage der H. Kiepert'schen Karte von der europäischen Türkei durch einen Generalstabsoffizier ins Türkische übersetzt und aus derselben die Karte des Kriegsschauplatzes, d. h. Serbien, Bosnien, Hertzegowina, Montenegro sowie ein Theil der Provinzen Prizren und Bulgarien, veröffentlicht; dieselbe wird für 10 Piaster (etwa 2 Mark) verkauft. In der betreffenden Anzeige heißt es: daß diese Karte des „berühmten deutschen Kiepert" die beste und ausführlichste aller bisher erschienenen Karten von der europäischen Türkei ist.

— Australische Zeitungen berichten, daß D'Albertis und seine Begleiter von ihrer neuesten Fahrt nach dem Fly River nach Somerset zurückgekehrt seien. Sie sind den Fluß 350 engl. Miles weiter hinauf gefahren als die Ellengowan-Expedition im December 1875 (s. „Globus" XXIX, Nro. 18, XXX, Nro. 2), vermochten aber mit den zahlreichen feindlich auftretenden Eingeborenen keine Verbindungen anzuknüpfen. Seine zoologischen, botanischen und besonders ethnologischen Sammlungen bezeichnet er selbst als sehr bedeutend.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

III.

Von Athen über Kloster Daphne, Eleusis und den Kithäron nach Böotien.

Im October wird die Hitze in Griechenland erträglich; alsdann sind schon einige Regengüsse gefallen und haben den Boden erfrischt; die Fieber, welche noch im September den Besuch mancher Thäler gefährlich machen, verlieren an

Noria.

Heftigkeit und das Reisen im Innern des Landes ist weniger anstrengend. Freilich ist das Land durch eine Trockenheit von der Dauer eines halben Jahres ausgedörrt; aber an seinem eigenthümlichen Charakter und an seiner Groß=

artigkeit hat es nichts eingebüßt. 1874 war gerade ein günstiges Jahr für einen Ausflug in die nördlichen Provinzen, an welchem Belle schon zweimal durch das Auftreten von Räubern verhindert worden war. Drei Jahre lang hatte die Regierung alle möglichen Anstrengungen gemacht, um die Schande jenes im Frühjahr 1870 an Engländern begangenen Marathoner Blutbades auszuwetzen, und ihren energischen Maßregeln sowie der Mitwirkung des türkischen Paschas von Thessalien war es endlich gelungen, Nordgriechenland wenigstens vorläufig von seiner Landplage zu befreien. Belle benutzte diese Ruhe, um ohne Gefahr für seine Ohren und sein Vermögen Theben, Euböa, Phthiotis u. s. w. zu besuchen und theilte alsbald diese Absicht dem Minister des Innern und dem Polizeipräfecten mit, eine Formalität, welche den Vortheil hat, daß die Gensdarmerieoffiziere und Localbehörden überall von der Ankunft des Reisenden benachrichtigt werden und daß dieser stets Unterkunft und Verpflegung findet in einem Lande, wo man oft Gefahr läuft, unter freiem Himmel zu nächtigen und Hungers zu sterben.

Es ist noch nicht lange her, daß man wie im ganzen Oriente stets zu Pferde von Athen abreiste; heute kann man den bequemern Wagen wählen, ohne denselben freilich lange benutzen zu können. Denn die paar Straßen, welche diesen Namen wirklich verdienen, führen nicht weit [1]), und schon in Theben, zehn Stunden von Athen, muß der Reisende seine Zuflucht wieder zu Reitthieren nehmen.

Um 4 Uhr Morgens, als die Sonne kaum mit ihren

Westseite des Klosters Daphne. (Nach einer Photographie.)

ersten Strahlen den Himmel über dem Berge Hymettus zu röthen begann, brach Belle in Begleitung eines Führers, den der Nationalstolz seines Vaters mit dem Namen Perikles geschmückt hatte, von Athen zu Wagen nach Eleusis auf. Schon waren einige Kaffeeschänken offen und der Duft des Getränkes vermischt mit dem von türkischem Taback zeigte an, daß das Leben in der Stadt der Athene von Neuem begann. In den Straßen aber schwebte noch die Hitze vom vorigen Tage und die Mauern der Häuser strahlten noch Wärme aus. Zum Glück ist die Stadt nicht ausgedehnt, und eine kleine Viertelstunde genügt, um vom königlichen Palaste im Osten der Stadt an das westliche Ende der civilisirten Welt zu gelangen. Dort im Nordwesten des Ortes zweigt links die heutige Straße nach dem Piräus ab und etwas weiter hin stand in alten Zeiten das Thriasische Thor oder Dipylon, wo einst der meiste Verkehr herrschte. Auch das heilige Thor wurde es genannt, weil unter ihm die hei-

[1]) S. Zustände in Hellas, „Allgemeine Zeitung", 30. December 1876, Nr. 365. Dort, wo von dem thatsächlichen Aufschwunge des Landes die Rede ist, heißt es im Gegensatze zu dem auf S. 49 und 50 der vorigen Nummer Gesagten: „Zu bemerken ist freilich, daß diese Hebung des Wohlstandes sich fast ausschließlich auf die Küstenstriche beschränkt, wo in der That große Strecken früher brachgelegenen Landes in fruchtbare Weinberge und Felder verwandelt worden und Städte wie Piräus, Patras und andere rasch zur Bedeutung gelangt sind. Im Innern des Landes dagegen konnte der Fortschritt bis jetzt nur ein dürftiger sein, da die Regierung noch nicht zu der Einsicht gelangt ist, daß die natürlichen Hülfsquellen eines Landes unmöglich ohne genügende Verkehrsadern erschlossen werden können; in dieser Richtung ist bis jetzt in Griechenland so viel wie nichts geschehen; fahrbare Straßen fehlen, die nächste Umgebung der Hauptstadt ausgenommen, noch fast überall, und selbst auf kurze Entfer-

lige Straße hindurchführte, welche die Processionen nach Eleusis wandelten; und damit neben dem Heiligen das Profanste nicht fehle, führte es im Munde des Volkes einen Spitznamen, welchem der Umstand zu Grunde lag, daß sich in seiner Nähe die Dirnen am liebsten herumtrieben. Vor dem Thore aber lagen zu beiden Seiten des Weges, wie an der Appischen Straße bei Rom, Begräbnißplätze, wo besonders die im Kriege gefallenen oder sonst um den Staat verdienten Athener ihre Ruhestätte fanden. Neuere Ausgrabungen und Erdarbeiten bei dem dort stehenden Kirchlein Hagia Triada haben so manche werthvollen Grabdenkmäler mit Inschriften und Sculpturen zu Tage gefördert; da diese Arbeiten aber eine Straßenerweiterung zur Ursache hatten, und der leitende Ingenieur Steine brauchte, so ließ er viele Monumente von seinen Arbeitern zerschlagen, und so ging noch in jüngster Zeit viel Werthvolles rettungslos zu Grunde. Im Alterthume schied das Dipylon den äußern von dem innern Kerameikos, ein Quartier, das von den dort wohnenden Töpfern seinen Namen bekommen hatte. Bis auf den heutigen Tag hat sich dieses Gewerbe an demselben Flecke erhalten; denn neben der Straße befinden sich große Töpfereien, wo schnurrbärtige Burschen aus rothem ockerhaltigen Thone riesige Krüge verfertigen, jenen Oelgefäßen gleich, in denen sich Ali-Baba's vierzig Räuber versteckten.

Weiterhin führt die heilige Straße bei dem botanischen Garten vorüber. An seinem Eingange bemerkt man unter herrlichen virginischen Pappeln einen Springbrunnen, der wie fast alle im heutigen Hellas noch aus der Türkenzeit herrührt. Aber die Griechen haben an andere Dinge zu denken als an Springbrunnen und botanische Gärten: das Wasser ist versiegt, das steinerne Becken liegt voll Staub und trockenen Laubes und die ganze noch unter König Otto eingerichtete und von dem Baiern Heldreich geleitete Pflanzung verdient heute jede andere Bezeichnung eher als die eines botanischen Gartens. An Kosten hat derselbe schon über $1^1/_2$ Millionen Franken verschlungen, und wirklich entsprach er schließlich durch seine Baumschulen, exotischen Gewächse u. s. w. seinem Zwecke, als die Revolution vom Jahre 1861 an die Stelle seines fachmännischen Leiters einen Journalisten setzte, der sich um die Pflanzen herzlich

Meerbusen von Eleusis. (Nach einer Photographie.)

wenig kümmerte. Heute gedeiht dort nur noch etwas Gemüse, und einige lateinische Pflanzennamen auf eisernen Täfelchen sind die letzten Reste der wissenschaftlichen Anstalt. Gleich hinter derselben tritt die Straße in einen Olivenwald, der sich an den Ufern des Kephisos, des bedeutendsten Baches in ganz Attika, hinzieht und schon im Alterthume existirte. Einige von den Bäumen messen bis 6 Meter im Umfange und mögen gewiß aus vorchristlicher Zeit stammen. Zwischen dem luftigen, fahlen Laube der Oelbäume schimmern die rothen Fez der Männer, die weißen Gewänder der Frauen und die nackten Leiber der Kinder hervor, welche mit dem Ernten der Oliven und des Weins beschäftigt sind. Das Wasser des Flusses, welcher darum wenigstens zur Sommerszeit das Meer nicht erreicht, wird jetzt wie im Alterthume in zahlreichen Canälen über die zweihundert Gärten vertheilt, welche unter den Kronen jener uralten Bäume vor der austrocknenden Kraft der Sonne und des Nordwindes geschützt sind. Die Eigenthümer, fast lauter Albanesen, haben aus ihrer Mitte einen Gerichtshof gebildet, welcher die Vertheilung des Wassers regelt und Streitigkeiten schlichtet. Seine Entscheidungen finden stets Gehör und haben nie eine Appellation zu befürchten, und die Folge dieser vernünftigen Einrichtung, welche an die der Huerta von Valencia in Spanien erinnert, ist, daß jedes Feld wöchentlich zweimal bewässert wird und die Kephisos-Ufer in einem Baum- und Wiesengrün prangen, welches in wohlthuender Weise gegen die graue trockene Färbung der athenischen Ebene absticht. — Wo das Flußwasser nicht mehr hinreicht oder wenn dasselbe in heißen Sommern versiegt, hilft man sich mit Norias, jenen weitverbreiteten Wasserschöpfmaschinen, welche in Aegypten wie bei den Azteken sich finden und welche z. B. von den Mauren in Spanien eingeführt worden sind. Bis von 30 und mehr Fuß Tiefe her holt das von einem alten Klepper in Bewegung gesetzte Rad mit den

nungen von der Küste ist kein anderes Beförderungsmittel als Packpferde oder Maulthiere anwendbar; ein Transport von wenigen Stunden vertheuert daher Waaren und Landesproducte oft um 10 bis 20 Proc. und Gegenstände von mehr als 150 bis 200 Pfund Gewicht sind in dem classischen Lande einfach gar nicht transportirbar."

daran befestigten Schöpfkrügen das kostbare Naß und gießt es in einen hölzernen Sammeltrog.

Die Straße überschreitet nun den Kephisos auf einer kleinen Brücke, wo im Alterthume das Volk die nach Eleusis ziehende Procession ungestraft mit Spott- und Schimpfreden überhäufen und selbst die angesehensten Personen mit einer Zügellosigkeit angreifen durfte, welche sich die heutigen Athener Zeitungsschreiber in vollstem Maße bewahrt haben. Bald dahinter läuft der Weg wieder durch die nackte, kahle Ebene, die durch keinen Baum, keinen Strauch unterbrochen wird. Nur linker Hand sieht man auf einer kleinen Erdanschwellung einige behauene Steine liegen, die Reste jenes verschwenderisch kostbaren Grabmals, welches Harpalos, Alexander's des Großen ungetreuer Feldherr, seiner Maitresse Pythonike errichtete. Dann steigt die Straße zum kahlen Gebirge Aigaleos an und tritt in einen Paß, welcher die Ebenen von Eleusis und Athen mit einander verbindet und mit 94 Meter seinen höchsten Punkt erreicht. Dort oben stand in alter Zeit ein in ionischem Stile erbauter Tempel des Apollon, welcher einst die westliche Grenze von Attika bezeichnete; nun senkt sich die Straße und erreicht das Kloster Daphne, welches Benedictiner von Cîteaux (Cistercienser) zur Zeit des vierten Kreuzzuges, als Otto de la Roche Herzog von Athen ward, um und neben einer alten byzantinischen Kirche errichteten. Natürlich wurde es wohl befestigt, und um Gebäude, Höfe und Gärten läuft eine 8 bis 10 Meter hohe Zinnenmauer mit vorspringenden Thürmen und einem Umgang, von wo die Patres den anstürmenden Ungläubigen oder selbst den Catalanen und anderen guten Katholiken siedendes Oel auf die Köpfe gießen konnten. Auf drei Seiten des innern Hofes liegen Wohngebäude, welche zu ebener Erde mächtig gewölbte Küchen, Magazine, Refectorien u. s. w. und darüber Zellen für die Mönche enthalten. Das Meiste davon liegt in Trümmern. Die Kirche selbst gehört zu den ältesten und interessantesten der byzantinischen Epoche und stammt wahrscheinlich aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Die flach gewölbte Kuppel wird von einem kurzen, runden Unterfatze getragen und von 16 schmalen, langen Fenstern durchbrochen, zwischen denen halbrunde Strebepfeiler stehen. Im Innern stützen sie vier große viereckige Pfeiler, mit

Eleusis.

denen sie durch Hängebogen verbunden ist. Drei dreigetheilte Fenster erleuchten das Schiff. Die Mauern bestehen aus sehr regelmäßigen Bruchsteinen, welche sowohl in horizontaler wie verticaler Richtung von einander durch Ziegelsteinlagen getrennt sind; der Unterbau aus enormen Hausteinen, welche wahrscheinlich einst dem nahen jetzt ganz verschwundenen Apollon-Tempel angehörten. Neben der Kuppel errichteten dann die Benedictiner einen viereckigen Thurm, der die Glocken trug und gleichzeitig zur Vertheidigung dienen sollte. Die Kirche besitzt ein interessantes altes Mosaik, wie sie nur selten der Zerstörung durch den türkischen Fanatismus und den Zahn der Zeit entgangen sind. Als das Kloster ein türkischer Wachposten war, haben die Soldaten so manchen Heiligenkopf zum Ziel für ihre Flintenkugeln genommen, und später hat das Feuer der dort Unterschlupf suchenden Schäfer und die Kerzen der Geistlichen den Farben stellenweise arg zugesetzt. Ein Christuskopf in der Kuppel ist noch unversehrt; darunter sieht man die zwölf Apostel und die Propheten und in den Schlußsteinen die Verkündigung, Geburt, Taufe und Verklärung, Alles bei näherer Betrachtung voll byzantinischer Steifheit und Incorrectheit, aber doch im Halbdunkel von einer gewissen Majestät, welche auf einfache Gemüther ihre Wirkung nicht verfehlen kann. — Ein besonderes Interesse erweckt dies Kloster noch als Begräbnißstätte der französischen Herzoge von Athen, deren schmuck- und inschriftlose Steinsärge theilweise in einer kleinen Gruft unter der Vorhalle der Kirche wieder aufgefunden worden sind. Nur ein einziger zeigt auf einer Seite in Relief das Wappen Guido's II. de la Roche, des dritten Herzogs: zwei Schlangen mit Halsbändern und darüber zwei französische Lilien.

Von Daphne an senkt sich die Straße rasch zum Meerbusen von Eleusis hinab, rechts die grauen Kalkhänge des Poikilon-Gebirges, links die schroffen Felsen des Korydallos, den eine niedrige, aber kräftige Vegetation spärlich bedeckt. Unten am Meere ist der Weg in die Felsen eingegraben und ruht auf stützenden Mauern, welche die Fluthen bespülen. Die stille, fast ganz geschlossene Bucht bietet einen entzückenden Anblick dar: geradezu stürzen die fahlen Felsen von Salamis schroff ins Meer hinab, zur Rechten schim-

mern die zerrissenen Flanken des Parnes und Kithäron in einem warmen, leuchtenden Grau und zu ihren Füßen dehnt sich die einst der Demeter geweihte Ebene aus, jetzt von der Sonne verbrannt und von der blauen, unbewegten Fluth durch einen schmalen Strand geschieden, den zahllose Trümmer weißen und rothen Marmors bedecken. An diesem graciös geschwungenen Ufer hin führt der Weg nach Eleusis, dessen weiße Häuser vom jenseitigen Ufer herüberleuchten, während den Hintergrund des Bildes die hohen Kuppen des Geranion-Gebirges auf dem Isthmus bilden. Bei zwei großen zur Salzgewinnung dienenden Teichen, die im Alterthume dem großen Eleusinischen Tempel gehörten, vorbei erreicht man die einst ihrer Fruchtbarkeit halber so berühmte Ebene von Thria. Heute sind die Abzugsgräben verschüttet und das Wasser der Bäche hat in der Regenzeit die meiste fruchtbare Erde hinweggeführt. Nur ab und zu haben fleißige Albanesen etwas Haideland urbar gemacht; um jedoch die ganze Ebene von Fieber und Ueberschwemmung zu befreien und zu einer Quelle des Wohlstandes zu machen, dazu fehlt es der Gemeinde an Mitteln und der Regierung an Thatkraft und Lust. Die Bauern, denen man begegnet, sind hochgewachsen und haben eine lange, leicht abgestumpfte Nase, eine zurückweichende Stirn, kleine Augen und ein knochiges Gesicht. Die Frauen sind groß und stark, aber von keinem

Trümmer von Phyle. (Nach einer Photographie.)

angenehmen Aeußern, trotz ihrer blauen Augen und blonden Haare. Es sind Albanesen von Elevsis oder Levsina, jenes elenden Dorfes, welches die Stelle des alten Eleusis einnimmt, das in alten Zeiten für Athen eine ebenbürtige Gegnerin war, dann eine der attischen Zwölfstädte, zuletzt ein durch sein Demeter-Heiligthum, in dessen Geheimdienst Griechen aller Länder sich einweihen ließen, weitberühmter Gauort. Die Stadt lag theils in der Ebene, theils auf dem östlichen Ende eines niedrigen, der Küste parallelen Felsrückens, welcher auf seinem höchsten Punkte die kleine Burg trug, an deren Stelle ein mittelalterlicher Wartthurm getreten ist. Von den drei Tempeln, die einst hier standen, von den Propyläen und den Umfassungsmauern des Demeter-Tempels sind nur verworrene Trümmerhaufen übriggeblieben; nur hier und da unterscheidet man Stufen, während sich die Richtung der Fundamente noch gut verfolgen läßt.

Hinter Eleusis verläßt die Straße das Meer und wendet sich rechts nach Norden zum albanesischen [1]) Dorfe Mandra. Beim Nahen des Reisenden verbergen die Frauen ihr Gesicht, während die vor dem einzigen Kaffeehause des Ortes versammelten Männer ihn mit scheuen, wilden Blicken mustern. Die zurückweichende Stirn, die vorspringenden Schläfen, die blonden, struppigen Schnurrbärte, das vorn rasirte und hinten lang herabfallende Haupthaar dieser Leute erinnert an den Typus der Bulgaren. Sie sind jähzornig und wenig verträglich, dabei tapfer und wild, so daß Räuberbanden stets ihr Gebiet ängstlich vermieden. Nie haben diese Albanesen mit jenen gemeinsame Sache gemacht, wenn sie auch mitunter selbst mit der Flinte auf der Schulter auf-

[1]) Albanesen finden sich im Königreiche Hellas gemischt mit Griechen im südlichen Euböa (Eparchie Karystia), Attika, Megaris, im östlichen Böotien, in der Korinthia und Argolis (Eparchien Nauplia, Spetza und Hermionis und Hydra). S. H. Kiepert's ethnographische Uebersicht des europäischen Orients. 1876.

Walachischer Schäfer und Frauen von Vylia im Kithäron. (Nach einer Photographie.)

rühreriſch ins Gebirge geflüchtet ſind. Griechiſch können oder wollen ſie nicht verſtehen und auf Fragen geben ſie nur barſche Antworten. Die Feindſeligkeit der Einwohner von Mandra gegen alles Fremde zeigt ſich ſelbſt bei den Kindern, welche wie diejenigen türkiſcher Stadtviertel dem Wagen einen Hagel von Steinen nachſandten, was den Eltern überaus zu gefallen ſchien.

Nun ſteigt die Straße in einer bewaldeten Schlucht zu den Vorhöhen des Kithäron an. Nur niedergebogene Fichten und Dornbüſche mit kurzen harten Blättern wachſen hier und da aus den Spalten und Ritzen der grauen Kalkfelſen hervor. Nirgends aber ſieht man fruchtbare Erde oder Waſſer oder hört die Stimme eines Singvogels — ringsum eine todte Einöde, nur ab und zu eine kleine ſmaragdgrüne Eidechſe oder hoch in den Lüften ein Raubvogel. Mehrere Stunden ging es im Galopp ſo bergauf und bergab bis zur Frühſtücksſtation, dem einſamen Kani (Wirthshaus) Pirnari, der oben im Gebirge an den Quellen des eleuſiniſchen Kephiſos liegt. Es wäre leichter geweſen, im Thale deſſelben die Straße nach Theben hinzuführen, anſtatt ſeitwärts im ewigen Wechſel über Berg und Thal; aber wieder einmal haben Schlendrian und Unwiſſenheit den Sieg über die Vernunft davon getragen. Weiterhin durchfährt man eine enge, wilde Schlucht und erreicht die wohlerhaltenen Reſte der altbötiſchen, ſpäter attiſchen Stadt Eleutherä, welche dieſen wichtigſten Paß über den Kithäron völlig beherrſchte. Auf einem ſchroffen kegelförmigen Hügel von geringem Umfange erheben ſich ihre Befeſtigungsmauern mit ſieben Thürmen und bieten namentlich von oben (Norden) her geſehen, wenn man auf der vielfach gewundenen Straße an ihrem Fuße vorbeigefahren iſt und ſich dann umwendet, einen maleriſchen Anblick. Eleutherä war die bedeutendſte und ſtärkſte unter einer Reihe von Feſtungswerken, welche das attiſche Land im Norden ſchützten und zu denen Panakton, Drymos, Phyle*) u. ſ. w. gehörten.

Hinter Eleutherä ſteigt man zu dem Paſſe an, der die eigentliche, älteſte Grenze zwiſchen Böotien und Attika bildet. Straße und Bergeshänge waren weit und breit mit Schafherden bedeckt, welche die Hirten zuſammentrieben, um ſie nach den Winterweiden in Attika, die beſonders um Vari im ſüdlichen Hymettos liegen, überzuführen. Voran wanderten die Frauen und Kinder nebſt einem kleinen magern Eſel, der gewöhnlich ein paar geſtreifte Decken, einige Lebensmittel und einen Topf trägt. Neben und hinter der Herde ſchreiten quer durch das Geſtrüpp die Schäfer mit ihren Hunden, wahren Raubthieren, die ſich wüthend auf Belle's Wagenräder ſtürzten, aber ſonſt gegen die herumſtreifenden Wölfe vortreffliche Dienſte leiſten. Im langſamſten Tempo rücken dieſe Nomaden vor, machen bei jedem Brunnen Halt, laſſen überall die duftenden Halden abweiden, und wenn die Frühjahrshitze unten in den Ebenen unerträglich, das Waſſer ſpärlich und das Kraut trocken wird, ziehen ſie wieder hinauf in den Parnes und Kithäron; natürlich ein für die Entwickelung des Ackerbaues überaus ſchädliches Syſtem. Das Aeußere dieſer Leute iſt ſehr auffallend: hoher Wuchs, langes rothblondes Haar, fahle Augen, mageres, langes Geſicht, kleine Adlernaſe, verſchloſſener, wilder Ausdruck und ruhiges, ſtilles Weſen; ihr ſtaubiges, abgenutztes Gewand beſteht aus braunem Tuche — in Allem ein völliger Gegenſatz zu dem beweglichen Weſen und der bunten Tracht der Griechen. Sie nennen ſich Wlachen und ſind Verwandte der Rumänen, mit denen ſie mancherlei Aehnlichkeit beſitzen. An der türkiſchen Grenze werden wir ſie noch beſſer kennen lernen.

Von der Höhe des über tauſend Meter hohen Paſſes, den man bald erreicht, öffnet ſich plötzlich dem Blicke die thebaniſche Ebene mit den Schlachtfeldern von Leuktra und Platää, von den ſchroffen Spitzen des Helikon und Parnaſſus im Süden überragt, und auf enger, lang gewundener Straße jagten die vier Gäule nach Norden hinab in die Ebene. Nach einem flüchtigen Beſuche auf dem wenig abſeits liegenden Schlachtfelde von Platää erreichte Belle noch am ſelben Abend Theben.

[1]) Phyle, noch heute Phylí genannt, von dem wir eine Abbildung geben, liegt etwa 21 Kilometer nördlich von Athen im Parnes-Gebirge. Auf einer ſteilen, nur von Nordoſten her zugänglichen Felſenkuppe thronend, beherrſchte es die enge Schlucht, durch welche der Weg von Athen nach Tanagra und Theben führte. Von dem unregelmäßigen, durch Thürme verſtärkten Mauerviereck, das Piſiſtratos anlegte, iſt namentlich die Nord- und Oſtſeite bis zu anſehnlicher Höhe erhalten.

Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise nach Westsibirien.

II.

Von Obdorsk bis zur obern Schtſchutſchja.

Obdorsk, den 22. Auguſt.

Obſchon die Ausſichten auf baldige Ermöglichung der Weiterreiſe nach dem untern Ob bei unſerer Ankunft in Obdorsk am 13. Juli nichts weniger als günſtig waren, ſo geſtalteten ſie ſich doch weit ſchneller befriedigend, als wir damals hoffen durften. Die Hauptſchwierigkeit lag in dem Mangel an Leuten für unſere weitere Expedition nach der Schtſchutſchja reſp. dem Kariſchen Meerbuſen; denn Obdorsk iſt in dieſer Jahreszeit größtentheils von ſeinen Einwohnern verlaſſen, die dann vom Diakon bis zum geringſten Siranen dem Fiſchereigewerbe nachgehen. Nachdem wir uns ſchnell entſchloſſen hatten, unſere Gepäcklodka zurückzulaſſen, verdankten wir den unermüdlichen Bemühungen des Bezirksbeamten, Herrn Pawlinow, die ſchnelle Erledigung unſerer Angelegenheiten. Durch ſeine Güte erhielten wir einen Zimmermann, der die nöthigen Veränderungen (Fenſter u. A.) in der Lodka ausführte, und ſchloſſen Contract mit vier Leuten (zwei Siranen, einem Ruſſen und einem Oſtjaken) als Bemannung für unſere Lodka ab. Den alten Michael Panajew, den wir von Berëſow mitgebracht hatten, behielten wir um ſo lieber, als hier überhaupt kein anderer Dolmetſcher für die ſamojediſche Sprache zu erhalten war, und er ſich uns während der bisherigen Reiſe ſehr nützlich erwieſen hatte. Nachdem wir noch Proviant (getrocknetes Schwarzbrot, gedörrten Fiſch, Fiſchfett und Ziegelthee) für die Leute, und durch die Freundlichkeit des Bezirksvorſtehers für uns

sogar etwas frisches Fleisch, einen Schinken und Eier, seltene Genüsse für hiesige Gegenden, erhalten hatten, konnten wir in den ersten Stunden des 16. Juli nach der Schtschutschja aufbrechen. — Wir hatten das Vergnügen, zwei der diesjährigen russischen Forschungsexpeditionen nach dem Ob noch in Obdorsk anzutreffen. Die eine, theilweise von der Gesellschaft zur Beförderung des russischen Handels und der Industrie ausgerüstet und nach dem Karischen Meerbusen bestimmt, fanden wir im Begriff abzureisen und konnten ihr noch ein herzliches „auf Wiedersehen" zurufen. Sie bestand aus dem Herrn Matwjejew, der Kaufmann sein soll und von der Gesellschaft gesandt war, und den Herren Lieutenants Orlow (nebst Gattin) und Wasiljew vom topographischen Corps in Omsk, beide von Seiten der Regierung geschickt. Dieselben sollen sich mit der Kartirung und Bestimmung von Punkten längs und zwischen den Flüssen Schtschutschja und Baidarata beschäftigen, während Herr Matwjejew die Praktikabilität der Verbindung beider Flüsse mittelst eines Canals untersuchen wird. Bekanntlich ist die Baidarata ein dem Karischen Meere zuströmender Fluß, der von der, wie es scheint, auf weite Strecken schiffbaren, dem Ob zufließenden Schtschutschja nur durch eine schmälere Landstrecke von vielleicht funfzig bis siebzig Werst getrennt ist, und hier eben ist eine Canalanlage projectirt, die, wenn erreichbar, eine nähere Verbindung Europas mit Westsibirien herstellen würde, sofern die klimatischen Verhältnisse eine solche überhaupt gestatten [1]. — Die zweite, hauptsächlich vom Grafen Kamarowski ausgerüstete Expedition hatte den Ob-Meerbusen als Ziel, der bis zur Weißen Insel aufgenommen werden soll (s. Globus Bd. XXIX, S. 304). Sie steht unter Befehl des Capitän Dahl, Lehrer an der Navigationsschule zu Hainasch in Livland, der in Steuermann Randsep einen tüchtigen und erfahrenen Gehülfen zur Seite hat. Diese Herren befinden sich an Bord des Gaffelschuners „Moskau", von 25 Commerzlast, der eigens für diese Expedition in Tjumen gebaut wurde. Capitän Dahl hatte die Absicht, die Mündung der Schtschutschja festzulegen und willigte gern ein, Dr. Brehm bis dahin mitzunehmen. Von dort gedachten wir nach dem Karischen Meerbusen vorzudringen, eine Reise, die uns in Petersburg als ziemlich leicht geschildert worden war.

Mit Capitän Dahl war verabredet worden, daß er Dr. Brehm an der östlichen Mündung der Schtschutschja, welche sich in zwei Armen in den Ob ergießt, zurücklassen werde und zwar an einem Dschumenplatze, den er nach seinen Karten mit „Langalki" bezeichnete, und dorthin richtete sich zunächst unsere Fahrt.

Wir erreichten die erste Station, Kujäski-Jurti, am Vormittage und hielten hier an, um Iwan Taisin, dem einzigen noch existirenden erblichen Ostjakenfürsten, einen Besuch abzustatten. Der Platz besteht aus etlichen Winterhäusern aus behauenen Baumstämmen, wie sie die Ostjaken trefflich zu bauen verstehen, und die keine Fenster und Schornsteine besitzen, aber immerhin gegen die leichten wigwamartigen Dschums (Jurten) aus Birkenrinde als Paläste erscheinen. Der Fürst erwartete uns bereits und lud uns in sein Haus ein, welches ganz wie diejenigen anderer Ostjaken, nur etwas besser eingerichtet war. Obwohl nur Titular, besitzt er immerhin einen gewissen Einfluß und genießt Gehorsam bei seinem Volke, selbst jetzt, nachdem er ein armer Mann geworden ist und statt 10,000 Ren kaum mehr 700 besitzt. Gegen Abend erreichten wir Kiochat, einen ostjakischen Dschumen- und russischen Fischerplatz, ebenfalls am rechten Ufer. Außer einem innen gedielten Blockhause, mit Baumstämmen oder Erde gedeckt, finden sich dort einige Schuppen roh aus Flechtwerk, Rasen oder Heudach errichtet, in welchen die Fische gesalzen resp. aufbewahrt werden, und ein oder zwei eben so schlechte Baracken als Arbeiterwohnungen. Neben diesen sogenannten Häusern erheben sich etliche Dschums mit Gerüsten zum Trocknen der Fische und Netze. Denke man sich dazu noch eine Anzahl zerlumpter Ostjaken mit ihren schmutzigen Weibern und eine Menge raceloser Hunde, und das Bild eines Fischereiplatzes am untern Ob ist in groben Zügen gegeben. Dennoch sind diese bescheiden aussehenden Anstalten die Ursprungsquellen eines großen Handels und Umsatzes, dessen Centrum Tobolsk bildet. Der Ob ist ein äußerst fischreicher Strom, weniger an Arten, als an Individuen. Den gänzlichen Mangel von echten Lachsen (Salmoniden) ersetzen mehrere Arten dem Lachse nahe verwandter Fische der Gattung Renke (Corregonus). Unter diesen sind in erster Reihe die Njelma, der Moksun, der Tschokur, der Puschian und Sälgi (=Häring) wichtig; neben ihnen der Hecht, von dem riesige Exemplare vorkommen, die Quappe und der Jas, eine unserm Aland (Idus Melanotus) nahestehende aber verschiedene Art. Alle Renken zählen ausnahmslos zu den wohlschmeckenden, ja vorzüglichsten Fischen, und würden sich ohne Zweifel auf fremden Märkten eben so gut verwerthen lassen, als z. B. der Lachs, wäre nicht die Behandlungsweise eine zu unvollkommene und rohe; die Fische werden eben nur in einer Salzlake aufbewahrt und dann getrocknet oder gar nur an der Luft gedörrt, wobei natürlich der feine Geschmack total verloren geht. Dennoch finden die so, man kann wohl sagen, verdorbenen Fische nach wie vor ihre Abnehmer; das große Publicum, an keine bessere Zubereitungsmethode gewöhnt, kauft und ißt dieselben, und so darf man sich nicht wundern, wenn die Fischereibesitzer sich bisher nicht bemühten, bessere und schmackhaftere Waare zu bereiten. Bei den jetzt noch so ungenügenden Verkehrsmitteln Sibiriens würde der Export ohnehin manche ernste Schwierigkeiten haben. Immerhin verdient der Gegenstand volle Aufmerksamkeit, und es bedarf nur unternehmender Männer, um eine wichtige Hülfsquelle dieses Landes weiter auszubeuten und ihr ein großes Absatzgebiet zu erschließen. — Außer der Fischerei hatte Kiochat aber noch ein anderes Interesse für uns, nämlich in seinen Ostjaken, die alle noch sogenannte Heiden waren. Man erzählte uns, daß in der Nähe im Walde ein großer Schaitan (Götzenbild) sei. Aber wir konnten keinen willig finden, ihn uns zu zeigen; ich ging also selbst auf die Suche in dem nahen mit Tundra-Untergrund versehenen Walde, fand den Schaitan allerdings nicht, statt dessen aber einen ostjakischen Begräbnißplatz, der mir nicht minder interessant war. Die Ostjaken bestatten ihre Todten, wenn sie es irgend thun können, nicht unterirdisch, sondern in großen aus dicken Planken gefertigten Kästen, die mit Baumstämmen bedeckt sind und die sich wie ihr Inhalt sehr lange erhalten. Die Leiche selbst ist in die besten Pelze gehüllt, und wird mit Birkenrinde überdeckt. Schiller's „Alles sei mit ihm begraben, was ihn freuen mag" paßt nicht allein auf Nadowessier, sondern auch ganz auf diese Halbwilden des nordwestlichen Asiens. Da sieht man bei und auf den Gräbern „die Beile, die er tapfer schwang", aber auch den Bogen, die Schneeschuhe, Theile des Bootes, und vor allem Gegenstände, welche an den Verkehr mit dem Lieblingsthiere, dem Ren, erinnern. Da stehen umgekehrt und zerbrochen in langen Reihen Schlitten, an Baumstämmen hängen Geschirre und Leitseile, am Grabe selbst der oft bis 16 Fuß lange Leitspeer, die Glocke des Leitthieres. Eine Menge

[1] Vergl. über dieses Project, welches sich inzwischen als unausführbar herausgestellt hat, den Aufsatz von N. Lattin in Band XXX des Globus, Nr. 1, S. 11.

gebleichter Schädel bezeichnen die Zahl der am Grabe geschlachteten und beim Liebesmahl verzehrten Ren. Aber auch getrunken wurde auf das Andenken des Verstorbenen, denn hier und da finden sich Scherben von Schnapsflaschen. Frauen erhalten ebenfalls ihre Lieblingssachen, in erster Linie die nützlichen des täglichen Gebrauches, als Kessel, Schüsseln, Kästchen, Instrumente zum Gerben, Nähkasten und andere mit in das Todtenbett, und selbst das Grab des Säuglings schmückt die Wiege aus Birkenrinde, in welcher er sein kurzes Dasein verbrachte. — Ohne Zweifel hängen diese Gebräuche mit einer Ueberlieferung wegen eines Fortlebens nach dem Tode zusammen, aber fast alle Ostjaken und Samojeden, welche ich deshalb befragen ließ, leugneten dies; sie behaupteten, daß sie nur einer althergebrachten Sitte folgten. Nur der Starschina Jurka Mamru, ein sehr verständiger Heide, erklärte, daß sie (Ostjaken und Samojeden) an ein Schattenleben nach dem Tode glaubten, und daß man dem Verstorbenen die Sachen und Geräthe gleichsam „als wie zum ersten Anfange drüben" mitgebe, damit ihm dort die neue Einrichtung leichter werde.

War mir der Anblick des großen Schaitan nicht vergönnt, so konnte ich mich wenigstens an einem kleinen erlaben, der in einem Dschum verwahrt wurde. Aber ich mußte ihm etwas opfern, und ich brachte dieses mein erstes „Götzenopfer" gern. Der Götze bestand nur aus einem unförmlichen Bündel, welches die Opfer an Fuchs- und anderen Fellen enthielt und an welchem ein Messingblech, roh ein menschliches Gesicht darstellend, befestigt war. Auch die brave Hausfrau ließ sich endlich herbei, den „Weibergott", eigentlich die Göttin Songet, zu zeigen. Sie stellte eine nach Art der Ostjakenweiber angezogene Puppe dar. Und so waren die später gesehenen Götter und Göttinnen alle [1].

Von Kiochat aus mußten wir bei nicht geringem Wellengange den Strom kreuzen, um in das stille Wasser des kleinen Ob, eines Nebenarmes des großen, einzulaufen. Sobald man den Hauptstrom verlassen, wird es schwierig, ja unmöglich, sich bei dem jetzigen hohen Wasserstande, der das flache linke Ufer größtentheils überschwemmt hat, in dem Wirrsal von Canälen und Wasserstraßen zurechtzufinden, und sich ein Bild über den Lauf und die Verbindung derselben unter einander zu machen. Das Fahrwasser ist bald eine breitere, bald eine schmälere Straße, beiderseits von Sumpfland oder meist undurchdringlichen Dickichten einer weniger als mannshohen Weide eingerahmt, die selten freiere Aussicht gestatten. Die wenigen Niederlassungen, an welchen wir anlegten, um neue Ruderer zu erlangen und abzukochen, befanden sich meistens auf inselartigen Streifen Landes, die entweder von sumpfigen Weidendickichten, Morästen oder eigentlicher Tundra umrahmt waren. Die kleine Niederlassung, Male Obske Peské (d. h. kleiner Ob-Sand), wo wir am 18. Juli wieder mit Dr. Brehm zusammentrafen, bestand nur aus wenigen Wigwams und der Hütte eines Russen, welcher hier im Verein mit den Eingeborenen Fischfang betrieb. Die Erkundigungen, welche ich von ihm über den Lauf des Flusses und seine Mündungen erhielt, fielen eben so spärlich aus, als die, welche wir in Janburra (oder Janburri), der letzten Fischereiniederlassung, erhielten. Wir befanden uns hier bereits auf dem östlichen Arme des „Hechtflusses" (Schtschutschja, von Schtschuka, russisch Hecht), eine Benennung, die dem gleichbedeutenden ostjakischen Sortjohan, und samojedischen Pere-ja entspricht und die überhaupt Angesichts des Reichthums an Hechten sehr passend erscheint. Indeß wußte uns Niemand irgend welche befriedigende Auskunft zu geben, namentlich nicht darüber, ob wir Menschen antreffen würden, wie weit der Fluß schiffbar sei u. a., denn keiner hatte ihn außer an seiner Mündung aus eigener Anschauung kennen gelernt. Janburra war ethnologisch insofern interessant, als wir hier fast nur Samojeden fanden. Wenn es schon schwer ist, für Ostjaken als Volksstamm eigene Charaktere aufzufinden, so erscheint es noch schwieriger, Samojeden und Ostjaken als getrennte Stämme anthropologisch zu unterscheiden. Beide Völker stimmen in der That in Körper- und Gesichtsbildung, Sitten und Gebräuchen fast ganz überein, betrachten sich auch unter einander als ein Volk, so daß sie hauptsächlich nur die Verschiedenheit der Sprache trennt. Dabei muß bemerkt werden, daß samojedisch als ausgebildeter und wohlklingender die gebräuchlichste Verkehrssprache ist, die fast jeder Ostjake versteht, während umgekehrt ein Samojeden nur selten ostjakisch spricht.

Von Janburra gingen wir mit einer Reservemannschaft von siebenzehn Samojeden und Ostjaken den Fluß aufwärts und erreichten in der ersten Stunde des 19. den kleinen Dschumenplatz Hatsché, die letzte größere Niederlassung, welche wir für längere Zeit sehen sollten. Es gelang mir hier nach fast dreistündigen Unterhandlungen in der That, zwei Leute, einen Ostjaken und einen Samojeden, zu überreden, uns zu begleiten, zugleich weitere Ruderer bis zur Gabelung des Flusses zu engagiren. Wir erreichten dieselbe am 20. und fanden hier zugleich die ersten Spuren der uns vor drei Tagen im westlichen Arme vorausgegangenen russischen Expedition, die Fußtritte der am Zugseile marschirenden Leute, aber keine besondere Zeichen, wie uns versprochen worden war. Nachdem uns die samojedischen Ruderer, die letzten, welche wir erhalten sollten, an der Gabelung verlassen hatten, blieben uns nur noch sieben Leute, um das schwerbepackte Schiff den schnellströmenden Fluß (120 Fuß in drei Minuten) aufwärts zu bringen. Es geschah mittelst Zugseils, Ruder, oder da, wo es anging, mit Hülfe eines rohen Segels, welches die Leute aus ihrem Mückenzelt zusammengenäht hatten, und das uns große Dienste leistete. Die Schtschutschja ist ein breiter und bei dem hohen Wasserstande meist tiefer Fluß, der sich nicht nur in Schlangenwindungen, sondern in Schlingen krümmt, die die Fahrt zu einer sehr langwierigen und zum größten Theile langweiligen gestalten. Die Uferscenerie besteht meist aus wenig hohen Sand-, Lehm- oder Moorwänden mit Erlen- und Weidenvegetation, hier und da offener Tundra, oder dünenartigen Sandbergen, die mit Gruppen hübscher Lärchen oft dicht besetzt sind. Von solchen Hügeln aus übersieht man zuweilen weithin die flache Gegend, die häufig von der Uralkette malerisch begrenzt erscheint; man kann den Lauf des Flusses, durch Sandberge und eine Reihe einzelstehender Lärchen, gleich italienischen Pappeln längs einer Chaussee gekennzeichnet, auf weite Strecken verfolgen. Zu geringem Behagen zeigt es sich dann sehr häufig, daß Einen der Abend kaum zehn bis zwölf Werst entfernt von der Stelle, wo am Morgen das Lager stand, an der entgegengesetzten Biegung der Schlinge, finden wird. Als Zeichen menschlichen Daseins trafen wir einige Male Winterplätze, bestehend in einer Menge bepackter und unbepackter Schlitten und anderm Geräth. Sie gehören nomadisirenden Samojeden und Ostjaken an, die im Herbst mit ihren Herden hierher zurückkehren, um Fischerei zu betreiben und dann gegen den Winter hin meist nach Obdorsk auf den Jahrmarkt weiter zu ziehen. Am Vormittag des 24. Juli kam die Lodka der russischen Expedition in Sicht, der wir mit unserer deutschen Flagge den Willkomm zuwinken konnten. Nach kurzer gegenseitiger Begrüßung wurde die Fahrt gemeinschaftlich nach Pereja, einem Dschum am linken Ufer, fort-

[1] Vergl. oben S. 14: „Götzenbilder der Ostjaken."

gesetzt, wo es gelang, von dem Ostjaken Dschunschi trotz seines anfänglichen Sträubens wichtige Nachrichten über den weitern Weg zur Baidarata (von den Samojeden und Ostjaken Podarata oder Poderata gesprochen) einzuziehen. Schließlich zeichnete der alte Bursche mit Bleistift eine Karte auf, welche 5 bis 6 Marschtage bis zur Podarata, 4 bis 5 bis Sardapai, einem Platz jenseits dieses Flusses, wo wir Renherden treffen sollten, verzeichnete.

Wir hatten im Laufe des Abends ein Gewitter gehabt, welches uns Kälte und Wind hinterließ, so daß wir erst am Abend des folgenden Tages, fast gleichzeitig mit den Russen, weiterreisen konnten. Der Charakter der Landschaft hatte sich inzwischen etwas verändert und der Strom schlang sich durch sanfte Höhenrücken dahin, die immer noch schönen zum Theil waldartigen dichten Baumwuchs, Lärchen, zeigten. Das Ufer des Flusses, das viele sich zusehends vergrößernde, hier und da mit Steingeröll bedeckte Sandbänke zeigte, fiel zum Theil steil ab, und bildete Schluchten, in denen zuweilen noch Schnee und Eis lag. Da, wo Tundren angrenzten, waren die Weiden- und Erlendickichte mehr verschwunden, und die Zwergbirke vertrat die Stelle. Der Fluß wurde zugleich seichter, das Schiff stieß oft auf den Grund, und es mußte nach gutem Fahrwasser gesucht werden. Am dritten Tage nach unserm Aufbruche von Pereja erklärte Dschunschi, wir könnten zu Schiff nicht weiter, und wir bezogen auf der offenen Tundra ein Lager, gegenüber der Einmündung des kleinen Flusses Haijaha, von dem wir durch eine große Insel mit Dünenbergen, welche die Schtschutschja im weiten Bogen umströmt, getrennt waren. Ich besuchte diese Insel, um mich über den Lauf des Flusses zu unterrichten, und fand hier die üppigste Flora, welche wir bisher gesehen hatten. Steinnelken, Glockenblumen, Wicken, untermischt mit Vergißmeinnicht und gelbem Hahnenfuß bildeten förmliche Teppichbeete. Die Insel stand mit einer enormen im Abtrocknen begriffenen Sandbank in Verbindung, welche sehr viel Eisensand enthielt. Am rechten Flußufer fand ich das erste anstehende Gestein und zwar Kalk und einen Schiefer, der wie alle bisher gesehenen Rollsteine stark mit Eisen gefärbt, förmlich überzogen war. — Die Russen hatten uns inzwischen überholt, konnten aber nur wenige Werst weiter stromaufwärts gekommen sein, da Dschunschi versicherte, daß dort Stromschnellen die Schifffahrt gänzlich hemmten. Herr Wasiljew hatte uns gesagt, daß er von dort aus mit einem Ostjaken nach Renthieren gehen werde, und uns blieb kein anderer Ausweg, um nach der Podarata zu gelangen, als dasselbe zu thun. Nun entschlossen wir uns in corpore aufzubrechen und die Lodka unter Iwan und dem alten Panajew nach Tschornejar an der unteren Schtschutschja zurückzuschicken, da dies bei weiterm Fallen des Flusses später nicht mehr möglich sei. Wie gewöhnlich ließ ich zuerst die Leute den Reiseplan besprechen, ehe ich in die Berathung mit ihnen eintrat. Nach ein paar Stunden legten sie mir auch eine gemeinschaftlich gefertigte Reiseroute vor, die wir natürlich nur acceptiren konnten. Der folgende Tag verging mit Vorbereitungen zur Reise.

Miklucho-Maklai's Reisen seit Juni 1875.

(Nach seinen Briefen [1]) aus dem Russischen.)

R. K. Auf Seite 188 des 28. Bandes des „Globus" haben wir über die erste fünfzig Tage umfassende Excursion des russischen Naturforschers N. N. Miklucho-Maklai im Süden der nur in ihren Küstenumrissen bekannten malayischen Halbinsel (Halbinsel Malaka) berichtet; was bis jetzt über seine weiteren Reisen bekannt geworden ist, stellen wir im Folgenden zusammen. Zunächst berichtet darüber ein Schreiben Miklucho-Maklai's aus Kotta-sta, der Residenz des Sultans von Kedda (an der Westküste der Halbinsel nördlich von der britischen Insel Pinang), vom 2. October 1875, welches an den Secretär der Russischen Geographischen Gesellschaft gerichtet ist. Darin heißt es:

„Am 13. Juni (1875) trat ich von Dschohor-Baru (gegenüber der Insel von Singapur) aus meine zweite Reise auf der Halbinsel an. Theils im landesüblichen Prau auf den Flüssen Dschohor-Lama und Sombron, einem südlichen Zuflusse des Indan (der an der Ostküste mündet), theils zu Fuß besuchte ich im Gebirge Indan die dort lebenden Orang-Utang, welche sich als ein merkwürdig klein gewachsenes Volk mit gelockten, wolligen, aber nicht krausen Haaren und einem selbständigen, nichtmalayischen Dialekte erwiesen. Dann fuhr ich den Fluß Pahang (mündet nördlich vom Indan) bis zu den Quellen seines Nebenflusses Tamylen hinauf und fand dort oben im Gebirge eine große Niederlassung der Orang-Sakai, welche sich einen völligen Papua-Typus, sowie auch viele charakteristische Gebräuche, wie die Durchbohrung der Nasenscheidewand, die Tättowirung, den Gebrauch des Bogens u. s. w., bewahrt haben und einen eigenen Dialekt reden, sich in ihrer Lebensweise jedoch nicht sehr von den Orang-Utang der übrigen Theile der Halbinsel unterscheiden. Darauf stieg ich am Kalantan-Flusse fast bis zu seiner Mündung (an der Ostküste nördlich von der des Pahang) hinab, traf in Kotta-Baru mit dem Radscha zusammen und kehrte dann theils zu Fuß, theils auf Elephanten in das Gebirge zurück, wobei ich die Gebiete der von Siam abhängigen Radschas Lege, Sa und Rumen berührte und dabei fast die malayische Halbinsel zum zweiten Male kreuzte (das erste Mal geschah es im äußersten Süden derselben). Dabei hatte ich wieder das Glück, Orang-Sakai zu treffen oder besser gesagt sie aufsuchen zu können; dieselben waren in jeder Hinsicht den Orang-Sakai der Gebirge von Kalantan und Pahang sehr ähnlich. Obwohl der Westküste sehr nahe, kehrte ich doch wieder nach Osten um, weil ich die Orang-Semang von Singora (Stadt der Ostküste, gegenüber der Insel Tantalam) und Kedda kennen zu lernen und die siamesische Bevölkerung, ihr Wesen und ihre politische Lage mit der der malayischen zu vergleichen wünschte. Ueber Jalor und Patani, dann über die Gebiete der Radschas Todion, Teba und Tschena, welche drei letzteren schon siamesische Bevölkerung haben, erreichte ich die siamesische Stadt Singora, von wo ich nun auf guten Wegen mittelst Ele-

[1]) S. Iswestija der Kais. Russ. Geogr. Ges. 1876, Heft 1, S. 46 und Heft 4, S. 367. — Ueber die früheren Forschungen des nunmehr im siebenten Jahre Südost-Asien und Neu-Guinea durchwandernden Reisenden s. „Globus" XXIV, S. 29; XXVI, S. 317 u. 333; XXVIII, S. 188.

phanten in vier Tagen gestern spät Abends hier in der Residenz der Jam-tuan (d. i. Sultan) von Kedda anlangte. Heute ist von Dschohor-Baru an gerechnet der 113. Tag meiner Reise, welche mit den verschiedenartigsten Transportmitteln stattfand: zu Fuß, auf Elephanten, auf Flößen oder den einheimischen Praus der verschiedensten Größe und Construction, bald allein, bald mit einem Gefolge von 30 bis 40 Menschen. Die inzwischen herangekommene Regenzeit verzögerte und erschwerte mein Fortkommen während des letzten Monats sehr und zwang mich, die weitere Landreise bis Bangkok aufzugeben.

Die positiven Ergebnisse meiner Reise bestehen in anthropologischen und ethnologischen Angaben über die Papua-Bevölkerung der Halbinsel, in (freilich unvollständigen) Nachrichten über ihre Verbreitung und in Sammlungen einiger Dialekte dieser aussterbenden Stämme. Ein zweites Ergebniß, das für mich von untergeordneter Bedeutung ist, ist mein Bekanntwerden mit den Malayen und ihren socialen und politischen Verhältnissen, und zwar in Gebieten, die von directem Einflusse der Europäer gänzlich abseits liegen. In diesen drei Monaten habe ich, wie ich glaube, einen richtigern Begriff von den Malayen und ihrem Charakter bekommen, als während meines fast dreijährigen Aufenthaltes in den holländischen Colonien des malayischen Archipels.

Nicht wenig Schwierigkeiten, Zeitverlust und unvollständige und ungenaue Benachrichtigungen erwuchsen mir aus dem großen Argwohn der malayischen Radschas und Würdenträger, trotz meiner Empfehlungsbriefe der englischen und siamesischen Behörden, so daß ich mitunter zu dem Glauben gebracht wurde, daß jene Briefe gerade die Ursache des Argwohns und Betruges seien. Zu diesen bösen Eigenschaften der höchsten Schichten gesellt sich eine große Trägheit und Furchtsamkeit der unteren Classen.

Ich habe die ganze Zeit über ein genaues Tagebuch geführt und interessante Typen gezeichnet; auch hoffe ich, daß meine Aufzeichnungen einigen Nutzen für die Vervollständigung der geographischen Kenntniß der Halbinsel (— die bis jetzt noch gleich Null ist — Red.) haben werden. Aber ich schiebe die Veröffentlichung der Resultate dieser wie der früheren Reisen bis zu meiner Rückkehr nach Europa auf, weil ich meine Zeit hier mit größerm Nutzen auf neue Forschungen verwenden kann und weil Zeichnungen und Karten nicht ohne meine persönliche Aufsicht angefertigt werden können.

Als ich übrigens im vorigen Jahre von Java aufbrach und mir die Aufgabe gestellt hatte, genaue Nachrichten über die damals problematische Papua-Bevölkerung der Halbinsel einzuziehen, erwartete ich durchaus nicht, daß mir das ein ganzes Jahr kosten würde und daß die Lösung dieser Frage, welche den Horizont unserer Kenntniß erweitert, eine ganze Reihe weiterer Aufgaben für neue Forschungen und Reisen nach sich ziehen sollte, von denen ich berichten will, so wie ich dafür eine bequemere Gelegenheit finde."

Einen zweiten Brief schrieb der Reisende an dieselbe Adresse am 29. Februar 1876 auf dem Molukken-Meer. Derselbe lautet:

„In der Absicht, die Zahl meiner Forschungen über die Racen des südöstlichen Asiens, des ostindischen Archipels und der Inseln des Stillen Oceans zu vermehren, lasse ich eine sich mir bietende Gelegenheit nicht vorüber, die Inseln des westlichen Mikronesien und andere noch interessantere unter denselben Längengraden, aber südlich vom Aequator, die wenig bekannten Inseln und Inselchen zwischen Neu-Guinea, Neu-Irland und Neu-Britannien zu besuchen. Dieser Theil des Stillen Oceans hat für die Ethnographie ein besonderes Interesse, da er auf der Grenze zwischen Malesien, Melanesien und Polynesien (Mikronesien) liegt und nach der Ansicht einiger Ethnologen (s. Waitz-Gerland'sche Anthropologie der Naturvölker V, Abth. 2, S. 43) das Thor bildete, durch welches sich der Strom der malayo-polynesischen Bevölkerung nach den Inseln des Großen Oceans ergoß. Ich befinde mich auf einem kleinen Schiff, dem Schooner „Sea-Bird" von 105 Tonnen, welcher mit Waaren und Lebensmitteln nach den westlichen Inseln des Karolinen-Archipels, den Palau-, Admiralitäts-Inseln u. s. w. geht. Nach getroffener Abrede habe ich das Recht, behufs Beobachtungen den Weg des Schooners ein wenig zu modificiren, d. h. an Orten anlegen zu lassen, die sich nicht gerade im Programm des Capitäns finden, aber unfern der Route liegen, sowie den Aufenthalt an besonders interessanten Stellen verlängern zu dürfen. Ist der Schooner seiner Fracht ledig, so steht er ganz zu meiner Verfügung.

Da ich mich auf den Inseln des ostindischen Archipels nicht aufzuhalten wünsche, so werden wir uns zunächst fast ohne Verzug nach der Insel Jap, einer der westlichsten der Carolinen, begeben. Am 18. Februar verließen wir die Rhede von Tjrebon (auf der Nordküste von Java), erreichten erst nach neuntägiger Fahrt (infolge schwachen Windes und von Windstille) am 27. die Rhede des kleinen Dorfes Bonthein am Südende von Celebes, der letzten Station, wo ich der Post einige Briefe übergeben konnte, eine Annehmlichkeit, der ich nun wahrscheinlich lange beraubt sein werde. Dann passirten wir die Meerenge von Salaija, umsegelten heute die Insel Buton und werden zwischen den Molukken hindurch auf die Insel Gebe (zwischen Djilolo und Neu-Guinea) los- und dort in den Stillen Ocean einsegeln."

Eine Nachschrift, datirt: „Stiller Ocean (8° 26' nördl. Br., 136° 12' östl. L.), 12. April 1876. Unterwegs nach den Palau-Inseln", fügt hinzu, daß sie bei den Inseln Gebe, S. David, Auripig und im Archipel Ulnti (oder Mogemug) anlegten und Jap erreichten. Dort blieben sie 14 Tage und segelten dann nach den Palau-Inseln und von dort nach Süden.

Inzwischen hat der „Golos" vom 28. November 1876 einen neuen Brief des Reisenden, d. d. 3. Juli 1876, Maklai-Küste auf Neu-Guinea, veröffentlicht, aus welchem Folgendes hervorzuheben ist.

„Ich landete am 28. Juni und wurde von den Eingeborenen sehr freundlich empfangen, die keineswegs erstaunt waren, mich wieder unter sich zu sehen; sie erklärten vielmehr, meine Ankunft schon längst erwartet zu haben, da ich bei meiner Abreise ja wiederzukehren versprochen hätte. Seit der Abfahrt des „Isumrud" (jenes russischen Schiffes, welches Miklucho-Maklai zu seinem ersten Aufenthalte dorthin gebracht hatte) im December 1872 war kein Schiff wieder dort gewesen. Drei bis vier Monate später hatte ein Erdbeben stattgefunden und viele Dörfer im Gebirge zerstört. Während des Gesprächs mit meinen alten Bekannten war ich erstaunt darüber, wie viele russische Worte sie von meiner ersten Anwesenheit her behalten hatten. Sie sprachen dieselben sehr gut aus und wandten sie im täglichen Gebrauche an. Hunderte von Eingeborenen aus den nächsten Niederlassungen halfen mir ein Haus bauen. Ich habe den Papuas verschiedene Sämereien nützlicher Pflanzen und Obstbäume mitgebracht und hoffe, daß dieselben ebenso gut gedeihen werden wie der Mais, welchen ich 1872 zurückgelassen."

Der Capitän des „Sea-Bird", welcher diesen Brief überbrachte, fügt hinzu, daß Maklai während der ganzen Fahrt des Schooners und bei der Landung sich im besten Wohlsein befand.

Die Weichsel in Russisch-Polen.

Von **C. Petzet.**

Den vielbelobten Dreikaiserbund von 1872 symbolisirend bildet der Weichselstrom ein bewegliches und doch ziemlich festhaltendes Band zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen. Für das Königreich Polen, dessen Gebiet von dem Strome über achtzig Meilen lang bespült, durchschnitten und in fast gleich große Hälften getheilt wird, ist die Weichsel nicht bloß das breite Rinnsal, in welches die Gewässer des Landes von der Linken wie von der Rechten sich zahlreich ergießen, sondern auch die wichtigste natürliche Verkehrsader, die in einem Lande des Ackerbaues von besonderer Bedeutung ist. Es braucht kein besonders günstiges Jahr für die Schifffahrt zu sein, wenn 40,000 Last Weizen, 20,000 Last Roggen und eine Million Stück Balken weichselabwärts über die Grenze nach Preußen schwimmen, während dafür die wohlbekannten „Berlinken" mit Colonialwaaren und Industrieproducten beladen von Bromberg und Danzig stromauf die Gegengaben des Westens bringen. Eine Handelsstraße, die solch einen Verkehr vermittelt, verdient gewiß einen aufmerksamen Blick.

Schon von Krakau ab würde die Weichsel bei gehöriger Fürsorge für Eindeichung und Ausbaggerung zur regelmäßigen Schifffahrt geeignet sein, wenn auch nicht für tiefgehende Kähne, jedenfalls aber für Flöße, da schon von hier an die geringste Tiefe bis hinab zur Mündung des San mindestens 3 Fuß beträgt. Im Mittelalter, wo der Fluß nicht wie jetzt von Igolomia bis Zawichost die Grenze gegen einen fremden Staat bildete und dadurch mehr dazu einlud, ihm einen seine Ufer scheidenden Charakter als einen verbindenden zu verleihen, wo aber auch andererseits bei dem reichern Waldbestand an seinen Gestaden und in seinem ganzen Gebiete für einen gleichmäßigern Wasserstand besser als heute gesorgt war, scheint die Schifffahrt bis weit oberhalb der Strecke, wo sie noch heute schwunghaft betrieben wird, sich einer lebhaftern Förderung erfreut zu haben. So blühte im 14. bis 16. Jahrhundert der namentlich auf dem Wasserwege betriebene Handel von Nowe Miasto Korczyn, einem an der Mündung der Nida in die Weichsel in einer getreidereichen und wohlbebauten Gegend günstig gelegenen Stapelplatze, der in jener Zeit über 30,000 Einwohner zählte. Heute ist das auf ein paar tausend Seelen zusammengeschrumpfte Städtchen einige Werst von der Weichsel entlegen, und nur zur Zeit des Hochwassers im Frühjahr wird hier noch eine bedeutende Quantität Weizen in die Weichselkähne verladen: von einer regelmäßigen Handelsthätigkeit ist in dem verödeten Orte keine Rede mehr.

Ein recht eindringliches Beispiel einstiger commercieller Bedeutung und modernen tiefen Verfalls bietet weiter abwärts, nachdem wir an dem durch seinen trefflichen Weizen berühmten alten Sandomir und dem für Handel und Schifffahrt noch jetzt wichtigen Zawichost sowie an Rachow-Annopol vorbeigekommen sind, noch gegenwärtig das den Namen seines historisch berühmten Gönners, des polnischen Bauernkönigs, tragende Städtchen Kazimierz. Eine Reihe von dreißig Getreidespeichern, größtentheils massiv und solide gebaut, in den letzten Jahrhunderten aber allmälig verfallen, zieht sich hier im Weichselthale der Uferstraße entlang. Aus diesen Gebäuden wurde im Mittelalter das aufgespeicherte Getreide direct in die Weichselkähne verladen, die bis an die Mauern heranfahren konnten. Heute stehen die Speicher wüst und leer oder sie liegen in Ruinen, und die Weichsel hat sich mehrere hundert Schritte weit weg nach dem gegenüberliegenden Thalrande zu ein bequemeres Bett gewühlt.

Derartige Abänderungen des Stromlaufes sind überhaupt bei der Weichsel keine Seltenheit, und es mag in Europa westwärts nicht leicht einen Fluß geben, der sich in dieser Hinsicht mit ihr vergleichen ließe. Meilenweit unterspült sie die Ufer in einer Weise, daß schließlich förmliche Erdstürze entstehen, die dann die Strömung nach einer andern Richtung drängen. Große Strecken der Uferdämme werden beim Hochwasser weggerissen und überfluthet, so daß ganze Landschaften unter Wasser gesetzt, ganze Dörfer hinweggespült werden und wiederholt schon der Verlust zahlreicher Bewohner der Flußniederungen zu beklagen war. Namentlich die Gegenden unterhalb der Festung Iwangorod (ehemals Demblin) waren schon die Stätten der schrecklichsten Verwüstungen, die besonders beim Eisgang durch außerordentliche Stauungen, die sogenannten „zatory", oft über weite Strecken verbreitet wurden.

Selbst in der unmittelbarsten Nähe der Hauptstadt Warschau, ja innerhalb des städtischen Weichbildes, wo in den letzten Jahrzehnten sehr viel für äußere Ordnung aufgewendet worden ist, lassen die Ufer des Stroms an Sicherung noch unglaublich viel zu wünschen. Weder die Vorstadt Praga noch die nach dem Strome zu gelegenen Stadttheile des linken Ufers sind durch genügende Schutzmittel vor Ueberschwemmungen gesichert, und während die kostbarsten Brücken gebaut werden — die 1860 eröffnete Gitterbrücke verursachte einen Aufwand von drei Millionen Silberrubel — bieten die Uferdämme einen Anblick, der zu den schönen gemauerten Kais mittel- und westeuropäischer Städte einen traurigen Contrast bildet. Der nach der Seite von Praga im Strome liegende sächsische Werder (die sächsische „Kempe"), der für die mittleren und niederen Classen der Warschauer Bevölkerung vielbesuchte Sommervergnügungslocale in seinem Naturparke birgt, wird alljährlich vom Hochwasser überfluthet und beschädigt, gleich den zahllosen anderen Weichselinseln, an denen der Fluß namentlich von hier abwärts sehr reich ist.

Wie schon der Einfluß des San nicht bloß auf die Wassermenge, die Tiefe und das Gefälle, sondern auch auf die Richtung des Laufes der Weichsel von bedeutender Einwirkung ist, so tritt dies aufs Neue und in noch höherm Maße bei der Einmündung der Narew hervor. Es sei hierbei die Zwischenbemerkung gestattet, daß noch in zahlreichen geographischen Büchern wie auf Landkarten der Irrthum genährt wird, als sei der Bug der größte Nebenfluß der Weichsel, in den sich die Narew bei Sierock ergieße. Die Sache verhält sich umgekehrt, wiewohl der Bug einen längern Lauf hat, als die Narew — ein ähnliches Verhältniß wie das der Moldau zur Elbe, des Inn zur Donau und andere mehr. Die Narew ist dafür weit wasserreicher, breiter und tiefer. Mit dem Einfluß der letztern bei der Festung Nowo-Georgiewsk, dem frühern polnischen Modlin, nimmt die Weichsel eine ganz dem Laufe der Narew und des Bug entsprechende westliche Richtung an; die Farbe der Narew-Gewässer läßt sich in dem Strome weithin verfolgen, die

Tiefe des Strombetts, bisher im Mittel 4 bis 20 Fuß, beträgt von nun an 6 bis 27 Fuß, die Geschwindigkeit des Laufes und das Gefälle ermäßigen sich ganz bedeutend, die Breite des Flusses übersteigt oft 2000 Fuß.

Der wichtigste Punkt in der gesammten Stromentwickelung ist auch in militärischer Hinsicht zweckentsprechend verwerthet worden und dadurch wie für die Geschichte Polens so aller Voraussicht nach für den russischen Besitzstand in seiner Richtung gegen Mitteleuropa von hoher Bedeutung. Nicht allein bietet diese Weichsel-Narew-Festung Nowo-Georgiewsk ganz ungewöhnlich weite Räume für Besatzung und befestigtes Lager — 40,000 Mann können hier allein in unterirdischem Lager untergebracht werden —: die Deckung der Front und der Flanken für eine große Feldarmee ist eine so vollkommene, daß der größte Feldherr des Jahrhunderts die Lage von Modlin in dieser Hinsicht für die günstigste in Europa bezeichnet haben soll. Der Vollständigkeit wegen ist dabei noch zu erwähnen, daß die Seitendeckung einer von Osten her gedachten, von Westen bedrohten Aufstellung durch die vom Norden der Narew unmittelbar oberhalb Modlins zuströmende Wkra unterstützt wird, und daß die Fortificationskunst natürlich nicht versäumt hat, der Festung gegenüber sowohl auf dem linken Weichselufer bei Kazun, als auf der von Narew und Weichsel gebildeten Landzunge bei Nowydwor die geeigneten Brückenköpfe anzulegen. Für Schifffahrt und deutsche Bevölkerung gehören die letztgenannten Orte zu den meistgenannten in Polen; Nowydwor wird sogar als so wichtiges Standquartier der Flußschiffer betrachtet, daß sie es in „Neuhof" umzutaufen und diesem Namen Geltung zu verschaffen vermochten.

Von Nowo-Georgiewsk abwärts spielen an der Weichsel noch Wyszogrod vis-à-vis der Mündung der Bzura, Plotzk (Plock), die ansehnliche, emporstrebende Bezirkshauptstadt, namentlich aber Wlotzlawek (Włocławek), das Hauptemporium des polnischen Getreidehandels, die wichtigste Rolle. Der Umsatz des letztern Platzes wird auf mehr als 6 Mill. Thlr. geschätzt, wovon vier Fünftel auf den Getreidehandel fallen dürften. Auch hier wird der Verkehr vorzüglich durch Deutsche vermittelt. Die Grenzexpedition von Getreide und Waaren, bis in die fünfziger Jahre in Thorn, ist seitdem auf Nieszawa übergegangen, mit welchem Orte wir die Aufzählung der am Weichselverkehr in Polen betheiligten Orte schließen können.

Von den Zuflüssen der Weichsel innerhalb Polens haben wir noch den bei Iwangorod mündenden Wieprz und die bei Mniszew einfließende Pilitza (Pilica) als schiffbare und für den Getreide- und Holzhandel vielbenutzte Wasserstraßen zu nennen. Andererseits ist auch darauf Gewicht zu legen, daß der Bug durch den Muchawiec-Canal nach Osten zu mit der Pina, dem Pripet und Dnjepr, die Narew durch die Bobrza und den Augustower Canal mit dem Njemen Verbindungen hat, die für die Schifffahrt den Rayon des Weichselgebietes erweitern.

Seit 1848 ist auf der Weichsel von Warschau aus eine regelmäßige Dampfschifffahrt im Betriebe, die durch den rühmlich bekannten polnischen Patrioten Grafen Andreas Zamoyski eingerichtet wurde und von einer Actiengesellschaft fortgesetzt worden ist. Abwärts bis zur preußischen Grenze konnte die Gelegenheit zur Personen- und Waarenbeförderung bei dem vielseitigen Bedarf der Landeshauptstadt und verkehrsreicher Plätze wie Nowo-Georgiewsk, Plotzk, Wlotzlawek nur willkommen sein; aber auch aufwärts nach Iwangorod und Nowa-Alexandria, bei hohem Wasserstande bis Zawichost erweisen sich die Dampfer nützlich. Eine Hauptthätigkeit der Dampfschifffahrt besteht in dem Remorqueurdienste, der bei den Wasserverhältnissen der Weichsel von besonderm Vortheil ist. Die Schifffahrt dauert gewöhnlich vom April bis zum October. Außer dem großen Hochwasser beim Eisgang, der gewöhnlich gegen das erste Drittel des März eintritt, hat die Weichsel noch zwei regelmäßige Hochwasser an Johannis und Jacobi, die sogenannte Janówka und Jakobówka, die durch das Schmelzen des Schnees auf den Karpaten verursacht werden. Die Eisdecke des Flusses pflegt vor Weihnachten hergestellt zu sein und wenigstens zwei Monate auszuhalten; einmal blieb sie 124 Tage liegen. In dem gegenwärtigen Jahrhundert trat aber doch auch viermal der Fall ein, daß der raschfließende Strom nicht zufror. Nicht jeder Winter zeigt den osteuropäisch-continentalen Charakter, der es hier zuweilen bis zu 26° R. unter dem Gefrierpunkte bringt.

Aus allen Erdtheilen.

E. Giles' fünfte Reise in Australien.

Der berühmte Australienreisende Ernest Giles hat nun auch seine fünfte große Reise glücklich ausgeführt und ist am 29. September nach Adelaide zurückgekehrt. Es handelte sich wieder um die Bereisung des großen unbekannten Westens Australiens und zwar von Westaustralien aus, zwischen dem 24. und 25. südlichen Breitengrade entlang, bis zum Ueberlandtelegraphen, der durch Centralaustralien nach der Nordküste läuft. Den großen Strapazen und Entbehrungen, welchen Giles mit seinen vier Gefährten ausgesetzt war, entsprach der Erfolg nicht. Die Reisenden verließen die fernste Ansiedelung in Westaustralien am 10. April. Das Resultat der Reise läßt sich in zwei Momenten zusammenfassen: 1) Giles erforschte vom Ashburtonflusse aus, wo er ein Depot errichtete, die Quellen desselben und die Wasserscheide der nach Westen zu laufenden Flüsse. Letztere ergab sich als niedriges Hügelland, und nach Osten zu fand sich kein einziger Wasserlauf. Das Terrain bis zur Wasserscheide war steinig, so daß die Kameele ihre Noth hatten, darüber hinwegzukommen. 2) Von dieser Wasserscheide ab in 120° 20′ östl. Länge Gr. betrat man eine ungeheure Sandwüste, in welcher auf 400 Miles kein ständiges Wasser existirte. Die Wüste war zwar offen, aber mit dem gefürchteten Spinifex oder Stachelschweingras (Festuca irritans) bestanden. Vom Thierleben bemerkte man nur einige erbärmliche Wallabies (Halmaturus), und Eingeborenen begegnete man bis zum Petermann Range nirgends. Es war ein Glück für die Reisenden, daß es nicht lange zuvor in der Wüste geregnet hatte. Dadurch ward es möglich, sich gelegentlich aus Pfützen, welche sich in Lehmvertiefungen gebildet hatten, schlechtes Wasser zu verschaffen; einmal fand man indessen in zehn Tagen nicht einen Tropfen davon. Erst vom 127. östlichen Längengrade an, als man in gebirgigere Gegend einfiel, welche schon früher bereist waren, trat Erleichterung für die Reisenden ein. Sie erreichten am 23. August die Peake-Station am Ueberlandtelegraphen, 636 Miles nordnordwestlich von Adelaide, und zogen dann in langsamen Märschen der Südküste zu. Das Facit der Reisen von Oberst Warburton, John Forrest und Ernest Giles unter verschiedenen Breiten-

graden war also immer dasselbe: der große Westen Australiens ist ein werthloses Wüstenland, theils mit dichtestem Scrub (Akaziendickicht) bestanden, theils offen, aber mit Spinifex bewachsen. Cultur wird hier schwerlich je Eingang finden. (National-Zeitung.)

Die Dampfschifffahrt in Japan.

A. K. Es gab eine Zeit, sagt eine Correspondenz in der „Revue orientale mensuelle", und es sind seitdem kaum sechs oder sieben Jahre verflossen, als ausländische Handelshäuser glänzende Geschäfte machten, indem sie den feudalen Fürsten Japans Dampfboote verkauften; denn diese Fürsten glaubten hierdurch ihr Ansehen zu erhöhen und waren sehr erfreut, solche Sachen in ihren Häfen sehen zu lassen. In dieser Weise hatten die Japanesen schon gegen 200 Dampfschiffe angekauft. Aber diese Schiffe waren eigentlich nur Luxusgegenstände und zwar aus mehrfachen Gründen. Vor allen Dingen wagte man sich nicht auf die hohe See, wohl wissend, daß die japanischen Meere sehr gefährlich sind. Man hatte ja auch keine Leute, welche fähig gewesen wären, einen Dampfer aus dem Hafen zu führen; denn kaum war ein Schiff gekauft, so jagte man auch das fremdländische Personal von ihm und übergab es der Führung eines einheimischen Capitäns und Mechanikers, welche von seinem Bau und der Einrichtung der Maschine keinen Begriff hatten. Sie beklebten deshalb jeden einzelnen Theil derselben mit Etiketten, welche angaben, wozu und wie er verwendet werden müsse. Ohne diese Aufschriften waren sie nicht im Stande, mit dem Monstrum fertig zu werden. Endlich war es damals auch gar nicht leicht, die nöthigen Kohlen zu erhalten, da diese aus dem Innern des Landes mit großen Kosten herbeigeschafft werden mußten. Aus diesem Grunde wurden auch viele Schiffe wieder verkauft, während andere erst im Jahre 1871 allgemeinere Verwendung fanden, nachdem die Regierungen der einzelnen Fürsten gestürzt, die Macht der Daimios gebrochen und die Centralregierung in Yeddo etablirt worden war. Von nun ab wurde der Unternehmungslust der Privaten mehr Freiheit gelassen.

Nach dem Beispiele der Ausländer, deren Schiffe die dem auswärtigen Handel geöffneten Häfen des Landes besuchten, wurden Gesellschaften gebildet, von denen eine den Namen „Nationale Dampfschifffahrtsgesellschaft" annahm, welche vom Augenblicke ihrer Gründung an über bedeutende Mittel und eine ganze Flottille verfügte. Dieselbe besaß 18 Dampf- und 9 Segelschiffe, welche alle von Japanern commandirt waren und lauter eingeborene Mechaniker an Bord hatten. Ein einziges Schiff war von einem Ausländer commandirt, und dieses machte, wie man sich leicht denken kann, die besten Geschäfte. Die Capitalien waren von Privatpersonen aufgebracht worden, aber die Regierung unterstützte das Unternehmen mehr oder minder und übte eine gewisse Controle über dasselbe aus. Der Generaldirector der Post hatte die Oberleitung desselben, da durch die Dampfschiffe der Gesellschaft eine regelmäßige Postverbindung zwischen den einzelnen Häfen des Reiches unterhalten werden sollte.

Außerdem aber entstanden noch mehrere kleine Gesellschaften mit geringeren Capitalien, und noch jetzt versehen die Schiffe dieser Gesellschaften den Postdienst zwischen Yeddo und der Provinz Owasi, Kagoschima und anderen. Die Schiffe dieser kleinen Gesellschaften werden zwar von eingeborenen Capitänen commandirt, haben jedoch häufig ausländische Steuermänner.

Ferner muß auf die Schiffe hingewiesen werden, welche Eigenthum des Colonisationsbureaus sind, welches seit einigen Jahren mit Hülfe einiger Amerikaner vergebliche Versuche macht, die Insel Yesso zu colonisiren. Das Bureau hat hauptsächlich deshalb zwei oder drei kleine Dampfer gekauft, um die Verbindung mit dieser Insel zu unterhalten. Es hatte außerdem auch einige Segelschiffe angeschafft; aber diese sind fast alle untergegangen.

Endlich ist noch eines Unternehmens zu erwähnen, das alle vorher aufgezählten überragt und das, Dank seiner Verwaltung, die ganze Küstenschifffahrt an sich gebracht hat, auch den ganzen Dienst zwischen Japan und China, wenigstens so weit er sich auf die Dampfschifffahrt erstreckt, versieht. Es ist nicht das Unternehmen einer Gesellschaft, sondern eines Einzelnen und wird von einem Eingeborenen, einem ehemaligen Beamten des Fürsten von Tosa, geleitet. Die Geschichte dieses Mannes ist charakteristisch, denn sie ist ein Beweis von der hohen Intelligenz des japanischen Volkes. Iwasaki — so heißt er — war vor der politischen Wiedergeburt Japans einige Male in Nagasaki, um dort Dampfschiffe zu kaufen. Nachdem jedoch die politische Umwälzung stattgefunden hatte, kaufte er sämmtliche Schiffe, welche seinem ehemaligen Herrn gehört hatten, siedelte sich in Oasaka an und sendete von dort aus seine Dampfer nach Tosa, Iskia und anderen Häfen. Seine vier Dampfer, drei davon Schraubendampfer, waren zuerst von Eingeborenen commandirt. Iwasaki überzeugte sich jedoch bald, daß er die Leitung seiner Schiffe erfahreneren Händen anvertrauen müßte, und deshalb engagirte er im Jahre 1871 lauter ausländische Capitäne und Mechaniker. Zwei Jahre darauf wurde die Organisation durch den Eintritt seines jüngern Bruders, welcher einige Jahre in Amerika zugebracht hatte, um sich dort auszubilden, sowie durch die Aufnahme eines dänischen Ingenieurs in das Geschäft vervollständigt. Es fanden sich Gesellschaften, welche die auf den Schiffen Iwasaki's eingeschifften Waaren versicherten, und dieser reformirte überdies das Rechnungswesen, das Führen der Schiffsbücher u. s. w. Er besaß nun sechs Schiffe. Eins von ihnen versah den Dienst zwischen Oasaka und Tosa, die anderen zwischen Oasaka und Tokio, als der Aufstand von Saga ihm Gelegenheit bot, zu zeigen, was seine Gesellschaft in Bezug auf Truppentransporte zu leisten vermöge. Die Probe gelang. Deshalb wandte sich auch bei Beginn des Krieges in Formosa im Jahre 1874 die Regierung an die Compagnie Mitsu-Bishi (dieses ist die Firma des Geschäftes), daß sie wiederum den Truppentransport übernehme. Gegen Ende dieser Expedition besaß Iwasaki schon eine so große Anzahl von Schiffen, daß er daran denken konnte, seine Reisen bis nach Schanghai auszudehnen, welches Project er schon im Jahre 1875 mit vier sehr gut ausgerüsteten Schiffen ausführte. Die amerikanischen Schiffe, welche bis dahin den Dienst zwischen Yokohama, Kobe, Nagasaki und Schanghai versehen hatten, ermäßigten sogleich ihre Preise für die Fahrt von Yokohama nach Schanghai von 80 auf 30 Dollar, um die entstehende Concurrenz im Keime zu ersticken. Die Gegner ließen sich jedoch nicht einschüchtern, sondern setzten ihre Preise auf 20 Dollar für die Person herab und ermäßigten gleichzeitig die Frachtpreise.

Nachdem die Regierung der Gesellschaft Mitsu-Bishi alle ihre Schiffe abgetreten, diese auch die 13 Dampfer der zur Liquidation gezwungenen Nationaldampfschifffahrtsgesellschaft sowie drei große Dampfer der Pacific Mail Steam Company, welche ihr das Monopol der Linie Yokohama-Schanghai sichern, gekauft hat, befindet sie sich an der Spitze einer Flotte von 41 Schiffen, von denen jedes mehr als 2000 Tonnen, 5 von 1500 bis 2000, 8 von 1000 bis 1500, 15 von 500 bis 1000 Tonnen fassen. So kann man sagen, daß es den Japanern gelungen ist, die Amerikaner fast ganz aus dem Felde zu schlagen, was in Japan niemand beklagt, da die Verwaltung der Pacific Mail Steam Company schon seit Jahren zu gerechten Klagen Anlaß gab, zumal da bei dem Verluste von einem halben Dutzend Dampfschiffen mehrere hundert Menschenleben verloren gingen. Das Publicum im Allgemeinen wird jedoch durch jenen Tausch eben nicht gewinnen, denn seit der Beseitigung jeder Concurrenz sind die Frachten und Passagen bereits um 200 Procent gestiegen. Einstweilen werden die Dampfer der Compagnie Mitsu-

Bishi noch von Ausländern commandirt, und zwar hat jeder einen Capitän, zwei Steuermänner, zwei bis drei Maschinisten (diejenigen, welche Postdienst verrichten, sogar vier); die Hülfsmaschinisten sind Chinesen und die Oberbootsmänner Japanesen, mit Ausnahme der vier Dampfer, welche den Postdienst zwischen Japan und China versehen. In den dem ausländischen Handel geöffneten Häfen und in Schanghai hat die Compagnie ihre Agenturen, deren Dirigenten Japanesen, während die Unterbeamten Ausländer sind. Die Gesellschaft erhält jährlich von der Regierung eine Subvention von 250,000 Dollar und außerdem noch 150,000 Dollar zur Gründung einer Schifffahrtsschule, welche zu Beginn 1876 eröffnet werden sollte.

Geschwänzte Menschen.

Wenn wir mit der größten Vorsicht und durchaus nicht frei von Zweifeln dieses Thema hier wieder zur Sprache bringen, nachdem die Niam-Niam und andere geschwänzte Menschen längst als normal erkannt worden sind, so geschieht dies nur, weil übereinstimmende Zeugnisse vorliegen, welche, völlig unabhängig von einander, die Behauptung vom Dasein geschwänzter Menschen abermals wiederholen.

Diesmal handelt es sich indessen nicht um Afrikaner, sondern um malayische Völker. Julius Kögel, der lange auf den Sunda-Inseln gelebt und manche schätzbare Nachrichten über dieselben veröffentlicht hat, wies bereits 1838 darauf hin, daß es auf Java geschwänzte Menschen gebe, wiederholte dasselbe 1843 von den Dajaks und suchte neue Beweise auf, als holländische Kritiker seine „menschen met staarten" ins Reich der Fabel verwiesen. Er erzählt [1]), daß er 1850 auf Banda Neira einen Mann traf, der ein $1\frac{1}{2}$ Zoll langes Schwänzchen hatte. Er hieß Redinsono, war von Cheribon auf Java gebürtig und Soldat. Ein deutscher Arzt, Dr. Mühlert, hielt ihn wegen seiner „Rückgratverlängerung" für dienstuntauglich. Nachdem Kögel dann einige naturwissenschaftlich unzulässige Bemerkungen über das „Versehen an Affen" gemacht, fährt er fort: „Die Schwänze weiblicher und männlicher Javanen und Dajaks, welche ich gesehen, waren unbeweglich steif und unbehaart — von Eingeborenen erfuhr ich aber, daß man hin und wieder auch wohl eine Person antrifft, deren Schwanz mit einem Haarbüschchen versehen sein soll —; bei einigen hingen sie in gerader Richtung nach unten und genirten deshalb ihren Inhaber beim Sitzen ungemein; bei anderen, und so bei dem beregten Redinsono, waren sie etwas gebogen und standen aufwärts. Gelegentlich sei erwähnt, daß man nur selten einen geschwänzten Menschen antrifft, dessen Schwanz länger als zwei Zoll ist, während man solche, deren Rückgratsverlängerung nur einen Zoll beträgt, namentlich bei den Dajaks auf Borneo, recht häufig findet; in Folge dessen gewahrt man dort auch zuweilen in den Ruderbänken der Prauen Oeffnungen, die dazu dienen, daß das allzu lange Rückgrat des Ruderers einen angemessenen Platz findet."

Peschel, der damals „Das Ausland" redigirte, überließ die Verantwortung dieses Berichtes dem Verfasser. Letzterer war offenbar kein Anthropolog, sonst hätte er besser untersucht; denn die Natur der Schwänze, die eine Fortsetzung des Rückgrats seien, wohl gar Wirbel besessen haben sollen, erhellt aus dem Berichte nicht. Auch darf billig das „häufige" Vorkommen bei den Dajaks bezweifelt werden, da sonst die zahlreichen Naturforscher, welche Borneo besuchten, etwas darüber mitgetheilt haben würden.

Wir würden diesen Bericht nicht aus seiner Verschollenheit hervorgesucht haben, käme nicht jetzt von einer andern durchaus unabhängigen Seite wieder ein solcher, der sich gleichfalls auf Leute aus dem Malayischen Archipel bezieht [2]).

[1]) Ausland 1858, Seite 1103.

[2]) Soeben meldet auch der „Sydney Morning Herald": daß der Missionär George Brown auf der Insel Neu-Britannien (östlich von Neu-Guinea) von geschwänzten Menschen vernahm. Man vergleiche den unmittelbar folgenden Artikel.

Der unlängst verstorbene englische Afrikareisende Louis Lucas nämlich schreibt aus Chartum am 11. März 1876 [1]), daß er in Dschidda mit dem Capitän T. Smith vom Dampfer „Eastern Isle" zusammentraf, welcher Pilger aus dem Malayischen Archipel nach genanntem Hafen gebracht hatte. Smith, den der englische Consul in Dschidda als einen ihm bekannten glaubwürdigen Mann bezeichnete, erzählte: Unter den Pilgern befanden sich vier Männer mit Schwänzen, zwei aus Borneo und zwei aus Sumatra. Nur einer von ihnen ließ sich untersuchen. Sein Schwanz war etwa 14 Zoll (inches) lang und dünn mit $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll langen Haaren besetzt. Ob eine Muskelbewegung des Schwanzes möglich war, wurde nicht beobachtet. Der Mann schämte sich seiner Mißbildung. Er trug seinen Schwanz längs des Rückens aufgebunden. Alle die Männer waren sehr haarig auf der Brust, keineswegs aber im Gesichte, und nur zwei von ihnen hatten Bärte. Sie waren gut gewachsen und etwa 5 Fuß 4 Zoll hoch.

Während Kögel nun als Augenzeuge berichtet, erzählt L. Lucas vom Hörensagen, und nach seiner Quelle soll der untersuchte Schwanz gar die respectable Länge von 14 Zoll gehabt haben. Hätte uns Lucas als Augenzeuge die Sache erzählt, so müßten alle Zweifel verstummen, da die Möglichkeit einer Mißbildung gedachter Art nicht ausgeschlossen ist. So aber mögen immer noch billige Zweifel aufkommen, wenn es uns auch sehr beachtenswerth erscheint, daß zwei Berichte, die 18 Jahre aus einander liegen und absolut unabhängig von einander sind, nahezu auf dasselbe hinauskommen. Die berechtigte Skepsis wird aber nicht eher verstummen, als bis ein Naturforscher den „Schwanz" mit eigenen Augen gesehen hat.

Der Missionär G. Brown auf Neu-Britannien und Neu-Irland.

H. G. Der methodistische Missionär George Brown kehrte nach einer Abwesenheit von 20 Monaten Mitte October 1876 auf dem Missionsschiffe „John Wesley" wieder nach Sydney zurück. Er hatte sich namentlich die Erforschung der neuerdings auch von der „Gazelle" (s. „Globus" XXX, S. 89) besuchten Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland, welche die dortigen Eingeborenen Birara und Tombara nennen, angelegen sein lassen. Von ersterer erforschte er 130 und von letzterer 150 Miles der Küste. Die Insel Neu-Irland durchkreuzte er auch und verschaffte sich eine ausgezeichnete Sammlung von Vögeln und anderen Naturalien. Dieselbe war sehr bevölkert, und obgleich die Eingeborenen des Innern nie zuvor einen Weißen gesehen hatten, so legten sie dem Reisenden doch nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Da sie fast immer mit einander in Fehde leben, so hielt es sehr schwer, sie zu einer Begleitung auf irgend eine Entfernung von ihren resp. Dörfern zu veranlassen. Man fand unter ihnen viele Beweise von Cannibalismus. Als einmal einer von der Reisegesellschaft in ein Haus trat, um sich die Pfeife anzuzünden, sah er, wie eine Frau die Lende und das Bein eines Mannes, welcher den Tag zuvor getödtet worden war, röstete. Man kaufte von ihnen den Quadranten und andere Gegenstände, die dem dort gestrandeten Schiffe Lavinie gehört hatten.

Die Eingeborenen in Blanche Bay auf Neu-Britannien versicherten aufs Bestimmteste, daß an einem Orte im Innern der Insel, den sie Kali (Kalili) nannten, eine geschwänzte Menschenrace existire. Die Einwendung, daß es wohl Affen seien, wiesen sie mit Unwillen zurück; denn, sagten sie, wie könnten diese mit Speeren kämpfen, Yams pflanzen, sich Häuser bauen u. s. w. Der Schwanz ist nach ihrer Angabe unbeweglich und steif, so daß sich die Leute vor dem Hin-

[1]) Journ. Anthropol. Institute VI, 192.

setzen ein Loch in den Sand graben müssen, da sie sterben müßten, wenn das hochgeschätzte Anhängsel bricht. Schwanzlose Kinder werden sofort getödtet, da sie sonst zum allgemeinen Gespött herumlaufen würden. Mr. Brown selbst hat keinen geschwänzten Menschen gesehen, erhielt aber das Versprechen von den Eingeborenen, daß sie ihm ein Specimen vorführen würden.

Mr. Cockerell, ein Naturforscher und Naturaliensammler aus Queensland, begleitete die Expedition und wurde einmal mit einem Lehrer von den Samoa-Inseln sieben Tage lang auf Neu-Britannien, als mehrere Häuptlinge von dort dem Rev. Brown nach der Missionsstation auf Duke of York Island gefolgt waren, als Geißel zurückbehalten. Mr. Cockerell setzte seine Sammlungen auf Neu-Irland fünf Monate lang fort und die Eingeborenen zeigten sich während dieser Zeit äußerst freundlich gegen ihn, obwohl sie schreckliche Cannibalen waren. Es besteht auf dieser Insel eine sonderbare Sitte, welche vorschreibt, daß die Tochter eines Häuptlings im Hause ihres Vaters in einen Käfig gesperrt werde, bis sie das heirathsfähige Alter erreicht hat. Dieser Käfig ist so eng, daß eine Bewegung darin kaum möglich ist. Das arme Geschöpf darf denselben zu keiner Zeit des Tages verlassen und erst nach Sonnenuntergang, wenn Dunkelheit eintritt, ist ihr in Begleitung der nächsten Verwandten ein Gang ins Freie gestattet. Wenn ein Häuptling stirbt, so wird dessen Leichnam eingewickelt und in einen Baum gestellt. Gleichzeitig werden einige der ärmsten Leute in Canoes geschleppt und in die offene See fortgetrieben, um daselbst ihren Tod in den Wellen zu finden. Die Eingeborenen cultiviren sehr große Plantagen, in denen sie gewöhnlich zwei Tage in der Woche arbeiten. Sie leben hauptsächlich von Bananen, Kokosnüssen und Schweinefleisch, während Menschenfleisch als besondere Delicatesse gilt. Die nur kleinen Häuser bestehen aus Bambusrohrwänden mit einem Strohdach darüber. Es schienen keine mächtige Häuptlinge zu herrschen, sondern nur eine größere Anzahl kleinerer. Die bestehenden Einrichtungen waren patriarchalischer Art.

* * *

— In Bd. XXIX, S. 206 f. sprachen wir uns über das unparlamentarische Treiben des Parlaments in Victoria aus. Wir hoben hervor, daß einzelne Mitglieder sich der Gesellschaft schämten und aus diesem Grunde, wie Mr. Higinbotham, resignirten. Die Presse trat gegen das schamlose Benehmen dieser Volksvertreter auf und die öffentliche Stimme war empört über die Vorgänge. Es scheint aber wenig Besserung eingetreten zu sein. Ein Mitglied der Assembly mit Namen James M'Kean, seines Berufes ein Advocat, äußerte sich neuerdings über seine Collegen in der Assembly in folgender Weise: „Die Mitglieder der Assembly sind fast immer betrunken, sind eine Schande für die Colonie und unfähig, über das Wohl derselben zu berathen. Die meisten von ihnen sind stets so betrunken, daß sie nicht im Stande sind, aufrecht durch den Sitzungssaal zu gehen. Die gemeinsten Subjecte hiesigen Ortes stehen noch höher als sie, denen jedes sittliche Verständniß abgeht u. s. w." Diese saubere Charakteristik konnten die Herren der Assembly denn doch nicht vertragen und James M'Kean wurde als ein „incorrigible offender of the House of Assembly" aus dem Parlamente gestoßen und eine Neuwahl für den District, welcher die Ehre eines solchen Vertreters hatte, angeordnet.

— **Heilige Quellen bei den Serben.** Es wird schwerlich einen serbischen Ort geben, in dessen Nähe sich nicht eine heilige Quelle befindet. Dieselben werden „Wodiza" genannt (Diminutivum von „Woda", das Wasser) und Tausende von Kranken suchen sie auf, um Heilung von ihren Leiden zu erlangen. Zur Genealogie dieser Quellen wollen wir einen Fall für alle anführen, der sich noch in der neuesten Zeit ereignet hat. Einem Manne aus Krtschedin (Dorf im ehemaligen Peterwardeiner Regiment, Syrmien), der mehrere Jahre vollständig blind war, erschien im Traume ein Greis und sagte zu ihm: „Gehe auf die Schanzen bei Spaße (Name eines benachbarten Dorfes), dort wirst Du eine Quelle finden, welche die Schweinehirten ausgegraben haben. Dort wasche Deine Augen und Du wirst wieder sehen." Der Greis nannte ihm auch die Kräuter, die sich bei jener Quelle vorfinden. Der Blinde befolgte nicht sogleich diesen Rath. In der folgenden Nacht erschien ihm wieder derselbe Greis mit denselben Worten und setzte noch hinzu, daß er sich beeilen möge, noch vor dem Tage des heiligen Markus dort zu erscheinen. Der Blinde antwortete ihm: „Ich habe keinen Kreuzer, um Almosen zu spenden." Darauf sagte ihm der Greis, er solle von Jemandem borgen. Der Blinde that wie ihm geheißen. Er borgte einen Kreuzer, ging auf die Schanzen bei Spaße, fand jene Quelle, wusch an derselben seine Augen und bekam das Augenlicht wieder. Als sich die Kunde von dieser Heilung unter das Volk verbreitete, strömte dieses haufenweise zu der Quelle. In Folge dessen erbauten die Bewohner von Spaße bei der Quelle eine kleine Nische und setzten in dieselbe das Bildniß des heiligen Markus. Alle Vorübergehenden küssen dieses Bild und beschenken es mit einem Kreuzer. Das Bild ist mit einer Masse von Handtüchern, Nadeln und anderen Spenden decorirt.

— Das bisherige System der **Festtage in Japan** war ein eigenthümliches. Als Itschiroku (Feste) wurden nämlich alle Tage gefeiert, in deren Ordnungszahl sich eine Eins oder Sechs befand, also der erste, sechste, elfte, sechszehnte, einundzwanzigste, sechsundzwanzigste und einunddreißigste Tag im Monat. An diesen Tagen fanden keinerlei Geschäfte statt. Dieser alte Brauch ist jetzt abgeschafft und der erste Tag der Woche als Sonntag bestimmt. Die Anschauungen der Regierung und eines sehr großen Theils des Volkes haben in dieser Beziehung seit einigen Jahren eine große Veränderung erfahren. Offenbar fürchtet man das Christenthum nicht mehr, ja man erblickt darin die einzige Hoffnung für die Zukunft des Landes. Die christlichen Prediger werden nicht mehr gehindert, ihre Lehren und die heilige Schrift zu verbreiten. (Japan Mail.)

— **Ostasiatische Freihäfen.** Im Königreich Annam ist der Hafen Quin-hon oder Binj-dinj-thanj, Hauptstadt der Provinz Tranj-binj-dinj (etwa unter 14° nördl. Br.), am 1. November 1876 dem fremden Verkehre eröffnet worden. — Die Februar 1877 neu zu eröffnenden Freihäfen in China (s. „Globus" XXX, S. 368) sollen alsbald von den Schiffen des dort befindlichen deutschen Geschwaders besucht werden, um dort die Flagge zu zeigen und die Ankunft deutscher Handelsschiffe gebührend einzuleiten. Die Corvette „Louise" soll sich nach Wen-tschau, der „Cyclop" nach I-tschang, der „Nautilus" nach Pa-khoi begeben. — China beginnt übrigens, seinen **Zucker** nach Europa zu versenden und dieser Industrie Concurrenz zu machen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

IV.

Von Theben über Tanagra nach Chalkis und Achmed-Aga auf Euböa.

Die paar hundert Häuser von Theben (Fiwa im Volksmunde genannt), welches im Jahre 1870 eine Bevölkerung von 3050 Seelen zählte, stehen auf einer kleinen Hochebene von circa 50 Meter Höhe, welche nur nach Süden mit den nächstliegenden Erderhebungen zusammenhängt und der antiken Stadtburg Kadmeia entspricht, deren Ringmauer stellenweise noch deutlich erkennbar ist. Nur eine baufällige aus dem Mittelalter stammende türkische Wasserleitung, welche eine nahe Quelle in die Stadt führt, überbrückt die Thalsenkung. Der Ort besteht fast nur aus einer einzigen ziemlich breiten Straße, welche mit kleinen, schmalen, meist einstöckigen Häusern besetzt ist. Zu ebener Erde liegen Kaufläden, gegen die Witterung durch große Schutzdächer aus Brettern, die auf roh behauenen Pfosten ruhen, gedeckt. Diese Wetterschirme ziehen sich ohne Unterbrechung durch die ganze Straße und bilden so eine Art Gallerie, unter welcher an den hier häufigen Regentagen die Einwohner spazieren gehen. Unter den Häusern befanden sich damals noch viele, welche zwei Jahre zuvor infolge eines Erdbebens zum Theil eingestürzt waren und Spalten und Risse zeigten.

In den Straßen wogte es von Landleuten aus der Nachbarschaft auf und ab, da es der Vorabend eines der 180 Feiertage war, welche der orthodoxe Kalender vorschreibt; im überfüllten Kani hätte es deshalb eine schlechte Nacht gegeben, aber der Vermittelung des Demarchen (Bürgermeister) verdankte der Reisende ein Nachtlager bei einem Bürger der Stadt. Die ganze Nacht hindurch heulte ein wüthender Sturm durch die Straßen und entlockte den Hunderten von Lämmern, die dort angebunden waren, jämmerliche Töne, denen die Schafherden der Bürger Antwort gaben. Eine der großen vier Fastenzeiten war gerade zu Ende gegangen, und nun rüsteten sich die Thebaner, der vierzigtägigen Ernährung mit salzigen Oliven, Caviar und geschmacklosem Grünkram müde, ein schwelgerisches Pallikarenfest zu feiern. Jede Familie kauft zu diesem Behufe ein Lamm, welches, wenn das Haus dazu nicht ausreicht, auf dem Hofe oder der Straße geschlachtet und gebraten wird. Dieser starken Nachfrage zu genügen, waren schon vor mehreren Tagen die wlachischen Hirten vom Helikon und Parnes hinabgestiegen und hatten mehr als tausend Opferlämmer herbeigetrieben, unter denen von Tagesanbruch an die edlen Thebaner ihre Auswahl trafen. Schon um 4 Uhr Morgens zeigten Flintenschüsse und lautes Getümmel den Beginn des Festes an. Denn wie für die Beduinen, die Neger und zahlreiche andere civilisirte und uncivilisirte Völker, so bezeichnet auch für die Griechen die höchste Lust der Knall des Pulvers; weder Taufe, noch Hochzeit, noch Begräbniß findet statt, ohne daß die Gewehre ihr Wort darein reden, und selbst bei der Aufstellung eines politischen Candidaten oder der Proclamirung eines Abgeordneten wird geschossen, nicht ohne daß dabei geplante oder unabsichtliche Tödtungen stattfinden.

Bald drängte sich in der Hauptstraße die malerische Menge der Bewohner Thebens und seiner Umgebungen, jeder eine brennende Kerze in der Hand; voran die Geistlichkeit, deren näselnde Gesänge die gedämpften, summenden Litaneien

der Begleitenden übertönten. In diese Monotonie hinein knallten Flintenschüsse und wilde Schreie erhoben sich, und die Kirchenglocken wurden aus Leibeskräften dazu geläutet.

Es war eine prächtige Gelegenheit, die verschiedenen Volkstypen zu studiren; von Tagesanbruch an mischte sich Belle unter die lärmenden, festesfreudigen Gruppen, welche die Straßen, die Plätze und die umliegenden Hügel erfüllten und eifrig die Zubereitung der duftenden Lammsbraten überwachten. Da wandelt stolzen herausfordernden Blickes ein stattlicher Albanese herum, seine hohe rothe Mütze mit einem blauen Tuche umwunden, die lange Fustanella fast ganz bedeckt von einem weiten, langzottigen Ueberwurf aus weißer Wolle; dort hockt, die Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in der Hand, ein alter bulgarischer Bauersmann, ein Bild apathischer Unterwürfigkeit, aber auch von Ruhe und Ueberlegung, weit mehr für die friedliche Beschäftigung des Ackerbaues geschaffen als für die Abenteuer des Krieges und Räuberlebens. Er trägt das türkische Beinkleid von grobem braunen Wollstoffe, eine braune, mit dunkelblauen Litzen besetzte Jacke wie die Bulgaren an der Maritza und einen Mantel von derselben Farbe; von Wuchs ist er untersetzt; sein Gesicht viereckig mit vorspringenden Backenknochen, die Kauwerkzeuge gut entwickelt, die Augen klein, grau, listig und verschmitzt, aber nur selten lebhaft aufleuchtend. Diese beiden Typen, welche, namentlich der erstere, im Norden Griechenlands ziemlich verbreitet sind, lassen sich leicht erkennen. Unbedeutend, oft gewöhnlich sind dagegen die Gesichter der Griechen und sie erinnern keineswegs an den classischen

Theben.

Typus, der freilich, nach den erhaltenen Porträtbüsten zu schließen, auch im Alterthume nicht der herrschende gewesen ist, vielmehr durch die Künstler von einzelnen vollendeten Erscheinungen abstrahirt wurde. Belle geht deshalb zu weit, wenn er die Abweichungen der modernen Griechengesichter von dem classischen Ideal nur als eine Folge fremder Einwanderungen ansieht. Solche, namentlich von Slaven, haben ja in der That stattgefunden, lassen sich nicht hinwegleugnen und mögen auch ihre allerdings schwer nachweisbaren Einwirkungen auf die Körperformen der Hellenen gehabt haben. Immerhin aber waren letztere den nordischen Eindringlingen stets an Zahl und geistiger Kraft überlegen; denn sie vermochten dieselben sich völlig zu assimiliren und haben ihnen nicht nur ihre Sprache und Sinnesart aufgenöthigt, wie Prof. B. Schmidt in Jena nachgewiesen (s. „Globus“ XXI, S. 120), sondern wahrscheinlich auch ihr Aeußeres beeinflußt, anstatt umgekehrt. Auch von einer Vermischung der Albanesen mit den Griechen in großem Maßstabe kann nicht die Rede sein; denn die ersteren, im 14. Jahrhundert eingewandert, bilden noch heute in Griechenland eine Nationalität für sich ebenso wie die wlachischen Hirten, und haben, wiewohl sie auch Griechisch reden, doch das Albanesische überall als Haussprache bewahrt.

Inzwischen steigert sich die Festlust: Schläuche voll gekochten Weines wandern von Mund zu Mund, Pinienzapfen von Hand zu Hand und erquicken die durch vierzigtägiges Fasten vertrockneten Gaumen. Die anwesenden Frauen waren meist Albanesinnen, welche bis von Bylia und anderen Dörfern des Kithäron herbeigekommen waren. Nur wenige hübsche Gesichter befanden sich darunter; fast durchgängig

Fest in Theben.

sind sie mager, knochig, abgehärmt und pergamentartig und sowie sich die Lippen öffnen, schimmern zwei Reihen blendend weißer Zähne hervor, die einem Raubthiere angehören könnten.

Zahlreiche Gruppen bewegen sich einen Hügel hinauf und hinab, der auf seinem Gipfel ein altes Kirchlein fränkischen Ursprungs trägt. Es ist von einem Begräbnißplatze umgeben, ist dem heiligen Lucas geweiht und soll an der Stelle des Tempels des ismenischen Apollon stehen. Im Innern, welches wenig Interesse darbietet, sind seit mehreren Jahren unförmliche Trümmer alter Sculpturen und Bausteine aufgehäuft worden, um damit das Gebäude auszubessern. Ein russischer Bischof soll die Mittel dazu hergeben; aber die Arbeiten waren eingestellt. Zu beiden Seiten des Altars steht je ein Sarkophag aus weißem Marmor mit Inschriften; den einen hält das Volk für die Grabstätte des heiligen Lucas, schreibt seinem Marmorstaube darum große Heilwirkungen gegen Fieber zu und hat schon zwei große Löcher aus dem Steine herausgekratzt.

Von dort oben hat man einen schönen Blick auf die Gebirge ringsum und die weite, wüste Ebene, in welcher Theben mit seinen schon im Alterthume berühmten Gärten und Gemüsefeldern eine grüne Oase bildet. Namentlich gedeihen in den kleinen von Wassergräben durchzogenen Einfriedigungen enorme Kürbisse und prachtvolle Melonen. Nirgends erblickt man das glanzlose Laub der Oelbäume, welche den härteren Wintern Böotiens keinen Widerstand leisten könnten; dagegen allerlei Obstbäume, Myrthen, Granaten, Feigen- und Maulbeerbäume.

Canal von Chalkis.

Am nächsten Morgen setzte Belle seine Reise nach Chalkis zu Pferde fort. Eine weite, kaum von leichten eintönigen Erdwellen unterbrochene Ebene dehnte sich vor ihm aus, zur Rechten von den kahlen Ausläufern des Parnes (heute Ozea genannt), zur Linken vom Hypaton-Gebirge, dem heutigen Lykovuni, begrenzt. Da sieht man weder Baum noch Strauch, weder Dörfer noch regelmäßigen Anbau, sondern nur, soweit das Auge reicht, einen kurzen, dunkelbraunen, sich kaum über den Erdboden erhebenden Pflanzenteppich. Der Boden aber ist dunkel wie Gartenerde und ist anscheinend reiches Alluvium, dessen Fruchtbarkeit riesige Disteln, die stellenweise ganze Felder bilden, beweisen. Böotien, einst so bevölkert und fruchtbar, dessen Hauptausfuhrartikel im Alterthume neben den Aalen des Kopaissees der Weizen bildete, ist durch Erdbeben und besonders durch die türkischen Verwüstungen während des Freiheitskampfes so herabgekommen, daß es heute wenig über 30,000 Menschen ernährt, während es Raum für das Zehn- oder Zwölffache dieser Zahl bietet und die Kornkammer von Hellas sein könnte. Um dieses Ziel aber zu erreichen, wäre die einsichtige Unterstützung der Regierung erforderlich — und es ist nicht abzusehen, wann endlich das geplagte Land eine solche erhalten wird, welche für die wahren Interessen ihrer Unterthanen ein Verständniß bezeugt.

Erst um Mittag, nachdem die albanesischen Dörfer Spaïdes, Dritza und Bratsi passirt sind, wurden die Ruinen von Tanagra erreicht, auf einem Hügel unweit der Stelle gelegen, wo der von Norden kommende meist wasserlose Bach Thermodon, der heutige Laris, in den Asopos (heute Vurientis genannt) mündet. Deutlich erkennt man noch den Lauf

Die Dreschtenne (Alona) von Achmed-Aga.

der $^3/_4$ Stunden im Umfang messenden Ringmauern und unterhalb der höchsten Stelle des Stadtgebietes die für den Theaterbau in den Boden gegrabene nach Osten geöffnete Höhlung. Ackerfelder und Weinberge — der weißliche Thonboden der Umgebung erzeugte einst den besten Wein in ganz Böotien — nehmen heute viel Raum innerhalb der Mauern ein und bei ihrer Bearbeitung kommen fortdauernd große Mengen alten Thongeschirres zu Tage, zuweilen auch Gräber, welche jene gesuchten und bewunderten Statuetten aus bemalter Terracotta enthalten. Dieselben sind 12 bis 15 Centimeter hoch, nach der Formung mit Daumen und Bossirholz verbessert, stellen meist Frauen dar, ganz bekleidet, den Fächer in der Hand und mit elegantem Kopfputze versehen, und sind von solcher Naturwahrheit, daß man sie für Porträts halten möchte. In Athen werden sie fast mit Gold aufgewogen. Dies hat ein emsiges Nachgraben zur Folge gehabt; auch zur Zeit von Belle's Besuch wühlten mehrere Männer den Boden eines Weinberges um, und ein Besitzer bot dem Fremden sein Feld behufs anzustellender Ausgrabungen an. Aber während man rohes, sehr altes Töpferwerk, das die Kosten des Nachgrabens nicht lohnt, in Menge findet, sind werthvolle Stücke nur selten, so daß Belle das Anerbieten ablehnte und nach kurzer Umschau von der wenig erhabenen Burghöhe des einst wegen seiner Gastlichkeit und Wohnlichkeit gepriesenen Tanagra die Fortsetzung seiner Reise beschleunigte. Sie führte ihn am Asopus entlang, der zu dieser Jahreszeit nur einen schmalen Wasserfaden enthält, nach dem Dorfe Sykáminon, welches drei alte byzantinische Kirchen besitzt, und dann über wildes mit Ginster und Thymian bedecktes Hügelland nach Norden. Der nächste Weg nach Chalkis war das nun freilich nicht, da er solchergestalt zwischen Tanagra und Chalkis einen spitzen Winkel machte, und die Folge war, daß ihn die Nacht lange vor seinem Ziele überraschte. Von einer höhern Kuppe aus konnte er noch die Enge des Euripus und in der Ferne die weißen Häuser seines Nachtquartiers, übergossen von den warmen Tinten des Sonnenunterganges, erschauen; dann brach die kurze Dämmerung herein, der gleich darauf die tiefe Finsterniß folgte. Es bedurfte noch eines langen Rittes am Meeresstrande hin, der durch die wilden Schäferhunde und die Erinnerung an dort vorgefallene Räubereien und Mordthaten an Annehmlichkeit nicht gewann, ehe im Scheine des aufgehenden Mondes die steinerne Brücke vor ihnen lag, welche Euböa und speciell Chalkis mit dem Festlande verbindet.

Am folgenden Morgen durchwanderte Belle die Stadt, welche wahrscheinlich den Phönikiern ihren Ursprung verdankt und wegen ihrer trefflichen Lage ohne Unterbrechung bis heute bewohnt worden ist, deshalb aber auch keine nennenswerthen Reste des Alterthums aufzuweisen hat. Sie zerfällt in zwei Theile: unmittelbar an der Meerenge auf niedriger Felshöhe die ziemlich verfallene Altstadt, ein venetianisches Castell, welches der antiken Akropolis entspricht, und nördlich davon die Neu- oder Vorstadt, welche an der Stelle der weiter ausgedehnten Unterstadt des Alterthums liegt und das wenige commercielle und industrielle Leben des Ortes in sich schließt. Hier ist auch der Hafen, der bei all seiner Tiefe und Bequemlichkeit gegen den Nordwest und die in der Meerenge häufigen Windstöße schlecht geschützt ist. Doch geht die Stadt, unter deren circa 6500 Einwohnern auch eine täglich sich verringernde Zahl von Mohammedanern und von Juden sich befindet, anscheinend einer bessern Zukunft entgegen. Im Euripus nämlich, dessen Name die Franken (mit Anspielung auf die dortige Brücke) als Negroponte auf die Insel Euböa übertrugen, liegt eine kleine Felsinsel mit venetianischer Befestigung, 10 Meter von Euböa, 70 vom Festlande entfernt. Diese war durch eine feste Holzbrücke mit beiden Ufern verbunden, wodurch der Schiffsverkehr durch die Meerenge völlig gehemmt wurde. Neuerdings hat man mit großen Kosten die feste durch eine drehbare Brücke ersetzt, infolge dessen sich die Zahl der einlaufenden Barken, der Stadtbevölkerung und der Einnahmen etwas gehoben hat. Wöchentlich einmal vermittelt ein Dampfer der griechischen Compagnie den größern Verkehr mit der Außenwelt.

Frühzeitig am selben Tage brach Belle nach dem Norden der Insel auf. Der Weg führte anfangs am Meere hin, dann über die weite, von zahlreichen Hügeln unterbrochene Küstenebene und durch spärlichen Kiefern- und Fichtenwald hinauf auf den Höhenzug, welcher das Delphi-Gebirge (im Alterthume Dirphys, 1745 Meter hoch) im Centrum der Insel mit dem nordwestlich davon gelegenen Kandili (einst Makiston geheißen und 1209 Meter hoch) verbindet. Es ist das die von der Natur selbst vorgezeichnete Verbindungsstraße zwischen dem Norden Euböas und der Ebene von Chalkis und darum seit den ältesten Zeiten bis heute in Gebrauch, so daß die Hufe der Saumthiere stellenweise den Felsen ausgehöhlt und stufenartige Vertiefungen hervorgebracht haben. Der Pfad war schlecht, die Hitze drückend und die Anstrengung groß; aber wie verschwinden diese kleinen Leiden der Reise, wenn sich plötzlich von der Paßhöhe der Blick auf das schönste, von Geschichte und Sage verklärteste Meer dieser Erde öffnet! Man mag sich dem Archipel nahen, an welcher Stelle es auch immer sei; der Augenblick, wo man nach längerer Landreise wieder diese göttliche Thalatta mit ihren graziösen Insel-Silhouetten, ihren Buchten und Vorgebirgen erblickt, gehört stets zu den unvergeßlichen der ganzen Reise. So auch hier, als der Pfad seine höchste Stelle erreicht hatte und die Fernsicht auf die nördlichen Sporaden, Skiathos, Skopelos, Chelidromia und die kleineren sich erschloß. Könnte man in solchen Fällen die Herrlichkeit ahnen, die vor Einem liegt, oder wüßte der Führer davon zu erzählen, man würde die doppelten Beschwerden nicht scheuen und der vorhandenen nicht achten; aber die Landeskinder kümmern sich um solche Eindrücke wenig und ziehen ein schmutziges Kani im Thale der herrlichsten Aussicht weit vor.

Nordwärts führt der steile Abstieg in eine enge Schlucht hinab, die von hohen, aber mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Felswänden eingeschlossen und von einem Bache (es ist der antike Budoros) durchströmt wird. Nahe der engsten Stelle derselben, wo ein Felsen den Durchgang fast versperrt, thronen auf steilem Berge die Trümmer einer fränkischen Burg, die mit ihren viereckigen Thürmen, Ringmauern und Cisternen auf der Insel viele ihres Gleichen zählt. Ursprünglich von den Feudalherren seit dem dreizehnten Jahrhundert zu denselben Zwecken wechselseitiger Fehde und steter Wegelagerei gegründet, wie im Abendlande, dienten sie in venetianischer Zeit zum Schutze der Straßen und des Handels und nebenbei dazu, die Griechen im Zaume zu halten. Ein in Chalkis residirender Capitän hatte damals den Oberbefehl über ihre gesammten Besatzungen.

Mit Sonnenuntergang erreichte der Reisende das schön gelegene Dorf Achmed-Aga, wo er bei der Wittwe des dort seit mehreren Jahrzehnten ansässig gewesenen Engländers Noel abstieg. Angezogen durch die Schönheit des Thales, hatte sich derselbe dort ein meilenweites Besitzthum gekauft und sein Leben darauf verwendet, dasselbe zu heben und die Einwohner von Achmed-Aga und von dem nahen Drisi praktisch zu tüchtigen Landleuten und Menschen heranzuziehen. Als er vor wenigen Jahren starb, mußte er überzeugt sein, daß seine Bestrebungen an der Faulheit und Unwissenheit der Bauern ebenso wie an dem Widerstande der orthodoxen Geistlichkeit und des Staates gescheitert seien. Der

eutige Grieche scheint meistens für den Landbau nicht eingenommen; sein höchstes Ziel ist ein kleiner Laden in der Stadt, der ihm ohne viel Mühe recht viel Geld einträgt. Den Landbau betreibt er fast wie ein nothwendiges Uebel und an Melioration des Bodens denkt er nicht. Die einfachsten Grundsätze der Landwirthschaft gehen ihm ab, und bei der geringen Bevölkerungsdichtigkeit ist es ihm leicht gemacht, den verheerendsten Raubbau zu betreiben, durch ununterbrochen auf einander folgende Ernten das eine Stück Land zu erschöpfen und dann ein zweites in Angriff zu nehmen. Es ist nicht Dummheit, welche ihn dazu treibt, sondern reine Faulheit. Meliorationen widerstrebt er keineswegs, wenn nur Andere sich statt seiner der Mühe unterziehen. Die natürliche Ergebniß davon ist zunehmende Verarmung, deren Folgen die Regierung wohl merkt, deren Ursachen aber entgegen zu arbeiten ihr nicht einfällt. Die Steuererhebung mag verwickelt und drückend sein; aber erst die Habgier und Falschheit der Fiscalagenten, welche die eigenen Provinzen wie Feindesland behandeln, machen dieselben unerträglich und verleiden dem Bauer jede Lust zu Verbesserungen und größeren Anstrengungen. Wie in der Türkei darf der Eigenthümer die Ernte nicht eher anrühren, als bis der Steuereinnehmer den gesetzlichen Zehnten und mehr als das davon genommen hat, welchen der Bauer noch oft meilenweit auf schlechten Wegen in das Regierungsmagazin schaffen muß. Die am Magazin angestellten Beamten, schlecht bezahlt wie sie sind, machen beim Verkauf aus zehn eingelieferten Sack Getreide durch Mischen mit Sand und billigeren Sorten zwölf — und weder die Regierung, noch der Producent, noch der Consument fahren bei dieser Besteuerungsweise sonderlich gut.

Auf Euböa, und so auch auf Mr. Noel's Gute, besteht meist das Pächtersystem. Noel baute für jede Familie ein zweistöckiges Haus von Stein und erhielt ein Drittel vom Ertrage der Aecker. Er lieh ihnen Saatkorn und Ackergeräthe, deren Rückerstattung meist vergessen wurde. Alle Versuche, gute europäische Geräthe einzuführen, scheiterten an dem offenen und versteckten Widerstande der Eingeborenen. Es bedurfte des Einschreitens des englischen Gesandten in Athen, daß nur die Erlaubniß zur Anwendung einer Dreschmaschine ertheilt wurde. Aber ehe sie zu arbeiten anfing, wurden einzelne Theile derselben gestohlen, so daß ihre Benutzung unmöglich wurde. Nach wie vor wird also das Getreide auf der Alona, jener großen mit Platten belegten Tenne, die sich am Eingange jedes griechischen Dorfes findet, mittelst der in manchen Theilen Südeuropas und im Orient üblichen Dreschschlitten ausgekörnt, wobei ein Fünftel des Kornes verloren geht und das ganze Stroh verdorben wird. Die Garben werden in concentrischen Kreisen auf die Tenne gelegt, und vor ein halbes Dutzend Dreschschlitten (schmale, etwa 4 Fuß lange, vorn etwas gekrümmte Bretter) Pferde gespannt; eben so viel junge Leute treten darauf und jagen im Galopp über die Aehren fort, Halme und oft auch Körner zerquetschend. So barbarisch dieses Verfahren auch ist, ein schönes belebtes Bild bleibt es doch, wenn die geschickten Rosselenker sich gegenseitig an Kühnheit überbieten, einander herausfordern und zu überholen oder umzustoßen suchen, während der Steuereintreiber gelassen im Schatten einer Getreidemiete sitzend zuschaut und seine Pfeife schmaucht.

Die Hoffnungen auf eine Besserung dieser Verhältnisse sind gleich Null. Hat es doch nicht an directen thätlichen Angriffen auf die Grundeigenthümer fremder Nationalität gefehlt, mit der ausgesprochenen Absicht, sie dadurch zum Verlassen des Landes zu bewegen, ein Plan, der nur zu guten Erfolg gehabt hat. Denn die meisten Hellenenfreunde, die sich in Hellas niedergelassen, haben dem undankbaren Lande wieder den Rücken gekehrt. Und welche Bodenschätze sind dort noch zu heben, wie herrlich wachsen die Platanen und Weiden in den Thälern, gedeiht der Weinstock, der Krapp, das Getreide, der Oelbaum, neuerdings selbst die Baumwolle! Auch reich an Wald ist die Umgebung von Achmed-Aga; aber überall trifft das Auge auf schwarze ausgebrannte Strecken oft von bedeutendem Umfange, die seltener eine Folge der Unachtsamkeit von Schäfern sind, als der Niedertracht, und deren Urheber nie ermittelt werden. Die zahlreichen Ziegenherden helfen wacker mit, daß ja kein junges Reis aufkomme und zum Baume sich entwickele, während die hochstämmigen Fichten in den schonungslos zu Werke gehenden Harzsammlern und Kohlenbrennern ihre ärgsten Feinde haben. Auch bei dieser heillosesten aller Landesverwüstungen geht die Regierung, statt mit aller Macht dagegen einzuschreiten, mit gutem Beispiele voran: nach türkischer Manier gestattet sie für eine monatliche Abgabe von 8 bis 10 Franken pro Beil den beliebigen Abtrieb des Holzes in bestimmten Beständen oder läßt den Meistbietenden ganze Bergeshänge auf einmal des schützenden Waldes berauben. Umgekehrt darf ein fremdländischer Besitzer in seinen eigenen Wäldern nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß Holz schlagen, und die Erlangung dieser Erlaubniß ist mit so viel Umständen und Kosten verknüpft, daß es Mr. Noel positiv weniger kostete, seinen Holzbedarf aus Syra zu beziehen, als ihn seinen eigenen Wäldern zu entnehmen!

Am nächsten Morgen verließ Belle Achmed-Aga und ritt im Thale des Budoros unter den herrlichsten Platanen nordwestlich nach Mandudi hinab.

Die Eingeborenen des östlichen Neu-Guinea.

Nach **Dr. Comrie** [1]).

α. Schädel. Die fünfzehn vom „Basilisk" mitgebrachten Schädel wurden am Ostcap und auf den benachbarten Inseln gesammelt. Mit zwei Ausnahmen fehlen an allen die Unterkiefer, weil diese von den Papuas als werthvolle Armbänder getragen werden und nur sehr schwer zu erhalten sind. Man begräbt die Gestorbenen, holt sie indessen nach längerer Zeit wieder aus dem Grabe heraus, entfernt den Kopf und die beiden oberen Halswirbel (Axis und Atlas) und legt den Körper ins Grab zurück. Der Schädel wird nun gereinigt und entweder in Bananenblätter gewickelt am Giebel des

[1]) Dr. Comrie war Arzt auf dem „Basilisk", welcher 1874 die Ostspitze Neu-Guineas erforschte. Ihm lag es ob, anthropologische und ethnologische Forschungen über die Eingeborenen anzustellen, die noch völlig im Steinzeitalter leben. Wir geben hier seinen am 11. April 1876 dem Anthropologischen Institut von Großbritannien erstatteten Bericht im Auszuge, so daß nur geringe Kürzungen stattfanden.

Hauses befestigt oder weggeworfen, nachdem man den Unterkiefer zu einem Armband verwendet hat. Die beiden Wirbel bindet man an einen Schweineschwanz und trägt sie so als Zierrath.

Die Schädel dieser Papuas sind mit einer Ausnahme dolichocephal; der mittlere Index aller ist 74, so daß hier eine Uebereinstimmung mit den durch v. Baer, B. Davis und A. B. Meyer bekannt gewordenen Papuaschädeln vorliegt. Die Höhe der Schädel ergiebt einen Durchschnitt von 78, somit starke Annäherung an den Negertypus; die Capacität wechselt zwischen 64 und 83 Cubikzoll, also im Mittel 75 Cubikzoll. Bei den meisten Schädeln ist der Prognathismus gut entwickelt. (Eine Tabelle der Schädelmessungen nach der Methode von Busk ist beigefügt.)

Statur. Als das Ergebniß von zwanzig Messungen an Männern fand sich ein Durchschnitt von 5 Fuß $1^3/_4$ Zoll englisch; die Extreme waren 4 Fuß 7 Zoll und 5 Fuß 4 Zoll. Mittlere Länge des Armes 20 Zoll, des Oberschenkels 35 Zoll. Umfang der Brust $31^1/_2$ Zoll. Die Füße sind flach, säbelförmig; die große Zehe ist lang und in einem Winkel vom Fuße abstehend, mehr einem Daumen ähnlich und gleich diesem beweglich. In Folge dieser (bei uns verloren gegangenen) Fähigkeit ergriffen sie während des Gehens damit allerlei für sie äußerst werthvolle Gegenstände, wie Nägel, kleine Eisenstücken, wenn sie sich unbeachtet glaubten. Die Brust war weit, gut entwickelt, was man von den Beinen nicht sagen konnte. Bäume erkletterten sie mit der größten Leichtigkeit, wobei sie die Sohlen der Füße gegen den Stamm stemmten und außerdem nur noch die Hände gebrauchten. Der übrige Körper, namentlich die Schenkel, kamen beim Klettern nicht mit dem Stamme in Berührung. So erklommen sie die glatteste Kokospalme gleich Katzen. Ihre Lieblingsattitude war ein Hocken, wobei das Hintertheil gegen die Fersen gebracht wurde. Stehend legten sie einen Arm über den Rücken und ergriffen mit diesem Arm den andern Oberarm.

Ihr Gang war schlürfend; im Laufen wurden sie leicht von unseren Matrosen übertroffen; im Heben von Steinen oder Gewichten kamen sie den Europäern lange nicht gleich.

Haar. Es wächst etwa einen Fuß lang, ist kraus, schwarz, doch oft vom Gebrauche gebrannter Korallen oder Holzasche röthlich. Die Art und Weise es zu tragen ist sehr verschieden. Gewöhnlich gestalten es die Männer zu einer Art Borstwisch oder zu korkzieherartigen Locken. Die Eingeborenen am Huon-Golfe und der Astrolabe-Bay bedecken es mit Thon und flechten Blätter dazwischen, während es auf der Lesson-Insel zu einem Kegel frisirt wird. Der echte Papuastutzer macht aber einen Borstwisch daraus, der täglich stundenlang gehörig ausgekämmt wird. Nachts ruht der Hals in einem hölzernen Schlafkissen, so daß der Kopf mit seinem Borstwisch frei liegt, um letztern nicht zu zerdrücken. Ein langer Kamm mit fliegenden Bändern im Hinterhaar, eine Hibiscusblüthe über dem rechten Ohre vervollständigen die Toilette. Weiber und Kinder haben ihr Haar kurz geschnitten, die letzteren oft rasirt, wenigstens bis zum zehnten Jahre, wenn die Beschneidung stattfindet; alsdann erst ist es den Knaben erlaubt das Haar lang wachsen zu lassen. In einigen Gegenden tragen die Frauen falsches Haar und falsche Löckchen. Man hört oft die Behauptung, daß das Haar der Papuas in Büscheln wachse; mir ist es unmöglich gewesen dies nachzuweisen, wiewohl die kurz geschorenen Frauen- und Kinderköpfe eine leichte Prüfung zuließen. Da ich viele Haarproben auf Neu-Guinea gesammelt hatte, so mußte mir daran liegen, sie mit Pruner-Bey's Bericht über das Papuahaar zu vergleichen. Der Längendurchschnitt zeigte unter dem Mikroskop eine mehr oder minder durchscheinende Rinde, der Farbstoff war nicht an der Rinde, sondern auf das Mark des Haares concentrirt. Der Querschnitt war elliptisch, abgeflacht, unregelmäßig, eine Seite an verschiedenen Stellen einwärts gekrümmt. Dieses giebt einen entschieden bandartigen Charakter, welcher, wie Pruner-Bey constatirt, die größte beobachtete Abflachung beim menschlichen Haare zeigt. Das Papuahaar ist wesentlich verschieden von dem mehr oder weniger ovalen Haare anderer Racen. Der Bart ist spärlich und kraus; gewöhnlich wird er ausgerupft und rasirt. Was den Körper anbetrifft, so ist Behaarung fast nur am Nacken und Rücken wahrzunehmen.

Physiognomie. Die Stirn ist niedrig, an den Schläfen eingedrückt, die Augenbrauenbogen sind stark hervortretend; Nase adlerförmig, an den Flügeln ausgebreitet, die Spitze etwas verlängert, nach der Oberlippe deutend; Mund groß, Lippen dick, vorstehend; Augen groß, doch flach; die obere Zahnreihe leicht über die untere vorstehend.

Haut und Farbe. Seit Mariner's Zeit ist die Haut der Papuas als besonders rauh geschildert worden; dies ist jedoch nur auf die am „Tukelau Zittermal" leidenden anwendbar, auf diese in der ganzen Südsee herrschende, die Haut schilferig machende Krankheit. Die Farbe der Haut in Südost-Neu-Guinea wechselt vom russigen Schwarz bis zum gelblichen Braun. Unmittelbar am Ostcap sind die Eingeborenen hellbraun, wodurch die Ansicht erweckt wird, daß hier Beimischung von heller polynesischer Race stattgefunden habe. Auf den ersten Blick scheint dies auch viel für sich zu haben; allein in derselben Familie findet man schwarze und helle Individuen nebeneinander; auch ist das Haar der hellen und schwarzen Leute ganz das nämliche, oben beschriebene, dessen charakteristische Abflachung schon mit einer gewöhnlichen Loupe bemerkbar ist. Die Farbe der Iris wechselt zwischen Schwarz und Braun, das „Weiße des Auges" ist trüb und gelblich [1]).

Krankheiten. Wir bemerkten Elephantiasis, die sich namentlich auf das Scrotum und die Beine erstreckte; das Tukelau Zittermal wurde schon erwähnt. Man glaubt, es werde durch die Larven einer Diptere erzeugt. Gute Beobachter wollen ganze Fliegenschwärme aus den kranken Stellen haben auffliegen sehen; wenigstens ist dies auf den Samoa-Inseln constatirt (?). Auch Lupus wurde gefunden; an der Humboldt-Bay war unzweifelhaft Syphilis vorhanden.

Regierung und Religion. Leider war hierüber wenig zu erfahren. Jede Ortschaft schien unabhängig zu sein und ihren eigenen Häuptling zu haben. Für öffentliche

[1]) Der Missionär M'Farlane, auch ein guter Kenner der Eingeborenen von Neu-Guinea, bemerkt neuerdings (Athenäum 2. Dec. 1876), daß er die Eingeborenen von Katau und von der Redscar Bay (siehe Karte „Globus" XXX, S. 151) anfangs für verschiedene Racen angesehen habe; die ersteren seien Papuas, die letzteren Malayen gewesen. Nähere Untersuchung habe ihn aber von dem Irrigen dieser Ansicht überzeugt. Die Bewohner der Küsten und Flußmündungen seien entschieden Eindringlinge, welche die eigentlichen Urbewohner ins Innere zurückdrängen. Gleichviel ob die Küstenbewohner nun hell oder dunkel seien, sie gehören, wie Kopfform, Sprache, Sitten beweisen, derselben Race an, die sich den echten Papuas von West-Neu-Guinea nähert. Somit stimmt M'Farlane mit Dr. Comrie überein. Die Bewohner des Innern sind uns so gut wie unbekannt. M'Farlane sagt: „Zwischen den Küsten- und den Buschbewohnern ist ein großer Unterschied, die letzteren stehen körperlich und geistig tief unter ersteren. Ich habe zwei Schädel, einen vom Fly-River, den zweiten von einem Buschmann vom Mabedanan-River und die Differenz beider ist sehr groß. Der vom Fly-River ist brachycephal." Auf zwei Schädel lassen sich keine großen Schlüsse bauen. Wenn dann M'Farlane von chinesischen, arabischen, selbst jüdischen (!) Einwirkungen auf Neu-Guinea spricht, so vermögen wir ihm hier nicht zu folgen. Daß bei den Papuas viel jüdische Physiognomien vorkommen, ist eine altbekannte Sache. Interessant ist noch, daß M'Farlane bei einigen Küstenanwohnern schlichtes schwarzes Haar fand.

Angelegenheiten schienen keine besondere Gebäude vorhanden zu sein, und mit Ausnahme einer kleinen hölzernen Figur am Giebel des Hauses konnten wir nichts Götzenbildartiges entdecken. Da jedoch in einigen Fällen Knochen und Schädel, sorgfältig eingewickelt, in den Häusern gefunden wurden, so mag dies mit dem Ahnencultus zusammenhängen, welcher in anderen melanesischen Gegenden sicher vorhanden ist [1]).

Gebäude. Diese werden fast stets auf 10 bis 25 Fuß hohen Pfählen errichtet, selbst wenn sie 1000 Fuß über dem Meere liegen, wo sie um dem Küstenfieber zu entgehen oder aus Vertheidigungsgründen angelegt sind. Giebel und Haupteingang liegen nach dem Meere zu; dort ist auch die Veranda, wo die Männer den größten Theil ihrer Zeit zubringen. Thür und Veranda für die Frauen liegen am entgegengesetzten Ende. Zu den Plateformen führen eingekerbte Balken als Treppen empor. Ueber dem Haupteingang hängen Knochen und Schädel vom Dugong, Schwein, der Schildkröte, Beutelknochen vom Känguru und vom Cuscus, den Reichthum des Hausbesitzers andeutend, da sie auf Ueberfluß an Nahrung hinweisen. Menschenschädel deuten den Krieger, auch die herrschende Anthropophagie an. Abtheilungen hat das Innere nicht, doch wird es gelegentlich durch eine aufgehängte Matte geschieden. Ausstattungsgegenstände sind: Kokosschalen zum Trinken, Körbe für Nahrungsmittel, ein hölzernes Kopfkissen aus festem Holz, sauber geschnitzt. An der Wand hängen Speere, Keulen, Fischernetze. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle aus Steinen, wo gekocht wird. Der Fußboden besteht aus schmalen Planken mit offenen Zwischenräumen, durch die der Küchenunrath abfällt. Das einzige Hausthier ist ein dunkelgefärbter Hund von wolfsartigem Aeußern, mit langen Ohren und spitzer Schnauze. Er bellt nicht und wird mit Kokosnüssen gefüttert. Auch das Schwein ist domesticirt, doch rennt es meist halbwild umher. Die zwischen Kokosnußwäldchen gelegenen Dörfchen sind gewöhnlich etwas von der Küste entfernt; an der letztern befinden sich die zeitweilig benutzten Fischerhütten, die jedoch nicht auf Pfählen erbaut sind.

Die Canoes haben Ausleger und sind meist sehr lang. Solche von 30 bis 40 Fuß Länge sind aus einem Baume ausgehöhlt; am Vordertheil, Stern und an den Seiten mit Planken aufgehöht und am Stern mit einer geschnitzten Figur, Vogel oder dergleichen, versehen. In der Mitte ist eine erhöhte Plateforme, auf welcher der Häuptling sitzt; hier werden auch die irdenen Kochgeschirre untergebracht. Das Segel besteht aus Kokosfasermatten und wird in Blöcken aufgezogen, die sehr schön geschnitzt sind und menschlichen Figuren gleichen. Auch die Ruder sind geschnitzt und werden stehend geführt.

Gesellschaftliche Bräuche. Der Freundschaftsgruß besteht im Zusammendrücken der Nase mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand, während der Zeigefinger der rechten auf den Nabel deutet. Dabei wird ein oder zwei Mal gegrunzt und ein Wort ausgesprochen, das wie vacŏus klingt. Ein anderes Mal wurde ein Hund an die Schiffswand gebracht und dessen Kopf daran zerschmettert; auch das Wehen mit Palmzweigen und Besprengen des Kopfes mit Seewasser gelten als Friedenszeichen. Um Erstaunen auszudrücken, rief man langgezogen o—o—o, hielt dann den Athem ein und streichelte den linken Arm mit dem rechten. Im Aerger zeigten sie die Zähne und spuckten. Um Aufmerksamkeit zu erregen, zischen sie oder schlagen den linken Vorderarm mit der Schärfe der rechten Hand. Widerwillen zeigten sie durch Hängenlassen der Unterlippe an, z. B. wenn ihnen Taback oder Rum angeboten wurde. Wollten sie recht große Freundschaft bezeigen, so wandelten sie Hand in Hand mit dem Auserkorenen umher und machten ihm gelegentlich Geschenke, erwarteten dafür aber werthvollere Gegengaben.

Trauer wurde durch das Kurzscheeren der Haare und Einschwärzen des Gesichtes und Körpers mit Graphit (Plumbago) ausgedrückt; auch trugen sie keinen Zierrath, ausgenommen ein geflochtenes Armband am linken Oberarm. Die Häuser, in welchen ein Todesfall stattfindet, werden niedergerissen und nur die Pfähle und die Plateforme bleiben stehen, auf welcher die Leidtragenden sich versammeln. Es giebt zweierlei Begräbnißarten; einmal gräbt man Gräber, wirft sie leicht auf und pflanzt Croton ringsum; auf den Hügel wird zerbrochenes Töpferwerk gelegt und an einem Baum in der Nähe hängt man Helmmuscheln und Menschenhaare auf. Die zweite Art ist oberirdisch; der Leichnam wird in einer länglichen Kiste auf Pfählen etwa drei Fuß über dem Boden aufgestellt. Beide Begräbnißarten kommen dicht nebeneinander vor. Ein Grab heißt vata.

Die Eingeborenen glauben fest an Liebeszauber, der uns bei günstiger Gelegenheit höchst geheimnißvoll mitgetheilt wurde, doch nur gegen den Preis einer Axt. Er besteht darin, daß man das Gesicht mit einem wohlriechenden Harze einreibt; das andere Geschlecht kann dem so beschmierten nicht widerstehen. Der einheimische Name für diesen Zauber ist tûbâl.

Daß Tabu-Gebräuche vorhanden, kann nicht befremden; das Zeichen dafür sind aufgehangene Kokospalmwedel oder Kokosnüsse auf Stäben in den Boden gesteckt. Bei fast allen verlassenen Häusern hing ein Bündel Kokosnüsse quer vor der Thür.

Beschneidung wird allgemein geübt; man führt sie aus, indem man einen geraden Schnitt durch den Rücken der Vorhaut macht. Sklaverei, die auf den Salomonen und in Neu-Irland doch allgemein üblich, wurde hier nicht gefunden. Monogamie war die Regel, so viel wir beobachten konnten. Die Männer waren sehr eifersüchtig und schickten bei unserer Ankunft alle Frauen fort. Im Allgemeinen zeigte sich der Charakter dieser Leute als liebenswürdig und gutmüthig; waren sie unbeobachtet, so stahlen sie regelmäßig, gaben aber, wenn man sie erwischte, den Raub zurück. Während die Männer die Häuser baueten, fischten und die Canoes ruderten, mußten die Weiber das Feld bestellen, Wasser schleppen, kochen, Muscheln sammeln und die Hauswirthschaft führen. Cannibalismus war unzweifelhaft vorhanden, wie denn auch die Träger von Unterkiefern kein Hehl daraus machten, daß sie deren einstige Inhaber verzehrt hätten; verbrannte Knochen und Schädel wurden auch aufgefunden. Cannibalismus ist in ganz Melanesien verbreitet.

Kleidung und Schmuck. Das gewöhnliche Kleidungsstück der Männer war die Tförmige Binde, etwa 6 Zoll breit und zusammengehalten durch ein Haarband oder Rhizomorphawurzeln. An der Humboldt-Bay tragen die Männer nur eine kleine Kalebasse, in deren Oeffnung die glans penis hineingesteckt wird. Die Weiber trugen (bis zum Huon-Golf) einen von den Hüften bis zum Knie reichenden Grasrock, wie auf den Fidschi-Inseln. Vom Huon-Golf an ist Tapa im Gebrauch, die um die Lenden geschlagen wird. Das Tättowiren war auf die Weiber beschränkt; sie bringen sich feine senkrechte blaue Linien auf Brust und Bauch an. Sonst ist der Schmuck nur auf die Männer beschränkt. Ein Stutzer bietet folgendes Bild dar: Sein Haar ist borstwischartig einen Fuß vom Kopfe abstehend frisirt; ein Kamm (Kôsi) mit fliegenden Pandanusblättern steht einen Fuß lang daraus hervor und über dem linken Ohre steckt

[1]) Die Schädel der Verstorbenen als Götzen (Korwars) bei Dorch erwähnt O. Finsch (Neu-Guinea S. 104). Ueber die aus Holz geschnitzten Korwars vergl. A. B. Meyer im 12. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden S. 23 nebst Abbildungen. Red.

eine Hibiscusblume. Beide Ohren sind überladen mit Ringen aus Schildpatt oder geschnitzten Kokosnußstücken, oder ein grünes zusammengerolltes Blatt ist in die Oeffnung des Ohrläppchens gesteckt. Die Nasescheidewand ist durchbohrt und in dem Loche steckt eine Koralle oder ein Knochen. Um den Hals hängt ein Schmuck aus Zähnen, Muscheln und Stückchen wohlriechender Rinden; am linken Oberarm trugen sie Ringe aus Bananenfasern oder Muscheln; darin steckt der hübsch geschnitzte Betellöffel, während sich in der linken Achselhöhle das geflochtene Säckchen mit Kalk, Betel, Arekanüssen und einem Obsidianmesser befindet. Die T=Binde, ein Gürtel von Ovula=Muscheln und einige rothe und weiße Streifen quer über das Gesicht vollenden den Aufzug. Die Häuptlinge haben noch einige besondere Auszeichnungen, wie z. B. eine runde Muschelscheibe an der Stirn.

Geräthe. Eisen war bis zu unserer Ankunft bei diesen Papuas unbekannt, und ihre sämmtlichen Werkzeuge waren aus Stein. Schnell fanden sie die Ueberlegenheit unserer Geräthe heraus und bestrebten sich Eisen einzuhandeln; die Eisenstückchen faßten sie in derselben Weise wie den Stein. Sie besaßen Aexte aus polirtem Nephrit, oft mit schön geschnitztem Holzstiel, Aexte aus demselben Material und Meißel. Auf Lesson Island fanden wir Aexte aus der Schale der Tridacna=Muschel. Ihre Steinäxte nannten sie tautschaman, unsere Aexte elam; Eisen bezeichneten sie als dim-dim. Die Steine werden im Bette der Flüsse gefunden und auf rauhen Sandsteinblöcken geschliffen; letztere waren bei jedem Dorfe zu finden und oft sehr abgenutzt. Die wenigen Musikinstrumente waren eine Trommel, überzogen mit der Haut der Boila=Eidechse (Monitor spec.), zwei Arten Panpfeifen, eine Maultrommel aus Bambus und eine Trompete aus einer Tritonschnecke. Ihren Gesang begleiteten sie, indem sie mit hohlen Bambusrohren auf die Erde schlugen.

Waffen. Sie bestanden aus Keulen mit Steinköpfen in drei Arten, darunter eine scheibenförmige, quepi genannt. Eine Holzkeule, ähnlich der Patu=Patu der Maoris, hieß jera; ein hölzernes Schwert sâmân. Der 10 bis 12 Fuß lange Speer mit geflügelter Holzspitze, der aus freier Hand geworfen wird (das australische Wurfbrettchen ist unbekannt), heißt kâkiâm. Die Schleudern (wam) sind aus Bananen= oder Rhizomorphafasern gemacht; als Schleudersteine dienen Bachkiesel. Der Schild ist aus Holz. Fünf bis sechs Fuß lange Bogen, von denen 6 Fuß lange mit Knochen gespitzte Rohrpfeile (nicht giftig) geschossen werden, waren an der Astrolabe=Bay im Gebrauche. Beim Spannen benutzen sie die große Zehe. Am Ostcap sahen wir ein Seegefecht, bei dem Schleudern gebraucht wurden. Spuren von Kriegsverwüstung, namentlich niedergehauene Kokospalmen, waren vielfach sichtbar.

Nahrung. In der Nähe der Dörfer an den Abhängen waren kleine sauber eingezäunte Rodungen sichtbar, in denen Yams, süße Kartoffeln, Taro, Bananen, Mais ꝛc. cultivirt wurden. Die Rodung wird durch Feuer hergestellt, dann mit Stöcken umbrochen, was die Weiber besorgen. Hauptnahrung liefern die Kokos= und Sagopalme; dazu kommt Fleisch vom Schwein, Känguru, Cuscus und der Schildkröte. Sie sind aber vorzugsweise Vegetarianer und kochen alle Tage eine Gemüsesuppe aus Yams, Bananen, Sago und Kokosnuß in irdenen Gefäßen. Eine Schale der Perlenauster dient als Löffel. Das Schwein heißt poroporo; Wasser kai-wan; essen nam-nam. Allgemein war das Betelkauen verbreitet; Taback, den sie nicht kannten, war ihnen zuwider. An den Lagunen wurden große Haufen von Schraubenschnecken gefunden, die förmliche Kjökenmöddings bildeten, da zu gewissen Zeiten dieser Nahrung wegen die Eingeborenen nach diesen Lagunen ziehen.

Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise nach Westsibirien.

III.

Nach der Podarata.

Obdorsk, den 24. August.

Am Nachmittage des 29. Juli standen wir reisefertig und traten, elf Mann hoch, unsere Wanderung über die Tundra an, die, das durften wir uns nicht verhehlen, so recht eigentlich eine „Reise ins Blaue“ war. Wir waren nur mit den nöthigsten Lebensmitteln auf neun Tage versehen, und die Leute führten nur gedörrtes Brot und Ziegelthee mit; denn es wurde darauf gerechnet und uns versichert, daß wir in den Dschums sowohl frisches Fleisch als Brot genügend erhalten würden. Als Schlafrequisiten hatten wir Mückenzelte aus Kattun und unsere Pelze mit; unsere persönlichen Effecten, einige Wäschestücke, Taback, Behältnisse zum Sammeln, Feldstecher, Feldflasche, Gewehr und Munition für dreißig Tage trugen wir selbst in Rucksäcken. Unsere mühsam durch das Birkengestrüpp der Tundra im Gänsemarsch sich fortarbeitende Gesellschaft, der eine schwarze Wolke von Mücken Tag und Nacht unverdrossen das Geleit gab, mag wohl an reisende Schacherjuden erinnert haben. Gleich der erste Marschtag gab uns einen Vorgeschmack von dem, was uns erwartete. Wir hatten 17 Kilometer zurückgelegt und kamen daher ziemlich erschöpft und müde an, aber nicht einmal ein Dschum oder selbst nur eine Höhle gewährte uns Schutz, sondern wir mußten mit einer Felsschlucht des kleinen Flusses Talbejaha unweit eines Schneefeldes vorlieb nehmen, die uns wenigstens etwas gegen den heftigen Nordost (wir hatten nur 5° R.), aber nicht gegen den fein herabrieselnden Regen zu decken vermochte. In einem Lande, wo Birken und Weiden nur als fingerdicke, kaum mehr als fußhoch auf der Erde hinkriechende Sträucher vorkommen, ist es mit dem Feuer auch eine mißliche Sache, und es dauerte lange, ehe wir in dem Qualm des nassen Strauchwerkes unsern Thee trinken konnten. Der folgende Tag war wesentlich besser, indem wenigstens der Regen aufhörte; er gestaltete sich im Laufe des Nachmittags zu einem freudigen, indem unsere Leute frische Ren= und Schlittenspuren und später zwei Dschums bemerkten. Der Besitzer derselben, der Ostjak Dsäungiä, kam uns im schönsten Staat entgegen und holte uns in ein paar mit Ren bespannten Schlitten ab. Freilich lauteten die Nachrichten weniger erfreulich, als es anfangs schien. Die Herde des Ostjaken und eines zweiten war durch eine Seuche (Milzbrand) von 2000 auf 500 reducirt worden, und auf dem Wege nach den Dschums konn=

ten wir uns selbst zur Genüge von der schrecklichen Verheerung überzeugen; wir zählten etwa siebzig der schönsten Ren todt umherliegend. Die Weiber hatten inzwischen noch vor unserer Ankunft die Dschums abgebrochen, um sie auf einem etwas entferntern Platze wieder zu errichten, und dorthin folgten wir. Nachdem die Dschums wieder aufgebaut, was kaum eine halbe Stunde erforderte, ein Ren geschlachtet und roh und blutig von unseren Leuten und den Ostjaken verzehrt worden war, konnten die Unterhandlungen mit dem Herdenbesitzer stattfinden. Das Resultat derselben, welche bis früh 2 Uhr währten, war endlich das, daß sich Dsännqiä entschloß, uns neun Renthiere à 7 Rubel nebst drei Schlitten und Geschirre zu verkaufen. Der andere Tag bot uns ein neues gräßliches Bild der Verheerung; dreißig weitere stattliche Ren lagen verendet oder im Verenden um die Dschums. Einen bejammernswerthen Eindruck machen die jungen noch säugenden Thiere, welche die kranken und gefallenen Kühe grunzend umspringen und beschnuppern. Sie alle werden mit dem Lasso gefangen und todtgeschlagen, um das Fell, welches ungefähr 3 Rubel werth ist, zu retten, und wir wurden sehr gebeten, uns mit den Gewehren bei der Jagd auf Renkälber zu betheiligen. Alte gefallene Ren sind gänzlich werthlos. Ihr noch im Verhären begriffenes Fell taugt jetzt nichts, ebensowenig die Haut als solche, da sie jetzt im Sommer von den Stichen der Renbremse wie mit Schrotschüssen durchlöchert ist. Das Fleisch wird jetzt ebenfalls nicht angerührt, da die Eingeborenen das Ansteckende kennen. Bei dem ersten Erscheinen der Seuche (vor etwa zwanzig Jahren) war dies nicht der Fall, und damals starben sehr viele Ostjaken und Samojeden. Es wäre wohl eine Aufgabe der Regierung, durch ausgezeichnete Veterinärärzte diese schreckliche Seuche an Ort und Stelle gehörig studiren zu lassen. Ihre verderblichen Folgen sind bei dem häufigen Auftreten derselben (sie kommt fast jedes Jahr vor) unberechenbar und können möglicherweise zur völligen Verarmung der Nomadenvölker Nordwestasiens führen. Das Ren Sibiriens, schöner, größer, kräftiger und stattlicher als das lappländische, darf im Gegensatz zum letztern ein wirkliches Hausthier genannt werden. Nach meinen Erfahrungen in Lappland war ich sehr überrascht, mit welcher Leichtigkeit hier die Herde durch wenige Hunde zusammengetrieben, mittelst einer Leine gehalten wird, und wie sich fast ohne Widerstand die Zugthiere theils mit der Hand, theils mit dem Lasso herausfangen und einspannen lassen, wie ruhig sie am Schlitten stehen.

Unseren Ostjaken und Samojeden war es so ein rechter Festtag, unter einer Herde von etlichen Hundert Ren herumzuwählen und mit kundigem Auge und geübter Hand aussuchen zu können. Bald standen neun der besten anscheinend völlig gesunden dreijährigen Ren vor drei Schlitten, auf die unser Gepäck geladen war, und erleichtert konnten wir frischen Muthes den Weitermarsch antreten. Denn es galt so schnell als möglich aus der inficirten Gegend, die uns auf Schritt und Tritt die Verheerungen der Seuche zeigte, fortzukommen. Das drohende Gespenst, über kurz oder lang selbst wieder die Bündel aufnehmen zu müssen, schwebte freilich noch wie ein Damoklesschwert über uns, denn wenige Stunden konnten uns sämmtliche Zugthiere rauben. Wirklich verloren wir noch am Abend desselben Tages (31. Juli) ein Ren, und wir konnten zufrieden und dankbar dafür sein, daß wir, wie ich gleich vorausschicken will, auch nur drei Ren lebend nach der Schtschutschja mit zurückbrachten. Wir schritten immer in nordwestlicher Richtung vorwärts, so schnell als es bei dem schwierigen, mühsamen, oft erschöpfenden Wege eben gehen wollte. Von irgend einem gebahnten Pfade konnte ja überhaupt nicht die Rede sein, außer denen, welche die zahlreichen Lemminge und Eisfüchse für ihren Privatgebrauch getreten hatten. Die Tundrengebiete, welche wir in diesen Tagen und später kennen lernten, tragen im Wesentlichen den gleichen Charakter und unterscheiden sich von denen Ostfinnmarkens hauptsächlich durch den Mangel an chaotisch aufgehäuften Geröllhalden. Die Tundra Lapplands ist in erster Linie aus Moos gebildet, hier herrscht die Zwergbirke vor. Sie bedeckt über Moosen, durch die der Fuß in den feuchten Untergrund einsinkt, die weiten flachen Höhenzüge sanfter Hügelketten, welche auf ihrem Rücken Gerölle aus kleinen Steinen und Flechten tragen, oder an manchen Stellen dünenartige Sandkuppen bilden. In den Niederungen findet sich meist Moor- und Sumpfgrund mit Zwergweidendickichten, welche zu passiren viel mehr Schweiß und Anstrengung kostet als der Weg durch die Zwergbirken, und einem kleinern oder größern klaren im Sumpfgras dahinfließenden Bach; es sind dies die mühseligsten Stellen für den Wanderer, denn hier sind oft weite Strecken echten Sumpfes zu passiren. Die vielen kleineren und größeren meist mit hohen weidenbegrünten Ufern umgebenen klaren Teiche und Seen geben der Einförmigkeit der fahlgelbgrünen oder gelbbräunlichen Tundra mit ihrem tiefen Blau eine dem Auge wohlthuende Abwechselung, die durch die vor uns liegende Gebirgsreihe des Ural noch erhöht wird. Er hebt sich in hübsch geformten Rücken und Kuppen malerisch ab, aber keiner unserer Begleiter weiß einen Namen. Nur die höchste nördlich liegende Kuppe wird uns samojedisch als Hanoweindscha, d. h. Falkenhorst, bezeichnet. Die Thierwelt dieses Gebietes ist äußerst spärlich, ja arm (an Vögeln Trauer- oder Eisenten, Eistaucher, Zwerg- und Bogenschnäbel-Strandläufer, Kampfhähne, Goldregenpfeifer, pfeilschwänzige und breitschwänzige Raubmöven, Gänse und Schwäne, Schneehühner, Schnee- und lappländische Ammern, Pieper, Leinfinken, Wanderfalken, rauhfüßige Bussarde, Sumpfohreulen und Schneeeulen; an Säugethieren Lemminge, Füchse und ein den Mäusen verwandtes kurzschwänziges Nagethier, dem Füchse und Raubvögel eifrig nachstellten).

Am Morgen des 1. August überschritten wir den kleinen Fluß Jensorjaha, den ersten nördlich fließenden, waren der Podarata also näher gerückt, und unsere Samojeden meinten, daß wir sie übermorgen erreichen würden, was frischen Muth gab. Wir passirten dann die kleinen Bäche resp. Flüsse Tojaha und Nadjaha und genossen von der Uferhöhe des letztern aus einen weiten Fernblick. Vor uns lag sanft ansteigend eine weite Tundrenfläche, die links von einem höhern Gürtel mit hellleuchtenden Sandufern begrenzt wird, dahinter erhebt sich in malerischen Formen der Ural, dessen zartes Blau hier und da von weißen Schneefeldern gescheckt erscheint. Die Benennung „Ural" für dieses schöne Gebirge ist hier wenig bekannt; es wird allgemein als „große Steine" bezeichnet, denn so lautet die Uebersetzung von dem „Bolschoi Kamenei" der Russen, „Udschid Kamene" der Siranen, „Mark" oder „Arka-pei" der Samojeden und „Kä-u" der Ostjaken. Rechts erblickt man nur Niederung, Tundra mit Seen und Sümpfen, die am Horizont anscheinend mit einer großen Wasserfläche, wohl die Kara-Bay, verschwimmt. Die hellen Sandufer bezeichnet Haiwai als die der Podarata, aber sie scheinen noch sehr weit entfernt, und wir werden sie morgen wohl erst spät erreichen. Eine auf der Tundrenhöhe aufwirbelnde Rauchsäule spornt zu neuem Eifer an: sie rührt von den vorangeeilten Unseren her und zeigt uns den Weg. Nach etwa zwei Stunden langten wir bei ihnen an. Das Lager ist am hohen Uferrande eines schnellfließenden klaren Flusses aufgeschlagen, ich frage hastig nach seinem Namen und „Podarata" lautet die Antwort. Das eine große Ziel war also glücklich erreicht;

unser nächstes, Sadapai, lag vor uns. (Noch am selben Tage wurde ein Ostjaken-Dschum in der Nähe entdeckt und von dem Bewohner desselben, Sanda, nach langen Unterhandlungen (3. August) 20 Ren zur Reise nach dem Meere gemiethet. Dieselbe sollte „von einer warmen Zeit zur andern“, also eine Nacht, dauern; die Reisenden verpflichteten sich, nur einen Tag am Meere zu verweilen und in der nächsten „kalten Zeit“ wieder zurückzukehren.)

Der Morgen des 4. August brachte kühles Wetter und neue empfindliche Verluste an Ren; auch der unseren zwei zählten unter den Opfern. Am Nachmittage waren die Vorbereitungen zur Abreise nach dem Meere beendet, und um 3 Uhr konnten wir, nur von zweien unserer Leute begleitet, mit sechs Schlitten abfahren. Die ganze Herde folgte uns. Es gewährte schöne wechselvolle Bilder, einen kleinen Wald von Geweihen, grunzend und hufeklappernd bald vor, bald hinter, bald neben uns her wandeln zu sehen, getrieben von einigen Hunden und dem Sohne des Ostjaken Sanda in einer Troika.

Unser Weg führte über Tundra längs Teichen und Seen, wie oben geschildert; aber wir hatten die elastischen Sumpfstrecken und entsetzlichsten Weiden- und Birkendickichte diesmal nicht selbst zu durchwaten, sondern fuhren bequem im Schlitten, und das war eine sehr angenehme Abwechselung. Das Ren ist in der That das einzige für diese Gegend brauchbare Zugthier und der leichte zweikufige Schlitten ein vorzügliches Vehikel. An ihm ist kein Nagel, alle Theile bestehen aus Holz und sind zusammengebunden, also das Ganze sehr elastisch und nachgebend. Die Ren ziehen nur an einem Lederriemen, der zwischen den Beinen unter dem Bauche durchgeht und an einem ledernen Halsbande befestigt ist. Nur das zur Linken gehende Thier wird mittelst einer an dem Geweih befestigten Leine und eines langen, unten mit scheerartigem Eisen bewaffneten Stabes, der an der Spitze einen runden Knopf trägt, gelenkt. Die übrigen Zugthiere des Gespanns, meist aus drei bis vier Ren bestehend, sind mit ledernen Halshalstern untereinander verbunden. Diese ganze Einspannungsmethode erscheint durchaus praktisch; weniger die der Hunde, welche wir hier kennen lernten. Die armen Thiere müssen nämlich an einem aus Hundeschwänzen gefertigten Gürtel ziehen, der vor den Hinterschenkeln angelegt wird und an welchem ein Zugstrang, zwischen den Hinterbeinen durchgehend, befestigt ist. Wir haben als frühere Mitglieder des Thierschutzvereins überall den Eingeborenen die bei uns gebräuchliche Methode, Hunde einzuspannen, empfohlen, und Goldmacher, ein hier in der Verbannung lebender Jude aus Odessa, der die schönsten Hunde besitzt, hat uns heilig gelobt, sie diesen Winter hier einzuführen. Und Goldmacher wird Wort halten, denn er ist ein Mann von Wort und sandte uns von seinem Fischereiplatze bereits zu verschiedenen Malen Fische für unsere Spiritusbehälter und Bratpfannen, was der Gemeindeälteste zwar ebenfalls versprach, aber doch nicht that.

Sowohl Gestrüpp von Birken und Weiden, als Sümpfe und Moräste sind für Ren und Schlitten gerecht; überall gleitet der letztere sanft dahin, namentlich auf den schönen Moosteppichen und selbst sandige und steinige Stellen bieten keine Hindernisse. Aber die Ren ermüden in der Sommerzeit sehr bald und müssen unablässig angetrieben werden. Die Thiere laufen dann mit tiefgesenktem Halse, weit geöffnetem Maul und keuchen wie Jagdhunde in mitleiderregender Weise, so daß wir oft weite Strecken zu Fuß gingen.

Nachdem wir die Nadajaha passirt, machten wir gegen 7 Uhr Halt; denn Sanda erklärte, daß wir unser Ziel erreicht hätten und er überhaupt nicht weiter könne. Das war allerdings eine arge Enttäuschung für uns, denn von der erwarteten schönen Felsenküste, belebt mit allerlei echten Seethieren und einem großen wogenden Meerbusen, wie wir ihn uns vorgestellt, war keine Spur zu sehen. Aber so sehr wir auch dem Manne zürnten, wir mußten ihm später doch Recht geben. Wir befanden uns unfern des rechten Podarata-Ufers und traten eine Fußwanderung nach einem wohl 150 Fuß hohen Hügel an, von wo aus wir die ganze Gegend überblicken konnten. Vor uns nach Norden breitete sich eine weite Ebene voller kleiner Lachen, Teiche und Seen aus, die theilweise mit dem Horizont zu verschwimmen schien, an dem sich nur eine höhere hellleuchtende Düne, eine Sandwand des rechten hohen Flußufers und weiterhin zwei kleinere Hügel abhoben. Letztere sollen den Ausfluß des Jensorjaha, eines der Podarata ähnlichen aber etwas größern Flusses, bezeichnen, die Sandwand die Mündung des Flusses. Der nebelhafte, wie ein größeres Wasser aussehende Streifen am Horizont ist der Karische Meerbusen, den wir schon am letzten Marschtage nach der Podarata erblickt hatten. Er wird zur Linken von einer niedrigen Bergkette begrenzt, die nach Südwest in die Vorberge des Ural zu verlaufen scheint, zu dem sich der Fluß in vielen großen Schlingungen wendet. Vor dieser Berg- oder Hügelreihe liegt Sadapai, und da, wo wir uns befinden, führt die Straße der Renherden von dort nach der Schtschutschja. Die Sumpfebene vor uns wird nicht von Eingeborenen benutzt, da sie aus so bodenlosen Morästen besteht, daß hier selbst keine Ren weiden können. Nur im Winter nehmen Samojeden zuweilen ihren Weg über dieselbe. Die Podarata verliert sich allmälig in den ungeheuren Morast, dieser ins Meer. So lauten wenigstens die Nachrichten des Ostjaken, welche wir angesichts der vor uns in Natur ausgebreiteten Landkarte mühsam erfragten. Kaum zwei deutsche Meilen von dem sehnlichsten Ziele unserer Wünsche, dem Kara-Meerbusen, entfernt, können wir dasselbe nicht erreichen; in der That eine bittere Enttäuschung! Aber wir müssen uns der Macht der Verhältnisse fügen und die Umkehr beschließen. Ohne ein Boot, und wegen Mangels an Holz nicht im Stande, ein Floß zu bauen, auf welches ich im Stillen immer gehofft hatte, ist es nicht möglich, den Fluß hinabzugehen, und einer Fußwanderung gebieten der Mangel genügender Provisionen sowie in ernstester Weise die Unpassirbarkeit des Gebiets selbst Halt. Nicht einmal mit Ren — denn nur mit solchen und zwar herdenweise und in Begleitung von Eingeborenen mit ihren Dschums ist es möglich, in diesen Gebieten größere Reisen zu unternehmen — würden wir bis zu der dünenartigen Sandwand gekommen sein, Sanda erklärte dies für geradezu unmöglich, selbst wenn ich ihm hundert Rubel geben wollte. So mußten wir denn umkehren! Zum Andenken an den nördlichst von uns erreichten Punkt, vermuthlich unter 68° nördl. Br., nahm ich einen kugelförmigen unten abgeschliffenen, mit Löchern versehenen Stein mit, den mir der Ostjake schenkte. Er lag bei einem kleinen Götzenplatze und war selbst ein verehrtes Bild des Gottes Sisawei-pei, d. h. durchlöcherter Stein.

Die polnische Schweiz.

Von C. Petzet.

Einer der zahlreichen Irrthümer, die über Polen im allgemeinen Glauben stehen und dies fast in der Mitte Europas liegende Land noch heute zu einer halben terra incognita machen, ist der, daß seine Oberfläche, soweit sie heute zum russischen Gebiete gehört, nicht viel mehr als eine platte Tiefebene sei und der landschaftlichen Reize von Berg und Thal wie jenes romantischen Zaubers, den so manche Gegenden Deutschlands und der südlichen und westlichen Länder Europas besitzen, so gut wie gänzlich entbehre. Wie gesagt, ist dies ein Irrthum. In mehr als einer Landschaft des Weichsellandes werden die flachgeraden oder sanftgewellten Linien der Niederung durch Gruppen und selbst ganze Züge von Höhen und Hügeln unterbrochen, und da es zudem selten an belebendem Gewässer und an Färbung gebendem Busch und Walde fehlt, so erfreuen oft die anmuthigsten Landschaftsbilder das Auge des Naturfreundes. Sogar in den nördlichsten Landstrichen, am Ufer des Njemen, am See von Wigry und unweit der Ufergelände der Narew, finden wir Gegenden von malerischer Schönheit. Noch mehr ist dies natürlich in den südlichen Bezirken der Fall, wo jenseits der Weichsel schon vor Lublin, diesseits hinter Radom die Landschaft einen hügeligen theilweise sogar bergigen Charakter annimmt, der ihr bis an die galizische Grenze treu bleibt. An der obern Weichsel bei Pulawy, Kazimierz, Janowiec vereinigen sich natürliche Lieblichkeit und interessante Denkmale geschichtlicher Cultur, um dem Beschauer der Landschaft ähnliche Genüsse darzubieten, wie wir sie an Donau und Rhein bekanntermaßen vielfach finden.

Für den Naturfreund wie für denjenigen, der an Volk und Geschichte Polens nähern Antheil gewinnen und in Land und Leute einen lohnenden Einblick thun will, ist der Besuch der Südwestecke des Königreichs in erster Reihe zu empfehlen. In diesen Gegenden drängt sich soviel geographische Eigenart, landschaftlicher Reiz, historische Erinnerung, moderner Aufschwung, industrielle Thätigkeit und sonstiges mannigfaches Interesse zusammen, daß sie ein ebenso lohnendes Ziel für Touristen bilden können, wie manche vielbesuchte Strecken unserer übrigen Nachbarländer. Nur müßten freilich die Gasthöfe in Polen den heutigen Ansprüchen besser genügen und die russischen Paßschwierigkeiten in Wegfall kommen, wenn der Besuch häufiger werden soll.

Von den nächsten Eisenbahnhaltestellen des russisch-polnischen Inlandes, Strzemieszyce und Dombrowa, über die Kreisstadt Olkusz etwa sechs Meilen, von Krakau und Krzeszowice nur drei Meilen entfernt liegt der vielgepriesene Mittelpunkt der sogenannten polnischen Schweiz, das Dorf Ojcow, eine Perle landschaftlicher und sagenhafter Romantik, zu deren Verherrlichung auch die polnische Poesie eifrig und mit Erfolg beigetragen hat. Mit dem Alpenland freilich wäre die Gegend besser nicht in Vergleich gebracht worden; eher läßt sie sich mit der sächsischen Schweiz in ein verwandtschaftliches Verhältniß bringen. Wie in letzterer erreicht auch in der Gegend von Ojcow kein Berg die Höhe von 2000 Fuß, und in der Masse, Form und Lagerung der Felsen zieht die polnische Schweiz noch vor ihrer sächsischen Namensschwester den Kürzern. Auch ist der Prondnik (Prądnik), der sich durch das Thal von Ojcow schlängelt, zwar ein recht munterer klarer Bach, der auch recht schmackhafte Forellen spendet, aber bei Weitem keine Elbe, die Flöße und Schiffe auf ihrem breiten Rücken trägt. Immerhin apostrophirt Dmochowski mit nicht ganz unberechtigtem Stolze seine polnischen Landsleute:

> „Schweifen durch der Fremde Lande
> Hast Du wahrlich nicht von Nöthen,
> Warst Du nicht an Prondniks Strande,
> Müssest Du vor Scham erröthen“. . .

Das frische Gewässer tränkt einen prächtigen Wiesengrund voll saftiger Gräser, überragt von theils kahl emporsteigenden, theils bewaldeten Felsenhöhen. Die Ojcower Flora ist als die reichste Südpolens anerkannt. Aeltere Botaniker hatten derselben sogar manche Specialitäten vindiciren wollen, die sich schließlich nur als besonders schöne Exemplare gewisser Pflanzengattungen erwiesen. Der Botaniker Besser hatte sogar die herrlichen Birken Ojcows als eine besondere Species „betula ojcoviensis“ bezeichnet, aber auch gegen siebzig hier vorkommende Pflanzen aufgezählt, die in der „Polnischen Flora“ des Warschauer Professors Waga fehlten.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Ojcows, die gegenüber der sächsischen Schweiz sogar einen Vorzug begründet, sind seine Höhlen, unter denen namentlich die nach dem König Ladislaus dem Kurzen („Lokietek“) benannten beachtenswerth sind. Dieselben sind nur eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernt, aber der Weg, der zu ihnen führt, ist zuletzt sehr steil und beschwerlich. Sie bestehen zum Theil aus langen schachtähnlichen Gängen, zum Theil aus hohen und weiten Wölbungen gleich Kirchenschiffen, aus denen wieder neue Gänge zu ferneren großen Kammern führen. Hier suchte und fand der genannte polnische König, als er von seinem Gegenkönig Wenzel von Böhmen schwer bedrängt wurde, Sicherheit vor der feindlichen Verfolgung, und seine treuen Anhänger brachten ihm heimlich alles hierher, was das Wohl des geliebten Fürsten erforderte. Jetzt stehen vor den denkwürdigen Grotten in den Sommermonaten mit Fackeln versehene Führer bereit, um uns in die Höhlen zu geleiten, und graubärtige Barden singen uns Lieder von den alten Zeiten, gewürzt mit satirischen Seitenhieben auf die Gegenwart und ihre minder heldenhaften Menschen.

Auf dem Gipfel des Berges, in dessen Schooße sich die Höhlen verzweigen, läßt der Wald einige Felsblöcke frei, von denen wir eine wunderbar schöne Aussicht auf die von hier nur drittehalb Meilen entlegene Jagiellonenstadt genießen. Wie durch Zauberei glaubt man auf einmal in eine Landschaft des milden Südens zu schauen, so sehr überrascht diese herrliche Fernsicht nach der Waldeinsamkeit der nähern Umgebung, die sonst nach keiner Seite eine weitere Aussicht bietet. In voller Deutlichkeit stellt sich die schöne Königsstadt dar, die durch ihre liebliche Umgebung wie durch ihre ehrwürdigen Gebäude und geschichtlichen Denkmäler den ersten Rang unter ihren polnischen Schwestern behauptet. Wir sehen die prächtige Marienkirche, deren einer Thurm von einem reichvergoldeten Kranze umschlungen ist, den Dom auf dem berühmten Wawel, wo die Helden und Könige des versunkenen Reiches ruhen, auch die Hügel um die Stadt, an denen so manche Sage, so manche geschichtliche Erinnerung haftet, — die aber von unserer utilitarischen Zeit an dieser Ecke der Dreikaiserbundsreiche mit wohlbefestigten Forts gekrönt worden sind.

Von dem so lohnenden Aussichtspunkte in das Thal zurückgekehrt besuchen wir am Prondnik aufwärts noch die übrigen interessanten Punkte unserer polnischen Schweiz. Wir unterlassen es die Felspartien einzeln aufzuführen, welche an dem steil abfallenden Thalrande, namentlich auf dem linken Ufer des Baches, zuweilen in recht sonderbaren Gestalten emporragen. Wie überall bei solchen Naturgebilden hat der Volkswitz für sie allerlei bezeichnende Namen erfunden, und Sage und Dichtung umranken das Gestein mit duftigen Blumen.

Das alte Schloß von Ojcow hat verschiedene Wandelungen durchgemacht. Zum ersten Mal war es schon im vierzehnten Jahrhundert verfallen, als Lokietek's (des Kurzen) Sohn, Kasimir der Große, es wiederaufbauete und zu Ehren des Vaters „Ojciec“ (Vater) benannte, woraus im Sprachgebrauche des Volkes allmälig Ojcow wurde. Im siebenzehnten Jahrhundert durch die Schweden zerstört, war das Schloß dann abermals erstanden, bis es in neuerer Zeit wiederum verfiel und nochmals restaurirt werden mußte. Von Kasimir's altem Schlosse war nur ein Thurm bis auf unser Jahrhundert erhalten geblieben.

Das großartigste Bauwerk der Gegend ist das berühmte Schloß Pieskowa Skala, das wegen seiner imposanten Lage, wie seiner ehemals reichen Waffen-, Bilder- und Geräthesammlung nicht minder anziehen mußte als Ojcow. Leider wurde das Schloß im Jahre 1850 und während des Aufstandes von 1863 wiederholt durch Brand sehr beschädigt.

In der Bodengestaltung weicht die Umgegend der polnischen Schweiz wesentlich ab, je nachdem wir uns gegen Osten und Süden oder gegen Westen und Norden wenden. In ersterer Richtung wiederholen sich die tiefeingeschnittenen Thäler zwischen felsigen Plateaus, wenn auch in minder romantischen Gestaltungen und mit allmäligem Uebergang in wohlangebauete Fluren, deren Abdachung gegen die Weichsel hinabläuft. Die Bezirke von Miechow und Stopnica gehören zu den cultivirtesten und bevölkertsten des Königreichs Polen. Nach Norden und Westen zu hält sich die Höhenlage auf dem Niveau oberhalb des Prondnik und steigt sogar noch an bis zur nahen Wasserscheide zwischen Weichsel und Wartha. Dieselbe hat von Smolen, dessen Burgruine sich mit der Lysa Góra um die Ehre streitet, der höchste Punkt Russisch-Polens zu sein — über 1900 Fuß über dem Meer —, gegen Kromolow hin ihren Kamm aufgerichtet, wo die Wartha entspringt. Während etwas südwestlicher bei Ogrodzieniec die Anfänge der schwarzen Przemsza sich finden, die in südwestlicher Richtung der preußischen Grenze und der Weichsel zueilt, sammelt sich in Pilica aus Teichen und Quellen der mit dieser Stadt gleichnamige Nebenfluß der Weichsel, welcher in entgegengesetzter nordöstlicher Richtung seinen Lauf verfolgt. So entsendet dies Hochplateau aus wenig von einander entlegenen Quellen Abflüsse nach allen Richtungen der Windrose, und bis nach dem vielbesuchten Wallfahrtsorte Czenstochau hin erstreckt sich auch die Reihe der ruinengekrönten Felsenhügel.

Von Ojcow aus in westlicher Richtung erreicht man über Olkusch schon in Slawkow den wichtigsten Berg- und Hüttendistrict Polens, dessen Steinkohlen- und Galmeigruben eine industrielle Entwickelung begründet haben, die in neuester Zeit namentlich durch deutsche Kräfte einer hohen Stufe entgegengeführt worden ist. Dieses moderne Culturbild eines polnischen Belgiens im Gegensatz gegen das landschaftlich-historische der polnischen Schweiz soll eine besondere Betrachtung finden, sobald uns die neuesten Daten über seinen gegenwärtigen Stand zugehen.

Aus allen Erdtheilen.

Bestandtheile der Bevölkerung von Marokko.

Mr. Tissot, der bisherige französische Ministerresident in Marokko, welcher sich nach mehr als einer Richtung um die Erforschung dieses so wenig bekannten Landes verdient gemacht hat, schreibt in der „Revue d'anthropologie“:

„Der blonde Typus ist in Marokko häufiger als in anderen Ländern Nordafrikas. Nach meinen Beobachtungen, welche mit den dreißigjährigen Sir John Drummond Hay's, des englischen Ministerresidenten, übereinstimmen, kann man etwa ein Drittel blonde Leute rechnen; und dieses Verhältniß muß sich in Wahrheit noch günstiger für die Blonden gestalten, wenn man bedenkt, daß die Beobachtungen sich nur auf eine stark gemischte Berberbevölkerung beziehen und daß man die reinen Berbern im Atlas und im Rif noch nicht an Ort und Stelle hat studiren können. Zwei Drittel aller Leute aus dem Rif, welche in Tanger leben, sind blond oder kastanienbraun, während der Rest einen braunen Typus aufweist, welcher an den des südwestlichen Frankreich erinnert.

Die arabisirende Berberbevölkerung der Provinz Tanger, welche den großen Berberstämmen der Sanhadscha und Ketama angehört, zeigt dasselbe Verhältniß; viele Frauen sind blond, die meisten kastanienbraun und diejenigen, welche zu dem braunen Typus gehören, zeigen dieselben Züge und Eigenthümlichkeiten wie die braunen Bäuerinnen der Bourgogne, von Berry oder Limousin. Im Allgemeinen hat man den Eindruck, daß diese Berbern zu einer Race gehören, welche der unserigen identisch ist. Der Berber aus dem Norden und der Mitte Marokkos hat eine wesentlich europäische Physiognomie; seine Sitten und Gebräuche nähern sich den unserigen und bestätigen die Vermuthung einer gemeinsamen Abstammung.

Die reinen Berbern des Atlas, des Südens von Marokko und die aus dem unabhängigen Gebirgslande im Centrum des Reiches (um Miknâsa oder Mequinez, im Dschebel Zerhun und östlich von Fez) scheinen mir zu derselben Race mit europäischer Physiognomie zu gehören. Die meisten Berberhäuptlinge, mit denen ich mich unterhielt, als ich am Nordabfall des Atlas von Marokko nach Mogador reiste, sprachen einen Dialekt, welcher von dem des Rif ein wenig abwich; fast alle waren sie kastanienbraun oder hellkastanienbraun.

Im Hochgebirge des Atlas soll die gesammte Bevölkerung nach den mir zugegangenen Nachrichten auffallend blond sein; dabei giebt es viel blaue, graue und katzengrüne (dieses Ausdrucks bediente sich mein Gewährsmann, ein Scheich) Augen; der Wuchs sei von mittlerer Größe, der Kopf verhältnißmäßig entwickelt.

Die Bevölkerung des Sus, d. h. des Gebirgsmassivs zwischen dem Südabfall des Atlas und der Sahara, zeigt nach den zahlreichen Proben, die ich gesehen, einen sehr augenfälligen dunkeln Typus: schwarze Haare, schwarze Augen und ein Gesicht wie ein sicilianischer Bauer; der Kopf, stets bloß und mit ganz kurz geschnittenen Haaren, erinnert im Profil an die erhaltenen römischen Büsten. Das ist der reine Ty-

pus, der noch europäisch ist. Aber daneben giebt es zahlreiche Individuen, die Negerblut in den Adern haben oder aus einer Kreuzung mit den arabischen Stämmen der Sahara herstammen.

Endlich findet sich noch ein dunkeler Typus, der einer orientalischen oder durch Kreuzung orientalisirten Race angehört: ich habe ihn bei den Zaïr und Zemmr-Schlöh' beobachtet, welche in den Gebirgen zwischen Wed Sebu und Wed Umm er-Rebia (beide münden in den Atlantischen Ocean) sitzen und allem Anscheine nach den „Autololae" der Alten entsprechen. Ihre Gesichtszüge und ihre Haartracht, struppig, gekräuselt und von einem Stirnband oder Metallreifen zusammengehalten, erinnert an den numidischen Typus, wie er uns auf manchen Münzen und Denkmälern des Alterthums entgegentritt. Nirgends fand ich aber den ägyptischen Typus, wie man ihn bei den Berbern des Dschurdschura entdeckt zu haben glaubt.

Um es nochmals zusammenzufassen, so habe ich bis jetzt in Marokko constatirt: 1. zwei Racen mit europäischer Physiognomie, die eine blond, die andere braun, entsprechend den beiden Racen in Frankreich; 2. eine braune Race mit südlichem Charakter, doch noch europäisch; 3. eine braune Race orientalischen Ursprungs und 4. eine braune, wahrscheinlich berberische, aber mit der schwarzen gekreuzte Race.

---

d'Albertis' zweite Reise auf dem Fly-Flusse in Neu-Guinea.

H. G. Wir haben schon verschiedentlich Gelegenheit gehabt, den italienischen Naturforscher d'Albertis, welcher sich in neuester Zeit um die Erforschung von Neu-Guinea große Verdienste erworben, zu erwähnen. Er begleitete im Jahre 1875 den nicht minder verdienstvollen Missionär S. M' Farlane auf seiner Fly-Expedition („Globus" XXIX, Nro. 18 und XXX, Nro. 2) und faßte gleich damals den Entschluß, diesen Strom bis zu seinen Quellen zu verfolgen und von da aus, sofern die Verhältnisse es gestatteten, die Rückkehr nach der südöstlichen Küste der Insel über Land zu unternehmen. Zur Ausführung eines solchen Projectes gehörten indeß nicht unbedeutende Geldmittel. Er begab sich nach Sydney und theilte hier Freunden der geographischen und naturwissenschaftlichen Forschung seinen Plan mit. Diese Herren brachten unter sich eine Summe von ziemlich 500 Pf. St. zusammen und das noch Fehlende wollte d'Albertis aus eigenen Mitteln ergänzen. Besonders kam ihm noch zu Statten, daß der Premierminister der Colonie, Mr. Robertson, die freie Benutzung des kleinen Regierungsdampfers „Neva" bewilligte; nur für die Bemannung desselben hatte d'Albertis aufzukommen. Die „Neva" wurde auf einem großen Postdampfer bis Somerset an der Nordspitze von Queensland transportirt, und von hier aus nahm dann die Expedition nach dem Fly, welcher an der Spitze des Papua-Golfes ins Meer mündet, ihren Anfang. Unter den wenigen Reisegefährten befand sich Mr. Hargrave, welcher auf M' Farlane's Fly-Expedition als Maschinenmeister fungirt hatte.

Es trifft nun die Nachricht ein, daß d'Albertis und dessen Begleiter im October 1876 wieder glücklich in Somerset angelangt sind. Sie befuhren den Fly noch 350 Miles über den Punkt hinaus, bis zu welchem M' Farlane gekommen war, und hatten damit, von der Meeresküste ab gerechnet, 500 Miles des Flußlaufes zurückgelegt. Die Reise endete in ungefähr 5° 30′ südl. Br. und 141° 30′ östl. L. Gr., weil hier der Fluß nach den eingetretenen Regen eine Strömung von 6 bis 7 Seemeilen in der Stunde annahm, welche der kleine Dampfer nicht zu überwinden vermochte. Die Quellen des Fly zu Lande zu erreichen, konnte d'Albertis nicht wagen, und eben so wenig die Rückkehr über Land, denn die Eingeborenen, welche sehr zahlreich waren, zeigten auf der ganzen Fahrt eine entschieden feindliche Haltung, so daß man sich auf die Wasserstraße beschränken mußte. Einige Male versuchten sie, die Reisenden mit Speeren anzugreifen, wobei sie durch etliche Schüsse leicht vertrieben wurden, meistens aber nahmen sie ohne Weiteres die Flucht, so daß sich nirgends ein freundlicher Verkehr mit ihnen einleiten ließ. Sie gehörten noch der Race an, welche den Osten von Neu-Guinea inne hat, d. i. der gelben, und Einzelne unter ihnen zeichneten sich sogar durch eine auffallend hochgelbe Farbe aus. Sie hatten, wenn auch schon in naher Berührung mit der schwarzen Race des Nordwestens, doch alle Gebräuche in Kleidung, in ihren Geräthschaften, im Bau der Häuser u. s. w., wie sie im Osten bestehen, treu bewahrt. Auch ein gewisser Grad von Civilisation machte sich unter ihnen geltend und man bemerkte Plantagen, auf denen meistens Bananen, Taro (Aaronswurzel) und Taback cultivirt wurden. Im Uebrigen lebten sie von der Jagd und vom Fischfang.

Von dem äußersten Punkte ab (150 Miles von der Meeresküste), welchen M' Farlane erreichte, bis zu einem Punkte, den d'Albertis „Snake Point" benannte und der 70 bis 80 Miles vom Ende seiner Reise entfernt lag, war das den Fly begrenzende Land, so weit man es überschauen konnte, niedrig und sumpfig. Lagunen breiteten sich aus, auf denen man kaum einen andern Pflanzenwuchs gewahrte als Sumpfgras (coix). Von da ab nahm das Land einen mehr hügeligen Charakter an, und die höchste Ansteigung, welche man passirte, mochte gegen 225 Fuß betragen. Die Vegetation wurde nun mannigfaltiger und namentlich die Abhänge legten ein ziemliches Prachtgewand an. Die eigentliche Gebirgsgegend, wo die Quellen des Fly wohl zu suchen sein werden, sah man nach Nordwest zu in der Ferne liegen, ohne sie zu erreichen.

d'Albertis war eifrigst bemüht, sich naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen, die aber, da man bei der feindlichen Gesinnung der Eingeborenen nicht ins Innere eindringen konnte, im Ganzen nur spärlich ausfielen. Doch fehlte es nicht an interessanten Exemplaren aus der Thier- und Pflanzenwelt (darunter: 4 Species Paradiesvögel, 1 neue Wasserschlange, schöne Coleopteren, 500 getrocknete, 20 bis 30 lebende Pflanzen), während an Mineralien sehr wenig zufiel. Auch einige Fossilien, wie Muscheln, Haifischzähne, Korallen u. s. w., wurden gewonnen. Die wichtigste Ausbeute für den Reisenden bestand in einer ausgezeichneten anthropologischen und ethnologischen Sammlung von vierzig Schädeln beiderlei Geschlechts und aus allen Lebensaltern, welche fast sämmtlich dolichocephal waren; er hofft, daß das Studium derselben einiges Licht über die Frage verbreiten werde: wer die eigentlichen Urbewohner von Neu-Guinea seien, die gelbe Race des Südostens oder die schwarze des Nordwestens. Ueber letztere Collection schreibt er an Dr. G. Bennett: „Meine ethnologischen Sammlungen sind in der That sehr umfangreich; ich habe buchstäblich alle Häuser ausgeräumt und besitze nun die beste vorhandene Collection von Steingeräthen jeder Art aus Neu-Guinea. Ebenso habe ich die bei den Tänzen und im Kriege angelegten Schmucksachen, Ruder für die Boote u. s. w. Ich verschaffte mir Kleidungsstücke von verschiedenen Mustern, einige Röcke aus Menschenhaar, andere aus Gras, beide Sorten theils von natürlicher Farbe, theils gefärbt, ganz- und halbfertige Steingeräthe, bemalte und geschnitzte Schädel, ausgestopfte Menschenköpfe und kunstvolle Pfeile mit Knochenspitzen, die mittelst Cement befestigt sind."

Die Nyanza-Expedition der „Church Missionary Society".

Es ist bekannt, daß König Mtesa, der am Nordufer des Victoria Nyanza an zwei Millionen Schwarze beherrscht, an Stanley im April 1875 die Aufforderung richtete, ihm Missionäre zuzuschicken (s. „Globus" XXVIII, S. 377), und daß auf Stanley's Bericht hin die „Church Missionary Society" die Sache in die Hand nahm, an Mtesa einen gleichzeitig in Arabisch, Kisuaheli und Englisch abgefaßten Brief

richtete, welcher ihm sowohl vom Nil als von Zanzibar her zugeschickt wurde, und Missionäre nach dem Victoria Nyanza abordnete. Eine Hauptaufgabe dieser Nyanza-Expedition war es zunächst, einen guten Verkehrsweg in das Innere des Landes zu ermitteln, und sie richteten ihre Aufmerksamkeit zuerst auf den Wami-Fluß, welcher Zanzibar gegenüber etwa unter 6° südl. Br. mündet. Während sich Mr. O'Neill in Livingstone's Hause in Zanzibar einrichtete, unternahmen Lieutenant G. Shergold Smith und Hr. Mackay auf dem kleinen Dampfboot „Daisy" die Erforschung des Wami, auf welchen als einen eventuellen Zugang zum Innern schon Speke, Grant und Stanley hingewiesen hatten, und von welchem vor einiger Zeit auf Bitten der „Church Missionary Society" Sir Bartle Frere einen Theil hatte aufnehmen lassen. Sie verließen Zanzibar auf der „Daisy" mit 15 Mann Besatzung am 12. Juni 1876 und erreichten am folgenden Tage die Mündung des Wami, welcher 6 bis 7 Fuß tief war und eine Strömung von 2½ engl. Meilen, an engen Stellen und Biegungen von 3 bis 3½ Meilen besaß. Sie drangen etwa 65 engl. Meilen aufwärts, befanden sich aber an ihrem fernsten Punkte nur 25 engl. Meilen von der Mündung entfernt, da der Flußlauf ungemein gewunden und voller Biegungen und Schlingen ist. Hier und da wird er auch durch Baumstämme versperrt. Das Land am Ufer wurde nach oben zu anscheinend dichter bevölkert, obwohl nirgends größere Dörfer sichtbar waren, sondern nur kleine, sowie Mais- und Zuckerrohrfelder.

Bei den unaufhörlichen kurzen Windungen, welche die Beschiffung ungemein schwierig machen, verging dem Lieutenant Smith und Mr. Mackay schließlich die Lust am Aufnehmen der Details, und sie begnügten sich, die allgemeine Richtung des Flusses festzustellen und täglich an drei Punkten die geographische Länge und Breite zu beobachten. Zwanzig Meilen Fahrt brachten sie kaum zwei Stunden wirklicher Entfernung vorwärts, und so viel sie von den Eingeborenen, die sie zum Einkaufen von Hühnern, Ziegen und Schafen aufsuchten, erfahren konnten, ist nie Handel auf dem Flusse getrieben worden. Denn in der Regenzeit ist es ein reißender Strom, stellenweise 20 Fuß tief und über 360 Fuß breit; zur Zeit seiner Erforschung sinkt er auf 6 bis 7 Fuß Tiefe und 150 Fuß Breite; sechs Wochen später ist er furthbar und bildet dann eine Reihe von Tümpeln, auf denen selbst das kleinste Boot nicht vorwärts dringen könnte.

Am zweiten Abende ihrer Fahrt auf dem an Flußpferden überreichen Gewässer erreichten sie das kleine Dorf Gamba (6° 5' südl. Br., 38° 45' östl. L.); am Vormittage des 15. Juni zeigten sich die ersten Berge, und sie befanden sich um Mittag in 6° 12' südl. Br., 38° 41' östl. L. Das Thal wird enger, der Fluß tiefer und die Landschaft von entzückender Schönheit; aber die zahlreich sich zeigenden Eingeborenen weigerten sich fortwährend, den Fremden Lebensmittel zu verkaufen. Smith wurde vom Fieber ergriffen, der Mannschaft knurrte der Magen, und diese Sachlage änderte sich auch am folgenden Tage nicht, sondern erst am 17., wo der Häuptling Gululiansy von Bomany ihnen eine Ziege und etwas Reis sandte. Weder erschien aber dieser selbst noch wollte er den Besuch seines Dorfes und die Weiterfahrt für weniger als 50 Doll. Tribut gestatten. Nach dreitägigen Verhandlungen wurde also am 19., da Lieutenant Smith wiederum heftig erkrankte, das Heizmaterial nichts taugte, Kämpfe mit den Eingeborenen zu befürchten waren und der Wami sich schon als nicht schiffbar herausgestellt hatte und rasch fiel, die Rückfahrt von Bomany (bestimmt zu 6° 16' 30" südl. Br., 38° 38' östl. L.) aus angetreten, welche im Ganzen nur neun Stunden in Anspruch nahm. Am 23. waren sie wieder in Zanzibar, wo inzwischen die anderen Theilnehmer an der Expedition (Rev. C. T. Wilson, Dr. J. Smith, Mr. J. Robertson, welcher schon am 5. August in Zanzibar starb, Mr. W. M. Robertson und Mr. G. J. Clark) eingetroffen waren. Am 7. Juli begaben sich O'Neill, Mackay und Clark, am 9. der noch immer kranke Lieutenant Smith von Zanzibar hinüber nach Bagamoyo auf das Festland, von wo Mackay in Begleitung des Viceconsuls Holmwood, dessen Kenntniß des Volkes und der Kisuaheli-Sprache von großem Nutzen war, den in der Nähe mündenden Kingani-Fluß untersuchten. Sie blieben mit der „Daisy" vom 7. bis zum 27. Juli fort. Der Kingani war zwar, so weit sie vordrangen, schiffbar, aber fast noch mehr gewunden als der Wami, so daß die kleine „Daisy" selbst noch zu lang für die scharfen Krümmungen sich erwies. Die zahlreichen Baumstämme im Flußbett erschweren überdies das Steuern sehr, und einer derselben that dem Schiffe einigen Schaden. Der Plan, eine Wasserstraße ins Innere zu benutzen, wurde mithin ganz aufgegeben.

Die Zurückgebliebenen hatten inzwischen in Bagamoyo ein Haus gemiethet, Träger engagirt und die Lasten gepackt, und noch vor der Rückkehr der „Daisy" hatte Lieutenant Smith in der festen Ueberzeugung, daß der Kingani gleichfalls unbrauchbar sei, am 14. Juli die erste der drei Parteien, in welche sich die Gesellschaft getheilt, nämlich O'Neill, Clark und 50 Träger, in das Innere nach der Landschaft Usagara abgesendet. Dort, auf dem über 6000 Fuß ansteigenden Mpwapwa-Gebirge, 200 engl. Meilen von der Küste, soll eine Zwischenstation zwischen dem Victoria-See und der Küste errichtet werden. Die zweite Abtheilung, bestehend aus Rev. Wilson, W. Robertson und 110 Trägern, brach am 30. Juli auf, die dritte und letzte (Dr. Smith und Mr. Mackay) zu Anfang September, mit Empfehlungsbriefen des Sultans von Zanzibar an die Häuptlinge des Innern, bei denen der Name des Sultans bekanntlich in hohem Ansehen steht, sowie an die Könige Mtesa und Rumanika versehen. Lieutenant Smith war der letzte, welcher die Küste verließ. In der ersten Hälfte des October hatten alle Mpwapwa erreicht; sie wurden von dem dortigen „Sultan" freundlich aufgenommen und haben die projectirte Station erreicht. Es ist außerdem Hoffnung vorhanden, Mpwapwa ohne allzugroße Schwierigkeit durch eine brauchbare Straße nach Bagamoyo oder Saadani (4 engl. Meilen nördlich der Wami-Mündung) an der Küste zu verbinden. Die „London Missionary Society" nämlich, welche dasselbe Ziel der Erschließung des Innern verfolgt und den Tanganyika-See als ihr Arbeitsfeld sich erwählt hat, hat es, während die „Church Missionary Society" eine Wasserstraße aufzusuchen sich bemühte, mit dem altgewohnten Ochsenwagen versucht, und dabei hat ihr Beauftragter, Mr. Robert Price, gefunden, daß der Weg von Saadani längs dem nördlichen Ufer des Wami nach Mpwapwa nicht durch die gefürchtete Tsetsefliege unsicher gemacht werde. Mr. Price hat genaue Mittheilungen über diese Route an seine Gesellschaft gesendet, und dieselben sind den Reisenden in Mpwapwa von der „Church Missionary Society" zugleich mit der Anweisung mitgetheilt worden, ihr Möglichstes für die Fahrbarmachung jener Straße zu thun. Sind die Ochsenwagen erst einmal in Mpwapwa, so befinden sie sich auf der ausgedehnten Hochebene und können ohne weitere Schwierigkeiten Unyanyembe und den Victoria Nyanza erreichen. Es besteht die Absicht, diese Straße, welche dem Sklavenhandel in jenen Gegenden den Todesstoß (?) versetzen würde, nach ihrer Fertigstellung dem Sultan von Zanzibar zur Beschützung anzuvertrauen. Die „Church Missionary Society" hofft, daß im kommenden Juni schon ihr kleines Dampfboot auf dem Victoria Nyanza schwimmen werde, vorausgesetzt, daß ihre Expedition nicht auf ernstliche Hindernisse stößt. (Nach The Church Missionary Intelligencer and Record. 1876. Vol. 1, Nr. 8 — 12.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

V.

Fest in Hagia Anna. Ueber das Gebirge nach Oreï. Die nördlichen Sporaden: Skiathos, Skopelos und Skyros. Ueber Kumi nach den Thermopylen.

Mandudi ist ein großes Dorf und Hauptort eines Demos, ausgezeichnet durch Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Seine Bewohner sind fast alle aus Hydra eingewandert und haben den charakteristischen Baustyl der dortigen Häuser beibehalten, so daß sich Mandudi darin vor den anderen Orten Euböas auszeichnet. Um zehn Uhr Vormittags erreichte dann Belle das Dorf Hagia Anna auf der nördlichen Thalseite, wo man sich eben anschickte, das Fest des heiligen Konstantin zu begehen und mit Tänzen zu feiern, derentwegen der Norden der Insel berühmt ist. Derjenige, welchen die Leute hier tanzten, heißt Sirtos und stellt anscheinend die tactmäßige Bewegung der Fischer dar, welche ihr Netz auf den Strand ziehen. Voran tanzt der langen Kette ein Anführer, dann folgen die Männer, die Weiber, endlich die jungen Mädchen und die Kinder, jeder Theilnehmer von seinen Nebentänzern durch ein Schnupftuch geschieden, von welchem jeder einen Zipfel erfaßt. Die begleitende Musik besteht nur aus Flöte und Tambourin, von zwei Zigeunern gespielt. Zur Seite standen die älteren Bauern und der weißbärtige Geistliche, auf seinen Stock gelehnt. Man kann sich kaum ein belebteres, malerischeres Bild vorstellen, als jenes, welches sich den Blicken des Reisenden darbot, als sich bei den schrillen Tönen der Flöte und den dumpfen der Handpauke die lange Reihe weißer Gewänder, Schürzen und rother Seidengürtel in Bewegung setzte. Den Hintergrund bildeten hochstämmige Bäume, mit Grün bedeckte Hügel und die nackten, gefurchten, mit einzelnen Tannen bestreuten Abhänge des Berges Kandili. Die geschmackvolle Tracht der jungen Mädchen trägt viel zu der malerischen Wirkung des abgemessenen Tanzes bei: eine lange mit bunter Seide gestickte Tunika von weißer Wolle, fliegende Aermel und leichte Schleier aus Seidengaze auf dem Haupte, deren Enden auf den Rücken herabfallen. Letztere werden in Kumi auf der Ostküste von Mittel-Euböa gefertigt und sind im übrigen Hellas unbekannt; sie sind von außerordentlicher Feinheit und schweben wie eine duftige Wolke über der ganzen Gewandung. Als Kopfbedeckung tragen die Frauen einen kleinen rothen Fez, der mehr oder weniger mit Reihen kleiner Goldmünzen, die meist ihre ganze Mitgift ausmachen, bedeckt sind. Neuvermählte binden sich einen langen scharlachrothen Gürtel von Seide um, der in Troddeln endigt und mit vergoldeten, im orientalischen Geschmack verzierten Silberplättchen besetzt ist.

Einen andern Tanz führten die jungen Männer allein auf: die Hände auf die Schultern des Vordermannes gelegt, sprangen sie schnell drei Schritte zur Seite, dann einen rückwärts, während der Anführer, ein großer Bursche mit gewecktem Gesichte, den Fez auf dem Ohre, tolle Luftsprünge ausführte und die Beine herumwarf, bald schneller sich bewegend, bald nachlassend, je nach dem Tempo des Orchesters. Er schien unermüdlich; zeitweilig stieß er einen wilden Schrei aus, sprang dabei in die Höhe und warf dann

einen sentimentalen Blick auf eines der jungen Mädchen, seine Braut.

Doch Belle mußte seinem Pferde die Sporen geben, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Es ging die Berge im Norden des Budoros-Gebietes, worin Mandudi und Hagia Anna liegen, hinauf durch einen schönen Bestand von Eichen und Tannen mit üppig wucherndem Unterholz, wo überall Granatbüsche mit ihren braunrothen Früchten und dunkelgrünen Blättern, Myrthen mit ihrem glänzenden Laube und Erdbeerbäume mit scharlachrothen Früchten dem Blicke sich zeigten. In den Bergeshängen öffneten sich wilde Felsschluchten und von Platanen und hundertjährigen Eichen beschattete Thäler zogen sich gegen die Gipfel hin, während durch die Fichtenstämme von rechts her das dunkelblaue Meer schimmerte und die Vorgebirge der Insel in einem leichten Dunst verschwammen. Je höher man steigt, desto wilder und großartiger wird die Natur. Endlich überschreitet man eine kleine Schlucht, durch welche eine Quelle in tausend Cascaden herabrieselt, und erreicht die Paßhöhe, welche nach drei Seiten, nach dem Aegäischen Meere, dem Golfe von Volos und der Meerenge von Talanti (Euripos) einen jener umfassenden Ausblicke gewährt, die sich in Hellas so oft wiederholen, ohne daß man müde wird, sich an ihnen zu erfreuen und ohne daß es dem Stifte oder dem Worte jemals gelänge, ihren ganzen Reiz und ihre ganze Mannigfaltigkeit zu beschreiben. Wie ein metallener Spiegel erglänzte das Meer in der Hitze des Mittags, und jenseits der Meerenge heben sich im Westen die Vorgebirge an den Küsten von Lokris und Böotien heraus, überragt von den Ketten des Parnes und Kithäron, die, ebenso wie Pelion, Ossa und der ferne Olymp im Norden, von bewegungslosen Wolken umlagert waren. Den Othrys in Thessalien, der heute die Grenze gegen das osmanische Reichsgebiet macht, wenn auch an seinen beiden Abhängen gleichmäßig die griechische Sprache erklingt, erschaute man von dort oben, und den Oeta, auf dessen Gipfel Herakles sich einst dem Flammentode weihte, und zwischen beiden in der Tiefe am sumpfigen Meeresufer die Thermopylen.

Doch die glühende Sonnenhitze gestattete kein langes Verweilen auf dem herrlichen Platze und trieb zur Fortsetzung des Marsches an. Die ärmlichen Hütten von Kokino-Milia blieben zur Linken. Fortdauernd behielt der Wald seine Schönheit bei; zahllose Vögel sangen in den Zweigen, alle übertönt von dem reinen Schlage der Nachtigall, und der weiche Moosteppich des Bodens war mit den buntesten Blumen übersäet. Nachtigallengesang begleitete den Reisenden diesen ganzen Tag über, so zahlreich nistet dort das Thierchen, von welchem selbst ein Kani im Gebirge seinen Namen führt. Aber endlich wird der Wald doch lichter und macht verkrüppeltem Gesträuche Platz, die Berge werden niedriger und die Landschaft von einer schier unerträglichen Einförmigkeit. Ohne einer andern menschlichen Niederlassung, als hier und da einer Köhlerhütte zu begegnen, ritten sie hügelauf, hügelab, verloren häufig den Pfad und fanden ihn nur mühselig wieder; die Sonne sank und die ermüdeten Thiere wurden immer träger und schlaffer, als sie gerade zu rechter Zeit in der Abenddämmerung den Burghügel des alten Oreos (heute Oreï) und das Meer vor sich erblickten. Bald zeigten sich auch Ackerfelder; aber der Weg blieb schlecht, und sie brauchten noch zwei Stunden, ehe sie den Strand von Oreï erreichten, wo sich eine Reihe neuer, zum Theil zweistöckiger ziegelgedeckter Häuser erhebt. Etwa zwanzig große Boote lagen an der hölzernen Landungsbrücke; in der Hauptstraße des noch in der Kindheit befindlichen Hafens und in den Kaffeehäusern herrschte reges Treiben, weil eben das griechische Postdampfboot, welches monatlich sechs Mal auf seiner Fahrt zwischen Athen und Volos dort anlegt, neue Zeitungen aus der Hauptstadt gebracht hatte.

E. RONJAT. — M. BARBANT

Frau von Mandudi. (Nach einer Photographie.)

Der nächste Morgen brachte dem Reisenden eine freudige Ueberraschung: der „Ajaccio", auf welchem er die Fahrt nach Athen gemacht hatte, lag auf der Rhede vor Anker. Seine Offiziere kamen an Land und waren auch ihrerseits über das unerwartete Zusammentreffen nicht wenig erstaunt. Das Schiff sollte Volos besuchen; sein Capitän lud Belle ein, ihn auf drei, vier Tage nach den nördlichen Sporaden zu begleiten, und versprach, ihn in Stylida, der Hafenstadt von Lamia, oder an den Thermopylen wieder an das Land zu setzen. Er nahm den Vorschlag an und beschloß, seinen

Reigentanz in Hagia Anna.

Führer Perikles allein nach Stylida vorauszusenden, wo dieser alle Vorbereitungen für die Reise durch Lokris und Böotien nach Delphi treffen sollte.

Zehn Minuten südlich von Oreï erhebt sich die Akropolis des alten Oreos, ein Hügel mit Mauerresten, an welchen noch deutlich die Arbeit weit auseinander liegender Jahrhunderte sich unterscheiden läßt, von der ältesten Zeit mit ihren unregelmäßigen Steinblöcken an bis herab auf die fränkische Epoche mit ihrem Gemisch aus Hau- und Backsteinen und den türkischen Aufsatz viereckiger Zinnen. Sonst aber hat sich kein baulicher Rest von Bedeutung aus dem Alterthume erhalten, trotzdem daß Oreos ein wichtiger Hafenplatz war, und sein Gebiet zu Demosthenes' Zeit ein Viertel der ganzen Insel umfaßte.

Von der Höhe des Burghügels hat man einen guten Ueberblick über die umliegende, wohlbebaute Ebene, denjenigen Theil der Insel, welcher dem Staate verhältnißmäßig das größte Steuererträgniß abwirft. Doch soll auch hier, wie in allen abgelegenen Provinzen, der Ackerbau zurückgehen; noch schlechter steht es freilich mit der Industrie: die einzige Fabrik weit und breit ist eine Töpferei in Oreï, aber was sie liefert, ist das gewöhnlichste Fabrikat, Töpfe, Kruken, Gefäße zur Aufbewahrung des Oels und Weins.

Um 10 Uhr verließ der „Ajaccio" die Rhede und fuhr langsam an dem herrlichen Gestade der Insel, welches eine unendliche Abwechselung großartiger und lieblicher Scenerien entfaltete, nach Nordosten hin. Später öffnete sich linker Hand die schmale Einfahrt in den Golf von Volo und die Halbinsel von Tricheri zeigt sich als erstes türkisches Gebiet. Dann weitet sich plötzlich der Horizont vor dem Schiffe, wenn es die Nordspitze Euböas erreicht, das berühmte Artemision, wo im Jahre 480 zwei Tage lang der unentschiedene Kampf zwischen der Flotte des Xerxes und der der Griechen tobte. Dort biegt die euböische Küste sich in rechtem Winkel um und weicht nach Süden zurück, während ostwärts das Meer den ganzen Horizont einnimmt, bedeckt mit den bergigen Eilanden der nördlichen Sporaden. Zwei Stunden später fährt das Schiff vorsichtig in die Reihe gefährlicher Klippen hinein, welche den Zugang zur Rhede von Skiathos vertheidigen. Der Ankergrund in der Bay war aber so

Skopelos.

schlecht [1]), daß der Capitän nach kurzem Aufenthalte nach Skopelos weiterzufahren beschloß. Ohne merkwürdige Geschichte, ohne namhafte Reste der beiden Ortschaften, welche im Alterthume dort existirten, vermag die Insel wenig Interessantes zu bieten. Die heutige Stadt, schlechthin Chora (d. i. Ort) geheißen, wurde erst 1829 auf der Stelle der antiken erbaut, während bis dahin die Bevölkerung, welche jetzt noch nicht 3000 Seelen zählt, aus Furcht vor den zahlreichen Seeräubern auf einer schwer zugänglichen Klippe des Nordufers der Insel gehaust hatte. Seit jeher gewährte Schifferei, Fischerei und Weinbau ihr die Hauptnahrung. In Menge halten sich Rebhühner auf diesen Inseln auf, und im Herbste lassen sich die delicaten Wachteln, die, von Norden kommend, sich in den Weingärten Thessaliens fett gemästet haben, fast mit Händen greifen. Sie bildeten auch für Belle in dem ewigen Einerlei zäher Hühner eine erfreuliche Abwechselung. — Eine hervorragende Rolle spielte die Insel nur im Freiheitskampfe: stets lagen die Bewohner auf der Lauer und spähten nach türkischen Schiffen. Nahte sich eines, so griffen sie es sofort an, und war es ihnen zu stark, so lockten sie es auf die Klippen, welche ihre Insel umgeben, und hatten dann leichtes Spiel.

Skopelos, im Alterthume Peparethos genannt, ist von Skiathos nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt; aber die gleichnamige Stadt liegt auf der Ostküste, so daß man die Insel im Norden umsegeln muß, um zu ihr zu gelangen. Ihre sieben- bis achthundert Häuser, in denen 3750 Menschen leben, sind von Grün umgeben und durchzogen, und über ihnen erhebt sich auf einem einzelnen Hügel eine mittelalterliche Burg. Da Skopelos Hauptstadt einer Eparchie (Unterabtheilung der vierzehn Nomen oder Provinzen) ist, so lebt dort eine Anzahl von Beamten, und ihr Aussehen ist darum auch ein civilisirteres als das ihrer Nachbarstädte. Sieht man doch so manche fränkische Röcke

[1]) Anders Bursian, Geogr. von Griechenland II, S. 385: „Skiathos besteht aus einem von Westen nach Nordosten streichenden, in seinem höchsten Punkte 438 Meter hohen und größtentheils wohl bewaldeten Bergzuge, welcher zwei scheerenartige Ausläufer gegen Süden entsendet, so daß an der Ostseite der Insel eine weite Bucht entsteht, die einen sehr geräumigen und sichern Hafen darbietet."

und Hüte und an den meisten Frauen Jacken von englischem Kattun. Außerhalb der Hauptstadt hat sich jedoch noch die alte eigenthümliche Tracht erhalten, wie sie sich auch auf Patmos und einigen anderen Inseln findet (s. L. Roß, Griechische Königsreisen II, S. 43); vom Hals bis zu den Knöcheln herab fällt eine lange enge Tunika von weißer Baumwolle und mit Stickereien von rother Seide; darüber eine zweite, die bis an die Knie reicht und weite gleichfalls gestickte Aermel hat, und auf den Schultern sitzt ein kleines ganz kurzes und engärmeliges Jäckchen, wie es unser viertes Bild zeigt. Dazu ein hoher Kopfputz. Namentlich von hinten sieht ein solches Weib fast komisch aus: die Taille sitzt anscheinend noch über den Schulterblättern, während die Arme von zwei kleinen Polsterchen gestützt werden und vom Körper weit abstehen. Fast die ganze Bevölkerung ist albanesisch und nur in den Hafenorten finden sich einige Inselgriechen. Das bergige Innere der Insel ist weniger öde als Skiathos; rings um die Stadt und in den Thälern liegen Getreidefelder, Oelbaumpflanzungen und Weinberge, deren Ertrag nicht nur für die Bevölkerung ausreicht, sondern auch einen kleinen Ausfuhrhandel ins Leben gerufen hat. Auch auf der Westküste liegt ein wohl bebauter District mit etwa 1300 Einwohnern, dessen Hauptort Glossa ist, wo sich besonders jene eben beschriebene Frauentracht erhalten hat. Die Männer tragen einen ärmellosen Rock von dunkeler Farbe und rothem Besatz, darunter einen breiten Leibgurt und eine kurze, faltenlose Hose, die manchmal mit einem Bande eng umwickelt wird. — Bei Glossa lag im Alterthume eine der drei Städte der Insel, Selinus, von welcher sich einige Reste erhalten haben. Das Schloß von Skopelos besteht aus zwei befestigten Mauerringen mit ziemlich hohen, viereckigen Thürmen. Eine Zinnenmauer reicht von oben bis zum Meeresstrande hinab und hinderte den Feind, Burg und Stadt von einander zu trennen. Ein solcher mußte die von der Burg völlig beherrschte Schlucht passiren, welche den Schloßhügel von den Bergen trennt,

Albanesische Landleute in Glossa.

und konnte dann leicht vom Meere abgeschnitten werden. Dank dieser Lage hat das Schloß mehr als eine Belagerung durch Genuesen und Türken glücklich ausgehalten, und die Griechen, welche sich während des Freiheitskampfes dorthin geflüchtet hatten, wurden gar nie beunruhigt. Seine Architektur bietet nichts Interessantes.

Weiter fuhr der „Ajaccio" durch den Canal, welcher die langgestreckte, felsige und fast unbewohnte Insel Chelidromia von Skopelos trennt, und vorüber bei zahlreichen Felsinselchen und Klippen, die nur von Fischern zum Muschelfange besucht werden, nach Skyros, wo eine spätere Sage Achilles seine Jugend verleben läßt. Es ist die größte unter den nördlichen Sporaden, aber weniger bevölkert als Skopelos (es zählt wenig über 3000 Einwohner), da der Boden felsig ist und namentlich im Süden schlecht für Ackerbau sich eignet, obwohl das Eiland reich an Wasser und selbst kleinen Bächen ist. Dasselbe besteht aus zwei Bergmassiven, welche durch einen nur eine halbe Stunde breiten Isthmus zusammenhängen. Von Westen tritt dort die Kalamitza-Bay in das Land, von Osten die Bucht Achili, welche wahrscheinlich den Namen eines antiken Heiligthumes (Achilleion) des Helden, den die Tradition von dort aus gen Ilion fahren läßt, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Die Stadt Skyros liegt von der Achili-Bay etwa eine Stunde nördlich; sie ist arm und unansehnlich, und die ehemalige Burg, welche ihre Mitte krönt und das einst hochberühmte Kloster des heiligen Georgios einschließt, elend und verfallen. Einst wirkte des Heiligen uraltes Bild aus ciselirtem Silber Wunder und verschaffte den Mönchen reiche Einnahmen, die aber schon vor Jahrzehnten bedeutend nachließen.

In der Nordhälfte der Insel steigt der Berg des heiligen Elias zu 384 Meter empor, bedeckt mit niedrigem Lentiscus, Myrthen und immergrünen Eichen, welche die überall weidenden Ziegenherden nicht aufkommen lassen. Aber das war zu keiner Zeit anders auf der Insel, deren Hauptruhm neben dem Marmor in alten Zeiten die Zucht besonders milchreicher Ziegen ausmachte. Höher ist die südliche Hälfte, welche fast ganz von rauhen und kahlen, nur in den obersten Theilen mit Eichen, Buchen und Kiefern bestandenen Bergen erfüllt ist. Der Kokkila erreicht dort

Die Stadt Skyros mit der Burg.

782 Meter Meereshöhe. Auf ihm fanden der Tradition zufolge die Athener das Grab des Theseus, der einst dorthin geflüchtet und durch Lykomedes, den Herrscher von Skyros, von einer Klippe herabgestürzt worden war. Ein unscheinbares Mal umschloß die Reste des attischen Helden, bis nach siebenhundert Jahren Kimon auf Befehl des Orakels seine Gebeine aufsuchte, nach Athen überführte und die Insel den Athenern unterwarf, welche wohl die Erfinder jener Sage waren, da sie ihnen erwünschte Ansprüche auf die von seeräuberischen Dolopern bewohnte Insel verlieh. 130 Jahre später verloren die Athener sie an Philipp von Makedonien; im Jahre 196 erhielten sie dieselbe durch die Römer zurück. Später folgten sich, wie überall im Archipel, Byzantiner, Venetianer und Türken in ihrem Besitze.

Am folgenden Morgen umfuhr das Schiff die Südspitze der Insel und richtete seine Fahrt nach dem über 20 Seemeilen entfernten Euböa, gerade auf den schluchtenreichen, tannenbedeckten Delphi los. In einer weiten Bay geht es vor Anker, wo die Marina von Kumi, einige Kaffeehäuser und Magazine, steht, während der Ort selbst, das alte, in der Geschichte fast nicht erwähnte Kyme, die Mutterstadt Cumä's in Campanien und des kleinasiatischen Kyme, mit seinen Gärten und Feldern oben auf einem Plateau liegt. Der weitgebaute Ort mit seinen 3200 Einwohnern zeigt ein Leben und eine Geschäftigkeit, welche mit der Stille und Starrheit der eben besuchten Inseln stark contrastirt. Als einziger Hafen auf der Ostküste der Insel vermittelt er natürlicher Weise die Ausfuhr der Ackerbauproducte, welche in den wohlbewässerten und dörferreichen Thälern des Delphi-Gebirges und an der Küste wachsen. Infolge dieser Fruchtbarkeit und dichtern Bevölkerung sind die Ruinen mittelalterlicher Wachtthürme nirgends zahlreicher als in der Umgegend von Kumi. So weit das Auge reicht, dehnen sich Weinberge aus, deren Erzeugniß, so schlecht es zubereitet wird und schmeckt, Gegenstand eines bedeutenden Handels und eine Quelle des Wohlstandes für die Bewohner ist. Mehr Sorgfalt in der Cultur und der Auswahl der Trauben, mehr Achtsamkeit bei dem Gähren und einige Verbesserungen in den Geräthen würden den Absatz ungemein steigern und vielleicht zur Folge haben, daß dieses euböische

Product die französischen Weine in den Häfen des östlichen Mittelmeeres verdrängte. Aber wir haben schon früher gesehen, auf welche unüberwindliche Schwierigkeiten derjenige stößt, welcher den griechischen Bauer zu einer Verbesserung, zu einem Fortschritte zu bringen versucht. Aber der Wein ist nicht der einzige Reichthum dieses auch landschaftlich so schönen Striches: etwa eine Stunde westlich der Stadt liegen mehrere Braunkohlengruben, die bis jetzt aber nicht energisch ausgebeutet worden sind. Sie gehören der Regierung, welche sie an eine Gesellschaft verpachtet hat; aber die Leitung ist schlecht und Geldmangel hindert jeden Aufschwung. Unweit davon findet sich ein Lager von Chromeisen, welches eine französische Gesellschaft in Havre ausbeutet; Kupfer- und Bleiminen (bei Karystos), Mineralbrunnen, Kohlenlager machen überhaupt im Vereine mit den Erträgnissen des Landbaues (Getreide, Baumwolle, Krapp, Oel, Wein), den Wäldern, den zahlreichen Herden und der Seidenzucht, der hier besonders günstige klimatische Bedingungen sich darbieten, die Insel zu der gesegnetsten Provinz des ganzen Königreiches. Aber ungehoben müssen diese Schätze bleiben, so lange es den Einheimischen an Thatkraft und Mitteln fehlt und so lange ausländische Unternehmer, wie jetzt, zwar durch den Buchstaben des Gesetzes, nicht aber in der That gegen Anfeindungen aller Art geschützt sind.

Am folgenden Morgen fuhr der „Ajaccio“ nordwärts an der Ostküste der Insel hinauf, vorbei bei wohlbekannten Gebieten, Mandudi, Hagia Anna und Oreï und ging am Abend im Meerbusen von Lamia gegenüber den Thermopylen vor Anker. Die Nacht verbrachte Belle noch an Bord und begab sich dann, von seinem Führer Perikles in einem Nachen abgeholt, wieder an Land.

Die Eskimos am Mackenzie und Anderson.

Nach **Petitot** [1]).

a. Der Jesuit Charlevoix war der erste, welcher den Namen der Eskimos in seiner „Histoire de la Nouvelle France“ erwähnt, indem er erzählt, daß die zu den Algonkinern gehörigen Abenakis dieses Volk Eskimantik, d. h. Rohfleischfresser, nennen. Die Kris oder Cristinaux am Athabaska-See nennen sie noch jetzt Wijas-Kimowok, was genau dieselbe Bedeutung hat (wijas Fleisch; aski roh; mowew essen). Der von Charlevoix mitgetheilte Name ist nun von allen europäischen Völkern angenommen worden; sich selbst aber nennen die Eskimos bekanntlich innoit (Menschen, Sing. innok). Abgesehen hiervon haben sie aber für ihre Stämme und Unterabtheilungen noch besondere Bezeichnungen. Die Eskimos, von denen hier die Rede sein soll und die, etwa 2000 Seelen zählend, an der nordamerikanischen Eismeerküste zwischen Cap Bathurst und dem Colville River (128° bis 150° westl. L.) wohnen, nennen sich selbst Tschiglit (Sing. tschiglerk); die an der Hudsons-Bay, welche Fort Churchill besuchen, nennen sich Akut oder Agut, Plur. Agutit; die Grönländer Karalit. Alle diese Namen sind Aequivalente für vir, viri, während Innok und Innoit homo, homines bedeuten [2]).

Wie die Grönländer bezeichnen auch die Tschiglit die Weißen im Allgemeinen als Krablunet, Gekrönte, Sing. Krablunark. Nach Petitot ist diese Bezeichnung abgeleitet von Krablut, Augenbrauen, und Krablunark, Stirnbein, wahrscheinlich weil der auf der Stirn aufsitzende Hut den Eskimos als das Auffallendste an den sie besuchenden Weißen erschien. Die Mischlinge canadischen Ursprungs heißen bei ihnen Krolearkutçin.

Die Eskimos von der Mackenzie-Mündung und dem Anderson-Flusse sind eher über als unter Mittelgröße. Es giebt unter ihnen recht große Leute, doch die Frauen sind im Allgemeinen klein. Sie sind stark, wohl gebaut, breitschulterig, gewandt in Körperübungen, gute Tänzer und Mimiker, dabei zur Fettleibigkeit geneigt, haben einen dicken Kopf und sehr kurzen Hals. Ihre Muskelkraft ist gewöhnlich. Man findet bei ihnen keine Mischlinge aus europäischem oder Indianerblut. In der Jugend sind sie rosig, doch verschwindet diese Farbe mit 15 Jahren gänzlich und macht der gelblich-olivenfarbigen und den breiten mongolischen Gesichtszügen Platz. Die weitere Schilderung, die Petitot von ihrem Aeußern entwirft, stimmt überein mit dem, was wir über die Eskimos in dieser Beziehung wissen und kann übergangen werden. Diese Eskimos sind eine intelligente Nation; sie sind erfinderisch, lieben die Arbeit, dagegen erscheinen sie aber wieder diebisch, lügnerisch, argwöhnisch, schamlos, ehrlos, zudringlich. Als gute Eigenschaften werden dagegen hervorgehoben: Liebe zu den Kindern, Gastfreundschaft gegen Fremde, die ihrem Schutze als unverletzlich gelten, Tapferkeit und eine gewisse Weichherzigkeit; Petitot sah sie vor Rührung weinen. Sie respectiren die Sterbenden und Tod-

---

[1]) Vocabulaire français-esquimau, dialecte des Tschiglit des bouches du Mackenzie et de l'Anderson, précédé d'une monographie de cette tribu et des notes grammaticales par le R. P. E. Petitot. Paris 1876.

[2]) Den Tschiglit am Mackenzie sind noch folgende Eskimostämme bekannt, welche sie in der Richtung von West nach Ost aufzuzählen wissen. 1. Piktorméut, Bewohner des staubigen Schnees, wohnen noch jenseit der Beringstraße (also wohl die Namollo). 2. Natervalinet, die Anwohner des Norton-Sundes. 3. Tujormijat, die Anwohner der Beringstraße. Ihr Land heißt Tschikrenerelerk. 4. Apkwaméut, die Ansässigen am Kotzebuesund. 5. Nunatagméut, diejenigen, welche in Nunatagmun, gegen die Beringstraße zu, leben. 6. Nurung-méut, Capanwohner, am Cap Lisburne. 7. Akillinerméut, Einwohner von Akillinerk, zwischen Cap Lisburne und dem Eiscap. 8. Tareorméut, Meerbewohner, auf den Inseln vor dem Mackenzie-Delta, von Herschel-Island bis zur Liverpool-Bay. 9. Kramalit, die Eskimos am Anderson-River. 10. Kragmalireit, Bewohner vom Cap Bathurst. 11. Kravanartat, Bewohner des Ostens; hier wird die Fixirung unsicher, indem darunter die Eskimos zwischen der Franklin-Bay bis zum Kupferminenfluß oder sogar bis zur Melville-Halbinsel verstanden werden. 12. Anenerit oder Innoit des Großen Osten, auf die Eskimos an der Hudsons-Bai, in Labrador und Grönland bezogen. 13. Krikertalorméut, die Inselbewohner, alle Eskimos auf den Inseln des nördlichen Polarmeeres. — Die Eskimos an der Liverpool-Bay unterscheiden noch folgende, den Tschiglit jedoch unbekannte Stämme: 14. Krotejloréut, Bewohner des Renthiergebirges, im Osten der Mackenzie-Mündung. 15. Nagginktor-méut, an der Mündung des Kupferminenflusses. 16. Nauerméut, die zwischen Schneehühnern wohnen, östlich vom Cap Alexander. 17. Utkutçiki-alin-méut, die sich der Steinkessel bedienenden, am Boothia-Golfe. 18. Ahaknanelet, die Weibsbilder, an der Repulse-Bay.

ten und sorgen für ihre Kranken. Von Kindsmord konnte unser Gewährsmann nichts bemerken.

Von Krankheiten erwähnt Petitot: Leibschmerzen in Folge großer Gefräßigkeit, Skropheln und andere Hautkrankheiten als Folge der ausschließlich animalischen Nahrung; bei den Frauen Augenkrankheiten, vom Rauch in den Hütten und Stimmlosigkeit.

Das Christenthum haben die Tschiglit noch nicht angenommen. Von den Frauen erzählt unser Gewährsmann, daß sie als Zeichen des Staunens oder der Verwunderung die Zunge ausstrecken; Bejahung drücken sie durch Nasenrümpfen aus. Ihr Gesicht ist durch fünf oder sechs Striche am Kinn und zwei Striche an den Mundwinkeln tättowirt.

Nicht immer verzehren die Tschiglit das Fleisch roh; doch ist ihr Geschmack so niedrig, daß sie den Fisch gleichviel ob roh, gekocht, gebraten, geräuchert oder verfault verspeisen. Im Sommer sah Petitot nie etwas rohes verzehren, wohl aber im Winter, wenn Feuerungsmaterial schwierig zu beschaffen ist.

Vom October bis zum Mai sind die Tschiglit seßhaft, Nomaden aber in der übrigen Zeit des Jahres. Ihr ganzes Leben dreht sich um die Jagd, den Fischfang und das Fangen der Pelzthiere, deren Felle sie an die Hudsonsbaycompagnie verkaufen. Die Pelzernte wandert, sowie es wärmer wird, nach dem Fort Mac Pherson, früher auch nach Fort Anderson, das aber seit 1866 von der Compagnie aufgelassen worden ist. Taback, Schießbedarf, allerlei Kurzwaaren, Feuerzeug, Kessel, Messer, Fallen sind die für das Pelzwerk eingehandelten Tauschwaaren. Dieser Handel besteht erst seit 1849; früher brachten die Tschiglit ihr Pelzwerk den Tinné, welche die eingetauschten Waaren dann weiter brachten. Im Westen stehen die Tschiglit mit ihren Nachbarn, den Tareormeút, im Tauschverkehr; von ihnen erhalten sie Taback, Pfeifen, Kessel, blaue und weiße Korallen, die von der Beringsstraße stammen; sie sind aus Europa durch ganz Asien hierher gewandert und von den Tschuktschen über die Beringstraße gebracht worden. Tauschhandelsplatz ist Barter Island (144° östl. Gr.). Die Schlitten, auf denen die Tschiglit sich hierhin begeben, und die von Hunden gezogen werden, gleichen ganz den nordasiatischen. Die Kufen derselben werden mehrmals täglich mit Eis (durch Uebergießen mit Wasser) „verstählt". Um sich das nöthige Wasser zu verschaffen, durchbohren sie mit einem an einen Stiel befestigten Ochsenhorn die mehrere Fuß dicken Eisdecken, eine mühsame und langweilige Arbeit.

Facsimile einer Tschiglit-Zeichnung. Nach Petitot.

Statt am Ufer oder im Walde zu campiren, ziehen die Tschiglit es vor, zwei oder drei Stunden mit dem Bau einer Hütte aus hartem Schnee (apun iglu) zuzubringen; der Bau einer solchen wird sehr eingehend und ausführlich von Petitot beschrieben und durch Abbildungen erläutert. Da derselbe jedoch aus arktischen Reisewerken hinlänglich bekannt ist, dürfen wir diese Beschreibung hier übergehen. Diese Schneehütten heißen iglo-rijoark.

Im Juni, wenn die Flüsse eisfrei sind, begeben sich die Eskimos nach den Forts Mac Pherson und Anderson. Sie benutzen dabei ihre leichten ledernen Krajait (Sing. Krajak), während Frauen, Greise und Kinder in den Umiait (Sing. Umiak) oder Weiberboten fahren. Diese dienen auch zum Walfischfang. Den Krajak [1]) benutzen sie beim Fang der Bisamratten, Robben und Meerschweine (marsonin, also eine Delphinart). Ihre Waffe dabei ist ein Wurfspieß (Kapotschin) mit beweglicher Spitze, die je nach der Größe des Thieres verschieden ist. Das Ren (tuktu) und der Moschusochse (umimmark) werden mit Pfeilen gejagt. Feuersteinflinten sind erst seit Kurzem und nur bei einigen im Gebrauch.

Petitot erhielt von einem Eskimo am Anderson eine Büchse, auf welcher in Roth und Schwarz Jagdscenen mit überraschender Naturwahrheit silhouettenartig dargestellt waren. Oben steht ein Eskimo in seinem von drei Frauen geruderten Umiak und harpunirt eine Bjeluga (weißen Wal), der schon eine Harpune erhalten hat, wie aus den Schwimmblasen, die ihm angeheftet sind, hervorgeht. Darunter ein anderer Eskimo im Krajak, der ein verwundetes Meerschwein verfolgt, in dem eine Harpune steckt. Drei andere, schon erlegte, schleppt er im Wasser nach. Ganz unten ein dritter Eskimo, der einen Pfeil auf ein Ren abschießt. Ein Indianer vom Stamme der Tinné wäre gar nicht im Stande, eine solche Zeichnung zu liefern.

Von Mitte Juni bis Mitte Juli gehen die Tschiglit dem Fange des Häring und Weißfischs in den zahllosen Canälen des Mackenzie nach. Diejenigen, welche sie nicht gleich verzehren, dörren sie über Feuer, oder machen sie in Schläuchen, die mit Delphinthran gefüllt sind, ein. Nach dem Fischfang folgt die Renthierjagd vom Juli bis in den August; zu die-

[1]) So, oder vielmehr Kϱajak schreibt Petitot. Das ϱ wird sehr guttural ausgesprochen.

ser Zeit erscheinen nämlich die Ren am Eismeergestade. Es schließt sich daran der Delphinfang auf dem Meere und an den Flußmündungen. Dann sind die Wintervorräthe eingesammelt, und die Tschiglit ziehen sich wieder von den Küsten zurück, um an den Flüssen ihre Winterquartiere zu beziehen.

Während Wälder mangeln, liefert das Meer den Tschiglit in ganz erstaunlicher Menge Treibholz (tschiamot); sie kochen damit, brauchen es zum Bau der Barken, zu verschiedenen Geräthen nnd zum Gestell der konischen, mit Renfellen überzogenen Sommerzelte sowie der Winterhütten (Iglu), die nicht mit den schon erwähnten Schneehütten zu verwechseln sind.

Petitot vertritt die Ansicht des asiatischen Ursprungs der Eskimos, eine Ansicht, die jetzt wohl kaum noch auf Gegner stoßen dürfte. Die Eskimos weisen selbst auf das Bestimmteste darauf hin, daß ihre Heimath im Westen lag. Daß außer ihnen, den Weißen und den Rothhäuten noch andere Menschen auf der Erde existiren, davon haben sie keine Ahnung. Was die Entstehung dieser drei betrifft, so berichtet darüber ihre Tradition: „Im Westen, über dem großen Meer, auf einer großen Insel schuf der Biber zwei Menschen. Diese kamen zum gegenüberliegenden Ufer, um Auerhähne zu jagen, dabei geriethen sie in Streit und trennten sich. Der eine wurde Vater der Menschen (Eskimos); der andere wurde Vater der Walfische, von denen die Europäer abstammen." Von den Indianern ist hier keine Rede; als Petitot seinen Gewährsmann fragte, warum diese vergessen seien, antwortete der Tschiglit: „Es ist nicht der Mühe werth von ihnen zu reden; sie sind auch im Westen auf der Biberinsel geboren, aber sie sind die Larven unserer Flöhe. Sie sind verachtenswerth; aber Weiße und Eskimos sind Brüder."

Die Tschiglit stammen also ihrer eigenen Tradition nach von einer im Westen gelegenen Insel; die Zeit, in welcher sie von dort gekommen, ist natürlich nicht zu präcisiren; es sei aber lange, lange hergewesen. Sie fragten Petitot nach dem Okrajeuktnark, „dem Menschen, welcher nicht spricht", der in ihrem alten Vaterlande gelebt haben soll. Dabei machten sie affenartige Bewegungen, so daß Petitot dieses Wesen auf den Orang-utang deuten will (?).

Interessanter erscheint uns, daß Petitot das Akilinek der Grönländer nachzuweisen vermag. Mit diesem Namen bezeichnen dieselben nach Rink ein fern im Abend gelegenes Land, aus dem sie abstammen. Nun heißt aber bei den Tschiglit der Eskimostamm, welcher zwischen Cap Lisburne und dem Eiscap wohnt, Akilinerméut, d. i. Einwohner von Akilinerk. Dadurch wird die grönländische Tradition ganz in der Nähe der Beringstraße fixirt; akilinerk aber ist mit „Land des Anfangs", „erstes Land" zu übersetzen.

Für die Tschiglit aber ist Akilinerk ein vergleichsweise nahes Land; sie wissen, daß dessen Einwohner, die Akilinerméut, aus einem noch weiter gen Westen von ihnen gelegenen Lande, aus Naterovik, gekommen. Für die centralen Eskimos ist damit gleichbedeutend das Land Nunatagmun. Die nähere Position konnte Petitot nicht erfahren. Es liegt aber im Westen, wohin die übrigen Traditionen deuten, von wo die beiden Brüder (siehe oben) gekommen. Alles deutet nach Westen, nichts nach Osten und selbst die Todten werden bei ihnen mit dem Kopf nach Westen zu begraben.

Von Naterovik, also vom Lande im Westen, erhielten die Tschiglit den Gebrauch des Tabacks und die eigenthümliche Form ihrer Pfeifen, von dort die zierlichen Schuhe und den Gebrauch, die Wangen zu durchbohren und einen Pfropfen, tutaït, einzufügen, von dort die Mode der Tonsur und die enormen Chignons ihrer Frauen. Geht man von Cap Bathurst nach Osten, so findet man weder dieselben Pfeifen, noch Schuhe, noch die schön runde Tonsur, keine Wangenknöpfe, keine tuglit auf den Köpfen der Frauen.

Die blauen Korallen und eisernen Kessel, welche die Tschiglit besitzen, kommen von Naterovik. Dort sollen die Tage lang sein, „die Sonne zeigt ihre Nase" (es ist warm), europäische Erzeugnisse sind häufig. Von dort kommen die weißen Dentaliumschneckenschalen, die Kautobackrollen, die alten Metallplatten.

Um den Ursprung der Eskimos in der alten Welt auch durch das Uebereinstimmen der Gebräuche nachzuweisen, nimmt Abbé Petitot zu allen möglichen Völkern seine Zuflucht; bald stellt er Vergleiche mit den alten Aegyptern, bald mit Kaffern, bald mit irgend einem asiatischen Volke an. Wir folgen ihm hier nicht, sondern heben aus seiner Darstellung nur dasjenige heraus, was für die Charakterisirung der Tschiglit sich eignet. Sie grüßen wie die übrigen Eskimos und die nördlichen Rothhäute durch Nasenreiben. Zum Zeichen des Erstaunens schlagen sie sich auf den Hintern, und hier setzt der bibelfeste Abbé aus dem Propheten Hesekiel (21, V. 12) hinzu: Plaude super femur tuum! Schwitzbäder, wie die Tschiglit sie haben, gehen durch ganz Nordasien, und ihre Zauberpriester (Anrékoit, Sing. anregok) sind identisch mit den sibirischen Schamanen, den Fetischpriestern Afrikas, den Medicinmännern Amerikas.

Aus dem, was über ihre religiösen Ansichten mitgetheilt ist, heben wir das Folgende hervor. Die Tschiglit bezeugen der Sonne, Tschikrejnerk, große Verehrung, sie verbeugen sich vor ihr, wenn sie zum dreimonatlichen Abschied unter den Horizont sinkt und begrüßen sie bei ihrer Wiederkehr mit Tänzen und anderen Ceremonien. Die große Tonsur, welche die Tschiglit tragen, wird geschoren, damit die Sonne ihr Gehirn recht erwärme und erleuchte. Der Mond ist eine männliche Gottheit. Nach der Vorstellung der Tschiglit sind die Sterne von großem Einfluß auf den Menschen; wenn eine Sternschnuppe fällt, so stirbt ein Mensch.

Nicht minder gewaltig als Anerne-aluk (der gute Geist) ist der Gott Tornrark (der Separirte, Zurückgezogene); er ist eigentlich der Hauptgott, der am meisten gefürchtet wird und der ihnen durch die Träume Offenbarungen macht. Er ist der Genius der Erde, in deren Innerm er lebt, während Anerne-aluk im Himmel, der halbkugelförmig gedacht ist, dominirt. Die Seelen, Innulit, dagegen wohnen auf dem Grunde des Meeres, eine Vorstellung, die wir bei manchen polynesischen Völkern finden.

Die Tradition der Tschiglit berichtet von einäugigen Riesen. Wichtiger jedoch ist, daß sie in ihrer eisigen Polargegend sich die Vorstellung von Schlangen (Kripan) bewahrt haben. Kripan bedeutet diejenige, welche umschließt; man hat davon abgeleitet Kritutuark, biegsam wie eine Schlange, und Kripiojark, gewunden wie eine Schlange; Krijoark, die Schlangen haben, d. h. krank sein u. s. w.

Die Erde ist nach der Vorstellung der Tschiglit eine vom Wasser umgebene Scheibe, über welcher das feste Firmament ruht. Daß die Sintflut bei ihnen eine Rolle spielt, ist nicht zu verwundern, da die Vorstellung von derselben fast universell ist.

Allgemein gilt das jus talionis. Man rächt sich an den Männern, indem man sie erdolcht; die Frauen werden strangulirt; das alles geschieht unter dem Deckmantel der Nacht, das Opfer wird im Schlafe überfallen. Der Mörder wird, abgesehen von den Verwandten seines Opfers, hoch respectirt und darf sich drei blaue Linien unter der Nase quer über das Gesicht tättowiren. Diese Art der Tättowirung heißt tomnilik, der Mann aber torkrota, d. i. Mörder, und dies ist ein Ehrenname [1]).

[1]) Auch die Resultate ihrer Großfischerei schreiben sich die Tschiglit auf den Körper; so viel Walfische als sie erlegt, so viel Kreuze tättowiren sie sich auf die Schulter.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

II.

In den fachwissenschaftlichen Zeitschriften und in den Sitzungsberichten der geographischen Gesellschaften ist im Verhältniß zu anderen Theilen Asiens von dem Geburtslande des Islam, wie es sich jetzt darstellt, nicht viel die Rede. So mag es passend erscheinen, wenn in dieser Zeitschrift eine Art ständiger Berichterstattung über die Halbinsel eingeführt wird, damit die Nachrichtbedürftigen wissen, wohin sich wenden, um wenigstens in wichtigeren Fragen über Arabien jederzeit auf dem Laufenden zu bleiben. Freilich fehlt dem Berichterstatter die einst von ihm heiß ersehnte persönliche Bekanntschaft mit dem Lande des „stahlkräftigen, hochsinnigen, abenteuernden" Volkes; abseits sogar von den Centren der orientalischen Forschungen in Europa muß er sich begnügen, durch eine verschärfte Aufmerksamkeit die Gefahr, daß ihm in der Provinzialstadt manches zur Sache Wichtige entgehe, wett zu machen.

Ich werde also unter der gleichen Ueberschrift und fortlaufender Numerirung im „Globus" des Referentenamtes über Arabien zu warten suchen, so lange und so gut ich kann. Seit Jahresfrist ist es der zweite Artikel dieser Art [1]).

Als ich im Frühjahr 1876 die Forschungen in und über Arabien während des letzten Decenniums hier durchmusterte, warf die neueste Gestalt der Frage, die wir die orientalische nennen, schon ihre dunkelsten Schatten voraus. Sie hat mit dem Islam wenig genug zu thun, insofern die bisherige Mißregierung der Osmanen einerseits keine Folge der moslimischen Religion, und die ideale religiöse Grundlage der russischen Kreuzfahrerbegeisterung andererseits mehr als problematisch ist. Keine abendländische Priesterkirche, römische, griechische, evangelische oder sonst welche hat als solche die Kraft in sich, die islamitischen Völker etwa durch sogenannte Mission zur Theilnahme an der gemeinsamen Arbeit der strebenden Menschheit zu wecken und zu befähigen: das vermag außer dem materiellen Anstoße durch den gesteigerten Verkehr nur die Lehre, welche über allen Religionen als höchste ethische Aufgabe waltet, die von der weltbürgerlichen Menschlichkeit, an welcher es dem Islam zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger als mancher andern gebricht.

Deshalb wird, durch welchen Ausgang der jetzt schwebenden Verwickelung auch immer, auf das Volk Arabiens im Ganzen und Großen kein nachhaltiger Einfluß zu erwarten sein, selbst nicht an den augenblicklich noch in türkischen Händen befindlichen Etappen an der Westküste, auch dann nicht, wenn die türkische „Verfassung" für die turko-tatarischen Bevölkerungen des Osmanenstaates — die künftige Zugehörigkeit der slavischen Reichstheile ist ja augenblicklich noch unberechenbar — im Laufe der Decennien etwas mehr als ein werthloser Papierfetzen werden sollte. Daß arabische Männer aber jemals auf den Bänken der Reichsabgeordneten in Stambul sitzen werden, glaubt auch wohl der reformatorische Staatsmann Midhat Pascha nicht, der ja 1871 von dem ihm damals anvertrauten Vilajet Bagdad aus die Araber des Nordostens gut genug kennen gelernt hat.

Denn dieses Volk hat trotz aller Stämmevielheit und ihrer unseligen Consequenzen, der Raublust, Blutrache und überwiegenden Staatenlosigkeit, doch ein tiefsitzendes gemeinsames Charakteristikum, die mannhafte Leidenschaft der Unabhängigkeit. Das ist freilich eine fast unbewußte, weil ursprünglich nationale Stimmung, nicht erworben im „sauren Dienst der Freiheit". Aber gesetzt, eine geniale Führerpersönlichkeit erstände noch einmal aus dem Schooße des vielstämmigen Volkes, das doch übrigens auch schon staatliche Organismen und zwar besonders seit hundert Jahren aufzuweisen hat: warum sollte es nicht zwar nicht ein Reich, aber ein Bund von Staatenbildungen werden können, die, ohne den der geistigen Befreiung feindlichen Druck des moslimischen Fanatismus, dem arabischen Typus in verjüngter und so zu sagen moderner Gestaltung zu neuem Leben verhülfen? Bürgen Telal in Schammar und Sejjid Said in Oman nicht für die Berechtigung dieser Hoffnung?

Werthvoll ist mir deshalb jedes noch so geringfügige Anzeichen dafür, daß in den Seelen der Menschen zwischen Akaba und Maskat und zwischen Aden und Kueit der edle Zug unabhängigen Stolzes noch lebt, und auch dieses Mal habe ich deren zu verzeichnen.

Die Quellen, aus welchen ich hierbei schöpfe, sind einer der Pera-Correspondenten und ferner der, wie mir scheint, neue Σ-Correspondent der für unsere Kenntniß des heutigen Orients unvergleichlich werthvollen „Augsburger Allgemeinen Zeitung", dieser letztere aus Dschedda und Hodeida; dann französische Consulatsberichte im Bulletin de la Société de Géographie, Paris; endlich englische Publicationen, wie Emil Schlagintweit sie jüngst in einem lesenswerthen Artikel „Ueber die Uferstaaten des Persischen Golfs" in dieser Zeitschrift hat benutzen können.

Ich beginne wieder an der Westküste, demjenigen Theile der Halbinsel, welcher am ehesten in die Mitleidenschaft der türkischen Geschicke gerathen könnte. Entsprechend der Ansicht, die ich anderswo begründet habe, daß nämlich das tapfere Bergvolk der Asirinen, einst die treuesten Verbündeten der Wahabi, durch die vermeintliche türkische Eroberung des Jahres 1871 keineswegs so unterworfen sei, wie die osmanischen Siegesberichte — namentlich in der „Geschichte Jemens und Sanaas" des türkischen Obersten Achmed Reschid Bey — es glauben machen wollten, haben asirinische Kundgebungen im Laufe von 1876 stattgehabt, die von politischer Wachsamkeit der Stämme zwischen Mekka und Jemen zeugen. So kamen im März zwei Asirinen-Häuptlinge zum Chedive Ismail, um über die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm, also doch wohl gegen die Türken, zu verhandeln: begreiflich erfolglos bei dem gerade damals erklärten Bankerott der ägyptischen Finanzen und den schlimmen Mißerfolgen in Habesch. „Ein schöner und stolzer Menschenschlag," sagt der Correspondent bei dieser Gelegenheit von den Asir, „keineswegs Heiden, wie aus ihrem Bekenntniß hervorgeht: Wir glauben an Gott, den einigen, und an den Tag des Gerichtes." — Man sieht, daß dem Correspondenten die charakteristische Doctrin der Wahabi, deren energischste und blutig erprobte Anhänger außerhalb des Nedsched eben die Asir im zweiten, dritten und vierten Decennium dieses Jahrhunderts waren, wenig geläufig ist.

[1]) Vergl. Bd. XXIX, S. 294.

Noch unmittelbar vor dem jetzigen Aufgebot aller disponibeln türkischen Truppen gegen die drohende russische Invasion sendeten, nach demselben Gewährsmann, die Türken mit Vorliebe Recrutenmassen nach Jemen, weil von dort das Desertiren beinahe unmöglich sei. Doch würde, meint er, eine Erhebung in Hedschas und Jemen für die — damals etwa 20,000 Mann starken — türkischen Truppen verhängnißvoll sein, weil ihnen nicht einmal ein Weg zur Flucht offen stände. — Später, im November 1876, erfährt man durch einen aus Jemen zurückkehrenden Beamten, daß die Verbindung von Jemen und Asir „bis jetzt" nur zu Wasser möglich sei, weil die dazwischen liegende große Stadt Saade, die über 6000 Häuser habe, und der Stamm Suda (!) die Landverbindung unterbrächen und sich bisher noch nicht vor der türkischen Herrschaft gebeugt hätten. Auch aus den unterworfenen Districten dürfe die Regierung noch nicht wagen Recruten auszuheben, während das 7. türkische Armeecorps in Jemen nur durch Krankheit einen Jahresverlust von 1000 Mann gehabt habe; die türkischen Beamten und Offiziere verständen es nicht, die arabische Bevölkerung an die osmanische Oberhoheit zu fesseln. Der dafür interessirte Leser früherer Berichte, theils in dieser Zeitschrift, theils in „Arabien und die Araber seit hundert Jahren", erinnert sich vielleicht, daß diese Eventualität ebenso gewünscht wie erwartet wurde.

In Bezug auf die Person und Machtstellung des Großscherifs von Mekka wird dem im letzten Bericht (Frühling 1876) Mitgetheilten eine interessante Bestätigung zu Theil: erstens ist in der That Großscherif Abdallah-ebn-Aun noch am Leben, und zweitens steht er in ungeschwächtem Ansehen, so daß die Türken trotz des „Chalifates von Stambul" mit dem mekkanischen Edelmann wohl oder übel rechnen müssen. Im Sommer 1876 hatte nämlich der türkische Gouverneur in Medina einen Araber-Häuptling wegen eines vor 15 Jahren begangenen Todtschlages verhaften und wahrscheinlich ohne Untersuchung und im Geheimen hinrichten lassen. Zugleich fahndete er auf dessen Bruder, der aber mit Drohungen antwortete und mit seinen „Anhängern" auf Medina losrückte. Die türkische Besatzung empfing sie mit Artilleriefeuer, ohne besondern Eindruck zu machen. Da erschien am zweiten Tage des Kampfes ein Abgesandter des Großscherif und vermochte den Türken nicht nur, das Feuer einzustellen, sondern auch seine Beschwerden gegen den Araberscheid der Entscheidung des Großscherifs selber zu überlassen, was den vertrauensvollen Abzug der Aufständischen zur augenblicklichen Folge hatte.

Uebrigens lebe, sagt die Nachricht weiter, Abdallah-ebn-Aun herrlich und in Freuden, was man ja bei den reichen Erträgen der immer noch oder vielmehr wieder großartigen Pilgerfahrten nicht verwunderlich finden wird.

Auffällig ist mir das Fernere: der Großscherif wie die Scherife im Allgemeinen (also der religiöse Adel) seien geheime Anhänger der Wahabi, die „nun über das ganze Innere der großen Halbinsel verbreitet wären"; die Bewohner der heiligen Städte aber wie des Küstenlandes überhaupt hegten gegen diese „unbeugsamen Puritaner und Zerstörer der Heiligengräber" Haß und Furcht, ein Umstand, der den Türken bei der „jüngst erfolgten" Unterjochung der Asir sehr zu Statten gekommen sei. Was es mit dieser Unterjochung für eine Bewandtniß hat, wissen wir nun wohl, die Nachricht aber vom geheimen Wahabismus des Großscherifs liest sich gleich einer wörtlichen Copie der Sachlage, wie sie etwa um das Jahr 1803 u. ff. zur Zeit der großen Wahabi-Fürsten Abd-el-Aziz und Saud sich darstellt. Die Consequenz, die man aus diesem Verhältniß zu ziehen berechtigt ist, will ich nur andeuten: wenn der Großscherif in Mekka wieder mit dem Wahabismus rechnet, dann ist dieser letztere noch eine Macht.

Ich habe schon erwähnt, daß einer der Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" in Dschedda und Hodeida Beobachtungen über die Zustände an der Westküste gemacht hat; diese fallen sehr zu Gunsten der letztgenannten Stadt aus. Suez habe seit der Eröffnung des Canals um zwei Drittel seiner Einwohner abgenommen, Dschedda um ein Drittel, Aden finde in Hodeida den Vergelter dafür, daß es Mekkas Ruin verschulde — diese letzte Behauptung unzweifelhaft von einer ähnlichen Unkunde dictirt wie die: Arabien, das Land, wo bis vor fünf Jahren keines Eroberers Fuß Spuren hinterlassen habe, liege jetzt ganz ruhig zu des Türken Füßen und sei dem Europäer mit Ausnahme der heiligen Stätten offen. Wer so etwas schreibt, kann wohl nur sehr ungenügend über die Halbinsel und ihre den Europäern noch nicht eben sehr zugänglichen Räume unterrichtet sein, davon ganz abgesehen, daß es eine starke Zumuthung an die Leichtgläubigkeit der Leser ist, von dem zu des Türken Füßen liegenden Arabien zu sprechen: der Schreiber verwechselt den schmalen Küstensaum mit ganz Arabien.

Werthvoller sind die sachlichen Nachrichten über die Handelsverhältnisse an der arabischen Westküste. Monatlich geht ein Dampfer des österreichischen Lloyd von Constantinopel über Suez nach Dschedda und Hodeida, nimmt für alle Haupthäfen Europas Waaren, die in Port-Said, wo ja Kohlen eingenommen werden müssen, durch den Lloyd-Agenten weiter befördert werden. Der Lloyd, welchem die türkische Regierung das Fehlende einer vollen Fracht für jede Fahrt nach einem bestimmten Satz vergütet, ist dafür verpflichtet, Frachten und Passagieren der Regierung den Vorzug vor anderen zu geben, auch die Schiffe bis zu acht Tagen auf den Halteplätzen zur Verfügung der Regierung zu halten.

In Dschedda wird, hören wir, ein Leuchtthurm noch immer schwer vermißt; auch die Wasserversorgung bleibt mangelhaft, da die Cisternen, im Besitz der geistlichen Behörden, schließlich übles Regenwasser in ungenügender Menge bieten, die Anlage artesischer Brunnen aber von jenen hintertrieben wird. Der Sklavenhandel, namentlich mit Kindern, geht ohne Scheu von Statten, auf Haschisch und Opium wird dagegen im Reisegepäck gefahndet, ebenso auf Wein und gegohrene Getränke, Artikel, die doch bei dem schlechten Wasser heilsam wären. Behufs Herbeiführung der Mekka-Pilger von Malakka und Holländisch-Indien haben seit ein paar Jahren eine Anzahl von Sejjids (also Leute von schiitischem Religionsadel) eine Dampfschifffahrtsgesellschaft gebildet und gute Segelschiffe zur Unterstützung gemiethet, wobei gute Geschäfte gemacht worden sind.

Dem südlicher gelegenen Hodeida wird, wie gesagt, eine bedeutende Zukunft prophezeiet. Es ist in der That jetzt schon der Hauptexporthafen für den jemenischen Kaffee, dessen Verkauf nicht mehr allein auf dem Hofe des Zollhauses, sondern auch sonst in der Stadt geschieht. Die Oke (= $2^3/_4$ Pfund) kostete im September 1876 etwa $1^1/_2$ Mark, der Ausfuhrzoll variirt zwischen 1 und 8 (!) Procent, auf die Verpackung rechnet man $2^1/_2$ Procent Aufschlag. Die Versendung aus dem Innern, wo der Kaffee im October geerntet wird, nach der Küste geschieht das ganze Jahr hindurch. Ihre Manufacturbedürfnisse beziehen die Banianen und Parsi in Hodeida aus Aden. Im September feierten die Moslims das Fest (die Ziara) ihres Stadtheiligen, Sadik, durch Waffentänze, Vermummung und Aufzüge. — Die Einfuhr geistiger Getränke, natürlich auch hier nominell verboten, erfordert zahlreiche Backschisch an die türkischen Zoll-

beamten; in Mekka sollen dagegen jetzt wohl ein Dutzend Branntweinbrennereien bestehen.

Die Insel Kameran empfiehlt einer der Berichterstatter den Türken zur Anlage eines Freihafens als Concurrenz gegen Aden, ein Rath, der schwerlich wird mit Erfolg ausgeführt werden können.

Ueber die Südküste habe ich diesmal nichts zu berichten, von Maskat als Ergänzung so viel, daß Turki, der von den Engländern begünstigte Sultan, in dem früher als bevorstehend erwähnten Kampfe seinen Halbbruder Abd-el-Aziz besiegt und den Engländern zur Internirung in Indien ausgeliefert hat, ich denke im August 1876. Daß bei diesen Fehden das schöne Land Oman leidet, ist begreiflich, wird auch durch die englischen Berichte bestätigt. Jeder Unruhestifter findet bei einer der beiden einander feindlichen Hauptparteien bereite Hülfe, den Hinari und den Ghafri, Namen, deren ersten ich nicht kenne, während der zweite einen vielgenannten Stamm bezeichnet, gewöhnlich Ghafari genannt.

Einmal an der Ostküste, will ich daran erinnern, daß über die damaligen Verhältnisse auf den Bahrein-Inseln, über die Dschuasimi, die einst berüchtigtsten Seeräuber, über einige Vorkommnisse im Perser-Golf der jüngst in dieser Zeitschrift nach englischen amtlichen Publicationen veröffentlichte Aufsatz Emil Schlagintweit's manchen Aufschluß gegeben hat, woraus hervorgeht, daß England namentlich in Bahrein eine vertragsmäßige Suprematie bezüglich der sogenannten auswärtigen Politik dieser kleinen Inselgruppe ausübt, ähnlich wie dies im Süden von Aden aus geschieht.

Von Interesse sind außerdem einige Nachrichten über den verständig regierten und sichtbar aufblühenden kleinen Staat und guten Hafen Kueit, der, südlich vom Ausfluß des Schatt am flachen nordwestlichen Gestade des Perser-Golfes gelegen, eine bedeutende mercantile Zukunft zu haben scheint.

Ueber den Wahabi-Staat im Nedsched wissen wir leider seit Palgrave nichts Weiteres als das Wenige, was bei Gelegenheit des einst vom jetzigen Vezir, damaligen Gouverneur von Bagdad, Midhat Pascha, groß geplanten, aber schon im Anfange der Action 1871 stecken gebliebenen Kampfes gegen die Wahabi an die Oeffentlichkeit und noch dazu ziemlich verworren gedrungen ist und worüber ich vor längerer Zeit in dieser Zeitschrift berichtet habe. Denn der im Bulletin de la Société de Géographie, Paris 1875, veröffentlichte französische Consulatsbericht bringt denn doch trotz seiner mancherlei, insofern sie richtig sind, längst bekannten Ortsnamen aus den nedschdäischen Provinzen keine Bereicherung unsers Wissens über Arabien, es wäre denn die wunderbare Kunde, daß die mehr als 30,000 Einwohner von Riâd, der Hauptstadt des Wahabi-Staates, fast sämmtlich Fedauin, Leibgarde im Solde des Fürsten, sein sollen.

Nur eines interessirt, was ich schon früher als wahrscheinlich vorausgesetzt habe, daß nämlich nach Feisal's, des nedschdäischen Sultans, Tode ein Kampf zwischen den beiden auch Palgrave als feindliche Brüder bekannt gewordenen Söhnen Feisal's, Abdallah und Saud, ausgebrochen sei, der neun Jahre gedauert habe. Demnach würde, da die Nachricht von diesem Kriege 1873 zu uns gelangte, Feisal's Tod in das Jahr 1863 oder 1864 fallen, also nicht lange nach Palgrave's Besuch in Riad. Sieger ist der kühne, offene und lebensfrohe Saud geblieben, was wir schon damals 1873 wußten; durch den Bericht im Bulletin erfahren wir dazu, daß der finstere und ruchlose Abdallah nach Dschebel Schammar geflüchtet sein soll, also zu jenem vortrefflichen Fürsten des jungen Staates von Hail, Telal, der hoffentlich noch lebt und kräftig genug ist, um den zelotischen Wahabi-Flüchtling nicht Unheil in jenem Lande säen zu lassen.

Soweit für diesmal.

Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise nach Westsibirien.

IV.

Rückreise nach Obdorsk.

Die Rückreise von der Podarata, welche am 5. August angetreten wurde, ging in südöstlicher Richtung und zwar zu Fuße vor sich, weil die Seuche inzwischen immer mehr Opfer aus den Renherden gefordert hatte. Gleich in der ersten Nacht starb auch einer der besten Leute und mußte nothdürftig verscharrt werden. Die Stelle, wo der Todte gelegen, und die beim Begräbniß thätig gewesenen Personen, welche auf einem Schlitten standen, wurden von den Ostjakenfrauen angespuckt und später mit einem Feuerbrande beräuchert. Dann eilten alle der Unglücksstelle zu entfliehen.

Die Landschaft, welche sie im Laufe des 6. und 7. August durchwanderten, gehört zu den trostlosesten und langweiligsten der ganzen Reise. So weit das Auge reichte, nichts als einförmige Zwergbirkentundra, die im Nordwesten von der noch immer sichtbaren Bergreihe Jangana-pai begrenzt wird, welche die Uralkette verdeckt. Nur Teiche und Seen, von grünen Sumpfwiesen umgeben, gewähren einige Abwechselung. Am Abend des 7. August lagerten sie an einem hübschen See mit einer grünen Insel, an dessen entgegengesetzten Uferhügeln die ersten anscheinend noch zwerghaften Lärchen stehen, aber immerhin Bäume, die ersten seit dem Aufbruch von der Schtschutschja. Am 8. wurde ein Rasttag gemacht; aber die Milliarden von Mücken erlaubten es nicht, den Rauch des Dschum zu verlassen, um zu jagen und zu sammeln. „So ein Tag — schreibt Dr. Finsch — gewährt übrigens gute Gelegenheit, die Gebräuche der Ostjaken zu beobachten. Die Frauen sind in der That kaum eine Minute müßig und meist damit beschäftigt, Zwirn aus getrockneten Rensehnen oder Renfüßen zu bereiten. Das letztere Geschäft ist offenbar das angenehmere. Die Haut wird rings um den Huf abgetrennt, mit den Zähnen gefaßt und so in einem Stücke losgelöst, um zu Fußbekleidung verarbeitet zu werden. Es bleibt dann der ersehnte Knochen übrig. Ein Schlag mit dem Messerrücken zertrümmert ihn, das saftige Mark liegt frei und wird sofort hinabgeschluckt. Auch ein vielleicht zwei Jahr alter Säugling kennt diese Markknochen schon sehr gut, streckt begehrend die Händchen aus, sobald er einen solchen zu sehen bekommt, und fängt an zu schreien, wenn ihm derselbe verweigert wird. Neben der Mutterbrust ist rohes Fleisch die Hauptnahrung dieses Säug-

lings und sein Gesichtchen meist so niedlich mit Blut beschmiert als das seiner Frau Mutter und der übrigen Theilnehmer an einer Renmahlzeit, wobei das Fleisch vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, roh verzehrt wird. Zu den delicatesten Theilen des Ren gehören der Schlund, die Ohrenknorpel, die Fleischtheile der Muffel, das Fettpolster zwischen Femur- und Tibiagelenk, das Mark der Knochen und die inneren Theile: Leber, Nieren, Herz. Was noch an Fleisch übrig bleibt, wird gekocht und steht den Familienmitgliedern jederzeit zu Gebote; gemeinschaftliche Mahlzeiten finden nicht regelmäßig statt, außer Abends, wo Thee getrunken wird, selbstredend nur Ziegelthee. Zum Schlaf legen sich die Männer nackt in ihre Pelze gehüllt, die Frauen angekleidet nieder, sofern sie nicht ein Mückenzelt aus dichtem Kattun dem Blick des Fremden verbirgt. Die Morgentoilette beginnt nicht immer mit Kämmen des langen Haares, welches auch die Männer in zwei Zöpfe flechten, sondern vom Kamme wird nur gelegentlich Gebrauch gemacht.

Wir marschirten am 9. August den ganzen Tag und waren wiederum in die Baumgrenze eingetreten, welche auf der Karte Nro. 49 von Stieler's Handatlas viel zu niedrig angegeben ist. Diese zuerst von Norden her angetroffenen Bäume waren keineswegs verkrüppelt, wie sie das Ende des Holzwuchses auf einem Hochgebirge bietet, sondern hübsche bis 20 Fuß hohe Lärchen, die, wenn auch nicht zu Wäldern, so doch oft bosquetartig an den Seen vereint standen oder an kahlen Reihen die Rücken der Hügelzüge schmückten. Auch die Dickichte der Zwergweiden und Birken waren wie die ganze Vegetation üppiger geworden. Der Morgen des 10. sah uns schon zeitig in Bewegung. Der schöne blaue wohl eine halbe Meile lange See Janboto (d. h. der flache), an dem wir nächtigten, spielte, von heftigem Winde bewegt, mit weißen Wellenköpfen, und die Landschaft gestaltete sich zu einer weit lieblichern als bisher. Im Laufe des Tages passirten wir noch an verschiedenen namenlosen Seen vorbei, die sich in südöstlicher Richtung von der Podarata bis zur Schtschutschja zu erstrecken scheinen und meist durch klare in sauren Moorwiesen dahinfließende Bäche verbunden sind. Sie haben zum Theil hohe steilabfallende Sandufer, die von Weitem denen der Schtschutschja ähnlich sehen, welcher Fluß am Nachmittage erreicht wurde. Aber wir kannten ihn nicht wieder: aus dem stattlichen breiten Flusse war ein brausendes Gebirgswasser geworden, welches oberhalb eine wirkliche Stromschnelle zeigte, an der eine große Schaar Mantelmöven mit Fischfang beschäftigt war. Zu beiden Seiten des Flußbettes blieb ein breiter mit Geröllsteinen und größeren Blöcken bedeckter Strand frei, der den beträchtlich gefallenen Wasserstand anzeigte. Sanda führte auf einem Schlitten ein Canoe mit, ohne welches der Uebergang über das reißende Wasser wohl nicht möglich gewesen wäre. Das Hinübertreiben der Herde gewährte ein eigenthümliches, belebtes Bild. Die Thiere wurden unter Zurufen und mit Hülfe der Hunde gewaltsam ins Wasser gejagt, und bald sah man nur noch einen Wald von Geweihen schwimmen, der, durch die Strömung fortgerissen, mächtig abtrieb. Nach dem Gepäck folgten wir, so daß der Uebergang eine beträchtliche Zeit in Anspruch nahm, denn das Boot vermochte nur zwei Mann zu fassen. Doch wußte es Sanda trotz der Heftigkeit der Strömung, nur seinen stockdicken Leitstab als Ruder gebrauchend, trefflich zu hantiren.

Wir befanden uns nun am rechten Ufer, weit oberhalb der Stelle, wo wir den Fluß verlassen hatten, und sollten der äußersten südwestlichen Biegung des mittlern Laufes zustreben, um an einer Stelle (Tschornejar, schwarzes Hochufer, samojedisch Tübé nadá, d. h. todtes Land, genannt) einzutreffen, wohin wir unsere Lodka vorausgeschickt hatten. Beide Punkte sollten kaum 7 bis 10 Werst von einander entfernt liegen, wir hofften also Tschornejar in wenigen Stunden zu erreichen und dies belebte die Stimmung gar sehr. Wir stiegen fortwährend aufwärts. Kaum hatten wir einen Höhenzug, hinter welchem wir jedesmal die Schtschutschja zu erblicken hofften, erreicht, so zeigte sich eine Senkung, hinter der sich wiederum eine neue Höhenreihe erhob. Aber die Landschaft war schön, und nur die Ungeduld, mit der wir dem Flusse zustrebten, und die Ungewißheit in Bezug auf die Entfernung ließ uns dieselbe nicht nach Gebühr würdigen und genießen. Alle Senkungen hatten nämlich zur Rechten und Linken reizende kleine Seen aufzuweisen mit tief einschneidenden hohen Landzungen, die wie die Ufer mit schönen Baumgruppen von Lärchen und Weidengebüsch besetzt waren. Das Ganze erinnerte an einen herrlichen möglichst wild gehaltenen, aber von Menschenhand angelegten Park innerhalb des arktischen Gürtels.

Gegen 8 Uhr hatten wir die Höhe des 70 Meter hohen Plateaus erreicht. Die Hügelreihe des Jangana-pai wie die Landschaft hinter uns war verschwunden, vor uns lag eine gewaltige Ebene, theilweise mit anscheinend dichtem Walde besetzt. In alleeartig stehenden Lärchenreihen glaubten wir den Lauf der Schtschutschja zu erkennen, aber ganz in der Ferne über drei Seen weg bezeichnete eine nicht schwarze, sondern hell leuchtende Stelle, anscheinend ein steiles Flußufer, unser Ziel, Tschornejar. Wir schätzten die Entfernung auf mindestens 15 bis 20 Werst. Noch einmal mußte übernachtet werden; aber schon bald nach Mitternacht ging es am 11. August weiter, jetzt wieder auf den Schlitten. Das kühle Wetter und die Beschaffenheit des Weges sind den Ren günstig; wir können meist im Trabe fahren. Zu Fuß wäre die noch vor uns liegende Strecke Weges jedenfalls die allermühsamste geworden. Nachdem wir, von der Höhe herabgekommen, die zur Seite liegenden Wälder passirt hatten, welche übrigens keineswegs geschlossene waren, sondern aus sehr vereinzelten, aber wohl an 30 Fuß hohen Lärchen bestanden, nahm uns eine auf Morast ruhende von offenen Sümpfen häufig unterbrochene Tundra auf, deren Weiden- und Birkengestrüpp so dicht und üppig war, daß es fast brusthoch reichte. Es führte hier allerdings zum Theil ein ausgehauener Weg durch, aber in dem morastigen Untergrund konnte man versinken. Verschiedene Paare Raubmöven und viele Schneehühner mit schönen flugbaren Jungen belebten diese Gestrüppe, und meine Gefährten erlegten eine hübsche Anzahl. Ich bewahrte meine letzten Patronen als Freudenschüsse zur Ankunft am Flusse resp. der Lodka auf.

Gegen 4 Uhr hielt ich mit Martin Dzerwit und dem Zimmermann, der das erste Viergespann lenkte, an dem steil abfallenden Ufer; nach einigem Umhersuchen wurde auch die Lodka mit den zurückgebliebenen Leuten und Vorräthen glücklich gefunden, und eine kurze Zeit der Erholung begann. Und diese Ruhe war uns wahrlich zu gönnen, denn nicht ohne Befriedigung durften wir auf die letzten Wochen zurückblicken. Waren wir doch die ersten Deutschen, unser „Bismarck“ die erste Lodka, welche hier einen bisher so gut als unbekannten Fluß aufwärts gegangen und in ein wissenschaftlich neues Gebiet eingedrungen war. Auf unserer vierzehntägigen Wanderung nach der Podarata hatten wir hinwärts (nach dem Kilometermesser des Grafen Waldburg) 70, auf dem Rückwege an 120 Kilometer fast ausschließlich zu Fuß zurückgelegt und zwar auf ungebahntem Pfade über die Tundra, und man muß wissen, was dies heißen will. Konnten die wissenschaftlichen Ergebnisse auch nur unbedeutend sein, so werden die gemachten Sammlungen immerhin einen Beitrag zur Fauna und Flora des nordwestlichen Asiens zu liefern im Stande sein, wir werden manche Nachrichten

über Geologie, Vegetation und die Völkerschaften geben können. Auch in praktischer Hinsicht dürfte unsere Reise nicht ganz nutzlos sein. Wir alle sind überzeugt, daß das in Petersburg geträumte Project einer Canalanlage zwischen Schtschutschja und Podarata, um so den Ob mit der Karischen Bay zu verbinden, schon der Terrainschwierigkeiten halber einfach unausführbar ist und ein- für allemal zu den Todten gelegt werden kann. Man denke allein an die Schwierigkeiten, welche der gefrorene Boden verursachen müßte. Fanden wir doch hier bei kaum 5 Fuß Tiefe den reinen Sand bereits zu Eis gefroren und das Thermometer zeigte bei $10\frac{1}{2}^{0}$ Lufttemperatur und ruhiger Luft nur $\frac{1}{4}^{0}$ über Null. Auf der Tundra schien uns ein mühsam ausgekratztes Loch bei kaum mehr als Fußtiefe schon gefrorenen Boden zu zeigen. Die Russen fanden bei $\frac{1}{2}$ Arschin (etwas mehr als 1 Fuß) ebenfalls gefrorene Erde.

Als wir am Morgen des 12. August erwachten, lag eine zweite Lodka neben der unsern. Es war die der Orlow'schen Expedition, geführt von einem Ostjak und zwei Kosacken, welche den Auftrag hatten, bis zum 27. August n. St. hier zu warten, bis wohin die Herren zurück zu sein hofften. Wir erfuhren durch die Leute, daß die russische Expedition unbedeutend höher als wir Halt machen mußte, da Stromschnellen unüberwindliche Hindernisse entgegen stellten [1]."

In den ersten Stunden des 13. August traten sie die Thalfahrt an und erreichten bei günstigem Winde schon gegen Abend die Gabelung des Flusses, wo sie am 20. Juli gelagert hatten. Die von ihnen damals errichteten Pfähle zum Messen des Wassers zeigten, daß der Fluß seitdem mindestens drei Fuß gefallen war; große Sandbänke hatten sich gebildet, und Flußarme waren zu todten Wassern geworden oder theilweise ganz trockengelegt. Sie gingen diesmal den rechten Arm, ostjakisch Sort jochan jochert, samojedinisch Pereja janderiti genannt, hinab, welcher, obwohl der schwächere, der nähere Weg ist. Die Uferdickichte, jetzt schon baumartige Weiden und Erlen, hier und da mit stattlichen hohen Lärchen untermischt, bergen ein reicheres Thierleben. Zahlreiche Reiher und Bachstelzen beleben den Strand; in den Dickichten finden sich der Zwergammer (Emberiza junilla), der Weidenlaubvogel (Phyllopneuste trochilus) wieder, Nebelkrähen und Elstern lassen sich sehen. Sie alle führen flügge, vermauserte Junge, und nur Enten und Schwanenmütter sind noch ängstlich um ihre Dunenjungen besorgt. Mit dem Sonnenschein des 14. August haben sich auch Mücken wieder eingestellt, allerdings minder in Zahl, aber um so zudringlicher und ungestümer.

Am Vormittage des 15. erreichten sie Haljatur, die erste russische Fischereiniederlassung am kleinen Ob, wo sie das erste Mal am 17. Juli gewesen waren. In Pratotschka, der zweiten Niederlassung, wurde übernachtet; dort wie überall wurden sie mit großer Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit aufgenommen und mit frischem Brot, Milch und einem Ueberfluß an Fischen beschenkt. Am Nachmittage des 18. mußten sie wegen heftigen Gegenwindes an dem Platze Jotloch, welcher aus zwei russischen Niederlassungen und mehreren Dschums besteht, liegen bleiben und wurden von dem ostjakischen Starschina (Gemeindeältesten) Jorka Mamrun begrüßt. Es gelang Dr. Finsch, von diesem verständigen Manne, der aus fürstlichem Geblüte und noch Heide war, Nachrichten über sein Volk einzuziehen. „Unbekannt mit Lesen, Schreiben und der russischen Sprache, begriff er, als offener Kopf, die Zwecke unserer Reise vollkommen, und theilte uns nicht allein über Sitten und Gebräuche Alles mit, was er wußte, sondern hielt auch in Glaubenssachen nicht zurück. Nach dem oft erlogenen und halbblödsinnigen Geschwätz, welches wir bisher meist von Russen und anderen gehört hatten, konnte uns dies nur äußerst erwünscht sein. So schwer es auch ist, von einem allerdings begabten Volke, welches aber die gewöhnlichsten Dinge nicht kennt, z. B. kein Jahr, noch Monate oder Tage zu unterscheiden versteht, noch dazu durch die Uebertragung zweier Dolmetscher haarscharfe Antworten zu erhalten, so viel wurde uns Allen klar, daß Ostjaken und Samojeden im großen Ganzen Monotheisten sind, so gut wie wir. Sie glauben in erster Linie an einen guten Geist, Oort genannt, dem sie allerdings weder Allmacht, Allwissenheit, Allgüte, wie wir unserm Gotte, zuschreiben, von dem sie aber auch viel weniger, nicht Alles verlangen, wie die Christen. Oort ist ein guter Geist, der den Menschen überall zu helfen bemüht ist, und sie opfern ihm deshalb Gaben; aber er kann nicht immer retten. So ist er z. B. gegenüber der jetzt herrschenden Renseuche machtlos. Aber sie ist keine Strafe von ihm, um die Bosheit der Menschen zu züchtigen. Die kleinen Götzenbilder, von den Russen Scheitans (dem arabisch-türkisch-kirgisischen Scheïta, Teufel, entnommen) genannt, sollen meist das Bild des großen Oort darstellen, der, sofern noch andere besondere Götter ins Spiel kommen, doch das oberste Regiment führt. Daß neben dem guten Geiste und seinen ihm untergebenen auch böse existiren, die dem Menschen und seinen Werken zu schaden im Stande sind, ist eine nothwendige Consequenz, welche man den guten Naturkindern nicht übel nehmen wird.

Nach unserer kurzen Erfahrung wurde uns klar, daß der getaufte und ungetaufte Ostjak oder Samojede sich nur durch Aeußerlichkeiten und Formen unterscheiden. Der Ungetaufte trägt kein Kreuz am Halse, schlägt kein Kreuz', führt keinen Namen eines Heiligen und hat einen „Scheitan" im Dschum, der oft kaum schlechter und roher hergestellt ist, als der „Obras" (Heiligenbild) im Dschum des Getauften. Er opfert diesem Bildnisse Felle, Lappen und andere Dinge, während sein christlicher Stammesgenosse ein Licht vor das seine hinstellt oder es mit Weihrauchdunst anschwärzt. Das von den Ostjaken an ihrem großen siebentägigen Herbstfeste „Labatchatel jemungchatel labet chatel" zu Ehren Oorts verbrannte Pud Fischöl scheint mir in der Bedeutung eben so viel werth, als die Centner Wachs und Weihrauch, welche an christlichen Festen in die Luft wirbeln. Die mosaischen Gebote kennen die ungetauften Ostjaken ebenfalls; sie verabscheuen Mord, Diebstahl, Ehebruch und alle Todsünden, sind also moralische Menschen, und das ist jedenfalls ehrendes Zeugniß genug. Mamrun blieb bis spät in die Nacht bei uns, und war unverdrossen im Beantworten unserer Fragen über Schamanen, an die er selbst nicht glaubte, über den Lauf der Gestirne, der ihm nicht gänzlich unbekannt war, und tausend andere Dinge, aber wir mußten endlich aufhören. Da der Wind nachgelassen hatte, so konnten wir frühzeitig (19. August) aufbrechen und legten schon nach wenigen Stunden bei Wespogl oder Wespugl, einer Niederlassung

[1] Die Herren Wasiljew, Orlow und Matwjejew waren mit 7 bis 8 Renthierschlitten am 4. August nach der Podarata aufgebrochen und hatten sie an dem fernsten Punkte der Bremer Reisenden erreicht. Wasiljew ging mit einem Kosacken in zwei zusammengebundenen kleinen Böten den Fluß etwa 17 Werst weit hinab, gelangte aber wegen heftigen Windes und sehr schlechten Wetters (Schnee und Regen) nicht bis ins Meer, welches sehr seicht sein soll. Auf demselben Wege etwa kehrten sie zu der durch den anhaltenden Regen im Gebirge sehr gestiegenen Schtschutschja zurück, fuhren auf derselben ohne Schwierigkeiten zu Thal und langten am 31. August wieder wohlbehalten in Obdorsk an.

Auch Capitän Wiggins (s. „Globus" XXX, S. 128) besuchte im vorigen Jahre die Podarata-Bucht von der See aus, fand dort einen guten Hafen und verweilte daselbst mehrere Wochen. — Die Dahl'sche Expedition (s. oben S. 72) scheint wegen ihrer mangelhaften Ausrüstung und schlechten Mannschaft ziemlich Fiasco gemacht und wenig erreicht zu haben.

am linken Ufer des großen Ob, gegenüber Kniäski-Jurti, an. Es war uns gesagt worden, daß sich dort ein „balschoi Scheitan“, großes Götzenbild, finden sollte, und bald kam Dr. Brehm mit der Nachricht zurück, daß er es gefunden habe. Kaum hundert Schritt in dem die Niederlassung umgebenden aus schlanken Weiden bestehenden Wäldchen befand sich ein ganzer Götzenhain. An einem schlanken Stamme war ein mumienartiges langes Bündel in rothem Zeuge mit Bändern umwickelt befestigt, über diesem vier metallene Spielteller; zwei davon, anscheinend siranische Arbeit, mit roh getriebenen Figuren, von Jäger, Hund, Wolf, in der Mitte ein Ren, darunter die Jahreszahl 1832; die zwei anderen europäische Arbeiten mit den Bildern von Victoria und Albert und Oscar und Josephine, um den Rand das Alphabet. Neben diesem wunderlich geschmückten Stamme waren andere mit Säbeln, Gläsern, Säcken, Alles in Lappen eingebunden, verziert. Vor diesem anscheinend wichtigsten Theile des Hains standen an ein Gerüst gelehnt wohl 80 aus Baumstämmen gefertigte Götzenbilder, oft bis 4 Fuß und darüber lang, und am Kopfe mit einem rohgeschnitzten menschlichen Gesichte versehen. Manche waren zum Theil noch mit der Rinde bekleidet und viele schienen sehr lange hier gestanden zu haben, denn sie verfaulten bereits. Ich ließ Agram, einen unserer ostjakischen Ruderer, rufen, um von ihm an Ort und Stelle Aufklärung zu erhalten, wozu er ohne Zögern bereit war. Das mumienartige Bündel enthielt Opfergaben, dem großen „da oben thronenden“ Geiste Oort dargebracht, und auch die Säbel, ja die Götzenbilder selbst stellten solche vor, eine weitere Bedeutung hatten sie nicht. Es gelang mir daher nicht ohne zuviel Schwierigkeiten, die Eingeborenen zu überreden, daß sie mir vier der schönsten Exemplare schenkten und zwar ohne ein Entgelt an Schnaps. Hätte ich solchen besessen, ich hätte wahrscheinlich das ganze Götzenlager auf dem Halse gehabt und wäre in große Verlegenheit wegen des Transports gekommen, denn unsere zwei kleinen Boote würden nicht ausgereicht haben. Ein verschmitzter russischer Junge erzählte uns, daß das Gesehene übrigens nicht die Hauptsache sei. Das Innere des Waldes berge noch den eigentlichen Schatz, zu dem aber ein wahrer Irrpfad führe und den wir ohne Führer weder hin- noch zurückfinden würden. Er kannte die Stelle wohl, war aber selbst durch einen Rubel nicht zu bestechen, uns dieselbe zu zeigen, so sehr fürchtete er sich vor den in Aussicht stehenden Hieben. Wir mußten also ohne den Anblick dieses großen Götterschatzes von dem lieblich gelegenen Wespugl scheiden, waren aber nicht unzufrieden; nahmen wir doch, außer werthvollen Notizen, vier wirkliche kleine Götzen mit weg und zwar in ehrlicher Weise, denn anders als so würde es uns wohl überhaupt nicht möglich gewesen sein, sie zu erlangen. Um 2 Uhr gingen wir mit der Lodka weiter, auf der eine fröhliche Stimmung herrschte; brachte uns doch jeder Ruderschlag Obdorsk näher, wo die Mehrzahl unserer Leute Frau und Kinder überraschen konnte. Um $6^1/_2$ Uhr begrüßten uns die Thürme des Städtchens zum zweiten Male; diesmal nicht in der Klarheit der Sommerhelle des arktischen Kreises, trübe Wolken hingen in der Luft, welche grell gegen den vom Untergange der Sonne magisch beleuchteten Ural abstachen. Fröhlich und unter heiteren Liedern legten sich unsere Ruderer in die Riemen; bald bogen wir in den Polui ein, dessen Einmündung in den Ob wir auch diesmal nicht zu unterscheiden vermochten, und um 9 Uhr legten wir nach nur 34tägiger Abwesenheit an dem wohlbekannten Strande vor Anker.“

(Die später eingegangenen Berichte des längst wieder in der Heimath befindlichen Dr. Finsch [aus Samarowa vom 29. September, aus Perm vom 20. und vom Bord des Kama-Dampfers vom 23. October] schildern die Rückfahrt bis zum östlichen Endpunkt der russischen Eisenbahnen, Nischni Nowgorod.)

Aus allen Erdtheilen.

Aberglaube bei den österreichischen Serben.

Kitzelt jemanden die Nase, so bedeutet das, daß er sich ärgern wird. Kitzel auf der linken flachen Hand (slav. dlan) bedeutet, daß man Geld bekommen wird, Kitzel auf der rechten, daß man es ausgeben wird. Kitzel auf der Sohle bedeutet eine Reise. Saust jemandem das Ohr, so sagt man, daß er eine Nachricht erhalten wird und zwar von jener Seite, auf welcher ihm das Ohr gesaust hat. Erräth sein Nachbar, welches Ohr ihm saust, so wird die Nachricht, die er erhält, wahr sein. Kitzelt jemandem das linke Auge, so wird er sich freuen; Kitzel am rechten Auge aber bedeutet, daß der Betreffende weinen wird. Wer sich am Tage vor dem Weihnachtsabend schlägt, der wird Geschwüre bekommen.

Damit die Geburt beim Vieh leichter von Statten geht, wird das Mutterthier mit einer Weidenruthe geschlagen, die am Palmsonntag aus der Kirche nach Hause gebracht und hinter ein Heiligenbild gestellt wurde. Einige stellen diese Weidenruthe oben auf das Dach, damit der Blitz nicht in das Haus einschlage.

Der Sklavenhandel im obern Nilgebiet.

Unter den menschenfreundlichen Bestrebungen, welche der soeben unter der hochherzigen Initiative des Königs der Belgier gegründete internationale Verein zur Erschließung Afrikas auf seine Fahne geschrieben hat, erscheint mit Recht auch an hervorragender Stelle die Unterdrückung des Sklavenhandels. In einem solchen Zeitmoment berührt es um so schmerzlicher, das scheußliche Gewerbe in einem Gebiet, wo man es bereits für größtentheils vernichtet halten durfte, wieder aufblühen zu sehen. Die Berichte europäischer Reisender von 1870 und den nächstfolgenden Jahren melden von energischen Bestrebungen der ägyptischen Behörden, den Sklavenhandel auf dem Weißen Nil zu unterdrücken. Sir S. Baker's große Expedition hatte hauptsächlich sich die Zerstörung des Negerhandels zum Ziel gesetzt, und glaubte der Reisende dasselbe auch erreicht zu haben. Durch Verlegung des Wasserweges wurde der Export der lebenden Waare allerdings in früher unerhörtem Maßstabe auf die Straße nach Dar For geleitet.

Mit der Eroberung dieses Reiches, das so lange eine Zwingburg der Barbarei gewesen, glaubte man der Sache der Menschlichkeit auch hier den Sieg gesichert. Die übereinstimmenden Berichte der neuesten Reisenden zeigen leider, daß man auch hier wieder den Einfluß der löblichen Intentionen der ägyptischen Regierung auf die Behörden in entfernten Provinzen, die in den europäischen Humanitätsbestrebungen nur lästige Chicanen und Eingriffe in wohlerworbene Rechte erblicken, zu hoch veranschlagt hatte. Bekanntlich ist die Prügelstrafe in Aegypten gesetzlich abgeschafft; trotzdem

braucht man sich nicht weit von der Hauptstadt zu entfernen, um die landesübliche Bastonnade auf die Fußsohlen officiell anordnen und vollziehen zu sehen oder wenigstens zu hören; denn bei Annäherung eines anständig gekleideten Europäers pflegt man aus einem Rest von Schamgefühl mit der Mißhandlung inne zu halten. In entfernteren Provinzen legt man sich indeß auch hierin keinen Zwang auf. Genau ebenso steht es mit den Maßregeln zur Verhinderung des Sklavenhandels, in dem nicht nur der Mohammedaner kein Unrecht erblicken kann, sondern der auch bei den Negern selbst eine seit undenklichen Zeiten bestehende Institution darstellt. Allerdings steht der Negerhandel nirgends in höherer Blüthe, als da, wo die vordringende Handels- oder kriegerische Bewegung (beide pflegen dort Hand in Hand zu gehen) den Muselman in Berührung mit noch unerschlossenen Gebieten schwarzer Bevölkerung bringt. In Chartum wundert man sich, daß jetzt gar kein Kupfer und keine Glasperlen mehr, wie ehedem, zum Eintausch des Elfenbeins den Fluß hinauf gehen, und daß trotzdem letzterer Artikel in so großen Quantitäten herabkommt. Das Räthsel löst sich, wenn wir erfahren, daß das Elfenbein mit geraubten Rindern und mehr noch Sklaven bezahlt wird. Letztere werden von allen Häuptlingen, oft aus zweiter und dritter Hand eingetauscht, auf Lager gehalten und oft auch an die arabischen Händler von der Ostküste abgesetzt, welche letzteren sich auch ohne Annahme von Elfenbein für ihre Waare bezahlt machen können.

So hat die Erschließung der Handelswege nach Osten und Norden die traurige Folge gehabt, daß alle eingeborenen Stämme Sklaven begehren und an Zahlungsstatt annehmen. Wir constatiren ausdrücklich, daß dieser schändliche Verkehr unter den Augen der ägyptischen Behörden stattfindet, und berufen uns dafür auf das Zeugniß des leider so früh verstorbenen L. Lucas, dem man wohl auch als unwillkommenen Zeugen der von ihm verabscheuten „atrocities" nach Kräften Hindernisse in den Weg gelegt haben mag.

* * *

— Die Marmorbrüche auf der Insel Paros waren bisher von dem modernen Griechenland weniger ausgebeutet worden, als von dem alten, welches viele seiner bedeutendsten Sculpturen aus demselben fertigte. Seit den vierziger Jahren war zwar in den Brüchen am Eliasberge wieder gearbeitet worden; doch war dies nur mit geringen Mitteln und in geringer Ausdehnung geschehen. Wie jetzt aus Athen berichtet wird, hat sich eine Gesellschaft von Griechen und Engländern gebildet, welche den Betrieb der großen Marmorbrüche übernehmen und in rationeller Weise führen wird. Die Brüche sollen durch einen Schienenweg mit dem Hafen verbunden werden, wobei eine aus dem Alterthume stammende Straße großentheils neue Benutzung finden wird.

— In der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg hielt am 20. December der Ingenieur Muschketow einen Vortrag über den Thian-schan, welches Gebirge der Redner durch zweijährigen Aufenthalt daselbst genau kennen gelernt hatte. Die interessante Frage, ob der Thianschan, wie die Chinesen und nach ihnen Humboldt und andere Forscher annahmen, ausgebreitete Herde vulcanischer Thätigkeit enthalte, glaubte der Redner entschieden verneinen zu können. Nach seinen Beobachtungen lassen sich die vermeintlichen vulcanischen Erscheinungen des Gebirges auf brennende Kohlenlager zurückführen, die in jenem Berggebiete vielfach auftreten. Nur über die vulcanischen Eigenschaften des Peschan am Südabhange des Thianschan bleibt noch nähere Aufklärung abzuwarten [1]). Die Frage, ob eine frühere Eiszeit ähnlicher Art wie in Nordeuropa durch ausreichende Spuren im Thian-schan nachzuweisen sei, kann nach Herrn Muschketow's Ausführungen noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Auch der Vicepräsident der Geographischen Gesellschaft, Herr Semjonow, sprach die Ansicht aus, daß weitere Untersuchungen nöthig seien, um die Frage ihrer Lösung entgegenzuführen. — Die neueste russische Expedition nach dem Alai-Gebirge bringt reiche naturwissenschaftliche Schätze heim. Die höchsten von der Expedition gemessenen Punkte des Alai sind 15,500 und 14,500 Fuß hoch. Die Aufnahmen des Obersten Lebedew umfassen 3700 Quadratwerst.

— Herr Poljakow, Conservator am Petersburger Museum, welcher im vorigen Jahre im Auftrage der russischen Akademie den Ob und den Irtysch behufs ichthyologischer Forschungen bereiste, theilt folgende Einzelheiten mit, welche das bekannte Baer'sche Gesetz über die Ablenkung nordsüdlich oder südnördlich fließender Ströme bestätigen. Der Irtysch, dessen Bett in lockeres Depositum eingeschnitten ist, unterwühlt beständig sein rechtes Ufer, da er, auf der nördlichen Hemisphäre von Süden nach Norden fließend, aus Gebieten von schnellerer Erddrehung in solche von geringerer Drehung gelangt und so der in höheren Breiten herrschenden Erdbewegung voraneilen, d. h. nach Osten oder rechts hin abgelenkt werden muß. In jedem Frühling wird dergestalt ein Uferstreifen von 30 bis 50 Fuß Breite vom Wasser zerstört, und mitunter fällt plötzlich selbst eine Erdmasse von 70 bis 140 Fuß Breite und über 400 Fuß Länge in den Strom. Dadurch wird der Lauf desselben für kurze Zeit gestaut und stromauf und stromab fluthet eine mächtige Woge, welche auf mehrere Meilen hin die an der Arbeit befindlichen Fischerboote zerstört. Hinterdrein finden sich am Strande große Mengen todter Fische, welche in dem schlammigen Wasser erstickten. Da diese Zerstörung des rechten Ufers stetig fortschreitet, so rücken gleichzeitig auch die Ortschaften langsam mit gegen Osten, und Demiansk z. B. ist in den letzten 240 Jahren etwa eine engl. Meile weit fortgewandert. Am linken Ufer dehnt sich flaches, mit Tümpeln und Sümpfen bedecktes Land, das alljährlich überschwemmt wird, aus, während das rechte Ufer bis zu einer Höhe von 70 bis 150 Fuß steil aufsteigt. Dieselben Erscheinungen finden sich am Ob, wo die Berge von Bjelogorje, etwas unterhalb der Einmündung des Irtysch, den Hauptflußlauf jetzt zur Rechten haben, während er früher links von ihnen lag, und jetzt dort nur noch ein Nebenarm fließt. Solche alten Stromarme bilden auf dem linken flachen Ufer des Ob eine Reihe langgestreckter Teiche und Canäle, welche mit dem Hauptstromlaufe durch ein wirres Netz kleinerer Wasseradern in Verbindung stehen.

— Prschewalski verließ bekanntlich (s. Globus XXX, S. 288) am 11. August 1876 Kuldscha, um zunächst in langsamen Märschen, damit er den Charakter des Thian-schan besser studiren und mit den Gebirgen von Kan-su vergleichen könnte, Karaschar in Ostturkestan zu erreichen. Eine zweite Nachricht von ihm vom 25. October lief per Telegramm über Wjernoje an die Russ. Geogr. Gesellschaft ein; sie lautet: „Nachdem ich am 14. October den Thian-schan überschritten, befinde ich mich 15 Werst von Karaschar. Unterwegs keine Bevölkerung getroffen. Absolute Höhe des Juldus-Plateaus etwa 7000'. N. Prschewalski."

[1]) Ueber die unanfechtbare Auffindung eines erloschenen Vulcans am Südabhange des Thian-schan durch den verstorbenen Dr. F. Stoliczka s. „Globus" XXVI, S. 220. Red.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

I[1]).

Der kaiserliche Palast in Peking.

Wenn heute Jemand von dem chinesischen Kaiser und seinem Palaste erzählt, so vermag er das Meiste nur aus Hörensagen vorzubringen; von eigenem Schauen ist da selten die Rede. Denn beide Dinge, Kaiser wie Palast, sind mit wenigen Ausnahmen gleich unzugänglich. Die erste dieser Ausnahmen in neuerer Zeit ereignete sich am 29. Juni 1873, und seitdem sind es im Ganzen dreizehn Personen, ausschließlich Gesandte mit ihren Dolmetschern, gewesen, denen es vergönnt war, dem Sohne des Himmels ein oder zwei Male auf die Dauer von fünf bis sieben Minuten gegenüberzustehen. Alles im Allem gerechnet hat der chinesische Hof seit den fünfzehn, sechszehn Jahren, seit welchen er zu den auswärtigen Mächten regelmäßige Beziehungen unterhält, für die Vertreter derselben noch keine volle Stunde von seiner kostbaren Zeit erübrigen können. Ebenso unnahbar ist der Palast, welchen ein einziger Mann, der Kaiser, mit einer derartigen Menge von Frauen bewohnt, daß zu ihrer Bewachung fünf bis sechs Tausend Eunuchen erforderlich scheinen. Was man deshalb von dem Innern dieses Heiligthums weiß, sind lediglich Erkundigungen und Nachrichten, welche man einzelnen Verschnittenen verdankt. Wie schon früher erwähnt wurde, liegt in der Mitte der Mandschu- oder Tatarenstadt, der nördlichen Hälfte Pekings, die sogenannte „gelbe“ oder „kaiserliche Stadt“, welche ihrerseits wieder die unnahbare „verbotene Stadt“, d. h. den kaiserlichen Palast (besser gesagt, die Paläste), umschließt. Derselbe hat sein Hauptthor, das „der großen Reinheit“, im Süden dem Thore Tsien-men (s. Band XXX, S. 179) gegenüber; nur vor dem Herrscher oder den Kaiserinnen öffnen sich seine drei Flügelthore. Davor liegt ein großer mit Ziegeln gepflasterter und von einer Pallisadenmauer umgebener Platz, auf welchem rechts und links (westlich und östlich) zwei lange Gebäude stehen, welche einst verschiedenen amtlichen Zwecken dienten und jetzt in Läden umgewandelt sind.

Einst machte die gelbe Stadt gleichfalls einen Theil des Palastviertels aus und wurde nur von kaiserlichen Beamten und von Hofbehörden bewohnt, in Folge dessen die dortigen Häuser sich durch Schönheit und besonders durch monumentalere Thore auszeichnen. Aber schon die vorletzte Dynastie gab diesen Stadttheil dem öffentlichen Verkehre frei und behielt sich nur im Süden einen Theil davon zu einem mächtigen Hofe vor, zu welchem man eben durch das „Thor der großen Reinheit“ gelangt. Diesen Hof umgiebt im Süden, Osten und Westen dieselbe Art Mauer, wie sie die gelbe Stadt besitzt: aus Ziegeln erbaut, mit rothem Bewurfe und oben mit gelb emaillirten Fayenceziegeln gedeckt. Nördlich von diesem Hofe läuft der Wassergraben, welcher im Nordwesten der Stadt bei dem bekannten Sommerpalaste entspringt und einerseits die Stadtgräben rings um Peking füllt, andererseits die ganze Mandschu-, die gelbe und kaiserliche Stadt durchzieht, indem er sich mehrfach zu seeartigen Tei-

[1]) Siehe den Anfang dieser Schilderungen in Bd. XXX, S. 129, 145, 161, 177, 193, 209.

Der See und die Gärten des kaiserlichen Palastes in Peking. (Nach einer Photographie.)

chen erweitert. Sieben Marmorbrücken, die „Brücken der Goldenen Woge“, führen über diesen Theil des Grabens, und zwar entsprechen fünf davon ebensoviel Eingängen eines kolossalen Thores, welches ein großer zweistöckiger Pavillon überragt. Dieses Thor (Tien-ngan-men oder Thor der himmlischen Ruhe) führt in einen zweiten Hof, den nördlich ein gleiches Thor, das „des Ursprungs“, abschließt, während sich zur Rechten und Linken (d. h. östlich und westlich) je ein großer Tempel inmitten von Gartenanlagen erhebt. Der östliche ist den Vorfahren der jetzigen Dynastie geweiht und mißt nicht weniger als 972 Meter im Umfang; es ist ein wahrer Palast mit mehreren großen, reich bemalten und vergoldeten Sälen, deren einer die nach Süden gerichteten Tafeln birgt, auf denen in Goldschrift die Namen und die nach dem Tode verliehenen Titel der verstorbenen Kaiser und Kaiserinnen bis hinauf zu dem Urgroßvater des Herrschers prangen. Die Tafeln der weiter zurückreichenden Grade sind bei Seite gestellt. Der Tempel hat zwei Seitenflügel; im östlichen wird den Prinzen geopfert, im westlichen den um den Staat verdienten Leuten. Zu diesen bei Tagesanbruch stattfindenden Opfern werden die Prinzen und hohen Würdenträger eingeladen. Ist das Opfer vollendet, so müssen die Anwesenden vom Opfermahle, das aus gekochtem Specke besteht, essen, so unangenehm auch diese Speise so früh am Morgen ist. Wehe demjenigen, welcher da nicht ordentlich zulangt; denn daraus würde der Kaiser schließen, daß der Betreffende kein gutes Gewissen hat, während er die starken Esser lobt und belohnt. — Findet bei Hofe ein erfreuliches Ereigniß, wie eine Geburt oder eine Hochzeit, statt, so beauftragt der Kaiser einen hohen Beamten, dasselbe in diesem Tempel Himmel und Erde anzuzeigen; und zwar geschieht dies von dem Pavillon des Thores der himmlischen Ruhe herab. Von herzuströmendem Volke ist dabei keine Rede; man stellt nur der Form halber eine Deputation aller Stände zusammen, welche auf dem Vorplatze niederkniet. In einem Fenster jenes Pavillons steht ein goldener Phönix mit ausgebreiteten Flügeln; von seinem Schnabel hängt an Fäden von fünf verschiedenen Farben eine silberne Wolke herab, welche den Papierstreifen mit der kaiserlichen Kundmachung trägt. Ein hoher Beamter wirft sich auf die Knie, empfängt die himmlische Botschaft und liest sie der Versammlung unten vor, welche auf Commando sich verbeugt und niederwirft. Darauf wandert die Kundmachung in das Ministerium für den Ritus und weiter in das Archiv.

Moschee der rothmützigen Mohammedaner beim Pekinger Palaste. (Nach einer Photographie.)

Dem oben beschriebenen Tempel steht westlich ein noch größerer von 2680 Fuß Umfang gegenüber, welcher den Erd- und Himmelsgeistern Sche und Tsi geweiht ist. Er umschließt einen Altar, der aus zwei über einander liegenden Marmorquadern von je 5 Fuß Höhe gebildet wird. Der Fußboden ringsherum besteht aus gestampfter Erde von fünf verschiedenen Farben, wodurch symbolisch die verschiedenen Himmelsrichtungen angedeutet werden. Ebenso ist die innere Umfassungsmauer mit Ziegeln von fünf verschiedenen Farben bekleidet: Grün zeigt den Westen an, Weiß den Osten, Schwarz den Norden, Roth den Süden und Gelb den Mittelpunkt der Welt. Alles bisher Beschriebene nimmt kaum den

dritten Theil der „verbotenen Stadt“ ein, trotzdem wir uns noch gar nicht im eigentlichen Palaste befinden, sondern erst an dem Thore des Ursprungs, durch welches wieder fünf Durchgänge führen. Nun folgt von Süden nach Norden (dieselbe Richtung, welche wir in der Beschreibung inne gehalten haben) eine Reihe von neun Höfen, deren jeder im Durchschnitte so groß ist, wie der im Louvre zu Paris. Sie sind mit Ziegeln gepflastert, haben in der Mitte einen steinernen Gang, den nur der Kaiser betreten darf, und bilden mit den sie einschließenden Gebäuden das Centrum oder

Flickschuster. (Nach einer Photographie.)

die Mittellinie der Palaststadt. Damit laufen östlich und westlich zwei andere Reihen von Höfen und Gebäuden parallel, wo die Kaiserinnen, die Nebenfrauen, die Dienerinnen und Eunuchen wohnen. Nördlich von der Mittellinie des Palastes liegt der weithin sichtbare sogenannte Kohlenberg (Mei-schan) mit seinen buntfarbigen, in der Sonne glitzernden Kiosken. Westlich von dem ganzen Gebäudecomplexe des Palastes dehnt sich der schon erwähnte See aus, über welchen eine schöne Marmorbrücke führt, und dessen Ufer von grünen Büschen und Anlagen, von Lusthäusern,

Fruchthändler. (Nach einer Photographie.)

Pagoden und anderm Palastzubehör bedeckt sind. In einem dieser Gebäude, Tse-kwang-ko (Pavillon des purpurnen Glanzes), empfing der Kaiser zum ersten Male das diplomatische Corps, wie auch für gewöhnlich die Gesandten der Vasallenstaaten.

Eines der prächtigsten Gebäude in dem ganzen Complexe ist der „Palast der höchsten Eintracht“, der für wichtige Feierlichkeiten und Staatsactionen bestimmt ist. Sein Fundament allein ist zwanzig Fuß hoch, das ganze Gebäude hundert und zehn; auf der Längsseite hat es elf, der Breite

nach fünf Säulenweiten. Weiße Marmorgeländer umgeben die große Terrasse, welche vor dem Audienzsaale liegt. Hinauf führen fünf Treppen, jede in drei doppelten Absätzen, auf denen achtzehn Dreifüße, zwei große Schildkrötenschalen und zwei Ibis, alles von Bronze und zum Verbrennen von Weihrauch bestimmt, sowie zwei Quadranten stehen, die auf bronzenen Drachen ruhen. Dort ist auch der Platz, wo die Militär- und Civilbeamten die Ceremonie des Kniebeugens verrichten, zu welchem Behufe eine Art bronzener Piedestale in Form von kleinen Hügeln reihenweise angebracht ist, auf welchem man den Rang des Betreffenden (es sind im Ganzen neun Rangstufen) eingegraben hat. Oestlich von dem kaiserlichen Pfade in der Mitte ist der Platz für die Civilbeamten, westlich davon für die Kriegsmandarinen, und jede solche Reihe hat Raum für zehn Personen. Dort empfing im achtzehnten Jahrhunderte Kaiser Kang-hi die Gesandtschaften des Westens. Dort ließ auch in neuerer Zeit Kaiser Tao-kwang einen mohammedanischen Fürsten, welcher Dsungarien vom chinesischen Joche zu befreien versucht hatte, martervoll hinrichten. Milder und menschlicher hatte sich im achtzehnten Jahrhundert Kaiser Kien-long bei der Eroberung desselben Landes benommen. Denn er wies der gefangenen Herrscherfamilie nebst ihrem zahlreichen Gefolge ein eigens erbautes Quartier westlich vom Palaste an und ließ ihr sogar auf die Bitte einer der mohammedanischen Prinzessinnen, die er zu seiner Favoritin erhoben hatte, eine sehr schöne Moschee errichten, welche noch heute vorhanden ist, aber schon längst nicht mehr benutzt wird. Auf einer Marmorsäule ist dort in chinesischen, tatarischen und türkischen (dschagataïschen) Schriftzeichen ein von Kien-long verfaßtes Lob des

Verkäufer von Süßigkeiten. (Nach einer Photographie.)

Spielwaarenhändler. (Nach einer Photographie.)

Islam eingegraben, und auf den marmornen Thürbogen stehen Koranverse. Dieser sogenannten „Moschee der rothmützigen Mohammedaner" gegenüber erhebt sich auf der Umfassungsmauer des Palastes ein reizender Kiosk, von wo jene Prinzessin den in der Moschee gesprochenen Gebeten anwohnen konnte.

Weiter gegen Norden liegt der Palast der mittlern Eintracht, wo die genealogischen Tafeln der kaiserlichen Familie aufbewahrt werden, und wo der Kaiser mitunter die geschriebenen Opfergebete, das Getreide und die Geräthe für die von ihm zu vollbringende Ceremonie des Pflügens inspicirt. Dann folgt der Palast der schützenden Eintracht, dann ein geräumiger Hof, aus welchem eine Treppe von 25 Marmorstufen auf eine Platform führt. Darauf stehen drei Gebäude, deren mittelstes, ein viereckiger Pavillon, auf dem Dache eine vergoldete Kugel trägt. Darin steht auf einer sechs Fuß hohen Bühne der kaiserliche Thron. Die Bühne bedeckt ein tibetischer Teppich, der mit Silber besetzt ist und auf Goldgrund Muster in persischem Stile zeigt; rings um die Bühne herum läuft ein geschnitztes und vergoldetes Geländer. Hinter dem Throne hängt eine gelbseidene Tapete herab und zur Seite stehen Blumenvasen und Räucherbecken von émail cloisonné. Ebendaselbst werden auch die umfangreichen Instrumente des „Orchesters der Thronterrasse" aufbewahrt, welches nur im Palais selbst spielt, während ein zweites Orchester, das „der Symphonien des Kaisers Schun", den Kaiser begleitet, wenn er den Palast verläßt. Letzteres spielt Stücke, welche unter Kaiser Schun 2227

Jahre vor Christi Geburt componirt worden sind. Eine dritte Musikbande, deren Mitglieder, wie die der beiden anderen, Verschnittene sind, ist für die Kaiserinnen bestimmt.

Nördlich von diesem Saale sieht man das Thor, durch welches der Kaiser seine eigentliche Wohnung betritt — alle bisher durchwanderten Gebäude sind nur für feierliche Anlässe bestimmt. Rechts und links von den drei Eintrachtspalästen liegt eine Reihe von Gebäuden, unter denen zuerst östlich der Pavillon des großen Staatsrathes hervorzuheben ist. Letzterer besteht bekanntlich aus vier Mitgliedern und zwei Beigeordneten, zur Hälfte Mandschu, zur Hälfte Chinesen. Täglich gesellt sich zu diesem großen Staatsrathe der aus sechs Personen bestehende Geheime Rath und die sechs Minister der Riten, der Finanzen, des Krieges, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten und der persönliche Minister. Prinz Kung (s. Bd. XXX, S. 197) vertritt als Präsident die auswärtigen Angelegenheiten. Schon um vier Uhr Morgens, Sommer wie Winter, versammeln sich diese hohen Beamten in jenem Pavillon, dem Nei-ko, und bringen die dem Kaiser zu unterbreitenden Acten in Ordnung. Letzterer muß stets an der Berathung Theil nehmen, selbst wenn er noch minorenn ist, wie dies bei dem unlängst verstorbenen Kaiser der Fall war. Derselbe saß mit den beiden Kaiserinnen-Wittwen hinter einer feinen Bambuswand, welche ihnen erlaubte zu sehen ohne gesehen zu werden, und an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Die Beamten hocken dabei auf Teppichen, den Kopf bloß und den Hut vor sich auf der Erde.

Dieser Theil des Palastes ist übrigens ebenso belebt, wie die früher erwähnten todt und einsam. Auf dem Wege dorthin, welcher durch das östliche Blumenthor führt, drängen sich allerlei Beamte, Leibwachen, Boten und Läufer, die kommen und gehen. Vor dem Thore, auf welchem sich eine große Caserne erhebt, liegt ein Hof, den ein zinnoberroth angestrichenes Holzgitter einfaßt. Von drei Uhr in der Frühe an halten dort die Wagen der höchsten Würdenträger und der Beamten ihres Gefolges, welche von dort an zu Fuße gehen müssen mit Ausnahme weniger hochverdienter Männer, welche kraft eines besondern Decrets die hohe Gunst erhielten, zu Pferde, oder wenn hochbetagt, gar in einer Sänfte oder einem kleinen Wagen von bestimmter Form jenes Thor passiren zu dürfen. Vor demselben wird Markt abgehalten; die wartende Dienerschaar mit ihren Bedürfnissen lockt allerlei Händler herbei, welche von Tagesanbruch an die Luft mit ihrem Geschrei und Ausrufen erfüllen. Da sitzt ein wandernder Flickschuster und näht seine Lederstückchen in Gestalt von Herzen, Kreuzen und dergleichen auf die zerrissenen Schuhe oder bessert das Pferdegeschirr an den Wagen der Staatsräthe aus. Weiterhin schiebt ein Fruchthändler seine einräderige Karre, die mit köstlichen Pfirsichen, mäßig guten Pflaumen und prachtvollen rothen, gelben und weißen Melonen beladen ist. Ein Verkäufer von Süßigkeiten lenkt durch Schläge auf eine Art flacher Trommel die Aufmerksamkeit auf seine getrockneten Aprikosen, eingemachten Aepfel, candirten Früchte, Bonbons u. s. w.; ein anderer schreit kleine, warme Brötchen, zu zwei Sapeken das Stück, aus, während ein Spielsachenhändler mechanisch auf ein kleines kupfernes Gong paukt und seine Wägelchen, Puppen, seidenen Schmetterlinge und dergleichen ausbietet. Alles das schreit und tummelt sich zwischen den an- und abfahrenden Wagen und den sie begleitenden Reitern in dicken Staubwolken herum und bildet den schroffsten Gegensatz zu der Ruhe und Stille auf der andern innern Seite des Thores. Die wachehaltenden Eunuchen scheinen nur eine Weisung zu haben, und zwar die, keinen Unberufenen einpassiren zu lassen, und für alles Uebrige blind zu sein. So sieht man mit Erstaunen, wie die niederen Beamten und Diener ungescheut die rothe Umfassungsmauer des geheiligten Bezirkes aufs Aergste beschmutzen und die unvermeidlichen Bettler sich mit den Hunden um den Straßenabfall herumzanken.

Doch zurück zum Palaste. Hinter dem für die Sitzungen des Staatsrathes bestimmten Gebäude liegt der „Pavillon der literarischen Blüthen", wohin sich der Kaiser einmal jährlich begiebt, um die heiligen Bücher auszulegen. Dahinter liegt der Tschuan-sin-tiën, wo dem Confucius und anderen großen Weisen geopfert wird, und ihm gegenüber die kaiserliche Bibliothek, deren Prachtausgaben jetzt freilich von Eunuchen und Unterbeamten gestohlen und verkauft und durch gewöhnliche Exemplare ersetzt worden sind. Darunter befand sich auch ein wundervolles Exemplar des Se-ku-tsuanschu, jener riesigen Encyclopädie, welche alle literarischen Schätze aller kaiserlichen Bibliotheken in sich begriff. Sie zählt jetzt 78,738 Bände, ist aber noch unvollendet. Man begann 1773 mit ihrer Bearbeitung und projectirte sie auf 160,000 Bände; auch jetzt noch wird daran gearbeitet, aber so langsam, daß der Fortschritt fast unmerklich ist. Neben den Geistesschätzen ist der Platz für die Leibesübungen des Kaisers, eine Art Hippodrom, wo er reitet und den Bogen spannt. Dort, an der östlichen Mauer, liegt auch das Bureau der kaiserlichen Historiographen und die Wache der dienstthuenden Großen, die Tag und Nacht auf den Beinen sind und deren acht den reisenden Kaiser zu Pferde begleiten. Außer ihnen giebt es noch eine zweite Wache von sechs Prinzen von Geblüt, die abwechselnd je vierundzwanzig Stunden in einem Belvedere an der Nordostecke des Palastes Wache halten.

Diesen Gebäuden gegenüber, auf der Westseite der „verbotenen Stadt", liegt der Wu-inj-tiën, wo die Platten zum Bücherdruck aufbewahrt werden oder wurden. Die kupfernen wurden 1840 zu Münzzwecken eingeschmolzen; die hölzernen waren von Ratten und Würmern zerfressen, was den mit der Aufsicht betrauten Personen schlimm hätte bekommen können, wenn nicht, wie das auch ab und zu im Finanzministerium der Fall zu sein pflegt, rechtzeitig ein rettendes Feuer ausgebrochen wäre.

Zum Schlusse sei noch die Schneiderwerkstätte erwähnt, die nicht weit von der Bibliothek entfernt liegt. Dort werden die Gewänder für den Kaiser gefertigt, und das nach einem Schnitte, der bei der Thronbesteigung der Mandschu-Dynastie festgestellt und seitdem nicht geändert worden ist.

Kelten und Galater.

Von **J. Mestorf.**

Die Keltenfrage gehört zu denjenigen, welche, obwohl sie die Gelehrten seit über 2000 Jahren beschäftigt, niemals eine befriedigende Lösung gefunden, vielmehr, seitdem sie zu einer wissenschaftlichen Streitfrage geworden, immer, nachdem sie zeitweilig geruht, mit demselben Eifer wieder aufgenommen und in Discussion gezogen wurde, wobei es oftmals

recht heiß und lebhaft herging. Daß dies auch gegenwärtig der Fall, ist bei dem herrschenden Interesse für anthropologische und archäologische Studien wohl begreiflich. Vielleicht war die Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Streit geführt wurde, der Erledigung desselben hinderlich; Einseitigkeit darf man der Behandlung der Frage indessen nicht zum Vorwurf machen. In der Versammlung der deutschen Anthropologen in München 1875 empfahl Prof. Ecker in launiger Weise, wenn man mit einem Fremden über die Kelten spräche, stets zu fragen: „Mit wem habe ich die Ehre zu reden? Sind Sie Philologe, Historiker, Archäologe oder gar Cranioloqe?" Denn die Kelten der Linguistik, der Archäologie, der Geschichte und der Craniologie seien wohl zu unterscheiden. Wir werden uns heute nur mit „den Kelten der Archäologie" beschäftigen, und zwar unter Anknüpfung an ein kürzlich erschienenes Buch des bekannten französischen Archäologen Alexander Bertrand, betitelt: Archéologie celtique et gauloise [1]). Als Director des Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye befindet sich Herr Bertrand in der glücklichen Lage, über ein reichhaltiges Material zu verfügen. Er verbindet außerdem mit einer großen Belesenheit eine auf Autopsie beruhende Kenntniß der bedeutendsten Alterthümersammlungen Europas, weshalb man, im Hinblick auf die große Wichtigkeit der Keltenfrage für die Geschichte Mitteleuropas, erwarten darf, daß die Ergebnisse der Bertrand'schen Forschungen von unseren Geschichts- und Alterthumsforschern nicht unbeachtet bleiben werden. Das Buch besteht aus einer Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen, von welchen einige vor mehr denn zehn Jahren geschrieben wurden, und da konnte es nicht ausbleiben, daß die Ansichten des Verfassers in Folge fortgesetzter Studien sich seitdem über diesen oder jenen Punkt geändert haben. Wo dies der Fall ist, findet man in angefügten mit Datum und Jahreszahl versehenen Noten kurze Berichtigungen, weshalb es sich bei flüchtigerem Lesen des dicken Bandes empfiehlt, diesen kleinen Noten besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Verfasser sondert sein Material in drei Abtheilungen: älteste Zeit, keltische Periode und gallische Periode. In der erstgenannten behandelt er die Steinzeit, zunächst die sogenannte paläolithische Zeit, repräsentirt durch eine Bevölkerung ohne Namen, welche sich nach seiner Ansicht nicht aus eigener Kraft zu einer höheren Cultur emporarbeitete, sondern von einer von Norden eindringenden überlegenen Cultur berührt ward, welche er die hyperboräische nennt. Charakteristisch für letztere sind die geschliffenen Steinwerkzeuge und jene megalithischen Denkmäler, welche unter dem Namen Dolmen, allées couvertes, Steinhäuser, Gangbauten, Riesenbetten u. s. w. von Südskandinavien längs der Westküste Europas südwärts ziehen bis nach Spanien und über die Straße von Gibraltar bis nach Afrika hinein. An ein Dolmenvolk (wie z. B. Bonstetten in seinem Essai sur les dolmens es zeichnet), d. h. ein Volk, das, von Skandinavien aus, den Meeresküsten folgend, südwärts zog und überall, wo es sich aufhielt, Spuren seiner Cultur hinterließ, glaubt Herr Bertrand nicht mehr mit der früheren Sicherheit, wohl aber an eine Culturströmung, welche, dem bezeichneten Wege folgend, auch das westliche Frankreich berührte und dort Wurzel faßte, — oder, wie er an einer anderen Stelle sich ausdrückt, an eine allgemeine gleichartige Cultur verschiedener Völkerstämme. Eine im Jahre 1875 vollendete Karte veranschaulicht die Verbreitung dieser vorgeschichtlichen Steindenkmäler in dem heutigen Frankreich. Das Gebiet derselben liegt westlich von einer Linie, die man von Brüssel abwärts bis an die Rhonemündung zieht, und wird im Süden durch die Garonne begrenzt. Sie folgen dem Laufe der Flüsse, von der Mündung aufwärts, doch sind sie sehr ungleich vertheilt. Während in einigen Districten deren nur einzelne vorkommen, findet man sie in anderen zu hunderten bei einander. An den alten Verkehrsstraßen längs der Seine, Saone und Rhone fehlen sie, wie sie überhaupt dem alten Keltendistrict zu Cäsar's Zeit fremd geblieben zu sein scheinen. Der Verfasser sieht hierin einen Beweis, daß die Dolmenbauer ein Volk anderer Abstammung und Cultur waren, welches neben den Kelten lebte, ohne sich deren höhere Bildung anzueignen.

Diese Abhandlung, betitelt Les Monuments dits celtiques, welche sechs Bogen umfaßt, mit zahlreichen Abbildungen von Grabdenkmälern der Steinzeit, wurde 1861 von der Académie des Inscriptions preisgekrönt. Sie hatte das große Verdienst, den damals noch herrschenden Irrthum zu beseitigen, daß jene kolossalen Steindenkmäler sämmtlich von der keltischen Bevölkerung herrührten, und bleibt als systematische Specialuntersuchung mustergültig. Der Ansicht, daß die sogenannte hyperboräische Cultur von Skandinavien ausgegangen sei, können wir freilich nicht beitreten. Es müßte dies geschehen sein, bevor sich in der nordischen Steinaltercultur die charakteristischen Typen ausgebildet hatten, welche sie heutzutage kennzeichnen, und auch die südwärts getragenen Elemente müßten später eine selbstständige Entwickelung erfahren haben, welche sich dem Charakter der älteren Steinzeit näher verwandt zeigt als der nordischen jüngern Periode. Wie der Verfasser über die Beziehungen der von der westlichen und nördlichen völlig verschiedenen östlichen Gruppe der Steingeräthe denkt, sagt er auch in der im Februar 1876 angefügten Note nicht.

Herr Bertrand gehört zu den Archäologen, welche keine reine Bronzezeit anerkennen. Nachdem er die skandinavischen Sammlungen studirt, hat er sich freilich genüßigt gesehen, dem Norden eine solche zuzusprechen, in Bezug auf Mittel- und Südeuropa aber hält er an seiner früheren Ansicht fest, die jedoch keineswegs von allen französischen Archäologen getheilt wird. Wir sehen vielmehr auch dort zwei sich ziemlich schroff gegenüberstehende Parteien, von welchen die eine dem ganzen Lande eine hinter der Kenntniß des Eisens zurückliegende Bronzecultur zuspricht, während die andere, an deren Spitze Herr Bertrand steht, nur im südöstlichen Gallien Spuren einer Cultur findet, in welcher zwar die Bronze vorherrschte, aber auch das Eisen schon bekannt war.

Die Ansicht des Verfassers über den Herd der Bronzeindustrie und ihren Weg nach Europa ist in Kürze folgende. Von dem östlichen und südlichen Ufer des Kaspischen Meeres bewegte sie sich langsam westwärts, die Länder des Kaukasus berührend, längs der Ost- und Nordküste des Pontus, über Thracien, und weiter die Donau und den Dniepr aufwärts in Europa eindringend: westlich bis an die Pyrenäen, nordwärts bis an die Ostsee, die kimbrische Halbinsel hinauf nach Südskandinavien. Wir hätten da eine Gabelung eines aus gemeinsamer Quelle sich ergießenden Stromes. Den südlichen Arm nennt der Verfasser die keltische, den nördlichen die hyperboräische Bronzecultur. Ohne es direct auszusprechen, scheint er eine Verwandtschaft beider anzunehmen. Den Namen hyperboräisch wählte er für den nördlichen Arm, weil die Alten die nicht scythischen Völker des Nordens so zu benennen pflegten. Die Länder, welche von dem nördlichen Strom berührt wurden, blieben im Besitz einer reinen Bronzecultur [1]), ohne Kenntniß des Eisens, wohingegen der

[1]) Archéologie celtique et gauloise. Mémoires et documents relatifs aux premiers temps de notre histoire nationale. Paris, Didier et Comp. 1876. XXXII u. 464 S. gr. 8. mit 10 lithographirten Tafeln und 80 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

[1]) Der Verfasser hebt an mehreren Orten hervor, daß auch im Norden mit dem Erscheinen der Bronze eine Umwälzung aller In-

südliche Strom schon bei seinem Eintreten in Europa Eisen mit sich führte.

Hier nähern sich die Ansichten Bertrand's und Lindenschmit's, welcher letztere gleichfalls in Mitteleuropa keine eigentliche Bronzezeit anerkennt. Prof. Lindenschmit aber spricht auch dem Norden eine solche ab, und sieht in den Bronzegeräthen die als Handelswaare nach dem Norden vertriebenen Producte einer etruskischen Metallindustrie, während Herr Bertrand den keltischen Völkerschaften eine eigene Metallindustrie zuspricht. Um 1500 v. Chr. hätten, nach Bertrand, diese Wanderungen von Osten nach Westen stattgefunden. Dacien hatte eine eigenartige Bronzecultur. Besaßen auch Griechenland, Italien und Gallien eine solche, was uns bis weiter wahrscheinlich dünkt, so mag sie dort von kürzerer Dauer gewesen sein. Dieses nachzuweisen ist die Aufgabe der Archäologen in den genannten Ländern.

In dem heutigen Frankreich waren die Wohndistricte der Kelten, d. h. der Repräsentanten der Bronzecultur, ziemlich eng begrenzt. Wir finden sie auf der Bertrand'schen Karte zwischen der Rhone und den Alpen, in der Provinz Narbonne und weiter westwärts bis an die Pyrenäen. Und weiter finden wir sie in Helvetien und in Oberitalien, wo sie sich bis ans adriatische Meer erstrecken. Die großen Gräberfelder Oberitaliens sind es, welche uns Aufschluß geben über die Cultur derer, die dort zur ewigen Ruhe gebettet wurden. Man hat diese Gräber keltisch, pelasgisch, umbrisch, voretruskisch, altitalisch benannt; jetzt pflegen die italischen Archäologen sie vorsichtig als „Nekropolen der ersten Eisenzeit“ zu bezeichnen, und nach den Resultaten neuerdings vollzogener Untersuchungen scheint es, als ob sich innerhalb derselben zwei Perioden erkennen lassen, welche sich nicht nur durch den Bau der Gräber und die Form der Thongefäße und Bronzen unterscheiden, sondern auch dadurch, daß in der jüngern neben einer größeren Mannigfaltigkeit der Formen auch mehr Eisen und unter den decorativen Elementen Glas, Bernstein und buntfarbige Glaspasten auftreten [1]).

Herr Bertrand schildert die Kelten als ein industrielles, ackerbautreibendes ruhiges Volk mit demokratischen Institutionen. Mit dem im Westen wohnenden Dolmenvolke hatten die im Rhonegebiet seßhaften Stämme keine Gemeinschaft, wie auch dieses seinerseits sich der neuen Cultur nicht zugänglich zeigte. Nach den Funden in den Dolmen scheint es indessen, daß einzelne, vielleicht die Häuptlinge, im Besitz einiger Bronzegeräthe oder Schmucksachen gewesen sind. Bevor aber die Scheidewand zwischen den aristokratisch sich absondernden Kelten und den nicht minder conservativen Dolmenbauern gefallen, waren neue Einwanderer ins Land gedrungen, kriegerische Horden, mit eisernen Waffen gerüstet, welche eine neue Aera heraufführten und, wiewohl von keltischer Race, sich doch von den älteren keltischen Bewohnern in allen Dingen unterschieden. Dies waren die Galli oder Galater.

Der Verfasser unterscheidet streng zwischen Kelten und Galatern. Wir werden auf dieses Hauptargument seines Buches näher eingehen. Die Dolmenerbauer hatten, wie bereits erwähnt, den Westen des Landes inne; die Kelten saßen im Süden, die gallischen Horden scheinen, wie später die Franken und Burgunder, durch die Jurapässe und Vogesen, vielleicht auch von Belgien aus eingedrungen zu sein und am linken Rheinufer, zwischen dem Rhein und den Vogesen, im Departement de la Marne und in der Côte d'or Posto gefaßt zu haben. Auch sie waren von Osten ausgegangen. Aus den Schluchten des Balkan und der Karpathen hatten sie sich räuberischen Horden gleich ergossen und theilweise an der Donau festgesetzt. Im fünften Jahrhundert gingen sie über die Alpen, wo sie die friedlich neben den Etruskern wohnenden Kelten mit sich fortrissen und vor Rom erschienen und weiter nach Griechenland zogen und als Söldner in Asien und Afrika kämpften. Es waren rauhe Gesellen, die sich in fester Waffengenossenschaft um einen Häuptling schaarten und von ihm in Zucht und Zaum gehalten wurden. Wo sie seßhaft waren, verbrannten sie nicht ihre Todten, wie es keltischer Brauch war, sondern sie bestatteten den gestorbenen Waffenbruder nach feststehendem Brauch. Ein Grab ist wie das andere. Neben dem Todten ruht sein eisernes Schlachtschwert, sein Speereisen, sein Messer, zuweilen auch sein Schild und oftmals irgend ein kostbares Beutestück. Das Grab des Häuptlings ist daran kenntlich, daß er auf seinem Streitwagen bestattet wurde, von dem man die Ueberreste findet. Rings um das Grab ist ein Graben gezogen und ein Hügel darüber aufgeschüttet. Das Schwert dieser Krieger ist wie Polybius das Schwert der Galater beschreibt: zweischneidig, lang, mit stumpfer Spitze und von weichem schlechten Eisen, welches sich bei jedem Hiebe biegt und gerade gezogen werden muß. Die kostbaren Beutestücke bestehen in schönen Gefäßen von Bronze (in seltenen Fällen von gemalter Terracotta) in einem Bronzehelm, einem Goldschmuck oder dergleichen Dingen, die man unschwer als italischen, griechischen oder orientalischen Ursprunges erkennt. Die Vase von Grächwyl, die Bronzegefäße vom Saargebiet, welche Lindenschmit in seinem classischen Werke, „die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, veröffentlicht, die gemalten Terracotten von Bodenbach und Somme-Bionne werden als solche von Bertrand erklärt.

Diese gallischen Bewohner des östlichen Frankreichs sind den Donau-Galliern viel ähnlicher als den cisalpinischen. Auch die Gallier Cäsar's sind von ihnen verschieden, sind jüngere Nachkommen. Nicht mit den Waffen in der Hand, sondern par distance scheinen sie das Land erobert zu haben. Vor der Römerzeit war die Verschmelzung der drei verschiedenen Culturgruppen vollzogen. Es scheinen da zwei Einflüsse sich geltend gemacht zu haben: die Militärherrschaft von Osten her und eine Priesterherrschaft (Druiden), die schon früher von Britannien herübergetragen war und allmälig Boden gefaßt hatte. — Eines aber sagt uns der Verfasser nicht, nämlich wie die Umwandlung der alten gallischen Cultur in die jüngere vor sich gegangen, die aus den Friedhöfen im Gebiete der Marne zu Tage tritt und welche das spitze „iberische“ Schwert mit der in hochgeschwungenem Bogen mündenden Scheide, die Bügelfibula mit rückwärts gebogenem Nadelhalter und eine eigenartige Ornamentik kennzeichnen. Eine locale Veränderung ist es nicht, da wir dieselben Typen überall finden, wo gallische Stämme seßhaft gewesen sind. Für uns ist die Frage von größter Wichtigkeit, weil diese Gräberfunde sich über Norddeutschland bis an die Ostsee und darüber hinaus erstrecken. Jene schönen italischen Bronzegefäße kommen im Norden sporadisch vor. Sie sind indessen nicht, wie Herr Bertrand wähnt, ausschließlich von Bronzegeräth begleitet. Unseres Bedünkens liegt gerade ihre hohe Bedeutung für unsere Studien darin, daß in diesen Gefäßen Eisensachen gefunden sind, und daß sie dadurch anzeigen, um welche Zeit und auf welchen Wegen dem Norden die ersten Eisengeräthe zugeführt worden. In der cylindrischen Bronzeciste von Primentdorf (Posen) lag

stitutionen sich bemerkbar mache. Hatte z. B. das Volk der Dolmen seine Todten begraben, so trat mit der Einführung der Bronze Leichenbrand an die Stelle. Wir können dies nicht einräumen, weil gerade in den Gräbern der Bronzezeit, welche wir nach den bisherigen Untersuchungen als die ältesten zu betrachten berechtigt sind, die Leichen im vollen Kleiderschmuck, also unverbrannt, bestattet wurden.

[1]) Pompeo Castelfranco im Bullettiuo di Paletnologia italiana. Anno II, Nro. 5 u. 6.

neben bronzenem Schmuck eine eiserne Axt; in der Ciste von Pansdorf (Holstein) ein eisernes Messer; neben dem schönen Bronzegefäße von Grevenkrug (Holstein), welches einem der Hallstädter Grabgefäße auffallend gleicht, lag ein eisernes Messer. Die rückwärts gebogenen Fibeln aber und anderes Kleingeräth von gallischem Typus werden in Norddeutschland in so großer Menge aus den Gräberfeldern gehoben, daß sie unzweifelhaft das Eigenthum einer ansässigen Bevölkerung bildeten. Ob sie aber Producte eines von gallischem Einflusse berührten germanischen Gewerbefleißes sind oder die Hinterlassenschaft älterer Bewohner oder diejenige neben der germanischen Bevölkerung existirender fremder Ansiedelungen — das läßt sich bis weiter nicht entscheiden.

Eine Hauptsache, welcher der Verfasser höchste Wichtigkeit beilegt und die er zur Evidenz zu beweisen sucht, ist die genaue Unterscheidung zwischen Kelten und Galliern. Er prüft zu dem Zwecke die gesammte classische Literatur und findet bestätigt, daß von Hecatäus an alle Autoren bis zum vierten Jahrhundert den Namen Kelten nur im engeren Sinne, sowohl geographisch als ethnographisch, anwenden, und daß man erst zu Alexander des Großen Zeit anfängt, unter Keltike den ganzen Nordwesten Europas zu verstehen. Die Wohnsitze der Kelten im engeren Sinne bilden, wie gesagt, eine Linie, die sich von der Mündung des Padus bis nach den Pyrenäen hinzieht. Scylax, welcher die Sitze der Völker Italiens in seiner Küstenfahrt sehr genau angiebt, sagt, daß die Kelten zwischen den Tyrrhenern und Venetern wohnen, bei welchen letzteren der Eridanus mündet. Polybius sagt, die Kelten wohnen neben den Etruskern und Ligurern. Diodor: die Kelten wohnen oberhalb Massalia zwischen den Alpen und Pyrenäen; diejenigen, welche am Ocean und im hercynischen Walde bis nach Scythien wohnen, heißen Galater. Plutarch nennt die Galater keltischer Race.

In den Kelten sieht der Verfasser, wie oben dargethan, die Repräsentanten der Bronzecultur. Sie waren mit bronzenen Waffen und Geräth, mit bronzenem Schmuck ausgerüstet, besaßen indessen auch Kleingeräth von Eisen. Die Galater dahingegen kennen keine Bronzewaffen mehr. Mit ihrem Erscheinen hebt das eiserne Zeitalter an. Daß die Kelten so früh den Griechen bekannt waren, erklärt Herr Bertrand dadurch, daß der Bernsteinhandel in ihren Händen lag. Sie standen im Verkehr mit den jenseits der Donau wohnenden Sigynen, wohl auch mit den Hyperboräern. An der Mündung des Padus wäre nach Bertrand — hierin mit Genthe übereinstimmend — ein Stapelplatz für den vom Norden bezogenen Bernstein gewesen und hierdurch findet er erklärt, daß der Mythus vom Sturze des Phaethon in den Eridanus sich dort localisirte. Er hält deshalb den Eridanus für identisch mit dem Po und, davon ausgehend, sind ihm auch die geographischen Nachrichten der Alten unzweifelhaft, d. h. bis an die Grenze, wo, nach Polybius, „die Kenntniß der Länder und Völker ein Ende hat."

Ohne auf die vielen Deutungen, welche der Eridanus auch in unserer Literatur erfahren, näher einzugehen, müssen wir unseren deutschen Lesern doch ins Gedächtniß rufen, wie ein Forscher, wie Prof. K. Müllenhof, sich in dieser Frage äußert. Im 5. Jahrh. v. Chr., sagt dieser (Deutsche Alterthumskunde I, S. 218 ff.), herrschte die von Herodot als unwahrscheinlich bestrittene Meinung, daß der Eridanus, von dem das Elektron komme, ein in das nördliche oder westliche Meer mündender Fluß sei. Dieselbe Meinung findet sich auch noch später bei den Historikern des dritten Jahrhunderts, dem Pausanias seine Notiz 1, 3, 5 mit den anderen Nachrichten über die Galaterzüge jener Zeit entnahm; bei dem Elegiker Phanocles oder wem sonst Ovid Metam. 2, 323 bis 326 folgte, und anderswo.

Die Ansicht, daß der Eridanus im Westen ins Meer falle, war also zu Herodot's Zeit eine im Volke herrschende, die erst durch die Gelehrten „verbessert" werden mußte. Sie ist aber gerade die dem Mythus allein entsprechende, denn dieser verlangt, daß Phaethon an der dem Aufgange der Sonne entgegen liegenden Seite sein Ende finde und daß da auch der Eridanus münde. Den Widerspruch, daß der Strom im abendlichen Westen der morgenliche (ἠριδανός) hieß, löst er durch die Erklärung, daß dieses wahrscheinlich ein Name des Phaethon sei, „ungefähr gleichbedeutend mit ἠριγενής." Phaethon, bei Homer ein Epitheton des Helios, ist ursprünglich derselbe wie sein Vater oder Ahne und nur von ihm abgetrennt. Helios sinkt jeden Abend ins westliche Meer, und Nicias (bei Plinius 37, §. 36) wie Tacitus (Germ. 45) glaubten noch, daß die Strahlen der Sonne im Sinken aus größerer Nähe desto kräftiger wirkten und so den Bernstein erzeugten. Die Fabel vom Fall des Phaethon nimmt jedoch eine einmalige gewaltsame Störung des täglichen Herganges an, um die Entstehung der Substanz in einer ihrem Namen ἤλεκτρον, Sonnenstein, entsprechenden Weise zu erklären. Aber das Licht, das im Osten hervorbricht, im Westen verschwindet, konnte wie ein Strom aufgefaßt werden, der im Osten entspringt, im Westen mündet."

So weit Müllenhoff, der übrigens die Ansicht theilt, daß die spätere Identificirung des Eridanus mit dem Padus wohl ihren Grund darin haben könne, daß an der Mündung desselben, in Adria, ein Stapelplatz für den Bernstein gewesen, von wo er nach Griechenland verschifft wurde, und daß die Griechen den Handelsplatz mit dem Ort der Production des kostbaren Harzes verwechselten.

Der unschätzbare Werth der Nachrichten der Autoren des Alterthums über europäische Verhältnisse bleibt unangefochten; allein wir dürfen andererseits auch unser Auge nicht der Wahrheit verschließen, daß sie ebensowenig unantastbar sind wie die Berichte unserer modernen Reisenden und daß die Auffassung der Originaltexte eine sehr verschiedene ist. Müllenhoff hält z. B. a. a. O. S. 96 nicht für erwiesen, daß Hecatäus um 500 v. Chr. der Kelten erwähnt, weil, was die Fragmentensammlungen als Fragment 19 aufführen, Νάρβων, ἐμπόριον καὶ πόλις Κελτική, nach Stephanus von Byzanz, gar nicht dem Hecatäus, sondern dem vierten Buch des Strabo angehört. Polybius, welcher es sehr übel genommen haben würde, wenn man die Correctheit seiner Beobachtungen in Zweifel gezogen hätte, läßt nur gelten, was er selbst gesehen oder was von den Berichten anderer mit den seinigen übereinstimmt. Alles andere ist Unwahrheit; deshalb erklärt er auch den Pytheas für einen Lügner, und alles Land, was über Narbonne und den Tanais hinaus liegt, für völlig unbekannt. Wie wenig frei von Irrthümern die Erzählungen der Alten sind, läßt sich denken, wenn wir erwägen, wie weit z. B. die Beobachtungen der ersten Afrikareisenden hinter dem wahren Thatbestand zurückblieben. Und wer sagt uns, ob nicht nach tausend Jahren dem afrikanischen Alterthumsforscher die aus dem Erdboden und den von ihm untersuchten Gräbern gehobenen Culturerzeugnisse zuverlässigere Kunde von den dortigen vergangenen Geschlechtern geben, als die Reiseberichte der gelehrten Europäer?

Es liegt uns fern mit diesen Bemerkungen den Werth des Bertrand'schen Werkes schmälern zu wollen, welches wir im Gegentheil als eine hervorragende Arbeit auf dem Gebiete der vorhistorischen Forschungen mit Freude begrüßt haben. Allein es fordert auf, manche neue Hypothese zu prüfen und manche Erscheinungen mit der nöthigen Vorsicht und Gründlichkeit zu klären. Uns Norddeutschen wird z. B. die Aufgabe, dem Ursprunge jenes Kleingeräthes aus unseren Gräberfeldern der frühen Eisenzeit, welches wir als „vorrömisch"

zu bezeichnen uns begnügten, d. h. aus einer Zeit stammend, welche hinter dem Einfluß der römischen Provinzialcultur zurückliegt, eifriger nachzuspüren. Die Verwandtschaft oder Identität derselben mit gallischen Typen erkannt zu haben, genügt nicht; wir müssen begründete Antwort auf die Frage finden, ob dieselben Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit gallischen Fabrikstätten oder eines Einflusses gallischer Industrie auf die germanische, oder vielleicht Spuren von Colonien gallischer Stämme inmitten der deutschen Wohndistricte sind. Von den Anthropologen ist keine Unterstützung bei der Lösung dieser Aufgabe zu erwarten, weil die Gräber, aus welchen diese Anticaglien gehoben werden, größtentheils die Ueberreste verbrannter Leichname enthalten. So weit uns bekannt, ist man sich überhaupt hinsichtlich der Schädelform der Kelten, Gallier und Germanen noch gar nicht einig. Broca schildert die Kelten (d. h. die zu Cäsar's Zeit in Südfrankreich ansässigen) als ein Volk von kleiner Statur, dunklem Haar und dunkler Hautfarbe. Das Bild, welches Bertrand uns nach Polybius, Livius, Plutarch und Pausanias von den Galatern entwirft, zeigt uns Leute von hohem Wuchs, heller Haut, blondem Haar und blauen Augen, Eigenschaften, die wir als exclusiv germanisch zu betrachten gewohnt waren. Aber wie unterscheiden sich denn überhaupt die Kelten und Gallier von den Germanen? „Vom vierten Jahrhundert v. Chr. an," sagt Herr Bertrand, „ist der Name Kelten oder Keltike nur noch ein Begriff, welcher eine Menge kleiner Völkerschaften in sich begreift, etwa den Franken im Munde des Orientalen zu vergleichen. Ob diese Franken groß oder klein, hell oder dunkel sind, wo sie wohnen, welche Sprache sie reden: das weiß keiner zu sagen. Aehnliche Verhältnisse finden wir noch jetzt in Europa. Wir reden von der französischen, deutschen, englischen, italienischen Nation, aber diese Nationen umfassen ganz verschiedene, nur durch die Politik der Herrscher zu einer Gesammtheit verschmolzene Elemente."

Im Département de la Marne sind bis jetzt 89 Gräberfelder mit 3500 Gräbern untersucht worden. Trotz diesem Reichthum an Material sagt Herr Bertrand uns nichts über die Schädelform der Gallier. Können wir aus oben genanntem Grunde von den deutschen Anthropologen keine Hülfe erwarten in der Aufgabe, die einstmaligen Eigenthümer der Waffen und des Kleingeräthes von gallischem Typus in norddeutschen und dänischen Gräbern festzustellen, so fällt dieselbe den Archäologen allein zu, welchen zu dem Zweck obliegt, nicht nur das arg zersplitterte, oft in kleinen städtischen und Privatsammlungen versteckte Material zu studiren, sondern auch durch umsichtige systematische Ausgrabungen zu mehren.

Topographische Skizze der Vegetationsgebiete Hochasiens

(nebst Bericht über Anlage des Herbariums).

Von **Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.**

I.

Bemerkungen über das Sammeln. — Die Angabe des Auftretens und das Rubriciren. — Die systematische Untersuchung. — Die Vegetationsgebiete Hochasiens: Landesregion I: Der Himalaya-Südabhang. — (In der Transscription lauten hier die Vocale und die Diphthongen alle wie im Deutschen; von den Consonanten aber ist ch = „tsch"; j = „dsch"; sh = „sch"; z = weiches „s". — Die Höhen sind in „engl. Fuß" gegeben. — In den „Results" und in den „Reisen", sowie in meinen „Akademie-Mittheilungen" ist auch in jedem mehrsilbigen Worte die betonte Silbe mit dem Accente bezeichnet.)

Die Beobachtungen über Vegetationsverhältnisse während unserer Reisen, wozu — großentheils längs getrennten Routen — meinen Brüdern Adolph und Robert sowie mir selbst vielfach Gelegenheit sich geboten hatte, werde ich in einem der später folgenden Bände der „Results of a scientific Mission to India and High Asia" [1]) vergleichend zusammenstellen; dieser wird auch die Ergebnisse der systematischen Untersuchung unseres Herbariums enthalten.

Da letztere schon ziemlich weit vorgeschritten ist, hatte ich Veranlassung, nun in der königl. Akademie zu München in Betreff des gesammelten Materiales „Anlage des Herbariums" [1]) und „Klima der pflanzengeographischen Regionen" [2]) zu erläutern.

Als charakteristisch für das Herbarium waren nebst dem Materiale und der Art des Sammelns auch die Terrainverhältnisse der durchzogenen Gebiete eingehend zu besprechen, da auch in dieser Beziehung, besonders für die Hochregionen, so viel des Neuen sich gezeigt hatte; jene topographischen Verhältnisse übersichtlich hervortreten zu lassen, wird speciell der Gegenstand der hier folgenden Mittheilung sein.

Ein Herbarium anzulegen war uns vor allem wichtig in Hochasien [3]), welches von den Ketten des Hima-

[1]) In Vol. VII der „Results", behandelnd: A. Botanik; B. Zoologie.

Es sind bereits publicirt Vol. I: Astronomische Ortsbestimmungen und magnetische Beobachtungen. Vol. II: Hypsometrie. Vol. III: Topographie des westlichen und nördlichen Hochasien; philologisches Glossarium geographischer Namen. Vol. IV: Meteorologie 1. Theil. Zu folgen haben, nebst dem oben erwähnten Bande, Vol. V: Meteorologie 2. Theil. Vol. VI: Geologie. Vol. VIII: Ethnographie. Vol. IX: Geographische Schilderungen.

Leipzig, F. A. Brockhaus, London, Trübner u. Comp.

Vom Atlas, zu 120 Tafeln, meist landschaftlicher Ansichten, berechnet, sind mit den ersten vier Bänden 43 ausgegeben.

Von den vier Bänden meiner deutschen descriptiven Publication: „Reisen in Indien und Hochasien", Jena, H. Costenoble, sind bis jetzt Bd. 1 bis 3 erschienen. (Unter anderm hatten auch die für das Fortschreiten der Herbarium-Bearbeitung zu liefernden Daten den Abschluß etwas verzögert.)

[1]) Abhandl. der II. Classe der k. b. Akad. der Wiss. XII. Bd. III. Abth. S. 133 bis 196.

[2]) Ebend. S. 197 bis 242.

[3]) Die Verhältnisse der Bodengestaltung enthält ausführlich Bd. II der „Reisen", 1872. Vorausgehend hatte ich in den „Sitzungsberichten" der k. b. Akad. der Wissensch. gegeben: „Erläuterung der Gebiete Hochasiens", 5. November 1870.

Es sei dies speciell erwähnt, weil noch immer so häufig auf Karten, wenn sie etwas allgemein gehalten und nicht ganz neuer Anfertigung sind (bei Benutzung von vorhandenen Steinen z. B.), einige Ortsnamen geändert sind, aber „Karakorum-Kette" ganz weggelassen ist. Auch dies ist sehr häufig noch, daß der Landesname „Tibet" gegen Norden und Osten über die wasserscheidende Kette des Karakorum ausgedehnt wird, obwohl, wie von solch riesigem Grenzgebirge zu erwarten, die Trennung zwischen Tibet und Ost-Turkistan

laya, des Karakorum und des Künlün in stetigem gegenseitigen Anschlusse gebildet ist und dessen Erhebungen in seinen Kämmen und Hochthälern sowie in seinen Gipfeln nirgend sonst auf der Erde von den entsprechenden Formen der Terraingestaltung erreicht sind. Dabei zeigten sich wegen der Größe der Horizontaldimensionen ebensowohl bedeutende Verschiedenheiten im Charakter des Klimas im Allgemeinen als auch, der großen Höhen wegen, sehr verschiedenartige und sehr bestimmte pflanzengeographische Daten zur Beurtheilung des directen Einflusses der Höhe.

In Indien waren von uns für das Herbarium zur Bestimmung der Pflanzenbegrenzung gegen Süden verschiedene Strecken längs dem südlichen Fuße des Himalaya, sowie zum Vergleiche mit den Vorstufen des Hochgebirges indische Bergregionen, soweit die Umstände es erlaubten, berücksichtigt worden; in mehr vereinzelten Fällen hatte Vegetationsentwickelung bei ungewöhnlicher Bodenbeschaffenheit, in Umgebungen von Salzquellen u. s. w., zu beobachten sich geboten.

Für die Vervollständigung des „Herbariums“ während der Reisen sowie für die meisten Theile unserer Sammlungen waren uns Eingeborene als Gehülfen vorherrschend sehr nothwendig. Für den Forscher selbst häuft sich so viel der eigenen Arbeit, besonders wenn physikalische und geologische Untersuchungen mit den Beobachtungen der Terrainverhältnisse und mit der Darstellung derselben in Karte oder in landschaftlichem Bilde sich verbinden sollen. In hohen Gebirgen wirken nur zu oft auch ungünstige und überdies neue Wege noch erschwerende oder, periodisch, unerwartete Störungen des Klimas. Wenigstens ließ es sich durchführen, bei unmittelbarem Besprechen mit den Sammlern bei der Signatur der eingelegten Pflanzen auch für das von diesen gelieferte Material die nöthigen Angaben zu erhalten.

Unter den Indiern war, auch im Himalaya, die Wahl von Sammlern nicht selten durch Kastenvorurtheile, wenn auch nur fingirter Art, erschwert; Strebsamkeit und eigenes Interessefinden an der Sache blieb unter allen Umständen zu wünschen übrig. Doch gelang es nach und nach, für die letzten Jahre eine verhältnißmäßig gute Auswahl zu treffen, und bei den Pflanzensammlern Sinn zu wecken für einen gewissen Grad der Vollständigkeit des zu Bietenden.

Unvollkommen waren die Leistungen der Eingeborenen als Sammler immer darin, daß sie sich zum Einschlagen eines ihnen neuen Weges, auch wenn mehrere derselben zusammen gehen konnten und wenn keine ungewöhnlichen Terrainschwierigkeiten zu erwarten gewesen wären, nicht leicht entschlossen. Selbst die Tibeter waren nur arbeitskräftig und ausdauernd, aber nicht unternehmend im Sinne guter Führer. Zum gründlichen Durchsuchen isolirter Felsenriffe auf vereinzeltes hohes Auftreten von Vegetation nahe ihrer obern Grenze kam es meist erst dann, wenn wir selbst den Weg hinan aufsuchen halfen, mochte für uns die Zeit auch noch so sehr beschränkt sein.

Angabe des Auftretens wurde für die Pflanzenexemplare in Verbindung mit dem Sammeln stets sorgfältig notirt, doch war passende Bezeichnung für die örtlich verschiedenen Verhältnisse bisweilen nicht leicht zu wählen. Erschwert war gerade in den central gelegenen ferneren Gebieten das Befragen dadurch, daß wir mit den Bewohnern nördlich vom Himalaya-Kamme nicht direct uns besprechen konnten und daß dabei überdies mit unseren indischen Dolmetschern von uns Hindostani gesprochen werden mußte.

In Europa wurde bei dem Umlegen der Exemplare des

der Karakorum-Kammlinie entlang läuft; dabei haben sich gerade hier die Unterschiede zwischen den beiden Völkern in Race und Religion, jetzt auch in politischer Stellung als sehr große ergeben.

Herbariums Zusammenstellung als Ganzes durchgeführt, und es wurden, basirt auf die ursprünglich notirten Fundstellen, auf jeder Folie „Landesregion“, „Provinz“ und „Localität mit Höhe“ rubricirt [1]).

Es sind dabei die „Landesregionen“ so gestaltet worden, daß dieselben auch klimatisch möglichst bestimmt sich begrenzen. Für die „Provinzen“ mußten zwar, den schon bestehenden Eintheilungen entsprechend, die politisch-ethnographischen Verhältnisse zu Grunde gelegt werden, aber es konnten dessenungeachtet, indem sie zahlreich genug unterschieden wurden, auch geologische Bedingungen sowie die damit sich verbindenden Verschiedenheiten der Bodengestaltung als Elemente der Trennung eingeführt werden. Die Bezeichnung als „Localität“ bezieht sich entweder auf Gruppen von Fundstellen unter gleichen Verhältnissen der Bodengestaltung, die relativ breiten zusammenhängenden Flächen angehören, oder auf Fundstellen in Aufeinanderfolge längs der verschiedenen Märsche, mit Angabe der beiden begrenzenden Punkte sowie, bei stark undulirtem Terrain, auch zwischenliegender Orte. Es sind jedoch in diesen letzteren Gruppen ebenfalls nur Fundstellen zusammengefaßt worden, welche gleichen Charakter des Klimas haben, abgesehen vom directen Einflusse der Höhe, und gleiche geologische Beschaffenheit. Die Gesammtzahl der Namenangaben, welche theils für die Flächen speciell anzuführen waren, theils für Pässe und Stationen im Innern derselben, wird für das ganze Herbarium gegen 500 sein.

Der Beginn der systematischen Untersuchung ist sogleich nach meiner Vollendung des Umlegens und des pflanzengeographischen Gruppirens von Herrn Dr. Jul. Herm. Schultes im königlichen Herbarium zu München gefälligst unternommen worden, und es ist von ihm bis jetzt für bedeutende Theile in verschiedenen Familien auch Bestimmung und Namenangabe für jene Exemplare durchgeführt worden, die sich in bereits definirten Formen sowie in ihrer Beschaffenheit als bekannte Species ergeben.

Als Einzelarbeiten von Systematikern sind bis jetzt Abhandlungen erschienen:

Von A. Griesebach „über die Gramineen“;
von C. F. Meißner „sur les Polygonées, les Thymelées et les Laurinées“;
von F. W. Klatt „the Primulaceae, Pittosporeae, and Irideae“;
von Alfred Wesmaël „sur les Peupliers“;
von T. A. Schmidt „the Labiatae and Scrophularineae“;
von Fr. Buchenau „Butomaceen, Alismaceen, Juncagineen und Juncaceen“.

Zahlreiche andere Familien, darunter von N. J. Anderson „die Salices“, von Ferd. Crépin „die Rosen“, von F. W. Klatt, sehr ausführlich, „die Compositen“, liegen bearbeitet vor, sind aber noch nicht publicirt oder sind ohne Beigabe besonderer Abhandlung zurückgekommen.

Die Vegetationsgebiete Hochasiens.

Im Himalaya sind südlich vom Kamme Bergzüge und Thäler beinahe seiner ganzen Längenausdehnung nach mit Pflanzensammeln von uns begangen worden, aber die nördliche, tibetische Seite des Himalaya sowie die beiden anderen Hauptketten, der Karakorum und der Künlün, wurden nur in ihren westlichen Theilen durchzogen.

Entsprechend dem bedeutenden Ansteigen der Hebungen

[1]) Außerdem, gleichfalls in allgemeiner Form, sind Katalognummern angegeben, und nebst diesen auch die „Tage des Einsammelns“.

in diesen Gebirgsländern, in welchen, ziemlich gleichmäßig in den Hauptkämmen vertheilt, die höchsten Pässe und Gipfel der Erde gelegen sind, ist auch die basische Fläche, den Graden der Länge sowie der Breite nach, eine sehr große.

Der Längenunterschied von den östlichen Theilen, die am Brahmaputra-Thale Assams auslaufen, bis zu den nordwestlichen Grenzen des Panjab beträgt etwas über 25 Grade (96° bis 71° O. v. Gr.). Der Breitenunterschied unmittelbar dem Meridian des centralen Theiles entlang erreicht über 8½ Grade mit bedeutender Zunahme seitlich im Westen und theilweise auch im Osten.

Als Punkte, bezeichnend für die begrenzenden Thäler und für die mittlere Richtung der Gebirgszüge, welche von der Ostseite als Ausgangsstelle anfangs eine westliche, dann vorherrschend eine nordwestliche ist, können angeführt werden: Sadia in Assam, Breite 27° 49′ N., Länge 95° 38′ O. v. Gr., Höhe 210 engl. Fuß; Yarkand in Turkistan, Breite 38° 22′ N., Länge 77° 29′ O. v. Gr., Höhe 4384 engl. Fuß.

Die untersuchten Gebiete Hochasiens sind im Herbarium in drei Landesregionen gruppirt worden: I. Der Himalaya-Südabhang vom mittlern Bhutan bis Marri. II. Das westliche Stromgebiet von Tibet zwischen dem Himalaya-Kamme und dem Karakorum-Kamme. III. Hochland Ostturkistans vom Karakorum-Kamme gegen Norden, und Künlün-Gebirge.

Landesregion I: „Der Himalaya-Südabhang."

Längs desselben sind drei Gruppen getrennt gehalten: „Oestlicher Himalaya, Central-Himalaya und Westlicher Himalaya."

In Bhutan, wo ich nur von Assam aus bis Narigun vordringen konnte, war überdies die Zeit des Marsches in die Mitte des Winters gefallen, und zwar in einem Gebirge, dessen Erhebung ungeachtet subtropischer Lager das Auftreten einer besondern der kühlen Jahreszeit angehörenden Vegetationsgruppe, wie solches in den entsprechenden Tiefländern vorkommt, beinahe gänzlich ausgeschlossen hatte. In Bhutan hatte ich zwar Gelegenheit, meine Beobachtungen über Vegetation und Cultur zu vervollständigen, selbst Holzarten, als praktisch wichtige Gegenstände gedeutet, mir zu verschaffen; für das Herbarium konnte nur an wenigen Stellen gesammelt werden.

In Sikkim konnte ich die englischen Besitzungen der Tarai und des Mittelgebirges auf mehreren Routen untersuchen. Doch über das britische Sikkim hinaus gegen Norden vorzudringen, wurde mir nur längs der Singhalila-Kette möglich. Schon Dr. J. D. Hooker und Dr. A. Campbell hatten bei ihrer wichtigen Bereisung Sikkims 1849 [1]) Gefangennahme und rohe Mißhandlung erfahren, obwohl ihnen beim Beginne ihrer Reise vom Raja keine Hindernisse geboten wurden. Nachdem dieser nun kurze Zeit darauf wegen solchen Auftretens gegen britische Unterthanen, von denen überdies Dr. Campbell schon damals der oberste Beamte in Britisch-Sikkim war, die Jahresrente verlor, welche ihm als Entschädigung bei Errichtung des Sanitariums zu Darjiling gewährt worden war, und zugleich alle seine Besitzungen in der Tarai nebst den dazu gehörigen Vorbergen hatte abtreten müssen, hat er sich bei jeder Gelegenheit mehr als je Europäern feindlich gesinnt gezeigt.

Auch etwaiges Vordringen längs der Singhalila-Kette war nur in der Art zu versuchen, daß ich meist sehr nahe oben an der Kammlinie blieb und bewohnte Orte ganz vermied. Doch es gelang.

Diese Kette bildet zwar, was unter anderen Umständen politisch günstig hätte sein können, die Grenze zwischen Sikkim und Nepal, aber in jenem Jahre, 1855, war es nothwendig, so lange als möglich sowohl von der einen als von der andern Seite unbemerkt zu bleiben. Vortheilhaft war in dieser Beziehung, daß vom Tonglo-Berge an gegen Norden die Höhe dieses Kammes in der Nähe des Gipfels nur bis 9643 engl. Fuß, und an einer zweiten relativ tiefen Stelle weiter im Innern bis 9800 engl. Fuß sich einsenkt, und daß dessenungeachtet eine sehr üppige Vegetation bis zur vollen Höhe desselben hinaufreicht. Es fanden sich sogar Rhododendronspecies in Baumform bis zu 9500 engl. Fuß Höhe, wenigstens an den Abhängen des Tonglo, welcher der südlichste große Gipfel dort ist; Bambusgesträuche mit 14 Fuß langen Stämmchen zeigten sich noch bei 10,293 engl. Fuß.

Im Gebiete des Raja von Sikkim ist das Sammeln weiter landeinwärts selbst für die von mir benutzten Lepchas, die Eingeborene des Landes und zum Theil auch Unterthanen des Raja waren, sehr erschwert worden. Dessenungeachtet hat sich dort sehr reiches botanisches Material ergeben.

Nepal, das größte Himalaya-Gebiet unter eingeborenem Herrscher, wurde mir erst im letzten Jahre meines Aufenthaltes, im Februar und März 1857, zugänglich. Das botanische Material ist für mich, von Kathmandu ausgehend, ziemlich zahlreich geworden, und ich konnte auch Pflanzensammler ungehindert entsenden. So schwierig es gewesen war, nach lange währenden officiellen Unterhandlungen die Erlaubniß für mich zu erhalten, Nepal und zwar dessen politisch wichtigen Theile mit der Hauptstadt zu besuchen, so hatte ich doch in den Umgebungen Kathmandus nicht über Beschränkung zu klagen, als ich einmal zugelassen war.

Charakteristisch ist von Kathmandu bis gegen die indische Grenze herab an vielen Stellen üppige subtropische Waldvegetation. Ueber die Höhengrenzen von Obstcultur hatte ich Gelegenheit, ebenfalls an mehreren Stellen directe Messungen auszuführen; aber weiter in das Innere gegen Norden, an das Gebiet der Vegetation längs der Schneelinie, war mir dennoch nicht vorzudringen gestattet.

Dr. Hooker hatte die östlichen an Sikkim grenzenden Theile Nepals bereist; in Kathmandu selbst hatte früher Dr. Wallich einige Zeit verweilt, ein Däne, im Medical Department der East India Company angestellt, dessen Name mit so vielen Bestimmungen in der indischen und der Himalaya-Flora sich verbindet.

In den weiter westlich folgenden Provinzen, von Kamaon bis Kashmir und Marri, hat die Lage des Himalaya-Kammes eine stark gegen Norden gewendete Richtung.

Kashmir ist seit dem Sturze des Sikh-Reiches im Jahre 1846 ein Königreich für sich unter englischem Protectorate, und es gehört zu demselben nördlich vom Himalaya-Kamme noch ein sehr ausgedehnter aber sehr schwach bevölkerter Besitz im westlichen Tibet.

In den übrigen Gebieten dieser Gruppe, wo seit langer Zeit schon kleine Reiche, unter sich getrennt, entstanden waren, haben sich diese auch jetzt noch zum größten Theile in gleicher Weise erhalten, und zwar in nahezu selbständigen Formen unter eingeborenen Herrschern, deren Auftreten aber jetzt in irgend wichtigen Fragen von der indischen Regierung ganz abhängig ist. Verhältnißmäßig kleine Theile gehören gegenwärtig unmittelbar zu Britisch-Indien; ihre Annexion war vor allem mit der Errichtung von Gesundheitsstationen in Verbindung gebracht worden.

Kamaon und Garhwal waren 1855 von meinen Brüdern Adolph und Robert untersucht worden; Ankunft in

---

[1]) Sein Werk über diese Reise ist: Himalayan Journals, or notes of a naturalist in Bengal, the Sikkim and Nepal Himalayas, the Khasia Mountains, etc. 2 Vols. London, John Murray, 1854.

Nainital am 16. April, Aufenthalt im Districte Milum vom 31. Mai bis 4. Juli, Abmarsch von Massuri (nach Rückkehr aus Tibet) am 8. November.

Von Simla westlich und nördlich zogen wir im folgenden Jahre, 1856, und es war dabei möglich, an mehreren Stationen — besonders lange und erfolgreich in Kashmir — Eingeborene als Sammler aufzustellen.

Als größte Höhen des Himalaya hatten wir von solchen, die 26,000 Fuß erreichen oder übertreffen, acht unter sich gut isolirte und von den Eingeborenen durch besondere Namen unterschiedene Hauptgipfel anzuführen. Sie liegen in verhältnißmäßig geringer Entfernung von der Kammlinie, und zwar alle diese acht auf der indischen Seite des Himalaya [1].

Daß der Boden bis nahe gegen das Niveau des Meeres sich senke, kommt längs des Himalaya-Fußes auch in seinen niedersten Theilen, an dem Tarai-Rande zwischen Bhutan und Nepal, nirgend vor; dort ist aber die Erhebung, selbst großen Strecken entlang, eine unbedeutende zu nennen, 400 bis 500 Fuß nur betragend.

Thalformen mit geringem Gefälle reichen weit noch in das Innere hinein. Dabei ist es nicht nur die Art der Gebirgshebung, welche dieses bedingt, sondern auch, mit bedeutendem Antheile, das allgemeine Tieferlegen der Thalsohlen durch Erosion; diese Modification der Bodengestaltung ist auch als eine der Bedingungen der in den Thälern absteigenden Luftcirculation von sehr großem Einflusse.

[1] Zusammenstellung sämmtlicher einzeln dominirender Himalaya-Gipfel über 25,000 Fuß, die bekannt, 12 an der Zahl, ist gegeben in „Results“, vol. II, p. 495.

Die heißen Quellen von Eilet.

M. J. Was für die heils- und noch mehr vergnügungsbedürftige europäische Menschheit Wiesbaden, Ems, Carlsbad, Baden-Baden ꝛc. sind, das sind für die Bewohner Tigres und die Wanderstämme der nördlichen Samhara die heißen Quellen von Eilet. Die Mai wui (tigr. „heißes Wasser“) von Eilet werden jedoch nur von den wirklich Kranken besucht, denn für Vergnügungen wie in europäischen Badeorten ist verzweifelt schlecht gesorgt; es giebt weder luxuriöse Kaufläden noch ein mit verschwenderischer Pracht ausgestattetes Courhaus mit Lesesaal, Restauration ꝛc. und noch weniger ein elegantes Publicum, das zu den Klängen einer wohlgeschulten Capelle plaudernd promenirt. In dem Eileter Bade hat nur die wilde unverfälschte Natur ihre Reize entfaltet, nur der bedürfnißlose und nichtsweniger als elegante afrikanische Eingeborene bildet das Publicum und das Orchester wird besorgt von Tausenden von weidenden Kühen, Ziegen und Schafen und des Nachts von den wilden Bestien, Hyänen, Leoparden und Löwen.

Die warmen Quellen von Eilet liegen in dem entlang dem Plateau von Tigre ziehenden Tieflande am Rothen Meere, fast genau westlich von Massawa und etwa 10 Stunden guten Marsches von letzterer Stadt entfernt. Die erste, größere Strecke des Weges bis zu dem Brunnen von Sahati ist nicht sonderlich anziehend, und ich war deshalb nicht unzufrieden damit, die Strecke bei Nacht zu machen, wodurch mir die schon oft gesehenen Reize des öden Söhel so ziemlich verhüllt blieben. Man passirt die beiden elenden Dörfer Hotumlu und M'kullu und marschirt dann durch die sterile, hügelige Gegend, die bis etwa 3 Stunden von Sahati fast ganz vegetationslos ist. Dann beginnt ein ziemlich dichter Wald von niederen Mimosen, Akazien und knorrigen Guersabäumen, durch den die weißen sandigen Bänder mehrerer großer und einer Menge kleiner trockener Cheran (Wasserläufe) sich hinziehen. Bei Sahati sieht man das erste Wasser, einen kleinen einige hundert Schritte langen Bach, der im Westen in einem niedrigen steilen Hügelland entspringt und in dem großen nach Norden ziehenden Chor versandet. Das Wasser ist schön klar, hat aber einen unangenehmen brakischen Geschmack und verursacht leicht Magenbeschwerden. An dem Bach von Sahati ist immer Leben, denn die besuchteste und am meisten begangene Straße von Tigre nach Massawa, der von Asmara in Tigre über Ghenda und Saberguma führende Weg, hat eine seiner üblichen Etappen in Sahati. Wir trafen nach Mitternacht an dem Wasser ein und fanden den Platz unter den Bäumen schon besetzt von einer Schaar Abessinier, die ohne Feuer und ohne ausgestellte Wache den Schlaf des Gerechten schliefen. Wir streckten uns gleichfalls auf den Boden, um noch einige Stunden zu ruhen; zwei Stunden vor Sonnenaufgang brachen wir auf, zuerst der Schlucht des Baches folgend, dann über einige mit Mimosen bestandene Ebenen und einen rauhen mit Geröll bedeckten Höhenzug. Nach kurzem Marsch tauchen wir in eine furchtbare Schlucht ein, die sich in mannigfachen Windungen dahin zieht und in der dunklen Nacht einen doppelt unheimlichen Eindruck macht. Der sich in der Thalsohle windende Pfad ist zuweilen nur 30 Fuß breit und mit herabgestürzten großen Blöcken übersäet; rechts und links erheben sich steile Berge, an denen die schlanken, geraden, laublosen Stämme sich wie Linien gegen den dunklen Himmel abzeichnen. Nach halbstündigem starken Steigen sind wir auf dem Gipfel des Höhenzugs angekommen. Auf eine kurze Strecke marschiren wir über ebenes Land, dann geht es wieder abwärts in die wilde Schlucht, die zwar nicht gefährlich, aber doch mühsam genug zu passiren ist. Mittlerweile begann der Tag zu grauen, und als wir, aus dem Paß kommend, die niedrigen vorgelagerten Hügel passirten, lag die Ebene von Eilet im Dämmerschein vor uns, von der dunklen Linie der abessinischen Berge überragt. Die Sonne steigt allmälig über das Gebirge hinter uns und beleuchtet ein Bild von wunderbarer Schönheit. Vor uns liegt die Ebene des Modat-Thals in hellem Grün sich, so weit das Auge reicht, nach Norden erstreckend, während im Süden mäßig hohe, bald gewellte, bald zackige Berge sie abschließen. Gerade vor uns auf weitem freien Platz die grauen Strohhütten von Eilet, mehr nach Norden das kleinere Dorf Gumhod. Im Westen die bald grünen, bald grauen und felsigen Vorberge und dahinter in herrlicher Klarheit das Gebirge von Tigre. Fast überall gleichmäßig hoch, liegt dasselbe wie eine riesige blaue Mauer da, prächtig beleuchtet von der Morgensonne, nach Norden sichtbar bis zu den Mensabergen, nach Süden bis zu dem Stock von Okulekusai. Die Schluchten des Gebirges sind alle deutlich zu erkennen, die wenigen hervorragenden Spitzen zeichnen sich scharf an dem klaren Himmel ab; im Süden der vorgelagerte Debra Bizen, mehr nach Westen die Berge von Asmara und südwestlich der höchste und schönste Berg von allen, die Amba Theodoros, gerade westlich der

einzelstehende kegelförmige Debra Maar. Die Luft ist so klar, daß man stundenweit Alles auf das Deutlichste sehen kann, sogar das spitze Dach des Klosters auf Debra Bizen, das in gerader Linie wohl fünf geographische Meilen entfernt ist, wird durch die scharfen Augen der Eingeborenen bezeichnet. Die sich nach Eilet erstreckende Ebene ist gut bewaldet, aber immer nur ist es dorniger Akazienwald, der die ganze Gegend weit und breit überwuchert und von Hühnern, Zwergantilopen und wilden Schweinen belebt wird. Im October, gegen Ende der heißen Jahreszeit des Küstenlandes war fast Alles verdorrt, aber trotzdem macht die Landschaft gegenüber der gelben Küste bei Massawa einen sehr wohlthuenden Eindruck.

Wir hatten bald Eilet erreicht. Das ganze Dorf besteht aus einigen 60 Strohhütten, die bunt durcheinander stehen, jedes Gehöft von einem niedern Dornenzaun umgeben. Die Größe des Dorfes ist nicht immer dieselbe, sondern je nach der Jahreszeit verschieden. Während die Strohhütten der seßhaften Bewohner den festen Kern der Ansiedelung bilden, sind in der Regenzeit noch zwei, drei, zuweilen auch mehr Wanderlager der Beduan mit leichten bienenkorbartigen Hütten angelehnt, die in der trockenen Zeit verschwinden, um in den Vorbergen wieder aufgestellt zu werden. Augenblicklich befand sich nur ein ärmliches Lager von Ziegenhirten bei dem Dorfe; auch fehlten, da die Herden des Dorfes im Gebirge auf der Weide waren, die meisten jüngeren Leute und somit das rege Leben. Die Umgebung von Eilet ist in einem Umkreis von 600 bis 800 Schritten sorgfältig abgeholzt, nur einige stärkere schattige Bäume sind bei den Hütten stehen geblieben und bilden die Versammlungsplätze der Dörfler bei Berathung von Gemeindeangelegenheiten ꝛc.

Da ich mich in Eilet befand, so schaute ich mich auch natürlich nach den warmen Quellen um, wurde jedoch belehrt, daß dieselben noch „weit“ seien. Im Süden öffnet sich ein enges bewaldetes Thal, aus dessen Hintergrund, etwa eine Stunde entfernt, auf einem steilen Berg ein helles weißes Haus hervorschaut, das Gebäude der schwedischen Mission, unweit dessen die heißen Quellen liegen. Wir marschirten durch den Dornenwald nach dem Thal und steuerten auf viel betretenem Wege nach dem weißen Hause als Landmarke zu. Zahlreiche Gesellschaft war mit uns. Nach den Quellen eine Anzahl Kranker, die den Tag über baden wollten, von denselben Schaaren von Weibern und Kindern, die den Tagesbedarf an Wasser nach dem Dorfe schafften. Wir durchschreiten einen breiten nach Nordosten führenden Chor, dessen Ufer mit dem giftigen Uscher besetzt sind, und biegen dann in den Chor ein, an dessen oberm Ende die warmen Quellen liegen. Das auf dem Berg liegende Haus ist kaum noch eine Viertelstunde entfernt, als wir in dem Bachbett das erste Wasser sehen; von Süden kommt ein kleines Rinnsal, das in einer kleinen zwischen Felsen liegenden Lache sein Ende findet. Wir folgen dem Bache bis zu dem steilen Kegelberge der Mission, passiren am Fuße desselben eine wilde Felsenmasse, über die das Wasser in dünnem Strome rinnt; dann öffnet sich das Thal etwas, noch hundert Schritte weiter, und wir sind an den heißen Quellen. Der ganze von denselben gespeiste Bach ist etwa ¼ Stunde lang, und in dem Unterlauf sieht das Wasser nichts weniger denn einladend aus; stagnirend bildet es schwarze, sumpfige von den Hufen der täglich passirenden Herden aufgewühlte Lachen, die in der glühenden Sonne höllische Dünste aushauchen. Trotzdem wird das schmutzige Wasser von den Leuten von Eilet fast ausschließlich gebraucht, da sie zu faul sind einige hundert Schritte weiter zu gehen und dort aus einer kalten Quelle das klare süße Wasser zu holen. Ueberhaupt huldigen die Beduan in Bezug auf Trinkwasser einem etwas absonderlichen Geschmack: süßes, klares Bachwasser gilt als ungesund und wird verschmäht, wenn das faulig schmeckende, schmutzige Wasser der Sandlöcher zu haben ist.

Die heißen Quellen entspringen auf einer Strecke von 100 Schritten, fünf an der Zahl. Das Wasser ist vollständig hell, schmeckt vorzüglich, fast wie ein schwacher heißer Thee und hat keinerlei schwefligen oder mineralischen Beigeschmack. Die Temperatur der Quellen ist verschieden, am höchsten in der südlichen, die etwa 60 bis 65° C. hat, schwächer in den übrigen, die etwa 50° C. haben. Doch ist die Temperatur in jeder Quelle nicht immer dieselbe, sondern schwankt um 10° auf und ab, ohne daß man die Ursache davon sagen kann; nur in den beiden Regenzeiten ist das Fallen der Temperatur durch den Hinzutritt des kühlen Regenwassers leicht zu erklären.

Die nähere Umgebung der Quellen selbst ist nicht sonderlich schön; sie besteht aus mäßig hohen, aber sehr steilen und zerrissenen Bergen, zwischen denen einige kleine dicht bewaldete Thäler eingebettet sind. Neben den Quellen sind eine Reihe Gräber derjenigen, die statt Heilung den Tod an den heißen Wassern fanden. Der bloße Anblick des Baches läßt nicht im Geringsten auf das Vorhandensein heißer Quellen schließen; das Wasser ist prächtig klar und weder steigende Blasen noch Dampf deuten die Temperatur an, bis man beim Hindurchschreiten die Hitze ziemlich empfindlich an den Sohlen spürt. Der rothe Schlamm in dem Bachbett beweist den Eisengehalt des Wassers, und große halbverwitterte Lavablöcke zeigen, daß einst vulcanische Kräfte hier gehaust haben. In den Wassern leben kleine Schildkröten, winzige Fische und einige Mollusken. Westlich der warmen Quellen etwa ½ Stunde entfernt liegt der Chor von Akuar in engem felsigen Thal, gespeist von einem kleinen Bach, der ebenfalls einer heißen Quelle einen Theil seines Wassers verdankt. Im Südwesten von Akuar und bedeutend höher gelegen ist die Landschaft Hadagena, eine prächtige Wildniß mit steilen Bergen und weiten Ebenen voll üppigster Fruchtbarkeit, mit wundervollen Fernsichten auf die Berge von Hamasin, nach denen ein schwieriger wenig begangener Pfad führt, der in Belesa auf dem Plateau endigt. Je näher man auf diesen Wegen dem Hochgebirge kommt, desto üppiger und kräftiger wird die Vegetation; selbst in der trockensten und heißesten Zeit ist in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß die Landschaft im schönsten grünen Schmucke zu finden, überall nie versiegende Bäche.

Das Badeleben in dem Eileter Bade beginnt mit Sonnenaufgang; dann kommen die Badegäste, die in dem Dorfe die Nacht zubrachten, und vertheilen sich an den Quellen. Alles sitzt bunt durcheinander in dem heißen Wasser, oft stundenlang, oder auch dicht daneben auf den Steinen mit Waschungen beschäftigt. Andere bearbeiten mit Füßen und Fäusten die auf einem glatten flachen Felsen ausgebreitete Schama (Umschlagetuch), um dieselbe wieder in einen courfähigen Zustand zu setzen. Die Familienväter und Mütter lassen ihren nackten Sprößlingen eine sehr nöthige Reinigung angedeihen, eine Wohlthat, die von den Rangen durchaus nicht gewürdigt wird, da dieselben, wenn sie nach mehrmaligen Untertauchen in dem heißen Waffer wieder frei werden, heulend und brüllend zu entrinnen versuchen, meistens ohne Erfolg. Später kommen die umherziehenden Ziegenhirten mit ihren Schutzbefohlenen und lassen denselben auch die Wohlthat eines Bades zukommen, indem die Ziegen und Schafe bei den Ohren in das Wasser geschleppt und mehrmals darin herumgewälzt werden. So wechselt Bild auf Bild, und erst die furchtbar brennende Mittagssonne verbietet jede Thätigkeit in ihren Strahlen. In der That ist die

Hitze etwas ungemüthlich; selten fällt das Thermometer im Schatten unter 24° C., steigt aber in den heißen Monaten Juli und August bis auf 45°. Gruppenweise liegen die Courgäste im Schatten einiger großen Bäume, essend, rauchend und schlafend, bis mit der sinkenden Sonne dasselbe Leben wie am Morgen beginnt. Gegen Abend kommen noch die von den Gebirgen zurückkehrenden Herden an den Bach zur Tränke. Obwohl auch kalte Quellen in der Nähe sind, trinken die Hausthiere doch das warme Wasser mit Vorliebe, ebenso die wilden Thiere. Am hellen Tage kommen Schweine, Antilopen und Perlhühner zu den heißen Quellen, mit Sonnenuntergang die zierlichen Wüstenhühner zu Hunderten, und in der Nacht Schakale und Hyänen, zuweilen auch der Löwe, seltener der Leopard. Die Menschen verlassen des Nachts den Platz; ein Theil zieht nach der schwedischen Mission auf den Berg, der größere Theil geht nach Eilet; und nur selten wagt es Jemand, die Nacht über an den Quellen zu bleiben. Die Gegend ist ziemlich berüchtigt und war es früher noch mehr, als das Modatthal gewissermaßen als neutrales Gebiet zwischen der türkischen Provinz Massawa und Abessinien lag und den Tummelplatz der Schnapphähne aus Tigre und der räuberischen Schoho bildete. Die einen Hauptgrund zu der bittern Feindschaft zwischen Aegypten und Abessinien bildende Besetzung des Tieflandes durch Aegypten hat die Nomaden zahm gemacht. Doch ist noch jetzt die ganze Gegend mit Recht wegen der vielen Raubthiere, namentlich der Löwen, verrufen und deshalb die Abneigung der Eingeborenen, dort des Nachts zu campiren, sehr erklärlich. Wir nahmen unser Nachtquartier bei den gastlichen schwedischen Missionären, die ein wohlgebautes, steinernes Haus auf einem steilen kegelförmigen Berg in der Nähe der Quellen besitzen und dort durch Erziehung von abessinischen Kindern und Bildung von eingeborenen Lehrern zur Hebung des Volkes zu wirken suchen, leider mit weniger Erfolg, als den wirklich edlen und eifrigen Männern zu wünschen ist. Der Eintritt in Abessinien ist den protestantischen Missionären untersagt, auf Anstiften der eingeborenen Geistlichkeit, sehr zum Schaden des abessinischen Volkes, dem tüchtige Lehrer gewiß Noth thun. So lange jedoch das koptische Pfaffengesindel in Abessinien wirkt, ist keine Besserung möglich; der erste Schritt zur Aenderung müßte darin bestehen, diese priesterliche Schwefelbande und ihre Anhänger ohne Schonung auszurotten.

Den heißen Quellen werden von den Eingeborenen die erstaunlichsten Wirkungen auf die Gesundheit und Heilung aller erdenklichen Uebel zugeschrieben; gegen Syphilis werden sie stark benutzt und bei Fiebern, Dysenterien und Rheumatismen ist die Wirkung auch recht günstig. Meines Erachtens üben sie jedoch dadurch den besten Einfluß, daß sie ihre Besucher zu einer gewissen Reinlichkeit zwingen, und wer den Hang zum Schmutze der Abessinier und Samharabewohner kennt, wird diesen Einfluß hoch genug schätzen. Die Frequenz der Quellen ist am stärksten in den heißen trockenen Monaten, in denen die Bewohner von Tigre das Hauptcontingent der Badenden stellen; am schwächsten in den Regenmonaten (November bis Februar). Obwohl dann das ganze Tiefland in wundervollstem Pflanzenschmuck steht, wird es von den Nichteingeborenen sorgfältig gemieden, denn dann herrscht das Fieber in der ganzen Gegend und fordert überall Opfer, selbst unter denen, die das Tiefland in wenigen Marschtagen passirten. Die Bergbewohner flüchten dann in ihre gesunde Heimath und verlassen dieselbe erst wieder, wenn das an den Hängen gepflanzte Getreide gelb wird, das trockene Gras im Tiefland in Brand geräth und die schwarzen Rauchwolken und der von dem Söhel aufwirbelnde rothe Staub ihnen den Beginn der fieberfreien Zeit ankündigt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Nickelbergwerke in Neu-Caledonien.

Ein sachverständiger Australier, der diese Bergwerke vor kurzer Zeit besuchte, giebt darüber folgende Nachrichten. Die Stadt Kanala, von welcher die Bergwerke ihren Namen haben, liegt einige Meilen aufwärts an einem Flusse, der in die Kanala-Bay mündet, welche der Schifffahrt Schutz gewährt. Die Stadt besteht bis jetzt bloß aus wenigen Baracken, die ein Unterkommen gewähren können; nur der Commandant, die Truppen und die Sträflinge sind mit guten Wohngebäuden versorgt. Alle Lebensmittel sind sehr theuer, wenig Auswahl und schlechte Qualität machen sich ebenfalls bemerklich. Brot, Thee und Zucker waren erst längere Zeit hindurch die ausschließlichen Subsistenzmittel der von Australien ankommenden Bergleute; in neuerer Zeit ist Salzfleisch hinzugekommen; der Verkauf eines angekommenen Schweizerkäses zu 5 Frcs. pr. Kilo wurde von den Bergleuten gerade mit Ungeduld erwartet.

Die Nickelmine „Boa Kaine" liegt drei englische Meilen von Kanala entfernt und wurde vor einem Jahre von einem erfahrenen Goldgräber aus Victoria, Mr. Hanckar, erschlossen. Er ließ dreißig Tonnen Erz auf den Köpfen der Eingeborenen von dort ans Meer schaffen und verschiffte dieselben. Dann ließ er eine Anzahl erfahrener Bergleute von Australien kommen und engagirte auch Eingeborene, die fleißig und willig arbeiten und auch noch andere Eigenschaften haben, welche sie zur Civilisation geeignet machen. Sie treiben etwas Ackerbau; das culturfähige Land ist aber sehr beschränkt, und jedem derselben sind von der französischen Regierung nur drei Hektaren als Eigenthum zugewiesen worden. Die Arbeiten am Bergwerke sind schon weit vorgeschritten. Ein Stollen ist 250 Fuß weit bis zur Nickelader in den Berg getrieben und derselben nach beiden Seiten hin 300 Fuß weit nachgegraben worden, ohne daß sich eine Unterbrechung gezeigt hätte. Die Ader ist bis zu 10 Fuß dick. Man gräbt nun 300 Fuß tiefer am Berge einen zweiten Stollen. Mittelst einer Rollbahn soll das geförderte Erz nach dem Einschiffungsplatze gebracht werden, von wo es in flachen Booten flußabwärts bis zum Pic de Mars geschafft und dort in die Seeschiffe für Europa verladen wird. Bis jetzt wird nur das reine Erz exportirt; das geringere soll geschmolzen werden, sobald die nöthigen Apparate angelangt sind. Diese Nickelbergwerke dürften auf die Entwickelung Neucaledoniens eine sehr günstige Einwirkung ausüben.

Argentinischer Begräbnißgebrauch.

Aus der Colonie Alejandra (Prov. de Santa Fé) erhalten wir folgende dankenswerthe Zuschrift des Friedensrichters Herrn German Soechting vom 5. Mai 1876.

„In Band XXIX, Nro. 8, S. 125 des „Globus" fand ich eine Stelle, worin über die Begräbnißgebräuche der österreichischen Südslaven Folgendes angeführt wird: „Hierbei muß noch bemerkt werden, daß, wenn ein Kind gestorben ist, seine eigene Mutter nicht weinen darf, denn, sagt der Aberglaube, ihr Kind starb ja frei von Sünde, seine Seele ist in eine bessere Welt entflohen, wozu also weinen?"

Ganz derselbe Aberglaube herrscht auch hier in Südamerika in der argentinischen Republik bei der eingeborenen ländlichen Bevölkerung vor. Ich hatte Gelegenheit, dieses auf der Colonie Esperanza, Prov. de Santa Fé, zu beobachten. Wenn ein Kind stirbt, so wird dasselbe in einen blauangestrichenen Sarg gelegt, welcher mit Kränzen geschmückt ist, und dieser mit einer brennenden Kerze darauf mitten ins Zimmer gestellt. Es werden dann Nachbarn und Freunde Abends zur Tafel geladen. Nachdem das Essen vorüber, wird mit einer Guitarre Musik gemacht und die ganze Nacht hindurch getanzt bei fröhlichem Zechgelage: Wein und Genever, in hinreichendem Quantum genossen, setzen die Versammlung in die fröhlichste Stimmung. Denn, sagen die Hiesigen, eine Kindesseele geht unmittelbar in den Himmel ein, und darüber muß man sich freuen, wie der Herr Pfarrer lehrt. Am folgenden Morgen begleitet die ganze Gesellschaft den Kindessarg zur Kirche und nach dessen Einsegnung zum Kirchhof, Alle hoch zu Roß, da den Campbewohnern Wagen fehlen. Ich selbst wurde zweimal zu einem solchen Feste eingeladen, schlug indessen die Einladung ab, indem ich mich unter irgend einem Vorwande, krank oder zu sehr beschäftigt zu sein, entschuldigte. Die katholischen Pfarrer, selbst deutsche verjagte Jesuiten hier, nähren diesen Gebrauch und nehmen an solchen bacchanalischen Todtenfesten keinen Anstoß; sind sie doch gewiß, daß ihnen für die Einsegnung ein guter Lohn zufällt."

Mc Minn's Reise am Katherine-Flusse in Nord-Australien.

H. G. Es ist auffällig, daß der Katherine-Fluß, einer der schönsten und bedeutendsten Flüsse im Northern Territory der Colonie Südaustralien und nicht weit von den dortigen Goldfeldern, so lange unbekannt geblieben ist. Nicht einmal den Ort seiner Mündung in die See kannte man bisher. Und dennoch befindet sich auf den wenigen Miles seines Laufes in der Nähe der Katherine-Telegraphenstation, welche bereist wurden, gerade das beste Land mit fettem schwarzen Alluvialboden auf der ganzen langen Ueberlandtelegraphenlinie durch das Herz Australiens. Der Fluß ist hier von Ufer zu Ufer, welche 90 bis 100 Fuß hoch felsenartig ansteigen, 500 Yards breit. In der trockensten Jahreszeit behält er an der Uebergangsstelle des Telegraphen noch eine Wasserbreite von 150 und eine Tiefe von 2½ Fuß.

Der jetzige Government-Resident des Northern Territory, Mr. Prince, schickte nun im September 1876 von Port Darwin eine kleine Gesellschaft unter Führung des Mr. G. R. Mc Minn aus, um den Katherine River und den Daly River näher zu erforschen. Mc Minn ist zu Anfang November nach Port Darwin zurückgekehrt und berichtet von dort über das Resultat seiner Reise telegraphisch nach Adelaide wie folgt. „Wir verfolgten den Katherine auf 240 Miles, und es ergab sich, daß er und der Daly keineswegs, wie man bisher annahm, zwei verschiedene Flüsse bilden, sondern vielmehr ein und derselbe Fluß sind. Wir überschritten ihn und erforschten das Land nach Westen und Süden zu. Der Boden war, ungeachtet vieler großer Lagunen und perennirender Wasserläufe, von sehr geringer Qualität. Meistentheils passirten wir hochgelegenes rauhes Tafelland, welches mit Scrub und Stachelschweingras bestanden war. Wir untersuchten alle Höhenzüge auf Gold, fanden aber nirgends welches. Nur über einen Block Land, im Umfange von sechs- bis siebenhundert Quadratmiles, kamen wir, welcher basalt- und kalkhaltig war und eigentlich den einzigen Strich wirklich guter Gegend bildete, den wir auf der Reise antrafen. Derselbe begann 25 Miles südwestlich von der Shacke (?? soll wohl heißen Katherine) Telegraphenstation und breitete sich von da nach Westen und Norden aus. Er war durch Quellen reichlich bewässert und enthielt fetten schwarzen Boden. Die Eingeborenen waren zahlreich und belästigten die Reisenden sehr."

Vom Büchertische.

Neuer Verlag von Otto Spamer in Leipzig:

H. von Lankenau und L. v. d. Oelsnitz: Das heutige Rußland. I. In Europa. II. In Asien. (Geheftet 7½ resp. 6½ Mark, gebunden 9 resp. 8 Mark.)

Zwei weitere zeitgemäße Bände jenes für größere Kreise bestimmten, aber auch für den Geographen und Ethnographen von Fach sehr brauchbaren Sammelwerkes „Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen", welches unter Redaction von F. von Hellwald und R. Oberländer erscheint. Die beiden vorliegenden Theile, wie immer sehr reich und zum großen Theile nach den neuesten und besten Vorlagen illustrirt, werden um so erwünschter kommen, als sie in interessanter Darstellung Quellen benutzen, welche, weil Russisch abgefaßt, verhältnißmäßig wenigen zugänglich sind.

Dr. O. Ule: Die Wunder der Sternenwelt. Zweite vermehrte Auflage von Dr. Hermann J. Klein.

Ursprünglich von dem tiefbetrauerten, für populäre Darstellung so vorzüglich befähigten Ule geschrieben, von einem solchen Fachmann, wie H. J. Klein, dem Herausgeber der „Gaea", theilweise umgearbeitet, erweitert und auf den neuesten Standpunkt der Forschung gebracht und dabei von einer so verschwenderisch reichen Ausstattung mit Holzschnitten, Chromolithographien und Himmelskarten versehen, daß man selten mehr als drei, vier Seiten in dem an 500 Seiten starken Bande ohne Abbildungen trifft, wird dies lehrreiche Buch zweifellos sich zahlreiche Freunde erwerben. Als besonders erweitert und verändert sind die Abschnitte über das Fernrohr, die Spectralanalyse (ganz neu), den Mond, die Sonne (letztere beiden vorzugsweise prachtvoll illustrirt), die Kometen und Meteor-Asteroiden und anderes hervorzuheben.

Richard Andree: Wirkliche und wahrhafte Robinsonaden, Fahrten und Reiseerlebnisse aus allen Zonen. (Zweite Auflage, gebunden 5½ Mark.)

Auf geographischem und ethnographischem Hintergrunde eine mit 97 Bildern ausgestattete unterhaltsame Reihe merkwürdiger Reisen und Erlebnisse in den verschiedensten Theilen der Erde von Labrador, Grönland und Spitzbergen im Norden bis nach Patagonien und den Crozet-Inseln im Süden, von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts beginnend bis herab zum Jahre 1859, zum Theile auf selten gewordene Originalwerke basirt. Vorangeschickt ist als Einleitung „Der Wunderglaube und das Geheimnißvolle in der Erdkunde", eine jener vergleichenden Zusammenstellungen aus allen Zeiten und Ländern, in denen der belesene Autor Meister ist.

W. Dietlein: Deutschland über Alles!

Eine Folge von 88 Charakterbildern über Land und Volk aus allen Theilen Deutschlands, die den besten Autoren entnommen sind; man findet Namen wie Kutzen, Daniel, Kohl, Schleiden, Möser, Pröhle, E. M. Arndt, Simrock, G. Schwab, Riehl u. s. w. Ein kurzer Abriß der politischen Geographie und ein Register sollen das Buch zu einem brauchbaren Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus gestalten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Peking und Umgebung.

II.

Die Sommerpaläste im Nordwesten Pekings.

Etwas über eine deutsche Meile von der nordwestlichen Ecke Pekings, welches selbst noch in völliger Ebene und nur 121 Fuß über dem Meere liegt, steigen die ersten Hügel und Ausläufer des großartigen Gebirgskranzes an, welcher

Brothändler auf dem Markte am östlichen Blumenthore[1]). (Nach einer Photographie.)

die Alluvialebene des Pei=ho im Westen und Norden umgiebt und den breiten Absturz des mongolischen Hochlandes bildet. Dort erhebt sich zu 300 Fuß Höhe der Yü=tsüan=

[1]) S. vorige Nummer S. 118.

schan oder Berg der Nephrit-Quelle, und östlich davon der mit reicher Vegetation, namentlich Fichten, bedeckte Wan-schóu-schan, und zwischen beiden entspringt eine reiche klare Quelle, mit deren Wassern schon im zwölften nachchristlichen Jahrhundert die Kaiser der Kin-Dynastie einen großen dort gegrabenen See speisten. Das Wasser fließt dann im Bogen nach Südosten, erreicht die Hauptstadt an der Nordwestecke und füllt die Gräben, welche die tatarische und chinesische Hälfte derselben rings umziehen, sowie die Reihenfolge von Seen, welche das kaiserliche Quartier beleben. Diese liebliche Gegend lockte schon frühzeitig die Herrscher Chinas an, und schon die Kin-Kaiser erbauten auf dem Yü-tsüan-schan ihre Sommerpaläste, deren Reste noch sichtbar sind. Kaiser Kang-hi gab den dortigen Anlagen um 1700 ihre heutige Gestalt, während die Bauten des benachbarten Wan-schóu-schan von Kaiser Kien-lung aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammen. Wie bekannt, mußte im September 1860 dieser Sommerpalast und der von Yüan-ming-yüan (östlich vom Wan-schóu-schan in der Ebene) für die Grausamkeiten büßen, welche die Chinesen an englischen Gefangenen verübt hatten; schon von Ferne zeigen heute rauchgeschwärzte Ruinen von Tempeln, Palästen und Pagoden die Spuren von der Wirksamkeit der englischen Bomben und des Feuers.

Als im Winter 1872 bis 1873 der junge, seitdem (1874) wieder verstorbene Kaiser Tung-tsche mündig wurde und damit zur Regierung gelangte, richtete er sein ganzes Streben auf drei Dinge, die er während der strengen Zucht seiner Minderjährigkeit nicht hatte erreichen können: er aß im Uebermaß Zuckerwerk und Süßigkeiten, er wollte die Thürme der französischen bischöflichen Kirche, welche über die Gartenmauern seines Palastes ragen, durchaus verkürzen und drittens die Sommerresidenz Yüan-ming-yüan (d. i. Gärten der vollkommenen Reinheit) wieder herstellen, um dort vor seinem Tyrannen, dem Ministerium des Ritus, wenigstens zeitweilig Ruhe zu finden. War der Unglückliche doch die ersten achtzehn Jahre seines Lebens in dem Pekinger Palaste eingesperrt gewesen und hatte dieses große Gefängniß nicht verlassen dürfen! Sein früher Tod hat diese Erneuerungsversuche wahrscheinlich auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, vertagt.

Der Hügel Yü-tsüan-schan. Im Vordergrunde der Piknik-Pavillon.

Von den drei erwähnten Gartencomplexen, die genau unter 40° nördl. Br. ungefähr in einer geraden Linie von Westen nach Osten sich hinziehen und denen sich westlich und höher im Gebirge noch ein vierter für die kaiserlichen Jagden bestimmter Park, der Hiang-schan [1]), anschließt, wird von den Fremden zumeist der Wan-schóu-schan (d. i. Berg der zehntausend langen Lebenszeiten) besucht, dessen Besichtigung wie die der anderen Gärten sich unschwer mit Geld erkaufen läßt, während man den in der Ebene liegenden Yüan-ming-yüan nur verstohlener Weise betreten kann, indem man die vielfach schadhafte Mauer übersteigt. Niemand kommt eben nach Peking, ohne daß sich irgend einer seiner Bekannten verpflichtet fühlt, ihm Wan-schóu-schan und auf

---

[1]) Wir verweisen hier nochmals behufs näherer Orientirung auf Karte und Text von Dr. E. Bretschneider's vortrefflicher Arbeit „Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland" (Ergänzungsheft Nr. 46 zu den Petermann'schen Mittheilungen), wo die kaiserlichen Sommerpaläste auf S. 22 bis 24 behandelt werden. Dort wird besonders auch des Parkes Hiang-schan als eines herrlichen Fleckchens Erde gedacht, dessen Reize schon die Kin-Kaiser im zwölften Jahrhunderte anzogen. Schattiger Wald besonders von chinesischen Fichten und anderen Nadelhölzern, doch auch von mancherlei Laubbäumen und Gesträuchern, bedeckt das ganze große Terrain. Alte Marmorbrücken führen über die Schluchten; überall sprudeln silberklare Quellen, bilden Bassins und rauschen dann der Ebene zu. Die Tempel und anderen Gebäude sind freilich dem Verfalle preisgegeben; aber die Natur hat nichts von ihrem Zauber verloren. „Tiefe feierliche Ruhe herrscht gewöhnlich in diesem herrlichen Walde und friedlich äsen große Rudel Hirsche (der gefleckte Cervus Axis) das saftige Gras. Man hört nichts als das Plätschern des Wassers und das laute Singen der Cicaden, dazwischen wohl auch das melodische Pfeifen des Pyrols (Oriolus cochinchinensis). Und welch' bezaubernd schöne Aussicht genießt man, wenn man den Gipfel des wohl 1000 Fuß hohen Berges erreicht. Zu Füßen liegt die stolze Pagode von Yü-tsüan-schan, dahinter der blaue See mit seinen Inseln und schneeweißen Marmorbrücken, der grüne Hügel von Wan-shou-schan mit seinen malerischen Ruinen und die ausgedehnten Gärten von Yüan-ming-yüan. Weiter nach Südwesten sieht man von Nebelduft umflossen das gewaltige ummauerte Viereck, welches die Residenz vorstellt und aus dessen laubreicher Mitte sich der zugespitzte Meishan-Hügel in der Kaiserstadt erhebt."

H. CATENACCI

Die siebzehnbogige Brücke (Schi-tsi-kung-kiao) im Parke von Wan-schóu-schan. (Nach einer Photographie.)

dem Wege dahin den Tempel mit der großen Glocke zu zeigen. Dieses Seitenstück zu der Moskauer Riesenglocke, welches 25 Fuß hoch ist und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gegossen wurde, ist innen und außen vollständig mit buddhistischen Sprüchen in chinesischer und tibetanischer Sprache bedeckt; die erhöhten Buchstaben sind etwa 2 Centimeter groß. Um nach dem Sommerpalaste zu gelangen, wählt man meist das Thor Si-tschi-men in der westlichen Mauer der Tatarenstadt und gelangt von dort in einer Stunde Trab auf einer guten Straße aus Quadersteinen und durch eine anmuthige, wohlbebaute Ebene nach dem Dorfe Hai-tien. Rechter und linker Hand führt noch je ein anderer Weg dem gleichen Ziele zu und zwar der zur Rechten über Ta-tschung-tse, das Kloster mit der großen Glocke. Als Choutzé jenes Thor durchritt, machte sich plötzlich unter den Passanten eine allgemeine Bewegung bemerklich: die Kutschen hielten an, die Fußgänger traten zur Seite und die Reiter stiegen von ihren Gäulen. Einer der letzteren, der im Sattel geblieben war, wurde deshalb von einem hereinkommenden Beamten mit dem rothen Knopfe, dem ein ziemlich zahlreiches Gefolge und eine Herde von acht gelbgezäumten Pferden folgte, hart angelassen. Das waren die acht kaiserlichen Gäule, welche draußen geweidet hatten und nun in die Stadt zurückkehrten. Chontzé, dem es widerstand, an den allgemeinen Ehrenbezeugungen für die Thiere theilzunehmen, blieb zu Pferde, aber hielt sich ein wenig zur Seite. In Hai-tien traf er mit mehreren Freunden zusammen, welche in einer kleinen Pagode ihre Wohnung aufgeschlagen hatten und den Schnepfen des Teiches bei dem Sommerpalaste eifrig nachstellten; dann ging es weiter auf der Steinstraße nach dem Pavillon am Seeufer, den die europäischen Bewohner der Hauptstadt bei ihren Ausflügen zur ständigen Frühstücksstation sich erwählt haben. Linker Hand fließt ein Bach und dehnen sich Reisfelder und der Seespiegel aus, auf welchem Lotus und weiße und rothe Seerosen schwimmen, während zur Rechten Trümmer von Häusern liegen, in denen die Beamten aus dem kaiserlichen Gefolge logirten; es sind roth abgeputzte Mauerstücke, an deren Fuß sich im Frühjahr ein Veilchenteppich ausbreitet, welchen im Herbst der wilde Wein ersetzt. Auch die Reste

Der Hügel Wan-schóu-schan mit dem See Kung-ming-hu. (Nach einer Photographie.)

des Zwingers liegen dort, in welchem die Kaiser Tiger aus der Tatarei hielten. — Am Bache wuschen tatarische Weiber in rosenrothen und grünlichen Kleidern ihre Wäsche, und dahinter hob sich von dem tiefblauen Himmel der Hügel Wan-schóu-schan mit seinen grellfarbigen Gebäuden und dem dunkelgrünen Laubschmucke scharf ab. Zwanzig Minuten von Hai-tien führt die Straße unter einem Triumphbogen hindurch, darauf quer über einen Exercirplatz und durch ein verschanztes Lager von 100 Meter Durchmesser und erreicht endlich die rothe Mauer des Parks, deren rothes Thor, rechts und links von je einem schönen phantastischen Löwen aus Bronze bewacht, weit offen stand. Dort mußte die Gesellschaft ihre Pferde in der Obhut der Reitknechte zurücklassen; denn den Thieren ist der Eintritt nicht gestattet, und es war schon viel, daß man die Menschen ohne Weiteres eindringen ließ.

Zuerst durchschreitet man zwei Höfe, welche mit den Trümmern zerstörter Gebäude bedeckt sind; mehrere verkohlte Baumstämme zeugen dort noch heute von der Macht des Feuers, welches hier vor einem halben Menschenalter gewüthet hat. Auch einige Felsblöcke von bizarrer Gestalt liegen dort und tragen eingemeißelte Verse des Kaisers Kiën-lung. Darauf betritt man eine lange Fichtenallee, in deren Mitte ein mit Ziegelsteinen gepflasterter Pfad entlang führt. Letzterer war einst von einer langen Gallerie überdeckt, von welcher noch einige Säulen erhalten sind und die sich, von den beiden Baumreihen beschattet, am See hinzog, parallel dem eleganten Geländer aus weißem Marmor, welches das Gewässer umgiebt. Und während dem Beschauer zur Linken sich der stille mit Lotus und anderen Wasserpflanzen bedeckte Seespiegel ausbreitet, plätschert zur rechten Hand ein Bach herab, über welchen hinweg unter dem Schatten zweier riesigen Weiden eine kleine Brücke zu dem sechseckigen Thore eines kaiserlichen Absteigequartiers führt. Weiterhin liegen wieder Trümmerhaufen, aus denen noch die gelben, blauen, grünen, violetten und schwarzen Fayenceziegeln der zerstörten Gebäude hervorleuchten.

Auf jener Fichtenallee erreichte die Gesellschaft zuletzt den Piknik-Pavillon, wo schon das von Dienern bereitete Frühstück ihrer harrte. Als Tisch diente der Steinboden, als

Sitze einige lose zerbrochene Ziegeln, die in nur allzu großer Menge an dem reizenden Platze herumliegen, und als Teller große Seerosenblätter aus dem nahen See, der außerdem das Wasser zum Thee und eine Art Hechte lieferte. Kaiserliche Gärtner hatten bei ihrem Fange, der mittelst kleiner Süßwasserkrabben aus dem See selbst stattfindet, der Dienerschaft geholfen. — Dem Auge bietet sich von dieser Stelle ein lachender Anblick dar: Schaaren von Wasserhühnern und wilden Enten schwärmen über dem See und fallen in die Rohrdickichte und zwischen die rothen Seerosen ein. Im Westen des Sees steigt der Hügel Yü-tsüan-schan mit seiner Pagode empor und dahinter die 3000 bis 6000 Fuß hohen Berge des nördlichen Tschili, und im Südosten auf dem gegenüberliegenden Seeufer zeigt sich die von Peking kommende Steinstraße sowie die große „siebzehnbogige Brücke" (Schi-tsi-kung-kiao) aus weißem Marmor, welche das Ostufer mit einer kleinen künstlichen Insel, wie deren mehrere mit Tempeln und Kiosken geschmückte im See liegen, verbindet. Dieselbe ruht auf einem Marmorfundament, ist von einem reichen Geländer umgeben und mit Mauerwerk bedeckt, in welchem Grotten und unterirdische Gänge angebracht sind. Sie ist groß genug, um nicht unbedeutende Baulichkeiten, wie ein Absteigequartier für den Kaiser, Wohnungen für die Leibwache und einen Tempel, zu tragen. Eine große bronzene Kuh bewacht den Zugang. Ein wenig rechts von dieser Insel, d. h. mehr nach Süden zu, sieht man die „Buckel-Brücke" halbwegs zwischen Hai-tien und Wan-schön-schan, welche so stark gewölbt ist, daß sie nur Fußgänger und auch nur mit Hülfe der angebrachten Stufen passiren können. Rechts von ihr zeigt sich eine ganz runde Insel, welche früher das Aussehen einer kleinen Festung hatte, weil sie rings von Zinnenmauern umgeben war, über welche die Dächer und Pagoden herüberragten. Aber eines Nachts plünderten Diebe das Innere und legten dann Feuer an, so daß von der frühern Herrlichkeit, wie fast überall hier, wenig geblieben ist. Und zum Beschlusse des Rundblickes weilt das Auge zuletzt wieder auf der weithin sichtbaren schlanken Pagode des Hügels und Parkes Yü-tsüan-schan, welche unter Kaiser Kang-hi (1662 bis 1723) erbaut wurde und an deren Fuße die schon erwähnte „Nephrit-Quelle" entspringt. Alltäglich holen eine Anzahl kleiner Karren große Mengen ihres geschätzten Wassers zum Gebrauche des Kaisers und reicher Leute nach der Hauptstadt. Der herrliche, rings von einer Mauer umgebene und vielerlei Baulichkeiten enthaltende Park dient heute als eines der vielen Asyle für alte, ausgediente Verschnittene des kaiserlichen Hofes. Diese Unglücklichen, deren große Anzahl durch den Umstand erklärt wird, daß jede Frau des Kaisers von der ersten Kaiserin herab bis zum Nebenweibe fünften Ranges nicht weniger als hundert solcher Eunuchen um sich hat, bewohnen in der kaiserlichen Stadt einen eigenen Palast, den Lao-kung-tschu, und unterstehen der Hofintendantur. Zwischen dem zehnten und funfzehnten Lebensjahre treten sie ihr Amt an, in welchem sie es oft zu bedeutendem Einflusse, Macht und Reichthum bringen. Manche verlassen später den Palast, legen sich dann, wie die verschnittenen schwarzen Würdenträger des Sudan, ungenirt eine Gemahlin zu und halten besonders darauf, daß ein möglichst kostbarer Leichenstein ihre Ruhestätte in dem für sie bestimmten Begräbnißplatze, einem der schönsten Parks im Westen der Stadt, ziere, während weniger glückliche oft aus dem Palaste gejagt werden und auf der Straße ihr Ende finden. Es sind die einzigen Männer, welche außer dem Kaiser selbst vor den Frauen des innern Palastes erscheinen dürfen. Ihr Oberster trägt den Krystallknopf der fünften Beamtenclasse. Die Einkäufe des Hofes gehen durch ihre Hände, und sie verstehen sich so meisterlich darauf, daß dem Kaiser ein Ei, welches jeder Chinese — sagen wir mit 5 Pfennigen bezahlt, auf deren 80 bis 100 zu stehen kommt. Ja, unter einer frühern Regierung ist einmal die Jahresausgabe für Schminke allein auf 10 Millionen Sapeken gestiegen (Sapeken, auch Kasch, Tsien, Tschoch genannt, sind jene runden, durchlöcherten, gegossenen Münzen aus einer Legirung von Kupfer, Zinn, Zink und Blei im Werthe von $^2/_3$ Pfennig). Eunuchen gab es in China schon in sehr alter Zeit und sie recrutirten sich anfangs aus den Verbrechern. Allmälig vertraute man ihnen dann die Dienstleistungen an; besonders in Gunst standen sie im zweiten nachchristlichen Jahrhundert bei Kaiser Ling-ti aus der Han-Dynastie. Schließlich wurden sie aber so mächtig, daß sich Verschwörungen unter den Großen des Reiches gegen sie bildeten, denen sie jedoch mit grausamer Gewalt ein Ende machten. Im Jahr 784 brachen überall im Reiche Aufstände gegen sie aus und wurden nur mit Mühe und mit Hülfe der rücksichtslos angezogenen Steuerschraube unterdrückt. Mehrere Kaiser wurden von den Verschnittenen vom Throne gestoßen oder ermordet, und letzterer oft ganz nach ihrem Gutdünken und mit ihnen ergebenen Prinzen besetzt. Hwait-song, der achte Kaiser der Song-Dynastie, begünstigte einige Eunuchen so sehr, daß er ihnen Aemter und Würden verlieh, welche sonst ausschließlich Prinzen von Geblüt vorbehalten waren. Doch schon sein Nachfolger Hong-wu verfügte, daß kein Verschnittener weder ein bürgerliches noch ein militärisches Amt bekleiden dürfte.

Die gegenwärtig herrschende Mandschu-Dynastie hält sie viel strenger als alle vorhergehenden von den Staatsangelegenheiten fern, ohne sie jedoch ganz zu unterdrücken. Vielmehr hat die Hofintendantur nach wie vor die Aufgabe, ihren Bestand vollzählig zu erhalten, und eine Summe von 8 bis 10 Taël (50 bis 60 Mark) reicht hin, um arme Leute zur Auslieferung ihrer Söhne zu bringen. Uebrigens ist es durch besondere Gesetze Privatleuten verboten, Eunuchen zu halten, wie auch die Zahl derer, welche die Prinzen von Geblüt besitzen dürfen, gesetzlich festgestellt ist.

Topographische Skizze der Vegetationsgebiete Hochasiens

(nebst Bericht über Anlage des Herbariums).

Von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.

II.

Landesregion II: Das westliche Stromgebiet von Tibet. Landesregion III: Hochland Ost-Turkistans vom Karakorum-Kamme gegen Norden, und Künlün-Gebirge. (In der Transscription lauten hier die Vocale und die Diphthongen alle wie im Deutschen; von den Consonanten aber ist ch = „tsch"; j = „dsch"; sh = „sch"; z = weiches „s". — Die Höhen sind in „engl. Fuß" gegeben. — In den „Results" und in den „Reisen", sowie in meinen „Akademie-Mittheilungen" ist auch in jedem mehrsilbigen Worte die betonte Silbe mit dem Accente bezeichnet.)

Landesregion II: „Das westliche Stromgebiet von Tibet", mit den Provinzen Gnari Khorsum, Spiti, Rupchu, Tsankar oder Zankhar, Pangkong, Ladak, Dras, Nubra, Balti, Hazora (Ghilghit).

Diese Reihe der im botanischen Materiale vertretenen Provinzen Tibets bildet zusammen die westliche Hälfte jenes mächtigen Hochlandes, das sich in seiner allgemeinen Gestaltung als ein großes in der Mitte gehobenes Längenthal dargeboten hat, mit dem Stromgebiete des Dihong im Osten und mit jenen des Indus und Satlej im Westen. Die Grenze Tibets im Norden, die Kammlinie der Karakorum-Kette, bildet zugleich der ganzen nördlichen Seite Tibets entlang ohne Unterbrechung die Wasserscheide und ist so die trennende Linie zwischen den Stromgebieten Indiens im Süden und jenen der Mongolei und Ostturkistans im Norden. In der Himalaya-Kette dagegen finden sich ungeachtet ihrer bedeutenden mittlern Höhe und ihres, vorzüglich auf der Südseite, ungleich steilern Ansteigens zahlreiche Depressionen, verbunden mit Veränderung der Thalrichtung und Wendung der Flüsse gegen Süden; dies herrscht vor im westlichen Tibet und bietet sich selbst längs des Satlej- und längs des Indus-Thales, während der Hauptfluß Dihong im Osten den Himalaya-Kamm nicht durchschneidet, sondern an dessen östlichem Ende gegen Assam umströmt.

In ihrer politischen Stellung sind die einzelnen Theile des westlichen Tibet unter sich sehr verschieden; aber das östliche Tibet, Bodyul, ist seiner ganzen Ausdehnung nach eine einzige von China abhängige Provinz, nur unter getrennter Regierung und Administration[1]); das central gelegene Gnari Khorsum ist unmittelbar Provinz von China, und es war deshalb ungeachtet großer Vorsicht sehr schwer gewesen, in diesen Theil von Tibet vorzudringen.

Ueber die Terrainverhältnisse des östlichen Tibet sind neuerdings, erst seit Vorlage dieses Berichtes, gleichfalls Daten directer Entfernungs- und Höhenmessungen durch einen Mann unsers frühern Gefolges, Nain Singh aus Milum, nach Indien gelangt. Er war schon von uns mehrmals zu correspondirenden Beobachtungen an einzelnen Stationen und dann längs Routen verwendet worden, und hatte selbst, obwohl er nur Hindostani und Tibetisch sprach, eine Zeit lang den Wunsch geäußert, nach Europa mit uns zu gehen („Results" I, p. 39); später wurde er durch Oberst Montgomery als entsprechender Gehülfe der Great Trigonometrical Survey übernommen. (Was das Flußsystem betrifft, scheint er den Hauptfluß Osttibets, der nach den unmittelbaren Angaben, die ich in Bhutan von Tibetern erhielt, in seinem obern Theile Tsangbochu und im untern Dihong genannt wird, ähnlich wie meist die Europäer in Indien vom eigentlichen Brahmaputra Assams in der Benennung nicht getrennt zu halten. An der Vereinigungsstelle selbst bilden aber die beiden Flußrichtungen nahezu einen rechten Winkel und der Brahmaputra — oder „Lohit" bei den nordöstlich von Assam folgenden Aboriginern — ist in seiner Wassermenge der größere. Eigene vergleichende Prüfung der zu bietenden Namen ist überhaupt von Eingeborenen als Beobachtern, wenn auch praktisch ganz gut vorbereitet, nicht zu erwarten.)

Die Provinz Spiti ist seit 1849 in Besitz des indischen Reiches, aber als Dependenz mit besonderer Verwaltung. In der letzten Periode des Sikh-Reiches hatte Spiti zu diesem gehört; nach dem Friedensschlusse von 1846 war es als Lehen gegen Tribut dem damals selbständigen Raja von Bisahir verliehen worden, bei dem es aber nur drei Jahre belassen wurde.

Ladak war früher die Hauptprovinz eines tibetischen Königreiches, das erst von Gulab Singh erobert und seinem Kashmir-Reiche annectirt wurde. Mit den Provinzen von Rupchu bis Nubra bildete es das Reich Ladak oder Mittel-Tibet.

Balti, mit Hazora und Ghilghit zusammen als das Reich Balti oder Klein-Tibet bezeichnet und früher ebenfalls unabhängig, gehört jetzt auch zu Kashmir. Nur Ghilghit ist noch jetzt nicht ganz von den Kashmiris bewältigt; zur Zeit unserer Reisen waren unter der Bevölkerung viele Unruhen, und es konnten selbst die Sammler Ghilghit nicht besuchen. Gleiches hatten wir zum Theil von den ganz westlichen und nordwestlichen Gauen der Provinz Balti, an Ghilghit grenzend, gehört, und es ergab sich auch, daß es dort allerdings für das Sammeln großer Vorsicht bedurfte, aber mehr wegen Unsicherheit des Verkehres durch Plünderungen als wegen der politischen Zustände.

Die Vertheilung unserer Bereisungen war die folgende:

Gnari Khorsum wurde 1855 von meinen Brüdern zuerst vom 9. Juli bis 22. August besucht, wobei sie bis Gartok, der Hauptstadt der Provinz, gelangten, jedoch unter großen Schwierigkeiten mit den chinesischen Behörden sogleich an der Grenze schon; vom 5. bis 19. September hatte Adolph mit besserm Erfolge der Verkleidung ein zweites Mal neue Routen über den Himalaya-Kamm in diesen Theil von Tibet eingeschlagen[1]).

Im folgenden Jahre führten unsere Routen in das westliche Tibet. Von Robert und von mir wurden von Mitte Juni bis 9. August und dann — nach Rückkehr aus Tur-

[1]) Die Hauptgewalt der localen Beherrschung befindet sich für das östliche Tibet in den Händen des Dalai Lama zu Lasa, der den höchsten Rang unter den tibetischen Priestern einnimmt; aber auch der Panchen Rinpoche, der hohe Priester zu Tassilhunpo, westlich von Lasa, hat eine Macht, die sich in mancher Richtung bis zu seiner Unabhängigkeit von Lasa steigert. „Reisen", Bd. II, S. 22.

[1]) Seit dem Vordringen nach Gnari Khorsum durch Colonel Henry und Major Richard Strachey, 1846 und 1849, war dort das chinesische Tibet für Europäer um so schwerer zugänglich geworden.

kistan — nochmals vom 4. September bis 11. und bis 14. October die Provinzen des Reiches Ladak bereist, wobei sogleich bei Beginn der Untersuchung jener Gebiete die Salzseen[1]) der Provinz Pangkong für mich besonders viel des Neuen boten, selbst in der quantitativ spärlichen Flora, die ich dort zu beobachten und zu sammeln Gelegenheit hatte; nördlich von diesen war Nubra wegen des unerwarteten Auftretens der wasserscheidenden Kammlinie für die Bedingungen der Pflanzenverbreitung von specieller Bedeutung geworden.

Adolph's Routen waren in Tsanskar oder Zankhar und dann in Balti und in Hazora gelegen, vom 9. Juni bis Anfangs October. Am nördlichsten und auch am höchsten dort war er in den Umgebungen des Mustagh-Gletschers gekommen.

Unsere Sammler konnten hier im westlichen Tibet, nebst einzelnen an sich neuen Nebenrouten, für mehrere Lagen verlängerten Aufenthalt an Standquartieren des Trains zu fleißigem Begehen der Umgebungen benutzen. So war es zu Le, der Hauptstadt von Ladak, und zu Skardo, der Hauptstadt von Balti; einmal bot sich ihnen auch eine Woche zu Tasching, einem Dorfe Hazoras, wo man nach Angabe der Eingeborenen eine der mehr als mittelgut bewachsenen Stellen für solche Höhen zu erwarten hatte, was sich auch bewährte.

Im Jahre 1857 hatten Adolph's Wege nochmals durch Tibet geführt, wobei er in Tsanskar eintrat, aber dann durch Rupchu und Pangkong nordwestlich sich wandte und Le nicht berührte, um unbeachtet nördlich von Tibet vordringen zu können. Dabei hatte er nur wenig Zeit zu Aufenthalt; über den Bara-Lacha-Paß der Himalaya-Kette kam er am 31. Mai, über den Chang-Lang-Paß der Karakorum-Kette am 18. Juni; Herbarium-Material von dieser Route Adolph's, die er so rasch durchziehen mußte, liegt mir nicht vor.

Die Bodengestaltung in Tibet ist als jene eines „Hochgebirges" zu bezeichnen. Ungeachtet der bedeutenden Höhe über dem Meere auch der Thäler haben doch bei Weitem die meisten Theile Tibets sehr bestimmte Thalformen mit Unterschieden relativer Höhe zwischen den Thallinien und ihren Umgebungen, die in jedem andern Gebirge von geringerer Gesammterhebung noch immer an sich als sehr große auffallen würden.

Das Ansteigen zu Pässen, auch zu solchen, die in secundären Kämmen zwischen den Thälern liegen, beträgt im Mittel der beiden Abdachungen meist 2500 bis 3000 engl. Fuß; doch sind selbst entsprechende Höhendifferenzen von 6000 und von 7000 Fuß nicht selten. Eigentlicher Plateaus werde ich nördlich vom Karakorum-Kamme, auf der Seite seiner Abdachung gegen den Künlün, zu erwähnen haben. Es ist von Bedeutung, diese topographischen Formen und ihre Verschiedenheit von den Annahmen, die früher und meist in der letzten Zeit noch gemacht worden sind, bei der Beurtheilung des Auftretens und der Verbreitung der Flora dieser Gebiete ebenfalls im Auge zu behalten. Es folgt daraus unmittelbar für die Wärmeverhältnisse, wie sich oft genug in unerwarteten Extremen während der Reisen gezeigt hat, größere Verschiedenheit und größere Veränderlichkeit innerhalb der Grenzen der Maxima und Minima der Temperatur der Luft und des Bodens, als eine mehr gleichmäßige Erhebung solches bedingen würde. Dabei ist auch auf die mechanische Verbreitung vieler Theile der Flora die Bodengestaltung an sich — ob so, wie sie hier vorliegt, oder ob Plateauform mit relativ geringen Höhenverschiedenheiten — von wichtiger Einwirkung; es ändert sich mit ihr sowohl der Effect der Winde als jener des abströmenden Wassers.

Ganz den Verhältnissen der Kämme entsprechend zeigte sich die Gestaltung der einzelnen der großen Schneegipfel in Tibet. Die drei höchsten bis jetzt bekannten Gipfel dieses Gebietes liegen in der Karakorum-Kette; es sind diese der Dapsang[1]) mit 28,278 Fuß, der Diamar mit 26,629 Fuß, der Masheribrum mit 25,626 Fuß Höhe.

Der untere Rand des Karakorum schließt sich gegen Norden, in der Mongolei und im östlichen Turkistan, fast seiner ganzen Ausdehnung entlang den Abhängen des gegenüber liegenden Künlün-Gebirges an; die mittlere Höhe längs der Berührungslinie zwischen diesen beiden Gebirgen ist zu 12,000 bis 13,000 Fuß anzunehmen.

Am Südrande von Tibet sind die niedersten Punkte die Austrittsstellen des Indus und des Satlej.

Der Indus senkt sich bei Bunji in Balti zu 4870 Fuß. Bei Skardo, der Hauptstadt von Balti, in der verhältnißmäßig geringen Entfernung von 75 engl. Meilen Stromlänge hat das Niveau des Indus noch 7255 Fuß Höhe. Aber unmittelbar oberhalb dieser Austrittsstelle, gegen Norden und viel weiter noch gegen Nordwesten längs dem Yassin-Seitenflusse über Ghilghit sich hinziehend, bietet sich eine breite durch Erosion entleerte Thalmulde, die einst als See gefüllt war; so hat Ghilghit, obwohl noch 25 engl. Meilen von der Einmündung des Yassin in den Indus bei Bunji entfernt und auf einer Alluvialstufe des rechten Ufers gelegen, erst 5025 Fuß Höhe.

Der Satlej hat bei Bruang, dem ersten größern Dorfe nahe seiner Austrittsstelle aber schon außerhalb der Kammlinie auf der Kanaur-Seite gelegen, eine Höhe von 5946 Fuß.

Diese und ähnliche für Tibet tief herabreichenden Thalgebiete waren ungeachtet ihres vereinzelten Vorkommens doch in pflanzengeographischer Beziehung nicht unbeachtet zu lassen, insofern sich dort bei dem Auftreten einzelner indischer Formen für diese wenigstens über die „Möglichkeit räumlicher Verbreitung" und über die „Widerstandsfähigkeit gegen Trockenheit sowie gegen ziemlich kühle Lufttemperatur bei intensiver Besonnung" Entscheidung bietet.

Landesregion III: „Hochland Ostturkistans vom Karakorum-Kamme gegen Norden, und Künlün-Gebirge."

In der Zusammenstellung der Pflanzen sind zwei Gruppen unterschieden:

1. Gruppe „Karakorum" mit der Provinz Yarkand;
2. Gruppe „Künlün" mit den Provinzen Yarkand, Khotan.

Diese hier sich bietenden nördlichen Theile Hochasiens sind es, innerhalb welcher, verschieden von der so prägnirten Thalbildung in Tibet, große Strecken als „Hochlandwüsten" in der Form schneefreier aber steriler Gebirgsplateaus zu bezeichnen sind. Solches gilt vorherrschend für die oberen Terrainstufen von der Karakorum-Kammlinie gegen Norden, theilweise auch für das gegenüber sich erhebende Südgehänge des Künlün; nördlich von der Kammlinie des Künlün sind die gewöhnlichen Gebirgsformen das Vorherrschende, nämlich gut markirte Kamm- und Thalbildung.

---

[1]) Besprochen in „Untersuchungen über die Salzseen im westlichen Tibet und in Turkistan. I. Theil: Rupchu und Pangkong, das Gebiet der Salzseen im westlichen Tibet." 4. Abhandlungen der II. Cl. der Akad. der Wiss. Bd. IX, Abth. I, S. 115 bis 190. München 1871.

[1]) Ungeachtet seiner mehr als 900 engl. Meilen weit, gegen Nordwesten, entfernten Lage, bei 35° 53' nördl. Breite, 76° 34' östl. Länge von Greenw., ist die Höhe des Dapsang nur von jener des Gaurisankar übertroffen; die geographischen Coordinaten des letztern sind 27° 59·3' nördl. Breite, 86° 54·7' östl. Länge von Greenw., 2900·2 F. (8839·5 Meter) Höhe.

Das Gebiet zwischen dem Karakorum und dem Künlün ist hier ganz unbewohnt und zeigte sich sehr arm an Vegetation, wegen großer Erhebung bei großer Trockenheit. Am Nordgehänge des Künlün haben die Verhältnisse des Klimas und der Vegetation sehr deutlich andern Charakter. Infolge vermehrter Feuchtigkeit und größerer Regenmenge findet sich dort gut entwickelte Grasvegetation noch oberhalb der Strauchgrenze, während in den Hochwüsten holzbildende Gewächse die letzten Formen sind, welche den Wirkungen nächtlicher Strahlung und heftiger Stürme Widerstand bieten können. Bewohnte Orte reichen auf der Nordseite des Künlün, bei einer Breite von 36 bis $36^1/_2{}^0$ N., bis zu 9000 und 9500 Fuß Höhe; Weideplätze sahen wir mit Schafherden bis zu 13,000 Fuß bezogen. Verhältnißmäßig noch günstiger ist das Klima in den Vorbergen des Nordrandes und in den ersten Stufen des Flachlandes von Turkistan. Doch schon in geringer Entfernung vom Gebirge zeigt sich der bei weitem größere Theil Turkistans durch die Wüste Gobi bedeckt, in welche nur an den Ufern der Flüsse landschaftlich bemerkbares Auftreten von Vegetation etwas weiter noch sich vorschiebt; zum größten Theile wäre dasselbe auch in solchen Lagen noch weniger häufig und, besonders in seiner Breite, viel enger begrenzt, wenn nicht mit den Culturen der Bewohner die Bodenbewässerung ziemlich weit sich ausdehnte.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist hier wie dem ganzen Nordrande Hochasiens entlang eine sehr geringe. In den östlichen Theilen sind die Bewohner Turkistans Mongolen mit vereinzelten türkischen Karawanenkaufleuten; die westlichen Theile sind ausschließlich von Turkis (arabischer Race) bewohnt. Das Gebiet dieser letzteren dehnt sich noch weiter gegen Westen aus als die Karakorum-Kette und zieht sich dem Hindukush entlang noch fort; doch zerfällt es in zwei durch das secundäre und langsam ansteigende aber wasserscheidende Gebirge des Bolor Tagh getrennte Reiche, in Ostturkistan, das hier vertretene längs des Karakorum- und Künlün-Gebirges, und in Westturkistan[1]) längs des Hindukush-Gebirges.

Ostturkistan, in das wir über die Karakorum- und über die Künlün-Kette als die ersten Europäer vordringen konnten, erreichten wir 1856 und 1857. Die Provinzen dieser Landesregion und die Zeit des Sammelns betreffend sind noch die folgenden Daten beizufügen.

Im Sommer 1856 kamen wir — Hermann und Robert — am 9. August über den Karakorum, wobei der gleichnamige Paß gewählt wurde, in das obere Yarkand. Am 23. August gelangten wir mit Ueberschreiten des Elchi-Passes des Künlün nach Khotan; Rückkehr nach Nubra über den Karakorum-Paß am 4. September.

Von diesen beiden im Herbarium vertretenen Provinzen liegt Khotan mit der Hauptstadt Elchi im südöstlichen Theile Turkistans, ist aber im Süden von der Kammlinie der Künlün-Kette, nicht von der Karakorum-Kette begrenzt. Die Provinz Yarkand dagegen zieht sich bei Khotan eine Strecke weit von Südosten nach Nordwesten herab und liegt noch zwischen den beiden Kämmen; dann wendet sie sich, die westlichen Ausläufer des Künlün einschließend, gegen Norden und bald darauf weit gegen Osten.

Für den Karakorum auf der Yarkand-Seite liegen bei unseren Pflanzen nur solche aus den obersten Terrainstufen und aus den mittleren Erhebungen vor.

Westlich und nördlich von Yarkand folgen in Ostturkistan die Provinzen Tashkurgan und Kashgar[1]). Die erstere, von geringer Breite gegen Norden, ist im Westen vom Bolor-Tagh-Gebirge begrenzt, im Norden von Kashgar. Die Provinz Kashgar erstreckt sich im Westen gleichfalls an die Kammlinie des Bolor-Tagh, gegen Norden an jene der Thianschan-Kette, gegen Osten und zum größten Theile gegen Süden ist sie durch die Provinz Yarkand begrenzt. In unserm Herbarium sind diese beiden Provinzen nicht vertreten. Die erstere wurde überhaupt von keiner unserer Routen berührt.

Nach Turkistan gelangte Adolph im Juni 1857, aber unter Umständen, die schon seit längerer Zeit Sammeln jeder Art unmöglich gemacht hatten.

Die Wälle Yarkands erreichte er am 16. August; sein letztes Lager war am 25. und 26. August zu Kashgar, 2 engl. Meilen südlich von der Stadt, aufgeschlagen.

Im Jahre 1856 gehörte ganz Ostturkistan zum chinesischen Reiche, und Europäern, die als solche sich dort hätten zeigen wollen, wäre der Eintritt absolut verweigert worden. Im Frühling 1857 hatte Aufstand gegen China begonnen, und gegenwärtig ist Ostturkistan selbständig geworden unter einem mussalmanischen Herrscher, dem Amir Mohammed Yakub Khan, der seinen Sitz in Kashgar hat.

Ueber die Maxima der Erhebung im Künlün-Gebirge ist zur Zeit mit Bestimmtheit noch nicht zu urtheilen; doch lassen sich Höhen bis gegen 22,000 Fuß annehmen, da schon jetzt Gipfel bis an 21,000 Fuß ziemlich zahlreich bekannt sind und da wenigstens in den mittleren Theilen, und in Turkistan noch bis ganz nahe heran an das Ende im Westen, die Kammhöhe eine sehr bedeutende ist.

Die Thalhöhe in jener Unterbrechung des Kammes, durch welche der Karakash-Fluß, Ost- und West-Künlün trennend, austritt, kann nirgend niederer als 11,400 Fuß sein; am Halteplatze Pilartakasch, schon ein wenig nördlich und thalabwärts davon, ist sie 11,396 Fuß. Aehnlich scheint auch die östlicher gelegene Austrittsstelle des Keria-Flusses gestaltet zu sein.

Als Höhe des obern Randes des Steppenlandes von Ostturkistan, das nördlich vom Künlün-Gebirge folgt, hat sich längs der Linie, welche die Hauptorte Elchi, Karghalik, Yarkand und Kashgar verbindet, zwischen 5000 und 4000 Fuß ergeben. [Der mehr als 12 Längengrade östlich von Kashgar gelegene See Lop ist noch bedeutend niederer; für diesen wird die Höhe zu 2500 Fuß (?) angenommen.] —

Zur Vervollständigung des topographischen Bildes und wegen der unmittelbaren Verbindung mit den Vegetationsverhältnissen der Hochgebirge gebe ich noch aus der Erläuterung der „Localitäten" Zusammenstellung der Schneegrenzen für die Gebiete der drei Kämme Hochasiens, zugleich mit den analogen Daten für die Alpen Europas.

Die Höhen, die sich als Mittelwerthe für die Schneegrenze in den drei Hauptketten ergeben haben, sind die folgenden:

[1]) Westturkistan ist seit einigen Jahren Provinz Rußlands geworden, dessen Macht auch in den südlichen Theilen des centralen Asien stetig sich ausdehnt. — Durch dieses Gebiet und, nördlich von den Erhebungen des Karakorum und Künlün, über den Bolor Tagh, hatte Marco Polo's erste Europäer-Route nach Yarkand im 13. Jahrhundert geführt. Zu vergl. neue Abh. von J. B. Paquier „Itinéraire de Marco Polo", mit Karte, Bull. Soc. de Géogr. de Paris, Aug. 1876. Allgemeine vergleichende Daten über diese Gebiete mit wichtigen Erläuterungen sowohl der topographischen Verhältnisse als auch des Culturzustandes und der politischen Stellung der Bewohner enthält das Werk Friedrich von Hellwald's: „Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Leipzig. Otto Spamer. 1875."

[1]) Die topographischen Daten über diese Theile Turkistans habe ich allgemein zusammengestellt in dem Berichte „Die Pässe über die Kammlinie des Karakorum und des Künlün in Balti, in Ladak und im östlichen Turkistan. Nach unseren Beobachtungen von 1856 und 1857 und den neueren Expeditionen." Abhandlungen der II. Cl. der k. b. Akad. der Wiss. Bd. XII. Abth. I. S. 1 bis 116. München 1874. (Im Auszuge in „Ausland", Mai 1875.)

1) Himalaja-Kette:

In der Breite von Bhutan bis Kashmir, von $27^1/_2{}^0$ bis $34^1/_2{}^0$ N.

Südliche oder indische Seite . . 16,200 F.

Nördliche oder tibetische Seite . . 18,600 F.

Bedingt ist die große Höhe auf der Nordseite durch die ungleich geringere Menge des Niederschlags, der dort zum Schmelzen sich bietet. In Hazora, nordwestlich von Kashmir, tritt, mit Ausdehnung größern Schneefalls auch auf die Nordseite, die der Breite entsprechende Senkung der Schneelinie wieder ein.

Schneegrenze in Hazora, Mittel . 15,600 F.

2) Karakorum-Kette.

Breite von 28° nördl. im östlichen Tibet bis über 36° nördl. in (Ost-) Turkistan.

Mittel beider Seiten . . . . 19,000 F.

Der Unterschied zwischen den beiden Seiten ist bei der vorherrschend nordwestlichen Richtung der Kammlinie und bei den im obern Ost-Turkistan, sowie im Tibet nur geringen Niederschlagsmengen nirgends bedeutend.

Die Exposition aber an den einzelnen Lagen zeigte großen Einfluß. In Tibet, meist auch in Turkistan, ist

Mittel für Nordexposition . . . 18,600 F.

Mittel für Südexposition . . . 19,600 F.

In einiger Entfernung vom Kamme gegen Norden macht sich in Turkistan Depression durch etwas vermehrten Schneefall bemerkbar.

3) Künlün-Kette.

Die Strecke zwischen 36° und $36^1/_2{}^0$ nördl., bei vorherrschend westöstlicher Richtung.

Südseite, gegenüber der Karakorum-Kette 15,800 F.[1])

Nordseite, gegen die Turkistan-Senkung gewendet . . . . 15,100 F.

In diesem Theil des Künlün, wo von uns auch für das Herbarium gesammelt wurde, liegt die Schneegrenze im Mittel bei etwas wärmerer Temperatur als im Karakorum, ist aber noch immer für diese Breite ausnahmsweise hoch; an einzelnen durch Exposition begünstigten Stellen und, allgemein, weiter gegen Osten coincidirt die Schneegrenze sogar mit Höhenisothermen kühler noch als jene an der Schneegrenze im Karakorum.

Im Hindukush wird die Schneegrenze — gegen Westen rasch sich ändernd — bedeutend niederer, und läßt deutlich auf vermehrte Niederschlagsmenge schließen, ebenso wie der bis jetzt bekannte Vegetationscharakter jener Gebiete.

Wie die Zusammenstellung mit den entsprechenden Höhenisothermen mir ergab, ist nicht die Schneegrenze auf der Himalaja-Südseite für diese Breiten das Exceptionelle, sondern ihre bedeutende Höhe in den centralen Lagen, wo die Trockenheit eine ungewöhnlich große ist[1]). Die hohe Lage der Schneegrenze ändert dort sogar die Formen der Landschaft sehr bedeutend; sie bedingt, daß auch die Ausdehnung der mit Schnee und Firn bedeckten Flächen, welche die Schneeregion bilden, dort im Vergleich zu anderen Hochgebirgen als eine — verhältnißmäßig — unerwartet kleine sich geboten hat. —

Die Alpen.

Für die Alpen hatte ich mit meinem Bruder Adolph bei unseren Untersuchungen vor unserer indischen Reise die folgenden Höhen erhalten[2]); die Werthe derselben gelten sowohl für die Centralalpen speciell als auch für das ganze Gebiet schneebedeckter Alpenflächen, im Mittel dann auf die entsprechende Breite von $46^1/_2{}^0$ nördl. sich beziehend. (1 engl. Fuß = 0,9383 Par. Fuß = 0,3048 M.)

Es ergab sich als mittlere Höhe der Schneegrenze für die Südseite der Alpen 9200 engl. F. = 8600 Par. F. = 2790 M.; für die Nordseite 8900 engl. F. = 8300 Par. F. = 2700 M.; für das ganze Gebiet 9000 engl. F. = 8400 Par. F. = 2730 M.

1) Hier würde demnach selbst der Gipfel des Montblanc unserer Alpen zur Schneegrenze noch nicht ganz hinanreichen. (Die Höhe desselben ist bekanntlich nach dem allgemein von Delcros berechneten Mittel 15,784 engl. Fuß = 14,809 Par. F. = 4811 M.)

1) Erläutert in unseren „Results of a Scientific Mission to India and High Asia"; Vol. IV, p. 566 — 572.

2) „Physikalische Geographie der Alpen", Band I, 1850, S. 506; Band II, 1854, S. 596 bis 597 (dort für neun Gebiete getrennt gegeben).

Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage.

I.

W. K. Durch das schnelle Erscheinen von Capitän Nares' officiellem Bericht über den Verlauf der von ihm geleiteten Expedition sowie durch seinen und seiner Begleiter, Markham und Stephenson, Vorträge in der Londoner geographischen Gesellschaft sind wir in den Stand gesetzt, in Folgendem unsern vorläufigen Bericht („Globus" XXX, Nro. 21, S. 333) mit interessanten Einzelheiten zu bereichern und zugleich mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Nordpolarfrage unsere am Schlusse ausgesprochene Befürwortung der Vorschläge der deutschen Reichscommission näher zu begründen.

In jeder Beziehung vortrefflich waren die beiden Schraubendampfer „Alert" und „Discovery" für ihre Zwecke ausgerüstet, und ihre im Ganzen 121 Mann starke Besatzung, ausgesuchte Leute aus der englischen Marine, blickten mit Vertrauen auf ihre Führer, als sie am 22. Juli 1875 Upernivik, die letzte dänische Niederlassung auf der westgrönländischen Küste, verließen, und nun der schwierige Theil der Fahrt begann. Sofort begannen auch die Gefahren. Bekanntlich ist die Westküste Grönlands in säculärer Senkung begriffen, und da sie in jener Gegend stark zerklüftet ist, so entstehen zahllose Inselchen inmitten enger Canäle, die durch viele gesunkene nur eben vom Wasser bedeckte Riffe überaus gefahrvoll werden. Zuverlässige Karten, welche die Fahrt erleichtern würden, giebt es leider noch nicht, und so hatte die „Discovery" trotz eines mitgenommenen Eskimo-Lotsen das Unglück, bei nebligem Wetter in einem der Canäle auf den Grund zu gerathen; glücklicherweise ohne ernstlichen Schaden zu nehmen. Mit der nächsten Fluth wurde sie wieder flott und beide Schiffe konnten ihre Fahrt nach der Insel Kangitok, der nördlichsten dieses Labyrinthes, fortsetzen. Von hier führt der gewöhnliche Cours der Nordfahrer an der Küste der Melville-Bay im Bogen nach Cap York weiter; Nares steuerte jedoch mitten durch das gefürchtete Treibeis der Baffins-Bay direct auf jenes zu. Das klare windstille Wetter und der Umstand, daß nur wenige zerstreute Eisberge in Sicht waren, ermuthigten ihn, diesen gefährlichern aber Zeit sparenden Weg zu

wählen; doch warnt er davor, aus seinem glücklichen Erfolge zu schließen, daß man immer dazu rathen könne. Die mächtigen Eisberge, welche vorzüglich der Humboldt-Gletscher nach Süden sendet, werden durch das nur 3 bis 4 Fuß dicke Oberflächeneis in ihrer freien Bewegung nicht gehemmt, und da sie wegen ihres Tiefganges und ihrer Größe den Wirkungen der Strömung oder des Windes in anderer Weise als das leichtere Treibeis unterworfen sind, nehmen sie häufig ihren Weg mitten durch dieses. Ein Schiff, und wäre es auch der stärkste Dampfer, welches von Treibeis eingeschlossen in den Cours eines solchen Kolosses geriethe, wäre rettungslos der Vernichtung preisgegeben.

Red. v. H. Kiepert Autogr. v. C. L. Ohmann. Dominé sc.

Die englischen Entdeckungen im Smith-Sunde.

Unsere Expedition hatte es den außerordentlich günstigen klimatischen Verhältnissen des Jahres zu danken, daß sie nur auf ein sehr verwittertes Eis stieß, dessen Schollen sich von selbst theilten und einen Durchgang öffneten, so oft der Bug eines Schiffes gegen dieselben anstieß. Glücklich wurde Cap York und die Carey-Inseln erreicht und am 28. Juli, 5½ Tage nachdem man den Hafen von Upernivik verlassen, hatte Capitän Nares die Freude, die Expedition nahe Port Foulke am Eingange des Smith-Sundes vor Anker zu sehen, während der letztere trotz eines frischen Nordwindes vollkommen eisfrei war.

Während Capitän Stephenson den Eingang des Foulke-Fjords erforschte, um zu erfahren, ob er für Winterquartiere geeignet sei, besuchten Nares und Commodore Markham in einem Boote Littleton Island und die Life-Boat-Bay, den Schauplatz des Unterganges der „Polaris“. Leicht fanden

sie den von Dr. Bessels als Niederlage verschiedener Gegenstände bezeichneten Ort, und es war klar, daß derselbe seit jenen Unglückstagen nicht wieder von Menschen besucht war; denn wenn auch der Inhalt einiger Kisten über den Boden zerstreut war, zeigten sich doch andere, welche Lederkleider, Handwerkszeug, Nadeln u. s. w., lauter für Eskimos sehr werthvolle Artikel, enthielten, vollkommen unversehrt.

Port Foulke ist der beste bis jetzt bekannte Punkt für Winterquartiere in den arktischen Regionen und wurde schon von Hayes während seiner Ueberwinterung daselbst 1860 bis 1861 als günstig erkannt. Eine warme oceanische Strömung, die an der grönländischen Küste hinaufgeht, bewirkt in Verbindung mit den vorherrschenden Nordwinden, daß das Eis an dem Eingange des Smith-Sundes auch während des Winters stets aufbricht und forttreibt. Hierdurch ist nicht nur im Winter eine Gelegenheit zu reichlicher Robben- und Walroßjagd gesichert, sondern die Wärme und Feuchtigkeit, die das offene Wasser der Umgebung mittheilt, verursacht auch ein milderes Klima, einen frühern Frühling, reichlichere Vegetation und als unmittelbare Folge mehr thierisches Leben als an irgend einem andern Punkte nördlich von Upernivik. Da man ferner auch in jedem Sommer ohne mehr als die gewöhnlichen Wagnisse arktischer Schifffahrt dorthin gelangen kann, so würde Port Foulke ein ausgezeichneter Ort für eine dauernde wissenschaftliche Beobachtungsstation sein, wie solche von der schon erwähnten deutschen Commission in Vorschlag gebracht sind.

Von Littleton Island war von einer Höhe von 700 Fuß aus bei klarem Wetter keine Spur von Eis zu sehen; die Erfahrung des nächsten Tages zeigte jedoch, wie wenig ein solcher Ausblick berechtigt, daraus auf größere Entfernungen hin ein freies Fahrwasser zu prophezeien. 24 Stunden später, nachdem die Schiffe inzwischen den Smith-Canal gekreuzt hatten, waren sie an der Küste von Ellesmere Land, $1/2$ Meile südlich von Cap Sabine, vom Eise eingeschlossen. Zwar war auch dieses Eis sehr weich und verwittert, aber da es nicht unter 6, theilweise bis 12 Fuß dick war, konnte man damit nicht wie mit dem Treibeis der Baffins-Bay umspringen, sondern mußte in einem Hafen Schutz suchen, der sich auch als schützend erwies und nach dem kühnen österreichischen Forscher den Namen Payer-Hafen erhielt. Drei Tage hindurch waren die Schiffe nicht im Stande, Cap Sabine zu umschiffen; am vierten endlich trieb ein Südwestwind das Eis so weit von der Küste ab, daß sie an der Südküste des Hayes-Sundes 5 Meilen weit nach Westen bis zu einer geschützten Bucht vordringen konnten, in deren Nachbarschaft sich viele Spuren von Moschusochsen und anderm Wilde zeigten.

Man hatte gehofft, hinter den am Eingange des Hayes-Sundes auf den bisherigen Karten verzeichneten Inseln eine Straße offen zu finden; da jedoch von einem 1500 Fuß hohen Hügel keine solche nach Norden zu erblicken war, steuerte man wieder auf Cap Albert zurück, zumal ein stark einsetzender Westwind hoffen ließ, daß das Eis dort von der Küste fortgetrieben werden würde. Wenn das auch nicht ganz der Fall war, bot sich doch die Möglichkeit gegen das etwas loser gewordene Packeis anzukämpfen; freilich mit nicht geringer Gefahr, weil die nur wenig eingebogene Küste zwischen Cap Albert und Cap Victoria nicht den geringsten Schutz bot. Als nun gar noch der Wind nachließ, wurde die Lage der Schiffe im höchsten Grade bedenklich.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den muthigen Reisenden auf jedem Schritte dieses gefährlichen Weges folgen; auf einen Umstand müssen wir jedoch aufmerksam machen, dem auch Nares die größte Bedeutung beilegt, nämlich das Zusammenwirken der beiden Schiffe. Es kommt nicht leicht vor, daß wenn das eine Schiff im Fahrwasser des andern bleibt, beide zugleich vom Eise eingeschlossen würden; eins kann daher dem andern helfen, wie es in der That durch die „Discovery“ und „Alert“ wechselweise geschehen ist. Fachleute hatten dafür zu wirken gesucht, daß das eine Schiff der Expedition längs der West-, das andere längs der Ostküste Grönlands seinen Weg nehmen sollte, um sich eventuell im Norden die Hand zu reichen. Wenn wir aber jetzt Capitän Nares über den großen Nutzen und die hohe Zuversicht der Mannschaft sprechen hören, welche aus der gegenseitigen Hülfeleistung beider Schiffe entsprangen, so ist es jedenfalls für den glücklichen Ausgang dieser Expedition von großer Bedeutung gewesen, daß die Schiffe zusammenblieben, und es bleibt auch für die Zukunft zu bedenken, ob man nicht gut thun wird, auf arktische Entdeckungsreisen wenigstens immer zwei Schiffe vereint zu entsenden.

Als am Abend des 8. August die Franklin-Pierce-Bay an der Südküste des Grinnell-Landes erreicht war, hatte man nach viertägigen unausgesetzten Mühen die Gefahr überwunden. Trotz der schlimmen Fahrt hatte man dabei ausreichende Gelegenheit, festzustellen, daß die auf Hayes' Autorität hin am Eingange des Sundes verzeichneten Inseln in der That zusammenhängen, daß überhaupt dieser ganze Küstenstrich bereits von Admiral Inglesield trotz seiner viel geringeren Mittel viel richtiger aufgenommen ist, als von seinen Nachfolgern Kane und Hayes. Ob der Hayes-Sund ein Canal oder nur eine tiefe Bucht sei, ließ sich dagegen nicht ausmachen. Einzelne Zeichen, wie daß die Fluth von Osten einströmt, oder wie der anscheinende Zusammenhang der Hügel im Westen, lassen das letztere vermuthen, während wieder andere, wie namentlich das Vorhandensein vieler Eskimospuren, welche man vorzugsweise in Canälen findet, auch die erstere Hypothese als statthaft erscheinen lassen.

Die Franklin-Pierce-Bay zeigte sich als ein guter Hafen; ihre ganze Fläche von $3/4$ Meile Breite und $1/2$ Meile Tiefe war von einer einzigen ungebrochenen Scholle bedeckt, also vor jedem Eindringen von Treibeis geschützt. Diese gute Eigenschaft hat sie der davorliegenden Insel Normann Lockyer und der $1/4$ Meile östlich davon befindlichen Walroß-Untiefe sowie dem Umstande zu danken, daß die kalte nach Süden fließende Strömung direct zwischen Cap Frazer und Cap Sabine läuft, also die Bay rechts zur Seite läßt. Zum Winterquartier eignet sich der Hafen aber nicht so gut wie Port Foulke, weil es in der Nähe an Vegetation und jagdbaren Thieren fehlt.

Von der Franklin-Pierce-Bay verfolgten die Schiffe die Küste des Grinnell-Landes mit wechselndem Glücke und häufigen unfreiwilligen Haltepunkten immer in schwerem Treibeis nordwärts bis Cap Collinson am Eingange des Kennedy-Canals. Zwar war das Wetter im Ganzen klar und still, wie überhaupt der August in hohen Breiten ein sprüchwörtlich ruhiger Monat ist; für die Schifffahrt im Eise ist dies aber eher ein Nachtheil, da der Seemann häufig nur von starken Winden im Verein mit den Wirkungen der Gezeiten die Entfernung größerer hindernder Eismassen hoffen kann, wie sie z. B. durch eine gleichmäßige, von Winden unbeeinflußte Strömung an hervorragenden Landpunkten aufgehäuft werden. So hatte die an dieser Küste laufende Strömung, die nach den Beobachtungen der Expedition an den breiteren Stellen des Smith-Sundes das Eis täglich $1\,1/4$, weiter oben, wo er enger wird, $2\,1/2$ Meilen nach Süden führt, an allen Nordseiten hervorspringender Caps Barrieren von 20 bis 30 Fuß Höhe aufgethürmt und solche Punkte wie Lockyer Island, Washington Irving Island, Cap Frazer, Cap Barrow, Cap Lawrence u. s. w. zu den größten Hindernissen eines schnel-

len Vorwärtskommens gemacht. Küstenstrecken dagegen, die solche hervorragende Punkte nicht aufzuweisen hatten, wie die zwischen der Dobbin-Bay und Scoresby-Bay, hatten wieder den Nachtheil, daß man oft, um nicht vom Packeis nach Süden getrieben zu werden, auf den Schutz gestrandeter Eisberge angewiesen war, einen immerhin sehr mißlichen Ankerplatz.

Die häufigen Halte während dieser Fahrt boten übrigens Gelegenheit, die steile nach dem Innern zu in hohe Berge übergehende Küste Grinnell-Lands genauer zu mappiren und Breitenbeobachtungen zu machen, welche das Ergebniß lieferten, daß vom Hayes-Sund an alle Punkte auf den bisherigen Karten in wachsendem Maße zu weit nach Norden verlegt waren. Auch der Beschaffenheit des Eises im Smith-Sunde konnte Capitän Nares seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, da das klare Wetter häufig bis nach der grönländischen Küste zu sehen erlaubte.

In der großen Masse des Packeises im offenen Meer, das aus ein- oder mehrjährigen Schollen bestand, die von Cap Frazer an die respectable Dicke von 12 bis 20 Fuß erreichten, bewegten sich zerstreut größere Eismassen, welche ihrer Entstehung nach, so ähnlich sie sich sind, in zwei ganz gesonderte Classen fallen. Man muß zwischen Eisbergen und Schollenbergen einen Unterschied machen; erstere sind losgebrochene Stücke überhängender Gletscher von oft erstaunlicher Größe, letztere dagegen durch den Robeson-Canal nach Süden geführte Theile des schon früher beschriebenen enorm dicken Packeises, welches die „Alert“ später vor dem Eingange jenes Canals gelagert fand. Während nun die Eisberge zahlreich waren, sah Capitän Nares verhältnißmäßig wenig derartige Schollenberge und zieht daraus den Schluß, daß das Eis des Polarmeeres einen andern Abzug haben müsse. Ob dies der Fall ist oder ob es überhaupt keinen größern Abzugsweg habe, darüber werden wir später noch Gelegenheit haben uns zu äußern; vorläufig genüge uns die Thatsache, daß das Treibeis des Smith-Sundes [1]) sich zum weitaus größten Theile nur aus dem ein- oder mehrjährigen Eise des Sundes selbst zusammensetzt, während aus dem Polarmeere nur wenig hinzukommt.

Wir machen hierauf besonders aufmerksam, weil es uns die auffallende Erscheinung zu erklären scheint, daß die Expedition gerade in den engsten Theilen des Sundes, wo man die größten Eisstauungen vermuthen sollte, das beste Fahrwasser fand. Im Smith-Canal zwischen Port Foulke und Cap Isabella war alles eisfrei und, wie wir bald sehen werden, bot gerade der enge Kennedy-Canal von Cap Collinson bis zum Polaris Promontorium trotz heftigen Nordwindes verhältnißmäßig gute Fahrt dar; am gepacktesten und gefährlichsten zeigte sich dagegen das Eis gerade an der breitesten Stelle vor der Oeffnung des Hayes-Sundes. Capitän Nares hält sich für überzeugt, daß kein noch so starker Dampfer dieses Eis in der Mitte des Sundes durchbrechen könnte, sondern im besten Falle nach Süden getrieben werden würde, obgleich doch das Beispiel der „Polaris“, die mitten durch den Sund fuhr, beweist, daß er unter günstigen Umständen auch in der Mitte schiffbar ist.

Wir bringen ferner in Erinnerung, daß diese engen Stellen wiederholentlich von den am weitesten vorgedrungenen Entdeckungsreisenden offen gefunden wurden. Der Smith-Canal wurde von Inglefield, Hall, Kane und Hayes ungehindert befahren; die beiden letzteren blieben erst im Rensselaer-Hafen, also wo der Sund breiter wird, stecken. Der Kennedy-Canal wurde 1854 von Morton vollkommen offen gefunden und, was Kane als offenes Polarmeer ansah, wurde von der Hall'schen Expedition als offener Robeson-Canal nachgewiesen. Um dies zu erklären, vergegenwärtige man sich Folgendes: Hat im Sommer die Trift des Eises aus dem Robeson- und Kennedy-Canal in größerm Maße begonnen, während aus dem Polarmeer wenig neues hinzukommt, so muß nothwendigerweise ein größerer Theil der Fläche mit der Zeit offen werden, selbst wenn auch stellenweise ein Theil des Eises durch widrige, hier also andauernde südwestliche Winde zurückgetrieben oder gehalten wird. Der Smith-Canal wird hingegen hauptsächlich durch die warme nordwärts fließende westgrönländische Strömung offen gehalten, durch welche eben auch das Eis in dem breitern Smith-Sunde aufgestaut wird.

Allerdings muß man immer berücksichtigen, daß die Zeit der Eistrift weiter nördlich höchstens drei Monate umfaßt; es ist mithin auch nicht ausgeschlossen, daß nicht gelegentliche Verstopfungen eintreten können; dem Vortheile der Enge des Sundes, daß die große Masse des Polarmeereises zurückgehalten wird, stehen eben auch Nachtheile gegenüber. Aber wir halten uns an die Thatsachen: die beiden Expeditionen, die überhaupt bis jetzt mit zureichenden Mitteln den Smith-Sund so hoch hinauf befahren haben, die amerikanische unter Hall, wie jetzt die englische, haben sowohl den Smith- wie den Kennedy-Canal nicht verstopft, die erstere sogar fast den ganzen Hinweg leicht gefunden [1]).

Im Robeson-Canal liegt die Sache wohl etwas anders, weil er dem Polarmeer am nächsten ist; aber auch hier wurden beide Expeditionen doch erst an dessen Ausgange, wo eben das kolossale Packeis andringt, definitiv aufgehalten; ja die „Polaris“ hatte sogar jenseit des aufhaltenden Packeises noch offenes Wasser in Sicht, und wir können ebenso gut annehmen, daß die englische Expedition ungünstige, als daß die amerikanische besonders günstige Umstände getroffen habe. Capitän Nares ist der Meinung, daß die Discovery-Bay in jedem Jahre zu erreichen sei. Wenn er dabei hinzufügt, daß dies jedoch nur mit Gefahren und bei ausreichender Ausrüstung und geschickter Leitung möglich sei, so ist darauf zu erwidern, daß, wie die Erfahrung zeigt, ohne diese Dinge überhaupt kein Vordringen gegen das schwerste Polareis denkbar ist; wenn aber Herr Dr. A. Petermann die Route durch den Smith-Sund neuerdings [2]) für endgültig abgethan erklärt und dabei von seinen „drei chronisch verstopften Flaschenhälsen“ spricht, so müssen wir denselben gegen solche ungerechtfertigten Vorwürfe nachdrücklich in Schutz nehmen.

So sehr wir die Verdienste dieses für die Lösung der Nordpolarfrage unermüdlich thätigen Gelehrten in anderer Richtung anerkennen, so wenig können wir uns mit seiner Art zu theorisiren und zu polemisiren befreunden. Ob wir darin Recht haben, mögen unsere Leser aus folgender Zusammenstellung seiner im Laufe von zehn Jahren, einer für die Aufklärung der circumpolaren Welt gewiß nicht langen Zeit, über den Smith-Sund geäußerten Urtheile selbst ersehen.

Im Jahre 1867 sagt Herr Petermann [3]) — und es mag dies zugleich eine Warnung sein, wie vorsichtig man bei arktischen Fragen in Theorien sein muß, die über die unmittelbare praktische Erfahrung hinausgehen — wörtlich: „dessen (Sherard Osborn's) Project, durch die mit den er-

[1]) Wir gebrauchen hier den Ausdruck, wie auch noch weiterhin, in der ausgedehnteren Bedeutung der ganzen Straße von Cap York bis zum Polarmeer.

[1]) Nares bemerkt in seinem Vortrage in der Geogr. Ges. zu London: While many causes tend to keep narrow channels clear, enlarged seas with narrow outlets are naturally encumbered with ice.

[2]) Mittheil. aus J. Perthes' Geographischer Anstalt Bd. XXII, 1876, Heft 12, S. 442.

[3]) Mittheil. 1867, S. 188.

staunlichsten Eismassen vollgestopften Flaschenhälse der engen Sunde nördlich der Baffin-Bay vorzudringen, ist etwa ebenso, als wenn sich Jemand durch die tiefsten Schluchten und Gletscherspalten einen Weg auf die Spitze des Mont Blanc bahnen wollte. An ein Vordringen zu Schiffe in dieser Richtung, selbst nur bis Grinnell-Land, ist noch viel weniger zu denken, und wenn die Schifffahrt bis Smith-Sund ($76\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) als ziemlich sicher und ungefährlich zu betrachten ist, so halten wir sie für mindestens ebenso leicht ausführbar in den ausgedehnteren Eismeeren nördlich von Europa." —

Dabei urtheilt er über Morton mit den Worten ab [1]: „. . . allein es ist gar keine Logik, ohne Weiteres zu sagen, jene große Fläche, weil unbekannt, müsse Meer sein." — Ja wohl, aber es ist wahrlich keine bessere, wenn er unmittelbar darauf aufs Gerathewohl annimmt [2]), „daß Kennedy-Channel sich nach Norden zu etwas verbreitert, aber bald von Land geschlossen wird, welches zwischen ihm und dem Nordpol liegt." Wenn Herr Petermann nun jetzt, nachdem sich diese „Annahme" durch die amerikanischen und englischen Entdeckungen als unrichtig erwiesen hat, auf seiner neuesten Polarkarte [3]) sagt, jenseits der Sehweite könne „Land oder Meer" sein, so ist diese Logik allerdings unbestreitbar, aber etwas wohlfeil.

Als die Hall'sche Expedition, die Herr Petermann vor ihrer Rückkehr eine „etwas abenteuerliche" nannte [4]) — übrigens die erste in dieser Richtung, die in einer geeigneten Weise und mit Dampfer ausgestattet war —, so überraschende Erfolge in dem in die Acht gethanen Sunde erzielte, sah sich Herr Petermann gezwungen zu gestehen, daß er sich geirrt habe. Er giebt zu [5]), daß: „wer vordem geglaubt hat, daß die Schwierigkeiten für Expeditionen nördlich des Smith-Sundes stetig wachsen müßten, eines Andern belehrt worden sei;" die Meinungsverschiedenheit über die zu wählende Route erscheint ihm jetzt nur von untergeordneter Wichtigkeit [6]) und er benutzt die Gelegenheit um zu erklären, daß er Alles, was er früher gesagt, zurücknehme und von vornherein jeder Route für eine neue Expedition beistimmen werde [7]).

Leider ist Herr Dr. A. Petermann seitdem schon wieder eines Andern belehrt worden. Der „Polaris" machte er noch einen Vorwurf daraus, nicht weiter vorgedrungen zu sein [8]); damals meinte er noch, „daß es sich wohl verlohnt, auch auf diesem Wege die Versuche fortzusetzen." Welche Resultate der englischen Expedition, fragt man gewiß mit Recht, sind es denn nur eigentlich, die alle noch vor zwei Jahren für den Smith-Sund sprechenden Gründe jetzt dermaßen erschüttert haben, daß Herr Petermann abermals seine Ansicht in ihr vollkommenes Gegentheil verwandelt hat?

Die englische Expedition ist nur wenige Meilen weiter nördlich gekommen als die „Polaris"; sie hat dabei mit Ausnahme des Grant-Landes aller Wahrscheinlichkeit nach kein Land nach Norden zu gesehen, das nicht jene auch schon gesehen hätte [9]). Wir vermögen keinen andern stichhaltigen Grund gegen die Smith-Sund-Route aufzufinden, als die Beschaffenheit des von der „Alert" im Polarmeer vorgefundenen Eises, und diesen doch nur dann, wenn man annimmt, daß man solches Eis am Ausgange des Robeson-Canals Jahr für Jahr finden müsse, das heißt also, wenn man Capitän Nares' Ansicht von einem „Polarmeere ewigen Eises" billigt. Ein solches halten aber Autoritäten wie z. B. Weyprecht [1]) nur dann für denkbar, wenn man mit Herrn Dr. Petermann annimmt, daß Grönland sich bis zum Pol und darüber erstrecke. Wir, die wir Weyprecht's treffliche Auseinandersetzung für vollkommen richtig, Herrn Dr. Petermann's Hypothese aber für nicht genügend begründet halten, sind noch immer der Meinung, daß der Smith-Sund wenigstens eben so gut ist wie jede andere Route zum Pole; ja es lassen sich sogar Vorzüge namhaft machen, die er vor jenen voraus hat und die zum Theil gerade durch die Entdeckungen der englischen Expedition ans Licht getreten sind.

Wir erinnern zunächst an die verhältnißmäßige Nähe des nördlichsten immerwährend von Menschen bewohnten Ortes (Upernivik), die namentlich für den Fall des Mißlingens wichtig ist; es ist ferner nur natürlich, nicht ohne zwingenden Grund von einer Route abzuweichen, auf der nun einmal das Meiste geleistet worden ist, wo jede nachfolgende Expedition sich bis zum 84. Grade in bekanntem Terrain befindet und danach ihre Maßnahmen treffen kann. Dazu zeichnet sich nun, wie die Entdeckungen der Engländer beweisen, gerade dieser Sund durch eine Reihe vortrefflicher Häfen aus, die nicht nur Sicherheit gegen Eispressungen gewähren, sondern auch bis zum 82. Grade hinauf Vegetation und selbst winterliche Fauna in der Nachbarschaft aufzuweisen haben. Ja, in der Nähe des äußersten derselben, der Discovery-Bay, ist, wie es heißt, Kohle gefunden worden, ein Umstand, der vielleicht allein im Stande wäre, die Wagschale zu Gunsten des Smith-Sundes zu senken, wenn sich das Lager als leicht abbaufähig erweisen sollte. Mehr als einmal kehrt in Nares' Bericht die Bemerkung wieder: Wir konnten unsern Weg nicht durch das Eis nehmen, weil es zuviel Kohlen gekostet hätte. Kann man nun auch nicht wissen, ob es in jedem Jahr ausführbar sein würde zu dem Kohlenlager zu gelangen, so böte sich doch unter Umständen die Möglichkeit, ohne Rücksicht auf den noch vorhandenen Kohlenvorrath bis dahin vorzudringen und sich entweder zur Rückkehr oder zur Weiterfahrt mit neuem Material zu versehen.

Wenn Herr Dr. Petermann meint [2]), daß Nares im europäischen Nordmeere viel weiter gekommen wäre, so ist das eben eine Behauptung, die vorderhand Niemand beweisen oder widerlegen kann. Wir bezweifeln durchaus nicht, daß es einem glücklichen Entdecker in dem großen Zugange zum Polarmeere zwischen Grönland und Nowaja Semlja gelingen könne, an irgend einer Stelle bis zu hohen Breiten vorzudringen, obgleich selbst Payer und Weyprecht, die hier die meisten Erfolge aufzuweisen haben, zugeben mußten, daß dies immer nur vom Zufall abhänge und die Erfahrung gezeigt hat, daß solche Zufälle jedenfalls nicht häufig sein werden. Gerade gegen die von Dr. Petermann befürwortete Ostküste Grönlands sprechen jedoch Erwägungen, hinsichtlich derer wir auf die Betrachtungen am Schlusse dieses Aufsatzes verweisen. Es wird Zeit, daß wir zu unserer Expedition zurückkehren, die wir schon länger am Eingange des Kennedy-Canals haben warten lassen, als es die Schiffbarkeit dieses „Flaschenhalses" rechtfertigt.

Am 21. August ließen die vielen offenen Canäle auf

[1]) Ebenda S. 189, Spalte 1, Z. 11 v. u.
[2]) Ebenda Spalte 2, Abs. 2.
[3]) Mittheil. 1876, Taf. 25.
[4]) Mittheil. 1872, S. 273, Spalte 2, Z. 7 v. u.
[5]) Mitthl. 1874, S. 36, Spalte 1, Z. 8.
[6]) Mitthl. 1875, S. 25.
[7]) Ebenda.
[8]) Mitthl. 1874, S. 253, Spalte 1 unten.
[9]) Capt. Nares meint, die Leute der „Polaris", die im Norden Land gesehen haben wollten, hätten sich getäuscht. Es ist jedoch, wenn man statt „im Norden", „in der Richtung des Smith-Sundes" (d. h. etwa nordöstlich) setzt, nicht unmöglich, daß dasselbe mit Cap Britannia identisch wäre; wenigstens ist dies nach Beaumont's Bericht hoch genug dazu und konnte auch von der Küste des Grant-Landes aus gesehen werden.

[1]) Mitthl. 1876, S. 475.
[2]) Mitthl. 1876, S. 442, Z. 11.

hoher See vermuthen, daß weiter von der Küste ab noch mehr Wasser sein würde, und man beschloß daher die Küste, der man bisher (bis Cap Collinson) gefolgt war, zu verlassen. Um 9 Uhr Abends gingen die Schiffe unter Dampf und nach einer $^3/_4$ Meile langen schwierigen Fahrt durch schwere Schollen kamen sie in offene Wacken, die sich in der Richtung der Straße nach Nordosten aufwärts erstreckten. Trotz eines Schneesturms aus Norden, der das Land für diesen Winter zudeckte und das Eis mit großer Geschwindigkeit nach Süden trieb, gewann die Dampfkraft bald Terrain. Am Abend des 22. wurde Franklin-Island, um Mitternacht Hans-Island und am 23. Cap Bryant passirt. Erst hier nöthigte wieder das von Cap Morton bis Cap Lieber die Straße sperrende Packeis in der Bessels-Bay einen sich nördlich von der Hannah-Insel darbietenden geschützten Ankerplatz zu benutzen, aber nur für einen kurzen Aufenthalt, den die „Discovery“ dazu benutzte, auf Cap Morton ein Depot von 240 Rationen für die spätere Erforschung des Petermann-Fjords zu errichten.

Als am folgenden Tage Capitän Nares den 2000 Fuß hohen Gipfel des Caps bestieg und ihm das klare Wetter einen Ueberblick über den ganzen Canal erlaubte, sah er die ganze Westküste des Kennedy-Canals bis zum Lady-Franklin-Sund vollkommen eisfrei; die Mitte, obwohl schiffbar, trieb mit Eis, während nördlich von Joe-Island festes Packeis lag, das aber zwischen Cap Lupton und Beechey schon wieder offener wurde. Eilig gingen die Schiffe wieder unter Segel, kreuzten den Canal, passirten Cap Lieber ohne Aufenthalt und konnten nun, als das Packeis eine Meile nördlich von letzterm wiederum die Weiterfahrt hinderte, im Lady-Franklin-Sunde Schutz suchen. Eine Einbuchtung in dessen Nordküste zeigte sich bei bei näherm Herankommen als ein breiter wohl geschützter Hafen unmittelbar westlich von Cap Bellot, welches ihn vor dem Eise sicherte. Hier wurden beide Schiffe am Morgen des 25. August geborgen.

Schon beim Hereinkommen hatte man eine Herde von neun Moschusochsen bemerkt; sie wurden sämmtlich erlegt und die zurückkehrenden Jäger brachten die erfreuliche Nachricht mit, daß die Vegetation in der Nachbarschaft reicher sei als die irgend eines Theiles der Küste nördlich von Port Foulke. Da der Hafen somit alle Erfordernisse eines guten Winterquartiers hatte, beschloß Capitän Nares hier die „Discovery“ zurückzulassen und mit der „Alert“ allein weiterzusegeln.

Bereits seit dem 20. August hatte die Temperatur den Gefrierpunkt nicht mehr überschritten und daher die Bildung jungen Eises begonnen; das Eis im Robeson-Canal war aber so gut aufgebrochen und die Dauer der arktischen Schifffahrt hängt so sehr vom Winde ab, daß man immer noch auf eine zwei- bis dreiwöchentliche Fahrt rechnen konnte.

Erst am 28. öffnete sich jedoch ein genügend weiter Canal, um zur Weiterreise einzuladen. Mit einem letzten Signalgruß sagte die „Alert“ den treuen Gefährten Lebewohl, die mit gemischten Gefühlen des Stolzes und des Neides ihren Cameraden nachsahen, welchen es nach ihrer Ansicht vergönnt sein sollte, zuerst das englische Banner auf dem Pole aufzupflanzen.

Das Eis des Canals erwies sich von jetzt ab immer stärker und gefährlicher. Bei Cap Beechey, wo abermals drei Moschusochsen erlegt wurden, verursachte es den ersten Aufenthalt; am nächsten Tage (29. August) den zweiten in der Lincoln-Bay, und als die „Alert“ am 30. etwas vom Lande entfernt besser fortzukommen gedachte, wurde sie vollkommen von 80 Fuß dickem Eise besetzt. Glücklicherweise gelang es mit dem nächsten Niedrigwasser, wo ebenso wie beim Hochwasser das Eis auf kurze Zeit lockerer zu werden pflegt, durch abwechselndes Vor- und Rückwärtsfahren so viel Anlauf zu gewinnen, daß man mit äußerster Anspannung der Dampfkraft das Eis zertheilen und das Ufer der Lincoln-Bay wiedergewinnen konnte. Hier zeigte sich so recht die Unentbehrlichkeit der Dampfkraft für arktische Expeditionen. Jedes Segelschiff würde in diesem Falle hoffnungslos gefangen gewesen sein, denn die gesammte wohl 70 Mann starke Mannschaft vermochte nicht eine Scholle vom Flecke zu rühren; sobald aber nur so viel Raum war, daß die Schraube wirken konnte, wichen selbst diese unerhört dicken Schollen aus einander. Allerdings darf man nicht zwischen eine am Ufer fest liegende und eine dagegen antreibende derartige Scholle gerathen; solcher Anprall würde jedwedem Schiffe ebenso sicher den Untergang bringen wie ein Rencontre mit einem Eisberge. Am 30. setzte ein ziemlich scharfer Südwest ein, von dem zu erwarten war, daß er das Eis etwas von der Küste abtreiben würde. In der That gelang es am 31., noch sechs Meilen weiterzukommen, aber jenseit dieses Punktes lag das Eis trotz des heftigen Windes so fest am Ufer, daß man für diesen Tag froh sein mußte, das Schiff an der Seite der Eisbarriere festzumachen. Wie gefährlich indessen ein solcher Ankerplatz bei dem immer noch in Bewegung befindlichen Eise war, zeigte sich schon am nächstfolgenden Tage, als der Wind plötzlich nach Nordwest umsprang und das Eis wieder auf die Küste zutrieb. Die mühsamste, aber mit Erfolg gekrönte Anstrengung, den Anker schnell genug zu heben um ihn nicht zu verlieren, machte unmittelbar darauf tiefer Stille, einem Augenblicke athemloser Spannung Platz. Gestattete die Küste das vollkommene Herankommen des Eises, so war das Schicksal des Schiffes weniger zweifelhaft als das einer Nußschale zwischen den beiden Hebelarmen des Knackers; zum Glück war jedoch das Ufer flach genug, so daß das Eis, welches tiefer ging als die „Alert“, in 12 Faden Tiefe strandete und statt zu schaden durch das nachdringende Pack eine Barriere bildete, welche in demselben Maße Schutz gewährte wie sie die Aussicht auf ein Loskommen von diesem Punkte verminderte. Dennoch wäre letzteres vielleicht möglich gewesen, da am 10. und 11. ein Westwind wehte, der zwar das gestrandete Ufereis nicht von der Stelle rührte, aber zwischen diesem und dem Hauptpack in der offenen See einen Canal längs der Küste öffnete. Auch war es möglich, in diesen selbst zu gelangen, da die Bewegung des offenen Wassers auch das Jungeis zwischen den mächtigen Schollen nochmals aufgebrochen und auf diese Weise Quercanäle bis zum Schiffe gebildet hatte. Doch Capitän Nares wollte in dieser Jahreszeit einen verhältnißmäßig sichern Platz nicht mehr aufs Ungewisse hin aufgeben. Unter Commodore Markham und Lieutenant Aldrich ausgesandte Kundschafterexpeditionen hatten nämlich die Küste auf 5 Meilen aufwärts untersucht und sie überall so mit Eis blockirt gefunden, daß sie es für unmöglich erachteten, durch dasselbe in Buchten, die allerdings vorhanden waren, einzudringen. Als sich aber das offene Wasser am 15. und 16. durch erneuerten starken Südwestwind noch mehr verbreiterte, wurde die Versuchung zu lockend und Capitän Nares würde ihr, jedenfalls zu seinem Schaden, nachgegeben haben, wenn es möglich gewesen wäre, die herausgenommene Schraube schnell genug wieder einzusetzen. Ehe das Eis, das sich an dem Schafte festgesetzt hatte, entfernt werden konnte, eine Arbeit, die, durch einen Schneesturm unterbrochen, noch am 16. fortgesetzt werden mußte, sprang der Wind nach Nordost um und mit ihm kam auch das Eis wieder zur Küste zurück, welche es für diesen Winter nicht mehr verließ. Nur im Osten nach dem Robeson-Canal zu blieb auch später noch eine breite Stelle

offenen Wassers, so lange der Wind aus dieser Richtung kam.

Bedenkt man, daß sich, seit die Schiffe in den Lady-Franklin-Sund eingelaufen waren, doch immerhin mindestens 3½ Wochen hindurch die Möglichkeit des Vorwärtskommens gezeigt hatte, so muß es als ein sehr unglückliches Ergebniß bezeichnet werden, daß in derselben Zeit, in der bei ebenfalls sehr beschwerlicher Fahrt die Strecke von Cap Isabella bis zum Lady-Franklin-Sund, also mehr als drei Breitengrade, zurückgelegt waren, von da ab kaum einer gewonnen wurde. Ueber Capitän Nares' Ansicht, daß es an dieser Stelle jeder Expedition ähnlich gehen würde, haben wir schon gesprochen; für die „Alert" wäre es jedenfalls, insofern es sich um wichtige neue Entdeckungen handelt, gleichgültig gewesen, wenn sie auch wirklich noch einige Meilen an der Küste von Grant-Land weiter gekommen wäre, da sich dasselbe doch unter dem 80. Meridian (westl. L. Gr.) nach Süden wendet. Für die Sicherheit von Schiff und Mannschaft war dagegen der gezwungene Aufenthalt als eine Schickung der Vorsehung zu betrachten; denn, wie sich Capitän Nares selbst im Herbst und im nächsten Frühjahr wiederholentlich überzeugte, war weithin kein besserer Ankerplatz zu finden. Die eingeschnitteneren Buchten waren durch vorliegendes Packeis unzugänglich und die übrige Küste entweder so steil, daß das schwerste Eis bis dicht an das Land gelangen konnte, oder so flach, daß ein zu großer Raum frei blieb, in welchem minder dicke aber immer noch gefährliche Schollen eine Zeit lang ungehindert hätten treiben können. So wurde denn am 18. die „Alert" zur Seite einer mächtigen Scholle verankert und mit Tauen am Ufer befestigt, worauf man die Vorbereitungen für den Winter und die noch im Herbste auszuschickenden Schlittenabtheilungen beginnen konnte.

Die Zeit für arktische Schlittenexpeditionen ist nur knapp bemessen. Ist auch im Herbst das Schiff schon für den Winter festgemacht, so muß man doch noch warten, bis das Packeis im offenen Meer zum Stillstand gekommen und das Küsteneis tragfähig geworden ist, und von diesem Augenblicke bis zum Untergange der Sonne bleibt nur gerade Zeit genug, um die jeweilige Küste etwas zu recognosciren und so weit als möglich Depots für die Frühjahrsexpeditionen vorauszusenden. Im Frühjahr hingegen muß man nach Aufgang der Sonne zunächst eine einigermaßen wärmere Temperatur abwarten; späterhin schmilzt der Schnee unter dem Einflusse eines immerwährenden Tages schneller als man es in so hohen Breiten glauben sollte, und hierdurch wird das Reisen auf dem Lande unmöglich, auf dem Eise schwierig und gesundheitsgefährlich. Auf jeden Fall müssen aber die Expeditionen, um nicht vom Schiffe abgeschnitten zu werden, zurück sein, bevor die Wärme auch das Eis angegriffen hat, das heißt in etwa 70 bis 80 Tagen. Hätte man es mit einem nur einigermaßen leidlichen Wege zu thun, könnte man täglich etwa 3 Meilen vorwärts kommen, so wäre das immerhin Zeit genug, selbst von dem Winterquartier der „Alert" aus bis zum Pole und wieder zurück zu gelangen. Aber es ist genugsam bekannt, was für Schwierigkeiten arktische Schlittenexpeditionen zu überwinden haben und speciell die Leser des „Globus", denen nach Payer [1]) noch vor Kurzem eine so anschauliche und lebensvolle Schilderung derselben vorgeführt wurde, werden sich nicht wundern, wenn sie hören, daß oft nicht einmal ¼ Meile Terrain am Tage gewonnen werden konnte.

Daß die englische Expedition nach den Erfahrungen von Kane und Hayes im Smith-Sunde, von Payer im Franz-Joseph-Lande, der schwedischen Expedition nördlich von Spitzbergen doch noch den Pol mit Schlitten zu erreichen hoffte, gründete sich auf die Annahme, in der Nähe des Pols ein milderes Klima und ebneres Ufereis zu finden. Statt dessen fand sie größere Schwierigkeiten als je eine Schlittenexpedition vorher. Das Packeis war von einer bisher unbekannten Dicke und, soweit man überhaupt vom Ufer aus in die offene See gelangte, durch den Druck des nachfolgenden über einander gewürfelt und an vielen Stellen zu Hügeln emporgepreßt, ohne übrigens darum zu verhindern, daß wieder an anderen Stellen Schlitten und Mannschaften durchbrachen. Kommt nämlich mit Beginn des Winters das Packeis zum Stillstand, so bleiben immer zwischen einzelnen Schollen, die zufällig nicht über einander getrieben sind, sondern nur an einander stoßen, Stellen offenen Wassers, da sie ja nicht wie Ziegelsteine genau an einander passen. Der neue Winterfrost würde nun zwar bald alles mit Jungeis zusammenkitten, wenn er nur ungestört wirken könnte; aber nicht nur von unten her sprengt das Meer mit jeder wiederkehrenden Fluth seine Fessel, wo sie am dünnsten ist, sondern auch von oben her vermag sie der Schnee durch seine Masse zu durchbohren.

Ein zwölftägiger ununterbrochener Schneefall hatte Alles mit einer durchschnittlich 5 bis 6 Fuß hohen Decke eingehüllt; über dem Jungeis aber, das ja naturgemäß sich an den tiefsten Stellen der zerklüfteten Eisfläche befindet, hatte der Wind solche Massen Schnees zusammengefegt, daß es dieselben nicht mehr tragen konnte. Wo aber einmal ein Durchbruch eingetreten war, hinderte die dicke Schneedecke selbst bis zu einer Kälte von — 32° R. das Zufrieren des darunter befindlichen Wassers, während dieses den Schnee in seinen unteren Lagen durchfeuchtete und dadurch sein Passiren so gefährlich machte. Dem so häufigen Marschiren in solchem nassen Schnee ist es zuzuschreiben, daß so sehr viele ernstliche Frostschäden vorkamen, die zum Theil Amputationen einzelner Glieder erforderten. Zu alledem kam noch die intensive Kälte und der Scorbut.

[1]) „Globus" XXX, Nr. 15 bis 17.

Aus allen Erdtheilen.

Lebende Vorarier in Frankreich?

«. In der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris vom 15. Juni 1876 machte Dr. A. Roujon Mittheilungen über die am Puy de Dôme lebende Bevölkerung, die in mehr als einer Beziehung unser Erstaunen erregt. Zwischen verschiedenen anderen Typen fand er dort einen solchen, der ihm aus der Mischung einer „Neander- oder australoiden Race" mit den Ariern hervorgegangen scheint, doch so, daß das vorarische Blut überwiegt. Lassen wir jedoch dieses bei Seite und beschäftigen wir uns nur mit dem Thatsächlichen, was Dr. Roujon mittheilt.

Die in Rede stehenden sehr dunkelfarbigen Leute sind brachycephal oder mesocephal; das Gesicht ist groß, viereckig, platt, die Nase groß und aufgeworfen; die Zähne prognath, die Haut braun, beinahe niemals rosig; die Haare schwarz oder kastanienbraun; die Augen gewöhnlich braun. Außerordentlich stark ist die Behaarung bei vielen Frauen ent-

wickelt; Backen- und Schnurrbart sind so stark, daß dieselben sich mehrere Mal in der Woche rasiren müssen. Der Schnurrbart zeigt sich schon mit 12 oder 14 Jahren. Die Leute sind plump, mittelgroß, und haben unter sich viel Kropfige, Ververwachsene und Cretins. Sie sind wenig intelligent, dem Fortschritte abhold, von abstoßender Unsauberkeit. Wie die Eskimos lassen sie in ihren Wohnungen sich alle möglichen organischen Abfälle anhäufen; sie machen sich nichts aus Ungeziefer und man sieht sogar, daß Männer wie Frauen, wenn kein Wasser da ist, in die Hände uriniren, um sich zu waschen. Was Bäder sind, wissen sie nicht; der Schmutz setzt sich auf Armen und Beinen bei ihnen in dicken Krusten an.

Diese seit langer Zeit degradirenden Einflüssen unterworfene Bevölkerung verschwindet übrigens im arischen Typus durch Vermischung mit diesem. Im Mittelalter war sie noch zahlreich; in hundert Jahren werden wohl nur noch geringe Spuren von ihr da sein. In den Gebirgsschluchten und den hochgelegenen Weilern ist sie noch am zahlreichsten; Spuren derselben finden sich in ganz Frankreich.

So weit Dr. Ronjon. Wir lassen dahingestellt, ob es sich wirklich um Reste einer vorarischen Bevölkerung handelt. Die starke Behaarung der Weiber widerspricht jedenfalls dem type mongoloïde, von dem er redet. Es kann sich hier auch um eine degradirte Bevölkerung handeln, wie sie ähnlich in anderen Gebirgsgegenden angetroffen wird. Die Cagots in Spanien, die Bewohner einiger Alpenthäler bieten verwandte Erscheinungen. Am auffallendsten ist aber der tiefe Civilisationsstand dieser Bevölkerung inmitten eines europäischen Culturvolkes.

* * *

S. In Mexico erscheint seit 1. August unter der Redaction von Otto Freiherrn von Brackel-Welda, einem frühern österreichischen Offizier, der mit Kaiser Maximilian nach Mexico ging, in spanischer Sprache dreimal die Woche die politische Zeitung „El Correo Germanico", mit einer wöchentlichen belletristischen Beilage „Deutsches Sonntagsblatt" in deutscher Sprache. Die früheren deutschen Wochenblätter „Vorwärts" und „Deutsche Wacht" haben in der Landespresse einen Platz nicht behaupten können, weil sie zu selten erschienen; selbst den deutschen Colonisten boten sie zu wenige Neuigkeiten. Nach dem Prospect über das neue Blatt kann ein deutsches Blatt nur in einem äußerst engen Kreise auf Leser rechnen; die geistige wie finanzielle Macht der deutschen Colonie erfordert aber, daß sie ihr moralisches Gewicht nachdrücklicher geltend machen könne, als dies bis jetzt geschah. Es entstand das traurige Verhältniß, daß die große deutsche Nation mit ihren an Mitteln reichen Colonisten in Mexico unbeachtet blieb und „mit ihren wissenschaftlichen Forschungen, ihrem Denken und Wirken in den Schatten treten mußte gegen die spanische Colonie, die über zwei große Zeitungen in der Landessprache gebietet; gegen die französische, die über ein viel gelesenes Tagesblatt verfügt, und selbst gegen die englisch-nordamerikanische Colonie, deren Wochenblatt der leichtern Sprache wegen den Mexicanern zugänglicher ist." Der mexicanischen Ausgabe ist eine interessante Liste von deutschen Geschäftsfirmen, ein Directorio Aleman, vorgedruckt, den die Redaction sich bestreben wird jederzeit auf dem Laufenden zu erhalten; in seinen letzten Nummern verzeichnet der „Correo" an deutschen Geschäftshäusern unter Angabe ihrer Geschäftszweige und Hauswohnung 43 in der Hauptstadt Mexico, 11 in Guanajuato, 6 in Guadalajara, je zwei in Veracruz und Zacatecas, 1 in Leon.

— Neue geographische Gesellschaften sind in Belgien und Dänemark (22. December) gegründet worden. Ersterer präsidirt Mr. Liagre, letzterer der dänische Kronprinz. Beide beabsichtigen, geographische Zeitschriften herauszugeben, die dänische außerdem Vorlesungen zu veranstalten. Ferner wird die Stiftung neuer geographischer Gesellschaften aus Peru, Marseille und Antwerpen gemeldet, sowie die Umwandlung des Bremer Vereins für die deutsche Nordpolarfahrt in eine geographische Gesellschaft, deren man jetzt circa 40 auf der Erde zählt.

— Die Einfuhr amerikanischen Fleisches nach Europa, von welcher in Bd. XXX, S. 63 und 192 die Rede war, macht Fortschritte. Nach Telegrammen aus Bahia in Brasilien hat der „Frigorifique" von Rouen, welcher aus den La-Plata-Staaten Fleisch nach Frankreich bringen soll, den Atlantischen Ocean und den Aequator gekreuzt, ohne daß der Methyläther-Kühlapparat die auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht hätte. Aus Frankreich mitgenommenes Fleisch erwies sich in Bahia noch als vollkommen gut. — Canada exportirt ferner seit Kurzem mit bestem Erfolge lebende Schafe nach England. Im November und December 1876 sind davon schon 2250 Stück im Mutterlande ausgeschifft worden.

— Die Verbreitung der Wölfe nimmt in den dichter bevölkerten Regionen des russischen Reiches allmälig ab. Im russischen Polen, wo für jeden erschossenen Wolf früher eine Prämie von den Stadtbehörden gezahlt wurde, ist das gefürchtete Raubthier schon zur Seltenheit geworden. Anders ist es noch in den schwachbevölkerten nördlichen Gouvernements des Zarenreiches. Das Amtsblatt von Wjatka enthielt kürzlich eine statistische Zusammenstellung, nach welcher in dem Gouvernement Wjatka in den Jahren 1874 und 1875 von Wölfen zerrissen worden sind: 2935 Pferde, 7187 Kühe, 6937 Füllen, 12,142 Kälber, 64,637 Schafe, 9483 Schweine, 6260 Gänse, 2621 Enten und 3602 Hofhunde. Der Schaden, der auf solche Weise angerichtet worden, wird von dem officiellen Blatt, offenbar ziemlich mäßig, auf 364,000 Rubel angeschlagen. Das Schlimmste ist, daß auch 17 Menschenleben den Bestien zum Opfer fielen. — Diese Zahlen geben einen Begriff von der entsetzlichen Gefährdung, der Leben und Eigenthum in weiten Bezirken Rußlands durch das in Deutschland glücklich ausgerottete Raubthier noch unterliegen.

— Im Auftrage des „Smithsonian Institution" bereist Frederick A. Ober gegenwärtig die westindischen Inseln, mit Martinique anfangend, um Vertebraten zu sammeln und gleichzeitig Landschaften und Bewohner photographisch aufzunehmen. Man erwartet von diesem Unternehmen, welches mehrere Jahre dauern wird, die Lösung mancher interessanter Probleme der physikalischen und zoologischen Geographie.

— In Chile sind jetzt folgende Eisenbahnen in Betrieb: Valparaiso-Santiago (115 engl. Meilen), Santiago-Curico (116 M.), Curico-Chillan (135 M.), Chillan-Talcahuano (118 M.), um Copiachó 121 M., um Coquimbo herum 118 M.; um Carripal 62, San Fernando-Palmilla (25 M.), Llaillai-Andes (28 M.), zusammen 838 Meilen, wozu noch Pferdebahnen in Valparaiso und Santiago und Bergwerksbahnen (zusammen circa 200 engl. Meilen) kommen. Im Bau befinden sich die Araucania- und die Angeles-Linie, zusammen 0·60 engl. Meilen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

III.

Die Sommerpaläste im Nordwesten der Residenz.

Nach vollendeter Mahlzeit nahm Chonzö's Gesellschaft ihre Wanderung wieder auf und erreichte, stets dem Seeufer folgend, eine große Dschunke von Marmor, welche von dem Geländer nur etwa ein Meter entfernt ist. In ihrem Verfalle und ihrer Regungslosigkeit gleicht sie dem jetzigen chinesischen Staate. Die einzelnen Theile, aus denen die eine wie der andere bestehen, lockern und lösen sich, halten aber noch einstweilen zusammen; nur stückweise könnte man beide vom Flecke bringen, indem man sie erst gewaltsam zerstörte und dann von Neuem wieder aufbaute, und wenn beide noch vorhanden sind, so danken sie das nicht etwa einer trefflichen Leitung, denn sie sind nicht lenkbar. Ihre Existenz ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß keine lebendige Strömung da ist, um das Schlammbett, welches sie trägt, fortzuspülen. Unweit davon erhebt sich ein zierlicher Kiosk auf einer Brücke, deren zwei Marmorpfeiler mit je einem stehenden Löwen geschmückt sind. Alles Land ringsum aber ist von Brombeersträuchern, Judendorn und wildem Weine so dicht überwuchert, daß man sich nur mit Mühe durch dieses Gewirr von Grün einen Weg zu dem nahen Fuße des Hügels Wan-schóu-schan bahnen kann.

Früher stieg man auf vier mächtigen Doppeltreppen, die durch Absätze unterbrochen sind (s. Bild auf S. 132 der vorigen Nummer), zum Gipfel empor; aber heutigen Tages macht das herabgerollte Trümmerwerk diesen Weg unmöglich. Haufen von Schutt, Bausteinen, bunten Ziegeln und zerbrochene Götterbilder bedecken die Stufen, und nur einige marmorne Löwen und Statuen, die wenig von ihrer Vergoldung bewahrt haben, stehen noch aufrecht. Man thut also besser, die seitwärts gelegenen kleinen Fußpfade und unterirdischen Gänge zum Hinaufsteigen zu wählen. Halbwegs trifft man dort auf den **Bronzetempel**, dessen einzelne Theile unter Kaiser Kien-lung (1736 bis 1796) von Jesuiten gegossen worden sein sollen. Dies Meisterwerk ist 25 Fuß hoch und mißt 64 Fuß im Umfange; der Unterbau besteht aus Marmor, der Tempel selbst durchweg aus Metall; und da letzterer Umstand leicht die völlige Zerstörung des interessanten Denkmals durch räuberische Hand herbeiführen könnte, so hat man die hinaufführenden Treppen und den Umgang mit Dornsträuchern angefüllt. Nach kurzem Steigen erreicht man von dort den Gipfel des Hügels Wan-schóu-schan, welchen ein großes Gebäude in einem aus indischen und occidentalischen Motiven gemischten Stile krönt. Es ist aus Steinen, Ziegeln und Kacheln erbaut und wurde von dem Feuer verschont. In seinen Mauern von gelb emaillirten Ziegeln sind nur drei stets geschlossene Thüren ausgespart und das ganze Bauwerk ist mit kleinen grün lackirten Nischen bedeckt, in denen gelbe Porcellangötzen von circa 20 Centimeter Höhe sitzen.

Einige Schritte weiterhin steht ein großer Porticus mit herrlicher Aussicht auf Peking, den See, die Berge im Westen und die Dörfer und die Thürme in der Ebene, welche zum Gedächtniß buddhistischer Heiliger errichtet wurden. Der nördliche Abhang des Hügels trägt unter Anderen einen kleinen 15 Fuß hohen Thurm, welcher ganz aus buntem Porcellan besteht, den Tsiön-long-tin oder Thurm der neun Drachen.

Der Bronzetempel auf dem Südabhange des Wan-schön-schan, von der Ebene und dem See aus gesehen.
(Nach einer Photographie.)

Die sechs Seiten seiner drei Stockwerke enthalten Nischen und darin Buddhabilder; im Uebrigen ist er inwendig voll und dient nur zum Schmucke. Lediglich denselben Zweck haben kleine Verschanzungen, welche man auf den Abhängen der nahen Berge deutlich unterscheidet. Wie Chouzé erzählt, hätten sich manche Kaiser dort Kriegsspiele aufführen lassen. Nach Bretschneider aber ließ Kaiser Kien-lung, als er gegen Tibet Krieg führte, auf jenen westlichen Bergen Bauten in tibetanischem Stile, die sogenannten Si-tsang-tien oder tibetanischen Paläste, aufführen, und dann mußten sich seine Soldaten im Sturmlaufen gegen dieselben üben. Wahrscheinlich beziehen sich beide Angaben auf dieselben Gebäude.

Nachdem die Gesellschaft noch einen prächtigen Sonnenuntergang von dort oben genossen, suchte sie ihre Pferde wieder auf und kehrte nach Hai-tien zurück, um dort die Nacht zuzubringen. Denn es war schon zu spät, um Peking noch vor Thoresschluß zu erreichen. Doch noch zur Nachtzeit waren mehrere der Gesellschaft wieder munter, um sich rechtzeitig in einem der Häuser des Dorfes oder der Umgegend einen versteckten Platz zu suchen, von wo aus sie den nach Yüan-ming-yüan, dem ganz in der Ebene gelegenen Parke, reitenden Kaiser bequem betrachten wollten. Es galt vorsichtig zu sein, um nicht den Wachen in die Hände zu fallen, welche von Tagesanbruch an auf dem ganzen Wege Spalier bildeten; denn wie gewöhnlich so waren auch diesmal mittelst eines Rundschreibens der chinesischen Regierung alle Vertreter der fremden Mächte und ihre Schutzbefohlenen ersucht worden, sich nicht auf der vom Kaiser zurückzulegenden Straße betreffen zu lassen. In Begleitung ihrer Diener, deren einer einen Verwandten in der Nähe zu wohnen hatte, überstiegen die drei Europäer die Mauer ihres Nachtquartiers und traten in die mondhelle Nacht hinaus. Vor ihnen leuchtete im Mondscheine einer jener Thürme, welche bei den Gräbern besonders heiliger buddhistischer Priester stehen und mitunter von Gläubigen zur Erfüllung eines Gelübdes erbaut werden. Nach halbstündiger Wanderung über das Feld machten sie Halt und sendeten ihren Diener in das nahe Haus seines Verwandten voraus. Für gutes Geld willigte dieser ein, den Fremden den Ausblick durch die Spalten der Lehmwände seiner Hütte zu gestatten, und die Europäer suchten sich nun die Zeit mit Rauchen und Erzählen zu vertreiben.

Bald begann sich das Leben auf dem Felde zu regen. Zuerst flogen Tausende von Raben krächzend über die Hütte hinweg; dann wurden die Hähne munter und Taubenschwärme stiegen aus den benachbarten Höfen in die Luft. Um die Raubvögel abzuhalten, befestigen die Chinesen den Tauben ein eigenthümliches Instrument am Schwanze: dasselbe wird aus der feinsten Bambusrinde gemacht und hat die Gestalt einer großen Kugel, welche dicht mit Pfeifen, wie die des Klapphorns, besteckt ist. Kreist das Thier in der Luft, so fängt sich der Wind darin und erzeugt einen langgezogenen Orgelton.

Von allen Seiten strömten dann die spalierbildenden Soldaten herzu, so daß die Europäer in ihrem Verstecke den Athem anhielten. Aber die Gefahr einer Entdeckung war nicht groß; denn die nach der Straße sich öffnenden Fenster ihrer Hütte waren, um die Insecten abzuhalten, mit einer groben Gaze überdeckt, welche keinen deutlichen Einblick in das Innere gestattete. Es wurde 7 Uhr und die Soldaten waren beschäftigt, die Zwischenräume zwischen den großen Steinplatten der Straße mit dem feinen, gelben, kaiserlichen Sande zu füllen. Bald sprengten auch Reiter im Galopp herbei. Den kaiserlichen Zug eröffnen stets deren zwei; der erste verläßt den Palast eine Viertelstunde vor dem Herrscher, der zweite reitet etwa 200 Meter vor ihm her. Eine Schaar anderer bildet dann den eigentlichen Vortrab. Sowie der zweite vorbeisprengt, stehen die Soldaten zu beiden Seiten, je zwanzig Schritt von einander entfernt, still und legen die Hände an die Naht ihres Rockes; denn nun nahet der Zug, von einer Staubwolke umgeben und von einem großen gelben Sonnenschirme überragt. Voran reiten 20 Piqueure, welche in einem Wehrgehenk einen großen Stock in einem Ueberzuge tragen: sie sind zum Ueberbringen von Botschaften bestimmt und zum Zeichen dessen durch jenen Stock gekennzeichnet. Drei Pferdelängen hinter ihnen folgten vier Offiziere, deren einer das kaiserliche Attribut des gelben Sonnenschirms trug. Einige Schritte hinter ihnen ritten in gedrängtem Haufen der Kaiser nebst den Prinzen und den hohen Beamten seines Gefolges. Alle plauderten mit einander und nichts unterschied den Monarchen von den Leuten seiner Umgebung. Er ritt einen kleinen Braunen, welcher wie die Thiere der Prinzen gelbseidenes Geschirr trug, während die der anderen violett gezäumt waren. Alle gingen in der bei den Chinesen wie überhaupt bei den Orientalen beliebten Gangart des Paß. Darauf folgte der von 16 gelb und roth gekleideten Dienern getragene Palankin; derselbe war mit einer gelben Decke überzogen und völlig bereit, jeden Augenblick den Kaiser aufzunehmen, falls er des Reitens müde würde. Hinter dem Palankine ritten in großer Unordnung etwa 60 Stallknechte. Den Beschluß machte eine von einigen Reitern geleitete Hofkutsche mit zurückgezogenem Vorhange, in welcher eine junge hübsche Dame saß, über welche Chouzé nichts in Erfahrung zu bringen vermochte.

Was an diesem ganzen halbofficiellen Aufzuge des Kaisers auffiel, war, daß kein einziger Reiter wenigstens offen eine Waffe trug. Nur die Wachposten zur Seite der Straße hatten einen Säbel, aber weder Feuerwaffen noch Bogen. Trotzdem wäre ein Attentat auf das Leben des Kaisers sehr schwer auszuführen: schon mehrere Stunden vor seinem Aufbruch wird in der Stadt der Verkehr auf den betreffenden Straßen untersagt und die Läden werden geschlossen. Zu größerer Vorsicht werden die Querstraßen mit blauen Leinwanddecken, die an Pfählen befestigt sind, verhängt, und bei Todesstrafe darf nach dem Passiren des ersten jener Vorreiter Niemand mehr den Hauptweg betreten. Dennoch kommt es mitunter vor, daß sich ein Mensch durch die Reihen der Soldaten und Wächter drängt, um dem Kaiser kniefällig eine Bittschrift zu überreichen; ein solcher wird in Haft genommen und muß, falls seine Klage falsch oder schlecht begründet ist, den Tod erleiden. Auf dem Lande sind die Vorsichtsmaßregeln nicht so ausgedehnt; dort begnügen sich die Wachen, die Passanten 100 bis 200 Meter von dem Wege seitwärts zu weisen. Die naheliegenden Häuser selbst werden nie visitirt, wie Chouzé's Erzählung beweist.

Des Kaisers Ritt ging, wie erwähnt, nach dem Parke Yüan-ming-yüan (nördlich von Hai-tien, östlich von Wan-schóu-schan). Ein intriganter Beamter hatte die dortigen Eunuchen bestochen und auf den See des Parkes eine Gondel schaffen lassen, einen Gegenstand der Neugier und der Versuchung für den jungen Fürsten, der nie in seinem Leben ein Boot betreten oder anders als in Form eines Spielzeugs gesehen hatte. Er bestieg also mit den Eunuchen dasselbe und ergötzte sich zu Wasser an den schönsten Punkten des Parkes. Mit halblauter Stimme beklagten die Einen die stattgehabte Verwüstung, während die Anderen die Kosten einer Wiederherstellung berechneten, bis sich der Kaiser in das Gespräch mischte und einer der bestochenen Eunuchen einen Kostenanschlag aus seinem Gewande hervorzog. Damit war der Wiederaufbau eine beschlossene Sache; der Kaiser genehmigte den Anschlag und der Intrigant ließ ihn im

Grabmal zum Gedächtniß eines Bonzen. (Nach einer Photographie.)

Finanzministerium von Unterbeamten visiren und gab sofort französischen Kaufleuten den Auftrag, die nöthigen Hölzer von Cochinchina und Singapur kommen zu lassen. Inzwischen versetzte der geheime Staatsrath und die Großkanzlei des Reiches die beiden Finanzminister in Anklagezustand, weil sie ohne ihr Gutheißen ein Decret zur Vollstreckung gebracht hatten. Aber der Kaiser wollte seinen Plan nicht aufgeben und eben so wenig wollten die Verschnittenen auf den reichen Gewinn verzichten, welcher bei so kostspieligen Unternehmungen ihres Herrn für sie abfallen mußte.

Die beiden Finanzminister wurden abgesetzt und Prinz Kung unternahm es, dem Monarchen Vorstellungen zu machen sowohl über sein ungesetzmäßiges Vorgehen als auch über seinen sonstigen Lebenswandel; denn man erzählte sich, daß derselbe, seines engen Palastes müde, incognito Ausflüge machte und sich in der Stadt Vergnügungen hingäbe, an denen sonst seine niedrigsten Unterthanen Gefallen finden. Die Folge war, daß der Kaiser seinen Oheim sofort aller seiner Titel und Vorrechte beraubte und sie nur auf Bitten der Kaiserin-Wittwe ihm zurückgab; doch auch die beiden Finanzminister erhielten die ihrigen wieder.

Als dann die erste Holzsendung auf einem französischen Schiffe eintraf, kostete es die größte Mühe, sie von der chinesischen Regierung bezahlt zu erhalten. Bald darauf erschien denn auch ein kaiserliches Decret, welches die Arbeiten in Yüan-ming-yüan einzustellen befahl. Schließlich starb der Kaiser im Jahre 1874 und erhielt in seinem Vetter, einem Sohne eines jüngern Bruders des Prinzen Kung, einen Nachfolger.

Dieser hartnäckige Widerstand gegen jede Restauration von Yüan-ming-yüan ist leicht begreiflich. Ihr Erbauer, der Kaiser Yung-tscheng, ein Zeitgenosse Louis' XIV., hat sicherlich nicht geringere Summen darauf verwendet, als letzterer auf Versailles, und zudem hat das Feuer in diesem Parke so gut seine Schuldigkeit gethan, daß fast alle Gebäude neu aufzuführen wären. Wo sollten dazu die Mittel hergenommen werden, da China schon seit Jahren einen noch heute nicht beendeten Krieg gegen die Rebellen an seiner nordöstlichen Grenze, gegen die Mohammedaner in Kansu, gegen die Dunganen und Yakub Beg von Kaschgar zu führen hatte? Verhältnißmäßig gut erhalten, weil von den Engländern verschont, sind in jenem Sommersitze nur einige Gebäude in halb italienischem, halb chinesischem Stile in der Nordwestecke des Parkes; doch nur ein einziger Pavillon trägt noch sein chinesisches Dach von violett und grün glasirten Ziegeln, während von den übrigen nur noch die vier Wände stehen. Uebrigens sind diese vom Missionär Pater Castiglione erbauten Paläste, obwohl doppelt so groß wie die beiden Trianons in Versailles, nicht ein einziges Mal von einem Kaiser bewohnt worden. Pater Benoist hat dort Springbrunnen und Bassins angelegt, die von einer sehr starken hydraulischen Maschine gespeist wurden; diese hat sich der Kaiser einige Male betrachtet, worauf er die Aufseher der Wasserwerke reich beschenkte.

Erst in den letzten Jahren haben wieder einige Europäer die Trümmer besucht und zwar wahrscheinlich heimlich durch die Löcher, welche die kaiserlichen Gärtner in die Mauern gebrochen haben, um bequem Holz aus dem Parke stehlen zu können, ohne den Palastaufseher dafür bestechen zu müssen.

Auf Formosa.

Ethnographische Wanderungen von **Paul Ibis.**

I.

Geographischer Ueberblick der Insel: Lage. — Geologischer Bau. — Erdbeben. — Küsten und Buchten. — Flüsse. — Klima. — Flora und Fauna. — Die Erzeugnisse der Insel. — Ihre Bevölkerung.

Im Anfange des Jahres 1875 lag S. K. Russischen Majestät Corvette „Askold" längere Zeit in Hong-kong vor Anker, und da der Dienst auf dem Schiffe meine Persönlichkeit leicht entbehren konnte, so benutzte ich die Monate Januar und Februar zu einer Reise durch die Insel Formosa, für welche oder vielmehr für deren Eingeborene mir die japanische Expedition ein bedeutendes Interesse eingeflößt hatte. Zweck dieser Reise war: erstens, wo möglich besser mit diesem so arg verschrienen Volke und seinem Zustande bekannt zu werden und seine Nationalität, über die ich oft Zweifel erheben gehört, festzustellen, und zweitens die Lösung der Frage, ob im Innern Formosas eine dunkle Race, ein Papua-Stamm, existirt, wie Fr. Müller in seiner Ethnographie (Novara-Reise) angegeben, oder nicht.

Der Zeitraum, in welchen meine Reise fiel, konnte kein günstigerer sein: die Japanesen hatten soeben Formosa geräumt; auf der Insel herrschte daher volle Ruhe, und die chinesische Regierung, welche vertragsmäßig die Verantwortlichkeit für das Treiben der Eingeborenen übernommen, bauete, wenigstens in der ersten Zeit, fest auf eine längere Dauer derselben, und das mit Recht; denn ihre friedlichen Unterhandlungen mit den Häuptlingen verschiedener Stämme versprachen den besten Erfolg. Seitens der Eingeborenen selbst war keine Gefahr zu befürchten: im Süden litten sie noch zu sehr unter dem Eindruck der Schrecken, die die japanischen Waffen über sie verhängt, um neue Frevel an Fremden zu begehen; in den anderen Theilen der Insel aber erfreuen sie sich eines etwas bessern Rufes, als ihre Stammverwandten im Süden. Ferner sind Januar und Februar gerade die schönsten Monate auf Formosa — trocken und nicht heiß —, so daß manche natürlichen Hindernisse, wie schlüpfrige Pfade, übergetretene Ströme und Fieberanfälle, ganz aus der Zahl der zu überstehenden Schwierigkeiten wegfielen.

Mit Tasterzirkel, Meterstab und Notizbüchern versehen und so wenig als irgend möglich Gepäck mit mir führend, durchschritt ich die Insel von Süd nach Nord. So oft es Umstände und Zeit zuließen, machte ich Abstecher zur Seite, um die Eingeborenen in ihren Territorien aufzusuchen, von denen ich meist freundlich empfangen wurde. Auf diese Weise kam ich mit dreizehn Stämmen in Berührung, maß sie, zeichnete sie, beobachtete ihre Sitten und Gebräuche und sammelte Wörter aus ihren Sprachen, kurz ich hatte die Genugthuung, meinen Zweck zu erreichen.

Doch ehe ich an den eigentlichen Gegenstand dieser Arbeit, „die Eingeborenen Formosas", herantrete, will ich einen Blick auf die Insel selbst und ihren chinesischen Theil werfen, um desto klarer dann ihre Ethnographie behandeln zu können.

Formosa erstreckt sich von 21° 55' bis zu 25° 18½' nördl. Br. und von 120° 8' bis 122° östl. L. v. Gr. Es mißt über 200 Seemeilen in der Länge und 75 Meilen an der breitesten Stelle und nimmt einen Flächenraum von etwa 1060 geograph. Quadratmeilen ein. Obgleich nur 80 bis 100 Seemeilen vom Festlande entfernt, unterscheidet es sich doch wesentlich von demselben, sowohl dem geologischen Baue nach, wie in seiner Fauna und Flora; viel eher läßt es sich den Philippinen anreihen. Denn wie diese, so ist auch die Insel Formosa rein vulcanischen Ursprungs. Ihren eigentlichen Kern bildet eine scharfe Gebirgskette mit Gipfeln von 11,000 bis 12,000 Fuß Höhe, die sich bei einer Kammhöhe von etwa 8000 Fuß in nordnordöstlicher Richtung durch 115 Meilen hinzieht (von 22° 34' bis 24° 25' nördl. Br. und von 120° 44' bis 121° 15' östl. L.), eine strenge Wasserscheide bildend, dann nach Süden zu schnell an Höhe abnimmt, im Norden aber an eine ebenso hohe, nur 15 Meilen lange Querkette (Dodds-Range) stößt und in einem verworrenen Gebirgsknoten endigt. Diese Hauptkette besteht aus Schiefer, dessen Schichten steil nach Osten abfallen.

Ihr parallel laufen westlich einige verhältnißmäßig niedrige Ketten aus sedimentären Schieferarten, mit einem weit geringern Schichtenfall; diese nehmen die eigentliche Mitte der Insel ein. Dann folgen Terrassen aus Lehm- und Sandschichten mit einer kaum merklichen Neigung nach Osten, und endlich die Ebene, welche fast den dritten Theil der Insel, ihre Westseite, einnimmt; nur langsam sich zur See hinneigend, bildet sie eine seichte, bloß an wenigen Stellen zugängliche Küste.

Beachtenswerth und erklärend für die Bildung der Westseite Formosas sind jene mächtigen Korallenblöcke, die sich an der Südwestküste vorfinden, nicht allein unmittelbar am Meere, sondern auch in einiger Entfernung von demselben. Die größten von ihnen sind: der Ape Hill bei Ta-kao, eine atollähnliche Korallenmasse von 1110 Fuß Höhe, dann der Saddle Hill zwischen Ta-kao und Tang-kang, der 468 Fuß erreicht und einige Berge bei Long-kiau an der Südspitze, die auch nicht viel niedriger sein mögen. Kleinere Blöcke oder einige Fuß über das Wasser erhobene Korallenriffe sieht man viel.

Oestlich von der Hauptkette scheint das Land durchaus rauh und gebirgig zu sein, und allem Anscheine nach laufen auch dort die Bergketten parallel der Wasserscheide. Das Ufer erhebt sich meist direct aus dem Meere bis zu einigen Tausend Fuß Höhe.

Der Norden der Insel ist mit wenigen Ausnahmen auch bergig. Die Ketten liegen hier parallel dem Dodds-Range und nehmen nach Norden zu an Höhe ab. An der Küste bestehen sie aus Sandstein, dessen Schichten nach Süden fallen. Bei Kelong enthalten sie Kohlen. Zwischen Tamsui und Kelong, also im äußersten Norden, sind einige Vulcane, die Tatun-Gruppe genannt, deren höchster Punkt gegen 4000 Fuß über dem Meere liegt. Aus den dortigen Solfataren wird in letzter Zeit mit Erfolg Schwefel gewonnen. Andere Vulcane soll es auf der Insel nicht geben. Einige Petroleumquellen im Dodds-Range sind hier noch zu erwähnen.

Das Südende der Insel, d. i. jener zu einer halbinselförmigen Spitze zusammenlaufende Theil derselben südlich von 22¼° nördl. Br., ist zwar kein hohes, aber ein rauhes und zerrissenes Bergland, das meist unmittelbar aus dem Meere emporsteigt. Die kurzen Bergketten bestehen am Strande aus Sandstein, im Innern aus Schiefer, und die Schichten fallen überall steil nach Osten. Kohlenlager habe ich nirgends bemerkt. Am westlichen Ufer erkennt man stellenweise einige terrassenartig über einander liegende Strandlinien, von denen die obersten schon mit Gras und Gestrüpp bedeckt sind. Es läßt sich daher schließen, daß dieses Ufer noch jetzt im Steigen begriffen ist, was man auch nördlicher bei Tai-wan-fu bemerkt hat; Fort Zelandia nämlich, das zur Zeit seiner Erbauung durch die Holländer, also vor 200 Jahren, hart am Meere stand, liegt jetzt eine halbe

Autogr. v. C. L. Ohmann Dominé sc.

Skizze von Formosa.
(Maaßstab 1 : 3,000,000.)
B. = Butang. Bd. = Bakurut. S. = Saprêk. Sb. = Sabari. T. = Tuasók. Ts. = Tschinakei. W. = Whang-tschut.

Meile landeinwärts, und der frühere Hafen von Tai-wan-fu existirt nicht mehr.

Erdbeben sind auf Formosa häufig, doch selten stark genug, um irgend welchen Schaden anzurichten. Die zwei Erdbeben, die ich während meines Aufenthalts auf der Insel verspürte, äußerten sich in einigen leichten, schnell auf einander folgenden Stößen, ohne von einem unterirdischen Getöse begleitet zu sein.

Die Küsten Formosas sind arm an Buchten. An der Westseite hat nur Ta-kao (22° 37′ nördl. Br.) einen guten, leider aber zu kleinen Hafen. Derselbe wird durch ein langes, über das Wasser erhobenes Korallenriff gebildet, das sich parallel der Küste hinzieht und früher wahrscheinlich mit dem Ape Hill zusammenhing, jetzt aber von diesem durch eine 11 Fuß tiefe und gegen 300 Fuß breite Durchfahrt getrennt ist. Das solcherweise von der See abgeschnittene Becken mißt gegen sechs Meilen in der Länge und eine Meile in der Breite, hat aber nur in seinem nördlichen Theil, wo es einen kleinen Fluß aufnimmt, Wasser genug für Schiffe. Durch den Ape Hill und das ziemlich hohe Riff gegen die herrschenden Winde geschützt, ist Ta-kao zu jeder Jahreszeit ein sicherer Ankerplatz [1]). Die Rhede von Tai-wan-fu ist vollkommen offen und unsicher; die Schiffe ankern da weit vom Ufer und die Landung kann nur auf Flößen bewerkstelligt werden, weil der Strand selbst für Bote zu seicht ist. An der Ostküste der Insel sind zwei kleine Buchten, welche nach Aussage einiger Mandarinen sich leicht und ohne bedeutende Kosten in gute Häfen umwandeln ließen. Es sind: San-o Bay (24° 37½′ nördl. Br.) und Tschok-e-dan (24° 7′ nördl. Br.). Im Norden der Insel ist die tief in die Berge eingeschnittene und gegen alle Winde gedeckte Bucht von Kelong (25° 9′ nördl. Br.) ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Ankerplatz für Schiffe von mittlerer Tiefe; doch hat sie bisjetzt wenig Bedeutung für den Handel, da das dortige Kohlenbergwerk in einer zu primitiven Weise betrieben wird, um viel für den Export bieten zu können; für die Ausfuhr der übrigen Producte des Nordens aber, wie Thee, Kampfer und Indigo, liegt Tamsui weit bequemer. Dieser Hafen, oder besser die Mündung des Tamsui-Flusses, giebt der Bucht von Kelong in nichts nach, nur liegt an der Einfahrt eine Barre, welche bei der Ebbe nicht mehr als 7 Fuß Wasser hat (bei der Fluth indeß bis 21 Fuß). Im Südwesten der Insel eignet sich die Bucht von Long-kiau (22° 7′ nördl. Br.) während des Nordost-Monsuns als Ankerplatz.

Von Flüssen sind nur zwei für die Insel von Bedeutung: der Tamsui-Fluß im Norden und der Tang-kang-Fluß im Südwesten. Der erste, der sich in der Breite von 25° 11′ ins Meer ergießt, besteht aus zwei Armen — dem Toka-ham und Sam-quai —, die sich etwa 10 Meilen vor der Mündung vereinigen und dann noch die Wasser des Kelong-Flusses aufnehmen. Beide Arme sind 30 bis 40 Meilen in ihrem Laufe für Boote schiffbar, daher wichtig für den Handel, besonders für den Kampferhandel, dessen Hauptquelle in den Bergen liegt, aus denen sie ihren Ursprung nehmen. Der Tang-kang-Fluß entspringt aus dem Gebirge Mittel-Formosas und zwar auch in zwei Armen, welche, durch eine Bergkette getrennt, parallel nach Süden der Ebene zufließen. Unter 23° nördl. Br., wo ich beide Arme im mittlern Laufe durchschritt, waren sie schon bedeutende Ströme und trotz der trockenen Jahreszeit für Boote befahrbar; ihre Quellen muß man daher wenigstens 30 bis 40 Meilen nördlicher suchen. In der Ebene vereinigen sie sich und noch einige Nebenflüsse aufnehmend bilden sie einen breiten, leider aber seichten Strom, der sich bei der Stadt Tang-kang (22° 28′ nördl. Br.) in die See ergießt. Während der Regenzeit tritt der Tang-kang-Fluß aus seinen Ufern und überschwemmt in der Ebene einen Streifen Land von 4 bis 5 Meilen Breite, der durch die alljährlich hinterlassenen Sandmassen in eine Wüste verwandelt ist. Da diese Sandmassen zugleich das Flußbett verstopfen, so dehnt sich der Fluß mit seinen Ueberschwemmungen immer mehr und mehr in die Breite aus, wodurch in Tang-kang, das hart am linken Ufer liegt, in jedem Jahr eine Häuserreihe weggespült wird. Die übrigen Flüsse der Insel sind bedeutungslos für den Handel; es sind meist Bergströme, die im Winter fast austrocknen, während der Regenzeit aber schnell und hoch anschwellen und jeden Verkehr hemmen.

Das Klima Formosas ist bis zu 24° nördl. Br. tropisch. Es giebt hier nur zwei Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene. Die erste beginnt im Mai mit dem Südwest-Monsun und endigt im September mit Eintritt des Nordost-Monsuns. Sie bringt bei starker Hitze ungeheure Regenmassen, die sich in periodischen Güssen jeden Nachmittag entladen. Im Juli ist der Regen im Maximum seiner Mächtigkeit, worauf er an Stärke allmälig nachläßt. Vom September bis April währt die trockene Jahreszeit; es fällt dann buchstäblich kein Tropfen Regen, selbst keine Wolke trübt den Himmel, und die Hitze ist, bis März wenigstens, eine sehr erträgliche. Nördlich von 24° nördl. Br. hört diese Regelmäßigkeit auf. Dort bringt im Gegentheil der Winter viel Regen, während der Sommer verhältnißmäßig trocken genannt werden kann. Man hat mir gesagt, daß es in Tamsui während der Wintermonate oft wochenlang ohne Unterbrechung regne und die Sonne Monate hindurch nicht zu sehen sei, was durchaus nicht unwahrscheinlich klingt, wenn man bedenkt, daß es eben Nord-Formosa ist, welches während der Dauer des Nordost-Monsuns seine dichten Nebel über die ganze Formosa-Straße aussendet.

In Folge dieser reichen Niederschläge ist die Vegetation auf Formosa eine sehr üppige: die gebirgigen Theile der Insel sind im Süden mit undurchdringlichem Dschungel bedeckt, einem phantastisch von Lianen durchwobenen Wirrwarr der mannigfachsten Baumarten, riesiger Farren und Farrenbäume. Im Norden dehnen sich mächtige Kampferwälder aus, die kaum irgendwo ihres gleichen haben. Die Ebene ist einer der fruchtbarsten und cultivirtesten Landstriche, die ich je gesehen: Weizen, Mais, Reis und Zucker geben hier reiche Ernten; Ananas, Bananen, Ingwer, Mango, Orangen und Citronen, kurz die meisten tropischen und subtropischen Früchte gedeihen vortrefflich; der Bambus schießt zu einer Höhe von 80 bis 90 Fuß empor und die zierliche Arecapalme wächst hier nicht minder üppig als auf den Sunda-Inseln; die Kokospalme fehlt aber.

Auch die Fauna Formosas scheint reich zu sein und soll einige selbständige Arten haben, z. B. einen formosanischen Hirsch, ein Schuppenthier und einen Fasan. Schlangen und giftige Insecten sind schwach vertreten, letztere erscheinen nur während der Regenzeit. Fledermäuse und fliegende Hunde scheint es in vielen Arten zu geben. An Fischen ist besonders die Westküste reich. Eingeführt sind aus China: der Büffel, wie es scheint auch das Schwein und der Hund. Das Pferd fehlt ganz.

Die Producte, welche Formosa dem Handel liefert, sind bis jetzt Zucker, Thee, Reis, Früchte und Gemüse, Indigo, Kampfer, Oel, Hanf, Thierhäute und Hörner, Fisch, Sesam, Gelbwurz, Seegras und Agar-Agar, verschiedene Holzarten (besonders harte — hard wood) und Steinkohlen. Die Ausfuhr beläuft sich auf 2,000,000 Tael, die Einfuhr auf etwa

[1]) S. die Abbildung von Ta-kao „Globus" XXIX, S. 309.

1,750,000 Tael (3 Tael = $6^2/_3$ Thaler); beides ist im Steigen begriffen [1]).

Formosa ist von zwei verschiedenen Menschenracen bevölkert: von Chinesen und Malayen. Die ersten, die bei Weitem zahlreicheren, sind Einwanderer (meist aus der gegenüberliegenden Provinz Fu-kiang). Sie nehmen die ebene Westseite der Insel und ihren Norden ein. Die letzteren, etwa 150,000 bis 200,000 Köpfe, sind die bei Weitem älteren Bewohner der Insel und können daher als Eingeborene betrachtet werden. Sie leben in kleinen unabhängigen Stämmen in den gebirgigen Theilen der Insel, behaupten also deren Ostseite und Südspitze. Zwischen diesen freien Eingeborenen, von den Chinesen „Ka-té" (die Wilden) genannt, und den Chinesen leben einige halbcivilisirte Stämme, die mehr oder minder von der chinesischen Regierung abhängig geworden sind.

Eine Papua-Race oder eine ihr nahestehende existirt nicht im Innern Formosas; weder die Chinesen noch die Eingeborenen selbst wissen etwas von ihr. Wahrscheinlich hat man die häßlichen und dunkler als andere Stämme gefärbten Bewohner der Südspitze für diese angesehen. Möglich aber, daß die Malayen bei der Besitznahme der Insel ein anderes, dunkles Volk hier vorfanden, theils es in Kriegen ausrotteten, theils sich auch mit ihm vermischten, wodurch die zahllosen Stämme und fast ebenso vielen Stammtypen entstehen konnten, die sich besonders in der hellern oder dunklern Hautfarbe von einander unterscheiden.

[1]) Vergl. „Globus" XXIX, Nr. 20, S. 308.

Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage.

II.

W. K. Da man nicht selten die Ansicht trifft, daß große Kälte das geringste Hinderniß für gut ausgerüstete Expeditionen sei, weil man Mittel habe sich dagegen zu schützen, so wollen wir hier Commander (jetzt Capitän) Markham selber erzählen lassen [1]), wie weit dies möglich ist, wenn die Temperatur auf — 30° R. sinkt.

„Die Kälte," so heißt es in seinem interessanten Bericht, „war alsdann so schneidend, daß der größte Theil der Gesellschaft trotz der Ermüdung nach einem harten und anstrengenden Tagewerk jedes Schlafes beraubt war. Von Bequemlichkeit konnte keine Rede sein, wo unsere Schlafsäcke und Decken so hart gefroren waren, daß sie eher Eisplatten als aus Wolle verfertigten Gegenständen glichen, und wenn sie wirklich einmal durch die vom Körper ausgehende Wärme aufthauten, statt dessen von kalter Feuchtigkeit durchdrungen wurden. Des Morgens kostete es wiederum angestrengte Bemühungen in die Düffelröcke hineinzukommen, die die Kälte so steif gemacht hatte, daß sie zu wahren Zwangsjacken wurden, und die komischen Stellungen, die man einnehmen mußte um es zu ermöglichen, erregten trotz der wenig beneidenswerthen Situation viele Heiterkeit. Die niedrigste Temperatur, die innerhalb des Zeltes beobachtet wurde, war — 28° R.; bis zum 28. April zeigte keine Beobachtung über — 14° R. und bis zum Juni wurde nie der Gefrierpunkt überstiegen. In den ersten drei oder vier Wochen, nachdem wir das Schiff verlassen hatten, war unser Speck so hart gefroren, daß man ihn nicht beißen konnte, bis einige auf die Idee kamen, ihn im warmen Thee so lange aufzuweichen, bis er genießbar wurde. War es schon schwer, den Thee überhaupt zum Kochen zu bringen, was oft erst nach 1 bis 2 Stunden gelang, so wirkte natürlich das Hineinthun des Specks ebenso als wenn man ein gleich großes Stück Eis hineingeworfen hätte und machte außerdem eine sehr sonderbar schmeckende Brühe aus ihm. Immer aber waren wir von brennendem Durste gequält ohne ihn löschen zu können; denn einmal konnten wir nicht genug Brennmaterial erübrigen um extra Wasser zu condensiren, und außerdem konnten wir auch nicht verhindern, daß das Wasser in unseren zinnernen Fläschchen wieder zu Eis wurde, selbst wenn wir sie unter dem Westentheil der Beinkleider bargen."

[1]) Aus seinem Vortrage in der Londoner Geographischen Gesellschaft am 12. December 1876.

In der That, solche Strapazen verbunden mit den Schwierigkeiten des Weges erfordern schon die Anspannung aller Kräfte eines gesunden Mannes; bedenkt man nun aber, daß bei sämmtlichen größeren Forschungsexpeditionen des nächsten Frühjahrs zu alledem noch theils sogar schon auf dem Hinwege in hohem Grade der Scorbut ausbrach, eine Krankheit, die bekanntlich sehr schnell die Kräfte des Menschen verzehrt, so muß man es nicht nur als ein besonderes Glück betrachten, daß nicht mehr Menschen, ja ganze Abtheilungen zu Grunde gingen, sondern man muß auch die wahrhaft heroische Ausdauer bewundern, die es in jedem einzelnen Falle allein ermöglichte, daß die entgegengesandte Hülfe weiteres Unglück verhüten konnte. Der so intensive Ausbruch der gefürchteten Krankheit im Frühjahr kam um so überraschender, als man den ganzen Winter ohne irgend welche Spuren derselben verlebt hatte und mit Lebensmitteln und Arzneien, namentlich Citronensaft, so trefflich versehen war, daß man hoffen konnte jedem Angriffe schnell begegnen zu können. Statt dessen erkrankten nicht nur die gesammten Theilnehmer der Schlittenexpeditionen mit Ausnahme der Offiziere, sondern auch der größte Theil der auf den Schiffen zurückgebliebenen Leute. Bis zum 9. Juli, 15 Tage nach der Rückkehr ihres letzten Schlittens, zählte allein die Mannschaft der „Alert" 60 Krankheitsfälle, wovon 24 noch in Behandlung waren. Alle Medicin erwies sich als unwirksam; nur veränderte Kost, namentlich frisches Fleisch, und Ruhe bewirkten Genesung; anstrengende Arbeit beförderte den Ausbruch der Krankheit, und Capitän Nares schreibt die auffallende Thatsache, daß nur ein einziger Offizier von derselben ergriffen wurde, lediglich dem Umstande zu, daß dieselben nicht so großen Anstrengungen, wie namentlich das Schlittenziehen ist, unterworfen waren.

Wir können hier einen schweren Vorwurf, der sich hinsichtlich des eben berührten Punktes gegen Capitän Nares im englischen Publicum laut gemacht hat, nicht unerwähnt lassen, da er seinen Weg selbst bis in die Spalten der „Times" gefunden hat. Der Citronensaft, so heißt es, hätte sich allerdings als ein gutes Präservativ gegen die Krankheit bewährt und deshalb wären im Winter, wo die Aerzte der Expedition für regelmäßige Vertheilung der täglichen Dosen des Mittels gesorgt hätten, keine Krankheitsfälle vorgekommen; auf die Schlittenexpeditionen habe man aber, den bestimmten Instructionen zuwider, gar keinen Ci-

tronensaft mitgenommen, nur einzelne Offiziere hätten sich wohlweislich für ihre eigene Persönlichkeit damit versorgt.

Wir wissen nicht, woher man für eine so ehrverletzende Anklage die Stützen hergenommen hat, da uns nur Nares' und seiner Begleiter eigene Berichte vorliegen, die eher alles Andere als Anhaltspunkte für dieselbe darbieten. Ihr letzter Theil ist jedenfalls ebenso unlogisch, da doch das Wohl und Wehe der ganzen Expedition, also auch der Offiziere, zum größten Theil von der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Mannschaft abhängt, wie er bei der gerade von den Offizieren für ihre Mannschaft bewiesenen Aufopferung empörend ist.

Aber auch eine unverzeihliche Nachlässigkeit bei der Ausrüstung der Schlittenexpeditionen von Seiten des Oberbefehlshabers scheint uns vollkommen ausgeschlossen zu sein. Capitän Nares ist Offizier der englischen Marine; er sollte den bestimmten Befehlen seiner Vorgesetzten zuwider gehandelt haben, wo es noch dazu so leicht war, sie zu erfüllen? Man soll ihm zutrauen, daß er seinen eigenen Leuten das angeblich wichtigste Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, vorenthalten hätte, während er damit so reichlich versehen war, daß er bei seiner Rückkehr dem dänischen Gouverneur in Egedesminde noch reichliche Portionen abgeben konnte? Er sollte seine Pflichten als Mensch, seine Verantwortlichkeit als Vorgesetzter, seine Ehre als Offizier leichtfertig preisgegeben haben, und weshalb? — Die Antwort überlassen wir dem Leser. Wenn sich in anderen Fällen gerade der Winter und der Mangel an Arbeit dem Ausbruche der Krankheit günstig und der Citronensaft angeblich als Heilmittel oder Präservativ gezeigt hat, so beweist das weiter nichts, als daß Aetiologie und Therapie des Scorbuts noch nicht so weit vorgeschritten sind, als man wohl wünschen möchte; ein Uebelstand, den er mit vielen und häufiger vorkommenden Krankheiten theilt.

Wie mühselig und gefahrvoll solche Schlittenreisen übrigens auch sein mögen, eine arktische Entdeckungsexpedition wird sie nie ganz entbehren können, wenn sie nicht den größten Theil ihrer Zeit ungenutzt lassen will. Nur die Hoffnung wird man aufgeben müssen, mit Schlitten allein von der Schwelle der noch unbekannten Gegenden aus den Nordpol erreichen zu können.

Am 21. September war das Küsteneis dick genug geworden, daß die erste Herbstschlittenexpedition unter Lieutenant Aldrich sich ihm ohne Gefahr anvertrauen konnte. Sie war, da sie nur Recognoscirungszwecke nach Nordwesten hin verfolgte, mit zwei leichten Hundeschlitten ausgestattet und kehrte nach 13 Tagen wohlbehalten mit der Nachricht zurück, daß von einem 2000 Fuß hohen Berge in 82° 48′ nördl. Br. im Osten in einer Entfernung von etwa 15 Meilen Land bis 83° gesehen werden könne, aber keines im Norden. Schlimmer erging es der zweiten Abtheilung unter Commandant Markham und den Lieutenants A. C. Parr und W. H. May, die am 25. mit drei schwer bepackten Schlitten und 21 Mann nach Nordwesten abging und nur unter den größten Strapazen ihre Aufgabe, bei Cap Joseph Henry ein Depot zu errichten, erfüllen konnte. Viermal waren Schlitten, sehr häufig einzelne Leute durch das Eis gebrochen und nicht weniger als ein Drittel der gesammten Mannschaft trug Frostschäden davon, die sie für den größten Theil des Winters an das Bett fesselten, bei dreien sogar Beinamputationen nöthig machten.

Die Sonne war bereits seit zwei Tagen untergegangen, als diese Abtheilung zurückkehrte, fast gleichzeitig mit einer dritten unter Lieutenant Rawson, die vergeblich durch den noch aufgebrochenen Robeson-Canal die „Discovery“ zu erreichen versucht hatte. Für den Herbst war somit geleistet, was menschenmöglich war, und die in Schlittenreisen noch ungeübte Mannschaft hatte in Bezug auf Construction und Bepackung der Schlitten, Bekleidung, Nachtlager u. s. w. Erfahrungen gesammelt, die für das nächste Frühjahr sehr zu Statten kamen.

Wie wohlgemuth und in guter Gesundheit fast sämmtliche Insassen des Schiffes die lange Zeit bis zum Wiederaufgange der Sonne am 1. März verlebten, ist unseren Lesern schon bekannt; auch auf die sonst wohl interessante Einrichtung eines arktischen Winterquartiers, auf die täglichen Verrichtungen, die Vorkehrungen gegen die Kälte bei möglichster Schonung des Kohlenvorraths sowie die noch wichtigeren gegen Feuersgefahr brauchen wir wohl nicht einzugehen, da wir voraussetzen können, daß unsere Leser mit derartigen Schilderungen zur Genüge vertraut sind. Dagegen mögen hier noch einige wichtige Beobachtungen über das Klima während dieser Zeit und über die Fauna der Nachbarschaft ihren Platz finden.

Den ganzen Winter über bewies sich die Luft so ruhig, daß man hätte glauben können, an den Ufern eines stillen Oceans zu verweilen. Ein schwacher südwestlicher Wind wehte fast beständig wie ein Passat von der Küste her, nur dann und wann von einem Nordwest unterbrochen, der jedesmal die größte Kälte mit sich führte. Kein heftiger Windstoß, kein Ost- oder Nordwind war bis zum Aufgange der Sonne zu verspüren. Dabei herrschte eine außerordentliche Kälte, die an 30 Tagen das Quecksilber zum Erstarren brachte, und es fiel nach dem erwähnten zwölftägigen Schneefall im Herbst fast gar kein Schnee mehr bis Ende Mai. Letztere Erscheinung ist vielleicht dadurch zu erklären, daß der vom Aequator rückkehrende Passat (als solchen muß man den beständigen Südwest wohl ansehen) schon in niederen Breiten, wo er zuerst mit kalten Luftschichten in Berührung gekommen ist, all seine Feuchtigkeit abgegeben hat.

Sehr beachtenswerth ist die Ausbeute der Jagd in so hohen Breiten, die allerdings, wie das von vornherein vorauszusetzen war, in der Nähe der „Discovery“ ergiebiger war als bei der „Alert“. In der Umgebung der letzteren wurden während des Winters und bis Ende Mai nur 3 Hasen, während ihres gesammten Aufenthalts 6 Moschusochsen, 20 Hasen, 26 Gänse und Enten, 10 Schneehühner und 3 Füchse geschossen. Daß gar kein Walroß, nur ein Seehund und infolge dessen auch kein Eisbär erlegt wurde, erklärt sich aus der Schwere des Eises und dem Mangel offenen Wassers von selbst; es wäre aber gänzlich falsch, daraus voreilige Schlüsse ziehen zu wollen, wie etwa, daß diese Thiere überhaupt nicht weiter nördlich zögen. Ihr Fehlen beweist weiter nichts, als daß gerade zu dieser Zeit wenig offenes Wasser in der Nähe war, was ja durch die nördliche Schlittenexpedition bestätigt wurde. Payer hat sich mit Recht gegen die übliche Manier ausgesprochen, aus der An- oder Abwesenheit und den Wanderungen der Thranthiere auf große offene Meere oder das Gegentheil zu folgern; sie gehen eben ihrer Nahrung im offenen Wasser nach, wie es sich bald hier bald da zu verschiedenen Zeiten wechselnd bietet. Auch das Nordwärtsfliegen der Vögel, das er in Franz-Josephs-Land beobachtete, berechtige zu keinen weiteren Schlüssen, da man nicht wissen könne, wie bald sie sich außerhalb des Gesichtskreises des Beobachters niederließen. Die Gänse und Enten, welche nach einem heftigen Schneefall Anfang Juni bei der „Alert“ eintrafen, flogen nie nach Norden, sondern nur nach Nordost weiter. Das beweist mithin um so weniger eine hohe nördliche Ausdehnung Grönlands, als etwa die Hälfte davon, augenscheinlich unzufrieden mit der sich darbietenden Aussicht auf Nahrung, bald darauf nach dem Süden zurückkehrte.

Ganz erstaunlich ist das Jagdergebniß, das die Mannschaft der „Discovery“ aufzuweisen hatte; nur in der Zeit bis Sonnenuntergang, also vom 24. August bis 16. October, erlegte man 32 Moschusochsen, 23 Hasen, 8 Schneehühner, 6 Seehunde und 5 Eidergänse. Man muß dabei die Schwierigkeit der Jagd auf dem Lande und das beschränkte Revier im Auge haben, um die Versicherung vollkommen glaublich zu finden, daß das Landwild im Ueberfluß vorhanden war. Am Ende der Saison, als die Finsterniß eintrat, hingen noch 3053 Pfund gefrorenes frisches Fleisch an der Außenseite des Schiffes, so daß jeder Mann den ganzen Winter hindurch je den dritten Tag $1^1/_2$ Pfund davon erhalten konnte. Solch auffallender Reichthum an pflanzenfressenden Thieren in einem Lande mit $5^1/_2$monatlicher Abwesenheit der Sonne und fast nur aus Moosen bestehender Vegetation scheint in der That die Annahme zu rechtfertigen, daß die Natur auch einem etwa unter den höchsten noch unbekannten Breiten liegenden ausgedehnteren Lande eine Fauna nicht versagt habe.

Nicht gleich mit Aufgang der Sonne konnten die Schlittenreisen beginnen, da man erst einigermaßen eine Verminderung der außerordentlichen Kälte abwarten mußte. Das hatte ein vorzeitiger Versuch der Lieutenants Rawson und Egerton und des Dolmetschers Petersen, schon am 4. März die Verbindung mit der „Discovery“ herzustellen, bewiesen; er kostete, wie bekannt, dem Letzteren das Leben. Erst am 3. April, immer noch bei einer Temperatur, die zwischen — 25° und — 30° R. schwankte, gingen die gesammten Schlitten der „Alert“ (7 an Zahl mit zusammen 53 Offizieren und Leuten, wovon jedoch ein Theil nur als Hülfsexpeditionen dienten) nach den respectiven ihnen zur Erforschung überwiesenen Richtungen ab.

Wir können natürlich nicht die Erlebnisse jeder einzelnen der zahlreichen Proviant- und Unterstützungsabtheilungen wiedergeben, die beide Schiffe im Laufe des nun folgenden Zeitabschnittes aussandten; es waren deren von jetzt ab immer einige unterwegs, theils um Lebensmitteldepots für die zurückkehrenden größeren Expeditionen so weit als möglich vorzuschieben, theils Boote nach der Polaris-Bay jenseit des Robeson-Canals zu schaffen für den Fall, daß das Eis desselben vor der Rückkehr der grönländischen Abtheilungen aufbräche, theils zur Jagd oder zu noch anderen Zwecken. Ebenso können wir in Bezug auf die weniger wichtigen Erforschungen des Lady-Franklin-Sundes und des Petermann-Fjordes sowie den Besuch von Hall's Grab auf die Karte und dasjenige verweisen, was wir bereits in unserm ersten Artikel („Globus“ XXX, S. 333) darüber mitgetheilt haben. Sie alle hatten ihr gutes Theil von den oben geschilderten Mühen und Gefahren der Schlittenreisen zu ertragen, keine jedoch in dem Maße wie die drei am weitesten nach Osten, Norden und Westen vorgedrungenen, die zugleich die wichtigsten waren. Auch deren Ergebnisse liegen unseren Lesern der Hauptsache nach zwar schon vor, aber ihre außerordentlichen Theilnahme und Bewunderung in gleichem Maße herausfordernden Gefahren und Leiden sowie die Bedeutung ihrer Leistungen für die Nordpolarfrage im Allgemeinen erheischen noch eine eingehendere Besprechung.

Bei dem Depot in der Nähe des Cap Joseph Henry, bis wohin die nördliche und westliche Expedition zusammengeblieben waren, verließ die erstere unter Commandant Markham und Lieutenant Parr mit 2 Schlitten und 15 Mann Begleitung die Küste. Es war hier der letzte Ort, wo sich diese Abtheilung mit dem für Hin- und Rückweg nöthigen Proviant zu versehen hatte. Da man nämlich die Natur des Eises, über welches sie ihren Weg nehmen sollte, noch nicht hinreichend kannte und man nicht wissen konnte, ob dasselbe nicht vielleicht bald in Bewegung gerathen würde oder gar weiter vom Lande ab überhaupt nicht zum Stillstand käme, war es unthunlich weiter nach Norden zu ein Depot zu errichten, auf das sich die Expedition doch nicht verlassen konnte, weil es leicht möglich war, daß es forttrieb. Natürlich konnte auch die Abtheilung selbst nicht etwa einen Theil ihres Proviants an einer geeigneten Stelle für die Rückkehr deponiren, und da sie aus demselben Grunde schließlich noch zwei Boote mitnehmen mußte, welche vorkommenden Falls die ganzen 17 Mann aufzunehmen vermochten, so gehörten ihre beiden Schlitten zu den am allerschwersten bepackten. Hatte man dafür gehofft, daß das Eis auf offener See ebener werden würde, weil man annahm, daß es nur durch die Pressung am Lande so entsetzlich durch und über einander gewürfelt sei, so täuschte man sich auch darin vollkommen. Nur selten fanden sich zwischen den alten Schollen kurze Strecken jungen Eises mit glatterer Oberfläche, und je weiter nach Norden, desto wilder wurde die Zerstörung, um schließlich in ein wahres Labyrinth überzugehen. Die Gründe einer so ausgedehnten Pressung an dieser Stelle kann man, wie Capitän Nares richtig bemerkt, vorläufig noch nicht angeben; aber der enorme Druck, welcher nöthig war um sie hervorzubringen, kann nur von sehr ausgedehnten Eismassen eines weiten Meeres ausgeübt worden sein, und die Richtung der vorherrschenden Winde sowie andere Beobachtungen des Lieutenant Aldrich [1]) lassen ein solches am wahrscheinlichsten im Nordwesten vermuthen.

War somit wenig Aussicht vorhanden durch weiteres Vordringen etwas Wesentliches zu erreichen, so mahnte die Abnahme der Lebensmittel und das Ueberhandnehmen des Scorbuts dringend zur Umkehr. Man kann sich die Leiden dieses Rückweges, als bis auf drei Leute die gesammte Mannschaft mehr oder minder schwer erkrankte, wohl nach der Beschreibung ausmalen, die wir von den Schlittenreisen im Allgemeinen zu geben versucht haben. Mit den letzten Kräften wurde Cap Joseph Henry wieder erreicht; der Zustand der Kranken hatte sich in den letzten Tagen so verschlimmert, daß man, nur noch 7 Meilen vom Schiffe entfernt, alle Hoffnungen, diese kurze Strecke zurückzulegen, aufgeben mußte, wenn nicht schleunige Hülfe eintraf. So entschloß sich denn Lieutenant Parr als der einzig vollkommen Rüstige mit derselben edelmüthigen Aufopferung, mit der einst Payer seinem in die Gletscherspalte gestürzten Cameraden Hülfe brachte, allein den gefährlichen Weg zum Schiffe voranzueilen. Nur mit einem Alpenstocke und einigen Lebensmitteln ausgerüstet, arbeitete er sich rastlos durch Nebel und frisch gefallenen Schnee vorwärts; nach 24stündigem ununterbrochenen Marsche erreichte er glücklich die „Alert“ und hatte die Genugthuung, daß schon nach weiteren 24 Stunden die Hülfe bei den verlassenen Gefährten eintreffen konnte. Leider kam sie für einen Kranken zu spät; der Feuerwerker G. Porter war wenige Stunden vorher seinen Leiden erlegen und hatte in einer Scholle des Polareises seine letzte Ruhestätte gefunden.

In Capitän Nares entstanden bei diesem unerwarteten Ausgange die größten Besorgnisse für die westliche Abtheilung. Für diese war noch westlich von Cap Joseph Henry ein Depot vorgeschoben worden, dessen Steinhügel vom Schiffe aus erkannt werden konnte, und, wie das Fernrohr auswies, an dem für ihre Rückkehr bestimmten Tage noch unberührt war. Es wurde ihr daher Lieutenant May mit einem Hundeschlitten und drei Mann entgegengesandt, der am 20. Juni bei jenem Depot mit ihr zusammentraf, gerade zeitig genug, um auch hier Unglücksfälle zu verhüten. Von

[1]) S. nächste Seite, Spalte 1.

den acht Leuten, aus denen diese Abtheilung bestand, war nur Lieutenant Aldrich selbst und ein Matrose von der Krankheit verschont; sie beide mußten vier vollkommen erschöpfte Invaliden ziehen, während zwei weitere sich nur deshalb mit der größten Anstrengung nebenher schleppten, weil sie sich klar waren, daß das Gewicht noch eines einzigen Körpers das Weiterziehen des Schlittens überhaupt in Frage stellte. Bedenkt man, daß es bereits stark zu thauen begonnen hatte und dadurch mit jeder Stunde das Reisen schwieriger wurde, so kann es nicht zweifelhaft sein, was ihr Schicksal gewesen wäre, wenn sie die entgegenkommenden Gefährten verfehlt hätten; denn auch mit dieser Unterstützung erreichten sie nur mit Mühe das Schiff.

Im Uebrigen hatte diese Expedition einen größern Erfolg als alle anderen aufzuweisen, da es ihr gelang, in 84 Tagen 55 Meilen der neuen Küste aufzunehmen, im Ganzen also mehr als das Doppelte dieser Meilenzahl zurückzulegen. Sie hatte dies der bessern Consistenz des Schnees zu danken, der jenseit des Cap Columbia, des nördlichsten Punktes der Küste, bedeutend härter wurde und dadurch die Reise ungemein erleichterte. Ueberall bis zu dem äußersten erreichten Punkte [1]) fand man die Küste mit demselben schweren Packeis besetzt, das sich auf der Westseite aller vorspringenden Caps zu Barrieren aufgethürmt hatte und also, so lange es in Bewegung war, eine vorherrschend östliche Richtung gehabt haben muß. Dadurch konnte allerdings die Ueberzeugung, daß man sich an den Ufern eines großen Meeres befand, nur befestigt werden; ob aber auch jene westöstliche Trift des Eises als die Wirkung einer arktischen Strömung anzusehen ist, welche die nicht viel jenseit des 83. Grades anzunehmende Nordspitze Grönlands umgehend an dessen Ostküste nach Süden abflösse, mithin identisch wäre mit derjenigen, welche die Scholle der Hansamänner nach Süden führte, diese Nares'sche Hypothese scheint uns, so plausibel sie ist, doch durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen noch immer nicht genügend gestützt zu sein. Hierüber hätte uns vielleicht die dritte östliche Schlittenexpedition Auskunft geben können, wenn ihr ein gleich günstiger Verlauf wie der westlichen vergönnt gewesen wäre, möglicherweise schon dann, wenn sie nur noch 5 bis 6 Meilen hätte weiter gelangen können. Als ihr Leiter Beaumont nothgedrungen umkehren mußte, war sein Blick in nordöstlicher Richtung durch die hohen Berge bei Cap Britannia begrenzt; hätte er sie erreichen können, so wäre es wohl von ihrer Spitze aus möglich gewesen sich über den weitern Verlauf der Küste auf mindestens einen Breitengrad hin einen Ueberblick zu verschaffen und damit unter Umständen eine Frage zu lösen, die, wie wir zeigen werden, für die ganze Nordpolarfrage überhaupt von einschneidendster Bedeutung ist. Nicht genug ist es zu bedauern, daß gerade diese Abtheilung mehr als jede andere von der furchtbaren Krankheit heimgesucht wurde, die alle Anstrengungen zu nichte machte.

Wie man weiß [2]), hatten die Lieutenants Rawson und Egerton am 20. März unter großen Beschwerden die „Discovery" erreicht und nach der „Alert" die Nachricht zurückgebracht, daß die Cameraden ebenfalls den Winter in der erfreulichsten Weise verlebt hätten und daß die grönländischen Schlittenabtheilungen Mitte April bei der „Alert" eintreffen würden, um von da aus nach der Küste überzusetzen. Am 20. April erschienen Lieutenant Beaumont und Dr. Coppinger bei der „Alert" und brachen, nachdem sie sich etwas erholt hatten, von Lieutenant Rawson begleitet, nach dem Repulse-Hafen in Grönland auf, Lieutenants Beaumont und Rawson um die Küste nach Norden zu verfolgen, Dr. Coppinger um jene eine Strecke weit zu begleiten und sich dann südlich nach dem Petermann-Fjord zu wenden; Mitte Juni wollte man in der Polaris-Bay wieder zusammentreffen, wo das noch vollkommen brauchbare Polaris-Depot einen Rückhalt gewährte.

Bis zum 5. Mai, an welchem Tage sich Dr. Coppinger von seinen bisherigen Gefährten trennte, waren alle in guter Gesundheit geblieben, obgleich die Reise außerordentliche Schwierigkeiten bot. Die Küste war von steil ansteigenden Klippen gebildet, an denen das Packeis und der Schnee, beide von Nordwestwinden in nahezu rechtem Winkel dagegen angetrieben, Abhänge von 20- bis 24gradiger Neigung hervorgebracht hatten. Die Anstrengung, auf der glatten geneigten Fläche solcher Steigungen, die sich nicht immer umgehen ließen, mit den Füßen Halt zu gewinnen, war sehr ermüdend und verursachte bei Vielen ein Aufschwellen und Steifheit der Fußgelenke; oft mußte bei all zu starker Steigung ein Weg von Schlittenbreite durch den weichen Schnee gegraben werden, um nur überhaupt von der Stelle zu kommen. Nicht weit von Cap Stanton brach der erste Fall von Scorbut aus. Sobald die Krankheit constatirt war, sandte Lieutenant Beaumont den Invaliden mit drei Mann Begleitung unter Führung des Lieutenant Rawson nach der Polaris-Bay zurück und setzte selbst mit verminderten Kräften sein Unternehmen fort. Am 11. Mai hatte Rawson den Rückweg angetreten; kaum war er unterwegs, als abermals zwei Leute erkrankten, so daß er und der einzige noch Gesunde den Schlitten mit dem Hauptkranken ziehen mußten; man konnte daher nur langsam vorwärts kommen, erst am 3. Juni das Depot erreichen und das Leben des Leidenden, des Matrosen J. Hand, leider nicht mehr retten; er starb wenige Stunden nach der Ankunft.

Zum Glück für die übrigen Kranken, mit denen der schon aufgebrochene Robeson-Canal nicht mehr passirt werden konnte, traf dort nach vier Tagen auch Dr. Coppinger ein, der den Petermann-Fjord durch einen Gletscher verschlossen gefunden hatte. Seine weniger angestrengten Begleiter trugen durch die Ergebnisse der Jagd, er selbst durch seine kundige und geschickte Hand wesentlich dazu bei, daß sich die Kranken bald auf dem Wege der Besserung befanden.

Inzwischen war es Lieutenant Beaumont gelungen, bis 82° 18′ nördl. Br. und 50° 40′ westl. L. Gr. [1]) an der Küste entlang zu marschiren, als auch ihn zwei weitere Scorbutfälle zur Umkehr zwangen — bald war nur noch er selbst und zwei seiner Leute an den Zugleinen. Drei Gesunde mußten vier Kranke ziehen, und dies war bei dem schlechten Wege nur dadurch zu ermöglichen, daß man dieselbe Strecke zwei- oder dreimal zurücklegte und nur immer zwei Kranke zugleich beförderte; 1/4 Meile am Tage zurückzulegen galt als ein Resultat, für das man Gott nicht genug danken könne. In diesem Zustande wurden sie von Lieutenant Rawson, Dr. Coppinger und Hans, dem Eskimo, in der Newman-Bay 5 Meilen vom Depot angetroffen; ihr langes Ausbleiben hatte dieselben veranlaßt, ihnen mit dem Hundeschlitten entgegenzugehen, und es war ein Glück, daß sie sie nicht verfehlten; denn unmittelbar nach ihrem Eintreffen erkrankten auch die beiden noch Gesunden, so daß schließlich die drei Offiziere allein während des letzten Theiles des erschöpfenden Marsches die Schlitten ziehen mußten. Am 1. Juli erreichten sie das Depot, leider abermals zu spät für einen der Kranken, Namens Charles Paul; auch er starb wenige Stunden nach der Ankunft. Da die übrigen Kranken so geschwächt waren, daß man fürs erste nicht daran den-

[1]) S. die Karte.
[2]) S. Bd. XXX, S. 335.

[1]) S. die Karte.

ken konnte, sie über das aufgebrochene Eis zu schaffen, obwohl man Boote zur Hand hatte, wurde Lieutenant Fulford mit zwei Mann und dem Hundeschlitten nach der „Discovery“ abgesandt, um Capitän Stephenson von ihrer Lage zu benachrichtigen. Dieser kam selbst mit einem Unterstützungstrupp hinüber und am 29. Juli konnte die erste Hälfte, am 11. August der letzte Rest der Kranken den Canal kreuzen, ohne daß weitere Verluste zu beklagen waren.

Nekrolog 1876.

I.

Arconati-Visconti (Marchese Giammartino A. V.), aus einer reichen und vornehmen Familie Oberitaliens, geboren 1839 in Deutschland, wo seine Eltern bis 1848 als politische Flüchtlinge lebten. Seit der Rückkehr seiner Eltern nach Italien lebte er meist in Paris, London und Belgien, machte Reisen in Aegypten, Arabia Petraea und Palästina und beschrieb dieselben. Gestorben zu Beginn des Jahres 1876 in Florenz.

von Baer (Karl Ernst), einer der geistreichsten und vielseitigsten Naturforscher dieses Jahrhunderts, geboren am 28. Februar 1792 zu Piep in Esthland. Er besuchte 1807 bis 1810 die Domschule in Reval und studirte 1810 bis 1814 in Dorpat Medicin, ging dann 1814 nach Wien, 1815 nach Würzburg, wo er besonders vergleichende Anatomie trieb, 1816 nach Berlin, 1817 als Prosector nach Königsberg. 1819 wurde er dort Professor der Zoologie, übernahm 1826 die Leitung der Anatomie, folgte 1829 einem Rufe nach St. Petersburg an die Akademie, kehrte aber schon 1830 nach Königsberg zurück, bis er 1833 wiederum nach St. Petersburg berufen wurde, wo er seitdem eines der thätigsten Mitglieder der Akademie (zuletzt Ehrenmitglied) gewesen ist. Seine ersten Schriften waren „Vorlesungen über Anthropologie“, „Entwickelungsgeschichte der Thiere“ (Königsberg 1828 bis 1837) und „Geschichte der Entwickelung der Fische“ (1835). In Folge seiner Uebersiedelung nach Rußland erweiterte sich sein Forschungsgebiet durch ausgedehnte Reisen, so 1837 nach Nowaja Semlja, 1838 und 1839 nach Finnland, 1840 nach Russisch-Lappland, 1851 und folgende Jahre untersuchte er die Fischereien im Peipus-See, im Baltischen Meere und Schweden, 1853 bis 1856 im Kaspischen Meere und gab seine Beobachtungen 1859 in einem großen Werke heraus. 1862 untersuchte er das Asowsche Meer und die Don-Mündungen. Näheres über diese Reisen hat er in den „Bulletins“ der Akademie, in seinen „Berichten über wissenschaftliche Arbeiten und Reisen zur Kenntniß des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens“, in den gemeinschaftlich mit v. Helmersen seit 1839 herausgegebenen „Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches“ und den Schriften der Russischen Geographischen Gesellschaft mitgetheilt, alles reiche Fundgruben für die Länder- und Völkerkunde sowie die Naturgeschichte. Seit 1858 wandte er sich besonders den Schädelmessungen zu und gab 1861 den Anstoß zu den nachmaligen Anthropologen-Congressen. Zuletzt schrieb er eine „Selbstbiographie“ (St. Petersburg 1868) und gab seine „Reden und kleine Aufsätze vermischten Inhalts“ (3 Bde., 1864 bis 1875) heraus. Er starb am 28. November 1876 zu Dorpat.

Barrow (Sir George), Sohn von Sir John, zweitem Secretär der Admiralität und ausgezeichnetem Reisenden, geboren am 22. October 1806 in London und von 1825 bis 1872 Beamter im Colonialministerium. Er schrieb „Ceylon, Past and Present“ (London, Murray 1857). Gestorben 27. Februar 1876 in Kensington.

von Barth-Harmating (Dr. Hermann, Freiherr), deutscher Geologe aus München, der 1876 behufs geologischer Forschungen von der portugiesischen Regierung nach Angola gesendet, am 7. December 1876 in Loanda im Fieberwahnsinn sich getödtet hat. Er hat 1875 zu dem Spamer'schen „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen“ „Ostafrika vom Limpopo bis zum Somâli-Lande“ geschrieben und kürzlich seine Hinreise nach Westafrika unter dem Titel „Angolafahrt“ im Auslande (Jahrgang 1876) geschildert.

Beaumier (Auguste), zuletzt seit März 1866 französischer Consul in Mogador, starb am 30. Januar 1876 zu Bordeaux. Seit nahezu drei Jahrzehnten war dieser gediegene Orientalist in verschiedenen Städten von Tunis und Marokko Frankreichs Verteter. Noch in Tunis übersetzte er den Rudh-el-Kartas des Abd-el-Halim, eine Geschichte der Herrscher Spaniens und Marokkos von 788 bis 1326, aus dem Arabischen ins Französische (1860 auf Kosten der Regierung gedruckt). 1867 verfaßte er für die Weltausstellung eine Beschreibung Marokkos, welche wie mehrere seiner späteren Arbeiten über dieses Land im Bulletin de la Société de géographie de Paris zum Abdruck kam; so 1868 über die Straße von Mogador nach Marokko und von Marokko nach Safi, 1870 über die erste Niederlassung von Juden in Timbuktu, 1872 über den Gang der Cholera in Marokko und am Senegal. Wiederholt bereiste er von 1854 bis 1875 die marokkanische Westküste von Tetuan und Tanger bis Mogador und gab davon eine kurze Beschreibung nebst ausführlicher Karte (s. das erwähnte Bulletin, Mars 1876, p. 241 seq., wo seine Reisen einzeln aufgeführt sind). Mehrere Jahre hindurch stellte er in Mogador meteorologische Beobachtungen an und keines seiner geringsten Verdienste ist es, daß er nach Art der Engländer in Indien Einheimische unterwies, um durch sie Gegenden erforschen zu lassen, welche dem Europäer bis jetzt noch verwehrt ist zu betreten. So den Brahim Amribet und den Rabbiner Mardochai, welcher 1875 von Mogador südwärts durch die Provinz Sûs bis zum Dschebel Tabayut vordrang und dort merkwürdige Ruinen und Felssculpturen auffand. Beaumier's Landeskenntniß wie seine Sammlung von Werken über Marokko waren gleich ausgedehnt und standen jedem Fremden auf das Bereitwilligste zur Verfügung.

Becher, A. B., englischer Contreadmiral, geb. 1796, gest. 15. Februar 1876. Seit 1812 in der Marine und speciell im Vermessungsdienste nahm er an der Aufnahme der canadischen Seen, der Azoren und Capverdischen Inseln Theil, war dann lange Jahre im hydrographischen Büreau der Admiralität beschäftigt und gab das Nautical Magazine heraus. Der Geographischen Gesellschaft gehörte er von ihrer Stiftung an, und deren „Journal“ enthält von ihm eine Abhandlung über die Reisen von Sir Martin Frobisher (Bd. XII). Ueber „Die Landung des Columbus“ auf Guanahani oder Watling Island veröffentlichte er 1856 ein Werk.

Biddle Lloyd, englischer Civilingenieur und Geo-

loge, Verfasser einiger werthvollen Abhandlungen über die Einwohner und vorhistorischen Reste Neufundlands; er starb im März 1876.

Bollaert, W., starb 69 Jahre alt am 15. November 1876. Noch als Student der Chemie betheiligte er sich freiwillig unter Königin Donna Maria am Kriege gegen Don Miguel, welchen Krieg er später in zwei Bänden schilderte. In einer geologischen Mission kam er nach Peru und wendete von da an sein ganzes Interesse Südamerika zu, über dessen Mineralogie und Geologie er Mehreres schrieb, ebenso wie über die Alterthümer von Peru und Centralamerika (Antiquarian, Ethnological and other researches in New-Granada, London 1860) und über die Deutung des Mexicanischen und Maya.

Buchholz (Dr. med. Reinhold), zuletzt Professor der Zoologie in Greifswald, geboren 1837 zu Frankfurt a. O. Er studirte in Königsberg und Berlin, machte den Krieg von 1866 als Assistenzarzt mit, war 1869 und 1870 bei der zweiten deutschen Nordpolarfahrt Arzt und wissenschaftlicher Begleiter der „Hansa“ und theilte nach deren Untergang, wobei er alle seine Sammlungen und Aufzeichnungen einbüßte, die Schicksale (Schollen- und Bootfahrt längs der grönländischen Ostküste) der übrigen Hansamänner. Im Sommer 1872 begab er sich behufs zoologischer Forschungen nach der afrikanischen Westküste (Camerun-Gebirge) und kehrte von dort nach fast drei Jahren zurück. Er starb nach kurzem Krankenlager am 17. April 1876 zu Greifswald.

Butler, englischer Hauptmann und politischer Agent, zuletzt bei der topographischen Aufnahme des Berglandes der Naga (zwischen Assam und Birma) beschäftigt. Trotzdem daß die Naga für die Ermordung des Lieutenant Holcombe (s. Nekrolog 1875, „Globus“ XXIX, S. 78) energisch durch Oberst Nuttall gezüchtigt wurden, griffen sie dennoch am Weihnachtstage 1875 Butler an, nachdem derselbe eben den Doyong-Fluß überschritten, und verwundeten ihn durch Speerstiche in die Brust. Butler starb am 7. Januar 1876; das Dorf der Angreifer wurde niedergebrannt.

Caballero (Firmin), Präsident der Geographischen Gesellschaft zu Madrid, geboren 7. Juli 1800, gestorben 17. Juni 1876. Obwohl zumeist in der Politik thätig, hat er doch eine Reihe geographischer Werke besonders über sein Vaterland verfaßt, namentlich: Geographisches Namensverzeichniß von Spanien (1834); Questionnar für die Völkerbeschreibung (1841); Geographisches und administratives Handbuch für Spanien (1844); Geographische Synopsis oder die ganze Geographie auf einem Blatte (1848); Geographische Beschreibung Spaniens für die Pariser Ausstellung (1867).

Czekanowski (Alexander) in Wolhynien geboren, besuchte die Universitäten Kijew und Dorpat, wo er sich den Naturwissenschaften und der Medicin widmete. Nachdem er seine Studien beendet, nahm er eine Stelle bei der Telegraphengesellschaft Siemens und Halske an, weil er hoffte, dadurch seinen Hang nach Reisen befriedigen zu können, was ihm auch theilweise gelang. Als aber 1863 der unglückselige Aufstand in Polen ausbrach, eilte er in sein Vaterland und schloß sich einer Abtheilung Aufständischer an. Gefangen genommen, wurde er zu zwölfjähriger Strafarbeit in den Bergwerken Ostsibiriens verurtheilt. Einige Zeit lebte er im Gefängnisse Darasunsk jenseits des Baikal-Sees, später an diesem selbst und büßte hier während des wahnwitzigen Aufstandes (1866), dem er gänzlich fremd gewesen, seine reichhaltigen Sammlungen ein. Später wurde er als Posjelanietz (unfreiwilliger Ansiedler) nach Padun im Irkutsker Gouvernement gesendet, wo er sich mit geologischen Forschungen beschäftigte. Hierdurch lenkte er die Aufmerksamkeit der sibirischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft auf sich, welche ihm die Mittel gab und die Erlaubniß verschaffte, Sibirien zu bereisen und in geologischer Hinsicht zu erforschen. Im Jahre 1873 machte er im Auftrage der Geographischen Gesellschaft eine Reise an die untere Tunguska, 1874 an den Fluß Olenek, der zu den unbekanntesten Flüssen Sibiriens gehört, und 1875 an die Mündung der Lena und des Olenek (s. „Globus“ XXVIII, S. 236 und XXX, S. 217 und 232). Eine Frucht dieser Reise war das Ansammeln eines reichen Materials über die geologischen Verhältnisse Sibiriens, das in der Gelehrtenwelt allgemeine Anerkennung gefunden hat. Nur den vielen Bemühungen seines Studienfreundes, des Akademikers Schmidt, gelang es, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Europa auszuwirken. Im März langte er in St. Petersburg an und machte sich sofort an die Bearbeitung einer geologischen Karte Sibiriens zwischen den Flüssen Jenissey und Lena, deren Beendigung jedoch am 10. October 1876 sein freiwilliger Tod unterbrochen hat. Seine reiche Sammlung hat die Petersburger Akademie der Wissenschaften nach seinem Tode angekauft. Die Arbeiten Czekanowski's sind von der Irkutsker Abtheilung der Geographischen Gesellschaft in ihren „Notizen“ in den Schriften der Russ. Geogr. Gesellschaft und in den „Jahrbüchern“ der Petersburger Akademie der Wissenschaften gedruckt. (A. K.)

Ehrenberg (Christian Gottfried), Professor in Berlin und der Nestor der deutschen Afrikareisenden. Geboren am 19. April 1795 zu Delitzsch und in Schulpforta erzogen, studirte er seit 1815 in Leipzig und Berlin Theologie, dann Medicin und Naturwissenschaften. 1820 begleitete er mit seinem Studiengenossen Hemprich den zu antiquarischen Zwecken reisenden General v. Minutoli nach Aegypten und der Lybischen Wüste; trennte sich später von Minutoli und bereiste mit Hemprich das Fayum, die Nordküsten des Rothen Meeres, den Sinai, Syrien und den Libanon, endlich die arabischen und abessinischen Küsten, wo Hemprich in Massaua starb. 1826 kehrte er nach Berlin zurück und wurde 1827 Extraordinarius und Akademiker, 1839 Ordinarius in der medicinischen Facultät. Die wissenschaftlichen Resultate dieser ausgedehnten Reisen sollten in den „Symbolae physicae“ veröffentlicht werden, von denen jedoch nur zwei Bände (1828 bis 1834) erschienen, worauf die Publication wegen der Kostspieligkeit der Kupfertafeln eingestellt wurde. Den ersten Theil seiner Reise schilderte er 1828 unter dem Titel „Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrika und Westasien in den Jahren 1820 bis 1826 von Hemprich und Ehrenberg“; über einzelne Gegenstände seiner Beobachtungen schrieb er in verschiedenen Zeitschriften. 1829 begleiteten er und Gustav Rose A. v. Humboldt nach dem Ural und Altai. Dann wandte er sich mikroskopischen Studien und der Naturgeschichte der kleinsten Organismen zu, wo seine Studien epochemachend wirkten. Sein Hauptwerk darüber, „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen“, erschien 1838 in Leipzig. Es würde zu weit führen, hier seine zahlreichen Untersuchungen über die fossilen Infusorien, die eßbaren Erden, das Meerleuchten, den Passat-, Staub- und Blutregen u. s. w., welche zum Theil in den Schriften der Berliner Akademie erschienen, aufzuzählen. 1854 erschien mit 40 Tafeln die zusammenfassende „Mikrogeologie“. Dann wandte er auch der Untersuchung des Meeresbodens seine Aufmerksamkeit zu, gab 1871 und 1872 eine Uebersicht der Untersuchungen über die mikroskopischen Organismen der Atmosphäre heraus und 1873 und 1876 Mikrogeologische Studien über das kleinste Leben der Meerestiefgründe. Er starb am 27. Juni 1876 zu Berlin.

Fényes (Alexis), Statistiker, geboren 1807 in Csokaj,

gestorben am 23. Juli 1876 zu Pesth. Er schrieb „Zustand Ungarns und seiner Nachbarländer“ (Pesth 1839 bis 1840, 6 Bde.) und „Statistik Ungarns“, Pesth 1842 bis 1843, 3 Bde.), welche beide ins Deutsche übersetzt wurden, letzteres das erste große statistische Werk über Ungarn, und seitdem eine große Anzahl statistischer und wirthschaftlicher Broschüren und Monographien, worin er die ersten zuverlässigen Daten über die geographischen, ethnographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse seines Heimathlandes lieferte. Auch für die Entwickelung der ungarischen Industrie hat er eifrig gewirkt und war wiederholt Präsident der hervorragendsten industriellen Vereine.

Forbes (David), starb 48 Jahre alt am 5. December 1876 zu London. Von Fach Ingenieur machte er wie seine ganze Familie ausgedehnte Reisen, namentlich in Südamerika, zeichnete sich in den verschiedensten Fächern aus und war ein hervorragendes Mitglied der Geologischen, Chemischen und Anthropologischen Gesellschaft sowie der Royal Society. Nicht nur verfaßte er zuletzt die halbjährlichen Berichte über die Eisen- und Stahlindustrie der ganzen Erde, sondern er schrieb auch neunzehn größere Arbeiten in verschiedene Zeitschriften, darunter besonders „Ueber die Aymara-Indianer von Bolivia und Peru“ (1870) nebst Grammatik und Vocabular; sodann „Ueber die Verhältnisse der silurischen und metamorphischen Gesteine des südlichen Norwegen“, „Ueber die Ursachen, welche die Blätterung der Gesteine veranlassen“, „Ueber einige beobachtete Fälle blätteriger Structur in Norwegen und Schottland“ und „Ueber die Geologie von Bolivia und Süd-Peru“.

Fötterle, erster Chef-Geologe und Vicedirector der Geologischen Reichsanstalt in Wien, starb Anfang September 1876.

Ghillany (Dr. W. Fr.), geboren 1807 zu Erlangen, studirte Theologie und war bis 1835 Pfarrer, dann Professor der Geschichte und Geographie an der Gewerbeschule in Nürnberg, 1841 bis 1855 Stadtbibliothekar, seit 1855 württembergischer Hofrath und in München historischen Studien lebend. Außer einer Reihe theologischer Werke, namentlich Streitschriften, schrieb er „Geschichte des Seefahrers Martin Behaim“ (Leipzig 1853), „Nürnberg historisch und topographisch nach den ältesten vorhandenen Quellen und Urkunden“ (München 1871) und mehrere politisch-diplomatische Handbücher. Er starb Ende Juni 1876.

Gibb (Dr. G. D., später Sir Duncan Gibb), 1863 einer der Begründer der Anthropologischen Gesellschaft in London, in deren Verhandlungen er merkwürdige Beobachtungen über das menschliche Kehlzäpfchen, den arcus senilis an den Augen älterer Leute und andere Gegenstände veröffentlichte. Er starb im März 1876.

Grigorowitsch (Victor Iwanowitsch), seit 1842 Professor des Slavischen in Kazan, Moskau und Odessa. Er schrieb unter anderen „Untersuchungen über die Geschichte der slavischen Apostel in der europäischen Türkei“, „St. Clemens von Bulgarien“ und „Reisen in der europäischen Türkei“. Er war es, der in den vierziger Jahren den Ochrida- und Presba-See in Albanien gleichsam entdeckte und die erste Karte davon veröffentlichte, die aber, in einer Kazaner Universitätsschrift versteckt, in Westeuropa nie bekannt wurde. Er starb, unlängst pensionirt, am 31. December in Elisabetgrad.

Gunnloegsson (Björn), isländischer Topograph, geb. 25. September 1788 in Gaarden-Tannstadir, bezog 1817 die Kopenhagener Universität, betheiligte sich zwei Jahre hindurch an den geodätischen Arbeiten des holsteinischen Astronomen Schumacher und ergriff 1822 den Lehrerberuf. 1831 begann er im Auftrage der Isländischen Literarischen Gesellschaft das Innere von Island zu bereisen und aufzunehmen. Nach seinen auf zwölfjährigen Reisen gesammelten Daten erschien 1845 bis 1849 in Kopenhagen unter Oberst Olsen's Leitung die schöne vierblättrige Karte von Island (Uppdrattr Island) im Maßstabe 1 : 480,000 und 1849 eine auf die Hälfte reducirte in einem Blatte. Außerdem schrieb er De mensura et delineatione Islandiae interioris (Videy-Kloster 1834) und mehrere Schriften über Astronomie in Isländisch, darunter das Gedicht „Njola“ (die Nacht), worin er in philosophischer Weise die Kosmologie behandelte. Er starb im März 1876 in Reykjavik.

Heuglin (Theodor von), der Afrikareisende und Nordpolfahrer, geb. 20. März 1824 zu Hirschlanden in Württemberg. Er studirte Naturwissenschaften und Sprachen in der ausgesprochenen Absicht, später Forschungsreisen zu unternehmen; übte sich auch zugleich im Zeichnen und Schießen und härtete seinen Körper durch gymnastische Uebungen ab. 1850 betrat er zuerst afrikanischen Boden, besuchte Aegypten und das peträische Arabien und erlernte Arabisch. Im Mai 1852 zum österreichischen Consulatssecretär in Chartum ernannt, unternahm er alsbald eine Reise nach Abessinien, welche sich bis Gondar und in die Landschaft Semen erstreckte (vergl. seine „Reisen in Nordostafrika“, Gotha 1857). 1853 wurde er Gerant desselben Consulats, bereiste den Weißen Nil und Kordofan, brachte 1855 seine reichen zoologischen Sammlungen nach Wien, untersuchte 1856 namentlich die Bajudasteppe und 1857 die Küsten des Rothen Meers und des Somali-Landes, worauf er Ende 1858 Gesundheits halber nach Europa zurückkehrte. 1860 aber trat er schon wieder an die Spitze der Expedition zur Aufsuchung Vogel's, an welcher Steudner, Kinzelbach, Munzinger, Hansal und Schubert theilnahmen. Heuglin, welcher die Kartographie, das Landschafts- und Thierzeichnen, die allgemeinen geographischen und ethnographischen Forschungen &c. übernommen hatte, änderte jedoch eigenmächtig den Reiseplan, reiste statt nach Wadai in Abessinien und verlor in Folge dessen die Oberleitung des Unternehmens, welches seinen Zweck nicht erreichte. (S. „die deutsche Expedition in Ostafrika 1861 und 1862“. Gotha 1864.) Heuglin selbst schloß sich 1863 der holländischen Reisendin A. Tinné an und drang mit ihr und Dr. Steudner nilaufwärts bis in das Land der Dor (Schweinfurth's späteres Forschungsgebiet) vor. Wegen mehrfacher Erkrankungen und Todesfälle mußte die Expedition umkehren; Heuglin begab sich im Herbst 1864 über Berber, Suakin und Suez nach Europa. Die Resultate seiner Reisen veröffentlichte er außer in Petermann's „Mittheilungen“ (1861 bis 1864 und Ergänzungsheft 15) und anderen Journalen in folgenden Werken: „Systematische Uebersicht der Säugethiere Nordostafrikas u. s. w.“ (Wien 1867), „Reise nach Abessinien, den Gallaländern, Ostsudân und Chartum 1861 bis 1862“ (Jena 1868), „Ornithologie Nordostafrikas“ (Kassel 1869 bis 1876), „Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse 1862 bis 1864“ (Leipzig 1869). — Im Sommer 1870 machte er in Begleitung des Grafen Waldburg-Zeil eine Fahrt nach Spitzbergen, im Sommer 1871 nach der Südwestküste Nowaja Semljas und beschrieb sie in „Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871“ (Braunschweig 1872 bis 1874, 3 Bde.). 1875 durchreiste er mit Herrn H. Vieweg das Gebiet der Beni Amer (s. seine „Reise in Nordost-Afrika. Schilderungen aus dem Gebiete der Beni Amer und Habab.“ Braunschweig 1876, 2 Bde.). Der Aufforderung, in die Dienste des Chedive zu treten, leistete er Folge; aber die Sache zerschlug sich bald. Er kehrte von Kairo nach Europa zurück und endete sein reiches Wanderleben nach kurzer Krankheit

(Lungenentzündung) am 5. November des vorigen Jahres in Stuttgart.

Jellinek (Dr. Karl), geboren in Brünn 23. October 1822, starb als Akademiker und Director des Centralinstituts für Meteorologie und Magnetismus am 19. October 1876 in Wien. Seine Hauptarbeiten über die Meteorologie Oesterreichs und seine „Anleitung zu meteorologischen Beobachtungen“, welche schon die dritte Auflage erlebt hat, erschienen zwischen 1865 und 1870.

King (Richard), englischer Polarfahrer, starb 4. Februar 1876. Er begleitete den Admiral Sir George Back auf dessen Nordpolfahrt in den Jahren 1833 bis 1835. 1844 gründete er die englische ethnologische Gesellschaft, und gehörte in ihr, wie in der statistischen Gesellschaft, zum Vorstande. Seine Hauptwerke sind „Franklin Expedition, from First to Last“, „Narrative of a Journey to the Shores of the Arctic Ocean“, „History of the Esquimaux“ und andere. Eine Zeitlang gab er das „Statistical Journal“ und das „Ethnological Journal“ heraus und war ein eifriger Mitarbeiter der „Medical Times“ und der „Anthropological Review“.

Lane (Edward William), der bedeutendste englische Arabist, geboren zu Hereford 17. September 1801, gestorben 10. August 1875 in Worthing. Ursprünglich Graveur, ging er 1825 bis 1828 nach Aegypten und verfaßte eine mit 100 Sepiazeichnungen illustrirte Beschreibung des Landes, die aber nie erschien. Ein zweiter Aufenthalt daselbst (1833 bis 1835) veranlaßte die Veröffentlichung des trefflichen Buches „The Manners and Customs of the Modern Egyptians“ (1836), welches fünf englische Ausgaben und eine deutsche Uebersetzung erlebte. In Genauigkeit und Wahrheit der Schilderung steht es unerreicht da, faßt aber nur die Bewohner der Hauptstadt ins Auge. (Für die Landbewohner sind Dr. Klunzinger's „Bilder aus Oberägypten“, Stuttgart 1877, die würdigste Ergänzung.) Dann folgte 1838 bis 1840 die erste genaue Uebersetzung von „Tausend und eine Nacht“ mit werthvollen Noten über Leben und Sitten der Araber. 1842 bis 1849 weilte Lane auf Kosten Algernon's, des vierten Herzogs von Northumberland, zum dritten Male in Aegypten, um ein arabisch-englisches Lexicon zu bearbeiten, das ihn bis an seinen Tod beschäftigte. Seit 1863 sind davon fünf Bände erschienen, der sechste ist im Druck, zwei weitere im Manuscript vollendet.

Lucas, Louis A., junger englischer Afrikareisender, ursprünglich Kaufmann, welcher nach längerer sorgfältiger Vorbereitung zu möglichst wissenschaftlichen Reisen Anfang Februar 1876 in Chartum eintraf, um von dort auf eigene Kosten in das unbekannte Innere vorzudringen. Die unfreiwillige Muße in Chartum benutzte er zur astronomischen Fixirung der Stadt und anderen Beobachtungen und Sammlungen. Ende Mai erreichte er endlich Lado am Bahr-el-Dschebel, stieß aber im August am Albert Nyanza auf solche Schwierigkeiten, daß er umzukehren und Zanzibar zu seinem Ausgangspunkte zu machen beschloß. Nach längerm Fieber wurde er unterwegs völlig geisteskrank und erlag auf der Reise über Suakin und Dschiddah nach Suez seinen Leiden. Er starb 25 Jahre alt auf dem Dampfer „Massawa“ am 19. November 1876 und wurde in Dschiddah beerdigt. Gedruckt sind von ihm nur wenige Briefe; vielleicht, daß sein Nachlaß noch werthvolle Nachrichten enthält.

L. Lloyd (gestorben Ende Februar 1876 im Alter von circa 84 Jahren), welcher den größten Theil seines Lebens und die letzten 25 bis 30 Jahre ununterbrochen in Schweden zubrachte, der eifrigste und kühnste Bärenjäger, großer Fischer und tüchtiger Zoologe und darum sehr populär. Schrieb „Jagdfreuden in Schweden und Norwegen“ (1831); „Aufzeichnungen während eines 20jährigen Aufenthalts in Skandinavien“ (1848); „Sitten und Gebräuche des schwedischen Bauernstandes“ (1871); alle drei ins Schwedische übersetzt. Sein natürlicher Sohn war der im Jahre 1867 verstorbene Afrikareisende Charles John Anderson, dessen Tagebücher von seiner letzten Reise von dem greisen Vater herausgegeben worden sind.

Meinicke (Prof. Dr. Karl Eduard), geboren 31. August 1803 zu Brandenburg a. H., gestorben 26. August 1876 zu Dresden, eine der ersten Autoritäten über Australien und die Inseln des Stillen Oceans. Er wirkte von 1825 bis 1869 am Gymnasium zu Prenzlau, seit 1846 als dessen Director. 1869 siedelte er nach Dresden über und ward ein thätiges Mitglied des dortigen Vereins für Erdkunde. Er schrieb „Das Festland Australien“ (Prenzlau 1837, 2 Bde.); des zweiten Bandes von Wappäus' (Stein-Hörschelmann's) Handbuch der Geographie zweite Abtheilung „Australien“ (Leipzig 1854; neue Bearbeitung 1866); ferner „Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung“ (Prenzlau 1844), „Die Inseln des Stillen Oceans“ (Leipzig 1875, 2 Bde.), letzteres ein ungemein brauchbares, zusammenfassendes Buch, und zahlreiche längere und kürzere Abhandlungen in der Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Petermann's Mittheilungen u. s. w.

Mohr (Eduard), der letzte Reisende, welchen die Deutsche Afrikanische Gesellschaft noch auf afrikanischem Boden hat, soll nach einem Telegramme aus Loanda am 26. November 1876 in Malange, 50 deutsche Meilen landeinwärts von Loanda, gestorben sein. In maßgebenden Berliner Kreisen schenkt man dieser Nachricht einstweilen keinen Glauben und hofft ängstlich gespannt auf ein Dementi. Mohr's frühere Reisen in Südafrika (1866 bis 1867 und 1869 bis 1870) wurden im „Globus“ XXVIII, S. 6 ausführlich besprochen (s. ebenda Mohr's Porträt), seine neueste in Bd. XXX, S. 16.

Morlang (Franz), Missionär und Afrikareisender, ein geborener Tiroler, sammelte in den Jahren 1855 bis 1863 am obern Weißen Nile das Material zu seinen Grammatiken der Bari- und Dinka-Sprache und unternahm 1859 von Gondokoro aus einen Ausflug ostwärts zu den Liria und westwärts zu den Niamniam (herausgegeben von Dr. Kirchner und in Petermann's Mittheilungen, Erg.-Hft. 11, S. 116). Er starb im vorigen Jahre in Peru.

Munthe (Gerhard), norwegischer Militär und Geograph, gestorben den 15. December 1876 zu Christiania im Alter von 80 Jahren. Sein gelehrtestes Werk (1840) handelt über Alt-Norwegen vor dem Jahre 1500; sein bekanntestes ist die Karte von Norwegen, deren Aufnahme er den größten Theil seines Lebens gewidmet hat.

Petermann (Dr. theol. und phil. Julius Heinrich), seit 1836 Professor der orientalischen Sprachen und Akademiker in Berlin, geboren 12. August 1801 zu Glauchau in Sachsen, gestorben 10. Juni 1876 zu Bad Nauheim. Besonders verdient machte er sich um die armenische Sprache und Literatur. 1852 bis 1855 unternahm er ausgedehnte Reisen in Vorderasien (Syrien, Palästina, Libanon, Cypern, Mesopotamien, Persien) und schrieb darüber „Reisen im Orient“ (2 Bde., Leipzig 1860 bis 1861), welche die werthvollsten ethnographischen Aufschlüsse z. B. über die Drusen, Maroniten, Samaritaner und besonders die Secte der Mandäer geben, welche letzteren Petermann in Suq-esch-schiuch drei Monate lang studirte. 1867 bis 1868 bekleidete er behufs weiterer samaritanischer Studien das norddeutsche Consulat in Jerusalem.

Pfund, deutscher Naturforscher, bereiste 1875 Kordo-

fan und starb 21. August 1876 in Fascher. (S. „Globus" XXX, S. 239.)

Graf **Prokesch-Osten** zuletzt österreichischer Feldzeugmeister, Geheimrath, Botschafter u. s. w., einer der trefflichsten Kenner des Orients. Geboren am 10. December 1795 zu Graz als Sohn des steirischen Gutsbesitzers Prokesch und von seinem Stiefvater Schneller (später Professor zu Freiburg i. B.) aufs Sorgfältigste erzogen, trat er 1813 in das Heer, machte die Feldzüge gegen Napoleon mit und stand zu Erzherzog Karl und Feldmarschall Schwarzenberg (über den er 1822 „Denkwürdigkeiten" herausgab) in der nahesten Beziehung. 1821 war er als Generalstabsoffizier bei den Aufnahmen in Ungarn thätig, 1823 wurde er der Marine attachirt und verweilte die nächsten sechs Jahre als diplomatischer Agent beim griechischen Aufstande im Archipel, Griechenland und Constantinopel. 1827 (und 1833) bereiste er Aegypten und Nubien und wurde mit dem Vicekönig Mehemed Ali von Agypten bekannt, über welchen er noch vor Kurzem (Wien 1876) in der Schrift „Mehemed Ali" interessante historische Beiträge veröffentlichte. Durch seine diplomatischen Erfolge und die Unterdrückung der griechischen Seeräuberei erwarb er sich die Gunst der Leiter der österreichischen Politik, avancirte rasch und wurde mit dem Prädicate „von Osten" in den Ritterstand erhoben. Aus jener Zeit stammen seine Werke „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien" (3 Bde., Wien 1829 bis 1831), „Reise in das heilige Land" (Wien 1831) und „Das Land zwischen den Katarakten des Nil" (Wien 1832). Von 1834 bis 1849 war Prokesch Gesandter in Athen, von wo er häufig die Stätten des Alterthums aufsuchte und darüber manche werthvolle Arbeiten schrieb. Damals entstanden auch die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde., 1836). Als Philhellene war er nach Griechenland gekommen, als eifrigster Vertreter der Integrität der Türkei verließ er es und ging 1849, inzwischen zum Freiherrn und Feldmarschalllieutenant erhoben, als Gesandter nach Berlin, 1853 nach Frankfurt a. M. als Bundes-Präsidialgesandter, 1855 als Internuntius nach Constantinopel, wo er bis 1871 blieb. Damit beschloß er seine active Laufbahn, bei welcher Gelegenheit er den Grafentitel erhielt. Den Rest seines langen glücklichen Lebens verbrachte er meist auf Reisen durch Italien, Südfrankreich und Paris, Spanien und Nordafrika. Er galt neben Henry Bulwer als der entschiedenste Gegner der russischen Orientpolitik und hatte einen Einfluß auf den Divan, wie ihn seine Nachfolger zu erreichen niemals fähig waren. Groß war seine diplomatische Gewandtheit, noch bedeutender, ja unübertroffen seine Erfahrung und seine aus den Tiefen der Wissenschaft und persönlicher Wahrnehmung geschöpfte Kenntniß des Orients. Als Archäologe und Numismatiker hatte er einen bedeutenden Ruf; seiner Gelehrsamkeit zollte ein Fallmerayer den Tribut der Anerkennung, die Akademien der Wissenschaften von Wien und Berlin und viele gelehrte Vereine zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Als Historiker konnte er Gervinus als Quelle dienen, als Poet zeigte er Stimmung und Begabung. Er starb am 26. October 1876 zu Wien.

Marquis **de Sá da Bandeira**, geboren 1795 in Santarem, mit 15 Jahren Soldat, als welcher er es bis zum Divisionsgeneral brachte, mehremals portugiesischer Minister. In dieser Eigenschaft setzte er die Aufhebung der Sklaverei in den Colonien seines Landes durch (10. December 1836). Als großer Freund der Geographie (er war Ehrenmitglied der Londoner Gesellschaft) errichtete er 1839 dem Prinzen Heinrich dem Seefahrer ein Denkmal auf dem Vorgebirge von Sagres beim Cap St. Vincent (Südwestspitze von Portugal), übersetzte auch R. H. Major's Werk über diesen Fürsten ins Portugiesische. Zusammen mit Oberstlieutenant F. da Costa Leal gab er 1863 zu Lissabon eine Karte von Angola heraus und wirkte nach Kräften für das Zustandekommen einer geographischen Gesellschaft, die aber erst nach seinem Tode ins Leben trat. Er starb am 6. Januar 1876 zu Lissabon.

Sainte-Claire-Deville (Charles Joseph), französischer Geolog, seit 1852 Docent und Professor am Collége de France in Paris, seit 1857 Akademiker, geboren 26. Februar 1814 zu St. Thomas (Antillen), gestorben 10. October 1876 zu Paris. Er unternahm mehrere geologische Reisen, so 1839 bis 1843 nach den Antillen und den Canarischen Inseln, 1855 und 1861 im Auftrage der Akademie nach dem Besuv, 1867 nach den Azoren und schrieb unter anderen „Voyage géologique aux Antilles, aux îles de Teneriffa et de Fogo" (mit Atlas, Paris 1851 bis 1860), „Observations sur la nature et la distribution des fumerolles dans l'éruption du Vesuve du 1. Mai 1855" (Paris 1855) und seit 1840 eine große Anzahl geologischer, petrographischer &c. Abhandlungen in den Comptes rendues der Akademie. Die letzten zehn Jahre seines Lebens beschäftigte er sich vorwiegend mit Meteorologie, wurde Generalinspector der meteorologischen Stationen und hat deren eine große Anzahl in Frankreich wie in Algerien in das Leben gerufen.

Sartorius Freiherr von Waltershausen (Wolfgang), Dr., Prof. der Mineralogie und Geologie, geboren zu Göttingen den 17. December 1809, gestorben ebendaselbst 15. October 1876. Sohn des bekannten Historikers, Politikers und Nationalökonomen Georg Sartorius, Pathenkind Goethe's, Schwiegersohn Lappenberg's, lebte der Verstorbene zuerst als Privatgelehrter an verschiedenen Orten, machte große Reisen, insbesondere nach Sicilien und Island, und wirkte seit 1847, nachdem er seinen bleibenden Wohnsitz in Göttingen genommen und seine mineralogischen Sammlungen der Universität zum Geschenk gemacht, als ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät, als Mitglied der Societät der Wissenschaften und Director der mineralogisch-paläontologischen Sammlung. Als Mineralog und Geolog, und besonders als Specialforscher auf dem Gebiet der vulcanischen Erscheinungen, hat er europäischen Ruf erlangt. Der akademischen Lehrthätigkeit schon länger durch Krankheit entrückt, beschäftigte er sich bis kurz vor seinem Ende eifrigst mit dem Hauptgegenstand seiner vieljährigen Forschungen, mit einem größern Werk über die Topo- und Orographie des Aetna, worauf sich auch die meisten seiner früheren literarischen Publicationen beziehen. Darunter sind zu nennen: Atlas des Aetna (Weimar 1845), Physikalisch-geographische Skizze von Island (Göttingen 1847), Geologischer Atlas von Island (ebend. 1853), Ueber die vulcanischen Gesteine in Sicilien und Island &c. (ebend. 1855).

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

IV.

Die Chinesenstadt von Peking.

Die nördliche oder tatarische Hälfte Pekings ist, wie schon früher erwähnt wurde, durch Mauer und Graben von der südlichen oder Chinesenstadt getrennt. Letztern Namen führt dieselbe nur bei Europäern; die einheimischen Gelehrten nennen sie in ihren Werken im Gegensatz zu Nei-tscheng (d. i. innere Stadt) oder der Tatarenstadt Wai-tscheng (d. i. äußere Stadt), während man sie im gewöhnlichen Leben als Tscheng-wai-tou (d. i. außerhalb der Stadt) bezeichnet und damit ihren ursprünglichen Charakter als Vorstadt des eigentlichen Peking andeutet. Ihre Mauern umfassen ein Rechteck, welches von Osten nach Westen $7^1/_2$ Kilometer, von Norden nach Süden wenig über 3 Kilometer Länge hat. Ihre nördliche Mauer, mit welcher sie an die Tatarenstadt anstößt, zählt im Ganzen fünf Thore, nämlich drei, welche den Verkehr zwischen den beiden Hälften der Residenz vermitteln, und zwei, welche am äußersten östlichen und westlichen Ende dieser Mauer direct ins Freie führen. Außerdem besitzt die südliche Mauer drei Thore, die östliche und westliche je eines. Das mittelste von jenen drei, welche aus der Tatarenstadt in die Chinesenstadt führen, ist das uns schon bekannte Tsien-men (s. die Abbildung auf S. 179 des vorigen Bandes). Stets ist dasselbe von einer Menge Kleinhändler umlagert, welche Gemüse, Früchte, Wassermelonen, Thee und Suan-mei-tang feilbieten, letzteres ein sehr saures, mit Jasmin parfümirtes, erfrischendes Getränk, dessen Verkauf ausschließlich von Mohammedanern besorgt wird. Hat man Tsien-men von Norden her durchschritten, so betritt man das Innere einer halbmondförmigen Bastion, welches von Trödlern, Leuten mit Dioramas, Horoskopstellern und Charlatanen aller möglichen Art erfüllt ist. Auf beiden Seiten steht ein Tempel, und zwar zur Rechten der berühmte der Orakel spendenden Göttin Koanin, welcher den ganzen Tag nicht leer wird von Befragenden. Dieselben fallen vor dem Bilde der Göttin auf die Knie und werfen sich zur Erde, während ein Bonze Gebete murmelt und eine Bambusdose mit 109 Stäbchen über die Gluth eines geweihten Kohlenbeckens setzt. Jedes Stäbchen entspricht der Nummer eines bedruckten Blattes und nur ein einziges ist nicht markirt. Dann zieht der Befragende eines derselben und erhält das entsprechende Blatt mit der gewünschten Auskunft; zieht er das eine nicht markirte, so befindet er sich nicht in demjenigen Zustande der Reinheit, welcher allein der Göttin erlaubt, eine Antwort zu ertheilen.

Drei Thore, deren mittelstes sich nur vor dem Kaiser öffnet, führen durch die Bastion; die beiden zur Seite stehen dem Verkehre offen. Man gelangt durch sie auf eine große gepflasterte Straße und auf die mittelste von drei doppelten Brücken, welche über den Stadtgraben führen. Dort ist der Sammelplatz aller Bettler der Residenz, welche dort schlafen oder ihren Gewinn verspielen, und nach ihnen heißt sie „Brücke der Bettler". Niemand außer dem Kaiser und seinem Gefolge darf sie zu Wagen oder Roß oder im Palankin passiren. Dicht daneben ist auch der Lumpenmarkt, wo sich die Bettler bei eintretender Kälte Fetzen erstehen, die sie zu Kleidern zusammenstickeln. Zu beiden Seiten des Thores Tsien-men liegen kleine bedeckte Passagen von tadel-

Die Brücke der Bettler in der Chinesenstadt. (Nach einer Photographie.)

loser Sauberkeit, wo allerhand falsche Edelsteine, Spielsachen und die niedlichen Börsen und gestickten Etuis, Pekinger Specialitäten, verkauft werden.

Eine Restauration in einer Seitenstraße, wo ein befreundeter Chinese ihn erwartete, war Chouzé's nächstes Ziel. Sie heißt Tiën-fu-tang (Tempel des himmlischen Glückes) und hat wie alle ihres Gleichen die Küche unmittelbar am Eingang, so daß man sie durchschreiten muß, ehe man in die Speisesäle und einzelnen Gemächer gelangt. Köche, Bäcker und Kellner gehen im Sommer mit nacktem Oberkörper umher, das Tuch unter dem Arme. Eine nicht enden wollende Fluth der hergebrachten Höflichkeitsfragen Seitens der zum Mahle Geladenen empfing den eintretenden Europäer: „Wie ist Ihr edler Name? Wie alt sind Sie? Welches ist der edle Ort Ihrer Geburt? Ihr edles Geschäft? Wie viel Erbprinzen haben Sie? Wo steht Ihr Palast u. s. w.;“ worauf stets eine demüthige Antwort erfolgt: „Ihr niedriger Diener, ich verächtlicher Mensch — oder dergleichen —, heiße so und so.“

Zuerst wurden nun Thee, Pistazien, gezuckerte Nüsse, im Ofen getrocknete Melonenkerne und kleine Birnschnitten aufgetragen; dann folgten gesalzene Fische, gesalzene Mandeln, Rosinen, gesalzene Garnelen, conservirte Enteneier und Krabben, die lebend in kalten, zuvor mit Wachholderbeeren aufgekochten Branntwein gethan sind. Nun ging es erst eigentlich zu Tische. Um die Tafel standen für die sechs Anwesenden drei Sessel, zwei Lehnstühle für die vornehmsten der Gäste und dicht an der Thür, also am schlechtesten Platze,

Chinesische Musikanten. (Nach einer Photographie.)

eine kleine Bank, welche stets der Gastgeber, der die Einladung erlassen hat, einnimmt. Auch bestimmt nicht er die beiden Würdigsten für die Lehnsessel, sondern fordert nur zum Niedersetzen auf; unter den Gästen entsteht dann natürlich oft ein halbstündiges Complimentiren. Das Gedeck besteht aus kleinen Untertassen statt der Teller, Stäbchen statt der Gabeln und porcellanenen Spateln als Löffel; der lauwarme Wein wird in metallenen Theekannen servirt und aus kleinen Tassen von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser und Tiefe getrunken. Weder Tischtuch noch Servietten sind auf dem schwarz lackirten Tische zu sehen, sondern nur kleine viereckige Papierblätter, mit welchen man vor Beginn des Essens Stäbchen und Tassen abwischt, um sich ihrer Reinlichkeit zu vergewissern. Der Gastgeber erhebt sich nun, füllt die Tassen seiner Gäste mit Wein, heißt sie willkommen, hebt die seinige bis in Augenhöhe empor und fordert zum Trinken auf. Dann nimmt er sein Stäbchen und legt den Tischgenossen von den Vorspeisen vor; diese bedienen ihrerseits den Wirth auf gleiche Weise. So will es der gute Ton; und wenn man es unterläßt, so muß man sich wegen dieses Mangels an gutem Benehmen wenigstens entschuldigen. Diese etwas umständliche Ceremonie dauert aber nur einen Augenblick; denn es erscheint nun der Wirth des Speisehauses und empfängt von jedem Gaste die Bestellung seiner Lieblingsgerichte, denen dann wieder der Gastgeber besonders theuere Speisen, welche seine Gäste deswegen höflicher Weise übergangen haben könnten, hinzufügt. Nach zehn Minuten erscheint schon das erste Gericht auf einem Schüssel-

wärmer, und wieder will es die Sitte, über welche sich auch die Chinesen der untersten Stände niemals hinwegsetzen, daß sich die Gäste gegenseitig davon vorlegen.

Die Küche der Chinesen ist reinlich, wohlschmeckend und von unendlich größerer Mannigfaltigkeit als die unsere; die dortige Kochkunst ist uralt und der Chinese von Grund seines Wesens so sehr Koch, daß seine Erzeugnisse den Vergleich mit den besten europäischen Leistungen aushalten würden, wenn er etwa unter einem französischen Oberkoch arbeitete. Am beliebtesten sind in Peking folgende Speisen: in Streifen geschnittene Schwalbennester mit Rührei (mäßig), Garnelen in Sauce (ziemlich gut), eingeschlagene Tauben- und Kibitzeier (sehr gut), Krabbenragout (sehr gut), Sperlingsmagen, Augen und Eingeweide vom Hammel in Knoblauchsbrühe (sehr gut), ein Gericht aus Eiern, Käse und gehackten Kräutern, Pasteten, fette Enten in Brühe (ausgezeichnet), Karpfen in pikanter Sauce mit Ingwer, gebratene Stinte (ausgezeichnet), gebratenes Huhn, Hammelmark (vortrefflich), Holothurien in Bouillon (scheußlich), Haifischflossen (ein geschmackloser, unangenehmer Gallert), Bambussprossen und gezuckerte Wurzeln von Seerosen (leidlich).

Eine bestimmte Aufeinanderfolge dieser Gerichte besteht scheinbar nicht; sondern man setzt davon möglichst viele zugleich auf die Tafel. Die Hauptsättigungsgerichte werden meist zu der Zeit wie bei uns der Braten aufgetragen. Dann macht man eine kleine Pause, zündet sich seine Pfeife mit Taback oder Opium an, spaziert herum oder läßt bezahlte Musikanten oder Sänger von Ruf sich produciren. So hatte diesmal der Gastgeber vier Musikanten bestellt, welche im Hofe Platz nahmen. Ihr Repertorium stand auf einer langen Tafel von Elfenbein und wurde den Gästen

Porcellanvasen aus der Zeit der Tsing-Dynastie. (Nach Photographien.)

vorgelegt, damit sie sich ihre Lieblingsstücke aus den verzeichneten Liebesliedern, Trauergesängen, Heldengedichten u. s. w. auswählen konnten. Das Orchester bestand aus einer Violine, deren Saiten in die des Bogens geschlungen sind, einer Clarinette, einer mit Schlangenhaut überspannten Guitarre und einer Art primitiven Klaviers, einem Schallbrett mit aufgespannten Saiten, welche mit zwei Hämmerchen angeschlagen werden. Doch war die Musik nur als Zugabe da und hinderte die Gäste keineswegs, Mora zu spielen. Die Chinesen spielen es nur mit einer Hand, statt mit beiden wie die Italiener, und sind Meister darin. Der Verlierende muß zur Strafe trinken.

Als alle bestellten Gerichte erschienen waren und der Gastgeber Miene machte, neue kommen zu lassen, hatten sich die Gäste dem zu widersetzen und Reis zu verlangen, welcher jede solche Mahlzeit beschließt. Jeder erhält davon eine Tasse voll; ist er nicht mehr im Stande, dieselbe zu leeren, so muß er das Zuviel herausnehmen lassen; denn es gilt für ungeziemend, auch nur ein Körnchen davon stehen zu lassen. Der Reis wird trocken oder mit etwas Wasser aufgetragen; die Gäste würzen ihn sich mit den Saucenresten und legen, nachdem sie ihn verzehrt, ihre Stäbchen auf die Tasse. Wenn sie sich von der Tafel erheben, reicht man ihnen eine in heißes Wasser getauchte Serviette, um sich damit über das Gesicht zu fahren. Dies erzeugt ein angenehmes, Europäern ganz unbekanntes Gefühl und vertreibt den Weindunst. Zum Schlusse erscheint ein Tisch mit gezuckerten Früchten und kochendem Thee, worauf man sich mit dem Versprechen trennt, sich am folgenden Tage wieder zu sehen. Es ist das wieder nur eine stets beim Verabschieden übliche Phrase, welche zu nichts verpflichtet. —

Am dichtesten zusammengedrängt ist die Bevölkerung Pekings im nördlichen Theile der Chinesenstadt, wo sich fast aller Handel concentrirt und einige Straßen dasselbe Ge-

dränge und Menschengewimmel aufweisen wie die europäischen Hauptstädte. Letzteres gilt vorzüglich von der engen Straße Ta-scha-la-örh, deren Läden namentlich mit allerlei Curiositäten gefüllt sind. Jeder Laden hat außer einem Namen über der Thür ein oder mehrere lange senkrecht in die Straße herabhängende Schilder, auf welchen mit bunten Charakteren die innen aufgestapelten Waaren verzeichnet sind. Dieselben sind dem Vorübergehenden zugekehrt, so daß dieser nicht erst den Kopf nach ihnen umzuwenden braucht; von Weitem gesehen fließen sie ganz in einander und scheinen den Weg zu versperren. Da giebt es eine Fülle schöner Obsthandlungen, großer Theeläden, Magazinen mit ausländischen Waaren und Apotheken, welche an ihren Aushängeschildern und glänzenden Zinnkugeln kenntlich sind. Die ganze Straße ist oben mit Decken überdacht, ist aber trotzdem so heiß, daß die Verkäufer meist bis zum Gürtel nackt gehen.

Einer der bedeutendsten Läden von antiken und modernen Curiositäten ist der des berühmten Kiu-ho-tscheng, der ein schimmerndes, verlockendes Ensemble von Porcellanen, Email cloisonné, milchweißen und smaragdgrünen Nephritgegenständen, mit Schmelz verzierten Bronzen, Möbeln aus Hartholz mit Marmorplatten und zinnoberrothen Lacksachen sein eigen nennt. Das Schönste, was die chinesische Kunst aufzuweisen hat, sind aber und bleiben die alten Porcellane aus der Zeit der Ming-Dynastie und des Kaisers Kang-hi. Die heutige Fabrikation vermag in Stoff und Ausschmückung nichts so Vollendetes mehr hervorzubringen und hat nur in der Herstellung neuer rother Farbentöne, an denen man moderne Erzeugnisse sofort erkennt, einige Fortschritte aufzuweisen. Einen schweren Stoß, von welchem sie sich nur langsam erholen kann, erlitt diese namentlich in Kin-te-tscheng in der Provinz Kiang-si einheimische Industrie durch die

Porcellanvasen aus der Zeit der Ming-Dynastie. (Nach Photographien.)

Taiping-Revolution, welche mit den Arbeitern zugleich gewisse nur mündlich in den Familien vererbte Handgriffe und Recepte aus der Welt schaffte. Nichtsdestoweniger hat Europa von den Chinesen im Fache der Keramik noch Vieles zu lernen; denn es giebt noch so manche Sachen, deren Nachahmung uns bis jetzt nicht gelungen ist.

In Kiu-ho-tscheng's Magazin werden auch die schönsten Emailgefäße in ganz China verfertigt. Diese Sorte stand vor Ankunft der Europäer in geringem Ansehen; höchstens daß man für den gottesdienstlichen Gebrauch einige solche Vasen herstellte. Erst die hohen Preise, welche die Europäer für antikes Email zahlten, veranlaßte die Pekinger zur Wiederaufnahme dieses Industriezweiges, der freilich in Europa selbst jetzt auf einer höhern Stufe steht als in China. Dort werden nämlich die verschiedenen Emaillen nicht in demselben Grade der Schmelzbarkeit hergestellt, weil infolge der Arbeitstheilung, welche in keiner andern Industrie mehr entwickelt ist als in dieser, der eine Arbeiter nur weißen, der andere nur schwarzen, der dritte nur rothen Schmelz verfertigt und sein Geheimniß vor Anderen sorgfältig hütet. So kann es kommen, daß mit dem Aussterben einer Familie auch solche Geheimnisse verschwinden, wie man jetzt in der That ein rosenfarbiges und ein durchscheinendes gelbes Email nicht mehr herzustellen versteht.

Unweit der Straße Ta-scha-la-örh liegt die nicht minder interessante Liao-li-tschang oder Straße der Glasfabrik, die einst ihren Namen mit Recht trug. Heute enthält sie eine Menge Läden mit Aquarellen, Buchhandlungen und Antiquaren. Beim Laternenfeste im Winter strömt alle Welt hier zusammen, um die verschiedenartigsten Laternen, die in Gestalt von Thieren und phantastischen Insecten in Menge dort hängen, zu sehen. Fast jeder, der diese Straße passirt, verweilt auch einen Augenblick in der Conditorei Sin-yüan, deren getrocknete Früchte, Confitüren, Gerstenzucker und Syrups großen Ruf genießen.

Nahe bei Liao-li-tschang liegt die Ochsenstraße (Niën-kië),

Tragische Schauspieler in Peking. (Nach einer Photographie.)

wo besonders Mohammedaner wohnen wegen der Nähe der prachtvollen Hauptmoschee der Stadt, Li-paï-sëu. Dieselbe umfaßt mehrere Höfe; das Gotteshaus selbst ist sehr einfach, enthält aber zahlreiche schöne Tafeln, auf welche chinesische Kaiser mit eigener Hand das Lob des Islam geschrieben haben. Der Vorsteher des Heiligthumes ist Wang-séu-akun, der die Fremden wohlwollend empfängt, aber sich nicht gern von ihnen vor seinen Religionsgenossen über Islam und Koran ausfragen läßt. Denn er gilt zwar für einen großen Kenner beider, ist es aber nur im Verhältniß zu seinen Landsleuten und nur mit Mühe buchstabirt er Arabisch und Persisch. In Peking genießt er jedoch großes Ansehen, so daß ihn die Regierung zu wiederholten Malen benutzt hat, um die mohammedanischen Rebellen im Westen des Reiches zum Niederlegen der Waffen aufzufordern.

Es ist schon ein Jahrtausend her, daß diese Mohammedaner, deren Anzahl etwa 10,000 beträgt, ihre Wissenschaft und Religion direct aus dem Westen erhielten, und beides hat sich durch die Ueberlieferung ein wenig abgenutzt. Trotzdem schreiben sie, und zwar in kalligraphischen arabischen Charakteren, noch heute den Koran in vielen Exemplaren ab, um ihn zu verbreiten. Dagegen hört man nichts von Pekinger Mohammedanern, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht hätten. Alle ihre Kinder besuchen die Moscheeschulen und daneben noch die städtischen Lehranstalten, wo sie wie ihre übrigen Altersgenossen des Confucius' Lehren studiren. Doch bleiben sie am ersten und funfzehnten Tage jedes Monats aus den Schulen fort, weil es dann Sitte ist, daß die Schüler dem Täfelchen jenes Philosophen (das seinen Namen trägt und ihn gewissermaßen personificirt) ihre Verehrung bezeugen. Die Mohammedaner von Peking sind Sunniten; wenn überhaupt Schiiten ebenso wie Juden existiren, so ist ihre Zahl ganz gering. Die Beschneidung findet zwischen dem siebenten und elften Lebensjahre statt.

Der Tsing-schen-y-schu-ko-pön, ein für den unentgeldlichen Unterricht in den chinesischen mohammedanischen Schulen bestimmtes Buch, enthält über die Anfänge des chinesischen Islam folgenden Passus: „Die Religion Tsing-schen (d. i. die wahre und reine) stammt aus Tiën-fang (d. h. himmlisches Land oder Arabien). Die Bücher der Dynastie der Suëi (604 n. Chr.) sagen, daß das Reich Tiën-fang im Süden des Gebirges Kwen-lun liege. Der Kaiser Sufiweneti strebte nach den Gebeten des Landes Tiën-fang und im siebenten Jahre seiner Regierung kamen Einwohner dieses Landes aus den südlichen Meeren und gründeten in Kanton eine Moschee Namens Hwei-scheng-séu. — Man sagt euch: „Glaubet an Buddha!“ und die Gelehrten des Confucius haben ihn in Verdacht, was sie nicht hindert, beim Tode ihrer Eltern um die Gebete der buddhistischen und taoïstischen Priester zu bitten. — Gott aber heißt Tschengtschu, der wahre Herr. Die Nachfolger Jesu beten den Tiëntschu (Herr des Himmels) an; aber sie geben ihm eine Mutter und beten dann zu deren Nachkommen.“

Auf Formosa.

Ethnographische Wanderungen von **Paul Ibis.**

II.

Die chinesischen Besitzungen auf Formosa: Die Colonisation Formosas durch Chinesen im 15. Jahrhundert. — Die Holländer auf Formosa. — Coxinga und die Eroberung von Tai-wan-fu. — Eintheilung der chinesischen Besitzungen in fünf Präfecturen. — Die Städte. — Tai-wan-fu. — Die Administration der Insel. — Die chinesische Truppenmacht auf Formosa. — Der Anfang und Verlauf der Unruhen in Süd-Formosa im Jahre 1875. — Die Stellung der chinesischen Regierung zu den Eingeborenen: Ihr Verhältniß zu denselben vor und nach der japanischen Expedition. — Unterhandlungen mit den Stammältesten. — Straßenbau durch das Gebirge. — Die christlichen Missionäre auf Formosa.

Als im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts [1]) die ersten Chinesen sich an der Westküste Formosas niederließen, fanden sie in den Eingeborenen ein gutes Volk vor, das ihnen gern Land überließ und mit ihnen in einen regen Handelsverkehr trat. Doch waren die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Theilen von keiner Dauer: der allzugroße Zufluß der Fremden, ihre Habsucht und ihr anmaßendes Wesen riefen bald Zwistigkeiten hervor, welche den Grund legten zu der erbitterten Racenfeindschaft, die bis heute währt. In Folge dieser Zwistigkeiten, die nicht selten in blutige Kämpfe ausarteten, zögerte die chinesische Regierung lange die Insel als Colonie anzuerkennen; daher hatte sie auch wenig Bedenken, Formosa den Holländern für die Räumung der Pescadores-Inseln anzubieten, als diese im Jahre 1622 die genannte Gruppe plötzlich besetzten und zu befestigen anfingen. Die Holländer gingen auf diesen Tausch ein und landeten 1624 bei Tai-wan-fu, wo sie sofort zum Bau des starken Forts Zelandia schritten. Nach Verlauf von zehn Jahren hatten sie sich auch in Takao, Tamsui und Kelong befestigt, waren also die Herren der ganzen West- und Nordküste. Mit den Malayen standen sie auf besserm Fuße als die Chinesen; sie führten unter ihnen die Gesetze des Mutterlandes ein, gründeten Schulen, predigten ihnen das Christenthum und, um sie womöglich fester an sich zu knüpfen, verheiratheten sie sich größtentheils mit eingeborenen Frauen. Gegen die chinesischen Einwanderer indeß, die in besonders großer Anzahl während des Verfalls der Ming-Dynastie nach Formosa strömten, beobachteten die Holländer eine feindselige Politik, aus Furcht von ihnen verdrängt zu werden.

Während der Verwirrungen, welche der Sturz der Ming-Dynastie und der Uebergang des Thrones an die Mandschu in China hervorrief, erklärten sich in entlegenen Theilen des Reiches manche populäre Statthalter für unabhängig. Das that auch der Statthalter von Amoy, Tschin-tschin-kung oder Coxinga, ein muthiger, energischer Mann, den man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den „Seeräuber Coxinga“ nennt. In richtiger Erkenntniß, daß er sich auf dem Festlande nicht lange gegen die Mandschu würde halten können, richtete er seine Aufmerksamkeit auf Formosa, das ihm aus seinen Handelsbeziehungen zu den Holländern gut genug be-

[1]) Nach F. Ratzel, Die chinesische Auswanderung S. 121, wäre Formosa vor dem siebzehnten Jahrhundert von China aus nur durch Seeräuber und Schiffbrüchige besucht worden. Red.

kannt war. Auch sagt man, daß seine Mutter eine Formosanerin gewesen sei. Nachdem er sich im Geheimen des Beistandes der auf Formosa ansässigen Chinesen versichert, landete er mit 25,000 Mann bei Tai-wan-fu, blockirte den Hafen und belagerte die Stadt. Nach einer neunmonatlichen Belagerung, während welcher die Holländer alle möglichen Entbehrungen zu erdulden hatten, ergab sich die Stadt, und Coxinga erklärte sich zum König von Formosa (1662). Nach seinem Tode, der bald darauf erfolgte, behauptete die Insel noch einige Zeit ihre Unabhängigkeit, und erst im Jahre 1683 trat sie freiwillig unter die Botmäßigkeit Chinas.

Seitdem ist Formosa oder richtiger West- und Nordformosa dem chinesischen Reiche einverleibt. Die Malayen sind mit geringer Ausnahme aus der Ebene verschwunden — theils mögen sie ausgestorben sein, theils sich in die Berge zurückgezogen haben, wo die chinesische Autorität nicht weit geht. Die Ebene ernährt jetzt eine Bevölkerung, so dicht wie die der reichsten Provinzen Chinas, und hat eine Bodencultur wie sie nicht sorgfältiger gedacht werden kann; denn jeder Fleck ist bebaut. Städte, die über 10,000 Einwohner haben, sind zahlreich, und blühende Dörfer mit mehr als 1000 Seelen liegen hart an einander. Nimmt man für die chinesische Bevölkerung Formosas die Zahl von 3 Millionen an, so ist das meiner Ansicht nach nicht hoch gegriffen; chinesische Angaben taxiren sie auf mehr als 10 Millionen, was jedoch stark übertrieben ist.

Die chinesischen Besitzungen auf Formosa sind in fünf Präfecturen eingetheilt. Es sind: im Norden Tamsui mit der Hauptstadt Töck-tscham (mit etwa 30,000 Einw.), eine reiche Gegend, wo in letzter Zeit besonders der Theebau großen Aufschwung nimmt. Zu ihr zählt auch das unlängst von Chinesen colonisirte Thal Kamolan-ting [1]) an der Ostküste, das sich nach Süden bis zur San-o-Bay ausdehnt.

Dann folgen in der Ebene Tschang-hwa-hién mit der Stadt Tschang-hwa (gegen 15,000 Einw.), Kagi-hién mit Kagi (10,000 bis 15,000 Einw.) und Tai-wan-hién mit Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel (75,000 Einw.). Die letzte begreift in sich auch das Bergland Mittelformosas, das Gebiet der Pepo-hwan, eines civilisirten Malayenstammes. In allen dreien ist der Zuckerbau in Blüthe.

Die südlichste Präfectur ist Fung-shan-hién mit der Hauptstadt Pitau (15,000 Einw.), der fruchtbarste und, wie es scheint, am stärksten bevölkerte Theil der Insel; auch hier wird neben Areca und Reis viel Zucker gebaut. Zu Fung--shan-hién zählt jetzt auch Long-kiau an der Südspitze, eine unruhige Gegend, welche vor der japanischen Expedition zwar von Chinesen bewohnt, nicht aber von der Regierung als ihre Besitzung anerkannt wurde. Der mit den Japanesen geschlossene Vertrag verpflichtete sie indeß, den Ort zu befestigen, um die umwohnenden Stämme der Eingeborenen in Ruhe zu halten. Mit der Besitznahme von Long-kiau (am 24. December 1874) wurden zugleich einige Fischerdörfer nördlicher am Strande befestigt, welche früher ebenfalls nicht unter Controle der Regierung standen; dadurch sollte eine sichere Landverbindung zwischen der Südspitze und der Ebene durch das Territorium der Eingeborenen hergestellt werden. Ferner werden Tang-kang, Takao und Tai-wan-fu befestigt, um auch gegen Feinde von außen, wie es im Jahre 1874 die Japanesen waren, geschützt zu sein; nördlich von Tai-wan-fu ist das überflüssig, da die ganze Küste zu seicht ist, um mit Schiffen auf Schußweite heranzukommen.

[1]) Nach E. G. Ravenstein (Geogr. Magazine, October 1874) ein eigener District. Red.

Die genannten Städte sind alle Fu, d. h. befestigt (mit einer Mauer von enormer Dicke umgeben). Außer Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel, verdient keine von ihnen näher beschrieben zu werden: es sind gewöhnliche chinesische Städte mit kleinen, leichten, dem Klima angepaßten Häusern, mit engen, nicht gerade reinlichen Straßen, deren eine auf ein Haar der andern gleicht, und mit dem so oft beschriebenen bunten, betäubenden Leben in ihnen, das nur einen Fremdling interessiren kann, einen in China bewanderten aber mächtig hinaus ins Freie oder in sein armseliges Logis treibt. Die Gasthäuser in diesen Städten sind zugleich Opiumhäuser — ekelerregende Höhlen.

In Tai-wan-fu kann man sich schon einen Tag aufhalten, ohne von Langweile belästigt zu werden, aber auch nicht länger. Unter ihren wenigen Sehenswürdigkeiten steht in erster Linie die Ruine des mächtigen Forts Zelandia [1]), die zwei Meilen außerhalb der Stadt in der Nachbarschaft des Hafenplatzes An-ping liegt. Es ist ein Stück solider, auf Jahrhunderte berechneter Arbeit, wie all die holländischen Bauten auf Formosa (denn auch in Takao, Tamsui und Kelong haben sich einige holländische Gebäude in einem mehr oder minder guten Zustande erhalten, wie z. B. das jetzige englische Consulat in Tamsui). Leider ließ die chinesische Regierung im vorigen Jahre einen bedeutenden Theil von Zelandia niederreißen, um aus dem äußerst festen Material zwei neue Forts zu erbauen, was dem Gesammteindruck der Ruine großen Einbruch thut. Mitten in der Stadt stehen ferner die Ueberreste einer kleinen holländischen Burg, welche zu entfernen viel zu schwer und theuer ist, um je unternommen zu werden; die praktischen Chinesen haben daher einige Gewölbe in ihr in Wohnungen, andere in Schweineställe verwandelt. Die Tempel in Tai-wan-fu sind kaum der Besichtigung werth; sie zeichnen sich weder durch Reichthum noch in architektonischer Hinsicht besonders aus und sind recht unreinlich. Die meisten Tempel sind dem Confucius geweiht, dessen Lehre die herrschende auf Formosa ist.

Die Stadt selbst nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein; die Mauer, welche sie umgiebt, mißt 4 Meilen im Umfange und hat acht Thore, deren jedes einen hohen Wartthurm trägt. Die Straßen sind nur 8 bis 10 Fuß breit, geradlinig, mit Ziegeln gepflastert und, was das Seltenste in einer chinesischen Stadt, sie werden rein gehalten. Größere Handelsstraßen sind oben mit Bretterschirmen zugedeckt; in diese Schirme sind stellenweise Perlmutterscheiben eingesetzt, so daß die Straßen am Tage hinreichend erleuchtet sind. Die Beleuchtung bei Nacht läßt nichts zu wünschen übrig: unzählige Papierlaternen, die in und vor den Buden dicht neben einander brennen, verbreiten ein sanftes dem Auge wohlthuendes Licht und geben der Straße mit der in ihr wogenden Menschenmasse ein recht phantastisches Aussehen. Um 8 Uhr Abends ist Thorschluß, und etwas später werden auch die einzelnen Straßen — größere sogar auf mehreren Stellen — durch Bambuspforten gesperrt, eine praktische Maßregel der Polizei, die in allen größeren Städten Chinas existirt.

An die West- und Südwestseite der Stadtmauer lehnt sich eine große Vorstadt mit breiteren Straßen und besseren Häusern als innerhalb der Mauer. Es ist das von den reicheren Kaufleuten bewohnte Viertel, während in der Stadt selbst wesentlich Kleinhändler und Handwerker leben. Unter letzteren sind besonders viel Silberarbeiter, die sich durch ihre solide und billige Arbeit einen guten Ruf in ganz China erworben haben; doch können sie sich nicht mit den Silberarbeitern

[1]) Siehe die Abbildung desselben „Globus" XXIX, Nr. 21, S. 322.

Kantons, was Geschmack, Reinheit und Zierlichkeit in der Ausführung ihrer Leistungen anbelangt, messen.

Da Tai-wan-fu $1^1/_2$ Meilen von der Küste entfernt liegt, so sind die Comptoirs der europäischen Handelsfirmen und das Zollhaus in An-ping. Die Europäer selbst haben ihre Wohnungen in der Stadt und meist in chinesischen Häusern. Ihre Gesellschaft beschränkt sich bloß auf 8 bis 10 Seelen; in den drei anderen Hafenstädten sind ihrer nicht viel mehr, so daß die Gesammtzahl der Europäer auf Formosa wenig über 50 geht (Frauen lebten dort nur zwei). Es sind zum größten Theil Kaufleute, Agenten reicher Häuser in Amoy, die den Handel der Insel fast ausschließlich in ihren Händen haben.

Chinesische Angaben schätzen die Einwohnerzahl von Tai-wan-fu auf 200,000, ich weiß nicht worauf fußend, denn nie, so lange die Stadt steht, ist eine Zählung vorgenommen worden. Nach der Ansicht des dortigen britischen Consuls übersteigt sie nicht 75,000, und das scheint mir viel wahrscheinlicher.

Die Garnison der Stadt besteht aus etwa 10,000 Mann Fußvolk; auf der ganzen Insel sind gegen 20,000. Was aber an diesen 20,000 Mann ist und was von ihnen erwartet werden kann, ergiebt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß sie aus allen möglichen Tagedieben und Herumtreibern zusammengesetzt sind, also moralisch auf einer niedrigen Stufe stehen. Ein ordentlicher Chinese, der Arbeit finden kann, wird nie Soldat und vermeidet womöglich allen Verkehr mit diesen Gesellen, deren einzige Beschäftigung und einziger Zeitvertreib Opium und Karten sind. Dazu ist der chinesische Soldat hier wie in China selbst schlecht disciplinirt, traurig mit Luntengewehren, Speeren und dergleichen vorsintfluthlichem Kram bewaffnet und, was sich wiederholt erwiesen, unterliegt leicht den Entbehrungen und Strapatzen, die ein Feldzug in die Berge gegen die Eingeborenen nothwendig mit sich bringt. Doch steht zu hoffen, daß die Reformen, die sich jetzt in der chinesischen Armee und Flotte — zwar langsam aber gründlich — vollziehen, auch hier bald Eingang finden werden.

Die Administration der Insel ist wie in ganz China: jede Präfectur steht unter einem Mandarin dritter oder vierter Classe, dessen Posten bei großer Verantwortlichkeit mit einer verhältnißmäßig geringen Selbständigkeit verbunden ist. Denn in jedem einigermaßen außerordentlichen Falle hat er dem Gouverneur in Tai-wan-fu Bericht zu erstatten und dessen Anweisungen abzuwarten, ehe er irgend welche Maßregeln ergreifen kann. Der Gouverneur der Insel, ein Mandarin zweiter Classe, steht selbst in ähnlicher Abhängigkeit vom Generalgouverneur der Provinz Fu-kiang, zu welcher Formosa gerechnet wird. Wie umständlich und zeitraubend eine solche Wirthschaft ist, ist klar, und welche schlimme Folgen mitunter dieses Melden, Anfragen und Abwarten haben kann, zeigt am besten folgender Fall, der uns zugleich auf das Verhältniß der chinesischen Regierung zu den Eingeborenen überleitet:

Mitte Januar 1875, als die Friedensunterhandlungen mit den Häuptlingen der Stämme von Süd-Formosa gerade die besten Erfolge versprachen, wurden auf dem wilden Wege nach Long-kiau einige chinesische Soldaten von Eingeborenen überfallen und ermordet. Der Commandant von Long-kiau, der über 2000 Mann befehligte, konnte nichts anderes thun als die Sache dem Präfecten von Fung-shan-hién zu melden, der sie seinerseits dem Gouverneur der Insel vorlegte. Von diesem ging sie weiter nach Fu-tschau zum Generalgouverneur und von da nach Peking. Die Neujahrsgeschäfte und der darauf erfolgende Tod des Kaisers nahmen den Pekinger Hof damals so sehr in Anspruch, daß die Entscheidung der Formosa-Frage als eine unbedeutende auf ruhigere Zeiten verschoben ward. Unterdessen war ein Monat verflossen. Die Eingeborenen, welche wenig Kenntniß von der Wichtigkeit des chinesischen Neujahrs noch von dem Tode des Kaisers haben mochten, erklärten sich dieses Zögern von chinesischer Seite einzig und allein durch deren Feigheit. Daher sammelten sie in aller Stille ihre Kräfte und überrumpelten in einer Nacht das Lager im Dorfe Hong-kong (22° 11' nördl. Br.), wo neunzig Chinesen, unter ihnen auch Mandarinen, das Leben ließen. Wieder wurde rapportirt und angefragt, bis endlich eine Antwort vom Hofe erfolgte; sie lautete: „die Eingeborenen mit Waffen zu strafen." Dasselbe hätte der Commandant von Long-kiau mit seinen 2000 Mann schon am Tage nach dem ersten Morde thun können, und, soweit ich ihn persönlich kennen und seinen gesunden, klaren Verstand achten gelernt, er hätte es mit besserm Erfolg ausgeführt als es jetzt der ganzen Truppenmacht Formosas gelang. Denn damals stand der strafbare Stamm noch allein da; ein energischer Angriff hätte ihn auseinander gesprengt und die Ruhe wäre hergestellt worden, da sich die meisten Stämme noch nicht von dem Schlage erholt hatten, den ihnen die Japanesen zugefügt. Jetzt aber hoben sie allmälig die Köpfe. Aus der Unthätigkeit der Chinesen, wie gesagt, ihre Schwäche und Feigheit folgernd, glaubten sie sich stark genug, um diese von der Küste zu vertreiben, ihre Befestigungen zu zerstören, kurz ihre Unabhängigkeit für kommende Zeiten wahren zu können. Ein Stamm nach dem andern schloß sich daher den Friedensstörern an, und anscheinend auf die Verträge mit den Chinesen eingehend und die friedfertigsten Gesinnungen zur Schau tragend, rüsteten sie sich eifrig zum Kampfe. Der Ueberfall von Hong-kong zeigte klar, wohin sie hinaus wollten: es war die Herausforderung zum Kriege. Als jetzt im März die chinesischen Truppen in die Berge drangen, wurden sie zurückgeschlagen oder geschickt in Schluchten gelockt, eingeschlossen und jämmerlich mitgenommen. Zudem nahete sich die heiße Jahreszeit und unter den Soldaten brach das Fieber aus, das ebenso viel oder noch mehr Leben raubte als die Kugeln und Pfeile der Feinde. Die Truppen von Formosa erwiesen sich nicht hinreichend; eine Verstärkung von 10,000 Mann mußte ihnen aus Fu-kiang zugesandt werden. Aber auch diese konnten die Sachlage nicht wesentlich ändern, und, wie ich zuletzt in Hong-kong (Februar 1876) hörte, ist noch jetzt die Ruhe in Süd-Formosa nicht hergestellt.

Und ob sie bald hergestellt werden wird ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Stämme von Süd-Formosa sind die kriegerischsten und verwegensten von allen; sie sind fest entschlossen, ihre Freiheit bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Zwar zählen sie alle zusammen nicht über 2000 Mann, doch haben sie auf ihrer Seite die Vortheile des Landes, einer rauhen, vollständig wilden, nur an wenigen Stellen zugänglichen Gegend, wo jeder Fluß, jeder Bergpfad und jede Schlucht an und für sich eine Festung ist. Ferner lassen sie sich nie in einen offenen Kampf ein, der für sie unvortheilhaft ausfallen könnte, sondern ungesehen, ungeahnt folgen sie dem Feinde auf dem Fuße, bald ihn aus dem Gebüsch beschießend, bald durch plötzliche Ueberfälle schwächend, oder in Schlupfwinkel lockend, aus denen der Rückzug nur mit bedeutendem Verlust möglich ist. Erwägt man also, daß Energie, Kühnheit und natürliche Vortheile auf Seite der Angegriffenen, Unentschlossenheit, Feigheit und völlige Unkenntniß der Gegend aber auf Seite der Angreifenden sind, so kommt man leicht zum Schlusse, daß im Mittel zehn Chinesen gegen einen Eingeborenen nicht hinreichen werden, daß also nur durch großen Kraftaufwand Süd-Formosa der chinesischen Regierung unterworfen werden kann.

Wie aus dem Erzählten zu sehen, waren es die Eingeborenen selbst, welche den Krieg hervorriefen; im Sinne der chinesischen Regierung lag er nie, weder hier im Süden noch in irgend einem andern Theil der Insel. Vor der japanischen Expedition dachte sie überhaupt nicht viel daran ihre Autorität in den Bergen zur Geltung zu bringen, am allerwenigsten durch Gewalt der Waffen. Weshalb sollte sie es auch? Die ganze Insel gehörte nominell ihr; niemand hatte sie ihr bis dahin streitig machen wollen, niemand sich darum bekümmert, welcher Art ihre Verhältnisse zu den Eingeborenen waren, noch von ihr Rechenschaft verlangt für den Strandraub, der an der Süd- und Südostküste getrieben wurde. Die japanische Expedition änderte indeß die Sachlage: die Erörterungen, welche sie zur Folge hatte, machten es der chinesischen Regierung klar, wie unbegründet ihre Ansprüche auf die ganze Insel waren und bleiben würden, wenn die Eingeborenen ihre Autorität nicht anerkennen, und ferner, wie nahe ihr unter solchen Umständen die Gefahr lag, eine andere Macht neben sich auf Formosa dulden zu müssen. Für jetzt war sie dieser Gefahr zwar glücklich entgangen durch den Vertrag vom November 1874, nach welchem die Japanesen Long-kiau aufgaben, die Chinesen aber die Verantwortlichkeit für die Handlungen der Eingeborenen übernahmen, aber auch einer möglichen Wiederkehr derselben mußte vorgebeugt werden: die Eingeborenen mußten daher unter chinesischen Einfluß gebracht werden, vor allen die an den Küsten lebenden Stämme, welche am leichtesten Anlaß zu Unannehmlichkeiten mit fremden Mächten geben konnten. Das Project, nach welchem dieses erreicht werden sollte, war ebenso human wie scharfsinnig in der Theorie; es mußte sich danach alles auf dem friedlichsten Wege und theilweise von selbst vollziehen. Den Häuptlingen (Taurangs) der verschiedenen Stämme waren nämlich derartige jährliche Geschenke in Aussicht zu stellen, die es ihnen vortheilhaft machen würden, der Regierung in einigen Punkten Gehorsam zu leisten, also in eine gelinde Abhängigkeit von ihr zu treten; mit deren Zustimmung sollten dann einige von Chinesen bewohnte Dörfer an den Küsten besetzt werden; endlich, und dies war der Schwerpunkt des Projects, sollten durch das Gebirge und längs der Ostküste gute Straßen gebaut werden, welche alle von Chinesen besetzte oder bewohnte Plätze mit einander und mit der Ebene verbinden sollten, ein Werk, wogegen die Eingeborenen nichts haben konnten. Die Unterhandlungen mit den Häuptlingen wurden im Januar 1875 eröffnet. Im Süden, wie wir gesehen, scheiterten sie leider; weiter im Norden aber scheinen sie wirklich einen guten Verlauf zu nehmen; denn während meines Aufenthalts auf der Insel war schon eine Straße aus der Ebene zur Ostküste (unter $22\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) vollendet, und der Bau einer andern längs der ganzen Ostküste schritt rüstig weiter, ohne daß von Reibungen mit den Eingeborenen etwas zu hören war [1]).

Diese Straßen müssen mit der Zeit einen gewaltigen Einfluß auf die Eingeborenen ausüben. Denn wie alle Malayen sind die Formosaner handelslustig bis zur Leidenschaft; neben der erbittertsten Feindschaft besteht zwischen ihnen und dem chinesischen Landvolk ein reger Handelsverkehr; sie legen mühevolle Tagereisen zurück, um in den nächstliegenden Dörfern in der Ebene die Beute ihrer Jagd gegen Waffen, Pulver, Branntwein, Zeug und allerhand Kleinigkeiten auszutauschen. Sie dulden sogar ganze Dörfer ihrer Todtfeinde in ihrem Gebiete, wie im Süden und an der Ostküste, bloß aus Rücksicht für den Handel. Jene Straßen müssen nun den Handel um vieles beleben, die Eingeborenen öfter in die Ebene, unter civilisirte Menschen bringen, wo sie, aufgeweckt und von der Natur begabt, wie sie sind, vieles Nützliche sehen und sich aneignen können. Der öftere friedliche Umgang mit den Chinesen würde ferner ihren Haß gegen diese allmälig schwächen und die traurige Racenfeindschaft aufheben, die für beide Seiten von so großem Nachtheil ist. Unternehmungslustige Chinesen würden sich dann mit der Zeit an den Straßen oder unter den Malayen selbst niederlassen, wie es im Süden schon stellenweise geschehen, die Cultur und Industrie müßte ihnen folgen, die Jagd dem Ackerbau Platz machen, bis schließlich die Häuptlinge nichts dagegen hätten, statt Taurang Dorf-Mandarin genannt zu werden. Und daß diese Folgerung nicht ins Bereich der Phantasien gehört, beweisen die Sek-hwan, ein starker Stamm nordöstlich von Tschang-hwa, der unlängst freiwillig unter chinesische Botmäßigkeit trat. Darauf speculiren denn auch die Mandarinen.

Nebenbei bemerkt, habe ich irgendwo gelesen, daß in Formosa für den Kopf eines Wilden ein Preis von der Regiegung ausgesetzt sei. Ich habe mich vielfach nach der Wahrheit dieser Aussage erkundigt, aber nirgends sie bestätigt gefunden. Neben den soeben auseinandergesetzten humanen und friedfertigen Plänen der Regierung ist eine solche unsinnig grausame Maßregel auch nicht denkbar; vor Zeiten mag sie es wohl gewesen sein, in Zeiten, wo man an eine Unterwerfung der Malayen nicht dachte, sondern in ihnen bloß wilde Horden sah, welche durch Raub und Mord das Land unsicher machten.

Schließlich ein Wort über die Thätigkeit der Missionäre auf Formosa.

Seit 1865 arbeitet die „Presbyterian Medical Missionary Society“ unter Chinesen und civilisirten Malayen mit einem unerschütterlichen Eifer, der sie leider oft in Unannehmlichkeiten mit dem Volke selbst wie mit der Obrigkeit bringt. Sie hat schon gegen zwanzig Stationen in der Mitte und im Süden der Insel gegründet, welche von fünf Mitgliedern der Gesellschaft, die selbst in Tai-wan-fu und Ta-kao leben, beaufsichtigt werden. An diesen Stationen sind Schulen eingerichtet, wo den Kindern der Gemeinde Unterricht ertheilt wird im Worte Gottes, in der Geographie, Geschichte und Arithmetik und im Lesen und Schreiben (chinesisch) mit lateinischen Buchstaben. Die Missionäre haben nämlich die Idee gefaßt, die äußerst schwierigen chinesischen Schriftzeichen durch das lateinische Alphabet zu ersetzen. Alle ihre chinesischen Gesangs- und Gebetbücher sind aus diesem Grunde in lateinischer Schrift gedruckt. Unter den Malayen wenigstens gelingt es ihnen. Als Lehrer und Prediger sind in den Dörfern Chinesen angestellt, meist junge, gut gebildete Leute.

Im Norden der Insel wirkt eine canadische presbyterianische Missionsgesellschaft.

Die Katholiken haben ihre fünf Stationen ausschließlich im Süden unter den Pepo-hwan, bei welchen die christliche Kirche einen bei Weitem leichtern Eingang finden soll, als unter den nüchternen Chinesen.

In die Berge zu den sogenannten Wilden sind die Missionäre noch nicht vorgedrungen; auch dürfte es ihnen schwer fallen, für ihre erhabenen Lehren dort Anhang zu finden, denn die Wilden haben so gut wie gar keine religiösen Begriffe: sie wissen nichts von einem höhern Wesen, einem Schöpfer und Lenker der Menschen, nichts von einem Jenseits; ihre Mißgeschicke und Unglücksfälle schreiben sie bösen Geistern zu, die sich in der Luft, im Walde und im Wasser aufhalten, und denen, um sie zu beschwichtigen, täglich etwas Speise und Trank geopfert werden muß. Tempel, Götzenbilder, Priester oder Zauberer sind mir nirgends zu Gesicht gekommen. Als Aerzte könnten sich die Missionäre übrigens

[1]) Ganz neuerdings sind die Baracken der chinesischen Truppen auf Formosa (es sind wohl die im Süden gemeint) von den Wilden niedergebrannt worden (s. L'Exploration, Nouvelles 8, p. 93), so daß die Ruhe nicht lange gewährt hat. Red.

durch einige geschickte Curen bei ihnen Eingang verschaffen, denn von der Heilkunst scheinen sie einige Begriffe zu haben; doch glaube ich kaum, daß es einem gelingen wird, ohne Samshu (Reisbranntwein) und Betel einen Wilden zum Christenthum zu bekehren.

Was die schon zu Presbyterianern gemachten Chinesen und Malayen anlangt, so will ich nicht erörtern, ob sie wirkliche oder nur Scheinchristen sind; musterhaft eifrige Beter sind sie jedenfalls. Nur sollten sie, meine ich, in ihren Andachtstunden das schauerliche, Mark und Bein durchdringende Gekreisch und Gequake lassen, das sie „Singen" nennen; denn man fühlt sich immer tief beleidigt, wenn man eine solche Betgesellschaft einen bekannten Choral herschreien hört und dabei das vollkommen gerechtfertigte spöttische Lächeln auf den Gesichtern der Nichtchristen sieht, denen dieser abscheuliche Singsang gleichfalls nicht zusagt. Die Missionäre hätten sie doch lieber nicht singen lehren sollen.

Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage.

III.

W. K. Am 15. August war die ganze Expedition wieder in der Discovery-Bay vereinigt; denn auch die „Alert" war bereits dort eingetroffen und Capitän Nares war eben im Begriff gewesen, mit derselben die letzten Kranken von der Polaris-Bay abzuholen, da er den Entschluß gefaßt hatte, noch in diesem Jahre nach England zurückzukehren. Seine Gründe hierfür kann man nur billigen, selbst wenn man seine Ueberzeugung nicht theilt, daß es an diesem Punkte niemals möglich sein werde, zu Schiff eine höhere Breite zu erreichen. Für 1876 war jedenfalls noch keine wesentliche Aenderung der Eisverhältnisse zu erwarten, und es blieb mithin auch für dieses Jahr nur durch Schlittenexpeditionen eine Ausdehnung der Erforschungen zu hoffen. Da aber für solche die Schwierigkeiten dieselben blieben wie im Jahre 1875, so konnte man kaum hoffen mehr zu erreichen, während es andererseits sogar zweifelhaft war, ob die durch die Krankheit angegriffenen Leute überhaupt nur ebensoviel würden leisten können wie im vorigen Jahre. So lebhaftes Bedauern ihm gerade das Aufgeben der grönländischen Erforschungen einflößte, konnte es Nares bei den gemachten Erfahrungen doch nicht mit seiner Pflicht vereinbaren, ein paar Meilen Küste zu Liebe abermals Menschenleben aufs Spiel zu setzen.

Daß die „Alert" bis zur Discovery-Bay wieder eine schwierige Fahrt gehabt hatte, kann uns um so weniger Wunder nehmen, als sie diesmal unmittelbar nach dem Aufbrechen des Polareises stattfinden mußte. Am 26. Juli hatte sie ihr Winterquartier verlassen und erst am 10. August traf sie bei der „Discovery" ein. Von hier konnten die beiden Schiffe erst am 20. August fortkommen, weil ein anhaltender Nordwind den Lady-Franklin-Sund so mit Polareis angefüllt hatte, daß dadurch der Ausgang aus dem Winterhafen gesperrt war; dagegen war weiterhin der Kennedy-Canal offen und blieb es, wie sich später zeigte, bis Cap Lawrence. Capitän Nares machte hier die Bemerkung, wie der Lady-Franklin-Sund vollkommen als Eisfang dient und die südlicheren Theile des Smith-Sundes von den schweren Polarschollen freihält, ähnlich wie die Wassersäcke bei Gasleitungen oder die Sandfänge bei Canalisationsröhren die Leitungen selbst offen erhalten. Fast alles Eis, was durch Nordwinde in den Smith-Sund geführt wird, treibt in den Lady-Franklin-Sund und bei Südwestwind aus diesem wieder den Robeson-Canal hinauf, so daß erheblichere Massen nur dann durch den Kennedy-Canal nach Süden gelangen, wenn der Nordwind so anhaltend weht, daß schließlich kein Eis mehr in jener Bucht Platz findet. Man wird sich ferner erinnern, daß bereits im Anfang Juni das Hall-Becken bei der Polaris-Bay aufgebrochen war, daß aber erst am 20. Juli sich das Polareis in der Nähe der „Alert" rührte, mithin in der Zwischenzeit aus dem Kennedy-Canal Eis nach Süden treiben mußte, ehe überhaupt solches von Norden hinzukommen konnte. Berücksichtigt man nun hierzu, was wir bereits über die drei Canäle des Smith-Sundes weiter oben gesagt haben, so wird man uns zugeben, daß der Ausdruck „drei chronisch verstopfte Flaschenhälse" weder in der Theorie [1]) noch in der thatsächlichen Erfahrung eine Stütze findet.

Jenseit Cap Lawrence traf man in der Rawlings-Bay die ersten Eisberge wieder, während nördlich davon weder in den Canälen noch im offenen Polarmeere solche beobachtet worden waren. Capitän Nares warnt mit Recht davor, daraus etwa den Schluß zu ziehen, daß weiter im Norden kein Land sein könne; verschiedene Umstände sind einer größern Entwickelung von Gletschern in den höchsten Breiten hinderlich. Gletscherbildung hängt von dem Ueberschuß des Niederschlags über Verdunstung und Sommerthauen ab und ist in kalten Ländern da am größten, wo warme Strömungen hohe Küsten bespülen und die reichlich verdunstende Feuchtigkeit sofort auf den letzteren niedergeschlagen wird. Dagegen trägt der Schnee, der in wärmeren Zonen allein die Gletscher bildet, im Norden wenig dazu bei, weil die vom Aequator kommenden Winde, namentlich wenn sie über größere Ländermassen gegangen sind, schon in südlicheren Breiten bei der ersten Berührung mit kalten Luftschichten die meiste Feuchtigkeit abgeben; der verhältnißmäßig wenige Schnee aber, der wirklich fällt, thaut im Sommer zum größten Theil, wenn nicht ganz, weg und verdunstet. Dieser Theorie entspricht denn auch die Wahrnehmung, daß schon an der Nordküste des Grant-Landes kein Gletscher bis an das Meer reicht und daher auch keine Eisberge von sich abstoßen kann. Noch weiter im Norden ist aber der Schneefall wahrscheinlich noch geringer.

Von der Rawlings-Bay an, wo der Smith-Sund breiter wird, wurde auch die Fahrt wiederum schwieriger; als schwierigster Punkt der ganzen Strecke galt aber Cap Frazer, weil nach Beobachtungen der „Polaris" die Ansicht herrschte, daß dort die Fluthwellen von Norden und Süden zusammenfließen und deshalb eine Menge Eis aufstauen müßten. Das Factum, daß einige Meilen nördlich davon die Fluthwelle von Norden, südlich davon aber von Süden kam, fand Nares bestätigt, ohne daß jedoch die Schifffahrt darum schwieriger gewesen wäre als überhaupt im Treibeis. Aus letzterm kam man am 3. September in der Höhe von Cap Hawks ganz heraus, und die Fahrt wäre nun leicht gewor-

[1]) S. Nares' Bemerkung S. 140, Anm. 1.

den, wenn sich nicht bei dem vollkommen stillen Wetter schon so starkes Jungeis gebildet hätte, daß die Schiffe selbst bei vollem Dampfe oft darin stecken blieben. Dabei ging der Kohlenvorrath so stark auf die Neige, daß die unangenehme Befürchtung sehr nahe lag, nochmals und zwar in einer Gegend einzufrieren, wo nicht einmal Neues zu erforschen blieb. Am 10. September jedoch gelangte man bei Cap Victoria in einen Canal, der ohne Unterbrechung ins offene Wasser führte; bei Cap Sabine war nur noch von der Mastspitze aus Eis zu sehen, der Smith-Canal war offen, nichts stand der Heimkehr der muthigen Entdecker mehr im Wege. Am 25. erreichten sie Disco, ohne auf dem ganzen Wege dahin mehr als einmal einen kleinen Streifen Eises erblickt zu haben, und nachdem sie durch die Freundlichkeit des dänischen Gouverneurs hier und in Egedesminde mit neuem Kohlenvorrath versehen waren, konnten sie ohne weitern Aufenthalt direct auf die heimathlichen Gestade lossteuern. — Man hat die englische Expedition wohl als gescheitert, ihre Resultate als geringfügige angesehen; wir selbst haben das Ergebniß als ein mehr negatives bezeichnet und das ist es auch, wenn man nur die Erreichung des Pols und die Thatsache im Auge hat, daß sie da kein Land gefunden hat, wo man nach der Angabe von Mitgliedern der Polarisexpedition solches erwarten konnte. Andererseits ist aber doch der Nachweis, daß der Smith-Sund bei Cap Union sein Ende hat und in ein jedenfalls nach Nordwesten zu sich weit ausdehnendes Polarmeer führt, auch ein recht positives Ergebniß, ganz abgesehen von den wissenschaftlichen Sammlungen und Aufzeichnungen, die mit besseren Mitteln als je zuvor in diesen Breiten angestellt und, was bis jetzt selten gelang, auch glücklich nach Haus gebracht sind. Von weit größerer Bedeutung würden freilich auch die wirklich gewonnenen Entdeckungen sein, wenn es Capitän Nares gelungen wäre, bessere Stützen für seine Vermuthung beizubringen, daß Grönland nicht viel weiter als bis 83° nördl. Br. reiche; aber bis jetzt ist dieselbe, wie er selbst bemerkt [1], „merely a theoretical statement" und wird nicht mehr, wenn er auch hinzufügt: „but I am not led to this belief by the common plan of drawing in fancy coast lines." Wir bedauern es, daß er in seiner Hypothese noch weiter geht und bis zum Pole hin nördlich von Amerika nur ein Meer annimmt, welches niemals schiffbar sein werde.

Weyprecht bemerkt sehr richtig [2], daß schon mancher Entdecker ohne alle Schwierigkeit über Stellen fortgefahren ist, wo sein Vorgänger eine Eismauer traf, die er für die Ewigkeit gebaut erklärte, und auch wir sind der Ansicht, daß man besser thäte, dasjenige Bild der Polarzone abzuwarten, wie es die thatsächliche Erforschung uns dereinst liefern mag, und daß diese letztere erst dann und an den Stellen definitiv aufzugeben sei, wo wirklich unumstößlich nachgewiesen ist, daß kein Weiterkommen denkbar ist. Das ist aber unserer Meinung nach bis jetzt noch nirgends geschehen.

Hypothesen können dagegen, wenn sie Einfluß gewinnen, nur Nachtheile erzeugen; denn entweder erlahmen sie überhaupt das Interesse des großen Publicums an der Erforschung der Polargebiete oder tragen zur Vernachlässigung von Routen bei, deren Unzweckmäßigkeit noch lange nicht bewiesen ist. Es kann gar kein Zweifel sein, daß weder die wenigen Data der Engländer, die jetzt hinzugekommen sind, noch sonstige frühere Beobachtungen auch nur ganz im Allgemeinen die Entscheidung der Frage gestatten, ob die unbekannte Region mehr Land oder Wasser oder „fast nur letzteres" enthalte, von einer etwaigen Lage oder Gestalt des erstern ganz zu geschweigen.

[1] Vortr. in der Londoner Geogr. Ges. vom 12. December 1876.
[2] Petermann's Mitthl. 1876, S. 458.

Daß das Nordwärtsgehen der Vögel und Meerbewohner nichts für weitere Entfernungen beweist, ist schon erwähnt worden; um aber aus meteorologischen und geophysikalischen Erscheinungen, wie Stärke, Richtung, Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Winde, Schnelligkeit und Richtung von Strömungen mit Rücksicht auf die Masse von Wasser oder Eis, die sie mit sich führen, sowie aus der Beschaffenheit des Eises Wahrscheinliches zu folgern, dazu müßten uns ganz andere und umfangreichere Beobachtungen zu Gebote stehen als es bis jetzt der Fall ist. Wir können überhaupt aus zukünftigen Entdeckungen über die Vertheilung von Land und Wasser und deren Verhältnisse eher eine Erklärung mancher meteorologischen und geophysikalischen Erscheinungen erwarten als umgekehrt. Noch weniger Anspruch auf Berücksichtigung haben schließlich diejenigen anticipirenden Entdeckungsversuche, die sich auf mehr oder minder ansprechende Theorien über die Morphologie der gesammten Erdoberfläche stützen [1]).

Leider befinden wir uns hierin wiederum mit Herrn Dr. Petermann in Widerspruch, welcher auch jetzt noch seine Annahme aufrecht erhält, daß Grönland sich bis zum Pol, ja bis zur Berings-Straße erstrecke, und darauf hin sogar Urtheile über die einzuschlagende Route abgiebt. Er scheint es als wesentlich zu betrachten, daß diese Hypothese seit 30 Jahren noch nicht widerlegt ist; nun, wir möchten ihn doch daran erinnern, wie schnell seine Hypothese über den Kennedy-Canal, die in seiner Karte der arktischen Regionen [2]) veranschaulicht ist, durch die Thatsachen widerlegt wurde; sie kam eben zu früh in das Licht der Forschung. Daß aber die Beobachtungen der englischen Expedition eine weite nördliche Ausdehnung Grönlands noch bestätigen sollen, glauben wir in allen einzelnen Punkten widerlegen zu können.

Wir finden zunächst [3]) die Behauptung, daß, wenn Grönland nicht weiter nach Norden reichte als bis 83°, so hätte das Polareis am Ausgange des Smith-Sundes an der Nord- und Ostküste Grönlands fortgetrieben werden müssen, zumal ein förmlicher Westpassat geweht hätte. Wir haben diesen förmlichen Passat nur als eine auffallende Erscheinung der Wintermonate angeführt gefunden [4]), in denen das Eis festlag und überhaupt kein Wind Einfluß haben konnte, im Herbst dagegen und zwar noch kurz, bevor Nares den Smith-Sund verließ, wechselten Nord- und Südwestwinde mit sehr starken Nordwinden ab [5]). Die starke Pressung, welche die nördliche Schlittenexpedition vorfand, zu erklären, hält Capitän Nares, der doch auch etwas vom Eismeere versteht, vor der Hand noch nicht für möglich; aber will man selbst eine im Osten vorliegende Landbarriere als Grund dafür anführen, so genügt doch dazu, wie ein Blick auf die Karte zeigt, schon ein Nordwärtsgehen Grönlands etwa bis zu 84°; auf keinen Fall giebt das einen Grund dafür ab, die Ausdehnung Grönlands bis zum Pole anzunehmen. Nun führt aber Capitän Nares doch ausdrücklich an [6]), daß, so lange das Eis in Bewegung war, eine westöstliche Trift desselben wahrzunehmen war, und auch die Beobachtungen an der

[1]) Z. B. Hauslab's Theorie von einer den kreisförmigen Mondbergen ähnlichen Bildung auf der Erde, woraus er die Annahme herleitet, daß am Pole kein Land zu erwarten sei.
[2]) Mitthl. 1865, Taf. 5.
[3]) Mitthl. 1876, S. 471.
[4]) S. S. 153.
[5]) S. S. 142.
[6]) Rede in der Lond. Geogr. Ges., 12. Dec. 1876. „Near Floeberg Beach for a short three months of summer it moved towards the eastward with spring tides of an estimated speed of about one mile a day but more slowly during the neaptides."

Nordküste des Grant-Lands lassen auf eine solche schließen; natürlich kann sie nicht sehr wirksam sein, da nur drei Monate wirklicher Sommer ist, und das Eis konnte nicht ganz wegtreiben, weil neues hinterherkam. Warum führt Herr Dr. Petermann nicht auch solche gegen ihn sprechende Beobachtungen an, die einem mit dem Eismeere vertrauten Manne, wie Capitän Nares, gerade die entgegengesetzte Ueberzeugung einflößten, nämlich daß diese Eistrift mit der ostgrönländischen identisch sei?

Herr Dr. Petermann meint, das an der Ostküste Grönlands beobachtete Eis sei ganz anderes und viel leichteres als das von Nares gesehene, zwischen beiden könne kein Zusammenhang stattfinden, und er unterscheidet daher zwischen einem Packeis-Meer nördlich von Grant-Land und einem Treibeis-Meer östlich von Grönland als zwei durch Länder getrennten Meeren [1]) vollkommen willkürlich. Nares hegt, wie man aus seiner Rede ersehen kann, nicht den geringsten Zweifel [2]), daß die Schollen, welche die „Hansa" vernichteten, aus dem von ihm entdeckten Meere stammten, und allerdings muß man doch berücksichtigen, daß die kleineren Schollen, wo sie an der Ostküste Grönlands bis jetzt beobachtet wurden, schon mehrere Grade südlicher getrieben sind. Das Polareis, was man südlich des Smith-Canals in der Baffins-Bay antrifft, hat auch nicht mehr denselben schweren Charakter wie das nördlich vom Smith-Sund vorgefundene. Dazu kommt noch, daß man wahrscheinlich noch eine zweite Strömung mit bedeutend leichterm Eise anzunehmen hat, welche von Nordosten kommend und an der Nordseite Spitzbergens vorüberfließend sich mit jener an der Ostküste Grönlands vereinigt (dieselbe, mit deren Treibeis Parry kämpfte), so daß man also an der Ostküste Grönlands unter 80° nördl. Br. eine aus leichterm und schwererm Eise gemischte Trift vor sich hätte. So wenig man aber diese Ansicht bis jetzt als genügend begründet hinstellen kann, ebensowenig ist Herrn Petermann's Ansicht so außer allem Zweifel, wie er anzunehmen scheint.

„Auch die geringe Meerestiefe von nur 72 Faden," fährt Herr Petermann fort [3]), „welche die englische Expedition an ihrem nördlichsten Punkte in 83° 20′ nördl. Br. fand, spricht für die Nähe von Land." Man ist zwar durchaus nicht gezwungen, sich dieser Ansicht anzuschließen, da uns nichts hindert, wohl aber Mancherlei berechtigt, darin die Bestätigung eines theoretisch behaupteten seichten Polarmeeres zu erblicken; aber selbst wenn man es zugäbe, was ist damit für die Petermann'sche Theorie bewiesen? Da nur eine Lothung vorliegt, könnte das Land immer noch eine kleine Insel sein und ebensogut im Westen wie im Norden oder Osten liegen. Endlich ist Nähe zwar ein sehr relativer Begriff; doch müssen wir wohl annehmen, daß ein Land gemeint sei, was näher als das 6 Meilen (Cap Hecla) entfernte Grant-Land läge, denn sonst würde doch dieses die genügende Erklärung abgeben. Gäbe es aber wirklich ein solches, so hätte es doch wohl von Aldrich an dem Tage gesehen werden müssen, wo er von einem 2000 Fuß hohen 5 Meilen nördlich von der „Alert" gelegenen Berge aus das 15 Meilen entfernte Cap Britannia im Nordosten erblickte. Einen weitern Beweis findet Herr Dr. Petermann in den Wanderungen grönländischer Eskimos. Es kommen nämlich fast jährlich zu den Niederlassungen civilisirterer Eskimos an der Südspitze Grönlands, die unter dänischer Verwaltung stehen, kleine Trupps wilder Eskimos an der Ostküste herab und gehen auch auf demselben Wege wieder fort. Diese Eskimos, meint Herr Petermann [1]), müßten „an den Gestaden eines weit gestreckten Grönlands aus Asien hergekommen sein," denn „Eskimo-Spuren hat man im Robeson-Canal nur bis 81° 52′ nördl. Br. entdeckt, folglich können die Eskimos Ostgrönlands nicht um Cap Britannia herum eingewandert sein." Das soll also heißen, man könne von der West- nach der Ostküste Grönlands nicht mitten durch das Land gelangen. Nares, der die Eskimo-Spuren ganz genau hat beobachten lassen, macht darauf aufmerksam [2]), daß jene Eskimos aussagten, daß ihnen an der Westküste Grönlands der Weg durch Gletscher versperrt gewesen sei und dies deute auf den Humboldt-Gletscher; er kommt nach allen Erwägungen zu der Ansicht, daß diese Eskimos an der Küste von Grinnell- und Grant-Land bis Cap Beechey aufwärts wandern und von da nach Cap Lupton übersetzen [3]). Offenbar sind Herrn Dr. Petermann diese Auseinandersetzungen Nares' entgangen, da er andern Falles diese hierfür wichtigste Autorität sicherlich angeführt und widerlegt hätte.

Schließlich wird von Herrn Dr. Petermann, wie schon erwähnt, das „paläokrystische Meer" als ein Beweis angesehen, daß wir es mit einem vollkommen oder doch beinahe vollkommen von Land umschlossenen Meere zu thun haben. Hiergegen muß es schon zunächst überraschen, daß Nares, von dem doch die ganze Theorie eines paläokrystischen Meeres hauptsächlich ausgeht, wohl ein solches, aber trotzdem eine nördlichere Ausdehnung Grönlands gerade nicht annimmt. Das „paläokrystische Meer" oder das „Meer ewigen Eises" ist bis jetzt immer nur noch eine Theorie, und da dieser Ausdruck schon jetzt ein unverstandenes Schlagwort zu werden droht, ist hier wohl ein Wort darüber am Platze, um anzudeuten, was man sich eigentlich darunter vorzustellen hat. Mehr als eine Andeutung kann es freilich nicht sein, da man leider erst seit Kurzem, namentlich während der ebenfalls von Nares commandirten Challenger-Expedition, angefangen hat, über die Structur und Genesis der schwersten Schollen eingehendere Messungen und Beobachtungen anzustellen.

Die zuletzt genannte Expedition traf schon an der Grenze der Südpolarzone Eisberge (man müßte eigentlich richtiger Schollenberge sagen), die mit einer approximativen Dicke von 1400 Fuß [4]) zuweilen eine Ausdehnung von $1/2$ deutsche Meile in der Länge und $1/4$ deutsche Meile in der Breite verbanden; ihre Oberfläche war eben und an der Außenseite zeigten sich in nach unten zu immer mehr abnehmendem Abstande parallele Streifen, für welche man in der Gletscherbildung keine analoge Entstehungsart finden konnte. Auch die Abwesenheit irgend einer Spur von Erde oder Steinen schien diese Annahme auszuschließen, und es blieb nur die andere, daß man kolossale Schollen vor sich habe. Wie konnten nun solche entstehen?

Da Eis ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß bei einer gewissen durchaus nicht übermäßigen Dicke desselben, die dann von der mittlern Jahrestemperatur abhängen würde, der Winterfrost durch dasselbe hindurch keine Wirkung mehr hervorbringe [5]). Dar-

---

[1]) Mitthl. 1876, S. 471 unten und Taf. 24.

[2]) Ebensowenig Koldewey (Hamburg. Geogr. Ges., Sitzung vom 7. Dec. 1876) und Weyprecht (Mitthl. 1876, S. 458).

[3]) Mitthl. 1876, S. 471.

[1]) Mitthl. 1877, S. 28 oben.

[2]) Londoner Geogr. Ges., Sitzung vom 12. December 1876 und ebenso in seinem Bericht.

[3]) „All the facts collected by our numerous observers lead me to conclude, that the wanderers crossed Robeson Channel from Cape Beechey to Cape Lupton, where the Polaris Expedition discovered their traces." (Nares' Bericht.)

[4]) Wenn man nämlich annimmt, daß $1/7$ der Dicke über Wasser sei, genau läßt sich das nicht feststellen, weil die unteren Lagen wahrscheinlich specifisch schwerer sind.

[5]) Hayes fand im Smith-Sunde keine durch directen Frost gebildete Schollen, die stärker als 18 Fuß gewesen wären.

über hinaus kann es nur noch auf seiner Oberfläche an Dicke zunehmen und zwar durch den Schnee, wenn er, wie Nares für den Südpol annimmt, im Sommer gar nicht oder nur theilweise weg thaut; jeder Winter fügt eine neue Schicht zu den alten hinzu und vermehrt den Druck, der auf den darunterliegenden lastet und sie in festes Eis verwandelt. Auch diese Bildung kann indessen nicht in infinitum fortgehen, wenn man auch noch nicht bestimmt sagen kann, welche Ursachen ihr Halt gebieten. Der englische Naturforscher Wyville Thomson, der wissenschaftliche Leiter der Challenger-Expedition, meint [1]), daß die Pressung in den unteren Schichten Wärme entwickele und somit das Eis sich von unten her selber zerstöre; vielleicht ist jedoch die Annahme richtiger, daß es allmälig durch seine zunehmende Schwere in wärmere Wasserschichten taucht, welche es fortwaschen, oder beide Ursachen wirken vereint. Auf jeden Fall muß diese Bildung in einer großen Ausdehnung, vielleicht an flache Küsten sich anlehnend, Jahrzehnte wo nicht Jahrhunderte lang ungehindert fortdauern; nur dann und wann brechen in jedem Winter einzelne Schollen los, die dann nach Norden treiben und uns von jenem Eisfelde Kunde geben. Giebt es wirklich ein solches ausgedehntes, den Ort nicht wechselndes, vielleicht nur in größeren Abständen von Sprüngen durchzogenes und sich stets in sich selbst erneuerndes Eisfeld [2]), so würde man dieses im eigentlichsten Sinne „paläokrystisches Meer“ nennen müssen. So würde man aber auch in weiterm Sinne ein Meer nennen können, in dem Jahr aus Jahr ein, gleichviel auf welche Weise sie dahin gelangt sind, so viele paläokrystische Schollen sich befinden, daß sie die Schifffahrt unmöglich machen.

Will man nun die Theorie eines paläokrystischen Urfeldes auch für das Südpolargebiet gelten lassen, so kann man dieselbe nicht ohne Weiteres auch auf den Nordpol übertragen. Es ist zweifellos, daß in der Südpolarzone, der überwiegenden Wassermasse entsprechend, ein sehr großer Niederschlag in Gestalt von Schnee stattfindet, während derselbe am Nordpol, wie wir sahen, sehr gering ist und im Sommer thaut und theilweise verdunstet; und durch vielfache Messungen ist außerdem constatirt, daß die Durchschnittstemperatur des Wassers und der Luft in entsprechenden Breiten am Nordpol viel höher ist als am Südpol.

Solchen veränderten Bedingungen entspricht die Structur der nördlichen Schollenberge, die keine Jahresringe zeigten, eine geringere Flächenausdehnung hatten und noch nicht $^1/_{10}$ so dick waren wie die südpolaren. Das hindert indessen noch nicht, auch für sie eine ähnliche Entwickelung anzunehmen wie für jene, zumal sie ebenfalls eine ebene Oberfläche zeigten; nur ist hier das Maximum der Dicke durch die physikalischen Verhältnisse augenscheinlich sehr eingeschränkt.

Nimmt man nun mit Dr. A. Petermann an, daß Grönland sich bis zur Beringstraße erstrecke, so hätte man allerdings zwischen diesem und Nordamerika ein fast ganz geschlossenes Polarbecken, welches die Bildung paläokrystischen Eises außerordentlich begünstigen müßte; dieses Becken müßte dann aber, auch wenn nur ein Theil davon die ursprüngliche Bildungsstätte des Eises wäre, im Laufe der Jahre durch die von dem Urfelde wegtreibenden Schollen vollständig vollgepfropft sein, denn es hätte, wie Herr Petermann selbst sagt, und wie die Beobachtungen an der Beringstraße, dem Smith-Sunde und den Canälen des nordamerikanischen Archipels beweisen, keine Abzugswege, die zu der siebenmonatlichen Neubildung des Eises in irgend entsprechendem Verhältnisse ständen. Da die paläokrystischen Schollen am Nordpol nicht viel über 80 Fuß dick zu werden scheinen und selbst dann durch die Gezeiten, den Schmelzproceß und andere Wirkungen zerbrochen und durch Stürme über einander getrieben werden können, so könnte man sich wohl vorstellen, daß während der drei Sommermonate hier und da offene Stellen entstehen könnten; keinesfalls könnte man jedoch in diesem Meere eine constante Eistrift annehmen. Eine solche ist aber an der Nordküste des Grant-Landes nicht nur direct von der englischen Expedition beobachtet [1]), sondern sie wird auch durch das nördlich vom Smith-Sunde gefundene Treibholz [2]), so wenig es auch war, außer allen Zweifel gesetzt; denn ein Theil des Treibholzes war jung und die geringste Entfernung, von der es möglicherweise hatte kommen können, nämlich vom Ausfluß des Mackenzie, beträgt über 300 Meilen.

Die nothwendige Fortsetzung dieser westöstlichen Trift kann man sich kaum anders denken als an der Ostküste Grönlands entlang, und es ist durchaus kein Widerspruch, daß sie offenbar sehr wenig, die östgrönländische Strömung aber sehr viel Treibholz mit sich führt. Das Treibholz der letztern erklärt sich zur Genüge aus der schon erwähnten [3]), von Nordosten kommenden, wahrscheinlich das Holz sibirischer Flüsse führenden Strömung, die ja auch Herr Petermann annimmt.

Da mithin alle im Obigen angestellten Erwägungen eher gegen die Petermann'sche Hypothese als dafür sprechen, so ergiebt sich auch für die Bedeutung der Smith-Sund-Route ein neues Moment, welches man den schon angeführten hinzufügen muß.

Angesichts der Nachrichten über eine neue englische Nordpolarexpedition hat nämlich Herr Petermann abermals die Eigenschaften aller Routen gegen einander abgewogen, wobei er zu einem Resultate kommt, dem wir bis auf die Smith-Sund- und Grönland-Route im Ganzen beistimmen. Die Beringstraße kommt schon ihrer weiten Entfernung und der damit verbundenen Kostspieligkeit halber höchstens für die Amerikaner in Betracht und bietet, wie die Vernichtung einer ganzen Walfischfängerflotte bei Cap Barrow im vorigen Jahre zeigte, nicht geringere Gefahren als die übrigen. Hinsichtlich des offenen Meeres zwischen Grönland und Nowaja Semlja ist es das unbestreitbare Verdienst Dr. Petermann's, zuerst auf die temperirenden Wirkungen des Golfstroms aufmerksam gemacht zu haben. Daß dieselben aber so weit gehen sollten, nördlich von Sibirien ein weites offenes Polarmeer (die fabelhafte Polynia) hervorzubringen, das werden wir so lange für eine außerordentliche Ueberschätzung halten, bis dafür bessere Beweise als bisher erbracht werden [4]).

---

[1]) „Nature“ Nr. 370 und 371.

[2]) Vielleicht war die Eismauer, die 1842 den berühmten James Clarke Roß in 78° Br. aufhielt, die Grenze desselben.

---

[1]) S. S. 155. — [2]) Die auch sonst noch wichtige Stelle aus Nares' Bericht lautet wörtlich: „Die wenigen sämmtlich der Föhren- oder Fichtengattung angehörigen Stücke Treibholz, die wir an den Küsten des Polarmeeres fanden, waren augenscheinlich von Westen her zu ihrem Fundorte getrieben. Ein Stück fand man ½ Meile vom Lande auf der Oberfläche des Eises selbst liegend, den Rest an der Küste in verschiedenen Höhen über dem Meeresspiegel bis zu 150'; das erstere war vollkommen frisch mit wohlerhaltener Rinde, das letztere sehr alt, in allen Stadien der Verwitterung und gewöhnlich in dem Schlamme ausgetrockneter alter Teiche gebettet, welche sichtlich durch die Hebung des Landes entstanden waren.“

Es verdient hier darauf hingewiesen zu werden, daß i. J. 1874 die Petermann'schen Mittheilungen von ungenanntem Verfasser einen Aufsatz brachten (S. 162), welcher aus Anlaß des schon von der Hall'schen Expedition gesammelten Treibholzes die Ueberschrift führt: „Das offene Polarmeer bestätigt durch das Treibholz an der Nordwestküste von Grönland;“ jetzt soll dasselbe Meer ein für alle Zeiten unschiffbares, paläokrystisches sein!

[3]) S. S. 173.

[4]) Bekanntlich kamen die Entdeckungsreisenden des sibirischen Eismeers, wie namentlich Wrangell, zu der entgegengesetzten Meinung; ebenso auch Payer.

Herr Petermann ist zwar auch heute noch von einer 1400 nautischen Meilen langen Polynia zwischen dem Taimyr-Fluß und Cap Jakan überzeugt [1], und diese Ueberzeugung ist es eben hauptsächlich, die ihn zwingt, seine Hypothese von einer Theilung des gesammten Polarbeckens in zwei Hälften durch ein bis zur Beringstraße verlängertes Grönland nicht fallen zu lassen, weil er nur so ein offenes Meer auf der einen Hälfte und das schwerste Polareis auf der andern erklären zu können meint. Wir sind jedoch der Meinung, daß man genöthigt ist, sich über ein so großes noch fast gar nicht bekanntes Gebiet überhaupt einer Ueberzeugung so lange zu enthalten, bis über dasselbe zahlreichere Thatsachen vorliegen.

Daß jedoch die Wirkungen des Golfstroms und seiner Verzweigungen wirklich sehr weit hinauf reichen, scheinen neuerdings die von Payer in Franz-Joseph-Land gemachten Beobachtungen von Neuem bewiesen zu haben. Schon Anfang April fing dort der Sund an aufzubrechen und zeigten sich zahlreiche Zugvögel, während das Eis im Robeson-Canal erst Anfang Juni aufbrach und die Wandervögel noch später eintrafen. Ganz besonders ist aber die außerordentlich entwickelte Gletscherbildung im Franz-Joseph-Lande auffallend [2] und führt zu der Vermuthung, daß das frühe Aufbrechen des Eises kein zufälliges war, sondern einer warmen durch den Sund aufwärts gehenden Strömung zu danken ist. Nares möchte daher mit Recht die Forschung auf dieses Gebiet gelenkt wissen, und es wäre wohl ohne Frage das empfehlenswertheste Ziel einer neuen Expedition, wenn es nicht so schwer zu erreichen wäre. Der Grund hierfür ist derart, daß er überhaupt gegen jede Route im Eismeere spricht, die nicht an einer sich nordwärts erstreckenden Küste entlang führt. Im offenen Meere werden eben die Schiffe, wie es die unzähligen Beispiele beweisen, allzu leicht von Packeis eingeschlossen, dem sie, wenn sie nicht gar vernichtet werden, willenlos folgen müssen, wohin es durch Wind und Strömungen getrieben wird. Wagen kann man die Fahrt im offenen Meere natürlich nichtsdestoweniger, und die kühnen Forscher Weyprecht und Payer erboten sich gleich nach ihrer Rückkehr sofort zu einer neuen Expedition nach Franz-Joseph-Land; aber zuvörderst hält auch Payer [3] und ebenso Herr Petermann [4] eine Bevorzugung der Küsten für gerathen, an denen man, wie die englische Expedition wiederum zeigte, fast allein hoffen kann einer entgegenkommenden Eistrift gelegentlich auszuweichen. Somit bleiben also noch die Routen durch den Smith-Sund und an der Ostküste Grönlands. Die erstere hält Herr Petermann schlankweg für „abgethan“ [5]. Wer an seinen Hypothesen Geschmack findet, wird also nur für die zweite plaidiren können; wer aber Nares, Koldewey, Weyprecht und so manche andere Autorität auch für einigermaßen urtheilsfähig hält, dem wird ein Blick auf die Karte zeigen, daß der Smith-Sund vor der ostgrönländischen Küste eventuell sogar den Vorzug verdient. Im Smith-Sund kann man mit relativer Sicherheit bis zu 82° nördl. Br. gelangen, was an der grönländischen Küste noch nicht möglich gewesen und jedenfalls sehr schwierig ist [6], wenn das von Nares entdeckte Polarmeer wirklich längs derselben seinen Abfluß hat; denn die entgegenkommende Strömung würde je mehr nach Norden desto schwereres Eis führen; sie würde ferner ein im Eise eingeschlossenes Schiff nur

[1] Mitthl. 1877, S. 25.

[2] S. die Ausführungen S. 171.

[3] „Athenäum“, 1877, Nr. 2572.

[4] Mitthl. 1877, S. 24 unten.

[5] Ebenda.

[6] Koldewey, der dort am weitesten nach Norden gelangte und aus Erfahrung spricht, hält die Fahrt an der ostgrönländischen Küste auf jeden Fall für schwieriger als die im Smith-Sunde. (Hamburg. Geogr. Gesellschaft, Sitzung vom 7. December 1876.)

nach Süden führen können, während sie ein nördlich vom Smith-Sund in demselben Falle befindliches um die Nordküste Grönlands herumführen müßte und also auch dann noch neue Entdeckungen verspräche. Sollte aber schließlich die Strömung soviel paläokrystisches Eis führen, daß man niemals hoffen könnte an irgend einer Stelle einen Durchbruch zu erzwingen, so müßte man für die ostgrönländische Küste dasselbe annehmen, wenn dort ein Schiff bis zu derselben Breite wie die „Alert“ im Smith-Sunde aufwärts gedrungen wäre.

Hinsichtlich des paläokrystischen Meeres haben wir Capitän Nares dahin verstanden, daß er ein solches zwar erreicht zu haben meint, aber in der weitern Bedeutung [1] von einem Meere, welches so viel paläokrystische Schollen führt, daß die Schifffahrt darin unmöglich wird. Wir fürchten fast vermessen zu erscheinen, wenn wir dem einzigen und sehr competenten Beobachter jener Eisverhältnisse gegenüber eine andere Möglichkeit in Frage stellen. Auch kann man sich nicht verhehlen, daß schon durch die bis jetzt constatirte nördliche Ausdehnung Grönlands gerade an der Mündung des Robeson-Canals eine weite Bucht gebildet wird, die durch die westöstliche Eistrift einer steten Vollfüllung mit deren Schollen ausgesetzt ist. Aber schließlich liegen uns doch für alle jene Verhältnisse erst einmalige Beobachtungen vor, und um sie als dauernde anzuerkennen, darf man wohl mindestens noch eine Wiederholung der letzteren verlangen; nur zu oft schon haben selbst ausgezeichnete Entdecker eine Route im Eismeere für unpassirbar erklärt, welche nach Jahren die entgegengesetzte Eigenschaft beanspruchen durfte.

So viel steht fest, daß jede Route, welche man auch vorschlagen mag, so außerordentliche Schwierigkeiten bietet [2], daß man die gerade jetzt wieder zahlreicher denn je auftretenden Zweifel an der Erreichbarkeit des Poles mit unseren jetzigen Mitteln nicht ganz unberechtigt finden kann. Es ist ferner mit Recht bemerkt worden, daß selbst mit einer einmaligen Erreichung des Pols noch sehr wenig gethan sei; den immerhin schätzenswerthen Ehrgeiz, nur dieses Ziel zu erreichen, kann man wohl mit dem ähnlichen vergleichen, bisher für unersteiglich gehaltene Berge zu erklimmen. Der Wissenschaft ist aber nur mit einer Aufklärung der gesammten Polarzone gedient, und es ist deshalb zuerst, wenn wir nicht irren, von Weyprecht der sehr vernünftige Vorschlag gemacht, dieselbe auf eine systematische, die pecuniäre und persönliche Opferwilligkeit nicht so sehr erschöpfende Weise zu fördern. Sein Project ist identisch mit den von uns bereits angeführten [3] Vorschlägen der deutschen Reichscommission, und wer sich über die wahre Unzahl von wissenschaftlichen Fragen, die ihrer Lösung auf den vorgeschlagenen Stationen mit Sicherheit entgegen gehen würden, unterrichten will, dem können wir nur empfehlen, dieselben einer eingehendern Kenntnißnahme zu würdigen [4].

Gerade für Preußen respective Deutschland ist dieses Project um so beherzigenswerther, als unsere Regierung, welcher gegenüber den so mannigfachen Anforderungen für wissenschaftliche Zwecke verhältnißmäßig sehr geringe Summen zur Verfügung stehen, immer darauf bedacht sein muß, sie gerecht zu vertheilen und auch wirklich nutzbringend an-

[1] S. die Ausführungen S. 174.

[2] Wir sehen dabei ganz von der kurzen Dauer der für die Schifffahrt nutzbaren Jahreszeit ab, weil die noch immer vorhandenen Anhänger der Hypothese von einem „weiten, offenen Polarmeere“ diese Schwierigkeit als nicht vorhanden bezeichnen würden.

[3] S. Globus Bd. XXX, S. 336.

[4] Abgedruckt in „Leopoldina“, amtliches Organ der Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinisch-Deutschen Akademie der Naturforscher 1876, Nr. 2 bis 6, und in den Mitthl. der Geogr. Ges. in Wien 1876, Nr. 5 bis 9.

zulegen. Sie scheint daher mit Recht keine Neigung zu haben für Nordpolarexpeditionen, die in der bisher üblichen Weise projectirt sind, erhebliche Summen zu verausgaben, könnte aber vielleicht für das neue durch wissenschaftliche Autoritäten unterstützte Project günstiger gestimmt sein. Auch von der Privatunterstützung läßt sich bei uns augenblicklich nur wenig erwarten, und ein neuer Mißerfolg würde sie wahrscheinlich vollständig lahmlegen. Wir wollen daher gern selbst die Gefahr auf uns nehmen, von Seiten des Herrn Dr. Petermann noch eine unliebenswürdigere Beurtheilung zu erfahren als in seiner Bemerkung liegt [1]), daß „diejenigen, welche sich angeblich für das Weyprecht'sche Project interessiren, sich auf eitle Phrasen beschränken", wenn es uns nur gelungen ist durch unsere Ausführungen die Zweckmäßigkeit desselben dargelegt zu haben. Zu solchem Wagnisse ermuthigt uns noch die soeben einlaufende Nachricht, daß dem amerikanischen Repräsentantenhause am 8. Januar dieses Jahres eine Bill vorgelegt wurde, die Regierung möge eine oder mehrere Nordpolarexpeditionen aussenden und an der Küste des Lady-Franklin-Sundes oder in dessen Nähe eine zeitweilige Forschungsstation errichten [1]).

Wie man sieht, hat sich der Gedanke vorgeschobener wissenschaftlicher Forschungsstationen an sich nun auch in Amerika Anhänger erworben, wie er deren in Oesterreich, Deutschland, England und Schweden bereits zählt. Daß weiter auch in der Gleichzeitigkeit der Aussendung und in der Wahl der Punkte eine Uebereinstimmung zu erzielen sein könnte, darf man um so mehr hoffen, als neuerdings bereits eine praktischere Seite der arktischen Frage, nämlich die Regelung der Thranthierjagd, die Nothwendigkeit internationaler Vereinbarungen dargethan hat.

[1]) Mitthl. 1877, S. 28.

[1]) To establish a temporary colony, for purposes of exploration, at some point north of the eighty-first degree of north latitude, on or near the shore of Lady Franklin Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Neueste Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Der australische Continent ist jetzt, nach den neuesten Reisen im Westen, im Großen und Ganzen erforscht. Es bleiben nur noch die zwischen den Reiserouten liegenden Strecken und Winkel für specielle Erforschung übrig, und auch hier räumt der unermüdliche Eifer der Australier emsig auf. Wir haben heute wieder über folgende Entdeckungen in Kürze zu berichten.

An der Ostküste der Colonie Queensland wurde ein nördlich von Cainarina Point in die Trinity-Bay (zwischen 16⁰ und 17⁰ südl. Br.) einmündender, bisher unbekannter Fluß aufgefunden, welcher bis zum ansteigenden Gebirge für größere Fahrzeuge schiffbar ist.

Den Westen von Queensland erforschte eine Expedition unter Führung von Mr. Hodgkinson, welche Ende October vorigen Jahres zurückkehrte. Man schlug vom Cloncurry-Flusse (Zufluß des in den Carpentaria-Golf mündenden Flinders) aus, an dessen Ufern neuerdings ein lohnendes Goldfeld aufgefunden wurde, eine südliche Richtung ein und verfolgte den bisher nur in seinem obersten Laufe bekannten Diamantina oder Müller Creek bis zu seinem Einflusse in den Lake Eyre in 27⁰ 20′ südl. Br. und 137⁰ östl. L. v. Gr., also bis weit auf südaustralisches Gebiet. Die Rückreise ging an der noch völlig unbekannten Westgrenze von Queensland, dem 138. Grade von Greenwich, hinauf. Der Herbert-Fluß (1861 von Landsborough entdeckt), dessen Quellen in 17⁰ südl. Br. wenige Miles von der westlichen Grenze von Queensland liegen, berührt zunächst auf eine kurze Strecke südaustralisches Gebiet, läuft aber bald wieder nach Queensland zurück. Man entdeckte nun, daß dieser nicht unbedeutende Fluß in einen großen Fluß einmündet, welchen Hodgkinson den „Mulligan River" zu Ehren der Queensland Northeastern Exploring Expedition benannte. Der Mulligan verläßt das Gebiet von Queensland in 26⁰ südl. Br. und tritt dann in Südaustralien ein. Das von ihm durchflossene Land ist vorzüglicher als das dem Diamantina vorliegende. Viele Seen finden sich vor und Saltbush (Atriplex nummularia) und ausgezeichnete Weidegegenden sind häufig. An seiner westlichen Seite ziehen sich Sandsteinhöhen entlang, welche Hodgkinson nach dem jetzigen Gouverneur von Queensland „Cairns Ranges" taufte. Mineralien und namentlich Gold, welchem man besonders nachspürte, wurden nicht entdeckt. Ungefähr 150 Miles vom Diamantina stieß man an einem See auf einen Stamm der Eingeborenen, welcher in Häusern mit Strohdächern wohnte und einen gewissen Grad von Civilisation, wie er sonst unter den australischen Wilden selten ist, verrieth. Auf der weitern Rückreise fand man am Leichhardt-Flusse, der in den Carpentaria-Golf mündet, einen neuen Hafen auf, welcher für das Cloncurry-Goldfeld von großer Bedeutung sein wird.

In Westaustralien war es der Squatter John Brockman, welcher eine Ueberlandreise mit einer Herde Vieh am Murchison-Flusse, der in 27⁰ 40′ südl. Br. und 114⁰ 11′ östl. L. v. Gr. in den Ocean mündet, nach der Nickol-Bay (in 20⁰ 40′ südl. Br. und 117⁰ 15′ östl. L. v. Gr.) unternahm und dabei bisher unbekannte Gegenden passirte. Er ist des Lobes voll über das ausgedehnte treffliche Weideland und das reichliche Wasser, welches er entdeckte. Auch fand er, namentlich am Henry River, reiche Kupfer- und Bleierze sowie auch Krystalle, welche den Sydney-Diamanten gleichen sollen. Einheimische Melonen, Yams, Feigen und wilden Taback gab es in Menge. Die Eingeborenen, wilde, barbarisch aussehende Gesellen, legten die größte Feindschaft an den Tag, und man mußte einmal in der Nähe des Lyons-Flusses scharf auf sie schießen, um sich ihrer zu erwehren.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

V.

Die Religionen Chinas.

China besitzt neben der Staatsreligion, deren aus alter Zeit überlieferte Satzungen Confucius (Kong-fu-tze) um die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts sammelte, reinigte, ordnete und erweiterte, noch als geduldete Glaubensbekenntnisse den Taoïsmus, welchen des Confucius Zeitgenosse Lo-kwan stiftete, den Buddhismus, welcher 55 Jahre vor unserer Zeitrechnung eingeführt wurde, den Islam (s. oben S. 167) und das Christenthum, dessen erste sichere Spuren bis in das Jahr 638 n. Chr. zurückreichen. — Die philosophische Anschauung der Chinesen von der Welt ist nun, daß es eine Urkraft und einen Urstoff gebe, welche nicht gesondert existiren, sondern sich gegenseitig durchdringen. Zur Erscheinung kommt diese Durchdringung vor Allem in dem sichtbaren Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, welchem auch, freilich nur sinnbildlich, geistige Eigenschaften beigelegt werden. Ist der Himmel die in den Urstoff eingegangene Urkraft, so entspricht die Erde dem von der Urkraft durchdrungenen Urstoffe und genießt demnach geringere Verehrung. Himmel und Erde sind dann naturgemäß Vater und Mutter aller Dinge. Mit solchem Systeme vermag sich natürlich der Sinn des gemeinen Volkes nicht zu befreunden, und so findet man bei diesem eine starke Verehrung guter und böser Geister sowie der Ahnen, welche als Schutzmächte der Familien betrachtet werden, wie denn überhaupt die Pietät ein hervorragender Zug im Charakter der Chinesen ist. Vom Kaiser herab bis zu den mäßig wohlhabenden Leuten hat jeder Chinese einen Saal, eine Halle oder sonst einen Raum, wo seine Ahnentafeln stehen; dieses Gemach, wo den Abgeschiedenen Schälchen mit Reis und Thee hingestellt und Sandelholz verbrannt wird, ist die einzige Art von Heiligthum, welche diese Staatsreligion kennt. Nur uneigentlich spricht man in ihr von Tempeln und ebensowenig kennt sie Götterbilder, Priester und heilige Festzeiten. Was man Tempel nennt, sind mehr Erinnerungshallen an bedeutende und gelehrte Männer, wie namentlich Confucius. Die Opfer vollzieht jeder Einzelne selbst, indem er Sandelholz verbrennt und Reis und Thee aufstellt; nur für den Staat hat sie der Kaiser in Peking zu bringen, während ihn zu gleicher Zeit im ganzen Lande der jedesmalige höchste Beamte, gleichviel welchen Ranges er sei, vertritt. Das hindert letzteren aber nicht, für gewöhnlich dem Buddhismus anzuhängen.

Verfolgt man die breite Straße, welche in genau nordsüdlicher Richtung vom Thore Tsiön-men an die Chinesenstadt durchschneidet, so erreicht man kurz vor dem südlichen Thore linker Hand Tien-tan oder den Tempel des Himmels, der im Jahre 1420 errichtet worden ist. Ihm gegenüber, rechter Hand, liegt Siën-nung-tan oder der Tempel des Ackerbaues. Der Zutritt zu beiden, wie zu sämmtlichen kaiserlichen Gebäuden, ist schwer. Von Einwohnern Pekings haben dort nur wenige Einlaß gefunden, weil solche erstlich kein Verlangen danach tragen und weil sie von Haus aus jeden kaiserlichen Ort als etwas Heiliges, Unnahbares betrachten, so daß die Behörden vor einen verbotenen Eingang keine bewaffneten Wächter zu stellen brauchen wie in Europa. Der Europäer umgekehrt hält jede Thür, vor welcher er

Altar im Tempel des Himmels zu Peking. (Nach einer Photographie.)

keinen Posten sieht, für zugänglich; naht er sich aber, so schließen sich vor ihm die Thorflügel. Denn so ist die Weisung. Verzagen braucht er darum nicht; denn meist giebt man ihm zu verstehen, daß sich in der Hintermauer wohl ein Loch zum Durchschlüpfen finden werde, und daß für ein paar Cigarren und einen Silberdollar selbst der Obergärtner gern ein Auge zudrücke. Die Weisung von oben ist dann jedenfalls befolgt, die Verantwortlichkeit gewahrt. Im politischen Verkehre soll es ebenso sein: Löcher und Umwege finden sich stets, und wer sie zu benutzen versteht, kommt damit rascher zum Ziele, als wer hartnäckig vorn an das Hauptthor klopft, daß man ihm öffne.

In der südwestlichen Ecke der an 5 Kilometer langen Umfassungsmauer hat der Nordwind außen und innen große Haufen von Staub zusammengeweht, und die Deckziegeln der Mauer fehlen dort, so daß man dieselbe leicht übersteigen kann. Vor sich erblickt man dann einen mit zwei Baumreihen, rechts Akazien, links Cypressen und Fichten, bepflanzten großen Weg, welcher zu einem Parke führt, der die zweite Umfriedigung des Tempels rings umgiebt. Dieser Park enthält auch ein von Gräben umgebenes Absteigehaus für den Kaiser, worin er die Nacht vor den großen Opfern (Ta-sze), welche am frühen Morgen stattfinden, zubringt. Hat man auf Marmorpfaden den Park und einen steinernen Porticus durchschritten, so befindet man sich vor dem riesigen kreisrunden Altar, welcher aus drei nach oben sich verjüngenden ganz aus Marmor erbauten Absätzen besteht, deren unterster 120 Fuß Durchmesser hat. Drei Treppen von

Das Täfelchen im Tempel des Confucius. (Nach einer Photographie.)

je neun Stufen führen auf die oberste Terrasse, welche ebenso wie die übrigen von einem Geländer von weißem Marmor umgeben ist und in der Mitte den eigentlichen Opferstein trägt. Diese ganze Anlage ist so ausgedehnt und die Bäume ringsum sind so schön, so groß und so geschickt vertheilt, daß man von der Höhe des Altars nichts sieht als den unermeßlichen blauen Himmel. Ein einziges Gebäude, welches einen Thronsaal enthält, liegt in der Nähe; wie um es weniger auffallend zu machen, ist sein spitzes Dach mit blauglasirten Ziegeln gedeckt. Unweit davon befinden sich auch die Ställe für die Opferthiere, meist schöne schwarze Stiere, Schafe und Schweine, sowie ein riesiger Ofen mit einer steinernen Seitentreppe, wo die Brandopfer dargebracht werden. Dreierlei Art sind die Opfer, welche der Kaiser zu bringen hat: die großen (Ta-sze) für den Himmel, die Erde, die kaiserlichen Ahnen und die Götter des Landes und des Getreides; die mittleren (Tschung-sze) für Sonne, Mond, alle früheren Kaiser, den Confucius, für Si-nung und Sin-tsan, die Begründer des Ackerbaues und der Seidenweberei, und die Geister des Himmels, der Erde und des verflossenen Jahres; und die kleinen (Sea'u-sze) für die Sterne, Wolken, Regen, Winde, Donner, für unzählige todte Staatsmänner, Gelehrte, für die fünf Berge, die vier Meere u. s. w. Beim Opfer für den Himmel trägt der Kaiser ein himmelblaues, mit Sternen bedecktes Gewand, bei dem für die Erde, welche einen viereckigen Altar hat, ein gelbes; opfert er der Sonne, ein rothes, dem Monde, ein fahles. Vor den großen Opfern müssen alle Theilnehmer, die höchsten Beamten, drei Tage fasten und eine Zeit lang sich geistig und körperlich reinigen, d. h. keine Verbrecher aburtheilen, keine Feste feiern, keinen Kranken besuchen und keinen Todten betrauern, sich auch gewisser Getränke und Speisen enthalten. — Die Opfer-

handlungen selbst bestehen in Verbeugungen, Niederknien u. s. w. Hat der Kaiser diese vollzogen und Räucherwerk verbrannt, so legt er ein Stück Atlas, auf welches er alle seine guten und bösen Thaten während des Jahres geschrieben hat, nebst einer Spende an Wein auf den Altar, kniet zum Beten nieder, nimmt dann den Wein, spendet ihn und liest nun mit leiser Stimme oder bloß mit den Augen die Schrift ab; kommt er an ein Versehen, so bezeugt er Reue über dasselbe, gelobt, sich zu bessern und bittet den Himmel dazu um Beistand. Nach der Verlesung wird die Schrift, nachdem noch Dank- und Bittgebete stattgefunden, in ein Gefäß gethan und zu Asche verbrannt. (Plath.)

Drei Bücher sind es, in denen Kong-fu-tze die von den Vorfahren überkommene Weisheit zusammenfaßte und welche später seine Schüler und die Gelehrten Chinas auslegten, commentirten und mit Erläuterungen versahen; das wurden die heiligen Schriften Chinas, und auf sie gründete sich die gesammte Weltanschauung und die Lebensweisheit des Einzelnen wie des Staatswesens. Es sind der I-king, welcher das Wesen der Natur behandelt, aber so dunkel abgefaßt ist, daß ein volles Verständniß unmöglich erscheint; der Schu-king, die älteste Geschichte des Landes in sich begreifend, und der Schi-king, dessen Inhalt sowohl aus Sittengedichten wie aus lyrischen Liedern besteht und uns durch Rückert zugänglich gemacht worden ist (1833). — Fast jeder größere Ort in China und noch mehr in Japan besitzt eine dem Andenken des Nationalphilosophen und der Pflege der Wissenschaft geweihte Erinnerungshalle (oder Tempel). In Peking liegt dieselbe im nördlichen Theile der Stadt. Ueber dem Hauptaltare daselbst prangt eine lackirte Platte mit der goldenen Aufschrift: „Wan-sche-sche-piao" (der Herr und Leiter der zehntausend Welten). Darunter umschließt ein offenes Tabernakel ein Täfelchen, welches den Namen des Philosophen trägt und ihn gleichsam personificirt; vor demselben steht ein langer Tisch mit einer Räucherpfanne und zwei Leuchtern. Im Tempelhofe, welcher übrigens zum großen Aergerniß namentlich der japanischen Besucher schlecht unterhalten wird, finden sich rechts vom Eingange lange, schmale Steine, in welche Lobsprüche verschiedener Kaiser auf den Weisen eingegraben sind. Wie hoch die Nachkommen desselben noch heutigen Tages nach mehr als 2400 Jahren von dem chinesischen Volke geachtet werden und wie das Familienhaupt fast kaiserliche Ehren genießt, wurde unlängst in diesen Blättern geschildert (vergl. Ein Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai. Bd. XXVIII, S. 283).

Der Staatsreligion, wie wir sie oben kurz dargelegt, entstanden alsbald Nebenbuhler, und zwar der erste in dem Taoismus, eine mystische Weltanschauung und Religion, deren Stifter, Lo-tze oder Lo-kwan, des Confucius' Zeitgenosse, war. Das „Tao" oder „To" dieser Lehre ist das absolute, das unbedingte Sein und entspricht der Urkraft des Confucius. „Alle sichtbaren Dinge — lehrt Lo-kwan — sind nur Ausflüsse dieses To. Ehe dieselben entstanden waren, gab es ein großes Durcheinander. Nur To schwebte über dieser endlosen Leere und Stille. To ist unermeßlich, still, unbeweglich und doch beständig thätig, die Mutter des All. Ich weiß nicht, wie das Wesen zu nennen ist, aber ich bezeichne es durch das Wort To. To hat die Eins hervorgebracht, die Eins die Zwei, die Zwei wieder die Drei und die Drei dann alle Dinge. Alle guten Wesen kehren in To zurück; die schlechten aber müssen die Leiden und Schmerzen der Seelenwanderung durchmachen. Der Weg zum Zurückfluß in To besteht in Stille, Abkehr von der Welt und Unterdrückung aller Leidenschaften. Der vollkommene Mensch lebt in der Welt ruhig und still; nur in Betreff des Glückes der Menschheit lebt er in Unruhe." (Plath.)

Die Forderung der Abkehr von der Welt führte naturgemäß die Anhänger dieser Lehre zunächst zum Einsiedlerleben, und als sich in ihnen allmälig eine Scheu vor der Rückkehr in das To, d. h. vor dem Tode, ausbildete, suchten dieselben durch allerlei leibliche und geistige Uebungen ihr Leben zu verlängern und legten sich namentlich im dritten und vierten vorchristlichen Jahrhundert auf die Erfindung eines Unsterblichkeitstrankes. Des Unsinns wurde mit der Zeit mehr und mehr: man suchte sich unsichtbar zu machen oder sich in Thiere, Pflanzen oder leblose Dinge zu verwandeln, man bevölkerte Himmel und Erde mit Göttern und Geistern, glaubte an Kobolde und Thiere, die sich in Menschengestalt verwandeln könnten, trieb allerlei Unwesen mit Talismanen u. s. w.

Der Taoismus hat denn auch, abweichend von der Staatsreligion, eine eigene Priesterkaste, die sich schon äußerlich durch ihr graues oder schwarzes Gewand und einen Haarknoten statt des Zopfes auszeichnet und unter dem Tscheong-tiën-sze in der Provinz Kiang-si steht. Es ist das eine Art Fleischwerdung des Tscheong, eines mit wunderbaren Fähigkeiten begabten taoistischen Zauberers, welcher vor länger als einem Jahrtausend von einem Kaiser der Tang-Dynastie zu hohen Ehren erhoben worden war. Alle seine Nachfolger gehören seiner Familie an und müssen ihre Würdigkeit durch Zauberkünste erweisen. Beim Volke, das ihre Talismane theuer bezahlt, stehen sie überall, Peking vielleicht ausgenommen, in hohem Ansehen und Gunst, und selbst die Regierung hat ihnen insoweit Einfluß auf die Staatsreligion gestattet, als ihnen die Feststellung des Kalenders und der glücklichen wie unglücklichen Tage in demselben obliegt. Die eigentlichen Priester dieser Religion (Tao-sze) leben als Junggesellen in Klöstern und besorgen von dort aus den Schutz der betreffenden Ortschaften gegen die bösen Geister. Außerdem giebt es noch Priester untergeordneten Ranges, welche sich verheirathen und bei ihren Angehörigen wohnen dürfen.

Auf Formosa.

Ethnographische Wanderungen von Paul Ibis.

III.

Streifzüge in Süd-Formosa: Aufbruch von Ta-kao. — Tang-kang. — Pong-liau. — Die Küste zwischen Pong-liau und Long-kiau. — Der Stamm Pilám. — Bei den Sapréк. — Der Weg ins Territorium der Sapréк. — Empfangsceremonien. — Das Gastmahl beim Taurang. — Long-kiau. — Das japanische Lager. — Ausflug zu den Sabari und an die Ostküste. — Der Taurang Issek und Tschutok. — Der Ort, wo die gestrandeten Japanesen von den Wilden ermordet wurden. — Eine Hirschjagd. — Tour ins Territorium des Stammes Sutang. — Das Steinthor.

Nachdem ich in Ta-kao, wo ich landete, einige sichere Erkundigungen über die Insel eingezogen, faßte ich den Plan, zuerst Süd-Formosa zu durchstreifen. Long-kiau, das damals leicht zu erreichen war, bot einen guten Ausgangspunkt dazu.

Dank der bereitwilligen Hülfe eines deutschen Kaufmanns, Herrn Mannich, dessen offenherzige Gastfreundschaft ich während meines Aufenthalts in Ta-kao genoß, waren die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise bald vollendet. Herr Mannich, der selbst Touren ins Innere gemacht, nahm den lebhaftesten Antheil an meinem Unternehmen und war mir mit seinen praktischen Rathschlägen von unschätzbarem Werth, besonders in der wichtigsten Frage, der Wahl der Geschenke, welche mir bei den Eingeborenen Eingang verschaffen sollten. Da ich mein Gepäck möglichst beschränkte, so brauchte ich nur zwei Kuli als Packträger (Pferde oder Esel giebt es hier nicht); beide waren mir von einem Missionär als zuverlässige Burschen empfohlen und bewährten sich in der That als solche. Zudem sprach einer von ihnen etwas Englisch, so daß er mir unter Chinesen als Dolmetscher dienen konnte, und der andere erwies sich als ein ganz leidlicher Koch. Freilich mußte es ihnen Geheimniß bleiben, daß ich von Long-kiau aus und auf dem Wege dahin die so gefürchteten Kalé (Wilden) zu besuchen beabsichtigte; sonst wären sie mir schwerlich gefolgt.

Am 23. Januar verließ ich Ta-kao. Die erste Nacht brachte ich im Missionshause in Tang-kang zu, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, von denen sich der dritte Theil ausschließlich mit Fischfang beschäftigt. Der Fischfang ist an der ganzen Südwestküste überaus ergiebig und versieht nicht nur die Bevölkerung der Insel mit Nahrung, sondern unterhält auch einen ziemlich lebhaften Handel mit Amoy und Swatow. Hunderte von Dschunken und Katamarans (seetüchtige Flöße aus Bambus, mit Rudern und Grassegeln versehen) bedecken an ruhigen Tagen das Meer, und Tausende von Menschen sieht man am Ufer mit dem Reinigen, Einpacken, Salzen und Trocknen der Fische beschäftigt; den Gestank, den solche Plätze ausathmen, spürt man schon meilenweit.

Etwas ganz Eigenthümliches, was Tang-kang besitzt, ist der Umstand, daß die Häuser hier zum größten Theil aus Bambus geflochten sind, obgleich es hier in den Nächten doch recht kühl ist. Das kommt aber daher, daß die Stadt jährlich bei der Ueberschwemmung des Flusses der Gefahr ausgesetzt ist, weggespült zu werden; der Chinese, der das weiß, richtet sich denn auch danach ein und baut sich kein Steingebäude, das ihm im nächsten Jahre ebenso leicht zerstört werden kann wie das billigste Bambushäuschen.

In Tang-kang erreichte uns das fatale Gerücht von einem frechen Morde, den die Kalé auf dem Wege nach Long-kiau an einigen chinesischen Soldaten verübt, was sich weiterhin als wahr bestätigte. Meine Leute, die die Sache sehr ernst aufnahmen, gingen nur ungern weiter, und als ich nach zwei Tagen in Pong-liau, einem Fischerdorf oder, wenn man will, einer Stadt von 5000 Einwohnern ankam, wo mit dem Flachlande die chinesische Macht ihr Ende hat, so schwand ihnen völlig der Muth; ein wenig Strenge, mehr aber ihr festes Vertrauen auf die Vortrefflichkeit meines Doppelläufers und Revolvers, brachte sie indeß auf die Beine.

Hinter Pong-liau verändert sich schnell der Charakter der Gegend: die blühenden Felder und schattigen Gärten verschwinden, und mit dem letzten Laute aus Pong-liau, mit dem letzten armseligen Kartoffelfelde am Wege hören alle Anzeichen menschlichen Lebens und Treibens auf, und eine drückende Ruhe umgiebt den Wanderer; die wildzerrissenen, mit verworrenem Gestrüpp bedeckten Bergketten drängen sich immer näher und näher ans Ufer, bis sie sich endlich schroff aus dem Meere erheben; der Weg, ein kaum sichtbarer Fußpfad, schmiegt sich bald ans Wasser, verschwindet in Sand und Geröll, bald läuft er schroff bergauf und bergunter.

Zwischen Pong-liau und Long-kiau liegen nur drei kleine Fischerdörfer; es sind: Lam-sió, etwas südlicher Tsche-tong-ká und in 22° 11′ nördl. Br. Hong-kong. Die wenigen chinesischen Einwohner dieser Dörfer werden von den Eingeborenen geduldet, weil sie ihnen als Lieferanten von Waffen, Munition, Kleidern, Taback, Branntwein und allerhand Schmucksachen unentbehrlich sind. Neue Anlagen sollen indeß nicht zugelassen werden. Ein alter ehrwürdiger Chinese im Dorfe Hong-kong, unter dessen Dache ich übernachtete, erzählte mir aus eigener Erfahrung folgendes Beispiel dazu: Noch als junger unternehmungslustiger Mann, und theilweise auch von der Noth getrieben, faßte er den Plan, sich zwischen Hong-kong und Long-kiau anzusiedeln, wo er sich bald und leicht zu bereichern hoffte. Der benachbarte Stamm der Eingeborenen hatte nichts dagegen. Er baute sich also ruhig sein Haus, legte Felder und einen Garten an und, als er seine Verhältnisse mit den Kalé sicher genug glaubte, brachte er auch Weib und Kind hinüber. Eine Zeitlang ging es leidlich; und obgleich ihn die Wilden ziemlich hochmüthig behandelten und oft beim Handel gewaltsam übervortheilten, so war er doch klug genug, allen ernstlichen Zwist mit ihnen zu vermeiden; denn immerhin stand er sich hier in der eigenen Wirthschaft besser, als in der Ebene, wo er nichts besaß. Aber durch einen unglücklichen Handelspact, bei dem sich die Eingeborenen geprellt sahen oder glaubten, wandelte sich alles: erst wurden ihm Felder und Garten verwüstet, dann das Vieh geraubt, und als er sich noch immer nicht entfernte, das Haus bei Nacht überfallen und zerstört. Er selbst rettete sich und sein Kind mit genauer Noth, während sein Weib ein Opfer dieser Greuelthat wurde. Einige Ruinen, die ich hier und da am Wege sah, bestätigten die Wahrheit dieser Erzählung und zeigten zugleich, daß mein Gastwirth nicht allein diesen Versuch gemacht.

In Lam-sió traf ich die ersten Eingeborenen. Es

waren Männer und Frauen aus dem Stamme Pilám, die aus den Bergen herabgestiegen waren, um Schießpulver gegen Felle und Erdnüsse einzutauschen. Meine Freude bei ihrem Anblick war womöglich noch größer, als der Schreck meiner Begleiter, und sofort machte ich mich mit Taback, Betel und Samshu an sie, was allmälig ihre Schüchternheit beseitigte, so daß sie sich schließlich ruhig zeichnen ließen. Mit den Körpermessungen wollte es aber durchaus nicht gehen; der Tasterzirkel flößte ihnen solche Furcht ein, daß sie mir eilig davonliefen, sobald ich nur die Hand danach ausstreckte. Ich mußte ihn einpacken, um sie zu beruhigen und bei mir zu behalten. In der Folge richtete ich das anders ein: wollte ich nämlich einen Burschen messen, so stellte ich erst eine Schale Samshu, etwas Schießpulver oder sonst etwas Verlockendes neben mich und gab ihm zu verstehen, daß er alle die Dinge bekommen sollte, wenn er die Procedur ruhig aushielte; zögerte er dann noch immer, böse Zauberei befürchtend (was übrigens selten vorkam, denn Samshu ist eine zu gute Lockspeise), so versuchte ich ihm klar zu machen, daß ich Arzt sei und, um gute Medicin machen zu können, die Leute, denen ich helfen wolle, gut kennen, daher sie messen müsse; das half denn meistens. Vorsichtig begann ich dann die Procedur mit dem Bande, erst an Händen, Füßen und am Körper, dann am Kopf und zu allerletzt mit dem gefährlichen Zirkel, der trotz Samshu und Pulver doch manche in die Flucht trieb. Wie die Körpermessungen, mißlang hier

Dorf der Saprék.

auch mein Versuch, mit den Pilám ins Innere zu dringen; ihr Taurang (Häuptling) sei ein gar böser Mann, meinten sie, und ohne dessen Erlaubniß dürften sie keinen Fremden mit sich nehmen, welche Geschenke er auch versprechen möge. Die Erlaubniß abzuwarten hätte aber vier Tage geraubt, weshalb ich es für besser erachtete, meinen Weg nach Süden fortzusetzen.

Am folgenden Tage hatte ich denn auch besseres Glück. Im Dorfe Hong-kong begegnete ich nämlich Männern aus dem Stamme Saprêk, die, nachdem ich sie fleißig bewirthet, einwilligten, mich in ihr Dorf zu geleiten und ihrem Taurang als Bruder zu empfehlen; nur sollte ich dem Stamme ein Fest geben, wie es einem großen weißen Taurang anstehe, d. h. soviel Samshu und Betel mit mir nehmen, daß sich alle daran etwas zu gute thun könnten. Das war nicht schwer zu arrangiren, da der ganze Stamm nicht über 150 Köpfe zählt. Meine neuen Reisegefährten — etwa ein Dutzend an der Zahl — beluden sich daher mit so viel Schnaps in Kürbisflaschen, Blasen und mannshohen Bambusröhren, wie sie tragen konnten, und vorwärts ging es. Von meinen Leuten nahm ich nur den Dolmetscher mit, da einige von den Eingeborenen etwas Chinesisch sprachen.

Es war Mittag, als wir aufbrachen. Die wenigen Reisfelder, das japanische Lager [1]) und die letzte Hütte des Dorfes lagen bald hinter uns, und eine Meile landeinwärts umgab uns vollständige Wildniß. Die Berge und Ufer des Flusses, längs welcher unser Weg lief, deckte ununterbrochener, dichter Wald; tiefe Stille umgab uns, die nur dann

[1]) Die Japanesen hatten in Hong-kong einen Vorposten. Nach ihrem Abzug wurde das Lager mit 500 Mann chinesischer Soldaten besetzt und ausgebessert.

und wann durch den schrillen Schrei eines aufgescheuchten Vogels oder das monotone Gemurmel einer Cascade unterbrochen wurde. Einer dicht hinter dem Andern, schritten wir schweigend weiter auf dem schmalen Pfade, der sich bald durch das Dickicht wand, bald längs dem Flußufer oder durch Furthen lief. Nach etwa zwei Stunden machten meine Begleiter auf einer kleinen Wiese Halt. Einer von ihnen ließ einen lauten, gedehnten Pfiff hören, worauf entfernte Stimmen aus dem Busch antworteten; darauf vernahm man das Krachen dürrer Aeste, das Rascheln der Blätter und nahende Stimmen, bis das Gebüsch sich endlich theilte und einige weibliche Figuren ins Freie traten. Es waren die Weiber meiner Gefährten, welche hier versteckt die Rückkehr ihrer Gatten abwarteten, um ihnen ihre Bürde heimtragen zu helfen. Diese Fürsorge erwies sich durchaus nicht als überflüssig, denn jetzt ging der Weg direct bergan und zwar so steil, daß man sich stellenweise an den Baumzweigen halten mußte, um nicht zurückzurutschen. Mir und meinen Chinesen verging bald der Athem; meine Gefährten aber und ihre Frauen schritten leicht und rüstig, wie auf ebenem Felde, weiter, und lächelten nur, wenn ich mich erschöpft an einen Baumstamm lehnte, um Athem zu holen. Nachdem wir so mehr als anderthalb tausend Fuß hinaufgeklommen, überschritten wir endlich den Bergrücken, und vor oder besser unter uns lag ein enges, düsteres Thal, das Jagdgebiet der Saprêk. Dunkele scharfgezackte Berge schlossen es ein, und, soweit das Auge reichte, nichts als Wald; keine Hütte, keine Rauchsäule deutete auf das Dasein menschlicher Wesen, nur der Fluß, der sich, ein schmales Silberband, durch das Thalbett wand, brachte einige Abwechselung, einiges Leben in dieses ernste, unheimlich-stille Bild. Unser Weg neigte sich jetzt auf einige hundert Fuß langsam thalwärts und lief dann in horizontaler Richtung weiter, etwa 1000 Fuß über der Thalsohle. Gegen Abend wurde der Wald lichter; gefällte und angebrannte Baumstämme, noch glimmende Aschenhaufen am Wege und entferntes Hundegekläff deuteten auf die Nähe menschlicher Wesen. Endlich traten wir aus dem Walde auf eine große Lichtung, die bis ins Thal hinab reichte, und erblickten die wenigen, zerstreut von einander liegenden Hütten des Saprêk-Dorfes vor uns.

Beim Eingange in dasselbe machten meine Begleiter Halt. Ein Bambusstab wurde etwa 30 Schritt weit von mir aufgestellt, und mir ein Zeichen gegeben, auf dieses Ziel abzufeuern. Nachdem das geschehen und mein Schuß sich nach gehöriger Untersuchung als ein guter erwiesen, wurde ich mit einiger Feierlichkeit ins Dorf geführt. Diesen Probeschuß, den ich auch bei einigen anderen Stämmen thun mußte, kann ich mir nur dadurch erklären, daß die Saprêk, als ein Jägerstamm, den Mann eben nach seinen waidmännischen Verdiensten schätzen, also nur einen guten Schützen sich ebenbürtig halten. Hätte ich gefehlt, so wäre ich wohl schmählich ausgelacht und schwerlich vom Häuptling, dem besten Jäger und Krieger des Stammes, empfangen worden.

Alter Saprêk.

Quajan.

Auf dem Hofe der ersten Hütte hieß man mich auf einem Bänkchen Platz nehmen und auf den Taurang warten, der mich hier begrüßen sollte. Meine zwölf Begleiter und die übrigen Männer des Dorfes, die auf den Schuß herbeigeeilt waren, setzten sich im Halbkreis um mich her. Die Weiber schafften schnell ein großes Gefäß auf den Hof, und, nachdem sie es mit dem mitgebrachten Branntwein gefüllt, zogen sie sich in die Hütte zurück.

Bald kam auch der Taurang, ein Mann im mittlern Alter, von ziemlich unansehnlichem Aeußern, aber einem ungemein wichtigen, gespreizten Wesen. Die ganze stumme Gesellschaft wie auch mich nur eines flüchtigen Blickes würdigend, nahm er mir gegenüber auf dem für ihn bereitgestellten Sessel Platz. Ein Knabe, der ihm, ein gelbes an einen Pfeil befestigtes Fähnchen schwingend, vorangeschritten war, trat dann mit einer tiefen Verbeugung vor ihn und legte besagtes Fähnchen nebst einem grellbemalten Wachstuchköcher ihm zu Füßen. Auf einen flüchtigen Wink des Herrschers verschwand der Knabe in der Hütte. Niemand rührte sich jetzt, niemand sprach ein Wort; auf allen Gesichtern lag der Ausdruck tiefen Sinnens und feierlichen Ernstes: man erwartete die Begrüßungsceremonie. Je länger indeß diese Grabesstille dauerte, desto finsterer wurden die Züge des Häuptlings, und ich, den die Scene anfangs herzlich belustigt, begann meine Lage etwas unbehaglich zu finden. Denn augenscheinlich erwartete man von meiner Seite den ersten Schritt; wie ihn aber thun, ohne gegen die allem Anscheine nach so steife Etikette zu verstoßen? Ein wohlwollender Bursche half mir endlich aus der Verlegenheit, indem er mir zu verstehen gab, daß es Zeit sei, meine Geschenke dem Taurang darzubringen. Ich erhob mich daher und trat vor den

finstern Herrn, der streng-fragend seinen Blick auf mich richtete. Ein Stück gelber Seide, eine Kette und einige Reihen Glasperlen, die ich ihm auf die Knie legte, verscheuchten indeß die drohende Wolke von seiner Stirn; er erhob sich, legte seinen linken Arm auf meine rechte Schulter und bedeutete mich dasselbe zu thun, worauf man mir eine Schale Samshu reichte, die wir, abwechselnd einen Schluck thuend, bis auf den Grund ausleerten. Jetzt war ich der „Bruder" des Häuptlings, wie mir mein Dolmetscher auseinandersetzte, und die Empfangsceremonie hatte ihr Ende. Die stumme Gesellschaft hatte sich erhoben und machte sich wacker an das Gefäß mit Samshu, und bald fehlte auch mein würdiger Bruder nicht unter ihnen. Seine Gespreiztheit schwand allmälig, er wurde geschwätzig, lachte und schrie wie ein gemeiner Saprêk, und als er sich endlich bedenklich wankend entfernte, so machte er, allen Anstand vergessend, einen so abscheulichen Gebrauch von seiner Kehle, daß die Hunde im Dorfe aufheulten.

Mit Einbruch der Nacht wurde ich in das Tapau (Hütte) des Häuptlings geleitet, das in der Mitte des Dorfes liegt und sich vor den anderen Hütten nur durch etwas mehr Geräumigkeit auszeichnet. Das Würdezeichen des Taurangs, das Fähnchen im Köcher, wurde auf dem Wege dahin hoch in der Luft vor mir hergetragen. Auf dem Hofe des Tapau hatte sich das Volk schon zum Feste versammelt und plauderte heiter. Bei meinem Eintritt schwiegen die Gespräche, und Aller Gesichter nahmen plötzlich einen so feierlichen Ausdruck an, daß es mir Mühe kostete, mich des Lachens zu enthalten. An der Schwelle trat mir der Taurang entgegen, wie es schien in vollem Schmuck: er trug zwei Jacken, eine über der andern; die untere aus rothem Flanell und einfach mit gelber Schnur umsäumt, die obere von blauer Farbe, mit rothen Aufschlägen an den Aermeln und, außer verschiedenfarbigen Schnüren, an der Brust mit einigen Reihen japanischer Silbermünzen (10-Cent-Stücken) verziert. Zwei schwarze Schürzchen, welche, kaum die halbe Lende bedeckend, um die Hüften geschlagen waren, trugen dieselbe Verzierung. Das Haar war mit blauen Bändern, Perlen und Ketten zusammengefaßt, und am Halse sah man eine wahre Last von verschiedenfarbigen großen und kleinen Glasperlen. In den Ohrläppchen glitzerten runde mit Spiegelscherben incrustirte Pflöcke, an den Armen Silber- und Messingringe. Im Gegensatz zu dieser Ueberladung mit allem möglichen Tand waren seine Frau und seine Töchter, die mit ihm mich willkommen hießen, sehr einfach gekleidet. Außer runden Porcellanstücken in den Ohren, einer Perlenreihe am Halse und Armringen trugen sie keinen andern Zierrath. Das Haar war leicht am Nacken zusammengefaßt und kokett mit einem blau und weiß gestreiften Tuche umbunden, und das Costüm der hiesigen Chinesinnen, das sie mit einigen Abänderungen sich angeeignet, umzeichnete vortheilhaft ihre nicht schlechten Formen.

Alter Piláu.

Nachdem der Taurang mich ehrerbietig in das Haus geleitet und mir eine eigenhändig gestopfte Pfeife gereicht, wandte er sich mit einer langen Rede an die hier versammelten Männer, meist ehrwürdig aussehende Greise, worauf wieder Samshu getrunken werden mußte. Dann begab sich die ganze Gesellschaft in die zweite Abtheilung der Hütte, einen hohen weiten Raum, der durch das lustig-prasselnde Feuer auf dem Herd hinlänglich erleuchtet war. Auf dem Fußboden war aus Brettern eine Art Speisetisch hergestellt und mit dampfenden Schüsseln und Schalen beladen. Die Weiber ordneten noch dieses und jenes daran, schoben eine Anzahl niedriger (kaum 3 Zoll hoher) Bänkchen herbei und baten uns dann Platz zu nehmen. Der Häuptling wies mir an seiner Seite einen Sitz an, worauf sich auch die übrigen Gäste setzten, wie es mir vorkam, streng nach Alter und Würde. Als Allen Reis, Eßstäbchen und Samshu gereicht war, erhob sich der Wirth und Weintropfen um sich spritzend murmelte er etwas, wie ich später erfuhr, eine Beschwörung böser Geister; dasselbe geschah auch mit Reis. So lange ich an der Tafel saß, aß keiner der Anwesenden; Aller Aufmerksamkeit war auf die Bewirthung meiner Persönlichkeit gerichtet; erst als ich mich erhob, als man mir Thee und warmes Wasser zum Waschen der Hände und Ausspülen des Mundes gereicht, machten sie sich an Speise und Trank, und zwar mit beneidenswerthem Appetit. Ihr Tisch ist übrigens nicht ganz schlecht, wenigstens mundete er mir besser als der chinesische. Einige Gerichte, wie gesäuertes Hirschfleisch z. B., würden selbst einer europäischen Küche Ehre machen.

Nach der Mahlzeit ließ man auch die Jugend eintreten, die bis dahin geduldig auf dem Hofe gewartet. Das übrig gebliebene Samshu wurde herbeigeschafft und mit ihm kam Leben in die steife Gesellschaft. Die Unterhaltung wurde lauter und lauter, bis es schließlich keinen strengen Taurang mehr gab, keine würdevollen Greise oder bescheidene Jünglinge, sondern einfach lustige, ausgelassene Burschen. Spät nach Mitternacht ging der Haufe auseinander und ich legte mich, vollkommen zufrieden mit dem Tage, zu Ruhe; weder mein hartes Lager noch das Grunzen der Schweine, die nur durch eine Strohwand von mir getrennt waren, hinderte mich am Einschlafen.

Am andern Morgen besichtigte ich das Dorf und seine Umgebung, zeichnete einiges, sammelte Vocabeln des Saprêk-Dialektes, kurz, ging meinen gewöhnlichen Beschäftigungen nach. Als ich mich am Nachmittag vom Taurang und seiner Familie verabschiedete, wurde mir eine ausgezeichnete

Hirschkeule geschenkt, und da ich ein Gegengeschenk machte, so fügte man noch einen Sack gerösteter Erdnüsse hinzu. Mein Chinese, auf dessen Buckel das alles kam, bat mich inständigst, dem Kamshu-Geben (Schenken) ein Ende zu machen, da die Wilden ihm für jede Kleinigkeit einen neuen Sack aufbürden würden.

Einige junge Burschen begleiteten mich bis nach Hong-kong und, da es zu spät zur Heimkehr war, so blieben sie die Nacht über meine Gäste.

Das war mein erster Besuch bei den so „schrecklich wilden" Eingeborenen Formosas, die man, weiß Gott weshalb, selbst des Cannibalismus beschuldigt hat; und ich muß gestehen, sie machten auf mich einen bessern Eindruck, als manches andere Volk, das sich einer hohen Civilisation rühmt. Weder hier bei den Saprêk noch irgendwo anders, wo ich mich blindlings den Eingeborenen anvertraute, wurde von meinem Vertrauen zu ihnen der leiseste Mißbrauch gemacht. Ueberall trat man mir mit derselben offenen und ehrerbietigen Gastfreundschaft entgegen, und nie hatte ich Grund, mich über Frechheit oder Zudringlichkeit zu beklagen. Schwer war es nur anfangs ihr Vertrauen zu gewinnen und Zulaß zu ihnen zu erlangen, was übrigens ganz natürlich ist, wenn man ihre Stellung berücksichtigt und die bitteren Erfahrungen, die sie selbst und ihre Vorfahren im Verkehr mit den Chinesen gemacht haben; kein Wunder daher, daß sie jeden Fremden mit Mißtrauen betrachten.

Auf der Weiterreise hatte ich ein unerwartetes Zusammentreffen mit Leuten aus dem Stamme Quajau (oder Quai-hwan?), schmierigen, Verdacht erregenden Gesellen, die nach der Logik meiner Chinesen auf uns zu feuern beabsichtigten. Aus diesem Grunde warfen sie das Gepäck von sich, in der ernsten Absicht davonzulaufen; mein Revolver, vor dem sie fürchterlichen Respect hatten, hielt sie indeß davon zurück. Das Abenteuer endete damit, daß ich an der Lunte des nächsten Wilden meine Cigarre anzündete, jedem von ihnen eine Cigarrette in den Mund steckte und schließlich den einen abzeichnete.

Am 28. Januar traf ich in Long-kiau ein. Hier ist wieder gegen 20 Quadratmeilen fruchtbares Flachland (der westliche Theil der Südspitze), das ausschließlich von Chinesen bewohnt und cultivirt wird. Ihre Gesammtzahl schätzt man nach officiellen Angaben auf 10,000 Seelen. Unter den Dörfern ist Long-kiau in der Nähe des Meeres das bedeutendste und treibt einigen Handel mit Ta-kao und Taiwan-fu. In der Nähe dieses Dorfes haben die Chinesen drei Forts, deren Bau damals beendet wurde; zu einem vierten, in den Bergen, wurde der Grund gelegt, ob sie es vollendet haben und noch behaupten, kann ich nicht sagen. Der Ort sollte eine Besatzung von 4000 Mann bekommen; 2000 waren schon da. Das japanische Lager, das der chinesischen Regierung für theures Geld übergeben wurde, existirt nicht mehr; es wurde am Tage nach Abzug der Japanesen bis auf den Grund niedergebrannt, weil, wie mir ein Mandarin erklärte, die Gebäude zu schlecht und unbequem für chinesische Soldaten wären. Nun, meiner Meinung nach sind die chinesischen dicht aneinander gedrängten und von einer Mauer umgebenen Lehmhütten entschieden schlechter, als die luftigen und geräumigen Strohgebäude der Japanesen, wie ich sie im japanischen Lager bei Hong-kong sah. Ein chinesisches Lager oder Fort, wenn man so die von einer dicken Lehmmauer umschlossenen Baracken nennen will, ist gerade der Ort dazu, wo sich Fieber, Pocken und andere epidemische Krankheiten entwickeln müssen, besonders bei der faulen Lebensweise der Soldaten, die den lieben langen Tag in den beklemmenden Baracken bei der Opiumpfeife liegen oder Karten spielen.

Die meisten Einwohner von Long-kiau hatten nie zuvor einen Europäer gesehen; daher wurde ich allgemein als Japanese mit Freuden empfangen; denn diese haben durch das viele Kleingeld, das gegenwärtig in ganz Süd-Formosa in Umlauf ist, einen günstigen Eindruck bei dem Landvolke hinterlassen.

Es fiel mir in Long-kiau nicht leicht, der ängstlichen Wachsamkeit der Mandarinen zu entschlüpfen und einen Ausflug an das Ostufer zu machen. Denn diese Herren sind innerhalb ihres Wirkungskreises mit Hab und Gut für jeden Fremden verantwortlich, und was diese Verantwortlichkeit kosten kann, haben ihnen die Engländer verständlich genug gemacht.

Mit allen Mitteln, welche die Höflichkeit zuließ, wie z. B. Einladungen zum Diner und Ankündigungen von Visiten auf einige Tage voraus, suchten sie mich daher von weiteren Ausflügen abzuhalten; aber, wie gesagt, ich entschlüpfte ihnen den nächsten Morgen schon und zwar ohne jegliche Begleitung, ohne selbst meinen Leuten ein Wort davon zu sagen. Die Wege, welche die japanische Artillerie gebahnt, mußten mich schon irgendwo hinführen. Ich schlug also denjenigen ein, der mich am schnellsten in die Berge brachte, wo ich denn bald das Glück hatte, auf einige Jäger aus dem Stamm Sabari zu stoßen, die mich erstaunt als Dsipún (Japanese) begrüßten und gern in ihr Dorf mitnahmen. — Die Sabari gehören nämlich zu denjenigen Stämmen, die sich ohne Widerstand den Japanesen unterwarfen und während der Dauer der Expedition mit ihnen in freundschaftlichem Verhältniß blieben. — Im Dorfe, das ich gegen Mittag erreichte, wunderten sich die Leute nicht wenig, als sie erfuhren, daß ich weder Japanese noch schiffbrüchig war, sondern direct und ganz allein aus dem Westen kam. Wer ich denn eigentlich sei, konnte ich ihnen noch weniger erklären als den Chinesen, denen ich fast überall als Missionär, Doctor oder englischer Consul galt.

Das Glück war mir auf dieser Tour besonders günstig: Issek, der Sabari-Taurang, gab am nächsten Tage eine große Hirschjagd, zu der viele Häuptlinge und Jäger der Nachbarstämme eingeladen waren. Da ich sie alle hier sah, so blieb mir die Mühe erspart, sie in ihren eigenen Dörfern aufzusuchen, wodurch einige Tage gewonnen wurden. — Noch an demselben Nachmittag machte ich dem Taurang meinen Besuch, dessen Tapau eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt in einem reizenden Thale gelegen ist. Ich traf ihn eifrig mit dem Putzen seiner Waffen beschäftigt, während seine Frau und das übrige weibliche Personal des Hauses mit allerhand Vorbereitungen zum bevorstehenden Feste alle Hände voll zu thun hatten. Issek empfing mich ohne jegliche Ceremonie und ohne Geschenke zu fordern, bewirthete mich mit Thee und einem ziemlich schmackhaften Gebräu aus Hirse, fragte mich dann nach dem Zweck meiner Reise und bat mich schließlich morgen an der Jagd Theil zu nehmen; mit einem Worte: er hatte nichts in seinem Benehmen oder Aeußern, was Jemanden berechtigen könnte, ihn kurzweg einen „Wilden" zu nennen. Ueberhaupt bemerke ich, daß man mit diesem Wort ziemlich unbedachtsam umzugehen pflegt; denn ein Volk, welches feste Wohnsitze hat, Ackerbau treibt, dessen Lebensbedürfnisse bei Weitem das übersteigen, was die Natur ihm bietet, also Handelsverbindungen unentbehrlich machen und selbst einen gewissen Luxus beanspruchen, ein solches Volk kann ich nicht mehr „wild" heißen, wenn es auch nicht lesen, schreiben und über Zehn hinaus zählen kann und keine Begriffe hat von einer Staatsverfassung im Großen. Auf Formosa läßt sich daher dieses Wort auf die wenigsten Stämme anwenden. — Doch zurück zu Issek. Dieser gemüthliche Herr läßt sich am besten mit einem wohl-

habenden Landwirthe vergleichen, der, Comfort und Geselligkeit liebend, ganz nach seinen Mitteln lebt und zu leben weiß, dabei aber die Wirthschaft nicht aus dem Auge läßt. Seine Felder und Gärten sind gut bestellt, seine Büffel wohlgefüttert und sein Tapau, ein weitläufiges solides Gebäude, ist im Innern recht behaglich eingerichtet. Das Zimmer, in welchem ich empfangen wurde, war mit Stühlen, Tischen und Koffern von guter chinesischer Arbeit meublirt und an den Wänden hing an Hirschgeweihen ein ganzes Arsenal von Büchsen, Messern, Speeren und anderm Jagdgeräth, eine Sammlung, auf die der Hausherr nicht wenig stolz war. Das Haus- und Küchengeräth war meist chinesisch und nicht von der schlechtesten Sorte. Man sieht also, daß der Sabari-Häuptling bequem zu leben versteht, was denn auch sein zufriedenes wohlgenährtes Aeußere und sein leutseliges Wesen bestätigen. In seiner Kleidung ist er einfach und trägt sein Haar im Zopf — der erste Schritt zur chinesischen Civilisation.

Von ihm begab ich mich ins Dorf Tuasók, vier Meilen nordöstlich von Sabari. Hier lebt der Taurang Tohutok, wie mir gesagt wurde das Haupt einer Conföderation von 18 Stämmen (diese Conföderation scheint mir indeß eine sehr lockere, wenn nicht gar nominelle, zu sein). Tohutok fand ich vollkommen berauscht und mit seiner Ehehälfte heftig zankend, weshalb mein Besuch von nur kurzer Dauer war.

Die Nacht schlief ich im Dorfe Sabari im Hause eines alten, bei den Eingeborenen hoch angesehenen Chinesen; denn die Sabari, wie auch die Tuasók und einige andere Stämme, dulden unter sich Chinesen, scheinen sich aber nicht mit ihnen zu vermischen.

Da die Jagd bei Issek erst gegen Mittag beginnen und den ganzen Nachmittag dauern sollte, so benutzte ich den Morgen, um meinen Plan, bis an die Ostküste vorzudringen, auszuführen. In aller Frühe brach ich des andern Morgens auf und zwar wieder ohne Führer, obgleich mich die Leute kopfschüttelnd vor dem Stamme Kuarút warnten, dessen Territorium ich zu durchschreiten hatte. Das trockene Flußbett, in welchem ich vordrang, brachte mich nach einer Stunde in ein Dorf, wie es sich erwies, Bakurut, wo das Volk bei meinem plötzlichen Erscheinen einen fürchterlichen Spektakel erhob: Weiber und Kinder liefen heulend davon, die Männer stürzten bewaffnet aus den Hütten und bald sah ich mich von einem Haufen schmutziger und verdächtig aussehender Gesellen umringt, die durch allerlei Pantomimen zu wissen begehrten, wo mein Schiff gestrandet. Es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Osten zu weisen, wodurch ich mir mehr Führer erwarb als mir lieb war. Zu einiger Beruhigung sah ich unter ihnen einen jungen Chinesen, mit dem ich mich im Nothfalle schon etwas verständigen konnte. Man drängte mich fast gewaltsam zum Aufbruch. — Die Reis- und Kartoffelfelder, welche sich bisher an beiden Seiten des Flusses hinzogen, verschwanden und machten dem Walde Platz, der, immer dichter und höher werdend, endlich in vollkommen undurchdringlichen Urwald überging. Bald durch den Fluß watend, bald über Steine, Geröll und riesige Baumstämme kletternd, folgten wir anfangs dem Flußbett; dann schlugen meine Führer einen schmalen Pfad in den Wald ein. Jeden dünnen Ast vermeidend, auf jeden Laut aufhorchend, schlichen wir jetzt weiter, denn wir passirten das Gebiet der Kuarút, mit denen die Bakurut in Feindschaft leben. Das dumpfe Getöse der Brandung wurde immer deutlicher, bis uns endlich durch die Bäume die Seefläche entgegenschimmerte. Nachdem die Eingeborenen die Umgebung sorgfältig recognoscirt und nichts Verdächtiges gefunden, verließen wir den Wald und betraten das Ufer, welches hier an der Flußmündung eine kleine sandige Bucht bildet. Einige Strohhütten im Schatten der Bäume, aus denen dünne Rauchsäulen emporwirbelten, fesselten meine Aufmerksamkeit. Der junge Chinese, der die ganze Zeit mir zur Seite schritt, beeilte sich zu erklären, daß von hier aus die Kuarút die See und Schiffe beim Sturme beobachteten und daß dies der Ort sei, wo sie die Liu-kiu-Insulaner von dem japanischen Schiffe ermordet (was bekanntlich die Expedition zur Folge hatte oder richtiger ihr als Vorwand diente; denn die ganze Formosa-Affaire, über die in Japan so fürchterlich viel geschrien und Wesen gemacht wurde, hatte im Grunde keinen andern Zweck als durch ein Aufsehen erregendes Unternehmen der Regierung das unheildrohende Gähren im Volke zu unterbrechen und somit einer Revolution vorzubeugen, was denn auch gelang). Das japanische Schiff war etwas südlicher gestrandet; Mangel an Wasser hatte wohl die Schiffbrüchigen hergeleitet. Planken von diesem und anderen unglücklichen Schiffen kann man weit im Innern als Stege und Brücken über Bäche und Gräben sehen. — Aufgebracht waren meine Begleiter anfangs genug, als sie einsahen, daß sie ihren mühevollen Spaziergang ganz vergebens gemacht, daß ich weder Schiffbruch erlitten noch ein Fahrzeug hier stehen hatte, sondern einfach das japanische Wrack, das gar nicht mehr existirte, sehen wollte. Zu ernstlichen Zornausbrüchen, wie ich befürchtete, kam es indessen nicht; der Chinese legte sich mit Erfolg ins Mittel, und als ich jedem obendrein etwas Tamako (Taback) gegeben, war der Friede bald hergestellt. Mit doppelter Vorsicht mußten wir auf der Rückkehr zu Werke gehen; denn die glimmenden Feuer in den Hütten ließen auf die Nähe der gefürchteten Kuarút schließen.

Die Jagd bei Issek, die nebenbei gesagt recht heiter war und günstig ausfiel, verdient keiner nähern Beschreibung; es war eine gewöhnliche Treibjagd, wie sie überall in Europa in wildreichen Gegenden abgehalten werden; nur muß man sich statt uniformirter Jäger, eleganter Herren und graciös zu Pferde sitzender Damen schmierige, halbnackte Burschen vorstellen, und statt des pikanten Gabelfrühstücks hinterdrein ein etwas unheimliches Gelage im Hause des Taurang.

In der folgenden Nacht kehrte ich nach Long-kiau zurück, wo man sich über mein unbegreifliches Verschwinden schon ernstlich zu ängstigen begann. Meine Leute, die mich fast aufgegeben, waren höchlichst erfreut mich gesund und munter wiederzusehen und erzählten darauf Allen und Jedem auf meine Rechnung die wunderlichsten Abenteuer, wie ich es aus den verblüfften und erstaunten Gesichtern ihrer Zuhörer schloß.

Eine andere Tour, die ich darauf nach Norden ins Land der Butáng, des stärksten und gefürchtetsten von allen Stämmen Süd-Formosas, unternahm, mißglückte gänzlich; denn schon in der ersten Nacht, die ich im Walde unter freiem Himmel zubrachte, ergriff mich ein heftiges Fieber, wohl infolge meiner nassen Kleider, da ich am Tage mehrmals einen Fluß zu durchwaten hatte. Ziemlich hülflos wurde ich am andern Morgen von einigen Leuten aus dem Stamm Kuskút am Wege gefunden und von diesen nach einer langen und ernsten Berathung bis zum sogenannten Steinthor zurückgebracht, von wo ich mich denn selbst bis zur nächsten chinesischen Colonie schleppte.

Das genannte Steinthor, das seine Benennung von den Japanesen hat, wird durch zwei mächtige, fast senkrechte Schieferwände gebildet, zwischen die der Fluß eingezwängt ist. Es ist, wie es scheint, der einzige Eingang in das Land der Butáng und Kuskút. Die Japanesen hatten hier ein hitziges Treffen mit den Eingeborenen, die sich, durch Felsen und Wald gedeckt, verzweifelt vertheidigten, jedoch den Feind

im Vordringen nicht aufhalten konnten. Nördlich von diesem Thor ist das Land vollkommen wild und rauh, womöglich noch wilder als das Gebiet der Saprék; südlich sind die Berge niedriger und sanfter, die Thäler breiter und hier und da bebaut. Die erste chinesische Colonie — wie die ganz neuen Gebäude bezeugen, erst unlängst gegründet — befindet sich eine Stunde Weges südlich vom Steinthor.

Nach Anwendung einiger geeigneten Mittel verließ mich das Fieber schnell, und bald war ich stark genug um Longkian zu verlassen — zur vollen Zufriedenheit der Mandarinen.

Nekrolog 1876.

II.

Poulett Scrope, George, ausgezeichneter englischer Geologe, geboren 1797 in London, besuchte in den Jahren 1816 bis 1822 zu wiederholten Malen die verschiedenen vulcanischen Gebiete in Italien, 1821 die erloschenen Krater Mittelfrankreichs, 1823 die Eifel und veröffentlichte darüber 1827 „Ueber die Geologie und die erloschenen Vulcane Mittelfrankreichs“ sowie verschiedene Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften (Brande's Journal of Science, Edinburgh Journal of Science, Transaction of the Geological Society). Von 1830 an wandte er sich dem Landleben und der Politik zu; von 1833 bis 1868 saß er im Parlamente. Erst seit 1859 schrieb er wieder über Vulcanismus und bekämpfte die Theorien Buch's, Humboldt's und Beaumont's. Seine Hauptwerke: „Considerations on Volcanoes“ (1825), „Cones and Craters“, „Geology and Extinct Volcanoes of Central France“ (1827), erlebten mehrere Auflagen und Uebersetzungen ins Deutsche (durch v. Klöden) und Französische. Er starb am 18. Januar 1876 zu Castle Combe bei Cobham (Surrey).

J. Rebmann, der Missionär, geboren 1819, gestorben am 4. October 1876 in Kornthal in Württemberg. Er studirte an der Baseler Missionsschule und in Islington, begab sich 1846 im Auftrage der „Church Missionary Society“ zu Dr. Krapf in Ostafrika und blieb dort bis 1875. Er begleitete denselben auf den meisten seiner Reisen in Ostafrika und entdeckte 1847 den Schneeberg Kilimandscharo auf einer mehrmals wiederholten Reise nach der Landschaft Dschagga. 1851 erfuhren sie zuerst von der Existenz eines großen Binnensees, und da sich diese Berichte stets wiederholten und sich gleichblieben, so legten sie dieselben in Gemeinschaft mit J. Erhardt auf einer Karte nieder, sandten dieselbe an die Londoner Geographische Gesellschaft und gaben damit den Anstoß zu Burton's und Speke's erster Reise nach Innerafrika (1857 und 1858) und zur Entdeckung des Tanganyika- und des Victoria-Nyanza-Sees. Rebmann's Thätigkeit bestand vornehmlich darin, daß er drei ostafrikanische Sprachen in Schriftsprachen umwandelte und Wörterbücher von ihnen zusammenstellte. Ganz erblindet kehrte er 1875 nach Kornthal zu seinem Gefährten Krapf zurück, und beide waren mit der Drucklegung von seinem Wörterbuch der Kiniassa-Sprache beschäftigt, als er nach kurzer Krankheit starb.

v. Reinsberg (Freiherr Otto v. R.), starb am 26. October 1876 zu Stuttgart. Bis zu seiner Vermählung mit der Schriftstellerin Ida v. Düringsfeld im Jahre 1845 preußischer Reiteroffizier, machte er später die Sitten und Volksgebräuche, Feste, Sprichwörter u. s. w. zu seinem Specialstudium und befand sich dabei fast beständig auf Reisen; längere Zeit verweilte er so in Italien, der Schweiz, Breslau, Dalmatien, Belgien, Frankreich, Prag und Dresden. Theils im Verein mit seiner sprachkundigen Gattin (geboren 12. November 1815 zu Militsch in Schlesien, gestorben 26. October 1876 zu Stuttgart), theils allein gab er eine Anzahl auf die erwähnten Stoffe bezüglicher Werke heraus, so „Aus Dalmatien“ (1859), den „Calendrier belge“, das Lebensbild der Vlamingen „Von der Schelde bis zur Maas“, „Das Sprichwort als Kosmopolit“ (Leipzig 1863, 3 Bde.) sowie ein großes Werk über die Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen in vergleichender Zusammenstellung (1872 u. ff.). Von ihm allein rühren her: „Festkalender in Böhmen“, „Die Frau im Sprichwort“, „Das Kind im Sprichwort“, „Internationale Titulaturen“, „Das festliche Jahr“, „Katechismus der Kalenderkunde“ u. s. w. Auch der „Globus“ hat an ihnen treue Mitarbeiter verloren.

Siegismund (Dr. Justus), geboren 1851 in Leipzig, wo er auch studirte. Nachdem er in Gemeinschaft mit Dr. Deecke sich um die Entzifferung alt-cyprischer Inschriften große Verdienste erworben hatte, wurde er, inzwischen am protestantischen Gymnasium zu Straßburg angestellt, von der königl. sächsischen Regierung nach Cypern gesendet. Zunächst studirte er in Athen das Neugriechische; dann besuchte er auf Cypern Nikosia und Famagosta, später Limassol und fand unweit davon beim Dorfe Agios Tychon am 20. März 1876 seinen Tod durch einen Sturz in ein tiefes antikes Felsengrab.

Smith (George), englischer Assyrologe, geboren am 26. März 1840 in Chelsea, gestorben 19. August 1876 in Aleppo. Er genoß nur bis zu seinem fünfzehnten Jahre Schulunterricht und erlernte dann das Graviren und Drucken von Banknoten, dabei stets sich weiterbildend und seit 1857 sich dem Studium des Assyrischen zuwendend, und zwar mit solchem Erfolge, daß er seit 1867 den dritten und vierten Band von „The Cuneïform Inscriptions of Western Asia“ zusammen mit Sir H. Rawlinson bearbeitete und (1870 und 1875) herausgab und 1870 am British Museum angestellt wurde. 1871 erschien seine „Geschichte Assurbanipal's (Sardanapal's) nach den Keilinschriften.“ Seine Auffindung des assyrischen Berichts über die Sintfluth (1872) bewog die Besitzer des Daily Telegraph, ihn nach Ninive zu senden, wo er in Kujundschik erfolgreiche Ausgrabungen machte, die er 1874 auf Kosten des British Museum weiterführte. Beide Reisen beschrieb er in den „Assyrian Discoveries“ (London 1875. — Vergl. die ausführliche Besprechung in „Globus“ XXVII, S. 172); im selben Jahre veröffentlichte er „The Assyrian Eponym Canon“ und „The Chaldaean Account of Genesis“. Auf der dritten Reise 1876, welche wegen der in Baghdad herrschenden Pest und der politischen Lage der Türkei wenig Ausbeute ergab, erlag er in Aleppo den Anstrengungen. Zuvor hatte er auf der Hinreise mehrere alte Trümmerstätten am Euphrat erforscht.

Strange (Alexander), englischer Oberstlieutenant und astronomischer Assistent bei der Landesaufnahme von Indien geboren 27. April 1818, trat 1834 in ein indisches Reiter-

regiment. General Worster wurde dort auf ihn aufmerksam und unterrichtete ihn im Gebrauch astronomischer und geodätischer Instrumente, deren Anfertigung selbst Strange erlernte. 1847 erhielt er eine Anstellung bei der großen indischen Landesaufnahme, an welcher er bis 1857 mitarbeitete, zuerst zwischen Sirondsch in Central-Indien und Karatschi quer durch die große indische Wüste, später an der Ostküste Indiens. Dann kehrte er 1861 nach England zurück, wurde 1862 Inspector der für Indien bestimmten wissenschaftlichen Instrumente und nahm bis zu seinem am 9. März 1876 zu London erfolgten Tode regen Antheil an den dortigen wissenschaftlichen Gesellschaften.

Ule (Dr. Otto), Naturforscher und Geograph, geboren als Sohn eines Geistlichen am 22. Januar 1820 in Lossow bei Frankfurt a. d. O., gestorben zu Halle am 7. August 1876 an einer Tags zuvor bei einem Brande empfangenen schweren Verletzung. 1830 bis 1840 besuchte er das Frankfurter Gymnasium und bezog dann die Universität Halle (später Berlin), wo er sich bald von der Theologie ab den Naturwissenschaften und der Philologie zuwandte. 1845 promovirte er, bestand sein Oberlehrerexamen und absolvirte ein Probejahr in Potsdam. Durch das Erscheinen von Humboldt's „Kosmos" wurde er dann auf seinen eigentlichen Lebensberuf, die Popularisirung der Naturwissenschaften, hingeführt: er hielt zunächst in Anlehnung an den „Kosmos" im Winter 1847/48 in Frankfurt a. d. O. Vorträge über das Weltall, die reichen Beifall fanden. Im Jahre 1848 arbeitete er begeistert für die Ziele der äußersten Linken zuerst in Frankfurt, dann in den Kreisen Bitterfeld-Delitzsch und wurde Lehrer der Naturwissenschaften und der Mathematik an der Fortbildungsschule eines Gesinnungsgenossen, des Predigers Hildenhagen in Quetz. Der Sieg der Reaction und die Auflösung dieser Schule trieben ihn nach Halle, wo er wieder ganz den Wissenschaften lebte. Eine 1850 erschienene Schrift: „Die Raumtheorie des Aristoteles und Kant's", sollte seine Habilitirung einleiten, welche jedoch in einer Aera Pernice nicht zu erlangen war. Daher blieb er während der fünfziger Jahre auf literarische Thätigkeit und populäre Vorträge angewiesen. Noch 1850 erschien in drei Bänden „Das Weltall"; ein volksthümlicher Kosmos; dann seit 1852 bis heute im Vereine mit Karl Müller die Zeitschrift „Die Natur" zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntniß und Naturanschauung; „Die Wunder der Sternenwelt"; „Die Erde", eine Umarbeitung des E. Réclus'schen Werkes „La terre"; „Warum und Weil" und „Jahr und Tag in der Natur". Seit 1863 nahm er wieder am politischen und öffentlichen Leben Theil, dauernd als Publicist, 1863 bis 1865 als Landtagsabgeordneter, später in den verschiedensten Vereinen und Corporationen Halles, theils als Vorsitzender, theils als Lenker eines Ausschusses oder als einfaches Mitglied. — Für die Erforschung Innerafrikas war er besonders thätig, und der hallische „Verein für Erdkunde" dankt ihm sein Entstehen. Als Commandanten der von ihm errichteten freiwilligen Feuerwehr traf ihn der tödtliche Stein. — Trotz dieser Vielseitigkeit blieb er aber immer der eine, ganze Mann; trotz seiner Beschäftigung mit dem Praktischen und der Unerbittlichkeit seiner naturwissenschaftlichen Methode der reine Idealist, trotz seines Parteistandpunktes ein gerechter Vermittler.

Walpole (Frederick), geboren 18. September 1822, gestorben 1. April 1876. Er trat 1837 in die Marine und diente in China, im Mittelmeere und 1844 bis 1848 auf dem „Collingwood" in der Südsee, welch' letztere Fahrt er 1849 in „Four years in the Pacific in H. M. S. „Collingwood" beschrieb. Dann bereiste er 1849 Mesopotamien und Armenien und studirte 1850 die Ansayrier in Syrien („The Ansayrii and the Assassins, with Travels in the Further East", 3 Bde 1851). Im Krimkriege, wo seine Kenntniß des Orients von großem Nutzen war, befehligte er Baschi-Bozuks und blieb später noch Jahre lang im Orient, den er wiederholt besuchte.

White (George Boyle), geboren am 24. August 1802 in Cook (Irland), starb am 25. Mai 1876 in Double Bay, Colonie Neu-Süd-Wales. Er traf im Jahre 1826 in Sydney ein und begleitete im Jahre 1831, als Zweiter im Commando, den Sir Thomas Mitchell auf seiner berühmten Entdeckungsreise. Er war auch der erste, welcher die Liverpool Plains sah und erforschte.

Zwecker (Johann Baptist), geboren 18. September 1815 in Frankfurt am Main, bildete sich in Düsseldorf zum Künstler und lebte seit 1852 in England. Er besaß eine wunderbare Gabe, nach unvollkommenen Skizzen oder nach der bloßen Beschreibung fremde Scenerien zu entwerfen, so daß er eine große Zahl englischer Reisewerke von Atkinson, Livingstone, Andersson, Petherick, Winwood Reade, Stanley, Sir S. Baker, Du Chaillu, Bates und Macgregor mit seinen Zeichnungen schmückte. Er starb am 10. Januar 1876 in London.

Außerdem sind von im Jahre 1876 verstorbenen Linguisten, vorzüglich Orientalisten, zu nennen:

Childers (geb. 1838, gest. 25. Juli), der Verfasser einer Pali-Grammatik und neben Burnouf und Fausböll Begründer des Pali-Studiums.

Diez (geb. 15. März 1794 zu Gießen, gest. 29. Mai zu Bonn), der Begründer der romanischen Philologie. Sein Hauptwerk ist die dreibändige „Grammatik der romanischen Sprachen" (1836 bis 1842).

Haug (geb. 30. Januar 1827 zu Ostdorf in Württemberg, gest. 3. Juni zu Ragaz), Professor des Sanskrit in Puna und München, berühmt durch seine Arbeiten über Zend, Pehlevi, Sanskrit, über die Parsis und den Brahmanismus.

Lassen (geb. 22. October 1800 zu Bergen in Norwegen, gest. 9. Mai als Professor zu Bonn), gleichfalls einer der ersten Sanskritaner. Außer seinen sanskritischen und prakritischen Werken veröffentlichte er 1844 bis 1858 „Indische Alterthumskunde" (3 Bde), 1836 „Die persischen Keilinschriften", 1838 „Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige" u. s. w.

von Mohl (geb. 25. October 1800 zu Stuttgart, gest. 4. Januar 1876 zu Paris). Von ihm erschienen „Fragmente über die Religion des Zoroaster", lateinische Uebersetzungen des „Schi-king" von Confucius und des ältesten Buches der Chinesen, des „I-king", sowie eine Bearbeitung des Schahnameh von Firdusi für die „Collection orientale" und viele Artikel im „Journal asiatique".

Wilson (geb. 11. December 1804, gest. 1. December 1875 zu Bombay), ausgezeichneter Kenner des Sanskrit, Zend und Pehlevi. Bereiste auch 1843 Palästina und gab 1847 „Lands of the Bible", zwei Bände über Topographie und Ethnographie Palästinas, heraus.

(Nachträge in einer späteren Nummer.)

Ueberſicht der 1875 im aſiatiſchen Rußland ausgeführten geodätiſchen und topographiſchen Arbeiten[1]).

R. K. Seit langer Zeit beſteht in Rußland die Gewohnheit, zu Anfang März jeden Jahres alle im vorhergehenden Jahre im ganzen Reiche ausgeführten geodätiſchen und topographiſchen Arbeiten dem Kaiſer zu unterbreiten. So kurze Zeit auch dieſelben nur im Winterpalaſte ausliegen, ſo beſitzt dieſe Ueberſchau doch für die dabei Anweſenden ein großes wiſſenſchaftliches Intereſſe, weil man da nicht nur die allerneueſten Neuigkeiten aus der Geographie des Weltreiches kennen lernen, ſondern dieſelben auch alle zuſammen in ſyſtematiſcher Reihenfolge ſehen und darum belehrende Vergleiche über die Thätigkeit der Geodäten und Zeichner in den verſchiedenen Theilen Rußlands anſtellen kann. Die Ueberſicht der Arbeiten von 1875 war von hervorragendem Intereſſe, namentlich wegen der Menge geographiſcher Materialien aus Aſien, welche nicht weniger als 104 Nummern zählten, darunter viele, welche aus einer großen Menge von Blättern beſtehen, ſo daß ſie einen weiten Raum in einem der größten Säle jenes Palaſtes bedeckten. Da lagen am 24. März 1876 gedruckte Karten, Reinzeichnungen von Aufnahmen, die Croquis ſelbſt, theils mit Inſtrumenten, theils nur nach dem Augenmaße aufgenommen, ſowohl von großen Landſtrichen als auch von einzelnen, irgendwie intereſſanten Oertlichkeiten, Photographien dieſer Zeichnungen, erläuternde Denkſchriften und ſchließlich einige Werke über Aſien in Manuſcript oder Druck. Eine kurze Aufzählung nur der wichtigſten dieſer Arbeiten läßt erkennen, mit welchem Eifer der ruſſiſche Generalſtab beſtrebt iſt, das ungeheure Reichsgebiet mehr und mehr unſerer Kenntniß zu erſchließen, und daß ſich dieſer umfaſſenden Thätigkeit der Ruſſen nur die zweier anderen Nationen, der Engländer in Indien und der Nordamerikaner in den Vereinigten Staaten, an die Seite ſtellen laſſen.

Allgemeine Aufmerkſamkeit erregt zunächſt die Bolſchew'ſche Aufnahme des Katariſchen Meerbuſens und des Japaniſchen Meeres von der de-Caſtries-Bay bis zur Plaſtun-Bucht, über welche ſchon auf S. 46 dieſes Bandes Einzelheiten mitgetheilt wurden. Sie hat den Maßſtab von 1 Werſt auf den Zoll und umfaßt 47 Blatt (excl. das Sammelblatt und die Ueberſichtskarte). Dieſe lange erſehnte Arbeit ergänzt endlich eine Lücke, welche zur Zeit der großen geographiſchen Thätigkeit in Oſtſibirien unter dem Generalgouverneur Graf Murawjew-Amurski in der Kenntniß des primorskiſchen Kreiſes geblieben war. Man erfuhr dabei auch, daß in der Nähe des Japaniſchen Meeres in den Thälern der Küſtenflüſſe eine ganze Reihe von Niederlaſſungen von Chineſen und Orotſchen (zum tunguſiſchen Stamme gehörig) exiſtirt, und daß ſich dieſe Leute nicht nur mit Fiſchfang, ſondern auch in ausgedehntem Maße mit Ackerbau beſchäftigen. Bisher wußte man von chineſiſchen Ackerbauern im Amurlande nur am Aigun, alſo hart an der chineſiſchen Grenze (ſ. Ratzel, Die chineſiſche Auswanderung S. 108).

Eine zweite große Arbeit über Oſtſibirien iſt die Marſchroute längs der Flüſſe Schilka, Amur, Uſuri und Sungari und von da über Land nach Wladiwoſtok[1]). Eigentlich iſt das keine Novität, weil ihr eine frühere Aufnahme zu Grunde liegt; aber einmal haben wir hier zum erſten Male den ganzen großen Waſſerweg auf dem Amur und Uſuri in einem Maßſtabe (5 Werſt auf den Zoll) dargeſtellt, und dann ſind auf der neuen Karte die genauen Lagen aller ruſſiſchen Dörfer am Amur angegeben, welche nicht ſelten aus dem Ueberſchwemmungsgebiete des Fluſſes weiter landeinwärts verlegt worden ſind. Auf ihr findet man auch zum erſten Male die Lage des großen koreaniſchen Dorfes am mittlern Amur unterhalb des Chingan angege-

---

1) Nach der ruſſiſchen Mittheilung Wenjukow's in „Nachrichten der Kaiſ. Ruſſiſchen Geogr. Geſ." 1876, Heft 2, S. 136 f.

1) Ueber Wladiwoſtok haben wir jüngſt durch Capt. Knorr, Commandanten des deutſchen Kriegsſchiffes „Hertha", zuverläſſige Nachrichten erhalten (ſ. Annalen der Hydrographie 1876, Heft III, S. 90 f.). Es heißt dort: So geeignet wie die übrigen hydrographiſchen Verhältniſſe den Hafen von Wladiwoſtok als Kriegshafen erſcheinen laſſen, ſo ſchwer fällt das jährlich fünfmonatliche Zufrieren dagegen in die Wagſchale (der Ort liegt, nebenbei bemerkt, unter gleicher Breite mit Marſeille). Dieſer und andere Gründe haben möglicherweiſe dazu beigetragen, daß bis jetzt zur Anlage einer Kriegswerft ſo gut wie nichts geſchehen iſt. Von dem ſeiner Zeit von Sr. Majeſtät Schiff „Nymphe" gemeldeten Dock iſt nichts mehr zu ſehen; an die beabſichtigte Erbauung von Leuchtthürmen ſcheint ebenſo wenig gedacht zu werden, als an die Herſtellung etwaiger Befeſtigungswerke, ſelbſt nicht an die Legung von Seezeichen. Die vorhandenen Werft-Anlagen beſtehen in einigen Schuppen zur Unterbringung der von Nikolajewsk übergeführten oder von Kronſtadt ankommenden Materialien und der Kohlen, in einer ziemlich großen Schiffsſchmiede und drei Baracken zur Caſernirung der am Lande ſtationirten Abtheilung (einer beſonders ſtarken Equipage von circa 2500 Mann) der ſibiriſchen Flotte. Dieſe letztere beſteht aus ungefähr 10 bis 12 kleinen Aviſos, Kanonenbooten und Transportfahrzeugen, die auf dieſer Station bis an ihr Ende verbleiben.

Wladiwoſtok ſelbſt beſteht aus einer Anzahl am nördlichen Ufer des Hafens, an dem Abhange des dortigen Höhenzuges zerſtreut erbauter Blockhäuſer und kleinerer Holzhütten und zählt insgeſammt etwa 4500 Seelen, welche, abgeſehen von dem Marine- und Militärperſonal und deren Familien, aus einigen armen, vom Fiſchfang lebenden Tataren, wenigen fremden Kaufleuten und hauptſächlich aus Chineſen und Koreanern beſtehen. Alle Lebensbedürfniſſe werden durch die vorhandenen ſieben kaufmänniſchen Firmen (davon 3 deutſche, 2 amerikaniſche, 1 engliſche und 1 ruſſiſche) eingeführt; denn außer ſchlechtem Rindfleiſch und etwas Kartoffeln und Kohl producirt das dortige Hinterland daſelbſt gar nichts, und nicht einmal Trinkwaſſer für Schiffe iſt zu bekommen. An die 1871 begonnene und noch 1875 (September) nicht vollendete Ueberſiedelung der ruſſiſchen Marineſtation von Nikolajewsk nach Wladiwoſtok knüpften ſich damals überall dort große Erwartungen. Man glaubte darin die Entſtehung eines großen Kriegshafens und Handelsplatzes und damit die Eröffnung aller noch unerſchloſſenen Hülfsquellen eines an und für ſich reichen, jedenfalls ausgedehnten Hinterlandes, eines noch verhältnißmäßig neuen und unbetretenen Handelsweges mit Sicherheit erblicken zu dürfen. Nach dem, was Capitän Knorr aber damals darüber erfahren konnte, hat Wladiwoſtok vorläufig ſeinen Höhepunkt erreicht. Der Schifffahrtsverkehr mag bis zur Beendigung der Ueberführung der Vorräthe aus Nikolajewsk derſelbe bleiben oder gar noch etwas zunehmen, der eigentliche Handel wird dadurch kaum betroffen werden. (In den vier Jahren 1872 bis 1875 liefen daſelbſt ein reſp. 18, 28, 37 und 34 Schiffe, davon reſp. 6, 10, 12, 11 deutſche). Von induſtriellen Unternehmungen iſt nur eine ſolche zu verzeichnen, welche wenigſtens unabhängig von der unmittelbaren Verwerthung am Orte iſt: eine deutſch-oſtſibiriſche und eine amerikaniſch-ruſſiſche Firma haben nach langen Bemühungen und unter drückender Belaſtung Goldwäſchereien auf der Inſel Askold ins Leben gerufen, deren Gewinnertragung übrigens noch nicht erprobt iſt. Die durch die vorhandenen Firmen am Orte ſtattfindende Concurrenz reicht für die Zahl der Bevölkerung hin, trotzdem ſie ſämmtlich und beſonders die deutſchen Kaufleute gute Geſchäfte zu machen ſcheinen.

ben; dasselbe, Blagoslowenny mit Namen, ist das blühendste im ganzen Amurkreise, zählt an 120 Gehöfte, einen Tempel, eine Dorfschule u. s. w. Dazu kommen Detailpläne der wichtigsten Orte im dortigen Kreise: Blagowjäschtschensk, Chabarowka, Nikolajewsk, Wladiwostok u. s. w. Von letzterm liegt nun der erste Plan vor; es ist ersichtlich auf großem Fuße angelegt, denn es dehnt sich einige Werst am Nordufer des „Goldenen Hornes“ aus. Es wird dort schon ein Dock für Schiffsreparaturen gebaut; aber der Weg ins Innere des Landes längs des Suifun ist noch völliger Saumpfad, obwohl in der Stadt jetzt der Gouverneur der ganzen Küstenprovinz, welche bekanntlich bis an die Behrings-Straße und das nördliche Polarmeer sich erstreckt, residirt. Daß noch keine gute Fahrstraße erbaut worden ist, daran ist der kothige, gebirgige Boden Schuld. Aber wird nicht hierdurch sowie durch die Lage der Stadt im äußersten Süden der Provinz dargethan, daß Wladiwostok wohl ein Haupthafen derselben, nicht aber administratives Centrum eines so ausgedehnten Gebietes sein kann? Lage und Plan von Chabarowka zeigen zweifellos, daß der Regierungssitz der Küstenprovinz und vielleicht auch des ganzen Amur-Kreises früher oder später zum Wohle des Landes dorthin, nach der Mündung des Usuri, übersiedeln wird.

Unter den Arbeiten der ostsibirischen Topographen-Section erregen endlich noch die ersten Anfänge einer geodätischen Triangulation von Transbaikalien Aufmerksamkeit, und zwar im Kreise Nertschinsk, von wo sich dieselbe weiter ausdehnen und der Karte von Ostsibirien eine feste Grundlage geben soll. Denn letztere ist bis heutigen Tages keine Aufnahme, sondern lediglich eine auf ein paar astronomische Punkte gestützte Combination von Routen und topographischen Skizzen, welche bedeutende Fehler aller Art enthält.

Westsibirien besitzt bekanntlich schon eine Specialkarte im Zehn-Werst-Maßstabe; allein ihre geodätische Grundlage ist so schwankend, daß der dortigen militär-topographischen Abtheilung die nicht unbedeutende Aufgabe bevorsteht, mit Hülfe genauerer Materialien die ganze Karte von Grund aus umzuarbeiten. Behufs Erlangung astronomischer Basen arbeitet dort Miroschnitschenko fleißig, und die Sectionstopographen machen neue Aufnahmen, welche bis jetzt 18 Blatt (im Maßstabe von 2 Werst auf den Zoll) im jenseit des Irtysch gelegenen Theile des Districts von Semipalatinsk umfassen.

Auch die orenburgischen Arbeiten haben einige Nummern von großem Interesse aufzuweisen, so besonders die Marschroute vom See Sam nach dem See Barsa-Kilmes (westlich vom Aibugir und Aral) auf dem Ust-urt-Plateau (im Maßstabe von 2 Werst auf den Zoll) nebst Nivellement, welches sich an das Aralo-Kaspische vom Jahre 1874 anschließt. Ferner sind zwei schöne Karten zu erwähnen vom orenburgischen Kazakenlande im Fünf-Werst-Maßstabe und von der Bukejew'schen Horde (10 Werst = 1 Zoll), beide einen namhaften Fortschritt in der Kenntniß jener Gebiete bezeichnend; sodann die Aufnahme des Districts Nikolajew der Provinz Turgai (1 Werst = 1 Zoll) und Pläne der Arbeiten in den Salinen von Iletzk und in den Kohlengruben am Flusse Utd und Surjanjam.

Umfangreich vor allen aber sind die Arbeiten der kaukasischen militär-topographischen Section unter Leitung des bekannten J. J. Stebnizki. Da ist zuerst eine Karte des transkaspischen Gebietes (20 Werst = 1 Zoll), auf welcher alle vorhandenen genauen astronomischen und topographischen Daten verzeichnet sind, und welche so recht zeigt, wie viel noch zur Erforschung dieses Theiles von Centralasien zu thun übrig bleibt. Ferner eine Aufnahme des Theiles des Usboi zwischen Sary-Kamysch und dem Brunnen Bala-ischem aus dem Jahre 1875 (vergl. „Globus“ XXIX, S 184 ff.). Daran schließt sich südlich eine vortreffliche Karte von Persien (20 Werst = 1 Zoll) in 12 Blatt [1]), von einem hochgelehrten „Erläuternden Memoir“ von Stebnizki in Gestalt eines starken Bandes begleitet. Dieses Werk ist noch Manuscript, aber fertig für den Stich, der in Tiflis ausgeführt werden soll; in Petersburg lagen nur zwei Photographien von ihr aus. — Aus Persien war außerdem noch eine Marschroute vom Meerbusen von Enseli bis Teheran (2 Werst = 1 Zoll) in 12 Blatt da. Sehr interessant ist eine kleine (40-Werst-Maßstab) hypsometrische Karte des Kaukasus, welche als Grundlage für eine rationelle Terrainzeichnung in allen Darstellungen des kaukasischen Isthmus dienen soll. Solche Vorbilder in kleinerm Maßstabe sind von großem Werthe, um danach auf mehrblättrigen Specialkarten in die Terraindarstellung größere Harmonie zu bringen. Daß letztere manchmal nicht erreicht wird, zeigte die Karte der europäischen Türkei des Obersten Artamonow sowie die große Karte von Kleinasien von Stebnizki. Auf letzteres Land bezogen sich noch zwei Sectionen einer fünfwerstigen Karte der türkischen Grenzgebiete, welche Adscharien und einen Theil des Vilajet Trapezunt darstellen.

An die orenburgischen und kaukasischen Aufnahmen stoßen südlich die Arbeiten der turkestanischen topographischen Section an, welche sich diesmal hauptsächlich auf die Erforschung von Ferghana richteten, wo 1875 so viel kriegerische Bewegungen stattfanden. Zehn Marschrouten in verschiedenem Maßstabe und nach verschiedenen Richtungen hin aufgenommen trugen viel zur Verbesserung unserer Kenntnisse vom einstigen Chanate von Chokand bei. Mit ihrer Hülfe wurde eine interessante Karte des Kreises Namangan compilirt, die man besser als Karte des Thales von Ferghana bezeichnen könnte, da sie nicht nur Namangan, sondern auch Chokand, Margilan, Andidschan u. s. w. bis zum Fuße des südchokandischen Gebirges umfaßt.

Eine Novität ist die Aufnahme der Wüste Mojun-kum südlich vom Tschu-Flusse, und eine Menge topographischer Details über schon bekannte Gebiete bieten die Aufnahmen der Umgebungen von Samarkand, Dschizak, Chodschent u. s. w. Nebenbei bemerkt haben die Aufnahmen der Zerafschan-Abtheilung jetzt in der zwischen Samarkand und Katty-kurgan ausgeführten Triangulation eine gute Basis. Eine ebensolche wurde bei Taschkent vorgenommen; aber leider sind beide bis jetzt nicht in Verbindung gebracht worden. — Als letzte Arbeit dieser Abtheilung sei die Karte von Hissar erwähnt, deren Reduction in Nro. 1 dieses Bandes (S. 9) zu finden ist.

Die militär-topographische Section des Generalstabes, bei welcher alle geodätischen und topographischen Arbeiten im Reiche zusammengestellt werden, hatte eine photographische Copie der Karte des asiatischen Rußland (im Maßstabe von 100 Werst auf den Zoll) eingesandt, deren Manuscriptzeichnung auf der Ausstellung des Pariser geographischen Congresses wegen der Fülle des darin verarbeiteten Materials die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie wird bei ihrem Erscheinen sicher einen großen Erfolg haben, wie ihn ihrer Zeit die bekannte Karte von Central-Asien (im gleichen Maßstabe), welche ebenfalls in verbesserter Gestalt ausgelegt war, gehabt hatte. Außer den vielfach verbesserten

[1]) Auch in England gab kürzlich Major St. John eine große, sechsblätterige Karte von Persien heraus, die aber, wie schon ein flüchtiger Blick lehrt, an bedeutenden Lücken in Folge von Vernachlässigung manches allgemein zugänglichen, authentischen Materials leidet.

und in neuer Auflage erschienenen Karten des orenburgischen Kreises und von Westsibirien ist zum Schlusse noch eine schöne heliogravirte Karte von Chiwa und dem Unterlaufe des Amu zu erwähnen, welche für die Beschreibung der 1873er Expedition nach Chiwa hergestellt ist. Dieselbe würde ohne Zweifel das Publicum nicht nur Rußlands, sondern auch des Auslands sehr interessirt haben, wenn nicht schon eine Copie von ihr in England erschienen wäre und zwar als Beilage zur Beschreibung der Amu-Darja-Expedition von 1874 (vergl. „Globus" XXVI, S. 255, XXVII, S. 30), welche von Major Wood verfaßt und nebst verschiedenen Profilen, Querschnitten und Tabellen im Journal der Roy. Geographical Society of London 1875 erschienen ist.

Eine Anzahl militär-statistischer Publicationen über Asien, Eigenthum M. Wenjukow's, waren gleichfalls ausgestellt, nämlich „Versuch einer militärischen Uebersicht der russischen Grenzen in Asien", „Kurze Skizze von Indien", Schriften über die Kurden und die bewaffnete Macht Japans und Chinas nebst einer Karte ihrer Vertheilung und Bericht über die Heere des asiatischen Rußland, China, Japan, Englisch-Indien, Ostturkistan und der asiatischen Türkei. Interessant ist auch eine neue Publication des orientalisch-wissenschaftlichen Comites über die Streitkräfte des ottomanischen Reiches mit einer genauen Karte über deren Vertheilung zu Anfang 1876. Es erhellt aus diesen Arbeiten, daß Asien mit Ausschluß von Birma, Annam, Afghanistan, Beludschistan, Buchara sowie der niederländischen, französischen und spanischen Colonien nicht weniger als 1,384,000 Soldaten unterhält.

Zum Schluß sei die chinesische Collection der Herren Sosnowski und Pjasezki erwähnt, bestehend aus einer Menge von Objecten des chinesischen Lebens, Producten der Industrie, Photographien und Aquarellen, und vor allem jene große Routenaufnahme des Herrn Matusowski von Han-kau am Jang-tse-kiang bis zum Zaisan-Posten an der russisch-chinesischen Grenze (vergl. „Globus" XXX, S. 171).

So sind es wenige Länder in Asien, welche im Jahre 1875 nicht in irgend einer Hinsicht vom russischen Generalstabe einer fruchtbringenden Aufmerksamkeit gewürdigt worden wären, und mehr und mehr muß sich der Geograph gewöhnen, für den Westen, Norden und Osten Asiens auch auf russische Quellen zurückzugreifen.

Aus allen Erdtheilen.

Geographische Nachrichten aus Asien.

— Die stete Bedrückung der Armenier durch die Kurden, wie wir sie in den Artikeln „In Türkisch-Armenien" („Globus" XXX, Nro. 21 bis 24) und wie sie die Armenier von Wan selbst in der Bittschrift an ihren Patriarchen in Constantinopel (s. „Globus" XXX, S. 367) geschildert haben, ist jetzt durch eine neue Unthat ihrer türkischen Herren übertroffen worden. Die „Mail" vom 2. Februar 1877 veröffentlicht Briefe aus Wan, welche die Einäscherung des dortigen Bazars und eines Theiles der Stadt durch türkische Soldaten constatiren. Einige derselben legten kurz vor Sonnenuntergang am 30. November an einer Bude Feuer an, welches in sechs Stunden sechshundert Buden verzehrte. Die zum Retten ihrer Habe herbeieilenden Armenier wurden von den plündernden Soldaten und Gensdarmen mit Gewalt daran gehindert, verwundet und zum Theil erschlagen. Eine große Anzahl wohlhabender Leute sind dadurch zu Bettlern geworden; die Armuth ist so allgemein, daß man die Schulen wegen mangelnder Mittel hat schließen müssen. Den Verlust an Waaren, Geld, Gebäuden u. s. w. schätzt man auf $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Million türkischer Pfund (à $18\frac{1}{2}$ Mark), ein tödtlicher Streich für eine Stadt von 12,000 bis 15,000 Einwohnern. Viele derselben von armenischer Nationalität rüsten sich, Wan ganz zu verlassen. — Ein ähnliches Attentat auf den Bazar von Erzerum Seitens der türkischen Soldaten ist durch den Oberbefehlshaber Sanih Pascha noch glücklich vereitelt worden („Mail" vom 14. Februar 1877).

— Nach den „Bakuer Nachrichten" hat General Lomakin, welcher das schon von uns („Globus" XXXI, Nro. 4, S. 64) erwähnte Brunnengraben im Usboi leitet, in einer Entfernung von 20 Werst von Köne-Urgendsch im Chanat Chiwa, am Wege von Krasnowodsk und am großen aus dem Amu-Darja abgeleiteten Canale die Stelle für eine künftige Befestigung und Factorei ausgewählt. Eine zum Nivelliren ausgesandte Expedition führt ihre Arbeiten unter Oberst Pjetrasjewitsch im alten Bette des Amu-Darja aus und befindet sich jetzt zwischen Sary-Kamysch und Köne-Urgendsch. Während der Zusammenkunft des Generals mit dem Chan von Chiwa in dem russischen Lager bei Köne-Urgendsch wurden auch darüber Berathungen gepflogen, daß die nomadisirenden dem Chan unterworfenen Stämme mit seiner Regierung ungemein unzufrieden seien und vorzüglich über die unerschwinglichen Abgaben sowie über die Bestechlichkeit der Beamten klagten, infolge dessen sie sich sogar schriftlich an die Russen gewandt und dieselben gebeten haben, sie gegen die Uebergriffe der chiwaischen Beamten zu schützen und ihnen eine russische Administration zu geben. Der Chan gestand seine Ohnmacht, das Volk zu regieren, ein, erklärte dem Willen desselben nicht entgegen handeln zu wollen und bat, daß ihn die russische Regierung von der Last des Regierens befreien, das Chanat an sich nehmen und ihm selbst die Mittel zum Unterhalte gewähren möge. (A. K.)

— Capitän Wiggins („Globus" XXX, S. 128), welcher im vorigen Sommer etwas später als Prof. Nordenskjöld nach dem Jenissei segelte, hielt sich zuerst verschiedene Wochen in der Podarata-Bucht, Dr. Finsch's und Dr. Brehm's vergeblich erstrebtem Ziele, auf, beendete die Untersuchung derselben und fand einen guten Hafen. Beim Weiterfahren entdeckte er eine große Insel an der Mündung des Ob sowie neues renthierreiches Land auf dem Wege nach dem Jenissei (wohl identisch mit der am 15. August von Nordenskjöld entdeckten Sibiriakow-Insel (s. „Globus" XXX, S. 351). Obwohl das Karische Meer viel Eis enthielt, fand er doch die Luft- und Wassertemperaturen, wie im Jahre 1874, außerordentlich warm. Dann fuhr er den Jenissei auf eine Strecke von circa 1000 Werst bis zum Einfluß der von Osten kommenden Kureika hinauf. Auf dieser Strecke ist der Strom — wie er unlängst in einer Sitzung der „Gesellschaft für Förderung der russischen Kauffahrteischifffahrt" erklärte — für Dampfer von circa 700 Tonnen vollkommen schiffbar; der Waarenaustausch zwischen Europa und Asien könne auf dem von ihm benutzten Seewege während einer gewissen Navigationsperiode stattfinden und das Eis des Karischen Meeres böte für die Schifffahrt keine Gefahr. Die Temperatur des letztern sei beträchtlich hoch, was sich durch einen Zufluß von Wasser aus dem Golfstrome erkläre.

— Pewtsow's Reise nach Gutschen. Wie wir auf S. 156 des vorigen Bandes mittheilten, schloß Sosnowski mit dem Obercommandanten der gegen Yakub Beg von Kaschgar operirenden chinesischen Truppen, Tso-tschung-tang, einen Vertrag wegen Proviantlieferung nach Gutschen ab. Die

Russen unterließen nicht, der im November 1875 abgehenden Getreidekarawane in der Person des Hauptmanns im Generalstabe Pewtsow einen Begleiter mitzugeben, welcher das Unternehmen durch seine Arbeiten zu einem für die Wissenschaft fruchtbaren gemacht hat. Auch für politische Zwecke Rußlands mögen seine Erfahrungen wie die der anderen Offiziere, welche in stets wachsender Menge China und die Mongolei in neuester Zeit durchreisen, von Werth sein. Pewtsow hat auf dem Wege vom Zaisan-Posten über Buluntochoi nach Gutschen (in der chinesischen Provinz Thian-schan-pe-lu zwischen Urumtsi und Barkul) sieben Punkte astronomisch festgelegt, an drei Orten magnetische Beobachtungen gemacht und fünfzehn Höhen sowie die Schneelinie im Thian-schan bestimmt. Außer seiner Marschroute von 845 Werst Länge und Plänen von Buluntochoi und Gutschen nebst Umgebung hat er ein Herbarium von circa 1000 Pflanzen, 123 Vogelbälge und 34 Säugethiere mit heimgebracht und diese Sammlungen der Russischen Geographischen Gesellschaft geschenkt.

— Major Majew, der Leiter der russischen Expedition nach Hissar (s. „Globus" XXXI, Nro. 1 und 2), beabsichtigt, sich zu Wasser nach einem der chinesischen Häfen und von da nach den Theepflanzungen im centralen China zu begeben und dann auf dem geraden Wege längs des Südrandes der Wüste Gobi durch chinesisches und kaschgarisches Gebiet Taschkend zu erreichen. Er hat sich an die Russische Geographische Gesellschaft gewandt, um von ihr die nöthigen Anweisungen zu erhalten und etwaige Wünsche zu erfahren. Dieselbe will den Kriegsminister um seine Erlaubniß und Beihülfe angehen (Iswest. 1876, Heft 5, Theil 1, S. 157 und 190).

— Die indische Regierung beabsichtigt, mit Einwilligung der chinesischen Behörden eine Ueberland-Expedition von Peking nach Lhassa zu senden, welche die Hauptaufgabe hat, Handelsverbindungen zwischen Indien und Tibet anzuknüpfen.

— Am 13. Januar 1877 hat sich die Sumatra-Expedition der Holländischen Geographischen Gesellschaft in Nieuwediep eingeschifft. Dieselbe wird einen großen Theil ihrer Zeit auf die Erforschung der noch unbesuchten Landschaft Korintji am Oberlaufe des Djambi-Flusses verwenden, welche nach Angabe der Eingeborenen an nutzbaren Hölzern und Mineralien sehr reich sein soll. Bestätigt sich dies, so beabsichtigt man das Gebiet zu colonisiren. Die holländische Regierung beweist dem Unternehmen ein lebhaftes Interesse und hat der Expedition einen für eine zweijährige Fahrt vollständig ausgerüsteten Dampfer zur Verfügung gestellt.

Auch eine französische Gesellschaft, die der „colons explorateurs", welche Colonisation und Erforschungsreisen verbinden will und von Mr. Bran de Saint-Pol Lias gestiftet worden ist (s. „Globus" XXX, S. 111), hat sich Sumatra als Operationsfeld erwählt. Eine erste Abtheilung, deren jede sowohl praktische (Arzt, Kaufmann, Landwirth, Ingenieur) als wissenschaftliche Mitglieder umfassen soll, hat sich an der Ostküste in Deli, wo ihr vom dortigen Sultan Land angewiesen worden ist, niedergelassen. Der Anfang ist keiner der besten: einheimische Räuberbanden, welche einen grimmigen Haß auf europäische Colonisten geworfen zu haben scheinen, haben mehrere benachbarte Pflanzungen überfallen, geplündert, verbrannt und die Bewohner mit ihren axtförmigen Schwerten gräßlich zugerichtet. Es ist nur ein schwacher Trost, diese Blutthaten lediglich als Ausflüsse persönlicher Rache hinzustellen.

— Achille Raffray, ein französischer Reisender und Entomologe, welcher 1873 bis 1875 Abessinien und Ostafrika bereiste und seine Erlebnisse in einem 1876 in Paris erschienenen Buche beschrieb, befindet sich jetzt auf dem Wege nach Neu-Guinea und hat unlängst das Innere von Java durchwandert. Von dort will er Celebes besuchen, auf Amboina die malayischen Diener Beccari's in seinen Sold nehmen und dann nach Neu-Guinea fahren, um dort zoologischen und geographischen Forschungen nachzugehen.

— Ein deutscher Attaché im japanischen Ministerium des Innern, Herr Knipping, hat (nach L'Exploration, Nouvelles, Bogen 1, S. 11) nach zweijähriger Arbeit eine Karte von Japan im Maßstabe von 1 : 1,110,000 vollendet. Die Küsten sind nach den allerdings noch sehr unvollkommenen englischen Admiralitätsaufnahmen niedergelegt, und das Innere ist eine Combination der besten und genauesten einheimischen Karten, deren nicht weniger als 110 zu Rathe gezogen worden sind. Die alte historisch und geographisch begründete Eintheilung des Landes nach Clans (Kori) ist bekanntlich neuerdings einer administrativen in Fu und Ken gewichen, und letztere allein ist angegeben. Höhen, denen Herr Knipping selbst großes Studium und viel Beobachtung gewidmet hat, sind in Meter eingetragen. Hoffentlich übernimmt die japanische Regierung die Veröffentlichung dieser Arbeit, welche übrigens in ähnlichen gleichfalls noch unpublicirten Karten des Mr. Brunton und des Prof. von Richthofen (s. „Globus" XXXI, Nro. 3, S. 42) Vorläufer oder Concurrenten besitzt.

— Reallehrer K. Merk, der Entdecker der Thayinger Thierzeichnungen (s. vorigen Band S. 191), veröffentlicht im Archiv für Anthropologie (IX, Heft 4, S. 269) eine Erwiderung an Dr. Lindenschmit, woraus hervorgeht, daß ein gewisser Stamm aus Thayingen mit Hülfe eines Schülers aus Schaffhausen die bekannte Fälschung der Bären- und Fuchszeichnung ausgeführt hat. Die Echtheit der Renthier- und Pferdedarstellungen (vergl. „Globus" XXIX, S. 182 und 183) wird dagegen aufrecht erhalten.

— Eduard Mohr's Tod, den wir noch auf S. 159 bezweifelten, hat sich nur allzu rasch bestätigt. Der Reisende war nach den Zeitungen von Loanda am 16. November 1876 in Malange eingetroffen und hatte bei Custodio José de Sousa Machada, dem Wirthe des Lieutenant Lux und Dr. Pogge, Obdach gefunden; mit dessen Bruder Saturnino, wohl derselben Persönlichkeit, welcher Dr. Pogge die Erreichung der Residenz des Matiamwo zu verdanken hat, gedachte er in das Innere einzudringen. Allein die Schwermuth, welche ihn schon in den letzten Jahren in Europa mitunter überfiel, überkam ihn von Neuem; zwei Diener bestahlen ihn obendrein, was seine Erregtheit nur noch vermehrte. Der Unglückliche nahm Morphium, vielleicht in zu starken Dosen; es folgte ein Zustand völliger Betäubung und am 26. December machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Die Deutsche Afrikanische Gesellschaft hat in ihm ihren letzten Reisenden, der sich Centralafrika zum Forschungsgebiete gewählt, verloren. Doch ist Aussicht vorhanden, wie Prof. A. Bastian am 3. März in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde mittheilte, daß kein Geringerer, als Dr. Gustav Nachtigal das Werk des verstorbenen Mohr aufnehmen wird.

Druckfehler. In Nro. 9, S. 136, Sp. 1, Z. 29 v. o. muß es statt „von Turkis (arabischer Race) bewohnt" heißen: „von Turkis (arischer Race) bewohnt". — Gerade dieses Auffinden von Ariern mit turanischer Sprache, die man bis dahin, ungesehen, für Turanier oder Mongolen auch der Race nach gehalten hatte, war ein unerwartetes und interessantes Ergebniß der Schlagintweit'schen Reisen. Red.
In Nr. 1, S. 3, Sp. 2, Z. 2 v. u. lies statt 527 Fuß — 275.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Peking und Umgebung.

VI.

Der chinesische Buddhismus.

Einen ungleich größern Einfluß und Bedeutung als der Taoïsmus hat jedoch in China der Buddhismus erlangt, dessen Einführung Kaiser Ming-ti von der Han-Dynastie im Jahre 64 unserer Zeitrechnung gestattete. Diesem soll im Traume ein Mann (Buddha), welcher in der Hand einen Bogen und zwei Pfeile hielt, erschienen sein, und der Traumdeuter — es ist das ein Hofamt in China — erklärte ihm, daß in Westasien ein goldenes Heiligenbild dieses Mannes, Fo genannt, existire; man solle das Bild und einige seiner Reliquien durch eine Gesandtschaft nach China holen lassen. Seitdem besteht der ideographische Charakter, mit dem die Chinesen Fo oder Buddha bezeichnen, aus dem Bilde eines Mannes, eines Bogens und zweier Pfeile zum Gedächtniß jenes Traumes, wenn nicht etwa die Sache, wie meist in solchen Fällen, umgekehrt liegt, und die erklärende Geschichte erst aus dem Zeichen entstanden ist. — Im Laufe eines Jahrhunderts breitete sich dann der neue Glauben im Reiche der Mitte aus (zu einer Zeit wirkten allein in den Klöstern des nördlichen China an 3000 indische Priester) und hat seiner Zeit die dortige Civilisation mächtig unterstützt. An Anfeindungen hat es ihm natürlich zu keiner Zeit gefehlt, und noch heute verwünschen die Philosophen aus der Schule des Confucius das Andenken des Kaisers Ming-ti. Von Staatswegen wird natürlich auf diese Religion ebensowenig Rücksicht genommen als auf den Taoïsmus; die Staatsreligion duldet sie beide nur neben sich und verlangt von deren Anhängern dasselbe wie von den eigenen. Dazu kommt, daß die Anmaßung der buddhistischen Priester in demselben Grade gewachsen ist, als der Einfluß ihrer Religion sank, und daß die Chinesen überhaupt sich gegen religiöse Fragen mit dem größten Indifferentismus und Skepticismus verhalten. So verfallen die Pagoden, welche namentlich in der Umgebung der Hauptstadt mit großer Pracht ausgestattet sind, allmälig und die Zahl der Gläubigen nimmt ab. So ist es vielleicht zu hoch gegriffen, wenn Reverend S. Beal, einer der besten Kenner des chinesischen Buddhismus, die Hälfte der gesammten Einwohner Chinas für Anhänger desselben hält. Er sagt (The Oriental, 4. December 1875): „Es soll mehr Buddhisten in der Welt geben als irgend ein anderer Glaube Anhänger zählt. Dabei schlägt man jedoch die Menge der chinesischen und japanischen Buddhisten zu hoch an. Die Chinesen selbst dagegen sprechen in ihren historischen Werken von sich immer als von Confucianern, und auch die Japanesen fallen unter dieselbe Kategorie. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, und wir werden nicht sehr fehlgreifen, wenn wir die Hälfte der Bevölkerung von China als Buddhisten ansehen, während das ganze Volk, abgesehen natürlich von den Mohammedanern und Juden, mit buddhistischen Gedanken, Vorstellungen und religiösen Ceremonien vertraut ist, so daß man etwa 150 Millionen Buddhisten in China und Japan rechnen kann."

Wie gesagt, eifrige Anhänger des Glaubens sind das sicher nicht. Der Chinese hat ein Sprichwort, welches seine religiöse Gleichgültigkeit trefflich ausdrückt: „In seinen Mußestunden betet man nicht; aber wenn der letzte Augenblick naht, wirft man sich blindlings Buddha zu Füßen." Genau

Bonzen vom indischen Ritus. (Nach einer Photographie.)

in dieser Weise stehen auch die meisten Chinesen zur indischen Lehre, denn nur bei ihrer Beerdigung kommen sie mit den Bonzen in Berührung. Der Stand der Gebildeten und Studirten in China sieht mit ziemlicher Verachtung auf die buddhistischen Priester und Mönche und ihr faules, beschauliches Leben herab, welchem sich auch selten ein Sohn besserer Familien, sondern nur Angehörige der untersten Volksschichten widmen. Daß sie mit ihrem Lebensunterhalte auf Bettelei und fromme Stiftungen angewiesen sind und in der Noth auch aus ihren Klöstern und Tempeln Herbergen und Wirthshäuser für Reisende machen, läßt sie in den Augen der arbeitsamen Chinesen nur um so verächtlicher erscheinen. Manche Bonzen freilich haben kein schlechtes Loos gezogen, so namentlich diejenigen, welche die reizend-gelegenen Klöster im Gebirge westlich von Peking bewohnen, reinliche, bequeme, entzückende Gebäude im Schatten großer Bäume an Bächen und in fruchtbarer Umgebung, der Lieblingsaufenthalt der fremden Gesandtschaften und vielbesuchte Erholungsplätze.

Die Bonzen (Priester des alten buddhistischen Ritus) scheeren sich den Kopf vollständig kahl und tragen eine viereckige Kappe von schwarzer Seide. Ihr Gewand (Kiascha) ist meist von grauer Farbe und hat einen schwarzen Kragen. Ihre Sitten sind wenig streng, wie folgendes Volksliedchen zeigt:

Ein Bonze mit kahlem, leuchtendem Schädel — weinte heftig; — er schlug an die geweihte Glocke und Trommel, — daß es tönte: Ting-tang. — Seine Lippen flüsterten ganz

Halle in dem großen Lamakloster. (Nach einer Photographie.)

leise: — „O, Buddha von Sifan, der Du thronst — zwischen den Heiligen Siëloan und Kiaschia, — habe Mitleid mit mir armem Bonzen; — gieb, daß ich aus dem Tempel herauskomme, — daß ich weder Kälte noch Elend zu ertragen habe, — daß ich eine hübsche Frau heirathe — und daß ich nicht mehr Bonze zu sein brauche."

Ein wenig später geschah es, daß unser Bonze — in aller Eile — eine böse Frau heirathete, — die beim Eintreten in das Brautgemach — zu toben begann — und den Bonzen beißen wollte. — Tagtäglich gab es nur Schläge, Verwünschungen und Prügeleien; — und Hammerschläge regneten auf des Bonzen Kopf, daß es tönte: Pang! — Außer sich — kniete er vor den Heiligen Lorhan und Yü-kinkang nieder, — verbrannte ihnen Weihrauch und sprach: — „Ich will lieber wieder Bonze werden!"

Die Bonzen dürfen sich ebensowenig wie die taoïstischen Priester verheirathen; thun sie es dennoch, so stehen ihnen achtzig Bambushiebe und Ausstoßung aus dem Orden bevor. Dieselbe Strafe trifft seine priesterlichen Genossen, welche ihm dabei behülflich waren, und den, welcher ihm das Mädchen zur Ehe gegeben hat; letzteres wird seiner Familie wieder zugeführt und die Brautgeschenke werden zum Besten der Regierung confiscirt. Auch wird jeder Bonze oder Tao-sze, welcher noch fernerhin seine Eltern besucht, seinen Vorfahren opfert und um verstorbene Verwandten trauert, gleich als hätte er nicht der Welt entsagt, zu hundert Bambusschlägen verurtheilt und muß aus seinem Orden austreten. So beschaffen sind die Beweise der Aufmerksamkeit, welche die chinesische Regierung dem alten buddhistischen Ritus schenkt, und auch das Volk geht in seiner Achtung nicht viel

weiter. Wird ein Tempel baufällig oder stürzt er ein, so müssen sich die Bonzen oft lange gedulden, ehe sie an Almosen genügende Mittel zu seiner Wiederaufrichtung beisammen haben. Mitunter sieht man sie bettelnd an den Wegen oder neben den Ruinen des betreffenden Tempels sitzen, aus denen sie etwa eine Glocke ausgegraben haben, an welche sie schlagen, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken.

Zu etwas sind jedoch diese Klöster gut gewesen: sie haben in chinesischer Uebersetzung eine ganze große Literatur bis auf den heutigen Tag bewahrt, welche im Westen durch die Mohammedaner und deren fanatische Zerstörungssucht untergegangen ist. Es existiren dort Schriften, deren Werth für indische Geschichte und Geographie man kaum zu ahnen beginnt, und deren Studium man erst in letzter Zeit sich mehr zugewendet hat.

Einer bessern Behandlung Seitens der Regierung erfreuen sich, übrigens mehr aus politischen als aus religiösen Gründen, die Priester des reformirten Buddhismus, welcher in der Landschaft Amdo südlich vom See Kuku-nor seinen Ausgang nahm. Dort wurde im Jahre 1337 Tsong-kaba, der Reformator, geboren. Derselbe führte neue Gebräuche ein, in welchen die Reisenden stets große Aehnlichkeit mit katholischen Riten gefunden haben. Datiren doch die ersten Anfänge christlichen Missionswesens in China schon aus dem dritten Jahrhundert, wenn nicht noch früher, so daß Tsangkaba mit der christlichen Lehre wohl bekannt sein konnte. Seine Reformen wurden in ganz Tibet und später in den mongolischen Fürstenthümern angenommen. Schon ein Jahrhundert früher hatte der große Kubilaï-Chan den buddhistischen Lamas in Tibet besondere Gunst bewiesen, den Matli, besser bekannt als Pakbo-lama oder Pa-se-pa, zu ihrem Oberhaupte ernannt und zugleich zum weltlichen Herrscher Tibets gemacht, um durch diese Verquickung weltlicher und geistlicher Macht das Land besser im Zaume halten zu können. — Diesem reformirten Cultus gehören heute alle Lamas an, und Tibet wird stets in China durch den Groß-Lama, eine secundäre Fleischwerdung Buddha's, vertreten. Es scheint aber, daß derselbe von der chinesischen Regierung nur als Geisel betrachtet wird, welche auch in der Mongolei die buddhistische Hierarchie mit allen Kräften unterstützt, weil ihr diese wie nichts Anderes behülflich ist, ihre Oberherrschaft über die Mongolen zu behaupten und deren allgemeinen Haß gegen die Chinesen paralysirt.

Der Groß-Lama in Peking. (Nach einer Photographie.)

Die beiden schönsten buddhistischen Denkmäler in Peking sind unstreitig der Peta-se und der Yong-ho-kong, beide in der Tatarenstadt gelegen, ersterer eine 1271 von Kubilaï prächtig verzierte Stupa, welche Buddha-Reliquien umschließt und durchaus Anklänge an ähnliche indische Bauten zeigt. Der Yong-ho-kong war einst die Residenz des Kaisers Yong-tscheng vor seiner Thronbesteigung und zeichnet sich durch seine Pracht, seine Geräumigkeit und die große Zahl seiner Baulichkeiten aus. Heute residirt dort der Groß-Lama, dessen Bild wir geben. Leider trägt er da nur die gewöhnliche Kleidung eines hohen Beamten, nicht die violette Tiara und das rothe Gewand der obersten buddhistischen Geistlichen. Seine Persönlichkeit ist von geringem Interesse; desto mehr aber der Gottesdienst im Tempel, wo die Lamas mit Kreuz und Mitra, Dalmatika und Chorrock hantiren wie die katholischen Priester in ihren Kirchen; wo zwei Chöre beim Gottesdienste singen, Exorcismus, Weihrauchfaß, Segen, Rosenkranz und Procession dieselbe Rolle spielen wie im Katholicismus. Eigenthümlich ist die den Pilgern ertheilte Absolution: nachdem sich dieselben im Vorhofe durch Gebete und stilles Nachdenken gereinigt, werden sie zum Altar vorgelassen, wo ein Lama ihnen ein großes viereckiges Siegel mit Sanskrit-Charakteren auf die Brust drückt.

Auf Formosa.

Ethnographische Wanderungen von Paul Ibis.

IV.

Die Eingeborenen von Süd-Formosa: A. Die Stämme Sabari, Whang-tschút, Tuasók, Bakurút, Liougruan, Kantáng und Quajan: Aeußeres, Kleidung, Zierrath, Wohnung, Geräthe und Waffen, Nahrung und Getränke, Beschäftigung und Handel. Geistige Entwickelung, Leben, Sitten und Gebräuche. B. Die Saprék und Pilám.

In Süd-Formosa kam ich im Ganzen mit Eingeborenen aus neun Stämmen in Berührung; es waren die Sabari (etwa 200 Mann stark) in 24° 4' nördl. Br. und 120° 48' östl. L.; einige Meilen nördlich von diesen die Whang-

tschut und in ihrer Nähe die Kantang; nordöstlich von den Sabari die Tuasók (gegen 100 Mann); im Osten die Bakurút (gegen 150 Mann); im Süden die Lion-grúan; dann zwischen Hong-kong und Long-kiau die Ouajan; nordöstlich von Hong-kong die Saprêk (etwa 150 Mann) und endlich die nördlichsten von allen, die Pilám, ein großer Stamm, dessen Territorium bis an die Ostküste reicht.

Außer diesen genannten giebt es noch eine große Anzahl anderer Stämme, deren Namen und Lage mir nur theilweise bekannt geworden. Die Gesammtzahl der Eingeborenen von Süd-Formosa taxire ich auf nicht mehr als 3000 Mann.

Schon hier, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume, kann man die Beobachtung machen, daß nicht allein äußere Verhältnisse, wie Zufälligkeiten des Bodens, Art der Beschäftigung und andere, die einzelnen Stämme von einander scheiden, sondern daß es auch manche charakteristische Eigenheiten in ihrem Typus giebt, welche nicht anders als durch ihre verschiedene Abkunft oder Kreuzungen mit anderen Völkern erklärt werden können. Zwar lassen sich die Bewohner der Südspitze, die sieben erstgenannten Stämme, als ein einziger betrachten — vielleicht waren sie es auch anfangs, oder es hat der gegenseitige Verkehr ihre charakteristischen Züge ausgeglichen —, einen Pilám aber und einen Saprêk kann selbst der flüchtigste Beobachter nicht mit ihnen verwechseln, so schroff ist der Unterschied in ihrem Aeußern. Die ersten sind nämlich im Durchschnitt häßliche, schmächtige Figuren von schmutzig-gelblicher Hautfarbe, während die letzteren, besonders die Pilám, gut und stark gebaut und von einer schönen Bronzefarbe sind. In ihrer Sprache waltet ein ähnlicher Unterschied, doch lassen sich beide, wie alle mir bekannt gewordenen Mundarten Formosas, auf eine Wurzel, auf das Tagalische, zurückführen.

Betrachten wir zuerst die Bewohner der Südspitze.

Es sind, wie gesagt, kleine häßliche, schlecht proportionirte Figuren, entweder schmächtig oder gedrungen. Waden, Lenden und Arme sind dürr und die Muskeln schwach. Die Schultern stehen gerade, der Hals ist meist kurz, die Brust flach. Der Kopf ist klein, bald schmal, bald kurz, das Gesicht breit, mit hervorstehenden Backenknochen und Unterkiefer. Die Nase ist breit, abgeplattet, der Mund groß, mit dicken, fleischigen Lippen. Die Augen sind schmal, dunkelbraun und oft ein wenig schief gestellt. Die Ohren nicht groß, doch werden die Ohrläppchen durch eingesteckte Pflöcke sehr erweitert. Das Haar ist schwarz, schlicht, nicht besonders dicht; der Bartwuchs wie auch die Behaarung der übrigen Körpertheile äußerst schwach. Die Hautfarbe ist dunkel, aber kein Braun, vielmehr ein schmutziges Gelb, bei Greisen gar mit einem Stich ins Grünliche. Der Gesichtsausdruck ist meist finster, wenig Vertrauen erweckend, der Blick schwermüthig. Der Mund ist immer streng geschlossen und öffnet sich selten, selbst beim Lachen. Die Haltung des Körpers ist würdevoll, der Gang gemessen, fest, und jede Bewegung wie jede Miene ruhig und besonnen. Ihre gewöhnlichste Stellung ist sitzend auf der Erde oder auf einem niedrigen Bänkchen, die Arme um die Knie geschlungen.

Ihre Frauen sind nicht schöner, ebenfalls klein und schwach gebaut. Die Büste ist schlecht entwickelt, die Brüste klein und conisch zulaufend; das Haar ist nicht reich. Sie sehen meistens gedrückt und abgestumpft aus und weder ihre Kleidung noch ihr Benehmen zeugen von Koketterie oder einem natürlichen Schönheitssinn, der bei Frauen anderer Stämme doch recht entwickelt ist. Bei den Whang-tschút und Bakurut sah ich übrigens einige bessere weibliche Figuren, als die eben beschriebenen.

Die Kleidung dieser Stämme ist die chinesische, nur durch einige Veränderungen und Verzierungen ihren Gestalten besser angepaßt. Die Männer tragen eine kurze schwarze oder dunkelblaue Jacke, die gewöhnlich mit rother oder weißer Schnur umsäumt ist, und kurze Hosen von derselben Farbe, welche nur bis zur halben Lende reichen und mit einem farbigen Gürtel um den Leib zusammengehalten werden. Das Haar wird auf dem Vorderhaupte kurz geschoren, das übrige entweder zu einem Knoten geschlungen oder in einen winzigen Zopf geflochten, den sie meist um den Kopf gewickelt tragen. Bei manchen sah ich um die Fußknöchel Streifen aus Schweineborsten, wie es die Negritos auf Luzon tragen (s. „Globus" XXIII, S. 247, die Abbildung eines solchen Negrito von Mariveles mit einem Knieband von Wildschweinsborsten), und Schuhe aus Hirschfell. Die Kopfbedeckung besteht aus einer schmalen blauen Binde oder einem Tuch. Das Costüm der Frauen besteht aus blauen oder weißen Beinkleidern und einer Blouse darüber; nur ist beides weit kürzer, als bei den Chinesinnen. Das Haar wird nicht geflochten, sondern mit einem rothen Bande, einer Kette oder Perlenschnur umwunden und als Zopf um den Kopf gewickelt. Ueber das Haar wird ein Tuch geschlagen.

Im Gegensatz zu anderen Eingeborenen behängen sich diese nur spärlich mit allem möglichen Tand, wahrscheinlich wohl, weil sie, den anderen Stämmen an Entwickelung überlegen, keinen Werth mehr auf solche Dinge legen. Der häßliche Gebrauch, die Ohrläppchen zu durchstechen und durch runde Pflöcke aus Holz oder Porcellan zu erweitern, ist aber noch allgemein. Diese Pflöcke von chinesischer Arbeit haben einen Zoll und mehr im Durchmesser und sind grob emaillirt oder incrustirt. Verstümmelungen an Zähnen, oder sonst welcher Art, habe ich nicht gesehen; auch tättowiren sie sich nicht.

Ihre Wohnungen sind im Ganzen besser gebaut, als die rauchigen Hütten der Saprêk, und mit mehr Comfort eingerichtet. Die Dörfer Sabari und Tuasók unterscheiden sich nicht viel von den hiesigen chinesischen. Sie liegen recht hübsch im Thale am Wasser, umgeben von hohen Bambusgehegen, Gärten und Feldern. Sie bestehen aus einzelnen großen Gehöften, deren jedes von einer besondern Familie mit allen ihren Angehörigen bewohnt wird. Die Häuser sind aus rohem Backstein aufgeführt und bilden gewöhnlich eine lange Reihe viereckiger Kammern ohne innern Zusammenhang, aber durch einen Gang verbunden, den eine leichte, längs der ganzen Hausfronte laufende Bambuswand herstellt. Jede Thüröffnung hat eine entsprechende in der Bambuswand; Fenster giebt es nicht. In der Mitte des Hauses befindet sich das Zimmer des Familienhauptes, ein geräumiges Gemach, das auch als gemeinsames Speisezimmer dient. Zu beiden Seiten sind Schlafkammern der verschiedenen Familienglieder, Küche, Vorrathskammer u. s. w. Die Diele ist aus Lehm oder Stein. Die Seitenwände der Zimmer sind mit Waffen und Hirschgeweihen decorirt, die Hinterwand ist aber bis nach oben mit Hirsegarben, deren Aehren sorgfältig geordnet sind, ausgefüllt, zu welchem Zwecke, habe ich nicht ermitteln können, vielleicht einfach, um die Hirse immer recht trocken zu halten. Einige niedrige Bänke und Sessel, welche zugleich als Nackenkissen dienen, auch bei Wohlhabenderen chinesische Stühle, Betten und Koffer machen das Mobiliar aus. Der Hof vor dem Hause, ein viereckiger, etwas erhöhter Platz, ist sorgfältig geebnet und wird sauber gehalten, da hier das Korn gedroschen und getrocknet und manche andere Arbeit verrichtet wird. Vor dem Hause sind Gehege für Büffel, die sie als Landbauer reichlich halten. Das Dorf Bakurút hat ein eigenthümlicheres Aussehen. Es besteht aus niedrigen viereckigen Hütten mit sehr steilen Dächern (aus Reisstroh und Bambusstäben). Die

Waffen und Geräthe der Bewohner von Süd-Formosa.

a, b, c, d Gefäße aus Kürbiß. — e Blase mit Samshu. — f Eßstäbchen. — g Löffel aus einer Muschel. — h, i Trinkgefäße aus Bambus. — k Speere. — l Jagdmesser. — m Bogen. — n Köcher. — o Pfeile. — p Luntenflinte. — q Patronen. — r Pulverhörnchen für die Pfanne. — s Lunte. — t Patronennetz.

Wände, nur 3 bis 4 Fuß hoch), sind aus Bambus geflochten und mit Lehm beworfen. Das spärlich erleuchtete Innere bildet ein einziges Zimmer, welches ziemlich ärmlich eingerichtet ist; man sieht, daß sie mit den Chinesen nicht viel verkehren. Jede Hütte steht gesondert in der Mitte eines freien Platzes. Zwischen ihnen sind Gehege für das Vieh und kleine Gemüsegärten. Das Hausgeräth, wie Kessel. Töpfe, Schalen, Tassen, ebenso Werkzeuge für Ackerbau, sind chinesischer Arbeit. Nur Bänke, Matten und zahlreiches Geschirr aus Kürbis sind von den Eingeborenen selbst angefertigt.

Hausthiere sind, wie gesagt, der Büffel, das Schwein, der Hund und die Katze. Auch Enten, Gänse und Hühner werden gehalten.

Ihre Waffen haben sie, wie alle Stämme, gleichfalls von den Chinesen; es sind: 1. ein unbequemes Luntengewehr von 4 Fuß Länge mit einem sehr kurzen Kolben; 2. Speere, d. h. ein 6 Zoll langes Messer an einen 8 bis 10 Fuß langen Schaft befestigt; 3. ein gerades Messer (etwa 2 Fuß lang und $1^1/_2$ Zoll breit) in einer Scheide aus Holz, welche nur die eine Seite des Messers einschließt, an der andern aber mit Draht oder Schnur überspannt ist; 4. ein Bogen von 3 bis 4 Fuß Länge, dazu Pfeile aus Bambus mit Eisenspitzen (mit und ohne Widerhaken). Die Patronen, grobes in Bambusstäbchen geschüttetes Pulver und Bleiklumpen, werden in einem feinen Netz auf dem Rücken getragen. Ein zierliches Hörnchen mit feinem Pulver für die Pfanne hängt an einer Kette am Halse. Die Lunte ist um den Oberkörper gewickelt, das Messer steckt immer unter dem Gürtel und der Speer oder die Büchse kommt selten aus der Hand, so daß ein Trupp Eingeborener ein ganz malerisches Bild abgiebt. Ihre Gänge in die chinesischen Niederlassungen oder auch nur in ein Nachbardorf geschehen immer in voller Rüstung.

Sabari-Mann.

Gegessen wird dreimal täglich: Morgens um 7 Uhr, Mittags und Abends gegen Sonnenuntergang. Die Grundlage zu jeder Mahlzeit bildet, wie bei den Chinesen, gekochter Reis; dazu reicht man süße Kartoffeln (gekocht oder gebacken), geröstete Erdnüsse, Erbsen, Kohl und anderes Gemüse, ferner Schweinefleisch (gesotten und gebraten, eine sehr beliebte Speise), Wildpret, Eingeweide von Thieren, Geflügel und Fisch (ebenfalls in verschiedenartiger Zubereitung und alles in Bissen zerlegt). Hirse wird hier weniger gegessen, als bei anderen Stämmen, welche selbst keinen Reis bauen. Salz fehlt in den Speisen und scheint als Leckerbissen betrachtet zu werden; denn ich sah sie es ohne Weiteres wie Zucker verzehren.

Getränke sind chinesischer Reiswein (Samshu oder Tsin); Wawa oder Bawa, ein einheimisches, schwach berauschendes Getränk, aus Hirse gegohren; Thee und als Ersatz desselben der heiße Abguß von gekochtem Reis oder Kartoffel. Der Speisetisch selbst wird auf der Diele aus Brettern zusammengesetzt, und die Tafelsitte ist dieselbe, wie ich sie bei Gelegenheit meines Besuches bei den Saprêk beschrieben habe. Den Speisen und Getränken wird reichlich zugesprochen und die sonst so zugeknöpften, wortkargen Leute werden beim Mahle recht heiter und redselig. Lautes Rülpsen scheint wie im Orient als Compliment aufgenommen zu werden. Nach dem Essen wird Thee gereicht und warmes Wasser zum Ausspülen des Mundes und zum Waschen der Hände, und endlich eine Pfeife Taback, worauf sich es jeder auf Matten und Bänken so bequem macht, als möglich. Die Frauen essen nicht mit den Männern, sondern bedienen an der Tafel. Ueberhaupt begnügen sie sich mit Wenigem; ich habe nie ein Weib Samshu oder Wawa trinken oder Schweinefleisch essen sehen, und fast will es mir scheinen, als laste auf ihnen eine Art Tabu; allein bestimmt behaupten kann ich es nicht.

Als Narcoticum ist der Betel sehr im Gebrauch; Männer, Weiber, selbst Kinder kauen ihn. Auch rauchen beide Geschlechter stark Taback; die Pfeifen erhalten sie von den Chinesen.

Neben dem Ackerbau, der, Dank der Bodenbeschaffenheit in diesem Theil der Insel, die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen ist, behauptet die Jagd den nächsten Rang. Die Wälder sind reich an Hirschen, Ziegen und anderm Wild, dessen Fleisch, Häute und Hörner sowohl im eigenen häuslichen Gebrauch wie im Handel verwerthet werden. Alle Männer sind Schützen und handhaben ebenso gut Pfeil und Bogen, wie die Büchse, denn da Pulver und Blei theuer bezahlt werden muß, so geben sie womöglich immer dem Bogen den Vorzug.

Cultivirt wird: Reis, Hirse, Weizen, Yams, Bataten, Erdnüsse, Gemüse, die Banane, Arecapalme und der Betelpfeffer.

Der Tauschhandel zwischen den Eingeborenen und Chinesen (Geld hat keinen Werth) scheint recht lebhaft zu sein, und wie vortheilhaft er den letzteren ist, zeigt allein der Umstand, daß sie, trotz ihrer lächerlichen Furcht vor den Kalé, sich nicht gescheut haben in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, selbst unter ihnen, sich niederzulassen. Der Handel wird meistens in den chinesischen Dörfern abgehalten. Je nach Bedürfniß kommen die Eingeborenen schaarenweise nach Long-kiau. Dort haben sie ihre bestimmten Kunden, die ihnen neben guter Bewirthung für das mitgebrachte Holz, Felle und dergleichen das Gewünschte geben, wovon immer ein guter Theil Samshu und Taback ist. Gefeilscht wird viel dabei, und jeder Gegenstand einer umständlichen Probe und Kritik unterworfen. Zur Zeit meiner Reise machte die Regierung sich solche Handelsbesuche zu Nutze, indem sie für die Eingeborenen in Long-kiau offenes Haus hielt, wo sie sich satt essen und ausruhen konnten und für das mitgebrachte Holz immer gut bezahlt wurden. Die freundliche Behandlung der Mandarinen wie die gebotenen Vortheile sollten den Eingeborenen Vertrauen zur Regierung einflößen und die angebahnten friedlichen Verhältnisse sichern. Doch werden die Unruhen des vorigen Sommers dem ein Ende gemacht haben.

Ein getreues Bild vom Charakter dieser Stämme zu entwerfen, übernehme ich, nach einem nur wenige Tage lan-

gen Aufenthalte unter ihnen, nicht. Ich kann nur von dem Eindruck reden, den sie auf mich machten; und der war, wie ich gelegentlich schon früher bemerkt, so schlecht nicht. Die Schreckensgeschichten, die man mir von ihnen erzählt, fand ich stark übertrieben. Es waren, im Grunde genommen, gute, gastfreundliche und ehrliche Leute, wenn auch etwas mißtrauisch, verschlossen und leicht erregbar, aber ebenso leicht zu besänftigen und zu gewinnen. Der Strandraub, den sie trieben und der sich von selbst in Folge der häufigen Schiffbrüche entwickeln mußte, giebt noch keinen Grund ab, sie als ein verdorbenes, entartetes Volk zu betrachten. Vernünftige Leitung und Behandlung, bin ich fest überzeugt, würde sie bald zu friedlichen und fleißigen Landbauern umgestalten, denn an Anlagen und an gutem Willen, etwas zu lernen, fehlt es ihnen durchaus nicht. Für das Fremde, Unverständliche bezeigen sie großes Interesse und freuen sich kindisch, wenn man es ihnen erklärt, was durchaus nicht schwer ist. Ferner können sich viele von ihnen geläufig im Chinesischen verständigen und finden sich selbst in der chinesischen Schrift zurecht, wozu doch recht viel Geduld und Gedächtniß gehört. Eigene Schrift- oder Zahlzeichen haben sie nicht, und ihre Zahlenscala geht nicht über Zehn. Musikinstrumente oder ein geregelter Gesang fehlen gleichfalls. Auch ihre Schnitzereien und Matten sind grob, erstere augenscheinlich Nachahmung der chinesischen. Ueberhaupt haben sie selbständig es nicht weit gebracht.

Nach dem Gesagten ist ihr Lebenslauf höchst einfach und in wenigen Worten erzählt. Schon von der frühesten Jugend auf werden die Kinder zur Arbeit angehalten: die Knaben helfen dem Vater nach Kräften bei Feldarbeiten, begleiten ihn auf die Jagd und in die chinesischen Dörfer, wo ihnen Gelegenheit genug geboten ist, sich durch Geschicklichkeit, Schlauheit und Kühnheit auszuzeichnen und auszubilden. Denn gerade diese Eigenschaften sind es, die ihn als Mann ernähren und ihm seine Stellung im Stamme anweisen sollen. Die Mädchen wachsen unter den Augen der Mutter heran, ihr in allen möglichen häuslichen und weiblichen Arbeiten Hülfe leistend. Hat der junge Mann die Geschlechtsreife erreicht, so wählt ihm der Vater eine Gattin und macht mit ihren Eltern alle Heirathsangelegenheiten ab. Gewöhnlich wird die Braut mit Kleiderstoffen und Schmucksachen erkauft und folgt dem Bräutigam ins Haus seines Vaters; im andern Falle muß der junge Gatte als Knecht in den Dienst seines Schwiegervaters treten. Eine Hochzeit ist ein Fest, an dem der ganze Stamm Theil nimmt, ebenso die Geburt eines Kindes; denn je mehr Kinder eine Familie hat, desto höher steht sie in der allgemeinen Achtung. Daraus entspringt denn auch die allzu zärtliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern, was wiederum den Mangel an Pietät vor dem Alter Seitens der Jugend zur Folge haben mag. Vielweiberei kommt nirgends vor. Ihre Todten sollen sie erst einen Tag beweinen und dann ohne jegliche Ceremonie im Walde verscharren; kein Stein, kein Zeichen wird auf die Begräbnißstätte gelegt.

Jedes Dorf steht unter einem Oberhaupte, Taurang genannt, dessen Macht indeß keine bedeutende und mit keinen besonderen Einkünften verbunden ist. Bei Zwistigkeiten hat er Recht zu sprechen; in wichtigeren Fällen aber versammelt sich bei ihm ein Rath aus allen Familienhäuptern, der die Sache entscheidet. Einige Nachbardörfer haben sich auch unter einem gemeinsamen Obertaurang vereinigt, wie Tohutok einer ist.

Dieselben Gebräuche, dieselbe Selbstverwaltung fand ich mit wenigen Veränderungen auch bei den anderen Stämmen. Der Unterschied zwischen ihnen, wie erwähnt, liegt hauptsächlich in ihrem Typus, dann im Costüm und der mehr oder minder niedrigen Culturstufe, auf der sie stehen.

Die Saprêk, welche wir noch nicht näher betrachtet haben, sind zwar auch nicht groß von Wuchs, doch größer als die südlicher lebenden Stämme (mittlerer Wuchs 62·8 Zoll nach meinen Messungen) und besser gebaut als diese. Nicht selten sieht man unter ihnen starke Gestalten mit guter Muskelbildung, besonders an den Beinen. Ihr Gesicht ist gleichfalls breit, die Backenknochen und Unterkiefer hervorstehend, aber der Ausdruck edler, gesetzter. Die Augen stehen gerade, sind aber nicht groß; die Farbe der Iris ist ein schönes Braun. Die Lippen sind dick, der Mund aber nicht breit. Die Farbe der Haut ist ein reines Dunkelbraun. Das Haar ist schwarz, oft mit einem Stich ins Braune, dicht und straff. Es wird bis auf Nackenweite abgeschnitten, stark geölt und mit einem blauen oder rothen Bande, mit Perlenreihen oder Ketten zusammengehalten. Manche tragen auch kleine Schellen oder gelbe Blumen im Haar. Ihre Kleidung ist schon oben beschrieben (bei Gelegenheit meines Besuches).

Ihre Frauen sind kräftige, wohlgefällige Figuren mit gut geformter Taille und Büste. Sie sehen fröhlich und zufrieden aus, und hübsche junge Gesichter mit munteren schelmischen Augen sieht man oft. Alte Weiber sind aber total häßlich. Ihre Kleidung ist äußerst einfach, doch nicht ohne Geschmack oder unvortheilhaft für ihre Erscheinung. Die knappe chinesische Blouse und die kurzen, weiten Beinkleider stehen ihnen vortrefflich. Außer einer Masse von Zinn- und Messingringen an den Armen haben sie fast gar keinen andern Zierrath an sich.

Das hoch im Gebirge gelegene Dorf Saprêk besteht aus einzelnen, 50 bis 100 Faden von einander entfernten Hütten, die ein schmaler Pfad verbindet. Die niedrigen Wände sind aus Stroh geflochten, ohne Fenster und Thüren; beide ersetzt eine offene Wand, die bei Nacht mit Matten zugedeckt wird. Das conisch zulaufende Dach ruht auf einem starken Bambusgerippe. Das Innere der Hütte zerfällt in zwei Theile; in der vordern, hellen Hälfte hält man sich am Tage auf, in der hintern, dunklen, wo auch der Herd steht, bei Nacht. Oft ist vorn auch den Schweinen ein Winkel abgetheilt. Das Hausgeräth ist meist chinesisch, aber ärmer als bei den Sabari. Da sie keinen Reis bauen, so halten sie keine Büffel, desgleichen keine Hühner, Enten und Gänse, weil sie alles Geflügel (ebenso Eier) in den Speisen verabscheuen. Sie leben vorzüglich von der Jagd, denn außer etwas Yams, Kartoffeln und Gemüse wird nichts angebaut. Ihre Waffen sind dieselben, wie bei den vorigen Stämmen, nur besser gearbeitet und verziert; sie werden sehr rein gehalten. Die Pilám unterscheiden sich von den Saprêk nur durch höhern Wuchs und durch ernstere, finstere Gesichtszüge. Ihre Frauen sind im Ganzen nicht schön und tragen viel Zierrathen an sich. Im Ganzen lassen sich diese beiden Stämme als Uebergang von den Eingeborenen Süd-Formosas zu den Stämmen Mittel-Formosas betrachten.

Die Admiralitätsinseln und ihre Bewohner.

Nordöstlich von Neu-Guinea liegt die Gruppe der zum Archipel von Neu-Britannia gehörenden Admiralitäts-Inseln zwischen dem zweiten und dritten Grade südlicher Breite und nach einer Positionsbestimmung 147° 15′ 52″ östl. L. v. Gr. Der Archipel, der aus einer großen Hauptinsel und gegen vierzig kleineren besteht, wurde schon 1616 von le Maire und Schouten entdeckt und von ihm „die 25 Inseln" benannt, dann erst 1767 von Carteret wiedergefunden und mit seinem jetzigen Namen belegt. Das Gesammtareal der Gruppe beträgt gegen 550 englische Quadratmeilen, wovon zwei Drittel allein auf die Hauptinsel, die große Admiralitäts-Insel oder Basko, kommen. Dieselbe ist gegen 50 engl. Meilen lang, mit einer Breite von etwa 16; sie ist vulcanischen Ursprungs und erhebt sich im Innern bis zu 1600 Fuß Höhe. In Folge des äußerst feuchten Klimas ist sie bis zur Spitze mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, aber auch zum Theil gut angebaut. Die kleineren Inseln, darunter los Negros, Jesu Maria, la Vendola, D'Entrecasteaux u. s. w., sind sämmtlich niedrig und flach, von Korallenriffen umgeben und reich an Kokospalmen.

Seit D'Entrecasteaux im Jahre 1792 auf der Suche nach La Peyrouse die Gruppe besuchte, scheinen keine Europäer dort gewesen zu sein, bis 1875 das englische Kriegsschiff „Challenger" auf seiner wissenschaftlichen Weltumsegelung den Inseln einen achttägigen Besuch abstattete. Demselben verdanken wir die erste ausführliche Kenntniß des Archipels, über welchen H. N. Moseley, Naturforscher der Expedition, am 9. Januar vor der Anthropologischen Gesellschaft in London einen besonders ethnologisch wichtigen Vortrag hielt, dem wir die hauptsächlichen Angaben dieses Aufsatzes entnehmen.

Die Thierwelt des Archipels ist, wie diejenige aller Inselgruppen der Südsee, äußerst beschränkt. Außer dem Schweine und Hunde findet man die Beutelratte, Dugony-Tauben und 28 andere Arten Landvögel, darunter eine Adlerart, Meerschwalben und Weißköpfe. In den Sümpfen leben zwei Arten Schildkröten und eine Art Krokodil (?), vor welchem sich die Eingeborenen sehr fürchten sollen, wie auch vor je einer Art Land- und Seeschlange. Die einzigen Hausthiere sind die Schweine, die theilweise in Einfriedigungen gehalten werden oder halbwild umherstreifen, sie sind klein, mager, ohne Hauer und von schwärzlicher Farbe. Zwei Hunde wurden gesehen, von denen einer weiß und glatthaarig, ähnlich einem Dachshunde, war. Weder Ratten noch Geflügel wurden angetroffen; da aber manche der Eingeborenen Büschel von Hahnenfedern besaßen, muß es wohl auch im Innern Hühner geben.

Während der „Challenger" vom 3. bis 10. März in dem nach seinem Capitän benannten „Nares-Harbour" vor Anker lag, gelang es sich mit den Eingeborenen auf vertrauten Fuß zu stellen. Dieselben gehören dem melanesischen Stamme an (Papuas, Negritos). Mehrere wurden gemessen und fand man für die Männer eine Durchschnittshöhe von 5 Fuß 5 Zoll engl. (165 Centimeter) und ein Gewicht von neun Stone (57 Kilogramm), und für die Frauen eine Größe von 5 Fuß 1 Zoll (155 Centimeter). Sehr auffallend ist bei diesem Volke die Kürze der Arme im Verhätniß zum Körper; auch sind sie weit schlechter genährt als die Bewohner der Humboldt-Bay auf Neu-Guinea. Ihre Farbe ist ein Schwarzbraun, doch sind die Knaben und Mädchen viel heller als die Erwachsenen. Bei den Männern sind Arme und Beine von krausem, schwarzem Haar bedeckt, das in einzelnen, kurzen Büscheln wächst; auf Brust und Rücken ist nur selten Haar, aber auf dem Kopfe bildet es einen sehr dichten, krausen und glänzenden Busch von großer Elasticität, der ihnen ein den Fidschi-Insulanern ähnliches Aussehen giebt. Der Bart fehlt dagegen gänzlich; nur ein einziges, ausnahmsweise behaartes Individuum hatte einen schwachen Backenbart. Die Augenbrauen fehlen gewöhnlich und werden wahrscheinlich abrasirt, da die Eingeborenen durch Zeichen andeuteten, daß sie ihre Obsidianmesser zu diesem Zwecke benutzen. Die Augen, die durchaus nicht schief stehen, öffnen sich weit und sind von dunkelbrauner Farbe. Die Backenknochen sind vorstehend, die Nase klein und die Nasenlöcher nicht zu offenstehend, während die Scheidewand gewöhnlich durchbohrt ist und durch hängende Zierrathen herabgezogen wird. Manche der Eingeborenen hatten sehr lange jüdische Nasen, woraus man auf eine wahrscheinliche Racenmischung schließen kann (?), und zeigte besonders der Häuptling das bemerkenswertheste Beispiel dieser Gesichtsbildung.

Die Sprache war bisher gänzlich unbekannt; es gelang 53 Wörter derselben zu sammeln sowie auch die Zahlen. Ihr Zahlsystem ist das decimale, und benutzen sie sowohl die Finger als Zehen zum Rechnen; manche der Zahlwörter werden, ungleich denen irgend eines andern melanesischen Stammes, durch Subtraction gebildet, wie zehn weniger zwei, zehn weniger eins. Bejahung wird durch ein leichtes Aufwerfen des Kopfes ausgedrückt, Verneinung durch ein Anschlagen auf beide Seiten der Nase oder indem mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Pantomime des Abschlagens der Nasenspitze gemacht wird. Zum Erregen der Aufmerksamkeit wird ein zischender Ton angewandt, während zum Herbeirufen einer Person mit der emporgehaltenen Hand eine abwehrende Bewegung gemacht wird, wie wir sie zum Fortschicken machen, eine Sitte, die ich auch bei den Kanakas des Hawaii-Archipels angetroffen habe.

Die einzige Kleidung der Männer ist ein 5 bis 6 Zoll breiter Streifen aus Taro-Rinde, wie sie von der Pflanze abgezogen wird, während die Weiber sich mit zwei Grasbüscheln begnügen; auch tragen die Männer allein Zierrathe, die meistens aus Muscheln verfertigt sind und sehr vortheilhaft von ihrer dunklen Haut abstechen. Diese Schmucksachen haben gewöhnlich die Form von Hals- und Armbändern und Gehängen für Nasen und Ohren und werden sehr geschickt auch aus Schildpatt und Cusco- oder Krokodilzähnen hergestellt. Amulete aus menschlichen Knochen, und zwar vorzugsweise dem Schulterbein, werden am Halse hängend auf dem Rücken zwischen den Schultern getragen. Mit Ausnahme desjenigen der Krieger wird das Haar gewöhnlich kurz geschnitten, und Büschel desselben in den Tempeln aufgehängt. Tättowiren ist beliebt, aber nicht so häufig wie auf anderen Inselgruppen, und werden hauptsächlich die Weiber auf diese Weise verziert, da die Männer vorziehen sich mit gebranntem Lehm anzumalen. Als zwei der Eingeborenen an Bord des Schiffes mit rother, grüner und gelber Farbe schön angestrichen wurden, waren sie von dieser zarten Aufmerksamkeit entzückt und wurden am Ufer der Gegenstand der größten Bewunderung.

Die Sitte des Betelkauens wurde vorgefunden; fast jeder Mann trägt einen kleinen Kürbis mit den zu diesem Zwecke nöthigen Ingredienzien bei sich. Die vegetabilische Nahrung der Eingeborenen besteht aus Kokosnüssen, Sago, Taro, wenigen Bananen und Zuckerrohr, während Schweine, Cuscos, Fische und ein paar Tauben die Fleischnahrung liefern.

Der allgemeine Charakter der Eingeborenen scheint gutmüthig zu sein; ein Mann bewies seine Dankbarkeit für eine Axt, die er für seine Führerdienste erhielt, dadurch, daß er freiwillig sein eigenes Muschelbeil als Gegengabe anbot und Betrügerei seitens seiner Landsleute zu verhindern suchte. Doch scheinen sie jähzornig zu sein, denn obgleich kein eigentlicher Kampf gesehen wurde, suchte doch einmal der Häuptling einen Mann von einer andern Insel mit dem Speer zu erstechen, als er denselben in seinem Canoe neben dem Schiffe antraf. Es zeigte sich keine Spur von Anthropophagie[1]). Die Weiber werden in Unterdrückung gehalten; sie scheinen in abgesonderten Häusern zu wohnen und wurden den Fremden angeboten. Vielweiberei ist gestattet und hat der Häuptling fünf Frauen. Kleine Kinder werden entweder auf dem Rücken oder auf den Hüften sitzend getragen.

Die Wohnungen werden auf dem Boden dicht am Ufer erbaut und sehen wie lange Heuschober aus; auf der D'Entrecasteaux-Insel fand man ein durch Mauer und Thor befestigtes Dorf. Ihre Tempel sind von ähnlicher Form, aber größer, enthalten Götzenbilder und große Trommeln und sind mit Schädeln verziert. Religiöse Ceremonien wurden keine beobachtet, mit Ausnahme einer Art Beschwörung durch alte, schwarz angemalte Weiber.

[1]) Hunter (s. Meinicke's Inseln des Stillen Oceans I, S. 145) versichert dagegen, daß die Bewohner Neubritanniens und der Admiralitätsinseln Cannibalen seien. Am selben Orte meint Meinicke, daß sie Tättowirung nicht zu kennen scheinen, wovon wir jetzt das Gegentheil erfahren, wie denn überhaupt der Besuch des „Challenger" uns zuerst genauere Angaben über diese bis dahin fast ganz unbekannten Inseln und ihre Bewohner lieferte. Red.

Ihre Werkzeuge, Messer und Beile bestehen gewöhnlich aus Obsidian, obgleich auch für manche Zwecke Muscheln benutzt werden. Ihre Art den Stiel zu befestigen unterscheidet sich von der der Bewohner anderer Gruppen, indem der Stein in eine Spalte des Holzgriffs gezwängt wird. Sie sind ohne Kenntniß von Bogen und Pfeilen, sondern gebrauchen Speere als Waffen, ferner leichtere Wurfspeere und Messer verschiedener Art; die Obsidianspitzen derselben werden mit einem starken Kleberstoff und Schnur befestigt. Die Ornamente ihrer Waffen und Werkzeuge ähneln denen der Eingeborenen von Neu-Guinea, während ihre eigenthümliche Gesangsweise mehr auf Verwandtschaft mit den Fidschi-Insulanern hinweist. Ihre musikalischen Instrumente sind Muschelhörner, eine Art Maultrommel aus Bambus, Pansflöten von 4 bis 5 Zoll Länge und Trommeln.

Ihre sehr schnell segelnden Canoes unterscheiden sich dadurch von allen anderen Typen, daß eine schräg geneigte Plateforme auf der dem gewöhnlichen Ausleger gegenüberliegenden Seite vom Rumpfe des Fahrzeugs vorragt. Zum Segeln brauchen sie viereckige Matten, die sie am Mast hoch emporziehen. Das größte Canoe war 39 Fuß lang und trug 10 bis 15 Mann.

Die Gesammtbevölkerung dieser interessanten Inselgruppe beträgt höchstens 800 Einwohner, indem nur zwei Inseln des Archipels bewohnt zu sein scheinen, von welchen die eine 250 bis 300, die andere 400 bis 500 Bewohner haben mag.

Franz Birgham.

Der Mäusethurm im Goplo-See und die Ruinen von Lednagora.

Die Sage, wie sie vom Mäusethurm bei Bingen erzählt wird, kehrt bekanntlich in ähnlicher Form an verschiedenen Stellen, in der Schweiz, Oesterreich und Böhmen, wieder. Unmenschliche Härte gegen die Armen ist hier überall die Veranlassung, welche die Strafe bei lebendigem Leibe von Mäusen aufgefressen zu werden über den Frevler heraufbeschwört. Daneben giebt es andere alte Erzählungen, wo in Folge eines Mordes Mäuse oder Ratten in der angegebenen Weise das Rächeramt vollziehen. Wir haben es hier offenbar mit einem alt-mythischen Element zu thun, welches sich verschiedentlich der Geschichte eingefügt und localisirt hat. Auch in den heidnischen Stammsagen der Polen tritt es uns entgegen, wie denn überhaupt die älteste Geschichte der Polen, Böhmen und Russen mit vielen Mythen durchzogen ist [1]). Auch im Posenschen knüpft sich die betreffende Sage an ein altes Gemäuer, welches man dann den Mäusethurm getauft hat.

In Cujavien nämlich auf einer Halbinsel im Goplo-See, welche zu Kruschwitz gehört und früher noch durch einen Graben vom Lande getrennt war, befinden sich Ruinen aus den ersten Zeiten des Mittelalters, an welche die betreffende Sage anknüpft. Hier soll nämlich König Popiel, der letzte aus dem Stamm des Lech, von Mäusen aufgefressen worden sein. Da nämlich, wird erzählt, die Polen über sein schlechtes Regiment murrten, und auch seine eigenen Verwandten, besonders seine Oheime, über sein gewaltthätiges Wesen unwillig wurden, beschloß er, diese vor allen aus dem Wege zu räumen und so allen Nachstellungen zuvorzukommen. Bei einem Mahle, heißt es, habe er sie vergiftet und dann das Haus, in dem sie waren, anzünden lassen. Wie die Flammen nun immer aufgezischt, weil die Leichen noch ganz frisch gewesen, habe Popiel höhnisch ausgerufen: „Seht, wie die Mäuse pfeifen." Da seien sofort unzählige Mäuse aus den Flammen hervorgekommen, und wohin er sich auch gewendet, überallhin hätten ihre Schaaren ihn verfolgt. In seiner Noth habe er sich auf den Thurm im Goplo-See geflüchtet, aber auch dort sei er ihrer nicht los geworden und so elendiglich umgekommen.

Da hätten denn die Polen einen Bauern mit Namen Piast (den Sohn eines Radmachers), nach Anderen seinen Sohn Ziemowit zum König gewählt, indem sie durch ein Wunder auf ihn aufmerksam gemacht worden wären. Wie sie nämlich in Kruschwitz (Kruswica), dem alten Königssitz [1]), zur Königswahl sich versammelten, waren die Speisen bald

[1]) Ueber den mythischen Hintergrund dieser Sage handelt Grohmann in seinem bekannten Buche: „Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen", Prag 1862; über das ganze Verhältniß der polnischen zu den böhmischen Stammsagen Artikel im Feuilleton der Prager „Politik" v. 1. Aug. 1872 ff. Auch daß Piast der Sohn eines Radmachers gewesen sein soll (s. weiter unten), dürfte vielleicht noch eine mythische Reminiscenz sein.

[1]) Jetzt ein Städtchen von 710 Einw. und zwar im Kreise Inowrazlaw.

aufgezehrt. Da kamen einige in die Hütte des Piast, wo sie gastlich empfangen wurden, und wo nun das Wunder geschah, daß die Speisen nie all wurden, denn so wie sie aufgezehrt waren, ergänzten sie sich stets von Neuem. Nach Anderen soll dies schon früher, noch zur Zeit Popiel's, vorgekommen sein. Da seien einmal zu diesem zwei Wanderer gekommen und hätten um gastliche Aufnahme gebeten. Die habe Popiel ihnen verweigert, und so seien sie zu Piast gegangen, in dessen Hütte man gerade das Fest der Namengebung seines Sohnes gefeiert habe, wobei meist ein Beschneiden der Haare stattzufinden pflegte. Hier habe man sie freundlich aufgenommen, und da habe es sich denn gezeigt, daß es keine gewöhnlichen Wanderer gewesen, denn die Speisen wären nie ausgegangen, sondern hätten sich immer wieder ergänzt. Diese Version, welche offenbar in den Wanderern heidnische Götter einführt, klingt zumal mit dem in ihr hervortretenden Gegensatz zu Popiel's Verhalten, der dann eben von den Göttern verworfen wird, fast noch alterthümlicher als die erstere. Auch die Sitte der Haarabschneidung, die dann bei den Piastischen Fürsten national blieb, wird mit jener Feier im Hause des Piast in Verbindung gebracht. Nationalistisch klingt es dem gegenüber, wenn es dann auch heißt, Piast habe bei einer Hungersnoth die Stadt Gnesen mit Lebensmitteln versorgt, und sei deshalb zum König gewählt worden.

In dem oben erwähnten Kruschwitz ist übrigens außer dem Mäusethurm noch die Collegiatkirche höchst merkwürdig und uralt. In den Grundmauern soll sich noch das Steinbild eines Menschen mit vier Köpfen befinden und daneben ein Anagramm, welches Aehnlichkeit mit einem lateinischen Z hat. Man hält jenes für das Bild des Swantewit, wie man auch sagt, daß die Kirche zuerst dem St. Vitus und erst später der Jungfrau Maria geweiht worden sei. In der Bauart stimmt sie zu dem Unterbau der Georgskirche in Gnesen, welches die erste christliche Kirche in Großpolen gewesen sein soll, und zu den berühmten Ruinen von Lednagora auf dem Ostrow (Werder) im Lednica-See. Bei allen dreien sind nämlich an der Außenseite behauene oder geradezu gespaltene Steine in Anwendung gebracht, wie sie übrigens auch schon in den heidnischen Gräbern hierselbst vielfach vorkommen.

Ueber die Ruinen von Lednagora hat im Jahre 1847 der Landrath von Grävenitz Acten aufgenommen, welche noch bei der Regierung in Bromberg sich befinden. Nach denselben sind auf dem erwähnten Ostrow drei römische Münzen, eine Urne und in einer Steinkiste Gebeine von Kindern gefunden worden. Später kamen dann noch andere Funde hinzu, welche noch weiter auf uralte Ansiedlungen hierselbst hindeuten. Die baulichen Ruinen weisen aber, namentlich in ihrer großartigen Anlage, etwa auf das zehnte Jahrhundert hin, und so soll denn auch hier Boleslaw, der Große, Chobry Kaiser Otto III. bei seiner Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe des heiligen Adalbert im Jahre 1000 n. Chr. empfangen haben. Andere freilich meinen, dies habe auf der Burg bei Posen stattgefunden, da sei der Name Ostrow, den die alten Chroniken in dieser Hinsicht angeben, und dort der prächtige Empfang zu suchen, wie ja auch die Stelle zwischen der Srodka-Brücke und der Srodka, wo die Burg Posens gestanden haben soll, noch Ostrowek (Diminutiv von Ostrow, also „kleiner Werder") heiße [1]). Zu Posen starb übrigens dann Boleslaw im Jahre 1025 und wurde daselbst im Dom beigesetzt; jene Zusammenkunft aber ist deshalb besonders merkwürdig, weil damals sich Boleslaw von Otto III. hat krönen lassen und dessen Oberlehnsherrschaft anerkannte, die weiter anzuerkennen er den späteren Kaisern Heinrich II. und Konrad II. gegenüber sich weigerte und seinen Nachfolgern so ein selbständiges Polen hinterließ.

Posen, November 1876. W. Schwarz.

[1]) Nach Mittheilungen des Hrn. Dr. Scubz, Verf. der in diesem Jahre erschienenen Schrift über die Authencität der Runensteine in Mikorzyn (Autentycznosc Kamicni Mikorzynskich etc. Poznau 1876). — Ueber die prähistorischen Funde zu Lednagora vgl. Schwartz: Materialien zu einer prähistorischen Karte der Provinz Posen. Posen 1875. Ueber die Ruinen handelt eingehend die soeben auf Veranlassung des Besitzers, Grafen Wesiersky-Kwilecki, veröffentlichte Schrift: Opizy Starozytnych Ruin Na Wyspie Jeziora Lednickiego. Gnesen 1876.

Dr. C. B. Klunzinger's Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere.

(Stuttgart, Levy und Müller 1877. Mit 22 Originalzeichnungen.)

Ein ganz vortreffliches Buch, angenehm zu lesen, schlicht und einfach in der Sprache und doch einen so reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen in sich bergend wie wenig andere, die vom heutigen Aegypten handeln. Der Verfasser lebte neun volle Jahre in Koseir am Rothen Meere als Quarantänearzt und studirte dort, in nächster Berührung mit dem Volke, das Landleben und die Bewohner Oberägyptens. Das von Georg Schweinfurth mit einer beredten Vorrede versehene Buch umfaßt folgende Abschnitte: Vier Tage in einer Landstadt. Wanderung auf dem Lande und auf dem Flusse. Werk-, Feier-, Jubel- und Trauertage. Die Wüste. Am Rothen Meere. Die Naturschätze des Rothen Meeres. Die geheimen Wissenschaften der Moslemin.

Es geht schwer an, aus der Masse des werthvollen ethnographischen und naturwissenschaftlichen Stoffes eines oder das andere hervorzuheben, so sehr ist Alles mit gleicher Liebe behandelt und auch dem scheinbar Geringfügigsten volle Aufmerksamkeit geschenkt. Von außerordentlichem Interesse sind aber die steten Vergleichungen mit dem Leben der alten Aegypter, auf welche Klunzinger selbst in seiner Vorrede besondern Werth legt. Es sei uns wenigstens gestattet, von diesen ethnographisch so werthvollen Parallelen eine größere Anzahl hier anzuführen. Sie zeigen, wie wenig im Verhältnisse die Jahrtausende und die persischen, griechischen, römischen, arabischen, türkischen u. s. w. Eroberungen des Nillandes an dem Charakter und den Gewohnheiten des Landvolkes zu ändern vermochten. Berauschendes Bier tranken die alten Aegypter wie noch heute die Bewohner des Sudan und Abessiniens in Menge (S. 28), und die Tänzerinnen, schon zur Pharaonenzeit heimisch, treiben sich heutigen Tages, aus der Hauptstadt verwiesen, in allen Städten

und Städtchen Oberägyptens in Menge herum (S. 29). Die Pläne des alt- und des neuägyptischen Wohnhauses stimmen völlig überein (S. 49); hier wie dort eine allgemeine Lehmziegelmauer, der Hof, Hofzimmer, Magazin und Kammern im Umfang des Hofes, zweiflügelige Thüren mit Holzschloß, Windbach (S. 5), Zimmer im ersten Stock, Gitterfenster. „Aber die alten Aegypter waren geschmackvoller und kunstsinniger, und begnügten sich, wenigstens die Bemittelten, nicht mit kahlen Wänden, sondern brachten überall einen Schmuck an, malten alle Wände voll und liebten kunstvolle Möbel. Gäste bekamen beim Empfang statt des Kaffees ein Schälchen Wein und statt der Pfeife einen Blumenstrauß." Die Mauern des Hauses bestehen aus rohen, ungebrannten Thonziegeln von länglich rechteckiger Form, wie sie, damals stets mit dem Regierungsstempel gezeichnet, schon die alten Aegypter für ihre Privatbauten brauchten; ihr Name „Tub" hat sich bis heute erhalten (S. 4). Gleich einfach, fast dürftig ist die Kleidung im Nillande stets gewesen (S. 17).

Die Frisur der Frauen — zahlreiche dünne Zöpfchen mit Seitenlocken — ist seit ältesten Zeiten dieselbe geblieben (S. 52), und trinkt der Gast beim Abschied ein Glas Scherbet, so hält ihm einst wie heute ein Diener ein gefranztes Handtuch unter und reicht es ihm nach Leerung des Glases zum Abwischen des Mundes (S. 54). Aus gemeinschaftlicher Schüssel wurde stets das Essen mit den Händen zum Munde geführt (S. 57), und zum Waschen dienen heute dieselben Geräthe wie im Alterthume (S. 60). Alte und neue Aegypter verbrauchten viel Tinte (S. 66) und schreiben, z. B. bei Verträgen, äußerst genau und bürankratisch umständlich (S. 63); bei beiden wird alles zu Markte Gebrachte behufs der Besteuerung öffentlich abgewogen, und eigene Schreiber machen die Notizen (S. 67). Dieselbe Zähigkeit im Bezahlen der Steuern entwickelt heute der Fellah wie der Altägypter, der sich wenigstens in späteren Zeiten lieber wund schlagen ließ, ehe er freiwillig zahlte (S. 68). Amtssiegel sind heute im Ganzen nicht üblich; aber an den Magazinen der Regierung wird allabendlich unter den Pharaonen wie unter dem Chedive ein großes Amtssiegel aus Thon und Hackstroh angebracht (S. 72). Unter beiden gilt das Schlagen als wirksamstes Mittel der Justiz, mit dem einzigen Unterschiede, daß die alten Aegypter auf das Gesäß, die neuen auf die harten Fußsohlen des Missethäters hauen (S. 75). Glatt rasirt ist der Schädel des alten und neuen Aegypters (S. 90), und beide tragen, z. B. beim Bauen, die Last in Körben auf dem Kopf oder den Schultern, häufig auch auf dem nach vorn und oben präsentirten Handteller mit rückwärts umgelegtem Handgelenk (S. 92). Die Jugend spielt noch heute das bei den alten Aegyptern und namentlich Aegypterinnen beliebte Reiterballspiel (S. 93), und der Muselman nimmt, wie die alten Priester, täglich mehrmalige religiöse Abwaschungen vor (S. 97). Straußeneier hängen zur Zierrath in den modernen Moscheen wie in den alten Tempeln (S. 100). Für die Schimpfreden, welche manche Nilfahrer zu ihrer Belustigung den am Ufer Befindlichen zurufen, zieht Klunzinger (außer den Unterhaltungen der Tübinger Studenten mit den Flößern) die gleiche Unsitte der nach Bubastis wallfahrtenden Frauen der alten Aegypter zur Vergleichung an (S. 110). In der Lehmwand seiner Hütte hat der moderne wie der antike Fellah cylindrische Hohlräume ausgespart; sie dienen zur Aufbewahrung des Getreides, das von oben eingeschüttet wird (S. 116). Das Jahr beginnt noch jetzt nach uralter ägyptischer Rechnung am 1. des coptischen Monats Tut (11. September), wenn der Nilstand am höchsten ist (S. 122), und neun Tage später, am Nerustage, treibt der Fellah dieselben Spiele und Kurzweil wie sein Vorfahr vor Jahrtausenden (S. 124 und 181). Die meisten Geräthe des Ackerbaues, besonders der Pflug (S. 125) und der Schaduf oder Schöpfapparat (S. 132), haben ihre Gestalt in der ganzen Zeit aufs Haar bewahrt. Das afrikanische Zebu verwendeten schon die Alten (S. 143); ihr Abscheu gegen Schweinefleisch hat sich auf die Fellahen vererbt (S. 143); die Brutöfen für Hühner und Tauben (S. 146) sind dieselben geblieben und ebenso die gewöhnlichen Speisen, abgesehen von den wenigstens den Priestern verbotenen Bohnen (S. 156). Dieselbe Gleichgültigkeit gegen den Fortgang der Weltgeschichte einst wie heute: war es doch den alten Aegyptern niedern Standes bei strenger Strafe verboten, sich in Politik zu mischen. Vorurtheil und Fanatismus gegen Fremde und Fremdes waren dagegen bei den Alten noch größer als heutzutage (S. 157). Wie die alten Aegypter für einzelne Städte schützende Gottheiten hatten, so die neuen meist einen Heiligen, der bei Lebzeiten durch harmlosen, sündenlosen Blödsinn sich hervorthat (S. 174), und die Processionen, welche heute mit der Bundeslade (Mahmel) des Heiligen angestellt werden, haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Umzügen bei Bekleidung der Götter der alten Aegypter (S. 177). Heutigen Tages fällt am 17. Juni ein „Tropfen", nach den Alten eine Thräne der Isis in den schwindenden Nilfluß und schwängert ihn, daß er bald darauf steigt (S. 180). Von den Vorfahren überkommen ist die auch bei den Juden übliche Sitte, bei Todesfällen laut zu jammern, sich mit Koth zu beschmieren und Klageweiber zu miethen (S. 196), und der halblaute, langsam monotone Klagegesang ist vielleicht noch heute derselbe wie während des siebenzigtägigen Einbalsamirens der antiken Aegypter (S. 199). Stirbt jetzt ein Heiliger, so dirigirt er noch im Tode seinen Leichenconduct, wie die Götterbilder der Alten ihre Processionen (S. 386), und wie heute an jedem Sonnabend der böse Maimun, so herrschte in alten Zeiten der Typhon oder das böse Princip (S. 397).

Sehr viel geringer an Zahl sind dagegen die Gegensätze zwischen einst und heute; aufgestoßen sind uns folgende. Die alten Aegypter verschmähten das Hammelfleisch, welches heute doch die Grundlage jeder Mahlzeit bildet (S. 58), ehrten dagegen den heute für unrein geltenden Hund (S. 92 — Katzen standen stets in Ehren). Tiefer greifend ist die Gerechtigkeit und der Ernst in der Rechtspflege der Alten (S. 78), gegen welchen die heutige Willkür und Bestechlichkeit arg absticht. Streng geschlossen und durch Prohibitivstrafen geschützt waren einst die Zünfte, wogegen heute volle Gewerbefreiheit herrscht (S. 16). Die Schiffe der Alten haben auffallenderweise mit den jetzigen gar keine Aehnlichkeit (S. 105), und während der Bewohner des Nilthales einst sein Getreide vom Vieh austreten ließ, bedient er sich heute des Norag, einer Art Wagen mit schneidenden Eisenrädern (S. 135). Den Sinn für Blumenflor und Gartenanlagen hat der Fellah im Laufe der Zeiten eingebüßt, ebenso den für die Jagd, während beide bei seinen Vorfahren sehr ausgebildet waren (S. 137, 139 und 144). Die alte langhornige Rindviehrace, wie man sie auf den Denkmälern sieht, ist erst seit 1863 durch Seuchen fast gänzlich vernichtet (S. 142). Bei den Alten war die Bienenzucht berühmt; jetzt ist sie unbedeutend (S. 149). Die Frauen der Alten waren sehr frei und gingen unverschleiert; heute sind selbst die der christlichen Aegypter „Verbotene" (S. 160).

Die reiche Fülle des hier Hervorgehobenen betrifft nur eine nicht einmal zusammenhängend behandelte Seite des Buches; was die Abschnitte über die ägyptischen Kleinstädter,

die Ababde, die Küstenbeduinen sonst in ethnographischer, die über die Wüste und das Thierleben im Rothen Meere in naturwissenschaftlicher Hinsicht des Neuen und Interessanten in Fülle bieten, bitten wir unsere Leser selbst zu prüfen; sie werden es nicht zu bereuen haben.

Die Chinesen auf Hawaii.

Von **Franz Birgham** aus Honolulu.

Im Vorwort zu seinem Werke „Die chinesische Auswanderung“ sagt Dr. Friedrich Ratzel: „Jede einzelne Chinesencolonie würde den Gegenstand einer lehrreichen und interessanten Monographie bilden,“ und da die speciell auf Hawaii bezügliche Stelle im obigen Buche sich folgendermaßen kurz faßt: „In Polynesien sind die Sandwich-Inseln als Ort zu nennen, wohin eine nicht unerhebliche Zahl von Chinesen eingeführt worden ist; Ende 1872 zählten sie 1938“ (S. 250), so dürfte eine eingehendere, auf eigener Anschauung beruhende Schilderung des Lebens und Treibens der nach Hawaii eingewanderten Chinesen von Interesse sein.

Nach der letzten Volkszählung vom December 1872 betrug ihre Anzahl allerdings bloß 1938 (davon 1831 Männer und nur 107 Frauen), doch wird ihre gegenwärtige Stärke sich auf etwa 4000 Köpfe belaufen, da die Einwanderung besonders in den letzten Jahren sehr zunahm. Im Jahre 1875 langten drei verschiedene Gesellschaften von mehreren Hundert an, 1876 brachten bis zum September drei Segelschiffe direct von Hongkong je 184 (darunter 4 Weiber), 380 und 330, also zusammen fast 900 der bezopften Einwanderer mit, während von jedem der monatlichen Dampfer von San Francisco etwa ein Dutzend derselben in Honolulu landen, so daß ohne Zweifel der nächste Census von 1878 eine chinesische Bevölkerung von obiger Stärke aufweisen wird. — Die große Mehrzahl der Einwanderer scheint aus der Südprovinz Kuang-tung zu kommen, indem fast alle von mir deshalb Befragten Hongkong, Makao oder Kanton als ihre Heimath angaben.

Vor Allem ist die von den Chinesen auf Hawaii eingenommene Stellung bemerkenswerth, denn statt wie in Californien als untergeordnete Geschöpfe betrachtet und behandelt zu werden, stehen sie hier auf gleicher Stufe mit den Einheimischen, seien es Eingeborene oder Weiße, und genießen gleiche Vorrechte mit ihnen. Hauptsächlich mag dies ihre schnelle Anpassung an das Leben und die Sitten der Kanakas bewirken, denn jeder chinesische Einwanderer lernt binnen Kurzem die Landessprache, heirathet bald eine Eingeborene, behandelt die Kanakas immer als Seinesgleichen und bequemt sich allen Gebräuchen des Landes an, was alles dazu beiträgt, ihn rasch beliebt zu machen. In Honolulu speciell tritt noch der Umstand hinzu, daß zwei der angesehensten und reichsten Geschäftshäuser — chinesisch sind: es sind dies die Firmen Afong & Achuck und Chulan & Comp. Dieselben besitzen große steinerne Waarenlager und elegante Verkaufsläden, in welchen sich eine reichhaltige Auswahl chinesischer Waaren vorfindet; ihre chinesischen Verkäufer sprechen geläufig hawaiisch und englisch, jährlich erhalten sie mehrere Schiffe direct aus China mit werthvollen Ladungen der mannigfaltigsten Erzeugnisse jenes Landes, und schicken eben so oft Fahrzeuge, mit hawaiischen Producten, vorzugsweise Zucker, Reis und Fungus, beladen, dorthin zurück, von denen besonders die letztere in China beliebte Delicatesse einen Hauptausfuhrartikel Hawaiis dorthin bildet, da jährlich 50,000 bis 60,000 Pfund exportirt werden. Ferner sind Afong & Achuck die Besitzer der großen Zuckerplantage Kaupakuea bei Hilo, während Chulan & Comp. sich besonders um die Reiscultur verdient gemacht haben, so daß gegenwärtig 18 verschiedene Plantagen, die fast ausschließlich von Chinesen bearbeitet werden, einen jährlichen Ertrag von 2500 Tonnen Paddy (ungereinigten Reis) liefern. In dieser Verbindung kann auch erwähnt werden, daß schon im Jahre 1802 ein Chinese mit einem Sandelholzschiffe auf der Insel Lanai landete, mit seinen mitgebrachten Pressen und Kesseln aus dem in allen Thälern wild wachsenden Zuckerrohr eine Schiffsladung Zucker herstellte und im folgenden Jahre wieder zurückfuhr.

Aber außer obigen großen Geschäftshäusern finden sich noch in Honolulu im Chinesenviertel an der Nuuanu-Straße Hunderte von kleinen Verkaufsläden jeder Art, deren chinesische Besitzer den ganzen Kleinhandel mit den Eingeborenen fast vollständig in den Händen haben und dadurch den europäischen Handelshäusern empfindlichen Abbruch thun. In diesem, dem westlichen, Theile der Stadt haben sich die Einwanderer in der beliebten Enge und Dichtheit zusammengehäuft und bilden, wie in San Francisco, durch Feuersgefahr und ansteckende Krankheiten eine fortwährende Bedrohung der Stadt. Hier findet man in den engen Gassen Haus an Haus Theehäuser und Matrosenherbergen, dazwischen Opium- und Spielhöllen jeder Art, so daß ein Betreten derselben ohne Begleitung immer mit Gefahr verbunden ist. Als fernere Beschäftigungen der Einwanderer muß angeführt werden, daß sie fast ausschließlich die Bäckerei besorgen, im Korbflechten und Schuhmachen jede Concurrenz aus dem Felde schlagen und auch als Köche und Diener beliebt sind; nur der Wäscherei, der einzigen von den eingeborenen Frauen beliebten Arbeit, haben sie, anders als in Californien, sich nicht bemächtigen können. Natürlich befindet sich auch ein Tempel, ein sogenanntes Joß-house, in ihrem Viertel, sowie auch vier chinesische Doctoren ihre Werkstätten dort errichtet haben; im Ganzen mögen jetzt gegen 1000 Chinesen in Honolulu leben.

Wenden wir uns nun von der Hauptstadt nach den anderen bewohnten Inseln, so finden wir, daß auch dort sich die Einwanderer überall verbreitet haben. Die Hauptanzahl mag wohl als Feldarbeiter auf den Zucker- und Reisplantagen beschäftigt sein, wo sie in kleinen Ansiedelungen zusammenleben; aber wenn sie auch zuerst im Jahre 1852 als wirkliche Kulis mit fünfjähriger Arbeitsdauer importirt wurden, so hat sich das seitdem durchaus verändert, da jetzt der Chinese gleich dem Eingeborenen, und im erfreulichen Gegensatze zu seinen Brüdern in Peru und auf Cuba, seinen Arbeitscontract vollkommen frei abschließt. Nach Ablauf desselben erneuert er ihn jedoch nur selten, sondern wendet sich fast immer dem Handel zu, so daß wir auch in den größeren Landstädten, wie Hilo auf Hawaii, Waimea auf Kauai, Wailuku und Lahaina auf Maui, ansehnliche chinesische Be-

völkerungen von mehreren Hunderten als Besitzer von eigenen Verkaufsläden, Bäckereien, Theehäusern u. s. w. oder als Agenten für Geschäfte ihrer Landsleute in der Hauptstadt finden. Auf dem Lande selbst trifft man dann noch auf allen Inseln einzelne Chinesen an, welche als umherziehende Hausirer ihre Waaren gegen die Landesproducte der Eingeborenen eintauschen.

Der Einfluß, den die chinesische Einwanderung auf die Kanakas ausübt, muß unbedingt als sehr verderblich bezeichnet werden und bildet ohne Zweifel eine der vielen Ursachen, welche das schnelle Aussterben dieses Volkes bewirken. Vor Allem ist ihnen die Einführung der schrecklichen Krankheit des unheilbaren Aussatzes (deshalb auf Hawaiisch „mai paké", d. h. chinesische Krankheit, genannt) zuzuschreiben, welcher bereits Tausende der Eingeborenen zum Opfer gefallen, während heute noch gegen 800 derselben (darunter etwa ein Dutzend Chinesen) in der Verbannung auf der Insel Molokai der Erlösung von ihren Leiden durch den Tod entgegensehen [1].

Auch die verderbliche Sitte des Opiumrauchens haben die Eingeborenen nur zu rasch von den Einwanderern angenommen, doch verhindert zum Glück der hohe Preis des schwer besteuerten Reizmittels eine allgemeine Verbreitung seines Gebrauchs. Der Opiumhandel ist Monopol der Regierung und wird alljährlich für eine sehr hohe Pacht, gewöhnlich an eines der beiden großen chinesischen Handelshäuser, versteigert; daß darum die ankommenden Chinesen, wie auch in San Francisco, auf die verschiedenartigsten Weisen eine Einschmuggelung versuchen, ist selbstverständlich. — Aber auch sonst haben die Einwanderer, besonders in moralischer Beziehung, höchst schädlich auf die Hawaiier eingewirkt, wie dieses bei einem an und für sich schon wenig sittenstrengen Volke nicht anders zu erwarten ist, um so mehr aber als bei einer eingeborenen Bevölkerung von 49,000 die Zahl der Männer um 3200 Köpfe diejenige der Frauen übersteigt, während das Verhältniß der Geschlechter unter den eingewanderten Chinesen schon vor fünf Jahren, wie wir gesehen haben, gleich 1 zu 17 war und jedenfalls heutigen Tages sich noch viel ungleicher gestaltet hat.

Wie schon erwähnt, verheirathet sich der chinesische Einwanderer gewöhnlich bald nach seiner Ankunft mit einer Eingeborenen, die ihn des arbeitslosen, bequemen Lebens wegen, das er ihr verschafft, gern nimmt. Die Mischlinge dieser Verbindung, „hapa-pakes", d. h. Halbchinesen, genannt, zeigen die väterliche Abstammung durch hellere, gelbliche Farbe, hohe Backenknochen und geschlitzte Augen, so daß sie sich im Ganzen mehr der chinesischen als der mütterlichen Race zu nähern scheinen. Nach den Geschlechtern dagegen verändert sich die spätere Lebensweise, denn indem die Mädchen ausnahmslos diejenige der Mutter annehmen, wird der Knabe soweit als möglich vom Vater als wirklicher Chinese erzogen und geht auch mit glattrasirtem Kopf und langem Zopfe als solcher umher, dabei aber doch an der Muttersprache festhaltend, bis, wie es gewöhnlich vorkommt, der heimkehrende Vater ihn nach China mitnimmt, während Frau und Töchter regelmäßig zurückgelassen werden. Denn obgleich ein hawaiisches Gesetz dem Manne einer Eingeborenen das Verlassen des Landes ohne Hinterlassung einer genügenden Bürgschaft zum Unterhalt der Frau verbietet, so umgingen doch früher die Chinesen dasselbe durch Vorschützung einer frühern Heirath in China, wodurch nach christlicher Anschauung die neue auf Hawaii ungültig wurde, bis neue Gesetze ihnen jetzt auch diese Ausflucht genommen haben. (Politisch spielen die Chinesen auf Hawaii gar keine Rolle; sie haben weder je ein öffentliches Amt bekleidet noch besitzen sie irgend welchen politischen Einfluß.)

Was die Zukunft der chinesischen Einwanderung auf Hawaii betrifft, so dürfte letztere in nächster Zeit noch bedeutend zunehmen, denn durch das Hinschwinden der Eingeborenen und den dadurch verursachten Arbeitermangel bewogen, welcher auf den Plantagen allein sich auf 1200 Mann beläuft, hat das hawaiische Parlament im vergangenen Jahre die Summe von 50,000 Doll. zur Unterstützung einer Einwanderung bewilligt, welche die Regierung augenscheinlich aus China beziehen will, da den letzten Nachrichten der mir vorliegenden „Honolulu Gazette" zur Folge der Chinese Afiu als Bevollmächtigter zu diesem Zwecke dorthin abgesandt worden ist.

Nachschrift. Am 16. December vergangenen Jahres langte das Segelschiff „Anglo-Saxon" von Hongkong nach fünfzigtägiger Fahrt in Honolulu an; dasselbe hatte den hawaiischen Agenten Afiu mit 272 chinesischen Feldarbeitern (darunter nur 13 Frauen) an Bord. Die hawaiische Regierung bezahlt dem Agenten für dieselben eine Subsidie von 25 Doll. für jeden Mann und 30 für jede Frau. Interessant ist der Umstand, daß sich unter diesen Einwanderern auch 28 von den Missionen in Kanton und Hongkong bekehrte christliche Chinesen befanden, darunter auch 5 Weiber. Hiermit hat aber die von der hawaiischen Regierung subsidirte Einwanderung aus China ein Ende genommen, da das neue Ministerium (seit December ist Herr Carter, ein auf Hawaii geborener Sohn amerikanischer Eltern, Premier) derselben entschieden feindselig ist, dagegen ein Wiederaufleben des hawaiischen Volkes durch eine mehr stammverwandte Einwanderung von anderen Polynesiern, Malayen oder Indiern befürwortet (nach dem „Advertiser", Honolulu, 23. December 1876).

[1] Vergl. hierüber: „Der Aussatz auf den Sandwichinseln", „Globus" XXVIII, S. 141.

Aus allen Erdtheilen.

Der Darien-Canal.

Am 29. November vorigen Jahres landeten in Colon (Aspinwall) die Mitglieder einer Commission, welche im Auftrage der „Internationalen Gesellschaft des interoceanischen Darien-Canals" die beste Route für denselben ausfindig machen soll (vergl. „Globus" XXX, S. 255). Leiter derselben ist der französische Seeoffizier Lucien Napoleon Bonaparte Wyse, welcher schon 1864 bis 1865 in Westindien stationirt war, 1867 bis 1868 die Magelhaens-Straße aufnahm und auf dem Isthmus von Panama eine Landreise ausführte und 1874 astronomische Bestimmungen in der algerischen Sahara machte. Leiter der technischen Operationen ist V. Celler, ein französischer Ingenieur; Geologe W. A. Brooks, ein Engländer. Die astronomischen und hydrographischen Arbeiten hat Schiffslieutenant A. Reclus, der Bruder des berühmten französischen Geographen, unter sich; Verlan Gerster, ein Oesterreicher, wird die Aufnahmen ausführen, Genty die Bohrungen (bis 60 Yards Tiefe). V. Barbiez aus Savoyen, früher bei Hafen- und Eisenbahnbauten

in Italien und der Türkei viel beschäftigt, befehligt die zweite Brigade, Millat die dritte. Carranza aus Panama dient als Dolmetscher, Dr. Vignia aus Paris als Arzt, Zoologe und Botaniker (inzwischen erkrankt). Andere Theilnehmer sind Lacharme, Musso und Sosa. Am 11. December verließ diese Gesellschaft Panama, um unter einer kleinen Militärbedeckung nach der Landenge von Darien zu gehen. Der Präsident von Panama begleitete sie bis Chapigana, wo der Busen von S. Miguel endet. Von dort ging es auf gemietheten Booten den Tuira hinauf nach Pinogana, wo noch die Fluth sich bemerklich macht, und weiter dessen Zufluß Paya aufwärts. Unterwegs wurden beide Flüsse aufgenommen und ausgelothet, wobei sich zahlreiche Fehler in den besten vorhandenen Karten herausstellten. Wyse fand auch z. B. das Dorf Paya nur 47 Meter über dem niedrigsten Wasserstande des Stillen Oceans, während Selfridge, welcher diese Route verwirft, daselbst eine Höhe von 83 Meter erhielt. 3½ Kilometer südöstlich von Paya liegt ein Hügel Asuéquimulu, dessen Gipfel Wyse abholzen ließ und von wo er eine in diesen waldreichen Gebieten seltene Umschau hatte. Von dort entdeckte er nur 3½ Kilometer weiter nach Südosten in der Cordillere den Paß Tihule, von welchem der Rio Tihule westwärts zum Rio Paya und zum Stillen Ocean, der Rio Nalubquia östlich zum Cucarica, Atrato und dem Atlantischen Ocean fließen. Beider Quellen liegen keine 500 Meter von einander, die des Nalubquia aber tiefer als die des Tihule. Am 28. December besuchte er diesen Paß; drei Wochen später sollten die Ingenieure dort eintreffen und ihn genau vermessen, weil Wyse dort die beste Stelle für den Durchstich des Canals gefunden zu haben glaubt. Er theilt diese Nachricht in einem an die Präsidenten der geographischen Gesellschaften gerichteten Flugblatte mit, welches aus Paya, 29. December 1876, datirt und von einer größern Kartenskizze begleitet ist.

Die Colonie Neu-Seeland.

H. G. Neu-Seeland als britische Colonie datirt vom 22. Januar 1840, wo die ersten Einwanderer auf dem Schiffe „Admiral" an der öden Küste von Petoni landeten. Der erste Gouverneur bis zum 10. September 1842 war Captain Hobson. Neu-Seeland umfaßt ein Areal von 122,300 (nach Behm und Wagner II, S. 48 nur 106,259) engl. Quadratmeilen und hat damit die ungefähre Größe von Großbritannien (121,607 engl. Quadratmeilen). Auf die Nordinsel entfallen 49,000, auf die Südinsel 72,000 und auf die Stewart-Insel 1300. Die weiße Bevölkerung ist rasch angewachsen. Im Jahr 1851 summirte sie auf 26,707, im Jahr 1861 auf 99,021, im Jahr 1871 auf 266,986 und im Jahr 1874 auf 341,860. Die bevölkertsten Städte sind Dunedin mit 19,657, Auckland mit 13,186, Wellington mit 11,298 und Christchurch mit 10,772 Einwohnern. Die einst so zahlreichen Eingeborenen, welche sich im Jahr 1840 noch auf ungefähr 100,000 beliefen, haben sich sehr vermindert und sollen gegenwärtig kaum noch 40,000 Köpfe zählen.

Neu-Seeland ist bekanntlich ein außerordentlich fruchtbares und auch an Mineralien reiches Land. Um diese natürlichen Hülfsquellen zur schnellern Hebung zu bringen, hat man für öffentliche Bauten und für freie Einwanderung aus Europa sehr bedeutende Summen verausgabt. Von den 1030 Miles Eisenbahnen, deren Bau auf Beschluß des Parlamentes ausgeführt wird, waren bis Ende Juni 1876 bereits 549, nämlich 145 auf der Nord- und 404 auf der Südinsel, dem öffentlichen Verkehr übergeben, und an dem Reste ward noch gearbeitet. Die Baukosten beliefen sich bis dahin auf 5,215,018 Pf. St. Die Colonie hat sich dadurch eine öffentliche Schuld aufgebürdet, deren Höhe doch nachgerade anfängt bedenklich zu werden, weshalb es denn auch seine Schwierigkeit hatte, die letzte Anleihe von Juni dieses Jahres in London so günstig zu placiren wie die früheren. Die Colonialschuld summirte am 1. Juli 1876 auf 16,494,000 Pf. St., d. i. 51 Pf. St. 17 Sch. pro Kopf der Bevölkerung, gegen 21 Pf. St. pro Kopf im Jahre 1870 und 39 Pf. St. 2 Sch. im Jahre 1874. Eine weitere Anleihe von 2,073,300 Pf. St., welche das Parlament schon bewilligt hat, steht noch bevor. Solche enorme Anleihen in den letzten Jahren waren ohne Frage kopflos und hatten zur Folge, daß die finanzielle Lage der Colonie gegenwärtig wenn auch nicht gerade kritisch, doch keineswegs zufriedenstellend ist. Es wird der größten Einschränkung bedürfen, um den finanziellen Anforderungen in nächster Zeit gerecht zu werden. Dies erkannte denn auch der bisherige Premierminister Julius Vogel offen an, indem er dem in Wellington tagenden Parlamente im August dieses Jahres erklärte, daß der Colonie eine schwere Zeit bevorstehe und daß „Klugheit und Reduction in den öffentlichen Ausgaben" das Losungswort sein müsse. Die öffentlichen Bauten könnten zwar nicht sistirt werden, müßten aber in einem viel langsamern Tempo fortgeführt werden als bis dahin geschehen.

Die bisherige Provinzialeintheilung (acht Provinzen und eine Grafschaft) hat in diesem Jahre der einheitlichen Colonie weichen müssen. Sir George Grey, welcher früher zweimal Gouverneur von Neu-Seeland war und sich dort bis jetzt als Colonist niedergelassen hat, bot als gewähltes Parlamentsmitglied in der Assembly seinen ganzen Einfluß und seine große Beredtsamkeit umsonst auf, um die alten Provinzen zu retten. Auch sein Antrag, die Nordinsel mit Auckland und die Südinsel mit Christchurch als Hauptstadt politisch zu trennen und Wellington als Sitz des gemeinschaftlichen Gouverneurs zur Föderalhauptstadt zu erheben, wurde mit 47 gegen 32 Stimmen abgelehnt. Dagegen ward mit 54 gegen 21 Stimmen beschlossen, daß die Provinziallandrevenue nicht in die Colonialrevenue fließen, sondern den resp. Districten, wo sie erhoben worden, in bisheriger Weise zu Gute kommen solle.

Im Jahre 1876 befanden sich in der Colonie überhaupt 2,230,988 Acres unter Cultur, was gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 442,221 ausweist. Die Provinz Canterbury steht oben an mit 550,759 Acres, dann folgen die Provinzen Otago mit 451,669, Wellington mit 432,802, Auckland mit 356,988 u. s. w.

Am 17. Februar 1876 wurde die Legung eines Kabels bei Nelson in Blind Bay zu Stande gebracht, und damit war Neu-Seeland mit Australien (zunächst Sydney) und den übrigen Continenten in telegraphischen Verkehr gesetzt.

Die Colonie Neu-Seeland besitzt seit dem Jahre 1853 eine Constitution. Das Parlament besteht aus dem Legislative Council mit 45 vom Gouverneur nominirten Mitgliedern und der Assembly. Letztere zählte bisher 78 Weiße und 4 Eingeborene, seit 1876 aber 84 Weiße und 4 Eingeborene. Die Wahl geschieht nach einem Census. Die Mitglieder beider Häuser erhalten für jede Parlamentssession 100 Pf. St. als Diäten. Das vom Gouverneur ernannte Ministerium ist dem Parlamente verantwortlich.

Was die Goldfelder in Neu-Seeland betrifft, so lieferten sie in den ersten sechs Monaten des Jahres 1876 einen Ertrag von 153,234 Unzen zum Werthe von 608,793 Pf. St., d. i. 95,600 Pf. St. weniger als im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Der Totalwerth des Goldes, welches vom 1. April 1857, wo die Diggings aufkamen, bis zum 31. März 1876 exportirt wurde, summirt sich auf 31,315,319 Pf. St.

* * *

— Von Dr. E. von Bary, derzeit in Ghat, sind am 19. Februar Briefe in Berlin eingetroffen, welche bis zum 21. December 1876 reichen und wonach er von einem größern Ausfluge zu einem von Krokodilen bewohnten See wieder nach Ghat zurückgekehrt ist. Er beabsichtigt, von dort entweder direct in das Gebirgsland der Tuareg Hagar vorzudringen oder südlich nach Air zu gehen, von wo ihm mehrere Wege offen stehen, nach Timbuktu, nach den Haussa-Ländern oder rückwärts nach dem Lande der Hagar.

— Mr. Henry Meiggs, der wohlbekannte südamerikanische Unternehmer von Eisenbahnbauten, hat dem französischen Ethnologen Bur kürzlich die Mittel angewiesen, um in der an archäologischen Bauten und Objecten so reichen Umgebung von Tiahuanaco in Bolivia (vergl. Bd. XXVIII, S. 310) Forschungen und Nachgrabungen anzustellen. Die Fundstücke sollen dem Nationalmuseum der Vereinigten Staaten überwiesen werden.

— Auf S. 64 dieses Bandes hatten wir nach der „Nature" die Forschungsreise eines Mr. Trebeau nach Französisch-Guayana erwähnt. Wie wir jetzt aus anderen Zeitschriften ersehen, heißt der Betreffende Crevaux, ist Marinearzt und gedenkt erst in der zweiten Hälfte des kommenden Juli, d. h. unmittelbar nach der Regenzeit und dem großen Hochwasser, den Maroni und dessen Nebenfluß Awa mit zwei Piroguen hinaufzufahren. In etwa 50 Tagen hofft er den Fuß des Gebirges Tumucumaque zu erreichen, dann möglichst viel Zeit für dessen botanische, geologische und ethnologische Erforschung zu verwenden und entweder nördlich auf dem Oyapok oder südlich auf einem Nebenflusse des Amazonenstromes die Heimreise anzutreten.

— Dr. med. Emil Holub, von Geburt ein Tscheche, über dessen Reisen in Südafrika seiner Zeit Petermann's Mittheilungen (1876, Heft 5, S. 172 ff.) alles zugängliche Material zusammenstellten, hat seine dritte Reise von der Südafrikanischen Republik nach dem obern Zambesi vollendet und wird nun nach Europa zurückkehren. Wie er an Henri Duveyrier schreibt, hat er eine Routenaufnahme im Maßstabe 1 : 172,000 ausgeführt und bedeutende naturwissenschaftliche Sammlungen gemacht. Er will statt der einen fünf verschiedene Species von Elephanten und ebenso mehrere Species von Nashörnern in Südafrika unterschieden wissen.

— Mr. E. Mouchez hat der Pariser Akademie der Wissenschaften am 8. und 15. Januar über seine im Sommer 1876 ausgeführte hydrographische Aufnahme der beiden Syrten Bericht erstattet. Die Küsten derselben von Sfakes in Tunis bis Benghazi in Tripolis sind noch sehr ungenügend bekannt und keineswegs auf den Seekarten richtig verzeichnet. Was die kleine Syrte, den heutigen Meerbusen von Gabes, anlangt, so ist derselbe dergestalt rings von Hügeln von 40 bis 50, ja im südlichen Theile bis zu 700 Meter Höhe umgeben, daß die von Capitän Roudaire behauptete Verbindung des Meeres mit den südtunesischen Schotts in historischer Zeit wenigstens nicht stattgefunden haben kann. Denn auch von einer neuern Hebung des Bodens sind keine Anzeichen vorhanden. (Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt Le Chatelier, s. Revue scientifique vom 6. Januar 1877, Nro. 28, S. 656. Nach ihm hat die geologische Erforschung der Schotts bis jetzt keine Spur eines ehemaligen Meerbusens in Süd-Tunis aufgewiesen, sondern nur einen verhältnißmäßig kleinen Binnensee, welcher nicht größer war als der heutige Sebchat Farann.) An der tripolitanischen Küste hatte Mouchez viel von den feindlichen Küstenbewohnern zu leiden, was die Genauigkeit der Arbeit natürlich etwas beeinflußte. Wurde er doch eines Tages förmlich von einer Schaar übrigens prachtvoll bewaffneter Beduinen gefangen genommen, so daß er nur in Begleitung zweier türkischen Offiziere, die ihm der Gouverneur von Tripolis aufgab, seine Aufnahmen weiter verfolgen konnte. Uebrigens hat sich an jenen Gestaden seit wenigen Jahren ein Exporthandel entwickelt, welcher auf die Einwohner nur einen wohlthätigen Einfluß ausüben kann: eine ganze Menge englischer, italienischer und türkischer Schiffe laden dort mächtige Ballen des zur Papierfabrikation tauglichen Halfagrases. Schon heute verschifft ein einziges Dorf an der großen Syrte davon 80,000 Ballen. Nur 4 Proc. gehen nach Frankreich, 18 nach Spanien, aber 75 Proc. nach England. — In der großen Syrte gab es in den bisherigen Karten Fehler von 8 bis 10 Seemeilen zu corrigiren. Die Declination wurde meist alle 20 Lieues bestimmt, Ebbe und Fluth aber nur ungenügend beobachtet. Auch einige Naturalien wurden gesammelt.

— Auf Point Macleay an der Ostseite des Lake Alexandrina in Südaustralien befindet sich seit 18 Jahren eine Missionsanstalt für Eingeborene unter der Leitung des vortrefflichen Reverend G. Taplin, welche verhältnißmäßig recht gute Resultate aufzuweisen hat. Aus seinem Jahresberichte vom 1. October 1876 an die Aborigines Friends Association in Adelaide entnehmen wir, daß 78 Eingeborene, davon 52 in Familien, 15 einzelne Knaben und 11 Mädchen (gegen 119 im Vorjahre) der Anstalt angehörten, in christlicher Weise erzogen und an nützliche Thätigkeit gewöhnt wurden. Getraut wurden 8 Paare und damit überhaupt in den 18 Jahren 30 Paare. Es starben 7 und 11 Geburten kamen vor. Die Anstalt besaß 1086 Schafe gegen 1173 im Vorjahre und erzielte aus dem Verkaufe von Wolle und Fellen 144 Pf. St. 10 Sch. Die gesammte Einnahme der Anstalt belief sich auf 1992 Pf. St., gegen eine Ausgabe von 1949 Pf. St. Ganz besondere Aufmerksamkeit ward dem jüngern Geschlechte zugewendet, und außer dem Unterrichte in Religion und englischer Sprache gewöhnte man sie an Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Erwachsenen war zur Zeit bei Farmern der dortigen Umgegend in Dienst gegeben, wo man sie mit Urbarmachung des Bodens, Steinbrechen, Schafscheeren u. s. w. beschäftigte, und sie erhielten einen täglichen Lohn bis zu 6 Sch. (= 6 Mark) ohne Kost oder 20 Sch. pro Woche bei freier Station. Manchen unter ihnen ward von ihren Herren das rühmendste Zeugniß der Ehrlichkeit und des Fleißes ausgestellt. Mr. Taplin beschwert sich aber bitter über die Verführung, welcher die Eingeborenen, wenn sie mit den Weißen in Berührung kommen, von Seiten der letzteren ausgesetzt seien, und bemerkt, daß ihm dadurch viel Mühen und Sorgen bereitet werden.

Solcher Anstalten giebt es in Südaustralien drei. Wie gut sie auch gemeint sein mögen, sie werden den raschen Untergang der Eingeborenen nicht hemmen. Die Berührung mit der Civilisation ist ihr Untergang.

— Die Zahl der 1876 in Paris erscheinenden Zeitschriften betrug 836. Außer den Kunstblättern haben sich namentlich die geographischen bedeutend vermehrt. 1875 nur drei an der Zahl (Bulletin de la Société de Géographie, L'Explorateur und Le Tour de Monde), sind sie jetzt auf acht gestiegen.

— Frau Petherick, die Gattin des bekannten Afrikareisenden Mr. John Petherick, der in manchen Gebieten Schweinfurth's Vorgänger war und eine Zeit lang die Stelle eines englischen Consuls für den Sudan bekleidete, ist am 12. Januar 1877 in St. Goran (Cornwall) gestorben. Sie hat ihren Gemahl auf seinen späteren Reisen am Weißen Nil begleitet und dabei viel Muth und Energie entfaltet.

— Mitte Januar 1877 ist die Eisenbahn von Samara bis Orenburg eröffnet und damit ein guter Schritt weiter zur Annäherung zwischen Europäisch- und Asiatisch-Rußland gethan worden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

I[1].

Von Spalato nach Salona, Clissa und Sinj.

Wenig mehr als eine Stunde nordöstlich von Spalato liegt in dem innersten, östlichsten Winkel des tief in das Felsgestade einschneidenden Busens des Canale dei Castelli das Dorf Salona und in dessen Nähe die Reste des antiken Salonae, welches zur Römerzeit eine der wichtigsten Städte des ganzen Landes war. Beide Orte verbindet eine gute Straße, welche sich kurz vor Salona in zwei Arme theilt, deren einer an der Küste westwärts nach Traù und Sebenico geht, während der andere nördlich landeinwärts über Clissa und Sinj der türkischen Grenze zuführt. Unterwegs sieht man noch Reste der Leitung, welche dem Diocletianischen Palaste, dem heutigen Spalato, das Wasser zuführte; ponte secco (d. i. trockene Brücke) nennen sie die Einwohner, weil die Bogen über kein Gewässer führen. Bezeichnender Weise heißt auch der einzige Ort, welchen die Straße berührt, noch Pozzo Buono, d. i. Guter Brunnen. Die Gegend ist überaus anziehend, lachend und grün; Weinstock und Oelbaum bringen erstaunlich große Früchte und auch Pappeln zeigen sich, eine Seltenheit in dem baumarmen Lande. Beginnt man zum Canale dei Castelli wieder hinabzusteigen, so erblickt man unter sich auf der Spitze einer langgedehnten Landzunge das Dorf Vragnizza, welches noch Spuren römischer Besiedelung aufzuweisen hat. Der Erdstreifen, welcher es mit dem Festlande verbindet, ist so schmal und niedrig, daß der Ort wie im Meere zu schwimmen scheint, ein Umstand, welchem er seinen italienischen Namen Venezia piccola zu verdanken hat. Weiterhin überschreitet die Straße mittelst einer Brücke, welche noch deutlich den ursprünglichen römischen Bogen zeigt, den Fluß Giadro, den alten Jader. Derselbe entspringt unweit davon — sein ganzer Lauf ist kaum eine halbe Meile lang — in einem Felsenwinkel des Mossor-Gebirges, und zwar in solcher Stärke, daß er sofort eine Mühle treibt; schon Diocletian preist seine trefflichen Forellen. Auf den ersten Anblick enttäuscht das Ruinenfeld der langgedehnten Salonae, deren Erstreckung Constantin Porphyrogenitus stark übertreibend so groß macht wie halb Constantinopel. Was an Trümmern über dem Boden vorhanden ist, ist unbedeutend, obwohl man an den Mauerresten immerhin den einstigen Umfang der Stadt erkennen kann, welcher von Osten nach Westen noch keine Viertelmeile beträgt. Theils mag die Zerstörung, welche im Jahre 639 durch die Avaren stattfand, eine sehr gründliche gewesen sein, theils dienten die Reste Jahrhunderte lang nicht nur den Umwohnern als bequeme Fundgrube schon zugehauener Steinblöcke, sondern so manche edlere Architekturstücke wanderten auch nach Spalato, Traù und selbst in die Mauern venetianischer Paläste. Immer dickere Lagen von Staub und Erde überdeckten die Trümmer, Feigen- und Mandelbäume wuchsen darüber, und zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnerte nur eine Wasserleitung und der Namen des kleinen Dorfes in der Südostecke des Stadtgebietes an die einstige Hauptstadt Dalmatiens. Denn das wurde Sa-

[1] Siehe den Anfang und die Fortsetzungen dieser Reise, welche in der hiermit anfangenden Reihe von Artikeln ihren Abschluß findet, in Bd. XXVII, S. 369, Bd. XXVIII, S. 1, 17, 209, 225 und Bd. XXX, S. 49, 65, 81, 97.

lonae, als im Jahr 117 v. Chr. die ältere Hauptstadt Delminium im Innern des Landes durch die Römer zerstört worden war. Seit 39 v. Chr. war es römische Colonie, dann Sitz des Gerichtes für einen der drei Sprengel (conventus), in welche Dalmatien zerfiel. Die ersten Kaiser und namentlich Diocletian schmückten dieses Hauptbollwerk römischer Macht an jenen Küsten mit manchen Bauwerken. Mit dem Jahre 481, wo Odoaker die Stadt eroberte, beginnt der Verfall, wenn sie auch noch im folgenden Jahrhundert wichtig genug war, daß 544 Belisar, 552 Narses von dort ihre Kriegszüge antraten, um Italien den Gothen wieder zu entreißen. 639 traf sie durch die Avaren der tödtliche Streich, der sie endgültig aus der Geschichte strich. Im nahen Palaste des Diocletian fanden die Einwohner, als sich der Sturm verzogen hatte, Schutz und Unterkunft.

Die ersten Ausgrabungen auf dem Boden der alten Stadt wurden unter Leitung eines Dr. Lanza in den Jahren 1821 bis 1828 angestellt und in den Jahren 1846 bis 1850 unter Dr. Carrara (seit 1842 Director des Museums in Spalato) wieder aufgenommen. Diese Arbeiten kosteten eine Summe von 10,000 Gulden und hatten die Aufdeckung eines großen Theiles der Mauern, eines Amphitheaters und Theaters, einer Wasserleitung und eines Bades, das in eine christliche Kirche verwandelt worden war, zur Folge. Auch lieferten sie eine Anzahl von Sarkophagen, Büsten, Grab- und anderen Inschriften, bleierner Wasserleitungsröhren, Urnen, Metallspiegeln, Geräthen, Münzen, Edelsteinen u. s. w., welche in Spalato zu einem Alterthümermuseum vereinigt wurden, aber nichts besonders Werthvolles, wenn auch immerhin Interessantes, unter sich aufzuweisen haben. Fortdauernd lieferte aber der Boden des alten Salonae neue Funde von Münzen, Karneolen und Inschriften, so daß im Jahre 1874, als Yriarte die Stelle besuchte, neue Ausgrabungen unter Leitung des Prof. Glavinich, Directors des Spalatiner Museums, vorgenommen wurden, zu welchen das österreichische Parlament die Mittel bewilligt hatte. Etwa vierzig Arbeiter waren mit Erdarbeiten beschäftigt, und die Frauen des Dorfes Salona trugen emsig

Braguizza (Brajnica) im Canale dei Castelli, von Süden gesehen. (Nach einer Photographie.)

Körbe voll Schutt auf ihren Köpfen zur Seite. Die Arbeiten, welche erst siebenzehn Tage dauerten, waren schon erfolgreich gewesen; denn man war in einer Tiefe von 7 bis 8 Meter unter der angebauten Erdoberfläche auf einen kleinen Tempel und einen mit zahlreichen allerdings sehr einfachen Sarkophagen besetzten Friedhof gestoßen. Letztere trugen fast alle als Zeichen, daß ihre Besitzer Christen gewesen, das griechische Kreuz und gehörten dem vierten, fünften Jahrhundert an, waren aber insgesammt schon in alten Zeiten gewaltsam erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden. Nur ein einziger, der Aufschrift zufolge aus dem Jahre 437 stammend, enthielt noch das Skelet und einige zerbrochene Thongefäße. Ob die Arbeiten später noch werthvollere Funde lieferten, ist uns leider nicht bekannt.

Am lebhaftesten geht es in dem lieblichen Giadro-Thale mit seinen frischgrünen Wiesen und schlanken Pappeln in der ersten Hälfte des September zu, wann die im ganzen Lande berühmte Messe von Salona abgehalten wird, deren Haupttag auf Mariä Geburt (8. September, Madonna piccola) fällt. Nicht nur die Bewohner Spalatos strömen alsdann dorthin, um ihrem einförmigen Leben eine erwünschte Unterbrechung zu verleihen, sondern der Fremde begegnet dort Trachten aus ganz Süddalmatien, aus dem ganzen Strich Landes von Sebenico im Norden an und von der Küste der Adria bis an die türkische Grenze und darüber hinaus. Da ist eine so unglaubliche Mannigfaltigkeit und ein Reichthum von Gewändern, daß der Künstler, welcher das Glück hat, zu jener Jahreszeit in Salona zu sein, den tiefsten Eindruck davon mit sich nimmt. In Menge sieht man türkische Unterthanen aus der Hertzegowina, welche noch keine Tagereise entfernt liegt; vor Allem aber sind es die dalmatinischen Trachten und darunter wieder die der Frauen, welche dem Durcheinander so viel Anziehungskraft verleihen: so viel Dörfer, so viel verschiedene Nüancen, Farben, Schnitte. Am meisten zeichnen sich die Frauen aus den Castelli aus. So heißen sieben Dörfer an der Nordseite des Canale dei Castelli zwischen Spalato und Traù, welche (von ersterm Orte aus gerechnet) folgende Namen führen: Suschuraz (Susurac), Abbadessa, Cambio, Vitturi, Castell Vecchio und Nuovo und Staffileo; letztere drei, zum Districte von Traù gehörig, liegen so nahe bei einander, daß sie eine einzige Häuserreihe bilden. Das älteste derselben (C. Vecchio) wurde

im Jahre 1414 errichtet, das zweite 1475, die übrigen im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts, und zwar in der Weise, daß die Regierung von Venedig adelige Familien mit Ländereien beschenkte, wofür diese am Meere eine feste Burg erbauen mußten, welche den umwohnenden Landleuten bei den Ueberfällen der Türken sichern Schutz gewährte. Diese Burgen sind jetzt längst zugleich mit der Türkengefahr dahin — aber die Dörfer haben sich erhalten und selbst manche Herrenrechte, welche jenen Familien Seitens der Bauern zukamen. Wie Yriarte angiebt, steuert jeder Bauer von jedem geschlachteten Schweine den Kopf und jährlich ein Paar Hennen, außerdem noch in jüngster Zeit von je zwölf Maß Oliven eines und von jedem geschlachteten Ochsen die Zunge, wofür er seinerseits einen Brotlaib erhält.

Das Gebiet dieser Castelli ist eine schmale fruchtbare Ebene zwischen dem Kabaner-Gebirge, dessen höchster Gipfel der Kosjak ist, und dem Meere; die Straße von Spalato nach Traù führt mitten hindurch und Weinstöcke, Oel-, Mandel- und Granatäpfelbäume bedecken den reizenden Strand. Die Dörfer selbst aber rechtfertigen, in der Nähe betrachtet, den Schein von Anmuth und Freundlichkeit, den sie aus der Ferne zeigen, wenig. Ihre Bewohner sollen nach Yriarte unter anderen Eigenthümlichkeiten auch die haben, daß sie die Schönheit der Frauen nach dem Umfange des Busens bemessen, infolge dessen natürlich die Castellanerinnen zu allerhand naiven Kunststückchen ihre Zuflucht nehmen, um den Castelanern zu gefallen. Dieser Geschmack bedingt wohl auch die Form des Leibchens, welches sehr kurz ist, eng anliegt und vorn weit offen steht. Auch der Rock schließt eng an; ein niedriger, mit Blumen gezierter Hut oder ein weißes Kopftuch, gelbe Strümpfe, schwarze Schuhe mit großen Schnallen, dicke lange silberne Ketten, an denen ein Messer vom Gürtel herabhängt, und eine ganze Reihe von Filigranknöpfen an dem schwellenden Mieder vollenden ihren Anzug.

Bäuerin aus der Umgegend von Salona.

Auch die Spalatiner in ihrer eigenthümlichen Tracht tragen dazu bei, das Gesammtbild zu beleben, obwohl ihre Frauen sich nicht anders kleiden als die Bewohnerinnen von Livorno, Spezzia oder irgend einer Stadt von Puglia am jenseitigen Gestade der Adria. Ob auf dem Markte ein großer Umsatz stattfindet, vermag ein Fremder, welchem die Kenntniß des Slavischen abgeht, schwer zu beurtheilen; er sieht nur zahlreiche Herden von Ochsen, Schafen und Schweinen und wenig industrielle Erzeugnisse, wie Drechslerwaaren, Geschirr, Becher, Töpfe, Hausgeräth, Miederknöpfe, bedruckte Zeuge und einheimischen Schmuck. Aber das Leben und Treiben muß sein lebhaftes Interesse erwecken: die einen lagern auf dem Kirchplatze, andere machen es sich in den Hütten ihrer Freunde bequem, die dritten graben sich ein Loch am Ufer des Giadro, zünden darin ein Feuer an und bereiten daran ihre Mahlzeit, d. h. stecken den ganzen Hammel an den Bratspieß und rösten ihn. Das Ganze gleicht einer lagernden Karawane. Da wird getrunken, geschwatzt und gesungen, erzählt, die Guzla gespielt und getanzt, und so erregt auch die Stimmung ist, so fallen doch heutigen Tages wenig Unordnungen dabei vor. Denn es ist der österreichischen Regierung durch strenge Maßregeln gelungen, diese Messe ihres frühern Charakters, als derjenigen Gelegenheit, wobei die nationale Blutrache so recht sich ergehen konnte, ganz zu entkleiden und die Landleute durch ihre Panduren und deren Serdars im Zaume zu halten.

In Salona wird, wie in Gradiska, Brod, Kostainitza, an der Save und Unna und im Innern Serbiens der nationale „Kolo" (d. i. Kreis) der Südslaven getanzt, ein Rundtanz, wobei stets Paare beider Geschlechter mit einander abwechseln und zwar so, daß z. B. der Mann seine Nachbarin nicht bei der Hand faßt, sondern seinen Arm unter dem ihrigen hindurchsteckt und erst der zweitfolgenden Tänzerin die Hand reicht. So besteht die tanzende Gesellschaft aus zwei durch einander geschlungenen Kreisen, die zu einer einförmigen, etwas traurigen, aber nicht reizlosen Melodie den Boden stampfen.

Hinter Salona steigt die Straße ziemlich bedeutend nach Norden an, um in der Einsenkung zwischen dem Mossor- und dem Kabaner-Gebirge mit weitem Bogen das höherliegende Innere des Landes zu erreichen. Drei Miglien hinter Salona steigt aus dem Bergkessel zwischen jenen beiden Gebirgen ein schroffer Felsen empor, welcher die namentlich im Mittelalter wichtige Feste Clissa trägt. Auf einer Reihe von Felsterrassen, welche sich wie die Stufen einer riesigen Treppe aus dem Thale über einander erheben, liegen die Häuser des gleichnamigen Dorfes, deren jedes einen kleinen auf cyklopischem Unterbaue ruhenden Garten besitzt, und darüber erheben sich die gezinnten Mauern der Befestigung, welche schon bei der römischen Eroberung des Landes eine Rolle gespielt hatte. Als sich dann die andrängenden Avaren im siebenten Jahrhundert derselben mit List bemächtigt hatten, fiel das nahe Salonae von selbst in ihre Hände. Im Mittelalter war Clissa bosnisch, seit 1494 venetianisch, später als ungarisches Lehen im Besitz von Peter Crusich,

Auf der Messe in Salona.

welcher den vor den türkischen Bedrückungen entflohenen morlakkischen Uskoken Aufnahme gewährte und mit deren Hülfe die Türken so lange durch Streifzüge und Ueberfälle belästigte, bis diese nach mehr als zwölfmonatlicher Belagerung 1538 die Feste einnahmen. Erst 110 Jahre später gelang es den Venetianern unter Foscolo, sich wieder in ihren Besitz zu setzen und denselben dauernd zu behaupten. Seit dem 28. October 1813, wo der dortige französische Commandant die Waffen streckte, gehört Clissa zu Oesterreich, welches den jetzt unwichtigen Platz zuletzt ganz vernachlässigte und erst im Frühjahr 1875 anläßlich des bosnischen Aufstandes von Neuem mit einer Besatzung belegte. Hinter Clissa beginnt wieder in gewohnter Einförmigkeit und Oede die Steinwüste, wie wir sie zwischen Zara und Knin und zwischen Knin und Sebenico kennen gelernt. Nur wo sich die wenigen ärmlichen Dörfer zeigen, trifft man auch auf einige Quadratmeter fruchtbaren Landes, wo Weinstöcke, Sorghum und Weizen gedeihen. Doch mag in Felsschluchten und Senkungen, welche dem auf der Landstraße Reisenden verborgen bleiben, noch mehr Getreide und Gemüse wachsen, da das Wenige in unmittelbarer Nähe der Dörfer zum Unterhalte der Bewohner unmöglich ausreichen würde.

Nachdem die Straße mehrere von schroffen Wänden eingefaßte Thäler durchschnitten, zeigt sich unten, wenn auch noch nicht Sinj, das hinter einem Bergvorsprunge zur Linken versteckt ist, doch die weite sumpfige Ebene von Sinj (Ravnica Sinj), die größeste in ganz Dalmatien. Dichtes Grün bedeckt den Boden des weiten, im Hintergrunde von

Bergfeste Clissa (Klis) oberhalb Salona. (Nach einer Photographie.)

hohen Bergen begrenzten und von der Cetina durchflossenen Kessels, der so scharf von der umliegenden Steinwüste sich unterscheidet. Freilich nicht nur zu seinem Vortheile: denn die nächstgelegenen Dörfer sollen arg vom Fieber heimgesucht werden, und erst näher der Stadt wird der Boden fester und ist reich an Weide und Ackerland. Zum ersten Male sieht man in diesem Lande der Felsen und der Meeresgewässer Scheuern, Meiereien, Mühlen und andere Anzeichen eines geregelten, größern Ackerbaues. Sinj selbst, am Fuße eines zerstörten venetianischen Felsenschlosses gelegen, ist nicht sonderlich malerisch. Die von Pappeln beschatteten weitläufig gebauten Häuser gleichen den modernen Bauten an der Küste, so daß man ohne die Kirchen und Klöster keine Spur venetianischen Einflusses entdecken würde. Die türkische Grenze ist nur sechs Stunden entfernt; neben dem Ackerbau ist es der Handel mit Bosnien, welcher die 1780 Bewohner von Sinj nährt. Zahlreiche Karawanen durchziehen die Stadt fortwährend und schaffen Holz, Kaffee und allerlei Kaufmannswaaren von der Küste in das Innere. Die ausschließlich katholischen Kirchen der Stadt rühren aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert her und sind sehr geräumig und prächtig ausgeschmückt; wie in ganz Bosnien, der Hertzegowina, Bulgarien und sonst auf der Balkanhalbinsel sind es auch hier Franciscanermönche, welche den Gottesdienst leiten. Ebenso war es ein Mönch desselben Ordens, welcher im Jahre 1715 den Muth der venetianischen Vertheidiger von Sinj entflammte und sie zum Standhalten antrieb, bis unter den belagernden Türken die Pest ausbrach

und sie zum Abziehen zwang. Zum Andenken an diese Begebenheit wird noch heutigen Tages das Volksfest „Sostra" gefeiert, ein Ringelstechen zu Pferde, welches an dem Geburtstage des Kaisers abgehalten wird und woran nur Bürger der Stadt theilnehmen dürfen. Sie tragen dabei reichgestickte ungarische Costüme von lebhaften Farben und reiten reichgezäumte Pferde. Am Eingange der Stadt ist ein Seil gespannt, von welchem die Ringe herabgestochen werden. Der Sieger erhielt in venetianischen Zeiten, wo das Fest am Sonntage vor Aschermittwoch stattfand, sechs Ellen Scharlachtuch im Werthe von 60 Gulden; unter der Franzosenherrschaft unterblieb die Feier und wurde erst 1818 bei der Anwesenheit des Kaisers Franz I. wieder aufgenommen. Seitdem besteht der Siegerpreis in 100 Gulden.

An den verheiratheten Bewohnerinnen Sinjs fällt dem Fremden vor allem die „Okruga" auf, eine eigenthümliche weiße Kappe, welche vorn auf den Kopf und die Haarflechten gesetzt und hinten mit einem großen weißen Schleier bedeckt wird, der bis auf den halben Rücken und selbst die Arme herabfällt, aber noch die zierlich gestickten rothen Sterne, grünen Eichenblätter oder die Mäanderborten des Hemdes hervorschauen läßt. In Sinj ist die Okruga von weißer Leinewand und ganz einfach; wenig weiter im ersten Dorfe nach der türkischen Grenze zu ist ihre sichtbare Vorderseite mit durchbrochener Stickerei von anmuthiger Form bedeckt; in der Hertzegowina ist sie roth und ähnelt einem Fez, um Trebinje macht sie letzterm ganz und gar Platz, ohne daß jedoch der deckende Schleier in Wegfall käme. Zwischen Montenegro und Mostar ist dieser Schleier von der feinsten Seide. — Die Männertracht unterscheidet sich wenig von derjenigen um Knin; man könnte die Leute hier ebenso gut für bosnische Slaven halten, abgesehen vom Turban, welchen sie in Dalmatien tragen, der aber in der Türkei den Mohammedanern allein vorbehalten ist.

Die Küstenstadt Almissa zwischen Spalato und Ragusa.

Auf demselben Wege, auf welchem er gekommen, kehrte Yriarte nach Spalato zurück und bestieg den Lloyddampfer, welcher ihn nach 26 Stunden langsamer Fahrt in Ragusa wieder an das Land setzte. Solche Küstenfahrten bieten viel des Interessanten und enthüllen dem Reisenden so manche anziehende Bilder. Freilich ist der Aufenthalt in den Küstenstädten, wie S. Pietro auf der Insel Brazza, Almissa, wo die bei Sinj vorbeifließende Cetina mündet, Makarska und Curzola auf der gleichnamigen Insel, nur eben lang genug, um eine flüchtige Ansicht derselben auf das Papier zu werfen. Reisende werden ausgesetzt, neue eingenommen und weiter geht die Fahrt längs der Felsküste nach Südosten hinab.

Auf Formosa.

Ethnographische Wanderungen von **Paul Ibis**.

V.

In Mittel-Formosa: Durch die Provinz Fung-shan-hién. — Das chinesische Landvolk. — Ankunft in Bankimtsung auf der katholischen Missionsstation. — Ausflug zu den Katsausán. — Ueber Takao und Tai-wan-fu nach Lakuli. — Das Gebiet der Pepo-hwan. — Die Hakka. — Die Stämme Bantauráng und Katsausán: Aeußeres, Kleidung, Wohnung u. s. w.

Am zweiten Februar kehrte ich Long-kiau den Rücken; bis Pong-liau folgte ich dem alten Wege, ohne mit neuen Stämmen in Berührung zu kommen, dann nahm ich meine Richtung nach Nordosten, quer durch die dicht bevölkerte und äußerst fruchtbare Provinz Fung-shan-hién. Dieselbe ist entschieden der schönste Theil Formosas und eine der reizend-

sten Landschaften, die ich überhaupt gesehen. Wie ein großer Garten dehnt sie sich aus vom Seeufer bis zum Fuße der blauen Bergriesen, die mit ihren zackigen Häuptern und scharfen Umrissen einen kraftvollen Hintergrund zu den mildgrünen Feldern und Bambus- und Palmenhainen bilden. Die zahllosen Dörfer liegen verborgen im Schatten riesiger Bambusbüsche, Bananen und Fruchtbäume und zeichnen sich durch eine Reinheit und Niedlichkeit aus, wie ich sie nie bei den prosaischen Chinesen erwartet hätte. Das Landvolk selbst, besonders in Gegenden, wo noch nie Europäer gewesen, ist gutmüthig, gastfreundlich und ehrlich, ein förmlicher Gegensatz zu den Chinesen, mit denen wir in den Handelsstädten des Festlandes in Berührung kommen und nach denen, wie es scheint, sich das allgemeine Urtheil über das ganze Volk gebildet hat. Denn gewöhnlich nennt man das chinesische Volk kurzweg faul, morsch, entartet und was desgleichen noch. Es ärgert mich immer, ein ganzes Volk durch ein leicht hingeworfenes Wort verdammen zu hören, besonders wenn es nicht allein durch Leute geschieht, die jahrelang in Hongkong oder Shanghai am Comptoirpult gesessen haben und sich darum berechtigt glauben, ein Urtheil über die Chinesen zu fällen, wenn sie auch nur mit Compradores, Ladendienern und Chair-Kulis die ganze Zeit über zu thun hatten. Der Raum verbietet mir leider, meine Einwendungen dagegen umständlicher auseinanderzusetzen und meinen eigenen Ansichten über China und das chinesische Volk Ausdruck zu geben; den Bauer will ich aber ein wenig in Schutz nehmen, auf die Gefahr hin, vom geraden Wege abzuspringen.

Je mehr ich mit dem Landvolke Formosas verkehrte, mich in seine Lage, Lebensweise und Ansichten hineinfand, eine desto bessere Meinung bekam ich von ihm, und schließlich schämte ich mich gründlich des Mißtrauens, mit dem ich anfangs die guten Leute behandelte. Wo ich auch einkehren mochte, war ich immer ein willkommener Gast, und das ganze Haus machte sich auf die Füße, um es mir an nichts fehlen zu lassen. Meine Sachen und mein Geld konnte ich ruhig stehen und liegen lassen, wenn ich ausging; sie wurden während der Zeit betrachtet, bewundert, aber nie kam mir etwas abhanden. Für das Nachtlager, für die Beköstigung meiner Person und meiner Leute wurde nichts verlangt, nie Geld angenommen; ich konnte mich ihnen nur durch kleine Geschenke dankbar erweisen. Soviel über Gastfreundschaft und Ehrlichkeit im alltäglichen Verkehr; aber auch im Handel ist der Chinese ein zuverlässiger Mensch, der sein einmal gegebenes Wort getreulich hält. Er fälscht seine Waare nicht, und liefert sie nie schlechter, als die Probe. Nach dem Worte eines achtbaren Europäers in Takao, der beim Aufkauf des Zuckers jahrelang mit dem Landvolke zu thun gehabt, werden alle Contracte zwischen ihnen bloß mündlich geschlossen, und nie wurde ein solcher Vertrag gebrochen, wie vortheilhaft das auch dem durch nichts anderes als sein Wort verpflichteten Farmer oder Compradore gewesen wäre. Wie zu sehen, begreift er den Spruch „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem andern zu!" und lebt danach. Dasselbe erwartet er denn auch, und mit allem Recht, von Anderen. Wie er selbst im Umgange ehrlich, höflich und zuvorkommend ist, so muß man auch ihm entgegenkommen. Eine geringschätzige Behandlung, wie sie sich die Europäer in China nur zu oft zu Schulden kommen lassen, beleidigt ihn, und dann versteht er keinen Spaß. In den meisten Fällen, wo Europäer in China vom Volke gesteinigt oder durchgeprügelt wurden, hatten sie es nicht anders verdient, und man muß nicht gleich an politischen Haß oder Barbarei denken, wenn man hört, daß ein salbungsvoller Betbruder oder dünkelhafter Ladenschwengel mal wieder in einem chinesischen Dorfe Schläge bekommen hat; die Zeitungen werden darüber natürlich Schreckensgeschichten erzählen. Das Familienleben der Bauern ist ein friedliches und meist glückliches. Mann und Frau behaupten im Hause gleiche Rechte, sind gleich arbeitsam und gleich bemüht, ihre Kinder zu ehrlichen, nützlichen Leuten heranzuziehen. Von einem Einsperren der Frauen und Mädchen ist hier keine Rede; wer Hände hat, soll arbeiten. Die Prostitution herrscht nur in Städten und keinenfalls offener und frecher, als in Europa; hier im Dorfe, wo jeder früh heirathet, kann sie gar nicht aufkommen. Auch Kebsweiber hält der Bauer nicht, das wäre ihm zu kostspielig; ist seine Frau unfruchtbar, so erlaubt ihm ja das Gesetz, sich scheiden zu lassen. Ueberhaupt ist er mäßig in seiner Lebensweise, trinkt wenig und raucht selten Opium, dessen schädliche Folgen er hinlänglich kennt, und das ihn auch bald an den Bettelstab bringen würde. Sonst liebt er Geselligkeit; bei einer Tasse Thee und einer Pfeife Taback schwatzt er gern des Abends beim Nachbar oder im Tempel, der in Dörfern mehr die Bedeutung eines Clubs zu haben scheint. Ferner ist der chinesische Bauer weit selbständiger, und trotz der strengen Gesetze freier als in vielen anderen Ländern. Denn er kennt seine Gesetze genau, weiß, was sie von ihm fordern, was sie ihm verbieten, und lebt er nach ihnen, so tritt ihm keiner zu nahe. Seine Abgaben sind nicht übertrieben groß, so daß er bei einigem Fleiße bald zum Wohlstand kommen kann. Bettler sieht man gar nicht, da jedes Dorf seine Armen und Altersschwachen selbst versorgt. Denn jeder Bemittelte sieht seine Ehre darin, dem Darbenden zu helfen, und aus den freiwilligen Gaben werden Kleider, Nahrungsmittel, Medicin, selbst Särge angeschafft, die im Tempel aufbewahrt und jedem wirklich Nothleidenden gegeben werden. So ist der chinesische Bauer. Kann man ihn entartet nennen? Ich sehe in ihm nur einen braven Menschen.

Doch zurück zu meiner Reise.

Mädchen aus dem Stamm Katsausán.

Nach einem scharfen Marsche traf ich am 4. Februar in Bankimtsung ein, wo ich beim katholischen Missionär, Pater C., eine freundliche Aufnahme fand. Dieser Pater, einer der leutseligsten und nobelsten Menschen, denen man begegnen kann, ist schon seit zwölf Jahren in Formosa und hat sich hier dermaßen eingelebt, daß ihm der Gedanke an eine Heimkehr nach Europa längst nicht mehr in den Sinn kommt. Einfach und immer heiter in seiner Umgangsweise, besitzt er das volle Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinde, und das, wie er sagt, ersetzt ihm alle Entbehrungen eines einsamen Lebens fern von der Heimath.

Bankimtsung, das östlichste Dorf in der Ebene, liegt hart am Fuße des Gebirges, das hier direct zu bedeutender Höhe emporsteigt. Es ist von Pepo-hwan bewohnt, d. h. von Malayen, welche die chinesische Civilisation angenommen und unter chinesischem Schutze stehen. Diese Leute leben mit ihren unabhängigen Stammverwandten in den benachbarten Bergen in leidlich gutem Verhältniß; daher war es nicht schwer, von hier aus dem Stamme Katsausán einen Besuch abzustatten. Ein Führer und Träger, welche Samshu und Betel und obendrein ein Ferkel mitzunehmen hatten, waren leicht aufzutreiben, um so mehr, da der Dorfmandarin, ein alter Malaye, selbst die erforderliche Anzahl Leute herbeischaffte und alle Plackereien bei Einkäufen und Vorbereitungen auf sich nahm.

Die Katsausán leben in 22° 35′ nördl. Br. jenseits der Wasserscheide in einer rauhen, durchaus für Ackerbau oder Viehzucht ungeeigneten Gegend. Ihre Dörfer liegen hoch im Gebirge und sind nur auf mühevollem Wege zu erreichen; sie stehen unter einem gemeinsamen Häuptling, einem noch jungen Manne. Das Dorf, welches ich besuchte, wird von den Chinesen Tau-sia genannt; es liegt etwa 10 Meilen von Bankimtsung entfernt. Im Allgemeinen hörte ich wenig Gutes von den Katsausán. Sie gelten als roh, ungestüm, trunksüchtig und habgierig; doch will es mir scheinen, als ob die Pepo es mit den Fehlern ihrer Nachbarn etwas zu streng nehmen. Eitel und aufbrausend fand ich sie zwar, besonders im berauschten Zustande, wo sie denn auch leicht Unheil anrichten können; doch im nüchternen Zustande waren es angenehme, lebhafte Leute, welche man nicht zu fürchten braucht. Zudringlich könnte man sie allenfalls auch noch nennen, doch sind sie es in einer zu kindischen Weise, um wirklich lästig zu werden; sie bitten um Alles, was sie erblicken, doch giebt man es nicht, so sind sie auch zufrieden.

Als ich diesen Abstecher mit Erfolg ausgeführt, kehrte ich nach Takao zurück, um mich einige Tage auszuruhen und meine erschöpften Vorräthe zu erneuern.

Am 9. Februar rückte ich wieder aus, erst nach Taiwan-fu, wo ich mich zwei Tage umsah, und dann gerade nach Osten, bis nach Lakuli (22° 2½′ nördl. Br. und 120° 47′ östl. L. Gr.), wo ich wieder mit einem unabhängigen Stamme zusammentraf. Das ganze Land zwischen Tai-wan-fu und Lakuli ist ein fruchtbares und schönes Bergland. Einen allmäligen Uebergang vom Tieflande zum Hochgebirge bildend, ist es reich an Scenerien der abwechselndsten Art, was die mühevolle Reise durch Schluchten und über Bergrücken sehr angenehm macht. Denn auf jeder Höhe öffnet sich vor den Blicken ein neues Panorama, herrlicher und großartiger, als das vorige. Der Weg läuft im Zickzack bald durch eine enge Schlucht oder zwischen senkrechten nackten Schieferwänden hin, bald durch Reis- und Zuckerfelder oder schattige Gärten, dann wieder steil bergauf, bergab, über Flüsse und durch den Urwald. Je weiter man nach Osten kommt, desto enger werden die Thäler und desto seltener die bebaueten Flecke; der Wald wird größer und dichter, und östlich von Lakuli, dem letzten von den Pepo-hwan bewohnten Dorfe, bedeckt er ununterbrochen das Gebirge; dort ist das Territorium des gefürchteten Stammes Bantauráng. Den westlichen Theil des Berglandes zwischen Tai-wan-fu und Lakuli bewohnen Chinesen, den östlichen vornehmlich Pepo-hwan, welche hier ihre Nationalität besser beibehalten haben als in der Ebene. Beide, Chinesen und Pepo, leben in den Thälern, wo der fruchtbare Boden den Ackerbau äußerst vortheilhaft macht; auf den Höhen aber, und vorzüglich in der höchsten Bergregion, traf ich einen sonderbaren Menschenschlag, der weder mit Chinesen noch Eingeborenen Aehnlichkeit hatte; die Chinesen nennen sie Hakka. In ihrem Aeußern liegt nichts Mongolisches, nichts Malayisches, vielmehr etwas, was manche zur Annahme verleitet, sie für Zigeuner anzusehen, also zur indo-germanischen Race zu zählen. Andere behaupten (wohl mit besserm Rechte, s. Ratzel: Chines. Auswanderung, S. 124), sie seien die Aboriginer des Gebirges von Süd-China, welche mit Kantonesen seit Langem nach Formosa gekommen. Welche Ansicht die richtige ist, ist schwer zu bestimmen; denn die Hakka sind in ihrer Lebensweise ganz Chinesen geworden, haben ihre Sprache vergessen und wissen nichts aus ihrer Vergangenheit zu berichten; allein aber nach dem Aeußern zu entscheiden, ist doch etwas gewagt. Die Hakka sind meistens starke, musculöse Figuren, dunkler als Chinesen und Malayen. Ihr Gesicht ist oval, die Stirn hoch, die Nase gerade und gut geformt; die Augen sind groß, liegen gerade und in gehöriger Vertiefung. Die Lippen sind energisch geschwungen, nicht dick, und der Mund ist nicht groß. Augenbrauen und Wimpern sind dicht und der Bartwuchs stark, denn Männer von 20 Jahren haben schon einen ganz stattlichen Schnurrbart. Kinn und Wangen werden dagegen fleißig rasirt. Ihr Gesichtsausdruck ist energisch, verständig, und in ihrem Wesen liegt die ernste, edle Ruhe, wie sie den echten Inder kennzeichnet. Auch ihre Frauen sind schöner und besser gebaut als Chinesinnen, und stehen dem Wuchse nach in richtigem Verhältniß zu den Männern; ihre Füße verstümmeln sie nicht. Die Hakka haben keine Dörfer; sie leben in stiller Zurückgezogenheit zerstreut im Gebirge, wo sie ein wenig Ackerbau treiben, hauptsächlich aber, wie es scheint, sich mit Viehzucht beschäftigen, denn Kuh- und Ziegenherden sah ich viel. Für den Handel liefern sie Wolle, Kampfer und Ingwer. Das ist alles, was ich über die Hakka sagen kann.

In Lakuli, wie gesagt, stieß ich wieder auf einen unabhängigen Stamm. Es waren die Bantauráng aus den benachbarten Bergen, welche mit Weib und Kind zum Neujahrsmarkt nach Lakuli gekommen waren. Auf diesen nur einen Tag dauernden jährlichen Handelsbesuch beschränken sich alle ihre Beziehungen zu den Pepo; sonst sieht man sie nie im Thale, und sie unangemeldet in ihren Dörfern aufzusuchen, halten selbst die Pepo für zu gewagt. Mit ihnen weiter nach Osten vorzudringen, war nicht der Mühe werth; denn nach allen Erkundigungen gleichen ihre Dörfer und Wohnungen denen der Katsausán. Dasselbe läßt sich auch von ihrem Aeußern sagen; nur sind sie um einen Ton heller als jene. Beide Stämme unterscheiden sich indeß bedeutender, als ich voraussetzte, von den Eingeborenen Süd-Formosas, und will man sie mit einem andern malayischen Volke vergleichen, so ähneln sie weit mehr den Tagalen oder den Dayaks und Sulu-Insulanern, welche ich auf Labuan sah, als den Malayen von Malakka oder den Südsee-Insulanern. Ihre Sprache steht dem Tagalischen noch näher als die Dialekte von Süd-Formosa. Die Männer sind im Mittel etwas über 5 Fuß hoch, und gut und kräftig gebaut. Das Gesicht ist bald oval, bald rund, und die Backenknochen wie der Unterkiefer stehen nicht merklich hervor. Die Augen sind groß, voll und dunkelbraun, Augenbrauen und Wimper dicht.

Die Nase ist nicht übermäßig breit, oft gerade und gut geformt. Die Lippen sind zwar etwas fleischig, doch von guter Zeichnung. Die Hautfarbe ist nicht dunkler als die der Tagalen. Das Haar ist eher dunkelbraun, als schwarz; sie scheeren es nur über der Stirn, das übrige wird unter den Turban gewickelt. Ihre Frauen kann man im Ganzen hübsch nennen, nur sind sie zu Vollleibigkeit geneigt und im Verhältniß zu den Männern zu groß von Wuchs. Auffallend schön sind aber ihre großen glänzenden Augen und das wundervoll dichte und lange Haar.

Die Männer kleiden sich recht malerisch in blaue, gelbe und alle mögliche grelle Farben; besonders beliebt ist gelb. Sie tragen eine oder mehrere leichte Jacken, einen großen schwarzen (bei den Katsausán auch rothen) Turban und statt der Beinkleider einen Schurz um die Hüften; doch das nur bei Ausgängen, zu Hause begnügen sie sich nur mit einer Binde um die Lenden. Auf längeren Zügen werden die Beine mit Zeugstreifen umwickelt, die in der Art der Hosen zugeschnitten sind. Besonders bunt kleiden sich die Bantauráng; ich sah Burschen, deren Jacken aus vielen verschiedenfarbigen Stücken zusammengenäht waren, oder die das eine Hosenbein von rother, das andere von grüner oder gelber Farbe hatten. In den Ohren tragen sie keine Pflöcke, wie im Süden, sondern lange Ohrringe chinesischer Arbeit, die gewöhnlich mit Perlenquasten endigen. Eine Menge Ringe an Armen und Fingern, Ketten und farbige Glasperlen, vorzüglich große, sind sehr beliebt, werden aber mehr von Frauen als Männern getragen. In ihrem Costüm ziehen die Frauen auch hier bescheidenere Farben vor, als die Männer; die Grundfarbe ihrer Kleidung ist blau, weiß oder schwarz; die Verzierungen sind in farbigen Schnüren oder Stickereien ausgeführt und sehr einfach. Sie tragen einen langen Rock, darüber eine Blouse oder weiße Jacke, welche letztere so kurz ist, daß sie die halbe Brust nackt läßt. Die Füße sind vom Knöchel bis zum Knie mit Zeugstreifen bekleidet, so daß es aussieht, als ob sie enge Beinkleider trügen. Ueber das leicht zusammengefaßte Haar wird ein großes helles Tuch geschlagen, das in schönen Falten auf den Rücken herabfällt. Darüber liegt ein breiter Kranz von Laub (bei den Bantauráng mehr gelbe Blumen), ein Putz, der ihren meist hübschen Gesichtern vortrefflich steht. Ein leichtes viereckiges Tuch von blauer oder schwarzer Farbe vervollständigt das Costüm beider Geschlechter; es wird derartig über die Schulter geschlagen, daß es, den rechten Arm freilassend, den Rücken und die linke Seite bedeckt. Ferner tättowiren sich Männer und Frauen einige 5 bis 6 Linien breite Streifen längs der Außenseite des Armes und einige Striche längs dem Handrücken. Die übrigen Körpertheile und das Gesicht werden nicht tättowirt.

Ihre Waffen (vorzüglich die Speere) zieren sie mit Haarbüscheln der erschlagenen Feinde, und ich muß bemerken, ich sah wenige, die diese Zierde entbehrten.

Die Häuser im Dorf der Katsausán sind durchweg aus Schiefer erbaut; selbst Fenster- und Thürverschlüsse sind aus Schiefertafeln angefertigt, nur das Dach ruht auf einem Bambusgerippe. Das Wohnhaus lehnt sich immer mit dem Rücken an die Bergwand. Die Mauer ist an der Fronte kaum vier Fuß hoch; doch geht das Dach hoch hinauf, so daß das Innere ziemlich geräumig ist. Der Eingang in das Haus ist gewöhnlich an der rechten Seite, man betritt erst eine Art Vorzimmer, aus dem man dann durch eine Thür links abbiegt in das eigentliche Wohnzimmer, einen weiten durch ein paar Fensteröffnungen hinreichend erleuchteten Raum. Um die Wände laufen 1 Fuß hohe Schlafstellen, die mit Matten und Fellen bedeckt sind und zugleich alles andere Mobiliar ersetzen. In einer Ecke steht der Herd. Das Hausgeräth ist chinesisch. Vor jedem Hause ist ein freier Platz, auf dem die Vorrathskammer steht; diese, ein hohes Strohdach, ruht auf 4 bis 5 Fuß hohen Pfosten, die oben mit weiten Schieferrädern endigen, um Ratten und Mäusen den Zutritt abzuschneiden.

In ihrer Lebensweise und ihrer Entwickelung stehen sie mit den Saprêk auf gleicher Stufe. Von den Bantauráng wird erzählt, daß sie ihre Todten innerhalb der Häuser begraben. Was ich übrigens im Süden nirgends hörte, war ein ziemlich geregelter einstimmiger Gesang mit Vorsänger und Chor; das melancholische Motiv erinnerte mich an die alten Gesänge der Sandwichsinsulaner.

Da die Bantauráng in der Nacht nach meiner Ankunft Lakuli verließen, für mich also dort nichts mehr zu thun war, so wanderte ich nach Nordwesten durch das Gebiet der Pepohwan und erreichte am 20. Februar die Kreisstadt Kagi, von wo aus ich wiederum einen Abstecher in die Berge zu machen beabsichtigte.

Ueber die vom Wüstensande verschütteten Städte Ost-Türkistans.

Nach Sir T. Douglas Forsyth bearbeitet von **Dr. W. Erman.**

Seit sich Ost-Türkistan vor nunmehr zwölf Jahren von der ein Jahrhundert hindurch ertragenen chinesischen Herrschaft befreit hat und unter dem kühnen und von seltenen Erfolgen gekrönten Yakub Chan ein durch die Gunst seiner Lage auf der Grenze des Machtgebiets der Russen und Engländer nicht unwichtiges, selbständiges Staatswesen bildet, ist unsere bis dahin höchst dürftige Kenntniß dieses zwischen den gewaltigsten Erhebungen des Erdballs eingelagerten Beckens in erfreulichster Weise vermehrt und durch zuverlässige Positions- und Höhenbestimmungen auf feste Grundlagen gestellt worden. Allerdings gilt dies bis jetzt nur von dem westlichen Theil, dem Gebiet der Städte Yarkand, Kaschgar und Chotan, über welches weder die russischen Reisenden Osten-Sacken und Kaulbars, die von Norden her, noch die Engländer Johnson, Hayward, Shaw und Forsyth, die von Süden her die mächtigen Gebirgsmauern überstiegen, erheblich hinausgekommen sind [1]). Das Mißtrauen der Einwohner legt der freien Bewegung der Reisenden die größten Schwierigkeiten in den Weg, ist ihnen aber kaum zu verargen, wenn man die Erfahrungen erwägt, welche ihre westlichen Nachbarn jenseit des Pamir in den letzten Jahren haben machen müssen.

Namentlich ist es die zweite Mission von Sir T. Douglas Forsyth in den Jahren 1873 und 1874, die sich

[1]) Einen guten Ueberblick über den Gang dieser Forschungen giebt die Abhandlung von Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski: „Die Pässe über die Kammlinien des Karakorum" in den Abhandl. der math.-phys. Classe der Münchener Akademie, Bd. 12, 1875.

durch eigene sorgfältige Beobachtungen der europäischen Mitglieder der Expedition sowie durch ausgedehnte Routenaufnahmen Seitens der der Expedition beigegebenen Eingeborenen große Verdienste erworben hat. Das interessante Werk, welches einer der Theilnehmer der Gesandtschaft, H. W. Bellew, veröffentlichte (Kashmir and Kashgar. London 1875), sowie vor allem die im Maiheft des Geographical Magazine von 1875 publicirte vorläufige Skizze der Routen der Expedition berechtigt uns zu großen Erwartungen hinsichtlich des unlängst in Calcutta erschienenen, in Berlin bisher noch nicht zugänglichen officiellen Berichts über diese Reise.

Indem wir uns ein Eingehen auf die allgemeinen Resultate derselben vorbehalten, wollen wir schon jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Punkt von besonderem Interesse lenken, über welchen Forsyth in der letzten Novembersitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft gesprochen hat, die Verschüttung osttürkistanischer Städte durch die beweglichen Sandmassen der Wüste.

Die Kunde von solchen Vorgängen in diesen Gegenden ist für die europäische Wissenschaft nicht neu; denn schon 1820 übersetzte Abel Rémusat in seiner „Histoire de la ville de Khotan" das 55. Buch des Pian-i-tian, einer sehr umfangreichen chinesischen Sammlung von chronologisch nach den Dynastien geordneten Nachrichten über die fremden Nationen, mit denen China in Berührung gekommen ist, und machte damit die folgenden aus dem ersten Jahrhundert der Thang-Dynastie (dem 7. n. Chr. Geb.) stammenden, allerdings zum Theil sagenhaften Erzählungen [1]) auch außerhalb des engern Kreises der Sinologen zugänglich. Vor allem ist es diejenige von dem über die Stadt Ho-lao-lo-kia verhängten göttlichen Strafgericht, die uns hier interessirt (Rémusat a. a. O. S. 61 ff.).

Ein König von Kiao-schang-mi (einem der fünf Districte des Landes Chotan, nach Rémusat auch Kan-mi, Kin-mi, Kiu-schen-mi genannt, und 40 Lieues östlich von Chotan gelegen, a. a. O. S. 33 [2]), U-tho-yan-na mit Namen, hatte dem Buddha eine Statue aus Sandelholz, 2 Tschang (20 Fuß) hoch, errichtet. Obgleich sie wunderthätig war, wurde sie, nachdem Buddha aus dem Leben geschieden, vernachlässigt und in den Norden des Landes, in die Stadt Ho-lao-lo-kia, versetzt, deren reiche Einwohner in Lüste versunken waren und sich um das Bild des Gottes nicht kümmerten. Als ein Rahan (ein buddhistischer Bettelmönch) in die Stadt kam und dem Bilde seine Verehrung erwies, nahmen die Einwohner an seinem wunderlichen Aufzug Anstoß, und der König ließ den Unglücklichen bis zum Munde in Sand begraben und versagte ihm Speise und Trank. Ein Mann aber, der zu jeder Zeit die Statue verehrt hatte, brachte dem Rahan

[1]) Dieselben sind in den Pian-i-tian übergegangen aus dem Reisebericht des Hiuën-Thsang (629 bis 645 n. Chr.), den Stanislas Julien im 3. Theil der Voyages des pèlerins bouddhistes übersetzt hat, unter dem Titel: Mémoires sur les contrées occidentales, traduits du sanscrit en chinois en l'an 648, par Hiouen-Thsang. Cfr. T. II (Paris 1858), p. 243 seq.

[2]) Ritter (Asien 5, S. 333) und Julien (a. a. O.) suchen, im Widerspruch mit Rémusat's Annahme, ohne aber dieselbe zu erwähnen, das Reich Kiao-schang-mi am Ganges. Julien identificirt es mit dem in den ältesten brahmanischen Documenten häufig vorkommenden Kâuçâmbî, das bei Hiuën-Thsang allerdings ebenfalls Kiao-schang-mi umschrieben wird. Der Zusammenhang unserer Stelle scheint mir diese Annahme zu verbieten, vielmehr für die Rémusat's zu sprechen. Denn Ho-lao-lo-kia, das unzweifelhaft westlich von Pi-ma angenommen wird, wird andererseits offenbar als im nördlichen Theil des Reiches Kiao-schang-mi liegend gedacht. Eine Erstreckung desselben vom Ganges bis in das Gebiet des Tarim ist aber selbstredend ganz undenkbar. Bei Ritter tritt dieser Widerspruch nicht hervor, da er den Passus, aus dem die Lage von Ho-lao-lo-kia westlich von Pi-ma hervorgeht, nicht wiedergiebt.

Lebensmittel, worauf ihm dieser den bevorstehenden Untergang der Stadt verkündete: „Zur Strafe für das an ihm begangene Verbrechen werde in sieben Tagen ein Regen von Sand und Erde niederfallen und die ganze Stadt bedecken, so daß niemand entkommen würde. Danach möge er seine Vorsichtsmaßregeln treffen." Nach diesen Worten verschwand der Rahan; der fromme Mann aber ging in die Stadt und warnte seine Verwandten. Alle aber, die ihn hörten, verspotteten ihn. Am zweiten Tage erhob sich ein heftiger Sturm, der auf den Feldern die Gewächse vernichtete, und der Regen wühlte den Boden auf und überschwemmte Straßen und Wege; am siebenten Tage aber, nach Mitternacht, fiel ein Sandregen, der die ganze Stadt begrub. Nur der von dem Mönch gewarnte menschenfreundliche Mann hatte das Unwetter in einer Art Höhle, die er sich außerhalb der Stadt bereitet hatte, abgewartet, und entkam in östlicher Richtung nach Pi-ma, wohin das Buddhabild ihm von selbst folgte. „Die Stadt Ho-lao-lo-kia ist jetzt nur noch ein großer Sandhaufen. Fürsten verschiedener Länder haben hier wiederholt Ausgrabungen veranstalten wollen, um die verschütteten Kostbarkeiten zu gewinnen; aber bei jedem Versuch erhob sich ein gewaltiger Wind; Rauchwolken und dichter Nebel verhüllten den Weg und setzten die Arbeiter in Verwirrung."

Weiterhin erwähnt derselbe alte Bericht die inmitten ausgedehnter Sümpfe an der östlichen Grenze von Chotan gelegenen Ruinen von Ni-jang (Rémusat a. a. O. S. 35 und 64), von dem allerdings nicht ausdrücklich gesagt wird, daß es durch Sandverschüttung verödet sei. H. Yule (The book of Ser Marco Polo. Second edition. Vol. I, p. 202) vermuthet ansprechend, daß Ni-jang mit dem von W. H. Johnson erkundeten Nia identisch sei (Journal of the Royal Geogr. Society. Vol. 37, p. 44), das auf der Forsyth'schen Karte etwa unter 82° 40′ östl. L. v. Gr. und 37° nördl. Br. liegt.

Von Ni-jang, der Zollstätte des Landes Kiu-sa-tan-na (Chotan), beginnt gegen Osten die Region der beweglichen Sandmassen, „die vom Winde getrieben Ströme und Hügel bilden." Die Spur der Reisenden verschwindet, und da der Weg durch nichts bezeichnet ist, verirren sich viele und kommen um, da es kein Wasser und keine Pflanze giebt. Böse Dämonen hausen hier und fast beständig hört man schrilles Pfeifen und lautes Geschrei [1]).

Nach Zurücklegung von 400 Li [2]) erreicht man das alte Königreich Tu-ho-lo. Das Land ist seit langer Zeit wüst geworden. Alle Städte liegen in Trümmern und sind mit Unkraut überwuchert. Weiter östlich erreicht man nach Zurücklegung von 600 Li das alte Reich Sche-ma-tho-na, das Land Nie-mo (bei Hiuën-Thsang: Tsche-mo-t'o-na und Ni-mo). Die Städte sind verödet, das Land völlig entvölkert. Weiter folgt in nordöstlicher Richtung 1000 Li entfernt das alte Königreich Na-fo-po, das Land der Lëu-lan (bei Hiuën-Thsang: Na-po-po und Lëu-lan als Ländername).

[1]) Aehnliche Geschichten von merkwürdigen Geräuschen in der Wüste, und den dieselben veranlassenden Gespenstern sind in den Wüstengegenden Asiens nichts Seltenes. Vergl. u. a. Marco Polo's auf die gleiche Gegend bezügliche Angaben im 39. Capitel seines Berichts; die aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammende Erzählung des Tschang-tschun (bei E. Bretschneider: Notes on Chinese mediaeval travellers to the West-Shanghai 1875, p. 29) und schließlich Prschewalski's Reisen in die Mongolei, übersetzt von A. Kohn, Jena 1877, S. 167.

[2]) Die Länge des chinesischen Li ist nicht immer dieselbe gewesen. Annähernd kann man 3 Li = 1 englische Meile setzen; nach E. Bretschneider, a. a. O. S. 122. Ganz abweichend ist Vivien de Saint-Martin's Berechnung (bei Julien a. a. O. Bd. 2, S. 258), wonach im 8. Jahrh. 338 Li auf den Breitegrad gingen.

Ob auch das zuletzt erwähnte Na-po-po, welches von Rémusat an den Lop-See verlegt, von Yule (Marco Polo I, S. 204) direct als Marco Polo's Lop aufgefaßt wird, als verödet zu denken ist, geht aus dem Bericht nicht hervor. Ebenso bleiben wir darüber im Zweifel, wie lange Zeit vor Hiuën-Thsang die Verwüstung dieser Reiche östlich von Chotan stattgefunden haben mag.

Die nächste Nachricht eines Augenzeugen über diese Gegenden verdanken wir Marco Polo, der mehr als 600 Jahre später von Chotan zum Lop-See zog. Ueber die allgemeine Richtung seines Weges kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, seit durch Johnson's, Shaw's und neuerdings durch Forsyth's weiter unten mitzutheilende Erkundigungen das bis dahin völlig in der Luft schwebende Tschartschan als noch heute existirend nachgewiesen ist und seine Lage annähernd ermittelt werden kann. Damit ergiebt sich auch zugleich, daß Marco Polo's erste Station östlich von Chotan, Pien (vielleicht verschrieben für Pem und ohne Zweifel dem Pi-ma der chinesischen Berichte entsprechend), in der Gegend des heutigen Kiria zu suchen ist (etwa unter 81° 38′ östl. L. v. Gr. und 36° 57′ nördl. Br. — vergl. Yule a. a. O. I, 198, und Rob. B. Shaw in Proceedings of the R. Geogr. Soc. London. Vol. 16, p. 242 seq.).

Daß nun Marco Polo in den diesen Theil seiner Reise behandelnden Capiteln 36 bis 39 die verschütteten Städte mit keinem Wort erwähnt, ist bei der Ausdehnung, die diese Vorgänge hier gehabt zu haben scheinen, auf den ersten Blick befremdlich, findet aber seine Erklärung, wenn man erwägt, daß der Venetianer aller Wahrscheinlichkeit nach einen südlichern Weg einschlug als sein asiatischer Vorgänger, wodurch sich das zu durchmessende absolut wüste Gebiet auf ein erheblich geringeres Maß reducirte. Denn während Hiuën-Thsang von Nijang aus bis Napopo 2000 Li durch die Wüste zurückzulegen hat, beginnt dieselbe für Marco Polo erst jenseit der noch einigen Anbau gestattenden Provinzen Pien und Tschartschan, und erfordert nur fünf Tagereisen bis Lop, das er ausdrücklich als eine große, als Station für die Reisenden nach Cathay (China) wichtige Stadt bezeichnet. Doch muß die Blüthe dieses Ortes damals die längste Zeit gedauert haben, da schon unsere nächste dem 16. Jahrhundert angehörige Quelle von seinem Untergang zu berichten weiß: Mirza Haidar sagt in seinem in Kaschgar verfaßten Tarich-i-Raschidi [1]) in Bezug auf das ostturkistanische Becken: „Im Osten und im Süden ist eine weite Wüste, die nur unfruchtbare Dünen und Hügel beweglichen Sandes enthält. Vor Zeiten gab es hier mehrere Städte; nur von zweien haben sich die Namen erhalten, nämlich Lob und Kank; alle übrigen sind unter dem Sande begraben;“ und weiterhin heißt es: „Ehemals brauchte man von Khoten nach Khatai 14 Tage; am ganzen Wege waren Städte und Dörfer so häufig, daß man nicht nöthig hatte, Reisegefährten zu suchen oder sich einer Karawane anzuschließen, sondern ohne Befürchtungen die Reise allein oder zu Zwei antreten konnte. Jetzt aber ist der alte Weg aus Furcht vor den Kalmaks verlassen, und auf dem neuen braucht man 100 Tage.“

Nicht nur stimmen diese allgemeinen Angaben mit den oben mitgetheilten des Hiuën-Thsang gut überein, sondern wir werden auch durch die ausführliche Erzählung, die uns Mirza Haidar von dem Untergang von Katak [2]) giebt, lebhaft an die ältere Sage von der Verschüttung von Holao-lo-kia erinnert, nur daß hier als Verschuldung nicht mehr die Verachtung Buddha's, sondern die der Lehre Mohammed's auftritt.

Das Schicksal von Katak wurde lange vorausgesehen, da der Sand in regelmäßigem Fortschreiten begriffen war. Der Priester der Stadt warnte in seinen Freitagspredigten seine Zuhörer vor der nahenden Katastrophe. Endlich als die Gefahr eine immer drohendere wurde, theilte er seiner Gemeinde einen göttlichen Befehl mit, die Stadt zu verlassen, um vor dem Zorngericht Gottes zu fliehen. Dann nahm er von der Kanzel herab förmlichen Abschied von seiner Gemeinde und verließ ohne Zögern den der Verdammung verfallenen Ort. Während schon ein heftiger Sandsturm begann, brach er auf und eilte mit seiner Familie und so vielem Besitz, als er fortführen konnte, von dannen. Nachdem er eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, bemerkte einer seiner Begleiter, der Muezzin oder Gebetsausrufer, daß er etwas vergessen hatte, kehrte in die Stadt zurück und benutzte die Gelegenheit, um noch einmal das Minaret der Moschee zu besteigen und zum letzten Mal den Abendruf zum Gebet erschallen zu lassen. Als er herabstieg, hatte sich der Sand schon so hoch angehäuft, daß es unmöglich war, die Thür zu öffnen. Er mußte wieder auf den Thurm steigen, von wo er auf den Sand herabsprang und so seine Rettung bewerkstelligte. Um Mitternacht erreichte er den Scheich wieder; sein Bericht setzte alle so in Schrecken, daß sie sich eilig erhoben, um die Flucht fortzusetzen, indem sie sprachen: „Entfernung ist Rettung vor dem Zorne Gottes.“

Diese älteren Nachrichten erfuhren ihre erste Bestätigung in neuerer Zeit durch W. H. Johnson, der im Jahre 1865 im Dienste des Great Trigonometrical Survey of India von Leh aus nach Chotan vordrang. Die bezügliche Stelle seines Berichtes (Journal of the R. Geogr. Society. Vol. 37, p. 5) lautet wie folgt: „Sechs englische Meilen nordöstlich von Iltschi (der Hauptstadt von Chotan) beginnt die große Wüste Taklá Makán. Ihre losen Sandmassen, die sich in gewaltigen, alles überwältigenden Wogen fortbewegen, sollen einst 360 Städte im Zeitraum von 24 Stunden verschüttet haben. Der Rand dieser Wüste hat das Aussehen eines niedrigen Höhenzuges und besteht aus Hügeln von losem Sande, deren Höhe 200 bis 400 Fuß beträgt. Aus einer der verschütteten Städte wurde während meiner Anwesenheit in Iltschi Thee ausgegraben, der nach der Meinung der Eingeborenen von hohem Alter ist und von dem ich Proben mitgebracht habe. Goldmünzen von 4 Pfund Gewicht (?) und andere Gegenstände sollen außerdem noch in einigen dieser Städte gefunden worden sein. Ihre Lage ist aber nur wenigen Personen bekannt, die, um sich zu bereichern, ein Geheimniß daraus machen. Allgemein bekannt ist nur die, in welcher große Quantitäten Ziegelthee gefunden werden, der jetzt auf den Märkten guten Absatz findet, da aller Handelsverkehr mit China unterbrochen ist. Sie liegt eine englische Meile nördlich von Urangkasch [1]). Ich bemühte mich, alte Münzen und Denkmäler zu erhalten, erfuhr aber, daß solche nicht in Iltschi und Yarkand, wohl aber in Kaschgar zu bekommen seien, da letzteres eine von den alten Städten sei, die bei der Zerstörung durch Sand verschont geblieben sind. Iltschi und Yarkand dagegen seien erst nach derselben gegründet. Diese Angabe scheint einigen Grund zu haben, da ich trotz eifriger Nachforschungen niemals etwas von Ruinen sah oder hörte, während Kaschgar

[1]) Dieselben Details finden sich auch in einem persischen geographischen Werk, Heft iklim, aus dem Quatremère in den Notices et extraits des manuscrits de la bibl. du roi T. XIV, p. 474 seq. einige Auszüge mitgetheilt hat, nach denen ich citire.

[2]) So schreiben Forsyth und Bellew (Kashmir and Kashgar p. 14), während Sir H. Rawlinson in einer Bemerkung zu Forsyth's Vortrag die Lesart Kanak vertheidigt.

[1]) Urangkasch liegt drei englische Meilen südöstlich von der Hauptstadt. Forsyth befindet sich also im Irrthum, wenn er in seinem Vortrage die von Johnson erkundete verschüttete Stadt „in die Nähe von Kiria, fünf Tagemärsche von Chotan“ verlegt.

ausgedehnte Trümmer enthalten soll." Weiterhin (S. 14) erwähnt er obenhin, daß er der alten Stadt bei Urangkasch einen Besuch abgestattet habe, leider ohne irgend nähere Mittheilungen darüber zu machen.

Johnson's nächste Nachfolger vermochten nichts zur weitern Aufhellung dieser interessanten Frage zu leisten; auch Sir D. Forsyth erfuhr 1870 auf seiner ersten Reise nach Yarkand nur durch einen seiner Begleiter, den Sikh-Kaufmann Tara Tschund, daß der ausgegrabene Thee auch auf dem Bazar von Yarkand verkauft werde. Erst auf seiner zweite Reise 1873 bis 1874 gelang es ihm, nicht nur belangreiche Erkundigungen über jene merkwürdigen Vorgänge einzuziehen, sondern auch wenigstens an einem Punkte in Gemeinschaft mit Dr. Bellew eigene Beobachtungen über eine im Gange befindliche Verschüttung eines zur Zeit noch bewohnten Ortes durch vorrückende Sandwellen anzustellen.

Was zunächst die verschütteten Städte im Gebiet von Chotan betrifft, auf die sich alle bis jetzt angeführten Berichte von Hiuën-Thsang bis auf Johnson herab bezogen, so sah Forsyth selbst im November 1873 in Yarkand auf dem Bazar von dort stammende, alte dumpfige Theeziegel zum Verkauf ausgestellt. Sein dadurch noch erhöhter Wunsch, selbst nach Chotan zu gelangen, wurde ihm leider nicht erfüllt, und auch der Pundit, den er dahin entsandte, vermochte nur im Allgemeinen das bisher Bekannte zu bestätigen. Glücklicherweise gelang es ihm, zwei kürzlich in einer der verschütteten Städte nahe bei Kiria gefundene Figuren an sich zu bringen, von denen die eine, etwa aus dem 10. Jahrhundert stammende, Buddha, die andere, aus Thon gefertigte, den Affengott Hanuman darstellt. „Ram Tschund (ein anderer Sendling von Forsyth) erwarb goldene Finger- und Nasenringe, die den heutzutage von Hindu-Frauen getragenen durchaus gleichen sollen, außerdem einige Münzen, unter denen am meisten Beachtung verdienen eine eiserne, wie es scheint von Hermaeus, dem letzten griechischen Könige von Baktrien, geschlagene, und einige goldene aus der Regierungszeit der Constans II., Pogonatus, Justinus, Antimachus und Theodosius.

Nach Ram Tschund's Aussage liegen zwar die eigentlichen verschütteten Städte mehrere Tagemärsche östlich von Chotan; in neuerer Zeit sind aber verschüttete Ruinen vier englische Meilen nordwestlich von der Hauptstadt Iltschi selbst entdeckt worden. Ein auf dem Felde mit der Bewässerung seines Getreides beschäftigter Mann bemerkte, daß das Wasser in einer Höhlung verschwand. Sofort grub er nach und fand einen Goldschmuck, der eine Kuh darstellte. Sobald der Gouverneur von Chotan davon hörte, ordnete er Ausgrabungen an, die zur Auffindung von Goldschmuck und Münzen führten. Im April 1874, zur Zeit als Ram Tschund in Chotan anwesend war, wurde ein goldener Zierrath im Gewicht von 16 Pfund gefunden. Es war ein kleines Gefäß, an dem eine Kette befestigt war. Die Volksmeinung erklärte es für einen Halsschmuck des großen Afrasiab, der Finder sei auf den Ort gestoßen, wo Afrasiab's Schatz vergraben worden sei. Das ist natürlich leere Vermuthung, denn Afrasiab, der Schwiegervater Kambyses' II., nimmt in den Sagen Centralasiens dieselbe Stelle ein, wie Alexander der Große in denen des westlichen Asiens und König Arthur in denen Englands."

Sehr werthvoll auch in geographischer Beziehung sind die Nachrichten, die Forsyth über die außer von Marco Polo noch von keinem Europäer durchzogenen zum größten Theil jetzt wenigstens völlig wüsten Regionen zwischen Chotan und dem Lop-See sammelte. Ueber Tschartschan erfuhr er von Leuten, die selbst dort gewesen, daß es ein nicht ganz unbedeutender Ort ist, von den Chinesen als Strafcolonie verwendet wurde und jetzt von einem Gouverneur des Emir von Kaschgar verwaltet wird. Es zählt etwa 500 Häuser, liegt an den Ufern zweier Flüsse, die sich in der Ebene vereinigen und zum Lop-See fließen. Gen Süden reicht sie bis an den Nordfuß eines Berges, und der von dieser Seite kommende Fluß soll seinen Ursprung in Tibet haben.

Tschartschan soll etwa gleich weit von Kiria wie von Kurla, einer der Städte am Südfuß des Thian-Schan, nämlich je 14 Tagemärsche (= 280 bis 300 engl. Meilen) entfernt sein.

Zum ersten Mal, so viel ich weiß, ist die Möglichkeit, das Tarim-Becken in seiner ganzen Breite zu durchkreuzen, durch die Mittheilung von Forsyth erwiesen, daß der jetzige Gouverneur von Chotan dahin von Kurla aus auf dem etwa 700 engl. Meilen betragenden geraden Wege in 15 Tagen gelangt sei. Leider werden wir uns wohl noch lange gedulden müssen, bis ein wissenschaftlicher Reisender das gleiche Wagestück vollbringt und uns damit die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit des Mittellaufs des Tarim verschafft, der uns jetzt noch gerade so unbekannt ist wie sein schließliches Ende in dem immer noch halb mythischen Lop-See.

Die Beschreibung, die Marco Polo von der Provinz Tschartschan giebt, sie sei zwar im Ganzen sandig und das Wasser meist bitter und ungenießbar, doch an einigen Stellen sei süßes und frisches Wasser zu finden, wird durch Forsyth's Erkundigungen vollkommen bestätigt. Danach giebt es zwischen Tschartschan und Lop Oasen, die von wandernden Hirtenstämmen, Sokpos oder Kalmaks bewohnt werden.

Die Stadt Lop selbst existirt nicht mehr, wie sie ja auch schon Mirza Haidar als Ruinenstätte erwähnte. Doch sollen sich an den sumpfigen Seen und den dieselben verbindenden Canälen dieser Gegend Niederlassungen befinden, die zusammen gegen 1000 Häuser und Lagerstellen umfassen. Bewohnt werden dieselben von Familien, die vor etwa 160 Jahren dahin ausgewandert sind und von echten Gläubigen als nur halbe Mohammedaner verachtet werden. Die eigentlichen Eingeborenen der Gegend werden als ein sehr wildes Volk beschrieben, von schwarzer Farbe mit langem geflochtenen Haar, die die Gesellschaft anderer Menschen meiden und Kleider aus einem „luff" genannten Stoff tragen, den sie aus der Borke des „Toka-tschigha"-Baumes fertigen, der in großer Menge in den an die Sümpfe von Lop angrenzenden Theilen der Wüste wächst [1]).

Ueber Lop dürfen wir endlich hoffen, in Kurzem Zuverlässiges zu erfahren, da der ausgezeichnete russische Reisende N. v. Prschewalski Ende vorigen Jahres in der Absicht, nach Lop vorzudringen, Kuldscha verlassen und nach den neuesten Nachrichten nach Uebersteigung des Thian-Schan glücklich Karaschar erreicht hat. Nach Mittheilungen von Sir H. Rawlinson in der Novembersitzung der Englischen Geographischen Gesellschaft hat Prschewalski vor seiner Abreise von Kuldscha daselbst in Erfahrung gebracht, daß auf einer Insel im Lop-See eine vor etwa 100 Jahren gegründete Niederlassung russischer Flüchtlinge aus Sibirien bestehe. Vielleicht ist diese Notiz mit den in ganz anderer Gegend gesammelten oben mitgetheilten Erkundigungen von Forsyth über die nur halb mohammedanischen Bewohner von Lop in Verbindung zu bringen.

Besonders wichtig ist die den alten Hiuën-Thsang und Mirza Haidar in glänzender Weise bestätigende Aussage eines Kirghisen, der drei Jahre lang als Schafhirt in Lop

---

[1]) Vergl. „Globus" XXIX, S. 235: „Die Drachensteppen und der Drachensee. Von H. Vambery."

selbst gelebt hat (s. Report of the Jarkund Mission, p. 46). Jenseit Lop, fünf Tagereisen nördlich von Kútschá [1]), liege eine von Kalmaks bewohnte Gegend, Kok Nor genannt. „Sie grenzt an das östlich von Chotan gelegene Tschartschan, und enthält die Ruinen verschiedener alter Städte, von denen Niemand etwas zu berichten weiß. Die bedeutendste wird Kok Nor, d. h. „blauer See“, genannt, weil an der Stelle einige Wasserflächen vorhanden sind. Ich habe die Ruinen von Kok Nor selbst gesehen; sie liegen an der Wüste östlich von den Katak-Ruinen, und von Lop aus erreicht man sie in drei Tagen, wenn man in südöstlicher Richtung dem Lauf des Chotan-Flusses (aufwärts) folgt [2]). Die Mauern erheben sich über das Schilf, in dem die Stadt verborgen liegt. In der Stadt selbst war ich nicht, doch habe ich ihre Mauern deutlich von den Sandhügeln in der Nähe gesehen. Ich fürchtete mich, die Ruinen selbst zu betreten wegen der sie umgebenden, von giftigen Insecten und Schlangen erfüllten Sümpfe. Ich campirte mehrere Tage in der Nähe mit Schafhirten von Lop, deren Herden hier weideten. Uebrigens ist es Thatsache, daß Leute, welche die Ruinen betreten, fast immer umkommen, weil sie der Versuchung nicht widerstehen können, das dort aufgehäufte Gold und andere Kostbarkeiten zu stehlen. In der Mitte der Ruinen liegt ein Tempel, der das Bild eines Mannes in natürlicher Größe enthält. Die Züge sind die eines Kalmak und die ganze Figur ist von hellgelber Farbe. Rings um die Statue sind auf Gestellen kostbare Steine und Perlen und unzählige Barren Gold und Silber aufgehäuft. Doch ist den Leuten von Lop wohl bekannt, daß Niemand die Macht hat, sich etwas von diesen Schätzen anzueignen. Man erzählt, daß ein Kalmak, der in den Tempel kam, nachdem er dem Gott seine Verehrung bezeugt hatte, zwei Goldbarren in die Tasche steckte und seines Weges ging. Doch war er nicht weit gekommen, als tiefer Schlaf ihn überfiel. Als er erwachte, war das gestohlene Gut verschwunden, obgleich die Tasche in derselben Weise verschlossen war wie vorher. Zum Tempel zurückgekehrt fand er zu seinem Erstaunen beide Goldbarren genau an der Stelle wieder, von der er sie entwendet hatte. Im höchsten Grade erschreckt warf er sich vor dem Gott nieder, bekannte seinen Fehler und bat um Vergebung. Das Bild sah milde auf ihn herab und lächelte; eine Stimme aber warnte ihn vor Wiederholung solchen Sacrilegiums [3]).“

Auch der nördliche dem Südfuß der mächtigen Thian-Schan-Kette benachbarte Theil des Landes ermangelt der Ruinen nicht: doch ist wenigstens für die von Tucht-i-Turan nahe bei Kutschar (Kutscha) Verschüttung durch Sand schwerlich als Grund der Verödung anzunehmen. Von ihrer Existenz erfuhr Forsyth durch die Erzählungen von Reisenden, die durch den Herrscher von Kaschgar, Yakub Chan, ausdrücklich bestätigt wurden. Die alte Stadt Tucht-i-Turan liegt auf einem aus nacktem Fels bestehenden Hügel. Die aus dunkelgelbem Material aufgeführten Mauerreste heben sich von dem ganz anders gefärbten Felsboden scharf ab; außerdem diente eine große Anzahl von Höhlen als Wohnungen. Die Stadt soll vor der ersten chinesischen Eroberung existirt haben, und infolge der Weigerung ihres Herrschers, den mohammedanischen Glauben anzunehmen, durch Feuer zerstört worden sein. Etwa 16 Tasch (= 60 engl. Meilen) nördlich von Kutschar soll ein großes Götterbild existiren, welches aus dem anstehenden Fels gemeißelt ist. Es ist 40 bis 50 Fuß hoch, hat 10 Köpfe und 70 Hände und streckt die Zunge aus dem Munde. Der Berg, der sich hinter dem Idol erhebt, ist überaus schwer zu besteigen; Wild giebt es in Menge, darf aber, weil es unter dem Schutze des Bildes steht, nicht getödtet werden.

Andere sehr bemerkenswerthe Ruinen sollen nach Yakub Chan's Angabe in der Nähe von Maralbaschi (etwa unter 78° 11′ östl. L. v. Gr. und 39° 45′ nördl. Br.) existiren. Leider erfuhr die englische Gesandtschaft dies erst, nachdem Captain Biddulph von seinem Ausflug nach Maralbaschi zurückgekehrt war.

Für die Conservirung selbst völlig frei stehender baulicher Ueberreste aus alter Zeit ist übrigens Ostturkistan infolge des geringen Betrages des atmosphärischen Niederschlages ein ebenso günstiger Boden wie etwa Oberägypten. Die aus lufttrockenen Ziegeln aufgeführten Mauern der Kone Schahr (oder Eski Schahr), der vor Jahrhunderten zerstörten Altstadt von Kaschgar, zeigen noch heute deutlich die Löcher, in denen die Dachsparren eingefügt waren, und ähnliche Beispiele wunderbarer Erhaltung constatirte Forsyth an einem vor 800 Jahren zerstörten Festungswerk in der Nähe von Yangy Hissar (südlich von Kaschgar).

Der Schauplatz der eigenen Beobachtungen von Forsyth, zu denen wir uns nunmehr wenden, liegt ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Hauptstädten Ostturkistans, in der Wüste, die das schmale Culturgebiet längs des Flusses von Kaschgar, des Kizil Su, von dem längs des Flusses von Yarkand, des Zarafschan, trennt.

Schon auf der Hinreise hörte Forsyth zwischen Yarkand und Yangy Hissar von einer sehr alten verschütteten Stadt, die sich in der Wüste, zwei Tagereisen entfernt, befinden soll.

Als er daher auf der Rückreise einen ganzen Monat in Yangy Hissar warten mußte, während Oberst Gordon seine so überaus wichtige Tour nach Wachan ausführte, benutzte er die unfreiwillige Muße in Gemeinschaft mit Dr. Bellew zu einem Abstecher nach dem in ostnordöstlicher Richtung in der Wüste gelegenen Heiligthume Kum Schahidan oder Urdum Padschah. Schon nach einem Ritt von drei Stunden in nordöstlicher Richtung wurde ein Arm der großen Wüste erreicht. „Der Weg führte nun theils durch hügelige Gegend, theils durch weite Ebenen. Die kleinen Brunnen, die hier und da angetroffen wurden, enthielten nur brakisches Wasser, und waren zum Schutz gegen Sandstürme mit kleinen Hütten überbaut. Bei einem derselben befand sich ein Wasserbehälter und eine Art von Hospiz. Der Verwalter kam heraus, brachte uns nach Landessitte einen großen Laib Schwarzbrot auf einem Teller und bot uns Thee an. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir nach einem Ritt von 35 engl. Meilen das Grabmal der Hazrat Begam, der Frau des Hussan Boghra Chan, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts gleich nach der Niederlage ihres Gemahls hier getödtet und begraben wurde. Hier fanden wir ein richtiges Hospiz mit einem innern Hofraum und 4 bis 5 Räumen für die bessere Classe von Pilgern. Außerhalb waren in einem geräumigen Hofraum zahlreiche Zimmer für das gemeine Volk und eine besondere Gruppe von Häusern für die Bediensteten des Heiligthums. Der Vorsteher der Niederlassung heißt Schah Maksud, und ist ein noch sehr frischer und jovial aussehender Mann von 87 Jahren. Nach seiner Aussage ist er niemals in seinem Leben über das nächste Dorf hinausgekommen, kann daher auch niemals einen Tropfen süßen Wassers gekostet haben! Wir erfuhren, daß

[1]) Kútschá ist nach der Bestimmung der Jesuitenpatres im Jahre 1760 unter 41° 37′ nördl. Br. und 80° 30′ östl. L. von Paris gelegen. Vergl. Ritter, Asien I, S. 324.

[2]) Hiernach scheint der Chotan-Fluß nicht, wie man bisher allgemein annahm, dem Tarim zuzufließen, sondern selbständig den Lop-See zu erreichen.

[3]) In Bombay und sonst in Indien ist augenblicklich von einer Erforschung dieser vergrabenen Städte die Rede, wovon man sich die Entdeckung solcher Schätze verspricht, wie Schliemann sie in Mykenai fand (Athenäum, 3. März 1877, S. 291).

sich in der Nähe [1]) eine verschüttete Stadt, oder wahrscheinlicher wohl nur ein Fort, befände, welches einem Uiguren-Häuptling Tokta Raschid gehört, und von Arslan Chan vor mehr als 800 Jahren zerstört worden ist. Mit Spaten und Aexten bewaffnet, brachen wir am andern Morgen auf, um zu sehen, was etwa an Ueberbleibseln früherer Civilisation ausgegraben werden könnte. Nach mühsamem Suchen fanden wir Bruchstücke von Thongefäßen, Stückchen Kupfer, Glas- und Porcellanscherben, und zwei Münzen, von denen die eine, theilweis lesbare, einer sehr frühen Zeit anzugehören scheint. Die Auffindung von Glas ist bemerkenswerth, da es heut zu Tage im Lande kaum gebraucht wird, und die Kunst es anzufertigen in Kaschgar unbekannt zu sein scheint [2]).

„Wir setzten unsern Weg nach Urdum Padschah in nördlicher Richtung fort. Zuerst senkt sich der Weg in eine breite Vertiefung, die ihren Abfluß nach Südosten hat, und steigt dann, an einigen schlechten Brunnen vorbeiführend, zu einem beträchtlichen aus Lehm und grobem Sand bestehenden Höhenzuge auf. Von ihm aus hat man, da er nach Osten hin steil abfällt, nach dieser Himmelsgegend eine treffliche Aussicht auf die Wüste, die in dieser Richtung weithin eine wellige, durch sehr breite Wasserläufe von geringer Tiefe entwässerte Ebene bildet. In den Wasserläufen zeigt sich eine spärliche Vegetation von Schilf und Buschwerk, aber kein Anzeichen von fließendem Wasser.

Nach Norden aber bildet die Wüste ein vollkommenes Meer von losem Sand, der in regelmäßigen Wellenlinien von Nordwesten nach Südosten vorrückt. Die Sanddünen sind meist 10 bis 20 Fuß hoch, nur einzelne erreichen eine Höhe von 100 Fuß und darüber. Sie bedecken die Ebene, deren harter Lehm zwischen ihren Reihen zum Vorschein kommt, mit zahllosen aus zwei, drei oder mehr Gliedern bestehenden Ketten, und rücken in auf einander folgenden Reihen vor. Sie gleichen, nur in größerm Maßstabe, den Bildungen, welche der Anschlag der Wogen in einer sandigen Bucht hervorbringt.

Gegen Südosten fallen diese Sanddünen steil ab, und zeigen die Form eines Halbmondes, mit nach vorwärts gerichteten Hörnern, die sich allmälig zur Ebene senken. Nach hinten fällt der hohe centrale Theil der Düne in einer langen Böschung zur Ebene ab. Diese Dünen bedecken nach Norden und Nordwesten die ganze Gegend, soweit das Auge reicht. Nach Osten hin hören sie in einer Entfernung von 4 bis 5 engl. Meilen von unserm Weg auf, und machen wieder der sanftwelligen Oberfläche der Wüste Platz.

Von dem erwähnten Höhenzuge an bis zu der Capelle selbst, und am folgenden Tage einige Meilen darüber hinaus wand sich unser Pfad zwischen den Sanddünen hindurch oder führte über dieselbe hinweg. Ungefähr 4 engl. Meilen jenseits des Hügelzuges passirten wir eine verlassene, zur Hälfte unter den vorrückenden Sandmassen begrabene Poststation. Einer der Priester von Mazar Hazrat Begam, der uns als Führer begleitete, erzählte uns, daß die Langar Bulghar Achund genannte Station vor 80 Jahren erbaut worden sei an einer zu jener Zeit sandfreien Stelle, daß sie aber vor 30 Jahren verlassen werden mußte, da der Sand den Hof erfüllte und sich über das Dach erhob.

Ich fand nicht nur die Feuerstellen, sondern auch das Holzwerk und Theile des Dachs in vollkommen frischem, wohlerhaltenem Zustande, als ob der Platz erst eben geräumt sei. Ungefähr die Hälfte des Gebäudes ist unter einer Düne begraben, deren Sand sich 6 bis 8 Fuß über den noch freistehenden Theil erhebt. Im Hintergrund erheben sich zu beiden Seiten noch weit größere Dünen, deren regelmäßig halbmondförmige Gestalt vollkommen und von keinem Hinderniß beeinträchtigt ist. Auf der einen Seite der beiden nach Südost zu liegenden noch unverschütteten Räume ist ein dritter schon bis zur Thür mit Sand angefüllt, der wie es scheint das Dach eingebrochen hat.

In Urdum Padschah, wo wir uns einen Tag aufhielten, fanden wir einige jetzt noch bewohnte Häuser, die sich im Zustande des Verschüttetwerdens befinden. Daraus geht hervor, daß der Proceß gewöhnlich ein sehr allmäliger ist, bis schließlich die regelmäßige Form der Düne durch den ihr den Weg verlegenden Gegenstand so beeinträchtigt wird, daß die losen Materialien zusammenfallen und das Hinderniß begraben. In dem speciellen Fall von Urdum Padschah war eine Kette von drei halbmondförmigen Dünen nebeneinander in einer Linie vorgerückt, bis eine der beiden äußeren die den Hof umgebenden Mauern erreicht hatte. Dann war sie bis zur Höhe des Gebäudes gestiegen, hatte es überfluthet und den Hofraum angefüllt, während die beiden von keinem Hinderniß aufgehaltenen Dünen zur Seite ihre regelmäßige Form unbeeinträchtigt bewahrt hatten. Dieselbe Ursache, welche diese beiden Dünen Schritt für Schritt fortbewegt, arbeitet auch daran, die Ueberbleibsel der gebrochenen Düne vorzuschieben. Sie wird im Laufe der Zeit das ganze Haus begraben, dann über dasselbe hinweggehen und auf dem offenen Platz hinter demselben ihre ursprüngliche Form wieder annehmen, um wieder in einer Linie mit den beiden anderen Halbmonden weiter vorzurücken. Das Haus wird dann so lange vom Sande frei sein, bis die nächstfolgende Reihe ähnlicher Sanddünen es von Neuem verschüttet.

Die Sanddünen entstehen durch die Wirkung der periodischen Nord- und Nordwestwinde, die hier während der Frühjahrsmonate beständig über die Ebene wehen. Sie rücken vor, weil, nachdem sie einmal gebildet sind, der Wind die losen Theile an der Oberfläche vorwärts treibt. Die an der Seite werden in Form langer Hörner vorwärtsgetrieben, weil hier der Widerstand am geringsten ist, während die Theile in der Mitte sich übereinander aufthürmen, und so einen hohen gekrümmten Damm zwischen den beiden Hörnern bilden. Wirkt der Wind noch weiter auf die Theile der Mitte, so fallen sie über den Damm hinüber, und kommen damit in Windschutz. Die Wirkung der Schwerkraft läßt sie dann den steilen Abfall des Damms heruntergleiten, bis sie den Grund erreichen.

Dies bewirkt in der Länge der Zeit das schrittweise und symmetrische Vorrücken der Dünen. Das Maß ihres Vorrückens läßt sich nicht allgemeingültig feststellen, da es völlig abhängig ist von der sich nicht gleichbleibenden fortbewegenden Kraft, von der Abdachung des Landes und von den Hindernissen auf seiner Oberfläche. Immerhin genügen unsere Beobachtungen des Phänomens, um zu erklären wie die Städte Lop und Katak und andere in dieser Gegend von Sandfluthen verschüttet worden sind. Sie bestätigen auch die Richtigkeit der Angaben der in der Wüste umherschweifenden Schafhirten, nach denen in diesen verschütteten Städten die Häuser zeitweise unter dem Sande wieder zum Vorschein kommen, um später von Neuem begraben zu werden.“

Mirza Haidar's Erzählung des Unterganges von Katak führt schon zu der Vorstellung einer sehr allmälig vor sich gehenden Verschüttung. „Die Wahrscheinlichkeit derselben wird in bemerkenswerther Weise durch unsere Wahrnehmungen in Urdum Padschah bekräftigt, wo ein Haus noch bewohnt war, dessen Hof von der hereinbrechenden Düne bis zur Veranda von Sand erfüllt war. Läge der Hof an der entgegengesetzten Seite, so wäre hier wie in Langar Bulghar Achund das Wohnhaus zuerst von dem vorrückenden Sand

[1]) Nach Bellew (a. a. O. S. 367) ½ engl. Meile südlich.

[2]) Von hier ab nach Bellew's mehrfach erwähntem Buche, S. 367 ff.

erreicht worden. In einem solchen Fall ist es denkbar, daß wenn das Dach den hereinbrechenden Sandmassen widersteht, die Bewohner lebendig begraben werden. Daß dies bei dem Untergange von Katak wirklich vorgekommen ist, beweisen die nach der Aussage der in der Gegend nomadisirenden Schafhirten bisweilen in freigelegten Häusern aufgefundenen Gerippe und ausgetrockneten Körper mit vollkommen erhaltener Kleidung und Hausgeräth." — „Die Grabmoschee von Urdum Padschah ist selbst unter Sand begraben, und mit Yakschwänzen gezierte Pfähle bezeichnen den Ort des Grabes. Das Kloster und einige zugehörige Armenhäuser sind auf kleinen sandfreien Stellen erbaut, die hier und da wie Gassen in der Richtung des Vorrückens der Dünen zwischen den Sandmassen auftreten.

Einige große Dünen, die jetzt noch 300 bis 400 Yards entfernt sind, rücken in schiefer Richtung gegen das Kloster vor, doch an dieser Stelle wie es scheint sehr langsam, da in den 12 Jahren, die seit dem ersten Einbrechen der Düne in den Hof des Hauses verstrichen sind, dieser nur 10 bis 12 Schritt breite Raum noch nicht ganz ausgefüllt worden ist. So wird denn hier vielleicht der Glaube des ehrwürdigen Scheich nicht zu Schanden werden, der als wir ihn auf die Vorboten der die Existenz seiner Ortschaft bedrohenden Gefahr aufmerksam machten, voller Zuversicht erwiderte: Die heilige Grabstätte hat die Wandlungen von acht Jahrhunderten überdauert und wird, wenn es Gott gefällt, bis ans Ende der Welt bestehen."

Es erübrigt noch auf die schwierige Frage der Herkunft der im Vorrücken befindlichen Sandmassen in Kurzem einzugehen. Die nicht nur in der Gegend von Urdum Padschah, sondern nach den übereinstimmenden Aussagen der Einwohner allgemein herrschende Richtung dieses Vorrückens von Nordwest nach Südost erschwert die Erklärung des Phänomens in hohem Grade, da ja das fragliche Gebiet gegen Norden und Westen durch hohe Gebirgsmauern völlig abgeschlossen ist. Zwei Möglichkeiten der Erklärung erwähnt Forsyth nur, um sie sofort selbst zu widerlegen, die ganz unwahrscheinliche Herkunft der Sandmassen aus Wüstenländern jenseits des Thian-schan, und die bei genauerer Erwägung ebenso wenig haltbare der Herkunft aus den Hochgebirgen selbst. Allerdings beobachtet man in ganz Ostturkistan zeitweise einen die ganze Atmosphäre erfüllenden sehr feinen Staub, der dem Londoner Nebel an Dichtigkeit gleichkommt, und dessen Herkunft aus den auf allen Seiten außer im Osten sich erhebenden Gebirgen wahrscheinlich ist. Doch kommt dieser Staubnebel keineswegs nur aus Nordwest, und sind die ihn zusammensetzenden Theilchen viel kleiner und leichter als die Bestandtheile der Sanddünen; auch ist er nie dicht genug, um durch einen Niederfall ganze Gebäude zu verschütten.

Es bleibt also nichts übrig, als für das ganze ostturkistanische Becken eine kreisförmig verlaufende Luftströmung anzunehmen, durch welche der Sand der Gobi zunächst bis in den äußersten westlichen Winkel des Beckens, und dann von dort gegen Südost weiter geführt wird.

Wenn das Vorrücken der Sandmassen wirklich, wie nach den bisher ermittelten Anhaltspunkten ja allerdings anzunehmen ist, durch die ganze Breite des westlichen Ostturkestan in der Richtung von Nordwest nach Südost stattfindet, so muß man für die Flüsse dieses Gebiets einen fortwährenden Kampf zwischen den Sandmassen und der Erosionskraft des Wassers voraussetzen. Es liegt nahe, den Grund der Versumpfungen, von denen ältere wie neuere Nachrichten in den Landstrichen östlich von Chotan zu berichten wissen, in partieller Sperrung der Wasserläufe durch die vorrückenden Sandwellen zu suchen.

Ein näheres Eingehen auf die historischen Folgerungen, welche in der sich an den Forsyth'schen Vortrag anschließenden Discussion die Herren H. H. Howorth und Sir Henry Rawlinson aus den in den Ruinen bei Chotan gefundenen Denkmälern indischen Charakters glaubten ziehen zu dürfen, erscheint überflüssig. Jene Funde beweisen nichts als die Verbreitung der buddhistischen Lehre in Ostturkistan im zehnten Jahrhundert n. Chr. Geb. (dem das einzige annähernd datirbare Monument, die oben erwähnte Buddha-Statue, angehören soll), eine Thatsache die uns aus directer historischer Ueberlieferung längst bekannt war. Alle Versuche, aus jenen Entdeckungen Capital zu schlagen für die Lösung der Frage nach den Ursitzen der arischen oder indogermanischen Race (einer Frage, die neuerdings von den besonnensten Vertretern der vergleichenden Sprachwissenschaft als eine offene und von der definitiven Lösung noch weit entfernte anerkannt wird) fallen daher in sich zusammen.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Nachrichten von Stanley.

Der „Daily Telegraph" vom 13. März 1877 enthält Folgendes:

„Wir empfingen von Mr. Stanley umfangreiche und höchst interessante Berichte, datirt Udschidschi, 7. bis 13. August. Die vereinigte Expedition des „Daily Telegraph" und „New York Herald" hat eine vollständige Aufnahme des Sees Tanganyika ausgeführt und die Frage wegen des Lukuga, welchen Commander Cameron für den Ausfluß des Sees hielt, gelöst. Die betreffenden Aufklärungen sind sehr merkwürdig und vollständig. Mr. Stanley hat anscheinend die Probleme wegen Ausfluß und Meereshöhe entschieden und außerdem bemerkenswerthe Entdeckungen an dem Nordende des Sees gemacht, wo sich ein geräumiger Golf befindet, der hinfort den Namen Captain Burton's, des ursprünglichen Entdeckers des Tanganyika, tragen soll. Cameron hatte, wie aus dem Briefe hervorgeht, sowohl Recht als Unrecht in seinen Angaben (?). Unser Sendbote verheißt viel neue Details über die Producte und Eigenthümlichkeiten des Sees.

In einem zweiten Briefe beschreibt er den allgemeinen Inhalt seiner Entdeckungen an und bei den beiden Nyanzas und bespricht besonders jenen Hauptquellfluß des Nil, welchem er ebenso wie dem ihn speisenden See zu Ehren J. K. H. der Prinzessin von Wales den Namen Alexandra beigelegt hat.

Sein letzter Brief, datirt Udschidschi, 13. August, berichtet leider, daß daselbst ein beklagenswerther Ausbruch von Pocken und Fieber stattgefunden habe, was ihn zwang, sich zur baldigen Abreise zu rüsten. Der unbezähmbare Entdecker beabsichtigte nach Nyangwe zu gehen und dort seinen schließlichen Weg festzustellen. Stanley sowohl wie sein englischer Diener Frank Pocock, den er in den wärmsten Ausdrücken lobt, waren zeitweilig krank, befanden sich aber nun viel besser."

Diesen stellenweise ziemlich dunkelen Worten hoffen wir in nächster Zeit eine Uebersetzung der Stanley'schen Briefe

und damit nähere Erklärungen folgen zu lassen. Ebenso bemerken wir, daß in einer der nächsten Nummern unseres Blattes die ausführlichere Darstellung der Cameron'schen Reise quer durch Afrika beginnen wird, begleitet von einer großen Anzahl der Originalabbildungen, welche wir der Güte von Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig verdanken, in dessen Verlage die deutsche Uebertragung dieses epochemachenden Buches binnen Kurzem erscheint. Bis dahin verschieben wir also alle weiteren Bemerkungen über die obige Notiz des „Daily Telegraph".

Folgen der Entwaldung auf Mauritius.

Man kann nicht genug auf die schlimmen Folgen hinweisen, welche eine Verwüstung der Wälder herbeiführt. Ein schlagendes Beispiel dieser Art bietet wieder Mauritius. Vor zwanzig Jahren galt diese große Insel noch als ein Sanitarium und wurde von Invaliden Indiens zur Herstellung ihrer Gesundheit zahlreich besucht; heute dagegen ist Mauritius zu einem der ungesundesten Plätze der Erde geworden. Diese traurige Veränderung fällt allein auf Rechnung des ruchlosesten Vandalismus, welcher an den dortigen Wäldern verübt ist und der eine Verminderung des Regenfalles und eine erhöhte Temperatur hervorgerufen hat. Mr. H. Rogers, Assistenzarzt am Krankenhospital in Port Louis, der Hauptstadt von Mauritius, spricht sich jüngst in der dort erscheinenden Zeitschrift „The Farmer" in folgender Weise über diese Zustände aus. „Auf hoch gelegenem Lande ist der von der Sonne zusammengebackene Boden für Regen undurchdringlich geworden. Dieser stürzt in die Thäler hinab, stagnirt dort in permanenten Vertiefungen und entsendet die schädlichsten Ausdünstungen. Die Quellen der Ströme und Flüsse sind mehr oder weniger versiegt, große Dürren sind häufig und wechseln mit Fluthen ab. Donner wird selten gehört und Blitz selten gesehen. Große Landstrecken, die früher außerordentlich productiv waren, sind jetzt unfruchtbar geworden und liegen wüst, und Districte, welche sonst wegen ihrer ausgezeichneten Gesundheit gerühmt wurden, sind jetzt notorisch ungesund. Wenn es regnet, so gießt es mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Von dem nackten trockenen Boden wird davon wenig absorbirt, die Niederungen werden aber überschwemmt. Dann tritt wieder eine Periode der vollständigsten Trockenheit ein, und aus den üblen Ausdünstungen entstehen böse Fieber, welche oft schon nach wenigen Stunden ihr Opfer hinraffen und die jetzt endemisch zu werden scheinen. Die Lage auf Mauritius," schließt Mr. Rogers, „ist in der That höchst kritisch, und dieselbe kann nur durch Wiederbepflanzung der Plateaus und des Hochlandes allmälig gebessert werden."

* * *

— Nach einem officiellen Bericht wurden im Jahr 1875 in Russisch-Turkestan nicht mehr als 14 Personen zum Christenthum bekehrt.

— Nationale Comités für die Erforschung und Civilisirung (?) Afrikas haben sich bis jetzt in Belgien, England, Deutschland, Oesterreich und Italien gebildet; man hofft, daß überall die Thronerben den Vorsitz übernehmen werden. Die Sammlungen in Belgien haben bis jetzt etwa 150,000 Mark ergeben, eine geringe Summe für das reiche Land. Portugal, welches auf der Brüsseler Conferenz nicht vertreten war, steht im Begriff, seine eigene Expedition, für welche die Regierung 400,000 Mark bewilligt hat, auszusenden.

— Bis heute giebt es im ganzen türkischen Reiche ein einziges aufgeschlossenes Steinkohlenlager, jenes von Heraclea an der asiatischen Küste des Schwarzen Meeres. Die Ausbeute dieses seit nahezu 20 Jahren in Regie betriebenen Bergwerkes hat den daran geknüpften Erwartungen nicht entsprochen. Eine deutsche Gesellschaft hat sich nun nach der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" daran gemacht, die auf Imbros aufgedeckten Kohlenlager mit Hülfe von steiermärkischen Arbeitern auszubeuten. Da die Insel unweit des Courses aller von und nach dem Marmara- und Schwarzen Meere gehenden Schiffe liegt, so gewinnt ihre Kohle möglicherweise für dieselben Bedeutung, wenn auch ihre Brennkraft der der englischen Kohle nicht gleichkommt. Dafür kommt sie auch nur auf etwa 16 Mark pro Tonne zu stehen, während die englische in Constantinopel zwischen 40 und 45 Mark im Preise schwankt.

— Der Reverend S. J. Whitmee, der Kirche der Congregationalisten angehörig, war während der letzten 13 Jahre als Missionär auf den Südsee-Inseln thätig. Derselbe kehrte zu Anfang dieses Jahres (1877) von Adelaide aus nach England zurück, um dort unter seiner speciellen Aufsicht „A Comparative Malayo-Polynesian Grammar and Dictionary" herauszugeben. Das Werk wird umfassen: eine vergleichende Grammatik der acht hauptsächlichsten Dialekte, ein englisch-polynesisches und ein polynesisch-englisches Lexicon. Professor Max Müller in Oxford und andere namhafte Philologen haben die Mittel zu den nicht unbedeutenden Druckkosten verschafft, und man sieht in gelehrten Kreisen der Veröffentlichung dieses Werkes mit größtem Interesse entgegen.

— England hat soeben sein indisches Reich, wenn auch nicht dem Namen so doch der Sache nach, um 5000 deutsche Quadratmeilen vergrößert und dessen Seelenzahl um eine Million vermehrt. Gegen eine jährliche Unterstützung von 10,000 Pf. St. hat der Chan von Kelat den Engländern das Recht eingeräumt, die Hauptstädte Beludschistans, Kelat und Ketta, militärisch zu besetzen, Eisenbahnen und Telegraphen im Lande anzulegen, Befestigungen zu errichten und ihn gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen. 800 Mann britischer Soldaten sind schon unterwegs, um die neuen durch Vertrag gewonnenen Positionen einzunehmen. Auch mit dem Emir von Afghanistan schweben Verhandlungen, um ihn von dem Bündnisse mit den Russen ab und auf die englische Seite hinüber zu ziehen. — Ueber Beludschistan ist soeben von A. W. Hughes in London ein Werk erschienen unter dem Titel „The Country of Balochistan", welches die Geographie, Topographie, Ethnologie und Geschichte dieses Landes nach den besten Gewährsmännern zur Darstellung bringt.

— Aus Helsingfors erfährt die „Nature" (1. März 1877), daß Herr Henez dorthin aus Russisch-Lappland zurückgekehrt ist, wo er die wenig bekannte Sprache der murmanischen Lappen studirte. Außer ethnologischen Daten bringt er eine vollständige Uebersetzung des Evangeliums St. Matthäi heim, welche wahrscheinlich von der englischen Bibelgesellschaft mit russischen Typen gedruckt werden wird.

— In der vierten Januarwoche dieses Jahres hat die Bevölkerung von Berlin durch Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen und der Zu- über die Abgezogenen die Zahl von einer Million überschritten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

II.

Ragusa.

Dort, wo unter $42\frac{2}{3}^0$ nördl. Br. das österreichische Gebiet an der adriatischen Küste seine schmalste Stelle hat, springt eine Halbinsel in das Meer vor, an deren Nordseite das Dorf Gravosa, an deren Südseite Ragusa liegt. Die Bucht von Gravosa ist geräumig und gegen alle Winde geschützt, während Ragusa dem Südost (Scirocco) ausgesetzt ist und nur kleinen Fischerbooten genügenden Ankergrund darbietet. So kam es, daß die Ragusaner ihre Schiffswerfte an der schönen sichern Bucht von Gravosa (slavisch Grusch) oder dem Porto di St. Croce errichteten, und daß ihre einst bedeutende Handelsflotte von dort aus ihre Fahrten antrat. Als aber die Franzosen im Januar 1808 den alten Freistaat Ragusa ihrem Reiche einverleibten und damit die bis dahin durch ihre neutrale Flagge geschützten Ragusaner Schiffe ihre Vorrechte verloren und überall der Wegnahme durch Russen und Engländer ausgesetzt waren, sank Gravosa sofort. In seinem Hafen allein nahmen die Russen an dreißig Schiffe fort oder zerstörten sie; und was die Russen verschont hatten, verwüsteten ihre Bundesgenossen, die Montenegriner. Als Napoleon gestürzt war und die Stadt an Oesterreich fiel (Januar 1814), besaß sie von ihrer frühern Flotte nur noch ein Sechstel, nämlich 60 Fahrzeuge. Der Wohlstand auch von Gravosa war vernichtet, und heute laufen dort alljährlich nur wenige Schiffe vom Stapel.

Eine treffliche Straße, welche das Land den Franzosen des Marschall Marmont verdankt, verbindet Gravosa, wo auch die Lloyd-Dampfer landen, mit der Mutterstadt. Zu beiden Seiten liegen zierliche Landhäuser inmitten üppiger Gärten, aus denen die schlanken Cypressen emporsteigen. Cactus und Aloë wuchern in den Felsspalten, und Himmel, Meer und Gebirge wie die Wohnungen der Menschen erinnern lebhaft an das Gestade von Monaco. Dann senkt sich die Straße zu der östlichen Vorstadt Ragusas, Pille, welche einige Gasthäuser für Reisende enthält, und erreicht die alten italienischen Festungswerke, welche die Stadt allseitig umgeben. Es sind starke doppelte Mauern und davor ein trockener Graben, in welchem große Feigenbäume wachsen; die innere Mauer ist mit kleinen runden Bastionen und viereckigen Thürmen versehen, welche der dicke kasemattirte Thurm Mencetta weit überragt. Auf der Seeseite ruhen die Mauern auf senkrecht aufsteigenden Felsen. Im Nordwesten liegt ferner auf einem ins Meer vorspringenden Felsen das feste Fort S. Lorenzo aus dem 11. Jahrhundert, im Osten das Fort Leverono (1539 errichtet), ihm gegenüber das Fort Molo, auf der Südseite das Bollwerk S. Margheritta aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, alle aus kolossal dicken Quadern erbaut und noch heute vollgültige Zeugen für den einstigen Reichthum der Republik. Während ihrer kurzen Herrschaft fügten die Franzosen diesem mächtigen Befestigungsgürtel noch neue Werke hinzu, indem sie namentlich auf dem über 1300 Fuß hoch aufsteigenden und die Stadt beherrschenden Monte Sergio ihr Fort Napoleon aufführten, das die Osterreicher in Fort Imperiale umtauften, und die Felsinsel Lacroma im Süden der Stadt

Ragusa. (Nach einer Photographie.)

mit einer Sternschanze versahen. Ein drittes Werk auf dem Festlande, la Trincea, liegt dagegen heute vollkommen in Trümmern.

Vier Thore führen aus der Stadt, davon zwei gegen Süden zum Hafen Casson, eines nach Westen, die Porta Pille, wo die Straße von Gravosa hereinkommt, und eines nach Osten, die Porta Plocce, an welcher noch heute, in Stein gehauen, der Schutzpatron Ragusas, St. Blasius (Biagio), mit Mitra und Bischofsstab zu sehen ist. Auch im Siegel und im Wappen der Stadt hat die Dankbarkeit der durch seinen Beistand wunderbar aus Feindesgefahr erretteten Bürger dem Bilde dieses kappadokischen Bischofs (gestorben 318) seine Stelle angewiesen. — Hat man, von Gravosa kommend, das Pille-Thor durchschritten, so befindet man sich sofort in dem Mittelpunkte der Stadt, dem Stradone oder Corso, einer breiten, nur 400 Schritte langen Straße, welche eines der Hafenthore (Porta Pescaria) mit dem Pille-Thor verbindet und so die ganze Stadt in zwei fast gleiche Hälften theilt. Gleich am Thore trifft man auf einen der beiden Röhrbrunnen, durch welche sich Ragusa vor den meisten anderen Städten Dalmatiens vortheilhaft auszeichnet. Die Anlage stammt aus dem 15. Jahrhundert und geschah durch einen Neapolitaner, Onofrio di Giordano, ursprünglich nur, um für eine Walkmühle und Färberei, welche der Senat errichten ließ, das nöthige Wasser aus dem Thale Gionchetto vier Miglien weit heranzuleiten. Die Erdbeben, welche die Stadt wiederholentlich und besonders zerstörend am 6. April 1667 heimgesucht haben (Petter erlebte dort während 45 Monaten deren über zwanzig), raubten dem Brunnen den ihn krönenden Schmuck von Säulen und Statuen, wie sie auch 1667 die gegenüber liegende byzantinische Franziskanerkirche vom Jahre 1317 und ihren Glockenthurm so arg beschädigten, daß eine durchgreifende Restauration nöthig wurde. Die unmittelbar benachbarte Kirche S. Salvatore verdankt dagegen ihre Entstehung einem Erdbeben von 1520; denn sie wurde zum Danke für den göttlichen Schutz errichtet, der die Stadt vor dem Sturze des Berges Vergato bewahrte.

In 10 bis 12 Meter Breite zieht sich der gepflasterte Stradone, rechts und links von großen, einfachen, massiven Steinbauten eingefaßt, durch die Stadt. Er wie eine kleine Parallelgasse und die kaum 2 Meter breiten Verbindungswege zwischen beiden sind die einzigen ebenen Theile Ragusas; denn gleich darauf steigt der Boden namentlich links dermaßen an, daß der Verkehr nach den übrigen Theilen nur mittelst Treppen von oft über hundert Stufen ermöglicht wird. Jedes Haus ragt über dem vorhergehenden empor; seine Fenster gehen nach der Straßentreppe hinaus, die Balcone ebenso, hoch oben heben sich oft die Zinnenmauern eines Forts von dem blauen Himmel ab, und das Ganze gewährt den eigenthümlichen Anblick, den unsere zweite Abbildung wiedergiebt.

Eine Straße in Ragusa.

Am Ende des Stradone liegt der Hauptplatz Ragusas, die Piazza dei Signori, wo sich bis zum Jahre 1825 als sichtbares Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit ein Rolandsbild erhob, welches einem Mastbaume mit der Stadtflagge als Piedestal diente. Beides wurde damals durch einen Sturmwind umgestürzt und liegt seitdem im Hofe des nahen Kreisamtes, wo in früheren Zeiten der Rector und die Regierung der Republik ihren Sitz hatten. Dieses Gebäude, 1388 erbaut, ist das schönste der ganzen Stadt, trotzdem es schon kaum 100 Jahre später durch eine Pulverexplosion schwer zu leiden hatte und bei dem großen Erdbeben von 1667 das ganze erste Stockwerk und das Dach verlor. Nach dem Platze zu hat es eine offene, von Säulen getragene Halle mit Rundbogen, unter welcher Steinsitze sich hinziehen, von denen aus einst die Senatoren den Volksbelustigungen am Tage des heiligen Blasius (3. Februar) zuschauten. D Fenster zeigen den Spitzbogenstil; zierliche Säulchen theilen jedes in zwei Hälften. Vom Hafen aus führt eine schöne breite Treppe in das erste Stockwerk; noch sieht man dort eine steinerne Faust, welche einst die Flagge des Freistaates hielt. Linker Hand liegt am Ende des Stradone die 1520 vollendete Dogana, die einstige Münze, ausgezeichnet in Form und Verhältnissen. Man begreift es leicht, daß ein Volk, wie das ragusanische, welches dem Handel Alles, selbst seinen literarischen Ruf und seine Kunst, verdankte, für die Geldgeschäfte eines seiner schönsten Gebäude errichtete und die Münze zum Palaste gestaltete. Sie ist im venetianischen

Stile gebaut und ihre Vorderseite zu ebener Erde mit einer Säulenhalle und im ersten Stocke mit einem großen, dreifach getheilten und mit zierlichem Steinwerk versehenen Spitzbogenfenster geschmückt. Den innern Hof umgeben fortlaufende Säulenhallen, hinter denen Magazine liegen, deren jedes den Namen eines Heiligen trägt. In der Dogana tagten auch die beiden Akademien der Stadt, deren eine, die der „Einträchtigen", seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das Aufblühen der italienischen Literatur begünstigte, deren zweite das erste slavische Theater schuf.

Zwischen Dogana und Rectorenpalast, deren Inneres seinen alterthümlichen Charakter ganz verloren hat, steigt ein Glockenthurm auf, unter welchem ein Thor zum Hafen hinausführt, den man aber nicht erreicht, ohne zuvor bedeckte Gänge und zahlreiche Festungsmauern durchschritten zu haben. Im Allgemeinen gleicht Ragusa einer venetianischen

Hauptplatz von Ragusa mit der Kathedrale, dem Rectorenpalaste und der Dogana.

Stadt: die Steinfliesen der Straßen, die Balcone, der Stil der Monumente, die unglaubliche Menge der Kirchen, alles erinnert an Venedig. Die überall herrschende Reinlichkeit fällt angenehm auf; und bei aller Beschränktheit der Verhältnisse fühlt man doch, daß sich trotz aller Wechselfälle des Geschicks hier ein gewisser Wohlstand erhalten hat. Auf dem Stradone trifft der Blick überall auf Läden von Goldschmieden, von Schneidern und Leuten, welche die Gewänder der Ragusaner mit den reichsten und geschmackvollsten Goldstickereien bedecken. Ueberhaupt sind die dortigen Costüme sehr charakteristisch; die der Lastträger sind in so reichem türkischen Geschmack, daß man Mitglieder dieser Corporation leicht für levantinische Handelsherren halten könnte. Wie in französischen Städten (Paris, Marseille) bilden diese Leute eine Art Kaste mit eigenen Gesetzen, Gebräuchen und Gewohnheiten, die streng befolgt werden, und datiren wahrscheinlich aus sehr alter Zeit; alle Mitglieder genießen den Ruf strengster Rechtlichkeit. Ihre Tracht besteht aus dem

Fez mit darumgewickeltem Turban, einer mit Litzen besetzten Weste, einer goldgestickten, an der Seite zuzuknöpfenden Jacke, einem ledernen Gürtel, welcher Waffen und Tabackspfeife hält, einer großen wollenen Leibbinde, der weiten türkischen Pumphose, weißen Strümpfen und rothen Pantoffeln. Wenn sie an Festtagen ihre neuen Gewänder angelegt haben und sich nach alter Gewohnheit auf den Treppenstufen der Kathedrale gegenüber dem Rectorenpalaste hinlagern, so ziehen sie vor Allen die Blicke des Fremden mit Gewalt auf sich. Und das will viel heißen in Dalmatien, wo sich schlechthin die reichsten und malerischsten Trachten von ganz Europa finden, und vorzüglich in Ragusa, dessen zahlreiche Kirchen allsonntäglich Schaaren von festlich gekleideten Bauern aus der Umgegend anziehen, welche die sonst nicht sehr belebten Straßen der Stadt mit ihrem bunten Getriebe erfüllen.

Die große Menge von Kirchen in der kleinen Stadt kann nicht auffallen, da die Ragusaner seit alten Zeiten sich als die treuesten Anhänger der katholischen Kirche bewiesen

Ragusaner Gepäckträger. (Nach einer Photographie.)

und, so lange ihre Republik bestand, z. B. die Niederlassungsversuche von andersgläubigen Griechen und von Juden stets vereitelten. Gestatteten sie es doch erst 1780 dem russischen Consul, in der Vorstadt Pille eine kleine Kirche seines Ritus zu errichten! Der Widerstand wird begreiflich, wenn man erfährt, daß eine angebliche Prophezeiung des heiligen Franziskus von Assissi den Bestand ihres Freistaates von der Erhaltung der Glaubenseinheit in der Stadt abhängig machte. Ehemals hatte jede adelige Familie der Stadt neben ihrem Wohnhause eine Kirche oder wenigstens im Hause selbst eine Capelle. Diesem eifrigen Katholicismus ist denn auch die erstaunliche Fülle von Reliquien zu danken, welche mit der Zeit von den weit herumgekommenen Kaufleuten der Stadt, von den Königen und Königinnen Bosniens und anderen erlauchten Beschützern Ragusa's deren Kirchen und Klöstern zugewendet wurden. Eine ganze Capelle der in neuerm italienischen Stile erbauten und 1713 vollendeten Kathedrale ist mit solchen in Gold und Silber gefaßten heiligen Knochen

angefüllt, wie auch das geräumige schöne Franziskaner-Kloster einen ähnlichen Schatz sein eigen nennt. Bemerkenswerth ist der reich verzierte Kreuzgang des letztern, dessen Bogen von je zwei Säulen getragen werden. Jedes Säulenpaar hat ein anderes groteskes, aus Larven, Adlern, Drachen, Pferdeköpfen u. s. w. gebildetes Capitäl. Auch das Dominikaner-Kloster besitzt einen stattlichen Hof mit Kreuzgang. — Von Privathäusern ist jedoch keines der Erwähnung werth; die wiederholten grausamen Heimsuchungen durch Feuer und Erdbeben haben uns kein einziges Beispiel von den Privatbauten aus der Blüthezeit der Republik hinterlassen.

Auf Formosa.

Ethnographische Wanderungen von **Paul Ibis.**

VI.

Die Pepo-hwan: Ihre Dörfer. — Religion der Pepo. — Tanz. — Aeußeres, Kleidung ꝛc. der Pepo. — Von Kagi bis Tschang-hwa. — Bei den Sek-hwan: Die Stellung dieses Stammes zu den Chinesen und übrigen Eingeborenen. — Der Typus der Sek-hwan. — Im Norden der Insel. — Abreise. — Vermuthungen über die Abkunft der Eingeborenen Formosas. — Einige Wörter aus den Sprachen von Formosa.

Dörfer der Pepo-hwan oder Pepo trifft man zwar auf der ganzen Strecke von Bankimtsung bis Kagi und immer in der Nähe des Gebirges, doch kann man als ihr eigentliches Gebiet das besprochene Bergland östlich von Tai-wan-fu bezeichnen, besonders den östlichen Theil desselben, wo das Land schon einen entschieden gebirgigen Charakter annimmt. Ihre Dörfer, wie Lakuli, Poe-ting-loe, Tan-sia und andere, sind bedeutende Orte von 200 bis 300 Einwohnern und geben an Schönheit der Lage und innerer Einrichtung den chinesischen Dörfern in Fung-shan-hién nichts nach. Es sind vielmehr üppige Gärten, unter deren Schatten und Kühle sich die Menschen zurückgezogen haben. Arecapalmen, Papaya und Bananen, mächtige Banyanen, Mango- und andere Fruchtbäume wetteifern hier an Fülle und Kraft des Wachsthums, bald herrliche Gruppen zwischen den Häusern bildend, bald sie überwölbend oder ganz dem Blicke entziehend. Um das Dorf läuft eine Allee aus riesigen Bambusbüschen, alles andere überragend. Man fühlt sich so wohl und heimisch in der stillen Zurückgezogenheit eines solchen Ortes und unter den einfachen, gutherzigen Leuten, daß man ihm fast mit Wehmuth den Rücken kehrt, wie einem trauten Orte, von dem man auf immer Abschied nimmt.

Die Pepo unterscheiden sich gegenwärtig wenig von den Chinesen; mit der chinesischen Civilisation haben sie sich auch die chinesische Sprache angeeignet, und halten sich mit Ausnahme eines Dorfes, Tan-sia, an die Lehre des Confucius. Ob sie ein einziger Stamm sind oder die Ueberreste mehrerer, vormals die ganze Ebene bevölkernder Stämme, übernehme ich nicht zu entscheiden. Ist das Letzte der Fall, so haben sie sich jedenfalls stark mit einander vermischt und auch wohl fremdes Blut (chinesisches und holländisches) aufgenommen, was eine Ausgleichung ihrer Stammunterschiede zur Folge haben mußte. Uebrigens würden ihre Traditionen neben vielem andern Interessanten auch über diese Frage Auskunft geben, die zu sammeln für hiesige, chinesisch sprechende Europäer nicht schwer wäre. Denn die Traditionen und Sagen der Pepo leben noch fort: ich hörte sie Lieder in malayischer Sprache singen, welche, wie sie sagten, von ihren wilden Vorfahren gesungen wurden, und deren Sinn alte Leute noch verstehen. So viel ich durch meinen schlechten Dolmetscher herausbringen konnte, besingen diese Lieder Mond- und Sonnenschein, Wald und Freiheit und die Heldenthaten verschiedener großer Häuptlinge.

In dem Dorfe Tan-sia (etwa 23° 12′ nördl. Br. und 120° 32′ östl. L.) fand ich noch die Religion der alten Pepo erhalten. Diese besteht in der Verehrung uralter Thierschädel und Hirschgeweihe, welche in einer besondern Hütte aufbewahrt werden. Die Leute wissen selbst nicht, woher diese Schädel und Geweihe stammen; sie haben sie von ihren Vorfahren geerbt, denen sie schutz- und heilbringend waren; warum sollten sie es auch jetzt nicht sein? Den Missionären ist es noch nicht gelungen, ihren Glauben an die Kraft dieser Heiligthümer zu erschüttern, denn in Tan-sia haben sie nicht viele getauft. Ich sah zwei solcher Schädelhütten. In der einen, im Dorfe selbst, waren ein Paar Schädel, ein Hirschgeweih und zwei alte Speere symmetrisch an eine Art Altarwand befestigt und mit bunten Steinchen behangen. Einige Wasserkrüge, Töpfchen mit Samshu und Arecazweige standen und lagen davor, es waren die Opfer, welche die Leute den Heiligthümern in wichtigen Lebensmomenten darbringen. Die andere Hütte, auf dem Felde, war schon in halb-verfallenem Zustande. Zweimal monatlich muß jeder Pepo den Schädeln etwas opfern, gewöhnlich Reis, Samshu, Arecanüsse und dergleichen. Beim Eintritt in die Hütte entblößt er das Haupt und bespritzt den Altar mit einem Mund voll Samshu, wobei er sich verbeugt und in die Hände klatscht und dann seine Gaben vor den Altar legt. Darauf beschränkt sich der ganze Cultus. Vor einem wichtigen Unternehmen, bei Eheschließungen, bei der Geburt eines Kindes und in allen anderen wichtigen Lebensmomenten ist dasselbe zu thun. Priester giebt es nicht.

Etwas anderes, was die chinesische Civilisation noch nicht verdrängt hat, ist ihr Tanz, ein wilder Rundtanz mit Gesang, der nur in mondhellen Nächten aufgeführt wird. Die Leute versammeln sich dann vor dem Hause des Aeltesten, und während die Alten plaudernd Thee trinken, rauchen und Betel kauen, giebt sich das junge Volk dem Vergnügen des Tanzes hin: bunt durcheinander bilden junge Mädchen und Burschen eine feste Kette. Der Gesang beginnt, eine schwermüthige sich fortwährend wiederholende Phrase. Zierlich die Füße setzend, machen sie dabei je einen Schritt rückwärts und zwei Schritte in diagonaler Richtung vorwärts, wodurch sich der Kreis langsam in die Runde dreht. Der Gesang wird allmälig lauter, das Tempo schneller und schneller, und die zierlichen Schritte gehen in ein wildes Springen und Stampfen über, bis schließlich die Kette reißt und die Tanzenden theils auseinanderstolpern oder unter allgemeinem Gelächter ins Gras purzeln. Besonders leidenschaftlich geben sich die Mädchen dem Tanze hin; mit ihren flatternden Kleidern, wild-glühenden Gesichtern und dem aufgelösten

langen Haar machen sie einen fast unheimlichen Eindruck auf den Unbetheiligten. Zum Tanze verändern sie etwas ihr Costüm, indem sie ein leichtes schwarzes Tuch um die Hüften schlagen; dieses und das reiche aufgelöste Haar macht sie den Tagalinnen täuschend ähnlich.

Ihrem Typus nach kommen die Pepo den Bantaurang am nächsten, nur sind sie schwächer gebaut, als diese, und etwas höher von Wuchs (das Mittel ihrer Körpergröße ist nach meinen Messungen 65 Zoll engl.). Der äußerst friedliche Gesichtsausdruck, mehr wohl noch das chinesische Costüm, macht sie auch den Chinesen nicht unähnlich. Die meisten von ihnen tragen keinen Zopf, sondern wickeln das lange, stark geölte Haar um den Kopf, den sie wie alle Chinesen auf Formosa (und in der Provinz Fu-kiang) mit einem großen schwarzen Turban bedeckt haben. Ihre Frauen sind nicht so schön, als die Frauen der Bantaurang, ihre Züge sind meistens unregelmäßig, doch stehen sie ihrem Wuchse nach im richtigen Verhältniß zu den Männern. Ihr Costüm besteht aus der kurzen Jacke der Frauen von Bantaurang, kurzen schwarzen oder dunkelblauen Beinkleidern, die gewöhnlich bis über das Knie aufgeschlagen sind, und aus dem erwähnten schwarzen Tuch, das wie bei den Bantaurang über die linke Seite herabfällt. Die Ränder der Kleider sind mit rothen, weißen oder blauen Schnüren umnäht. Auf dem

Ein Pepo-Tempel.

Kopfe tragen sie einen schwarzen Turban von oft abenteuerlicher Größe. Glasperlen, Arm- und Ohrringe sind nur mäßig im Gebrauch. Das Haar wird, wie an der Südspitze der Insel, mit einem rothen Bande umbunden und um den Kopf gewickelt. In der Ebene kleiden sie sich in die chinesische Tracht.

Im Ganzen gelten die Pepo als friedliebende, arbeitsame und heitere Menschen. Sowohl die Chinesen wie die Missionäre können nicht genug des Guten von ihnen erzählen. Letztere behaupten, daß sie auch sehr begabt seien, leicht sich neue Kenntnisse aneigneten und begierig seien, etwas Neues zu erlernen; diesem Umstande verdankt denn wohl auch die christliche Lehre den leichten Eingang, den sie bei den Pepohwan bisher gefunden.

Weder in Kagi noch in den nördlicher gelegenen Dörfern gelang es mir, einen Führer in die Berge zu bekommen. Gewaltthätigkeiten, die sich die Kalé unlängst gegen Chinesen erlaubt hatten, machten die Reise unsicher, und keiner willigte ein, mich zu begleiten. So sagte man mir nämlich; doch wollte es mir scheinen, als ob die Mandarinen, denen meine Persönlichkeit und Pläne hinlänglich bekannt und ein Dorn im Auge waren, ihre Hand dabei im Spiele hätten; denn ihrer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit allein konnte ich es nicht zuschreiben, daß ich von nun an immer einige Soldaten zur Begleitung hatte, die mit Leib und Seele zu meiner Verfügung gestellt sein sollten, aber schon den ersten Befehl nach Hause zu gehen nicht erfüllten. Allein in die Berge zu dringen, war nicht möglich, da zu einer solchen Tour, außer Geschenken für die Eingeborenen, immer einiges Gepäck gehört, also Leute nöthig sind; außerdem hatte mich das Fieber, welches mich schon im Süden auf der Tour in

das Butang-Land erfaßte, von der Nutzlosigkeit eines solchen Unternehmens überführt.

Erst von Tschang-hwa aus konnte ich wieder vom geraden Wege abweichen und dem Stamm Sek-hwan einen Besuch abstatten; denn derselbe, der intelligenteste und civilisirteste von allen, hatte sich unlängst freiwillig unter chinesischen

Pepo-Knabe.

Pepo-Frau.

Schutz gestellt, erfreute sich aber schon lange vordem der Reputation eines durchaus friedlich gesinnten, ernsten und gastfreundlichen Menschenschlages; also konnte selbst der ängstliche Mandarin mich ruhig ziehen lassen.

Frauen aus dem Stamme Sek-hwan.

Die Sek-hwan leben etwa 20 Meilen nordöstlich von Tschang-hwa (unter dem Wendekreise) in dem milden Terrassen- und Hügellande, mit dem das Gebirge hier beginnt. Sie haben mehrere Dörfer, welche der Bauart und Anlage nach den chinesischen gleichen und von ihren früheren Häuptlingen, jetzt Dorfmandarinen, beaufsichtigt werden. In einem

dieser Dörfer, Toa-sia, traf ich am 24. Februar ein und fand in dem presbyterianischen Missionshause daselbst freundliche Aufnahme. Der Dorfmandarin selbst übernahm die Sorge für meinen Tisch, und jeden Mittag und jeden Abend wurde ich in einer Art Procession zu ihm geleitet, wo ich seine gesottenen Hühner und Enten und Ferkelbraten zu vertilgen hatte. Es war nicht so leicht, sich in das ernste und ceremonielle Wesen der Sek-hwan hineinzufinden, und komisch genug, so allein und ernst dazusitzen und feierlich abgefüttert zu werden.

Die Sek-hwan weichen in ihrem Äußern mehr als alle anderen Stämme vom malayischen Typus ab, so daß man sogar ihre malayische Abkunft bezweifeln könnte, wenn nicht ihre Sprache wie ihr ganzes Wesen dem widersprächen. Im reifen Manne erkennt man kaum den Malayen wieder, so scharf und energisch sind seine Gesichtszüge, so hoch sein Wuchs (im Mittel 67 Zoll englisch; doch sind viele über 70 Zoll hoch), so kräftig sein Körperbau und hell die Hautfarbe. Der Kopf ist oval, die Stirn hoch, die Augen groß und gerade. Die Augenbrauen sind dicht, die Wimper lang; Haar- und Bartwuchs wie die Behaarung des Körpers sind stärker als bei Chinesen oder anderen Malayen. Die Nase ist zwar dick, aber nicht platt; Mund und Zähne sind ungemein groß. So der reife Mann; aber Kinder, auch noch Jünglinge unter 20 Jahren, am meisten aber die Frauen, lassen keine Zweifel über ihren Typus aufkommen: sie sind reine Malayen, wenn man die helle Hautfarbe und die großen, vollen Augen nicht in Betracht nimmt. Hier war es übrigens nicht das erste Mal, wo ich die Bemerkung machte, daß nach Kreuzungen die Frauen weit reiner ihren ursprünglichen Typus bewahren, als die Männer; und daß die Sek-hwan einen guten Theil fremdes Blut aufgenommen haben, kann nicht bezweifelt werden. Es gehörte nämlich zum Colonisationssystem der Holländer, sich mit den Eingeborenen der eroberten Länder ehelich zu verbinden, um sie fester an sich zu knüpfen. Das geschah auch auf Formosa. Auf einer kleinen Insel auf der Rhede von Kelong hat sich bis heute ein Häuflein Menschen (gewöhnlich auch Pepo-hwan genannt) erhalten, deren Aeußeres keine Zweifel über starke Kreuzung mit der kaukasischen Race aufkommen läßt. Dasselbe läßt sich auch von den Sek-hwan vermuthen. Einige alte holländische Documente, die bei ihnen gefunden sind, ferner ihr höherer Culturzustand, den sie schon behaupteten, noch ehe sie unter chinesischem Einfluß standen, widersprechen wenigstens dieser Annahme nicht, wenn sie auch unzureichend sind, um sie zu bestätigen. Den Taback zu bauen haben sie sicher von den Holländern und nicht von Chinesen erlernt; denn er heißt in ihrer Sprache Tamako, während das chinesische Wort dafür Hun oder Tscha-hun ist. Ferner verfertigen sie aus einer Art Hanf ein festes Zeug, das seiner Dauerhaftigkeit und Dichtigkeit wegen in ganz Nord-Formosa viel in Gebrauch ist, von Chinesen aber nirgends gewebt wird.

Die Sek-hwan rasiren den Vorderkopf und tragen das Haar im Zopf. Ihre Kleidung besteht aus chinesischen Beinkleidern, Schuhen und einer eng-anschließenden Blouse aus ungebleichtem Leinen, die an den Aermeln und oft auch auf dem Rücken mit Stickereien verziert ist (horizontale Streifen in Roth, Blau und Weiß, recht geschmackvoll ausgeführt). Die Frauen tragen das chinesische Costüm; nur ist ihre Haartracht eine andere. Ein Theil des Haares wird nämlich auf die Stirn herabgekämmt und geradlinig auf der Höhe der Augenbrauen abgeschnitten; das übrige wird am Wirbel zu einem festen Knoten gebunden. Auf dem Kopfe tragen sie ein viereckiges schwarzes Tuch, dessen zwei Zipfel am Nacken leicht zusammengefaßt sind, so daß es eine Art Haube herstellt, die das Gesicht tief beschattet.

Die Sek-hwan beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau. Außer Reis, Zucker, Areca und verschiedenen Früchten bauen sie auch Indigo, Thee und, wie gesagt, Taback. Außerdem gewinnen sie noch Kampher und liefern Kampherholz nach Tschang-hwa.

Die Sek-hwan waren der letzte Stamm, mit dem ich in Berührung kam. Von Toa-sia aus wäre es zwar ein Leichtes gewesen, zu den Tsui-hwan zu kommen, welche südlicher an den Ufern eines kleinen Bergsees leben und ebenfalls als ein friedliebender Stamm bezeichnet werden, doch meine Zeit erlaubte mir das nicht mehr; ich mußte nach Tam-sui eilen, um nicht die seltene Gelegenheit per Dampfboot nach Hongkong zu kommen zu verpassen.

Die Tour von Toa-sia nach Tamsui war eine schauerliche. Schon am Abend des ersten Tages bewölkte sich der Himmel, und den nächsten Morgen begann der Regen, der mich die ganze Zeit, fünf Tage hindurch, verfolgte. Der schlüpfrige Weg, weit aus den Ufern getretene Flüsse, die zu durchwaten waren, und tausend andere Hindernisse machten die Reise durch den ohnehin öden Küstenstrich von Nordwest-Formosa äußerst angreifend und langweilig. Die Nachtlager waren schlecht, weder wind- noch regenfest, denn die Küstenbevölkerung lebt hier augenscheinlich in großer Armuth; eine Nacht mußte ich sogar auf dem Felde in einer verfallenen Capelle zubringen, nachdem ich vorher mit Hülfe meines Regenmantels das Dach ausgebessert und das Innere derselben von Knochen und Schädeln gereinigt. Tag und Nacht durchnäßt und dem kalten Wind und Regen entgegen legte ich täglich 18 bis 20 Meilen zurück, und nur dieser starken Bewegung verdanke ich es, daß ich nicht ernstlich erkrankte. Man kann sich daher denken, wie behaglich ich mich nach einer solchen Tour in Twa-tu-tia im Hause der Herren Brown & Comp. fühlte, deren Gastfreundschaft ich auch hier, wie in Tai-wan-fu, genoß.

Twa-tu-tia ist ein Dorf einige Meilen von Tamsui flußaufwärts, in der unmittelbaren Nähe der Theepflanzungen. Die europäischen Handelshäuser in Tam-sui haben hier ihre Agenten, welche den Thee einkaufen, trocknen und einpacken. Im Frühling, während der Thee-Ernte, ist es ein recht lebendiger Ort, im Winter ziehen aber die meisten Europäer den Aufenthalt in Tam-sui vor.

Nachdem ich mich in Twa-tu-tia ein wenig mit dem Theebetrieb bekannt gemacht, blieb mir nur so viel Zeit übrig, um den Kelong-Fluß hinaufzufahren und die Kohlenminen von Kelong zu besichtigen. Ich fand das Bergwerk dort noch ganz in primitivem Zustande. An einen geregelten Betrieb der Arbeit ist kein Gedanke; jeder, wer arbeiten will, bohrt sich dort ein Loch, wo er Lust hat, und verwirft es ebenso nach Gutdünken. Dies ist um so leichter, da die Kohlenplaste überall an die Erdoberfläche tritt, also der Anlage von neuen Gängen keine Hindernisse entgegenstehen. Die Plaste hat eine Dicke von 25 bis 40 Zoll und fällt ab nach Süden unter einem Winkel von 15° bis 25°. Die Gänge gehen diagonal und sind etwa 3 bis 4 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß breit, so daß nicht über zwei Mann in einem derselben arbeiten können; zwei andere schaffen in einem Karren die Kohlen an die Oberfläche, von wo sie in kleinen Barken nach Kelong gebracht werden. Die chinesische Regierung hatte die Absicht, den Kohlenbetrieb von Kelong zu heben, doch nach der Meinung eines englischen Ingenieurs, der zu diesem Behufe hergeschickt war, ist die Plaste zu klein, um die Ausgaben für Maschinerien und eine Eisenbahn, die von den Minen an den Hafen führen sollte, zu decken. Anders würde die Sache liegen, wenn in der Nachbarschaft mehr Kohlen ausfindig gemacht werden. Die Kohlen von Kelong sind gut, geben bloß 10 Procent Schlacke und kosten

pro Tonne nur 4 bis 5 Dollars. Aus Kelong ging ich am 7. März auf einem chinesischen Kanonenboot nach Tam-sui, wo ich mich denselben Abend nach Hong-kong einschiffte.

Somit endete meine Reise durch Formosa und meine Bekanntschaft mit ihren Eingeborenen; für Reisende aber und Naturforscher bleibt da noch viel zu thun, viel in jedem Zweige der Naturwissenschaft. Denn das eigentliche Centrum der Insel, das Hochgebirge, ist noch unerforscht und wird es wohl noch lange bleiben, da Dilettanten, wie ich und manche andere, die bisher Formosa durchreisten, weder die Zeit noch die gehörigen Kenntnisse besitzen, um mit großem Erfolg diese Partie der Insel erforschen zu können. Das hier Berichtete — wenig genug, doch alles was sich in zwei Monaten thun ließ — hat daher nur den Zweck, die Aufmerksamkeit wissenschaftlich gebildeter Reisender auf diesen so schönen und wenig berührten Winkel Ostasiens zu richten. Zugleich würde ich rathen nicht aus dem Westen ins Innere vorzudringen, sondern die Reise von der Ostküste der Insel zu beginnen — etwa von San-o-Bay oder Pilám aus —, um nicht mit der chinesischen Regierung in Berührung zu kommen. Ferner muß man nicht Chinesen zu Begleitern und Packträgern haben; ihre Feigheit kann vieles verderben; sicherer ist man um Vieles in den Händen der Eingeborenen, wenn man es verstanden hat, ihr Zutrauen zu gewinnen.

Nach dem, was ich von den Eingeborenen Formosas sah, bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß man es hier zwar mit Abkömmlingen von Tagalen, nicht aber mit einem bestimmten Zweige der großen Tagala-Familie zu thun hat [1]). Sprachlich hat das Letzte wohl seine Richtigkeit, aber wir sehen es ja an den Pepo-hwan, wie leicht ein Stamm seine eigene Sprache vergessen und eine fremde sich aneignen kann; wenn daher die Dialekte Formosas mit einander und mit dem Tagalischen nahe verwandt sind, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Insel ausschließlich von Luzon aus bevölkert ist. Die nahe Lage Formosas bei den Philippinen, die herrschenden Winde und Strömungen, ferner eine Kette kleiner Inseln, welche Formosa und Luzon verbindet, alles das läßt zwar annehmen, daß die meisten Stämme von den Philippinen herstammen, doch können hier auch Prahus von Borneo, von den Sulu-Inseln oder Karolinen angelangt sein, wie unlängst ein Katamaran mit etwa 30 Palau-Insulanern bei Kelong ausgeworfen wurde. Aus solchen zufällig hierher verschlagenen Familien entstanden mit der Zeit besondere Stämme, und wo sie sich mit späteren oder früheren Ankömmlingen vermischten, bildeten sich wieder neue Stammtypen aus; giebt man dabei noch zu, daß im Innern Formosas ehedem wirklich ein Papuastamm lebte, der theils in Kriegen ausgerottet wurde, theils sich auch mit den Malayen vermischte und so aufging, so ist es kein Wunder, daß wir auf Formosa so viele Stammtypen von der verschiedenartigsten Hautfarbe vorfinden, die sich bei dem äußerst mangelhaften gegenseitigen Verkehr bisjetzt erhalten haben. Das ist meine Ansicht über die Abkunft der malayischen Bevölkerung Formosas; sie zu verwerfen oder zu bestätigen ist Sache künftiger Forscher, die besser vorbereitet und mit mehr Zeit zu Werke gehen können, als ich.

Schließlich bemerke ich noch, daß die Eingeborenen von Formosa weder im Aussterben noch überhaupt in Abnahme begriffen sein können, etwa an der Südspitze ausgenommen, wo die unaufhörlichen blutigen Kriege zu solcher Vermuthung Anlaß geben. Sie sind körperlich und geistig ein noch unverdorbenes Volk. Spuren von verheerenden Krankheiten, wie der Syphilis und den Pocken, habe ich nirgends gesehen. Da ihre Ehen früh geschlossen werden, so kann von geschlechtlichen Ausschweifungen auch nicht die Rede sein, was denn auch durch die große Anzahl von Kindern, die man in jedem Hause sieht, bestätigt wird. Rüstige Greise von sechszig und mehr Jahren, die den Mund voll Zähne haben, sind keine Seltenheit, und krankhafte, sieche Personen sind mir gar nicht zu Gesicht gekommen. Also kann sie das Schicksal der Tasmanier oder Neuseeländer schwerlich erreichen, auch wenn sie einmal unter chinesische Herrschaft gerathen und die chinesische Civilisation annehmen; denn die chinesische Civilisation hat zum Glück nicht die Eigenschaft, Völker auszurotten.

Einige Wörter aus den Sprachen von Formosa und der Vergleich derselben mit dem Tagalischen werden vielleicht dem Leser von Interesse sein.

Bei der Aussprache derselben ist zu bemerken: 1. Das k am Ende des Wortes ist eigentlich kein Consonant, sondern ein harter Abbruch des vorhergehenden Vocals; 2. das ë ist ein unbestimmter Laut zwischen ö und ü; 3. s und sch sind schwer von einander zu unterscheiden; 4. r, l und d werden oft mit einander verwechselt; sonst ist die Aussprache die Deutsche.

[1]) Vergl. dazu Guerin: Vocabulaire du dialecte Tayal ou aborigène de l'île Formosa (Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris 1868, Novbr. et Décbr., p. 466) und Abbé Favre ebendas. S. 495. Anderer Ansicht über die sprachliche und ethnische Verwandtschaft der „Chinwan" auf Formosa ist Schetelig (s. Peschel, Völkerkunde, S. 377), wonach diese „rohen Wilden" nur den sechsten Theil ihres Wortschatzes von ihren malayischen Nachbaren entlehnt haben, sonst aber durch ihre Sprache sich von ihnen trennen und der Bevölkerung des nahe gelegenen chinesischen Festlandes körperlich sehr nahe stehen sollen. Red.

Deutsch	Sabari, Bakurut etc.	Saprêk	Pilám	Katsausán	Bantaurang	Sek-hwan	Tagala
Eins	tsitsai	itá	issá	itá	liká	itá	issá
Zwei	tussák	tussá	lúa	lussá	lusá	dussá	dalúa
Drei.	turú	tru	tilú	trjú	turú	turú	tatló
Vier.	spat	spat	pat	sipát	pátu	supát	appát
Fünf	rimá	rimá	rimá	rimá	limá	kasup	limá
Sechs	nëm	onëm	nëm	unëm	númmo	{ kasüp-i-buda [1])	unëm
Sieben	pitú	pitjú	pitú	pitú	pitu	{ kasüp-i-dussa	pitú

[1]) Die Zahlenscala der Sek-hwan geht nur bis fünf; für Hundert haben sie aber ein eigenes Wort: hadtül; 12 heißt isidú-dussá, 13 isidú-turú u. s. w. 20 dussá-isit, 30 turú-isit u. s. w.

Deutsch	Sabari, Bakurut etc.	Saprêk	Pilám	Katsausán	Bantaurang	Sek-hwan	Tagala
Acht	wáru	háru	wóro	áru	bálu	{ kasüp-i-turú	ualo
Neun	siua	siwa	iwa	siwa	bagátu	{ kasüp-i-supat	siám
Zehn	purúi	polúk	púlu	pólok	pulukú	{ asit, isit	polo
Mann	kaljai	ukaljái	atáu	tschau-tscháu	aulái	sáu	laláki
Weib	wawájan	bawajan	babájan	babájan	wai-wai	mamajús	babai
Kind	kakidian	kakidian	ʼamalúk	kaká	kunú	rakehál	batang
Vater	—	amadsëng	ama	amák	amakë	aba	ama
Mutter	—	—	ina	ina	inákë	iná	ina
Kopf	wungúi	kjalupáng	ingró	orú	alipogó	punú	úlo
Augen	matá	matsá	matá	matá	matá	daurik	matá
Nase	nusjú	nudjus	tingrán	nudjus	nunuó, nuó	mudsing	ilúng
Ohren	taringa	tsalinga	tangirá	tsalinga	salinga	sangila	talinga
Zähne	walis	alió	wáli	alis, alió	alië	liping	epin
Haar	wukusj	kuwalj	„	owalj	ió	büküss	buhuk, wolo
Schnurrbart .	nis-nis	nisch-nisch	nisch-nisch	nissi-nissi	{ wasini, mutu-mutú	mudusj	„
Hand	kajám	nimá	rimá	limá	alimá, arimá	rimá	kamai
Finger	tarurúik	tsadsudsúkan	timúsch	garugaú	ramtsó	takamüit	dalirik
Fuß	ukrú	kulá	„	kurá	lapalë	dedapál	pa, lahatampá
Haus	tapaú	tabá	rumak	tapaú	tapaú, tanganö	humák	bahai
Holz } Baum } . . .	kirang	kassiju	kauék	kamaja	kassiju	kahéui	kahui
Bambus . . .	aúr	kabájan	„	„	bale-balë	batakan	kawajan
Banane	—	—	bulibul	—	bülé-bülé	balibül	saling
Areca	sawiki	sawiki	sawiki	sawiki	sawiki	sawiki	„
Berauschende Getränke . .	wáwa	wáwa	báwa	báwa	wáwa	inusat	{ alak (Sndw.-Ins.: awa)
Taback	támako	támaku	tasnako	tamaku	tamako	tamako	„
Reis	kassát	wat, patái	rumái	—	padai	massúk	bigass
Süße Kartoffel	wurát	wurasi	abuak	bulati	wurati	dadass	sotoi
Hirsch	—	mahúum	abjáu	—	—	issú	ussá
Schwein	katsang	wabúi	„	babúi	wutúng	barudsák	pabúi
Hund	wattuk	wattuk	„	batú	taurú	badsúk	assu
Katze	—	miau	„	niáu	niaú	balán	pussá
Huhn	djurikuku	júrikukku	„	—	kúka	patáu	„
Fisch	likau	lekau	„	dsjáu	„	aláu	usdá, lukká
Hammel	karaján	kaluluban	rangit	karurúwan	„	kauás	langit
Sonne, Tag .	tingár	kadáu	kadáu	atáu	tsüngná	lisách	aráu
Mond	—	—	abulang	—	ilatt	ilass	bulang
Sterne	—	—	—	—	tareö	bintúi	bituin
Feuer	sapúi	sapui	apui	sapui	apui	apúi	apúi
Wasser	nanúm	adúm	—	dsaljún	lalúm	daljúm	tubig (?)
Stein	wakru	aziljái	—	aputo, tscheljai	aputó	batú	bató
Weg	raráng	tjaráng	lalán	lalán	—	darán	daán
Essen	kamán	kamaú	amakán	kanú	kanú	takané	makain
Gut	langúak	langúak	—	langúang	máriang	makatarú	marikit
Schlecht	—	lakujá	—	—	matakula	saddéak	massamá

Die Völker Ost-Turkistans.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

In keinem Winkel Centralasiens sind die Einwohner aus so verschiedenartigen Elementen zusammengeflossen als in Ostturkistan; jede der großen Hauptfamilien des weiten Continentes Asiens hat hierher ihre Vertreter gesandt. Immerhin ist jedoch der Bevölkerung ein Grundton eigen, und es gehört zu den interessantesten Ergebnissen der neuesten Forschungen, daß trotz der Beherrschung seit fast zwei Jahrtausenden durch türkisch-tatarische Völker der arische Typus vorherrscht und in Körperbau wie Gesichtszügen der Bewohner sich ausdrückt. Wichtig wird dieses Vorwiegen arischer Körperformen und in schwer zugänglichen Gebirgsthälern die Forterhaltung ganz reiner arischer Stämme für die Frage nach den Ursitzen der Indogermanen oder der tonangebenden Völker Asiens und Europas. Die ältere Annahme, welche ihre Urheimath in das Grenzgebirge zwischen das östliche und westliche Turkistan verlegte, in das Quellgebiet der in den Aral-See mündenden großen Binnenströme Sir Darya (Jaxartes der alten Geographen) und Amu Darya (Oxus), erhielt eine Bestätigung in den Nachrichten der indischen, chinesischen, mongolischen und classischen Schriftsteller über die unter wechselnden Namen auftretenden innerasiatischen Völker der Su, Sakae, Scythen, Tukhara, Juetschi, Getae, Massageten 2c., welche die etymologische Forschung als Indogermanen nachwies; daneben wurde jedoch auch die Ansicht ausgesprochen, die Indogermanen seien ursprünglich im südlichen Europa zu Hause gewesen und von da nach Asien ausgewandert.

Vor ihrem Auszuge aus der Urheimath und der Spaltung in verschiedene Völker nahmen die Indogermanen bereits nicht mehr den niedrigsten Culturzustand ein. Ackerbau wurde betrieben, man hatte den Pflug und benutzte die Hausthiere zum Ziehen von Wagen; die Kunst des Webens und Schmiedens von Eisen war bekannt, Gerste war allgemein das zur Nahrung dienende Getreide [1]. Ein Volk von solcher Culturstufe konnte durch später anrückende Nomadenheere in seinen Ursitzen nicht spurlos verloren gegangen sein; es mußten sich Reste desselben erhalten haben. Als die Russen in Westturkistan festen Fuß gefaßt hatten, stellten Sprachforscher wohl etymologische Beweise einer indogermanischen Urzeit auf [2], aber aus der äußern Erscheinung war nichts zu erweisen; türkische Völker waren zu zahlreich eingewandert und die interessanten Landschaften am obern Oxus (Schignan 2c.), wo die neuesten Berichte erkennbare Arier erwarten lassen, blieben noch unzugänglich. Günstiger erwiesen sich die Verhältnisse jenseits der Wasserscheide in Ostturkistan, im Quellgebiete des im Lob-Salzmorast sich verlierenden Tarim-Flusses. Zu den Ersten, die auf das Vorhandensein rein erhaltener Repräsentanten der arischen Race im Gebirgszuge des Künlün wie im weiten Thalgebiete von

[1]) Vergl. B. Kneisel: „Ueber den Culturzustand der indogermanischen Völker vor ihrer Trennung.“ Naumburg 1867.

[2]) Vergl. bes. P. Lerch über die Ableitung von Sarte mit der Bedeutung Städter aus Kschatruja (Russische Revue Bd. 1, S. 31; Bd. 2, S. 568; Bd. 9, S. 408, 410); Zweifel daran wirft H. Kiepert auf in Zeitschr. f. Erdk. Bd. 9 (1874), S. 274.

Turkistan aufmerksam machten, gehörten meine Brüder [1]. Späteren Besuchern des Landes blieb es vorbehalten, bis ins Herz desselben vorzudringen [2].

Ganz neue Standpunkte gewinnen die sachmännischen Begleiter der englischen Gesandtschaft von 1873 bis 1874 unter Sir T. D. Forsyth an den Hof des Herrschers zu Kaschgar; statt im Fluge und unter Ueberwachung reisen zu müssen, war es ihnen vergönnt mit den Eingeborenen in freien Verkehr zu treten und über den ganzen westlichen Theil des Landes sich durch Reisen persönlich ein Urtheil bilden zu können. Dieses in amtlichem Auftrage herausgegebene Reisewerk [3] bildet die Grundlage der folgenden Mittheilungen.

Die Volkszahl beträgt nach den Steuerrollen, deren Einsicht der englischen Gesandtschaft gestattet wurde, 1,015,000 Einwohner, die in 145,000 Häusern leben, so daß auf eine Familie sieben Köpfe gerechnet werden; hierzu bemerkt der englische Berichterstatter: „Ich halte diese Zahl für bedeutend höher als eine wirkliche Volkszählung ergeben würde; von einer Bereisung der westlichen Provinzen habe ich eine ganz andere Anschauung erhalten [4]. Zwei Umstände wirken zusammen, um den flüchtigen Zähler wie Reisenden in seinen Berechnungen irre zu führen: der eine ist der plötzliche Uebergang aus einer Region der Einsamkeit und Oede in eine von Verkehr und Gesellschaft; der andere ist der großartige Gegensatz zwischen der Vegetationsarmuth der Wüstensteppen und den üppig treibenden Pflanzungen in den Umgebungen der festen Niederlassungen. Der erste Eindruck, welchen man nach dem Abstieg von den das Land im Süden und Westen umsäumenden Hochsteppen in das Hügelland erhält, ist der einer dichten wohlhabenden Bevölkerung; aber bald überzeugt man sich, daß Ueberfluß an Bäumen nicht auch einen solchen an Menschen bedeutet. Fängt man zu zählen an, so erhält man in einem Umkreis von mehreren Kilometern keine 50 Anwesen. Betritt man eine Stadt an einem Markttage, so hat man Mühe sich durch die dick zu-

[1]) Vergl. Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski: Reisen in Indien und Hochasien Bd. 2 (1871), S. 40.

[2]) Den Stand unserer Kenntnisse seit der Reise Shaw's, der Russen Kaulbars, Reinstein 2c. führt vor Wenjukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande“ (Leipzig 1874), S. 318 ff. Von dem umfangreichen in russischer Sprache geschriebenen Werke B. Grigorjew's: „Das chinesische- oder Ostturkistan,“ Petersburg 1873, liegt in deutscher Sprache nur eine gedrängte Uebersicht vor in der „Russischen Revue“ Bd. 4, S. 270 ff.

[3]) Der Titel lautet: Report of a Mission to Yarkand in 1873 under command of Sir T. D. Forsyth, K. C. S. I, C. B, Bengal Civil Service, with Historical and geographical information regarding the Possessions of the Ameer of Yarkund. Calcutta, printed at the Foreign Department Press 1875. Der ethnographische Theil ist von Dr. Bellew und Capt. Chapman. Ein Exemplar dieses Quellenwerkes für die Kunde Ostturkistans verdanke ich der besondern Güte der indischen Regierung. Durchweg ist in Citaten die Schreibart des Originals beibehalten, z. B. Kalmak für Kalmüken.

[4]) Schon die Annahme einer Kopfzahl von sieben Personen auf einen Herd ist zu groß; im russischen Turkistan rechnet man für die dortige Bevölkerung mit gleichen Lebensgewohnheiten fünf Personen auf die Familie.

sammengepackte Menschenmenge zu drängen, aber der nächste Morgen bringt ein ganz anderes Bild; die Verkaufshallen sind leer, die Straßen öde und auf Befragen wird man inne, daß die Volksmenge von gestern nicht der Stadt angehört, sondern sich zu Geschäften hier vorübergehend sammelte. Bedenkt man, daß Getreide oder andere Nahrungsfrüchte nicht eingeführt werden und daß die Bevölkerung seit der Thronbesteigung des Amir durch Kriege decimirt wurde, so kann ihre Gesammtzahl nicht groß sein.“ Am dichtesten bevölkert ist die Provinz Jarkand, für diese wird die Zahl von 224,000 Einwohnern als nicht zu hoch gegriffen bezeichnet; dagegen hat Turfan von seinen angeblichen 126,000 Einwohnern im verflossenen Jahrzehnt viele eingebüßt durch die Verwüstungen, welche hier Dunganen anrichteten.

Die Provinzeintheilung hielt bis zu einem gewissen Grade die vollständige Verschmelzung der einzelnen Racen fern und wirkt in dieser Richtung noch jetzt fort, da die gegenwärtige Regierung an der Eintheilung, wie sie sie von den Chinesen überkommen hatte, nicht rüttelte. Sitten und Zusammensetzung der Bevölkerung wechseln nach den einzelnen Provinzen. „Die Provinzgrenzen bilden regelmäßig größere oder schmalere Streifen unfruchtbaren Landes oder Wüstensandes. Jede Provinz stellt einen besondern kleinen Staat dar mit einer eigenen Hauptstadt; trotz des verderblichen Einflusses der Fremdherrschaft und weitgehender Blutvermischung hat jede in Dialekt, Anzug, Gebräuchen und Sitten seine Besonderheiten bewahrt; die natürlichen Schwierigkeiten des Verkehrs waren jederzeit groß genug, um andere als Geschäftsleute von den Beschwerlichkeiten und Kosten einer Reise abzuhalten. Jede Provinz hat an einem Flusse als Mittelpunkt der Verwaltung und des Handels eine von Wällen und Gräben umgebene Hauptstadt mit einer Citadelle im Innern; die Kreisstädte und kleineren Handelsmittelpunkte sind dagegen unbefestigt. Die ländlichen Ansiedelungen folgen dem Laufe der Flüsse; die Anwesen stehen vereinzelt oder nur zu wenigen bei einander. Diese offene Bauart begünstigt den Anbau, die polizeiliche Ueberwachung und eine der Gesundheit zuträgliche Lebensweise, erschwert dagegen bei dem unkriegerischen Sinne des Landvolkes die Vertheidigung gegen einen andrängenden Feind. Mit leichter Mühe konnten sich Eroberer oder in Zeiten innerer Wirren Abenteurer in den Besitz des Landes setzen, bis es aufgetheilt war in eine Reihe zeitweilig selbständiger kleiner Fürstenthümer.“

Khotan, das sich am Nordfuß des Künlün-Gebirges ausbreitet, hatte seit alter Zeit Verbindungen mit China; bald war es Vasall, bald Provinz dieses Reiches; die aus Turks und Tataren bestehende Bevölkerung zeigt deswegen eine starke Beimischung von Chinesen. In Jarkand sind der städtischen Bevölkerung seiner Hauptstadt, der volkreichsten und wohlhabendsten des ganzen Landes, zahlreiche Chinesen und Halbblutnachkommen derselben beigemischt; ferner leben hier an 2000 Familien von Einwanderern aus Khokand, Badakschan und Kaschmir; „in Verschmitztheit, Büberei und Liederlichkeit wetteifern diese mit den Tataren, die ihrerseits zu Ruhestörung und zu Aufruhr geneigt sind. Jangihissar, nördlich von Jarkand und dieses mit Kaschgar verbindend, ist geschichtlich von Interesse als der Schauplatz der blutigen Kämpfe im Jahre 1096 um die Herrschaft zwischen Buddhismus und Islam; den Sieg erkauften die Sieger mit dem Blute ihrer besten Krieger. Wenige Kilometer westlich der Stadt birgt ein großer Friedhof die Asche von zehntausend Märtyrern dieser für die Geschicke Asiens so wichtigen Religionsfrage [1]). Jetzt ist die Stadt aus in Trümmer fallenden Häusern und eingestürzten Befestigungen zusammengesetzt; Umgebung wie Einwohner machen den Eindruck der Armuth, Vernachlässigung und des Niederganges. Jede Straße hat ihren Laden für Bhang, das narcotische Genußmittel aus Hanfharz, das man mit Taback mischt und raucht oder in Zuckergebäck ißt [1]), meist ein elendes Obdach, unter welchem etliche Pfeifen zur Benutzung für die Vorübergehenden aufliegen. Ebenso finden sich Opiumdivans, dunkle, kärglich erleuchtete Orte, die mehr dem Geschäftsraum eines Pfandverleihers gleichen als einem Gasthause; denn die Kleider der vom Rausche an diesem „Diebe von Verstand und Vermögen“ Eingeschlafenen sind über ihnen auf Brettchen sorgfältig verwahrt bis zur Einlösung durch Zahlung des Genossenen. Ich habe diesen Genüssen zwar überall im Lande fröhnen gesehen, aber nirgends so allgemein unter allen Schichten der Bevölkerung als hier.“

In Kaschgar steht die Bevölkerung physisch höher; an Kropf erinnern nur seltene Auftreibungen des Halses. Im Anzug machen die Leute den Eindruck größerer Wohlhabenheit, und obgleich Verschiedenartigkeit und Mischung der Racen hier eben so auffallend ist wie in Jarkand, so stehen hellere Gesichtsfarbe, rosige Wangen und ein kräftiger gut genährter Körper in angenehmem Gegensatz zu dem gelblich bleichen, krankhaften Aussehen der Einwohner der ältern Hauptstadt. Eine eigene Erscheinung, welche die Reisenden nur nirgends antrafen, sind die Gräberbewohner. „Mitten zwischen reichen Obst- und Fruchtgärten steht ein weiter Friedhof mit gut unterhaltenen Gräbern; viele derselben haben gegen Osten offene Gewölbe angebaut, in denen sich in Schmutz und Lumpen verschiedene Kalandar und Darwesch — geistesverwirrte Asceten und verworfene Bettler — häuslich niedergelassen haben, die hier mit ihren Hexen gleichen Weibern und lumpigen Kindern in Trägheit und Verzücktheit dahinleben, letztere die Folge des Genusses von Bhang; als wahrhaftige Gräberbewohner fallen sie jeden Vorbeigehenden an und verfolgen ihn mit schreiender Stimme mit Bitten oder Verwünschungen.“ Die Landbevölkerung besteht fast ausschließlich aus Turks; ihre Beschäftigung ist der Ackerbau; sie gelten als unruhig und schwer im Zaum zu halten, in Etiquettefragen nehmen sie es nicht genau. Unter chinesischer Regierung waren sie als ein munteres Völkchen bekannt; jetzt sind sie unter der Ueberzahl geistlicher Personen, die vom Fleiße der Bauern unterhalten sein wollen, verarmt und verdorben; jeglichem Laster wird gefröhnt.

Aksu, unter den Chinesen ein wichtiger militärischer Platz am Knotenpunkt der Straßen von Kaschgar nördlich nach dem Ili-Thale (über den Muzart-Paß) und westlich über Kansu nach dem eigentlichen China wird wegen des Gewerbefleißes, des frohen Sinnes und ruheliebenden Charakters seiner Bewohner gerühmt. „Nach den wenigen Einwohnern von dort zu urtheilen, die ich im Heere des Amir eingestellt sah, sind sie reinere Turks als jene von Kaschgar und Jarkand; zusammen mit den Angehörigen von Artusch gelten sie als die reinen Nachkommen der alten Ayghur- oder Uigur-Eroberer [2]).“ In Kultscha (östlich von Aksu) gleicht die Bevölkerung in hohem Grade jener von Aksu im Aeußern, in Charakter und Lebensweise. Ihre Anwesen

---

[1]) Ausführlich geschildert ist der ganze Hergang in Forsyth's „Report“ S. 127 von H. W. Bellew nach dem Tazkira Bughra Khan.

[1]) Die Darstellung ist beschrieben in F. Watson: The international Exhibition of 1862, Indian Department (London 1863), p. 81, Forsyth Report p. 78.

[2]) Als ihre Ursitze bezeichnete Grigorjew auf dem Orientalisten-Congresse zu Petersburg (1876) „den äußersten Osten des Thianschan“. Russische Revue Bd. V, S. 328.

werden als Muster von Nettigkeit und reinlicher Haltung gepriesen, ihre Obstgärten bringen die feinsten Aepfel, Birnen und Granatäpfel des Reiches hervor. Ihre Grenze findet die Turk-Bevölkerung im östlich anstoßenden Ländchen Kurla; jenseits des Kaidu oder Karaschar-Flusses, der im Bostang-See sein Ende findet, gewinnt die Tatar-Race die Oberhand, das Kalmak- und Khitai-Element." Der Grenzstaat gegen China, Turfan, beherbergt in den Wüsteneien seines südlichen Theiles an der Grenze gegen Lob wie in diesem wilde Pferde und Kameele. „Jäger beschreiben das wilde Kameel als klein, dünnfüßig, zweihöckerig mit einer sehr weichen warmen Wolle von hellbrauner Farbe; es ist äußerst flink in seinen Bewegungen und sehr boshaft; auf seine Verfolger geht es kühn los, wenn es in Noth ist, und greift sie durch Beißen wie Stoßen mit dem Fuß heftig an; verwundet wendet es seine Wuth gegen sich selbst. Mit Seinesgleichen lebt es in Unfrieden und verjagt das wilde Pferd von seinen Weideplätzen." Ein Kalmak-Händler von Jangihissar erzählt: „Dieses wilde Kameel heißt Jawa-Thuga; ein bei meinem Lager von Jägern getödtetes Thier habe ich selbst genau besehen; es ist nicht viel größer als ein Pferd und zweihöckerig. Beim Anblick von Menschen entflieht die Herde nicht, sondern grast weiter, aber gejagt oder angeschossen stellt es seinen Verfolger und greift ihn mit Hufen und Zähnen an. Man stellt ihm seiner Wolle wegen nach, die von Turfan-Händlern hoch bezahlt wird. Das wilde Pferd heißt Kulan; es ist ein Pony mit hohem Widerrist und schmalem Vordertheil; man jagt es nur aus Sport."

Gregor Potanin's Reise in der westlichen Mongolei.

R. K. Ueber diese schon wiederholt von uns berührte (s. „Globus" XXX, S. 288, XXXI, S. 64) Unternehmung liegen jetzt mehrere Briefe Potanin's vor (Iswestija der Kais. Russ. Geogr. Ges. XII, Heft 5 und 6), wonach es demselben als dem ersten Europäer gelungen ist, den Südlichen Altai (Khamur-daban oder Ektag Altai der Karten) von Westen nach Osten zu übersteigen. Die dabei angestellten Höhenmessungen namentlich werden von großem Interesse sein, da in jenen Gebieten viel massigere Gebirgserhebungen liegen, als man bisher auf Grund der chinesischen Karten, den einzigen Quellen, annahm.

Am 20. August n. St. verließ die Expedition das chinesische [1]) Städchen Bulun-tochoi und erreichte zehn Tage später, nachdem sie am Ostufer des Sees Ulungur entlang gegangen und bei der Fähre Dürbeldshin den reißenden und tiefen Schwarzen Irtysch in einem Boote überschritten hatte, die Ufer des Kran (rechter Zufluß des Irtysch) beim Felsen Tulta, 10 Werst vom Lamakloster Schara-sume, der Residenz eines Tsagan-gygen (hoher buddhistischer Geistlicher, etwa unserm Bischof entsprechend). Nach jenem Felsen wird das 12 Werst weiter flußaufwärts gelegene Klosterstädtchen auch Tulta genannt. Bis dorthin ereignete sich nichts außer den gewöhnlichen Verzögerungen bei Flußübergängen u. dergl. Dort aber hatte die Expedition einen Zusammenstoß mit dem Klosterpöbel — denn Klosterbrüder kann man die Insassen nicht nennen, weil sie nichts anderes sind als eine Bande mongolischer Räuber, welche den Tsagan-gygen in Abhängigkeit erhält, obwohl sie ihn gleichzeitig mit einer unumschränkten Macht und Gewalt über Menschenleben bekleidet. Es hatte anfangs gar nicht in der Absicht Potanin's gelegen, nach Tulta zu gehen; vielmehr wollte er direct den Paß Dshamar (Dshamaty des andern Briefes?) im Altai überschreiten. Allein dessen weigerte sich der vom Zaisan-Posten mitgenommene Führer und wollte nur bis Tulta mitgehen. Noch am Abend des 17. August zum Städtchen selbst hinaufzusteigen [2]), ging nicht an, da es rings um dasselbe kein Futter gab, während der ganze Thalboden des Kran 10 bis 15 Werst weit (vom Kloster Schara-sume bis Balbagai) ununterbrochen mit Aeckern der Oelöt und der Kirgizen bedeckt ist. Dort ist die Kornkammer des östlichen Theiles des südlichen Altai, und bis vom Ostabhange des Altai aus dem Thale des Flusses Kobdo her kommen die Kirgizen dorthin, um Getreide zu kaufen. Außerdem wird dort noch viel Mohn gebaut und das daraus gewonnene Opium in Menge nach Kobdo und Bulun-tochoi gebracht.

Am nächsten Tage, dem 18.(30.) August, aber brachen die Russen zum Kloster auf, in der friedlichen Absicht, dem Tsagan-gygen Geschenke zu überreichen und ihn um einen Führer zu bitten. Ein Haufen Leute vertrat ihnen jedoch den Weg und forderte sie zur Umkehr auf, während zwei herantretende Offiziere meinten, daß es für diesen Tag für einen Besuch bei dem hohen Geistlichen schon zu spät sei, und daß die Fremdlinge am nächsten Morgen wiederkommen sollten, wo ihnen Stadt und Tempel gezeigt werden und sie die gebührende Aufnahme finden würden. Am folgenden Tage aber (19.[31.] August) fanden sie nichts von dem Versprochenen. Die Klosterbevölkerung schien vielmehr wie ausgestorben, und auf den Straßen zeigten sich nur einige Mongolen, welche sich weigerten, die Russen zu irgend einer Behörde zu führen, widerwillig antworteten oder ohne Antwort fortgingen. Es zeigte sich, daß die chinesische Stadtobrigkeit, nachdem sie dem Pöbel diese Handlungsweise eingeschärft, sich selbst versteckt hatte. Aus den Leuten war keine andere Antwort herauszubekommen, als „Ardshur" (Packt Euch!). — So beschlossen sie endlich, ohne Begleiter das Kloster und die nur $^1/_4$ Werst davon gelegene Chinesenstadt zu besuchen und die Mönche um einen Führer zu bitten. Als sie sich aber dem größten noch unvollendeten Tempel näherten, umringte sie ein Haufen kräftiger Mönche, hieß sie von den Pferden steigen und führte sie auf einen kleinen freien Platz des Ortes. Nach zwei Stunden erschien endlich ein Polizeisoldat, von Geburt Mongole und gleichzeitig kirgizischer Dolmetscher beim Stadtvogte, und erklärte ihnen, daß man sie nicht eher loslassen würde, ehe sie nicht ihre Pässe vorgezeigt hätten. Da sich dieselben aber unten bei der Karawane befanden, so mußten die Russen die Nacht in chinesischer Gefangenschaft zubringen; ein genügendes Quartier wies man ihnen bei einem Lama an. Ihr Wirth war sehr ge-

[1]) Trotz dieser Bezeichnung als chinesische Stadt hat Bulun-tochoi doch eine Einquartierung von einer Sotnie russischer Kazaken, welche in einem Tempel hausen und die Ruhe in der Umgegend aufrecht erhalten. Die Stadt hat wenig über 300 Häuser mit 1700 Einwohnern (Sibe, Solonen, Chinesen, Oelöt, Tschacharen, Kalmücken u. s. w.) von sehr zweifelhaftem Charakter.

[2]) Tulta liegt nach Matusowski's Karte (Sapiski der Russ. Geogr. Ges. für allgem. Geogr. V) auf dem hohen linken Thalrande des Kran.

sprächig und setzte ihnen Thee und gekochtes Hammelfleisch vor, weigerte sich aber, mit zuzulangen, weil diese Bewirthung nicht Privatsache sei, sondern auf Kosten des Bogdochan (Herr des Himmels, d. h. Kaiser von China) stattfinde.

Am folgenden Tage, 20. August (1. September), mußten sie vor einem mongolischen Beamten, nach Aussage ihres Dolmetschers dem Stadtvogte, erscheinen; er saß in einem kleinen Zimmer auf einer Pritsche neben einem kleinen Tische, auf welchem die Pässe der Russen lagen. Vier Soldaten in gelben Wämmsern standen zur Seite. Man beschuldigte die Fremden, daß sie bewaffnet in eine friedliche Stadt hineingeritten seien und sich obendrein einem Tempel genähert hätten, was als Entweihung der heiligen Stätte gilt. Dagegen beklagten sich die Russen über die Ortspolizei, weil sie ihnen nicht entgegengekommen sei und sich hinter der Plebs versteckt hätte. Der Beamte hatte nun die Frechheit, die Thatsache ihrer schon am 18.(30.) August erfolgten Ankunft zu leugnen und zu versichern, daß er und die städtische Behörde erst nach dem Vorfalle bei dem Tempel von ihnen gehört hätte und daß er nicht wisse, welche Offiziere ihnen am Abend des 18.(30.) August begegnet seien, und ob sie mit ihnen geredet hätten. Offenbar wünschte jetzt die chinesische Obrigkeit, daß die Sache friedlich verliefe, und daß man ihre Prätentionen vergessen möchte, worauf man beim Tsagan-gygen auf ein geneigtes Ohr rechnen könnte. Auf die Frage aber, in welcher Weise die Russen wünschten, daß dem „Bischofe" Vortrag gehalten würde, entgegnete Potanin, daß sie das selber wissen müßten, daß er aber seinerseits seine Regierung von dem Vorfalle unterrichten würde. Nun behauptete der Stadtvogt, in den Pässen stände, daß er nach Kobdo keinen andern Weg einschlagen dürfte, als den der chinesischen Piquets, und forderte ihn auf, sich danach zu richten. Er aber lehnte das ab; dann erhielt er seine Pässe mit der Bemerkung zurück, daß man die Verantwortlichkeit zurückweise, wenn ihm und seiner Begleitung (dem Linguisten Posdnejew, dem Topographen Rafailow, dem Zoologen Kolomitsew und dem Studenten Beresowski) unterweges etwas zustoßen sollte.

Potanin versah sich also, da damals gerade die Kirgizen mit ihren Herden von den Alpen herabstiegen, im Aule eines handeltreibenden Kirgizen Dshurtnai mit frischen Kameelen und Pferden und setzte seine Reise fort. Der Aufstieg zum Altai in dem engen Waldthale des Kandagatai (linker Zufluß des Kran) war steil und beschwerlich. Die ursprüngliche Absicht, den Paß Dshamaty an den Quellen des Schwarzen Irtysch zu übersteigen, wurde wegen dessen angeblicher Schwierigkeit und, weil die Regenzeit inzwischen herangekommen war, aufgegeben und der bequeme Paß Urmogaity an den Quellen des Kran (von circa 9000 Fuß absoluter Höhe [1])) gewählt. Er war noch frei von Schnee; im Winter aber ist er gewöhnlich auf seinem Westabhange, nach dem Irtysch zu, dermaßen damit bedeckt, daß dort jegliche Verbindung aufhört und der Verkehr zwischen Buluntochoi und Kobdo einzig auf der Piquet-Straße im Thale des Bungun (Bulgun, Bolgun, Balgun der Karten — also mit Umgehung des Altai im Südosten) stattfindet. Auf dem Wege von den Quellen des Kandagatai zum Passe Urmogaity verfolgte die Russen der Schnee, während auf der östlichen Seite des Passes die Thäler vollkommen davon frei waren. Ueberhaupt ist die Süd- (besser Südwest-) Seite des Altai dort reicher an Niederschlägen, als der nordöstliche Abhang, woraus sich einerseits die Bewaldung (Tannen und Lärchen) der ersteren, andererseits die Kahlheit des Nordostabhanges erklärt. Am Ostfuße des Urmogaity-Passes entdeckte Potanin den Alpensee Dann-kul, aus welchem der Kutan entspringt, der nach kurzem Laufe in den Fluß Kobdo fällt. Am See wurden Kisejer (ein Kirgizenstamm) angetroffen, welche vor sieben Jahren nach dem Ostabhange des Altai hinübergewandert waren und sich im Thale des Kobdo und seiner Zuflüsse ostwärts ausgebreitet hatten. Die letzten Kirgizen traf Potanin am See Tal-nor nur drei bis vier (nicht mehr) Tagereisen vor der Stadt Kobdo an. Die Gegend östlich vom Urmogaity-Passe hat den Charakter eines hohen hügeligen Plateaus und ist reich an Seen. Gegen Osten senkt sich dasselbe in Terrassen, welche durch Gebirgszüge von einander geschieden werden. Die letzte dieser Bergketten zieht sich von Norden nach Süden und trennt die hohe Terrasse des Flusses Djälinn (linker Quellfluß des Flusses Büjantu) von dem Kesselthale, in welchem die Stadt Kobdo liegt. Dieses Gebirge wurde in dem etwa 10,000 Fuß hohen Passe Terekty-assu überschritten; dann stieg die Expedition in das Thal des Büjantu hinab und erreichte am 4.(16.) October Kobdo.

Was die Sammlungen anbelangt, welche in Kobdo bei russischen Kaufleuten zurückgelassen wurden, so umfaßte das Herbarium bis dahin nur Pflanzen aus dem heißen, mückenreichen Becken des Sees Uljungur; die Flora des Kranthales sowie die alpine Flora des südlichen Altai fand die Expedition schon verwelkt. Als sie den Kran erreichte, war z. B. das Getreide schon zur Hälfte geerntet und Reif begann zu fallen. Auch das Sammeln von Insecten hörte gleichzeitig mit dem Aufstieg in die Alpenregionen auf. Von Vögeln schoß Säwertzow's Jäger Kolomitzew 260 Exemplare, der Jäger der Expedition Berezowski circa 80. Ferner wurden Gesteinsproben mitgenommen. Als weitere Reiseergebnisse ist eine Routenaufnahme vom Zaisan-Posten bis Kobdo, die Bestimmung von drei geographischen Breiten und eine Anzahl barometrischer Höhen zu nennen. — In Kobdo wurden mehrere russische Kaufleute angetroffen, welche von ihrer Reise nach Barkul und Chami (im russischen Texte steht wohl irrthümlich: Kobdo) zurückgekehrt waren. Von Kobdo beabsichtigte Potanin zum Ueberwintern nach Chami im östlichen Thian-schan zu gehen; der ursprüngliche Plan, zuvor noch den Ubsa-nor und Uljassutai zu besuchen, wurde aufgegeben, da die Reise bis Kobdo sich unerwartet lange ausgedehnt hatte und die Jahreszeit für jene nördlicheren Gegenden schon zu spät geworden war. Von Chami (der Weg von Kobdo dorthin trifft nach acht Tagemärschen auf die Straße, welche Uljassutai mit Chami verbindet) soll die Rückreise nach dem großen See Kosso-gol (südwestlich von Irkutsk und dem Baikal-See) und den Quellen des Jenissei angetreten werden.

[1]) Zur Vergleichung diene, daß der Ulungur-See 2300 Fuß, Tulta 2600 Fuß hoch liegt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Aufnahme der westlichen Territorien der Vereinigten Staaten unter Dr. F. V. Hayden hat im Jahre 1876 erst im August ihre Fortsetzung gefunden (vergl. „Globus" XXIX, S. 256, XXVIII, S. 65, 81, 97, 272 u. s. w.)

und wurde wegen der von den nördlichen Indianerstämmen zu gewärtigenden Feindseligkeiten möglichst auf Colorado beschränkt, wodurch die Arbeit der drei vorhergehenden Jahre westwärts weiter geführt wurde. Die geologische und geographische Aufnahme des ganzen gebirgigen Theiles von Colorado nebst einem 15 engl. Meilen breiten Streifen vom nördlichen Neu-Mexico und einem 25 engl. Meilen breiten des östlichen Utah wurde vollendet. Zwei von den vier Aufnahme-Partien wurden dabei von den Ute-Indianern angegriffen. Die erste, für primäre Triangulation, unter A. D. Wilson und dem Geologen Holmes absolvirte über 1000 Quadratmiles; die zweite (Grand River Party) unter dem Topographen Garnett und dem Geologen Dr. Peale etwa 3500 Quadratmiles. Die dritte (White River Division) unter Topograph Chittenden und dem Geologen Dr. Endlich war 48 Tage im Felde und vollendete 3800 Quadratmiles, die vierte (Jampah Party) unter dem Topographen Bechler und dem Geologen Dr. White nahm circa 3000 Quadratmiles auf, im Ganzen also während zweier Herbstmonate circa 11,300 Quadratmiles Landes (d. h. mehr als das ganze südliche, flache Schottland). Das Ergebniß dieser Arbeiten wird in einer Generalkarte im Maßstabe von 4 Miles auf den Zoll und mit Höhencurven von je 200 Fuß Abstand niedergelegt. Nur der großen Einfachheit des geologischen Baues des Landes ist es zu danken, daß diese Schnelligkeit der Arbeit nicht einer genügenden Genauigkeit hindernd entgegenstand. Spätere Jahrzehnte werden freilich in Einzelheiten vielerlei nachzutragen haben. (Nature Nro. 381.)

Wirthschaftliche Fortschritte Californiens im Jahre 1876.

Die Californier sind mit dem Jahr 1876 zufriedener als mit irgend einem vorhergehenden. Sie haben mehr Eisenbahnen gebaut, mehr Weizen und Wein geerntet, mehr Wolle geschoren, mehr Metalle gewonnen, mehr Industriewaaren erzeugt, als in irgend einem vorhergehenden. Für das Eisenbahnnetz des fernen Westens war dies Jahr in der That epochemachend. Die Südcalifornische Bahn nach Los Angeles und noch 220 Kilometer darüber hinaus nach Indian Wells ist vollendet und wird auf diesem Weg noch dieses Jahr den Hauptort Arizonas am Colorado, Fort Yuma, erreichen. Eine zweite Linie ist von Los Angeles nach San Diego, der südlichsten Stadt Californiens, im Bau. In Nordcalifornien ist die 65 Kilometer lange Fortsetzung der Sacramento-Bahn von Woodland nach Williams in Betrieb gesetzt. Der Bau schmalspuriger Bahnen hat besonders im Küstengebiet und der Sierra große Ausdehnung gewonnen, wo die Ausbeutung der Redwood-Wälder und der Mineralschätze mit ihrer Hülfe ungewöhnliche Fortschritte macht. Nördlich von San Francisco geht die Nordküstenbahn bis an den Russian River; südlich von San Francisco sind in Santa Cruz und Santa Clara County schmalspurige Bahnen gebaut und eine schmalspurige Verbindung zwischen San Francisco und San José ist in der Ausführung begriffen. Ebenso sind einige schmalspurige Bahnen in den Erzgebieten der Sierra, unter anderen eine von Colfax nach Nevada City gebaut. Der große Aufschwung des Holzgeschäftes in Californien ist wesentlich der Ausdehnung der Eisenbahnen zu danken. Die Sierra Lumber Company, die ihre Geschäfte mit 1 Mill. Doll. Capital in Nordcalifornien betreibt, beschäftigt allein 2000 bis 3000 Arbeiter und hat in diesem Jahr 50 Mill. Fuß Zuckerföhren und Gelbföhren zum Schlag bestimmt. Die Redwood-Wälder *), nördlich von San Francisco, bisher wenig ausgebeutet, wurden durch die vorhin genannte Nordküstenbahn dem großen Verkehr aufgeschlossen und sind im letzten Jahr drei neue Sägemühlen an dieser Strecke gebaut. Leider ist dieser Aufschwung des Holzgeschäftes keine ungemischt erfreuliche Erscheinung, denn wir hören zwar viel von dem Gewinn, den die Californier daraus ziehen, aber wenig von dem Nachtheil, den diese rücksichts- und voraussichtslose Ausbeutung der Wälder, und gerade der Gebirgswälder in diesem nicht übermäßig waldreichen Lande mit sich führen muß, dessen Klima schon von Natur zur Dürre neigt. So können wir uns ebensowenig rückhaltslos freuen über die Thatsache, daß allein San Francisco im Jahr 1876 in runder Summe 1 Mill. Redwood zu Bauzwecken verbraucht hat, wie erfreuliches Zeugniß dieselbe auch sonst für das Wachsthum der Metropole des pacifischen Abhanges ablege.

Der Ackerbau und die Viehzucht, letztere fast ausschließlich als Schafzucht vertreten, haben im letzten Jahr reichere Erträge geliefert als je vorher. Die künstliche Bewässerung, durch welche allein in einem großen Theile von Californien die natürliche Fruchtbarkeit geweckt werden kann, hat durch Anlage neuer Canäle besonders in Südcalifornien Fortschritte gemacht. Der größte Fortschritt in dieser Richtung wurde aber erst begonnen, indem der Plan, durch den ganzen westlichen Theil des San-Joaquin-Thales einen Bewässerungscanal zu führen, durch eine genaue Untersuchung des betreffenden Gebietes der Ausführung näher gebracht wurde. Man hofft schon in diesem Jahre, die Bevölkerung des westlichen San-Joaquin-Thales zur Entscheidung darüber aufrufen zu können, ob sie bereit ist, zum Zweck der Ausführung gedachten Werkes ihren Grundbesitz zu verpfänden oder nicht. Durch Dammbauten sind im untern Schwemmgebiet desselben Flusses 70,000 Acres im Jahr 1876 anbaufähig gemacht worden.

Die Bergwerke haben im vergangenen Jahre in dem ganzen Gebiet westlich vom Missouri circa 10 Mill. Doll. mehr ergeben als im Durchschnitt der vorhergehenden Jahre und zwar zusammen 91 Mill. (44 Mill. Gold, 42 Mill. Silber, 5 Mill. Blei und andere Metalle), wovon auf Californiens Antheil 19 Mill. entfallen, während Nevada mit 49 Mill. den Reigen führt und Colorado mit 7, Utah mit 5, Montana mit 3 Mill. folgen. Der Schiffsverkehr San Franciscos war besonders durch die reiche Getreideernte des Jahres 1876 bedeutend. In den letzten sechs Monaten dieses Jahres verließen 235 Schiffe mit Weizen und Mehl den Hafen, während in den vorhergehenden sechs Monaten 56 mit derselben Ladung segelten und Anfang 1877 weitere 30 ihre Ladung erwarteten. Waaren im Werth von 80 Mill. Doll. verließen im genannten Jahre den Hafen von San Francisco.

Eine der wichtigsten Grundbedingungen des wirthschaftlichen Fortschrittes in Californien bleibt natürlich noch immer die Einwanderung, denn es sind mehr die Arbeitshände als die natürlichen Reichthümer, welche dem Lande noch fehlen. Seit der amtlichen Zählung vom Juni 1870, welche 560,000 Einwohner für Californien ergab, soll die Zunahme 280,000 betragen haben, so daß die heutige Bevölkerung auf 840,000 geschätzt werden kann. In San Francisco ergeben die Zählungen des Adreßbuches eine jährliche Durchschnittszunahme von 10,000 und wiesen im März 1876 eine Gesammtbevölkerung von 270,000 nach. Die Mehrzahl des Ueberschusses der Einwanderung über San Francisco, welche seit 1870 sich auf 240,000 belief, kommt Californien zu Gute, denn man berechnet, daß die Bevölkerung Oregons seit 1870 um 40,000 (jetzige Bevölkerung 130,000), Utahs um 14,000 (100,000), Nevadas um 4000 (46,000), des Washington-Territoriums um 5000 (28,000), Idahos und Arizonas um 1000 bis 1500 (16,000 und 11,000) zugenommen habe. In Californien wohnen also $^2/_3$ der Bevölkerung des pacifischen Gebietes von Nordamerika.

*) Redwood: Sequoia sempervirens.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

III.

Ragusa.

Für den Maler und Costümkundigen ist einer der anziehendsten Plätze in ganz Ragusa der Gemüsemarkt, wo die Frauen aus den Gemeinden Canali und Breno in ihrer Tracht eine Art Coquetterie entfalten: ihre Leibwäsche ist blendend weiß; die feinen weißen Unterröcke sind auf das Zierlichste gestickt und in tausend Fältchen gelegt; ein kleines Taschentuch hängt, nicht zum Gebrauche, nur zum Staate, an dem Gürtel; zahlreich und geschmackvoll sind die goldenen Schmucksachen. Dazu die Hauben, die grellfarbigen Busentücher, die schönen, mit bunten Bändern zusammengeflochtenen Haare — das Ganze eine der reizendsten Trachten, die man sehen kann. Im Uebrigen aber zeigen die Costüme in der Umgebung der alten Freistadt sehr viel orientalischen Einfluß. Die Männer tragen auf dem Kopfe, der meist, wie bei den Türken, bis auf einen Schopf auf dem Scheitel kahl geschoren ist, das türkische Fez, ferner eine gestickte Weste und um den Leib eine lange Binde, in welcher Messer und Pistolen stecken. Die gewöhnlich blauen, faltenreichen Hosen reichen bis unter das Knie; die Waden stecken in weißwollenen Strümpfen, die Füße in Pantoffeln oder den gewöhnlichen Opanken (Bundschuhe). Ueber der Schulter hängt meist ein bunter Shawl, die Struka, aus feinerm oder gröberm Wollstoffe gefertigt. Zur Sommerszeit gehen die Männer in Hemdsärmeln, im Winter aber tragen sie zum Schutze gegen Wind und Wetter eine grobe Jacke oder einen Matrosenmantel. — Besser aber als durch viele Worte erhält der Leser einen Begriff von den dortigen Trachten durch Yriarte's umstehende charakteristische Zeichnungen, aus welchen die orientalischen Einflüsse in der süddalmatinischen Tracht deutlich sich ergeben.

Auf die Kleidung scheinen die Ragusaner überhaupt stets großen Werth gelegt zu haben; denn Yriarte theilt unter mancherlei Staatsdocumenten, welche auf die Beziehungen der kleinen Republik zu Frankreich und auf ihre endgültige Beseitigung Bezug haben, auch ein merkwürdiges Decret mit, welches am 20. April 1765 in der Versammlung der 45 Senatoren oder Pregati gegen den Luxus erlassen wurde. Danach sollten die Damen von Adel [1]), selbst die Antoninen und Lazarinen, d. h. die Damen von der Brüderschaft des heiligen Antonius und heiligen Lazarus, nicht mehr als zwei Kleider haben, eines für die Stadt und für festliche Anlässe, das zweite für das Land und das Haus. In den großen Kirchen, nämlich in der Kathedrale des heiligen Blasius und bei den Patres Dominikanern und Franziskanern, wo der erlauchte und hochwürdige Herr Rector (Bürgermeister) erscheinen könnte, war man bei Strafe gehalten, nur im Stadt- und Festkleide zu erscheinen, nicht aber im ländlichen oder häuslichen Gewande. Alle anderen Frauen, weß Standes sie auch seien, sollten nur Kleider von einfarbiger Seide, Wolle, Linnen oder Baumwolle tragen, gleichviel von welcher Farbe, Schwarz ausgenommen. Schleppen und andere als lederne Schuhe waren verboten. Nur Wittwen waren

[1]) Ragusa besaß fünf Stände: die Geistlichkeit, den Adel, der in alten und jungen oder Salamanchesi und Sorbonnesi zerfiel, die Bürger (Cittadini), das Volk und die Bauern.

schwarze Kleider gestattet, aber nur von Wolle bei Verlust des vierten Theiles ihres Vermögens. Litzen und Tressen waren Jedermann ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes untersagt, ebenso echter und unechter Gold- und Silberschmuck sämmtlichen Frauen und Männern. Gold- und Silberbrocat wurde ausdrücklich in den Bann gethan, ebenso wie das Anschaffen neuer Litzen. Nur den adeligen Damen, Antoninen und Lazarinen war der Gebrauch von Schleier, Haube, gefältelter Mantille und falschen Edelsteinen mit Ausnahme von Granaten, die Jeder tragen konnte, erlaubt. Allen Männern war es bei Strafe der Verbannung verboten, das Gewerbe eines Haarkünstlers auszuüben oder zu lehren. Drei Monate Haft im Schlosse von San Lorenzo standen darauf, wenn Jemand beim Bassetspiel, Pharao oder Primspiel ertappt wurde. Nur für das Gewand des übrigens allmonatlich wechselnden Rectors waren manche Ausnahmen statuirt.

Dies Gesetz war zunächst nur für fünf Jahre erlassen worden; als aber 1773 einige Adelige und Cittadini sich auf der Straße mit Dreispitz, Frack, Stahldegen, Kniehosen, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen zu zeigen wagten, erneuerte der Senat am 13. Mai sein früheres Decret und fügte die Bestimmung hinzu, daß kein Senator und Adliger sich französisch kleiden und öffentlich anders als in der Toga erscheinen dürfe, bei Strafe eines dreijährigen Ausschlusses aus dem Senate resp. dem Großen Rathe, dem alle Adeligen über 20 Jahre angehörten.

Diese drakonische Kleiderordnung hat es freilich nicht zu

Trachten der Canalesen auf dem Markte in Ragusa.

hindern vermocht, daß heutigen Tages die Ragusaner Tracht wieder die bunteste und anziehendste weit und breit ist.

Fast alle Bewohner des Ragusaner Districtes, welcher, nur vom Meere und von türkischem Gebiete umschlossen, vom Hafen Klek im Norden bis zur Sutorina im Süden sich ausdehnt, sind serbischen Stammes und sprechen Serbisch, und nur in der Hauptstadt hat das Italienische festen Fuß gefaßt. Dort wohnten seit jeher Italiener, und besonders unter dem Handwerkerstande sind sie viel verbreitet. Griechische Kaufleute sind erst unter der französischen Herrschaft (1808 bis 1814) zugewandert. Die regen Handelsbeziehungen zu der gegenüber liegenden Küste, die Pflege der Wissenschaften und der Literatur, welche die Ragusaner sich angelegen sein ließen, und auf der andern Seite der Mangel jeder Civilisation bei ihren slavischen Brüdern hatten naturgemäß zur Folge, daß die Ragusaner sich von letzteren ab- und dem italienischen Geiste zuwendeten. Noch der Herzog von Marmont bezeichnete den Ort als „eine Oase der Civilisation inmitten der Barbarei“; und sehr viel anders mag es auch heute dort noch nicht stehen. Doch zu Ende der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts war die Kenntniß des Italienischen in Ragusa selbst gewöhnlich nur beim männlichen Geschlechte zu finden, während seit 1849 in allen Schulen jene Sprache als Hauptsprache eingeführt wurde, die serbische nur als Nebensprache, so daß die Kenntniß der erstern allgemein verbreitet ist und auf den Sprachenkarten Ragusa als italienische Insel im südslavischen Meere erscheint. Falsch aber ist die Annahme, daß dies Italienisch sich aus

Trachten aus dem Bezirk von Ragusa.

Bauern aus der Umgegend von Ragusa.

dem Alterthume her als Rest der einstigen Römersprache erhalten habe [1]); letztere ist durch die slavische Einwanderung völlig verwischt worden, und das Italienische der dalmatinischen Küstenstädte ist erst später von Neuem aus Italien selbst importirt worden.

Der Charakter des Ragusaner Volkes ist in der Hauptsache derselbe wie der aller Dalmatiner; allein selbst der ragusanische Plebejer, so sehr er auch im Mittelalter unter dem harten Adelsregimente seufzte, hat einen gewissen Anstrich von Civilisation, welcher ihn und seine Wohnung über den Morlaken erhebt, wie er denn auch einen Vergleich mit letzterm zurückweist. „Die Ragusaner Landgeistlichen — sagt F. Petter (Dalmatien II, S. 191) — sind alle der italienischen und lateinischen Sprache kundig und daher nicht mit den morlakischen Geistlichen in Parallele zu stellen. In Rücksicht der Moralität der Bewohner der Stadt Ragusa selbst kann ich nur Gutes sagen. Ich hörte während meines vierjährigen dortigen Aufenthaltes niemals von einem Diebstahl oder Mord, welcher in dem Weichbilde der Stadt vorgefallen wäre, was ich von Spalato nicht sagen kann. In körperlicher Beziehung ist der Ragusaner noch robuster als der Morlake, und ich sah deren viele von einem wahrhaft athletischen Baue und von der ausdrucksvollsten Gesichtsbildung."

Ein Ort von ganz eigenem Gepräge, wo der Orient unmittelbar in das westeuropäische Leben hineinragt, liegt dicht vor dem Ploce-Thor: es ist Borgho Ploce, das mit Trebinje und Ljubinje in der nahen Herzegowina durch Straßen in Verbindung steht. Dort liegt die Karawanserai

Die Karawanserai der Türken in Borgho-Ploce.

der Türken, wo noch vor gar nicht langer Zeit strenge Quarantänevorschriften gegen Einschleppung der Pest gehandhabt wurden, während die niedrigen Steinmauern heute nur noch den Zweck haben, einige Vorsichtsmaßregeln gegen die Rinderpest zu unterstützen. In friedlichen Zeiten — augenblicklich mag das anders sein — stiegen dreimal in der Woche des Morgens oft bis ein halbes Tausend beladener Pferde mit ihren bewaffneten Herren und Knechten von dem Grenzdorfe Bergato zum Meere hinab und brachten Brennholz, Holzkohlen, allerlei Lebensmittel, Wolle, Häute, Wachs, Schlachtvieh und andere Rohproducte, während sie des Abends gewöhnlich mit Kochsalz, Kaufmannswaaren, Zeuchen und Manufacturwaaren bepackt ihren Heimweg antraten. Von weit her kommen diese türkischen Unterthanen, natürlich Slaven dem Stamme nach, Mohammedaner aber oder Katholiken von Religion, von ihren Weibern und Mädchen begleitet, deren buntfarbige Tracht sich scharf von derjenigen der Ragusanerinnen und der Frauen von Breno unterscheidet. Selbst von Scutari, Nowipasar, Mostar, Fotscha und Serajewo trifft man dort Leute. Mitunter kommen auch fromme Alttürken, um sich in Ragusa nach Alexandrien einzuschiffen und von da Mekka zu erreichen. Das Stück Orient, welches man in Borgho Ploce sieht, ist malerischer als das Meiste, was die Maler in ihren Bildern aus Asien und Nordafrika dem Publicum vorzuführen pflegen. Der Türke — meint Yriarte — ist nicht malerisch oder, besser gesagt,

[1]) Ragusa wurde 656 von den flüchtigen Bewohnern von Epidauros, dem heutigen Ragusa Vecchia, gegründet, welches ursprünglich eine griechische und seit 164 v. Chr. römische Colonie gewesen war.

das Malerische an ihm ist uns schon so vertraut, daß es nichts Anziehendes mehr für uns hat. Er selbst habe zwar von mohammedanischen Ländern nicht viel gesehen, nur die europäische und asiatische Türkei, Marokko und Algerien, dort aber habe er gefunden, daß der Bazar einer Stadt in dem französischen Algerien etwa dieselben Formen, Farben und Ansichten darbiete wie der von Tanger, Tetuan, Fez oder Smyrna. Umrahmung wie Inhalt sind hier wie dort dieselben; die Leute haben dieselben Manieren und Gesten, der Islam scheint ihnen allen denselben Stempel aufgedrückt zu haben. Selbst die Mohammedaner des fernen Indien mögen gewisse hervorstechende Charakterzüge mit ihren türkischen Glaubensgenossen gemeinsam haben. Aber die Südslaven in Bosnien, der Hertzegowina, Bulgarien, Serbien und Montenegro, theils Mohammedaner, theils griechische oder katholische Christen, zeigen bei mancherlei Aehnlichkeit in der äußern Erscheinung sehr auffallende Eigenheiten, die sie von den Türken unterscheiden, in der Tracht sowohl wie in der Haltung, Geberde, Gesichtsfarbe, im Gang und Benehmen. Und darin liegt ein Hauptreiz einer Reise durch jene Gebiete. Die Mittagsstunde eines Markttages in Borgho-Ploce ist für einen Freund des Malerischen, Lichtvollen und Bunten ein wahres Fest. Da drängt sich im Schatten eines mächtigen Baumes der Ragusaner, das Weib aus Canali und Breno, der Hertzegowiner, der bosnische Maulthiertreiber, der türkische Zaptieh, der österreichische Soldat und Finanzbeamte, und scharf heben sich die bunten Gestalten von dem grellweißen Hintergrunde der sonnenbeschienenen Mauern

Trachten von Trebinje in der Karawanserai bei Ragusa.

ab. Da fügt der Zufall Gruppen zusammen, wie sie das erfinderischste Auge des Malers nie zu Stande brächte. Den Abschluß des Ganzen bildet nach Norden hin eine mächtige, graue, nur von wenigen grünen Fleckchen unterbrochene Bergwand, während nach der andern Seite der kleine Hafen von Ragusa sich zeigt und draußen auf hoher See Karavellen und Polacker tanzen und sich die mittelalterlichen Bastionen in das Meer hineinschieben, aus welchem ganz in der Nähe die Gärten des Scoglio (Felseiland) Lacroma und dahinter die blauen Inseln, eine über der andern, bis an den fernen Horizont emportauchen.

Ragusa verdankte — so heißt es — seinen Wohlstand dem Handel, der Unabhängigkeit und der Neutralität. Alle drei Factoren wirkten aber nicht dauernd und gleichmäßig dabei mit und sind nicht immer wörtlich zu verstehen; denn der eigentliche Handel machte nach dem großen Erdbeben von 1667 mehr bloßer Schifffahrt Platz, wobei nicht der Verkauf, sondern nur der Transport der Waaren lohnte, und die Unabhängigkeit der kleinen Republik ist selten eine ganz vollständige gewesen. Anfangs, im zehnten Jahrhundert, war es das mächtige Venedig, welches, freilich vergeblich, dem Ragusaner Handel Abbruch zu thun versuchte und welches lange Zeit einen kleinen Tribut erhielt. Von 1358 bis 1526 waren die Könige von Ungarn Ragusas Schirmherren. Als aber im 14. Jahrhundert die Türken ihre Residenz in Brussa hatten und die nordwestlichen Küsten Kleinasiens beherrschten, knüpfte Ragusa alsbald auch mit ihnen Verbindung an und zahlte an den Sultan einen jährlichen Tribut, der im Laufe der Jahrhunderte und mit dem Näherrücken der türkischen Macht mehr und mehr wuchs, ohne

indessen je eine drückende Höhe zu erreichen. Anlaß zu solcher Erhöhung des Tributs gab z. B. 1453 nach dem Falle von Constantinopel der Umstand, daß Ragusa mehrere vornehme Griechenfamilien auf ihrer Flucht nach dem Westen gastfrei aufgenommen hatte. 1474 wurde die Summe von 8000 auf 10,000 Ducati gesteigert, weil sich bei der Vertheidigung Scutaris gegen die Türken zwei Ragusaner ausgezeichnet hatten. Trotz solcher gelegentlichen Differenzen erhielt sich dieses Schutzverhältniß bis in die letzten Zeiten der Republik, und letztere stand sich nicht schlecht dabei. Denn sie genoß im Handel mit den türkischen Ländern große Erleichterungen und Vortheile und gewann allein an dem Privilegium, die Hertzegowina und einen Theil Bosniens mit Salz versehen zu dürfen, bedeutende Summen. So erreichte sie um 1430 ihre Blüthezeit und unterhielt Factoreien in den meisten größeren Städten Serbiens, Rumeliens, der Moldau und Walachei, ja selbst in Aegypten und Syrien. Bis Frankreich, Holland, England, wo Cromwell ihr Privilegien verlieh, Amerika und Indien dehnten sich ihre Handelsbeziehungen aus; Mitte des 15. Jahrhunderts nannte sie eine Flotte von 300 Schiffen ihr eigen. Das Erdbeben von 1667 brachte zunächst eine große Verarmung hervor und ließ dann allmälig, wie erwähnt, an die Stelle des Handels die Frachtschifffahrt treten, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts infolge der Kriege der französischen Republik ihren Höhepunkt erreichte. Die französische Expedition nach Aegypten, die Einnahme Maltas durch die Engländer, die Vernichtung des französischen Handels in der Levante verdoppelte nur die Geschäftigkeit der Ragusaner, welche unter ihrer neutralen allseitig respectirten Flagge die glänzendsten Geschäfte machten. Alles Geld wurde zum Bauen von Schiffen verwendet; wer kein eigenes erstehen konnte, kaufte sich doch einen Antheil (Caratto), deren ein Fahrzeug gewöhnlich 24 zählte. Industrie und Ackerbau blieben den Frauen und Greisen überlassen, weil alle Jünglinge und Männer zur See gingen. Damals bedeckten sich die Felsen zwischen Ragusa und Gravosa mit zierlichen Landhäusern, Terrassen und Gärten. Zu Beginn dieses Jahrhunderts waren auf den Werften von Gravosa vierzig Schiffe im Bau. Der Wohlstand war nicht gerade enorm, aber allgemein verbreitet; alle Classen der Bevölkerung, Adelige, Priester, Bürger und Handwerker, hatten ihre besonderen Cassen und hatten ihre Fonds in Venedig, Wien, Neapel und Mailand angelegt. Da wurde für das Alter, die Waisen, die armen Mädchen gesorgt, der Schulunterricht gehoben, Unterstützungscassen für Handwerker gegründet u. s. w.

Diesem glücklichen Zustande machte der französische Gewaltstreich gegen Ragusa (Besetzung der Stadt 27. Mai 1806, Vernichtung der Republik 30. Januar 1808) mit einem Schlage ein Ende. Die ragusanischen Schiffe, in denen das ganze Capital der Bevölkerung steckte, galten nun für französisches Eigenthum und waren erst für die Russen, dann für die Engländer gute Prisen. Nur verhältnißmäßig wenigen gelang es, in türkischen Häfen Zuflucht zu finden; von 360 Schiffen waren der plötzlich verarmten Stadt nach sieben Jahren nur 60 übrig geblieben. Die Stadt, welche Jahrhunderte lang mit Geschick und Glück ihre Stellung zwischen den rivalisirenden Mächten des Ostens und Westens behauptet und die verheerendsten Wirkungen wiederholter Erdbeben und Pestseuchen (namentlich in den Jahren 1348, 1465, 1481 und 1526) stets wieder auszugleichen verstanden hatte, war endgültig der brutalen Gewalt Frankreichs erlegen. Erst jahrzehntelanger Sorgfalt der österreichischen Regierung oder einer Aenderung in dem staatlichen Verhältnisse des Hinterlandes mag es gelingen, dem Orte, welchem eigentliche Großindustrie fehlt, wieder zu dem frühern Wohlstande zu verhelfen.

A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873[1].

I.

R. K. „1873 betraute mich die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft mit einer Expedition nach der Untern Tunguska. Zuerst erforschte diesen Fluß 1723 Messerschmid. Es existirt ein Auszug aus seinem Tagebuche, welcher eine Aufzählung der hauptsächlichsten Zuflüsse, von ihm bestimmte Breiten und einige Angaben über die Gegend enthält. Doch ist der Auszug so kurz und die Reise selbst gehört einer so entfernten Periode an, daß die Kartographen nicht einmal Messerschmid's astronomische Bestimmungen ihrer Aufmerksamkeit würdigten; konnte man sich doch über den Werth des Auszuges und die Genauigkeit der darin enthaltenen Angaben kaum an Ort und Stelle selbst klar werden. Nach Messerschmid blieb der Fluß anderthalb Jahrhunderte lang unerforscht; nur in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden 500 bis 600 Werst seiner Quellen nach dem Augenmaße aufgenommen. Gleichzeitig gaben Goldsucher, welche dort vortreffliche Graphitlager entdeckt haben, einige Nachrichten über seinen Unterlauf. Von letzteren rührt Eichwald's kurze Mittheilung her.

Die Mitglieder der Expedition von 1873 haben folgende Arbeiten ausgeführt. Nachwalnych hat den Flußlauf 2300 Werst weit aufgenommen. Ich zog zur Ergänzung Nachrichten über die ganze obere Hälfte des Flußsystems ein. Müller bestimmte 60 Punkte astronomisch und stellte an 33 Orten magnetische Beobachtungen an. Wir erforschten die geognostische Zusammensetzung des Bodens auf dem ganzen aufgenommenen Theile des Flußlaufes und brachten eine reiche paläontologische Sammlung zusammen. Ksenshopolski sammelte Wirbelthiere und Insecten; und endlich wurde ein ziemlich vollständiges Herbarium heimgebracht.

Jetzt sind die kartographischen Materialien der Expedition (Aufnahmen, Erkundigungen, astronomische Bestimmungen) verarbeitet. Sie dienten der Karte als Fundament, an deren Herstellung die Obersten O. E. Stubendorf und A. A. Bolschew sehr thätigen Antheil genommen haben, wofür ich ihnen hier meinen aufrichtigen Dank sage. Dieselbe ist in allen ihren Theilen ein neuer Zuwachs für die Karto-

[1]) Aus dem Russischen der „Iswestija" der K. Russ. Geogr. Ges. XII. Heft 5, S. 403 bis 415. — Czekanowski übergab diese seine letzte Arbeit kurz vor seinem freiwilligen Tode (vergl. S. 157, Nr. 10 dieses Bandes) der Redaction der „Iswestija".

graphie, da einerseits alle Details im System der Untern Tunguska bis dato unbekannt waren, und sie andererseits die früheren Karten hinsichtlich des Flusses selbst völlig abändert, wie man daraus sehen kann, daß z. B. die große Flußbiegung nach Westen um 5 Längengrade falsch lag und die Aufnahme aus den fünfziger Jahren, welche der Astronom Schwarz für seine Karte benutzte, die Flußrichtung auf eine Strecke von 400 Werst des aufgenommenen Laufes im Vergleiche zur Wirklichkeit um volle 70 (?) Grade falsch zeigte.

Die nachstehenden Bemerkungen in Gestalt einer kurzen Uebersicht über das System und die Bevölkerung der Untern Tunguska sollen als Ergänzung zur Karte dienen.

* * *

Die Untere Tunguska (tungusisch Katunga), ein Zufluß des Jenisei, entspringt unter 57° nördl. Br. Ihre Quellen stoßen hier an das System der Kuta, eines linken Zuflusses der Lena. Zuerst fließt sie nordöstlich, dann auf 5 Breitengrade nördlich; dann macht sie eine zweite Biegung. Mit allgemeiner Richtung nach W.-N.-W. durchschneidet sie dann einen Raum von 20 Längengraden und ergießt sich endlich unter 65° 47′ nördl. Br. durch zwei Mündungen in den Jenisei. Ihre ganze Länge beträgt rund 2500 Werst, nämlich 250 nach N.-O., 950 nach N. und 1300 nach N.-N.-W. Ihre bedeutendsten Zuflüsse auf der linken Seite sind: Njépa, Jeroma, Tetoje, die Mittlere und Untere Kotschema, Pánongna, Ilimpéja, Irítka, Widim, Taimura, die Obere Ljätnaja, Antinicha und die Untere Ljätnaja. Von rechts her hat sie in der obern Hälfte überhaupt keine irgendwie bedeutenden Zuflüsse; weiter unten sind es Ijeiko, Turú, Wiwi, Tschiskowa, Shdanicha, Falturicha, die Obere und Untere Tschalbuschewa, Porchina und Toméra (die nördliche). Der bedeutendste unter den Zuflüssen, die Ilimpeja, hat bis 500 Werst Länge, die Turú bis 350.

Autogr. v. C. L. Ohmann — Domine sc.

Karte der Untern Tunguska und eines Theiles des Olenek. Von A. Czekanowski.

Das System der Tunguska begrenzen rechts erst die Lena, dann das System der Wilui, endlich das der Chatanga. Links stößt sie an das der Steinigen Tunguska. Die Wasserscheiden kennt man nur für die obere Hälfte des Systems. Dieselben sind im Allgemeinen flach, vielfach sumpfig. Auf der rechten Seite zieht sich zuerst die Wasserscheide der Lena hin: sie ist im Allgemeinen schmal, bei Kirensk etwa 20 Werst breit; nach der Tunguska hin, die hier unmittelbar ihren Fuß bespült, ist sie steil. Ihr höchster Punkt liegt unterhalb Kirensk, der ersten Biegung des Flusses fast gegenüber, und zwar nach barometrischer Bestimmung 811 Fuß über der Lena und 562 Fuß über der Tunguska. Die nächste Wasserscheide gegen den Wilui ist einförmig flach und niedrig bis zum 62. Grade, von wo an ihre Höhe beträchtlicher und ihr Umriß unregelmäßiger wird. Ueberhaupt haben an der Untern Tunguska die Wasserscheiden sowohl wie die von ihnen ausgehenden Verzweigungen in der obern und der untern Hälfte des Systems ein völlig verschiedenes Aussehen. Am Oberlaufe bis herab zum 60. Grade hat die ganze Gegend einen ebenen Charakter und eine relativ nicht große Höhe; sie bildet im Allgemeinen eine flache Anhöhe, die von breiten sanftgeneigten Fluß- und Bachthälern durchschnitten wird. Die nach der Tunguska sich hinabziehenden Gebirgszweige verlieren ihre ohnehin unbedeutende Höhe und präsentiren sich am Flusse kaum noch als schmale, abgerundete, sanft geneigte, wellige Unebenheiten, welche „Bork" genannt werden. Dieselben werden oft vom Flusse weggespült und sind höchstens 10 Saschen hoch. Stellenweise zeigen sich Bodenunebenheiten von dieser Dimension, welche, obwohl sie die anderen an Höhe nicht übertreffen, doch durch ihre steilen Contouren und die an den Abhängen hervorstehenden Felsen in Etwas kleinen Gebirgszügen gleichen.

Dagegen ist unterhalb des 60. Grades das ganze Land gebirgig und stark gegliedert, ohne indessen wirkliche Gebirgszüge zu bilden. Es ist überall felsig und steinig und bildet eine Anhäufung von Bergen von sehr mannigfaltiger Gestalt, aber darin einander ähnlich, daß gewöhnlich die an den Abhängen heraustretenden Felsen terrassenförmig angeordnet sind und daß sich außerdem unter ihnen auch richtige Tafelberge finden mit allen Uebergängen derselben bis zur regelmäßigen conischen Form. Die Tafelberge charakterisiren diesen Theil des Tunguska-Systems. Man hat sie von verschwindender Größe bis zu ganzen Bergmassiven mit einem zusammenhängenden flachen Gipfel bis zu 200 und mehr Quadratwerst Oberfläche. Eine hohe senkrechte, gewöhnlich in regelmäßige Säulen zerfallende Felsterrasse umgiebt den ganzen Gipfel, der nicht selten die umliegende Gegend beherrscht, mit welcher derselbe durch sehr lange geneigte Abhänge in Verbindung steht, was einen Eindruck hervorbringt, den Messerschmid mit den Worten „Gebirgszug in niedriger Lage" bezeichnet.

In der Anordnung der Tafelberge liegt gar keine Regelmäßigkeit. Sie liegen bald hier, bald da. Doch muß ich bemerken, daß weiter stromab jenseit des flachen Quellgebietes anfangs Berge von unregelmäßiger Form und bis 200 Fuß Höhe folgen. Nach Ueberschreitung des 62. Grades beginnen tafelförmige Berggipfel aufzutreten.

Dort erhebt sich als erster der Boëldje bis zu 600 Fuß; unweit unterhalb desselben der Baljuna (877 Fuß). Er nebst den umliegenden, ebenso hohen, aber tief von einander getrennten Bergen — Owsak, Oloschinza, Nataja — bilden Massive, welche der Fluß in weiten Bogen umfließt, welche beim Betrachten der Karte sofort ins Auge fallen. Hier wächst auch die nahe, bis dahin flache Wasserscheide gegen den Wilui im Gebirge Tawedschénna, welches sich vom Flusse Ingaúma zum Flusse Tschirkó hinzieht, zum ersten Male zu beträchtlicher Höhe an. Weiter stromab namentlich von der Mündung des Flusses Ilimpeja an erlangen die Tafelberge bedeutendere verticale und horizontale Dimensionen und erreichen in den von Müller gemessenen Gipfeln folgende relative Höhe: Berg Dogdonjo 1385 Fuß, Longaschen 1972 Fuß, der untere Kormoje 1997 Fuß, an der Mündung der Taimura 1936 Fuß, Berg Tschelbyschew 1989 Fuß und Kutinga 2071 Fuß. Letzterer liegt am Flusse 47 Werst von seiner Mündung. In dieser Richtung werden sofort hinter jenem Berge die Erhebungen wieder niedriger, so daß die beträchtlichste Höhe daselbst, der Berg Bjälomoschje, nur noch 500 Fuß mißt; und weiterhin, einige Werst oberhalb seiner Mündung, tritt der Fluß in das flache, niedrige Jenisei-Thal ein.

Den hier auseinandergesetzten Unterschieden im äußern Ansehen entsprechen völlig die Unterschiede in der Zusammensetzung des Erdreichs. Es besteht nämlich der ganze flache obere Theil des Systems aus Schichten von Sandstein, Thon, zum Theil Kalkstein und Quarziten, welche der Thätigkeit des Wassers und der Verwitterung geringen Widerstand leisteten und jene kleinen abgerundeten Contouren aufbauten, welche diesen Theil des Systems auszeichnen. Nach dem Charakter der darin gefundenen Fossilien gehören diese Gesteine in die Epoche des obern Silur, vielleicht in den Uebergang zum Devon. Die Schichten sind gefaltet und streichen nach N.-O. Zwischen ihnen treten stellenweise Kalksteine auf, die ihrer Lagerung nach älter sind, aber in derselben Richtung streichen. Dieselben bilden jene nicht hohen, aber felsigen Gebirgszüge, von deren Vorkommen ich oben gesprochen.

Unter $60^1/_4{}^0$ machen diese Ablagerungen Trappgesteinen Platz. Die größtentheils am Flußspiegel zu Abhängen aufgerichteten Trappgänge werden durch zahlreich auftretende Breccien unterbrochen, die nicht selten zugleich mit den Trappadern hervorstehen. Höher hinauf lagern die Trappe als mächtige Schichten ruhig über einander, welche in ihrem Aeußern Unterschiede zeigen und gelegentlich Wacken ähnlich sind. Diese Trappschichten zeigen großentheils eine vielkantige säulenförmige Absonderung; sie bilden den flachen Gipfel der Berge, treten an den Abhängen als Terrassen auf und werden durch die Verwitterung in Geröll verwandelt. Stellenweise findet man in diesem Gebiete Schichtenköpfe von Sedimentgesteinen, welche rings von Trapp umgeben und zum Theil von Gängen desselben vulcanischen Gesteins durchbrochen sind. Letztere Schichten enthalten Graphit, Steinkohle und fossile Pflanzenreste. Sie gehören theils der Steinkohlenepoche, theils, wie es scheint, der Juraperiode an, was aber jetzt noch nicht ganz aufgeklärt ist. Stellenweise finden sich auch zwischen den Trappen Stücke silurischer Schichten.

Die Bedingungen für das Auftreten der Trappe und die dasselbe begleitenden Erscheinungen sprechen für ihre vulcanische Entstehung; und es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie beträchtlich sie in dieser Gegend entwickelt sind. An der Untern Tunguska beginnen sie unter $60^1/_4{}^0$ nördl. Br. und erstrecken sich ununterbrochen bis zum Berge Kutingna, also längs des Flußlaufes volle 1800 Werst; nach der andern Richtung, nämlich nordwärts, reicht dieses Gestein bis zum Polarkreise, also bis in das System des Olenek und der Chatanga hinein. So sind sie ununterbrochen über 6 Breiten- und 20 Längengrade ausgedehnt und nehmen eine Fläche ein, wie sie in ähnlicher Ausdehnung kein irgendwo immer bekanntes Eruptivgestein inne hat.

Endlich besteht der letzte, niedere, nach dem Jenisei hin an den Trapp angrenzende, schmale Streifen nicht hohen Landes, von welchem schon oben die Rede war, aus sich wie-

derholenden Schichten von Kalkstein, Quarzit und Thonschiefer der silurischen Epoche, welche nach N.-W. streichen.

Von nutzbaren an der Untern Tunguska bekannten Mineralien nannte ich schon Graphit und Steinkohle in den sedimentären, vom Trapp umschlossenen Schichten. Außerdem finden sich in Verbindung mit dem Trapp Eisenerze: Roth- und Magneteisenstein. Endlich hat man am Berge Ostraja-Werschina eine Ader entdeckt, welche Bleiglanz und Zinkblende enthält.

Im Gebiete der silurischen Schichten verdienen die Salzquellen volle Aufmerksamkeit; sie sind bekannt oberhalb und unterhalb der Mündung des Flusses Njepa sowie an diesem selbst.

* * *

Die Untere Tunguska durchfließt in ihrem Oberlaufe ein breites, flaches Alluvialthal; an ihren Ufern finden sich viel Sümpfe und Seen. Von 60° nördl. Br. abwärts wiederholen sich die Felswände an ihren Ufern und von der Ilimpeja an ist das Thal überhaupt enger, die Abhänge höher und steiler und die Ufer fast ununterbrochen felsig. Sümpfe und Seen sind sehr selten, Wiesenflächen nicht sehr ausgedehnt.

Die Breite des Flusses ist in seinem ganzen Laufe unbedeutend, wie folgende Zahlen zeigen:

Beim Dorfe Podwolotschnaja . .	35	Fuß,
unterhalb Jerbochotschon	980	„
beim Lagerplatz Ajakan	1211	„
beim Flusse Kopokit	1540	„
bei der Mündung des Flusses Attyk	1750	„
bei der Mündung des Flusses Turu	1253	„
unterhalb des Flusses Wondsha . .	2238	„
unterhalb der Insel Kowryshka . .	2267	„
gegenüber dem Troizkischen Kloster	3450	„

Der Fluß überhaupt ist nicht inselreich; die Zahl der Inseln übersteigt nicht viel 120. Dieselben sind im Ganzen klein. Die größte, Irákta, ist $4^1/_2$ Werst lang. Hauptsächlich liegen sie auf der Strecke von Jerbochotschon (61° 16′) bis zum Flusse Ilimpeja. Im Allgemeinen sind sie angeschwemmt; nur vier sind felsig, alle in der untern Hälfte: eine an der Mündung der Ilimpeja, der zweite wenig oberhalb der Wiwi, die dritte etwas unterhalb der Mündung der Taimura und schließlich die Insel Kowryshka, 8 Werst vor der Mündung der Tunguska. Auch giebt es unter Wasser befindliche Klippen, so oberhalb der Wiwi, 6 Werst oberhalb der Obern Ljätnaja und beim Flusse Jarátschimo. Endlich sind Stromschnellen und Wasserfälle vorhanden. Bei Niedrigwasser ist der Fluß überhaupt bis zum Dorfe Shdanowaja flach und voller Felsblöcke; weiter unterhalb folgen der Wasserfall von Shdanowaja; der Wasserfall von Jereminsk beim gleichnamigen Ort; Stromschnelle $5^1/_2$ Werst oberhalb Jerbochotschon; Wasserfall Chiningna, 7 Werst unterhalb des Felsens Ijednygi; Wasserfall Bjäljasa, unterhalb des Flusses Kl. Knakangna; Wasserfall Orakan, 18 Werst unterhalb des Flusses Dawakit; Stromschnelle ohne Namen, 3 Werst unterhalb des Orakan; Stromschnelle Unjekan, 3 Werst unterhalb der Ilimpeja; „der vierte Wasserfall“, 3 Werst unterhalb der Obern Ljätnaja; Stromschnelle ohne Namen, 7 Werst unterhalb Tschenkokta; Stromschnelle beim Flusse Obere Karaulnaja; „der große Wasserfall“, 104 Werst oberhalb der Mündung der Tunguska; drei Stromschnellen resp. 88, 76 und 71 Werst, oberhalb der Mündung der Tunguska; „der schräge Wasserfall“, 70 Werst oberhalb der Tunguska-Mündung.

Außerdem giebt es noch Strudel oder „Ulowa“: Medwjädkina und andere, nahe der Mündung, beim Vorgebirge Durny (d. i. das häßliche, schlechte). Endlich sind die Bunjukonski-Klippe und die Schlucht Suká bekannt durch starken Wasserschwall bei Hochwasser. — Gewöhnlich fließt der Fluß mit einer Geschwindigkeit von 4 Werst in der Stunde.

Ueber die Zeit des Eisgangs und des Zufrierens giebt es nur vom Oberlaufe, nämlich aus dem Orte Preobrashenskoje, Nachrichten:

	Eisgang	Zufrieren
1863	28. April	—
1864	30. „	22. September
1866	17. „	10. October
1867	16. „	5. October
1868	23. „	—
1869	23. „	19. October
1871	8. Mai	—
1872	28. April	17. October
1873	10. Mai	—

Die Zuflüsse haben im Ganzen den Eisgang früher als der Hauptstrom; nur der Ijeiko soll etwas später aufgehen. Von den anderen rechten Zuflüssen hat man bis jetzt noch keine Nachrichten.

Der Fluß geht bei Niedrigwasser auf. Im Unterlaufe sind, wie man sagt, Eisstöße von riesigen Dimensionen sehr häufig. Gleich nach dem Eisgange steigt der Wasserstand beträchtlich und das flache Uferland wird überschwemmt; dann setzt der Fluß auch das Eis des Unterlaufes in Bewegung und bildet dort wieder Eisstöße.

Das Thal der Tunguska ist im Allgemeinen reich an Quellen. Im Flußbette entspringend sind sie stellenweise so zahlreich, daß sie das Eis zerstören und die Passage den ganzen Winter hindurch unmöglich machen, wie z. B. bei den Gebirgen Kljutschewski und Duschyninski unterhalb des Dorfes Sosnina. An den Ufern bilden die Quellen Eisfelder, welche sich am Unterlaufe stellenweise den ganzen Sommer hindurch erhalten. Auch der Schnee verschwindet in den Schluchten der höheren Tafelberge nicht.

Das ganze Flußgebiet ist von zusammenhängender Taiga (Urwald) eingenommen. So weit das herrschende, charakteristische Gestein reicht, findet man am Oberlauf Tannen, am mittlern Lärchen, am untern Cedern. Im flachen, niedrigen Oberlaufe erscheinen zwischen dem Tannenwalde nicht selten Kiefern; sie deuten stets auf ein Ansteigen, so unbedeutend dasselbe auch sein mag. Auch Sandweiden spielen in der Physiognomik des Thales eine beträchtliche Rolle, vorzugsweise aber nur im mittlern Theile, wo sie weite Strecken einnehmen, deren Urbarmachung vortreffliche Heuschläge liefern würde. Am Unterlaufe des Flusses sind die Thäler der kleineren Zuflüsse und die Quellgebiete der größeren nur mit Gebüsch oder, wie die Tundra, mit einer ununterbrochenen Moosdecke überzogen. Die Bergabhänge sind, wo sie aus Geröll bestehen, nicht selten mit Flechten und Renthiermoos bedeckt, während die Gipfel der hohen Tafelberge nur Zwergbäumen Zuflucht bieten: Lärchen bis 8 Fuß, Cedern und Birken von 4 bis 5 Fuß Höhe, letzteren beiden in Gestalt verkrüppelter Sträucher.

Es verdient Aufmerksamkeit, daß einige Baumarten am Mittellaufe des Stromes ganz verschwinden, so der Faulbaum auf eine Strecke von 700 Werst (von der Insel Sikim bis zum Flusse Taimura); ebenso weit die Fichte (von Ulschi bis Bjälomoschje). Weißtannen endlich findet man 1650 Werst weit (von Oskina bis zum Flusse Tschalbyschewa) nicht; am Unterlaufe verkrüppelt der stattliche Baum zu Krummholz und im Thale des Jenisei hat er kaum erst wieder das Aussehen eines Bäumchens.

Das Thierleben im Urwald der Untern Tunguska ist nicht reich. Das Reh geht von der Lena noch bis zur Quelle der Njepa; das Elen findet sich nur an den obersten Quel-

len der Tunguska, ebenso wie die Fischotter. Der Vielfraß ist sehr selten, ebenso der Wolf. Das tatarische Bisamthier ist nur von einer Stelle bekannt: am Flusse Dabóugna, einem Nebenfluß der Ilimpeja. Der Zobel ist sehr selten und findet nur am Flusse Owsakán, im Gebirge Dabakit, Unjékan und N. Kórmoje Zuflucht. Nur Hermelin, Eichhörnchen und Bär finden sich überall, weniger oft Fuchs und Iltis; außerdem hält sich das Renthier in der ganzen nördlichen Hälfte des Flußgebietes, auf dem linken Ufer von den Quellen der Kotschema an abwärts durch das Gebiet der Ilimpeja und Bidima hindurch und auf dem rechten vom Ijecko abwärts. Endlich zeigen sich in manchen Jahren Eisfüchse an der Tunguska und gehen bis zum 60. Grade aufwärts.

Von Fischen finden sich im Oberlaufe: Rothfeder, Kaulbars, Barbe, Quappe, Forelle, Hecht, Chairns, Alant, Gründling, Barsch, Bißker und Karpfen. Weiter unterhalb giebt es Tugun, Lenok (Salmo lenoc), Taimen, Rothfisch und Tschir. In den Uferseen finden sich sehr viel Karauschen.

Die Völker Ost-Turkistans.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Ueber den District Lob, den noch kein Europäer betrat, und den in ihm liegenden Lob-See verdankt Dr. Bellew einem Kalmak-Händler aus Jangihissar, der diesen District regelmäßig zu bereisen pflegt, ganz neue Einzelnheiten. „Der District Lob zu beiden Seiten des Tarim-Flusses ist eine Gegend weiter Sümpfe, die im Westen mit der Vereinigung der Flüsse von Kutscha und Kurla mit dem Tarim beginnen und sich auf eine Länge von 30 Tagereisen von Ost nach West bis zur Wüste Gobi fortsetzen. An der Grenze dieser Steppe jenseits der bewohnten Sumpfniederungen liegt ein See, fünf Tagereisen im Umkreise, und diesem entfließt gegen Osten ein mächtiger Fluß („and from it a great river goes out to the east"). Der See liegt mitten in einer Wüste weißen Sandes drei Tagereisen von den Lob-Ansiedelungen entfernt. Schaaren von Vögeln umfliegen den See und brüten hier; ihres Pelzes wegen jagt man den Pelikan (Karatschilan) und Schwan (Kodai), dieser wird in der ganzen Gegend nur hier angetroffen. — In ganz Lob ist kein Gebirge anzutreffen, die Flüsse und Sümpfe liegen zwischen Sandhügeln und Höhenzügen von Sand und Geröll, dazwischen breitet sich wellenförmig Sand aus; die Flußufer sind dicht mit Schilfrohr bestanden, denen Waldungen von Pappeln und Tamarisken folgen, Weiden fehlen. Einige der Geröllhügel erheben sich bis zur Höhe der Hügel um Jangihissar (90 bis 180 Meter). Man gelangt in den District längs der ihm von allen Seiten zueilenden Flüsse; an den Rändern der Moräste und den sie verbindenden Flußrinnsalen sitzt die Bevölkerung. — Vor etwa 160 Jahren wanderten in die Provinz aus der Nachbarschaft und bis vom Naryn-Flusse (jenseits des Thian-Schan) her Kirgisen und Kalmak ein. Die Zahl ihrer Familien beträgt jetzt an eintausend. Diese Einwanderer fanden ein anderes Volk vor; Niemand weiß, wer sie sind und woher sie kamen, Niemand versteht ihre Sprache; man nennt sie Jawa Kischi, „Wildes Volk"; ihre Nachkommen leben mit ihrem Vieh unter den wilden Thieren in den Dickichten und Dorngebüschen in der Nähe der Moräste. Sie sind klein von Statur, tragen langes, geflochtenes Haar und scheuen die Gesellschaft anderer Menschen. Sie ziehen sich in ihre Rohrdickichte ängstlich zurück, sobald sie auf die Lob-Leute stoßen; sie sollen, wie diese, Boote haben. Ihre Wohnplätze sollen einige im Südosten dieser Sümpfe haben; man weiß nicht, welche Strecke sie hier einnehmen. Jedenfalls haben sie einen weiten Landstrich besetzt; ihre Zahl kennt man gleichfalls nicht, aber sie können nicht zahlreich sein, denn sonst würden sie die Mussalman-Eindringlinge zurücktreiben. Sie führen Bogen, Pfeile und einen langen Spieß, sind ausgezeichnete Jäger, aber furchtsam, wenn sie auf Menschen stoßen. Ackerbau treiben sie nicht, sondern halten nur Vieh; ihre Kleidung ist aus einem groben aber starken Stoff gefertigt, Luf genannt, den sie selbst weben; die Lob-Einwanderer weben unter diesem Namen ein feines Zeug mit Mustern. Die mir vorgelegte Frage, ob der Name Lob aus Luf entstanden sei, kann ich nicht beantworten; möglich scheint mir die Ableitung. Das Luf-Zeug webt man aus den Fasern der Toka-tschigha genannten Pflanze, die überall auf dem Sande, der die sumpfigen Niederungen umgiebt, wild wächst; dieselbe hat eine Blüthe und trägt eine Schote wie die wilde Lakritze in den Umgebungen von Jangihissar. Man erhält die Luf-Faser durch Abschneiden des Stieles hart über dem Boden, Abstreifen der Blätter und Einlegen in Wasser, wo sie bleiben, bis sie rösten; dann werden sie mit einem Schlägel bearbeitet und der Bast in langen Fasern abgezogen, dieselben in Bündel gebunden, und wieder in Wasser geworfen, bis sie faulen und stinken, dann schlägt man sie wieder, bis sie in Faden zerschleißen; diese werden dann klar geschüttelt, in der Sonne gebleicht, endlich zu Faden gesponnen und zu Hemden wie Hosenzeug verwoben. Das Gewebe ist stark und schützt vor den Stichen der Mücken und Stechfliegen."

Eine andere interessante Völkerschaft hat sich ins angrenzende Maralbaschi gezogen, womit das Land zwischen Lob und Kaschgar bezeichnet wird; ein Besuch dieser Provinz, deren Hauptstadt sieben Tagereisen östlich von Kaschgar an der Karawanenstraße von Jarkand nach Aksu liegt, wurde Captain Biddulph gestattet [1]). Hier wohnen in einer Wüstenei mit spärlichem Graswuchs die Dolan (Dulan bei Shaw); sie werden von den Nachbarn — mit Unrecht — den Kalmak beigezählt; denn sie sind wohl zweifellos Tibeter. „Physisch sind sie eine sehr schlechte Race und ihre geistigen Fähigkeiten sind äußerst gering. Sie sind niedrig von Statur, kurz von Gliedern; Stirn zurücktretend, Gesichtszüge tatarisch, Gesichtsfarbe dunkel. Im Ganzen gleichen sie den Bhot von Tibet, jedoch rasiren sie als Mohammedaner den Kopf. Unter sich sprechen sie eine Niemandem verständliche Sprache, sonst Turki. Sie sind furchtsam und ziehen sich ängstlich vor Anderen zurück; doch ist

---

[1]) S. Globus XXVI, S. 230, wo es heißt, daß die Dolanen als Nachkommen von Gefangenen aus dem Oxus- und Jaxarteslande angesehen werden. Red.

diese Menschenschen gewiß auch der Behandlung zuzuschreiben, denn der Name Dolan genügt, um den Träger jeglicher Unbill auszusetzen und ihn auf gleiche Stufe zu stellen mit dem Esel, den er reitet.“ Eine Besonderheit dieses Stammes ist das Eingraben ihrer Wohnungen in den Boden; darin gleichen sie einigen tibetischen Stämmen. „Man gräbt ein längliches Viereck in den Boden und bedeckt es mit einem flachen Dach von Rohr, getragen von Balken aus Pappelholz. Die Dächer ragen nur wenig über den Erdboden hervor; thatfächlich entdeckt der Reisende Wohnungen erst, wenn er über das Dach reitet. Diese erbärmlichen Erdlöcher theilt die Familie mit ihren Rindern, Eseln und Schafen; diese Wohnungen haben jedoch den Vortheil, im Winter den starken Frost abzuhalten und im Sommer vor drückender Hitze Schutz zu gewähren.“ Eine Sitte, die gleichfalls bei den Tibetern sich findet, ist der vollständige Mangel an Eifersucht auf die Frau: „Es ist Sitte, daß der Ehemann dem Gaste seine Frau abtritt und inzwischen in einem Nachbarerdloch Unterkommen sucht; nicht bloß führt der Mann der Frau Gäste zu, sondern diese mag Jeden empfangen, und Männerschuhe vor dem Eingang niedergelegt, sind — wie in Tibet — dem Manne ein Zeichen, daß er nun nicht eintreten kann.“

Ganz andere ethnographische Verhältnisse bietet das Gebirge südlich von Kaschgar, die Landschaften Sarigh Kul (Sirikul der Karten) und Pakhpuluk, welch letzterer District hier zum ersten Male genannt wird. Hier ist die Bevölkerung rein arisch; man begreift bei der abgeschlossenen Lage die Reinerhaltung der Race, wenn man hört, daß die Verhältnisse noch solch ursprüngliche sind, daß bis zur Stunde Geld eine unbekannte Waare ist. Ihr Vieh ziehen sich die Leute selbst, ihren Bedarf an Getreide und Gespinnstfaser bauen sie ebenfalls und das Wenige, was man von Anderen oder von auswärts beziehen muß, wird im Wege des Tausches eingehandelt. „Die Einwohner von Sarigh Kul kamen von Schighnan; ihre Sprache ist jene der Schigni-Völker [1]), die dortigen Sitten stimmen mit unseren überein. Die Wakhi und Badakschani sind Leute andern Schlages; wir verstehen ihre Sprache nicht, nur unsere Fürsten nehmen Mädchen von dort zu Frauen; auch die Kundschud [2]) (in den Hochthälern oberhalb Gilgit bis zu den Oxusquellen) sind verschieden von uns. Nur die Religion bewirkt einige Zusammengehörigkeit, indem alle diese als Schiiten, umgeben von Sunniten, die uns als Häretiker verunglimpfen, sich als Brüder betrachten. Die

[1]) Schighnan liegt auf der Westseite der Pamir genannten Hochflächen und ist diejenige Landschaft, in welcher der Amu Darja (Oxus) von der nördlichen in die westliche Richtung übergeht, um bald darauf wieder südlich sich zu wenden. („Der wahre Oberlauf des Oxus nimmt eine Lage ein, welche die Mitte hält zwischen den älteren (die ihn nördlich von Faizabad fließen lassen) und meiner Karte, wo die Biegung nach Westen unter $38\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. eingetragen ist.“ Capt. Trotter.) Nach den Reiseberichten eines indischen Kundschafters, der das Ländchen 1874 bereiste, ist es der fruchtbarste Landstrich zwischen Hindukusch und Ferghana, und heißt bei den Anwohnern Zudschan oder „Zweilebig“, „weil Klima und Wasser so gesund sind, daß man ein doppeltes Leben erworben hat, wenn man diesen gesegneten Staat erreicht.“

[2]) Major Montgomerie (Great Trigonometrical Survey, Report for 1869/70, Dehra Dun 1870, p. XII) schreibt Kundschút; Forsyth und seine Begleiter Kundschud; bei der großen Sorgfalt, welche Forsyth der Orthographie geographischer Namen zuwendet, ist der Schreibart Kundschud der Vorzug zu geben und die Annahme der bekannten mißbräuchlichen Verwendung von u für ein kurzes dumpfes a ausgeschlossen. (Die Ravenstein-Leitner’sche Karte von Dardistan hat Kanjut. Red.) Ueber diese Kundschút fehlen noch alle Nachrichten; wir werden sie nach Wohnsitz und Namen als tibetisches Volk zu betrachten haben, ihr Name führt auf die Bedeutung „Einer, der alles einsteckt“, und wird als ein von Nachbaren gegebener Spottname zu betrachten sein.

Einwohner von Kaschgar wie auf der andern Seite jene von Bokhara bezeichnen uns als Tadschik, die Kirgisen nennen uns Sarten [1]). Dasselbe sagen sie aber auch von den Badakschani und Wakhi. Diese Bezeichnung paßt nicht für uns, wir sind etwas eigenes, die Sarigh Kuli, und als solche bezeichnen uns auch die Badakschani.“ Oberstlieutenant T. E. Gordon, der ihr Land durchzog, sagt von ihnen: „Diese Menschen unterscheiden sich von Kirgisen, Usbeken und den sonstigen Einwohnern Ostturkistans durch regelmäßige Züge und üppigen Bartwuchs; sie grüßen, indem sie die Hand zur Stirn führen, meist aber mit gekreuzten Armen wie die Turks.“ Vielweiberei findet man nur im Fürstenhause; sonst ist die einzige Frau die mit Liebe und Achtung behandelte Gefährtin des Mannes, dem sie das Hauswesen führt, spinnt und webt, auch im Landbau hilft; sie geht unverschleiert. Scheidung ist nicht statthaft; Wittwen ist Wiederverehelichung nach einem Trauerjahr gestattet. Heirath ist ein Freudenfest für die ganze Verwandtschaft; die Braut wird dem Vater vergütet durch ein Lösegeld in Pferden, Rindern, Schafen, zusammen im Werthe von 350 Mark. Der Bräutigam erhält vom Vater ein Geschenk im Werthe von rund 10 Mark, ebensoviel der Landesfürst als Steuer. Die Verehelichung erfolgt unter folgendem Ceremoniell: Ein Mulla oder Priester nimmt ein Stück gebratenen Schaffleisches, theilt es in zwei Stücke, spricht ein Gebet darüber, haucht die Stücke an, taucht sie in Salz ein und giebt sie nun in die rechte Hand des Mannes, die linke der Frau; dann wendet er sich zu den Zeugen mit den Worten: „Diese Beiden sind Mann und Frau; was Gott gebunden hat, lasset den Menschen nicht lösen.“ Die Gäste tanzen, singen und spielen während dreier Tage.

Weniger ausführlich sind die Nachrichten über die Einwohner unter dem Mustagh im Pakhpuluk- („den Pakhpa gehörend“) Kreis von Jarkand. „Sie bewohnen die engen Schluchten und Thäler der Quellbäche des Jarkand-Flusses bis hinauf zu den Gletschern von Toraghil, welche ihre Sitze von der Provinz Balti des Reiches Kaschmir trennen. Es ist dies eine äußerst arme Gegend, selbst den Grenznachbarn wenig bekannt. Die Einwohner sind so sehr unvermischte Arier, daß man die Männer nur in Röcke und Hosen zu stecken hat, um sie im Aeußern zu den schönsten Engländern zu machen. Ihre hohen Gestalten, helle Hautfarbe, lichte Augen, sandfarbiges Haupt- und Barthaar kennzeichnen sie bei völlig kaukasischem Schnitt des Gesichtes als eine Race ganz verschieden von denen, welche die Gesandtschaft auf ihren Kreuz- und Querfahrten in Turkistan sonst hatte kennen lernen. Die Jarkandi nennen sie Papu, sie selbst bezeichneten sich als Pakhpa. Sie sprechen das Turki von Jarkand, jedoch in verderbter, den Einwohnern dieser Stadt schwer verständlicher Aussprache. Sie wollen unter sich keine andere Sprache reden; die geographischen Namen in ihrem Gebiete sind alle türkisch, doch sind die Namen der Landschaften, Thäler rc. sichtlich von anderm Ursprunge als die Lagernamen und Ortsnamen der Ebene und lassen sich etymologisch nicht deuten. Sie sind sehr arm; im Winter beziehen sie Quartier in einigen Winterdörfern, im Sommer schweifen sie mit ihren kleinen Herden an Schafen und Hornvieh über die Berge und treiben in geschützten Lagen Ackerbau. Ihre Waffen sind Schwert und Luntenflinte, ihr An-

[1]) „Sarte bedeutet so viel als ein „Seßhafter“, im Gegensatz zum Nichtseßhaften (Nomaden); seßhaft sind alle Tadschik, aber nicht jeder Sarte ist ein Tadschik. Der Tadschik ist iranischer Abkunft; in alter, sehr früher Zeit, wo es noch keine seßhafte türkische Bevölkerung gab, war es auch der Sarte, jetzt ist letzterer aber auch türkischer Abstammung.“ Lerch in „Russische Revue“ Bd. 4, S. 279. Sprachlich bedeutet Sarte einen Städter, vergl. Lerch, das., Bd. 1, S. 32; Bd. 9, S. 410.

zug besteht aus Tuch und Filz, den sie aus der Wolle ihrer Thiere selbst darstellen. Sie sind Schiiten. Sie scheinen von ihren Nachbarn verfolgt und gehetzt worden zu sein, mit den Chinesen lagen sie beständig in Krieg; unter des Amirs Herrschaft fühlen sie sich wohler, die Kundschut wagen nicht mehr wie früher auf Sklavenjagd unter sie zu gehen."

Grundtypus der Bevölkerung. „Unter den vielen neuen Erscheinungen und Bildern," sagt Bellew, „welche dem Auge des Reisenden in Kaschgar sich bieten, fesselt keines seine Aufmerksamkeit mehr, als die auffallende Verschiedenheit in dem Ausdrucke der Gesichter und in den Racentypen, die in den Städten angehäuft sind. Dennoch durchzieht diese Masse trotz aller Verschiedenheit in Größe, Körperbauart und Gesichtszügen eine allgemeine Aehnlichkeit, welche ihre Verwandtschaft anzeigt, zugleich aber den Beschauer daran mahnt, daß er sich unter einem ganz andern Volke befindet, als jenes ist, das er in Indien verließ. Zunächst findet man keine schwarze, nicht einmal mehr eine dunkle Hautfarbe [1]); dann beobachtet man, daß ihre Gesichter Spielarten einer und derselben Race sind, so verschieden vom Hindu, wie sich die Leute von diesem im Anzug unterscheiden. Unter den Städtern hat unterschiedslose Mischung außerordentlich zahlreiche Abstufungen und Schattirungen hervorgebracht; bestimmter lassen sich dagegen einzelne Typen auf dem Lande unterscheiden. Unter den Städtern entfernt sich vom Durchschnittstypus am meisten der Usbeke auf der einen, der Sayad auf der andern Seite; beim erstern herrscht Tadschik-, beim andern mongolisches Element vor" [2]).

Bellew griff aus der Zahl der Patienten, die ihn während der Sprechstunden ärztlich consultirten, 30 Männer und 9 Frauen heraus, und erhielt aus Messungen folgende Ergebnisse (bei Messung der Größe wurden die Schuhe nicht ausgezogen und sind hierfür 1·5 Millm. von der ganzen Höhe in Abzug gebracht. Die Maße sind Millimeter; die relativen Werthe, das Verhältniß der einzelnen Theile zur ganzen Höhe, sind dem Kopfumfang in Klammern beigesetzt):

	Mittel	Maximum	Minimum
Männer			
Ganze Höhe	1620	1720	1517
Kopfumfang [3])	541 (332)	548	516
Frauen			
Ganze Höhe	1509	1560	1433
Kopfumfang	521 (343)	541	510

[1]) In den Racentypen meiner Brüder (Ethnographical Heads from India ad High Asia. Leipzig 1859) erhielten sämmtliche Moghuls aus Ost-Turkistan die hellste Farbe (I. Classe), während selbst die hellsten Indier (Brahmanen) mit einer dunklern Farbe (Scala II) getönt sind.

[2]) „Die Sayads sind die Nachkommen von Hasan und Husain, den Söhnen von Ali, des vierten Chalifen, und Fatima, der Tochter des Propheten. Die ältesten Spaltungen unter den Sayad waren jene der Hasanisten und Husainisten; die späteren Abtheilungen nennen sich nach dem Orte, wo ihre Vorfahren zuerst sich niederließen, also Bagdadi, Tabrizi &c." J. Ch. Williams: Audh Census Report (Lakhnau 1869), p. 74.

[3]) „Der Kopfumfang wurde bei Männern über den geschorenen Kopf, bei Frauen über die glattgestrichenen Haare gemessen; das Meßband wurde oberhalb der Ohren angelegt und die Enden zwischen den Supraorbitalbogen oberhalb der Nasenwurzel zusammengelegt." Bei den unten mitgetheilten Messungen meiner Brüder war das Band höher angelegt, daher die niedrigeren Zahlen.

„Diese 39 Individuen schließen keinen Ausländer ein, wie Andidschani, Kaschmiri, Badakschani &c., sondern gehörten alle der tatarischen Race an. Von Einwohnern anderer Städte erhielt ich als Größe: von einem Mann aus Khotan 1803 Mllm., aus Kutscha 1818, von zwei aus Aksu 1793, beziehungsweise 1801, zwei aus Kaschgar 1752, ein Dolan aus Taskama 1648. Nach diesen Zahlen ist die Bevölkerung der Städte des Westens aus Turk und Tatar, oder Mongole und Tadschik zusammengesetzt. Ihre äußere Erscheinung spottet jeder Beschreibung, weil es unmöglich ist, die charakteristischen Kennzeichen der verschiedenen Racen allgemein anzuwenden. Alles, was man sagen kann, ist, daß Tatar-Blut überwiegt, daß Turk-Blut in größerer oder geringerer Menge zugesetzt ist und daß fremde Tadschik-Formen mehr oder weniger dick eingesprengt sind."

Den Messungen meiner Brüder entnehme ich die nachstehende Tabelle. (Die Werthe sind Verhältnißzahlen und stellen das Verhältniß der Theile zur ganzen Höhe dar [1]). Sämmtliche Gemessene waren Männer im Alter von 25 bis 50 Jahren.) Die Jarkandi und Badakschani sind Mittel aus zwei Messungen. Angehängt ist das Mittel von drei Argun, einer sogleich zu besprechenden Mischrace; die Gemessenen nannten sich Bhot-Jarkandi und waren von Tibetern mit Jarkandi-Frauen gezeugt.

	Jarkandi	Badakschani	Kokandi	Argun
Größe (absolute Höhe) . . .	1693	1717	1545	1583·
Spannweite der Arme . . .	1063	1040	1103	1030
Kopfumfang an der Stirn .	297	306	327	331
Scheitelhöhe bis unter die Nase	133	124	132	134
Schläfendurchmesser	77	80	85	83
Kopfdurchmesser (antero-postero)	111	108	116	113
Aeußere Augenwinkelentfernung	69	71	70	68
Innere „	28	26	23	25
Breite der Backenknochen . .	79	81	82	82
Länge des Mundes	34	34	43	42
„ „ Ohres	43	41	48	38
„ „ Armes	450	453	457	449
„ vom Rollhügel am Schenkelknochen zur Erde	628	612	616	551 [2])

Städtische und ländliche Bevölkerung zeigen wie in Lebensweise, so auch im Aeußern merkliche Unterschiede; in Karghalik südlich von Jarkand (wo die verschiedenen über den südlichen Gebirgsrand führenden Karawanenwege gabeln) erhielt Bellew folgende Werthe von 30 Männern:

	Mittel	Maximum	Minimum
Ganze Höhe	1680	1765	1538
Kopfumfang	525 (312)	533 (302)	518 (332)

[1]) Die ganze Höhe ist als Maßeinheit genommen und sämmtliche Messungen mit dieser als Divisor getheilt. Durch Multiplicirung jeder Messung mit der ganzen Höhe erhält man statt der relativen wieder die absoluten Zahlen. Die Ziffern sind Millimeter.

[2]) Diese Zahlen weichen bei den drei Individuen außerordentlich ab und sind: 520, 489, 642.

Die Sprache bezeichnet Vambéry als „chinesisch-tatarisch“, bei Türkisch als Grundlage mit einer starken Neigung zu arabisch-persischen Floskeln; „reiner ist die Volkssprache von Aksu, Ili und Khotan, und das von den Einwohnern der Stadt Ili gesprochene Zwitteridiom ist die eigentliche Brücke vom Türkischen zum Mongolischen“ [1]). Bellew nennt die Sprache den Uighur-Dialekt des Turki. Er wird in einer größern oder geringern Zahl von Idiomen gesprochen; für das reinste gilt das Turki von Aksu.

Im Einzelnen veranlassen Bellew seine Beobachtungen zu folgenden Bemerkungen.

1. Die städtische Bevölkerung: „Die Mischungen der verschiedenen tatarischen Stämme haben die Neigung, sich in körperlichen Formen und geistigen Anlagen zu verschlechtern; ihnen gehören die über alle Beschreibung armseligen Creaturen an, welche den Straßenpöbel bilden; ungebildeten Geistes, roh in Sitten und zerfetzten Anzuges gleichen sie echten Straßen-Arabern, in jedem Winkel bereit ein Pferd zu halten, einen Pack zu tragen, eine Botschaft zu überbringen, oder aber die Taschen zu leeren, eines Bäckers Stand zu berauben, ein Stück Fleisch zu stehlen. Viele sind Hausirer mit Lebensmitteln, insbesondere Süßigkeiten, welche sie in Handkarren umherführen, oder auf einem Brette tragen, das mit Tragbändern um den Hals gehalten wird, gerade wie in London. Andere bieten in Körben, die auf dem Kopfe getragen werden, Melonen, Gurken und Früchte aus; wieder andere schreien in einem Tone, der lebhaft an die englische Heimath erinnert, ihre Dienste als Messerschleifer aus. Was immer jedoch ihre Beschäftigung sei, alle zeigen Gesichtszüge, die aus Tatar und Mandschu, aus Kalmak und Kirgis gemischt und keiner dieser Nationen bestimmt zuzurechnen sind; man bezeichnet sie als Nachkommen aus Ehen von Angehörigen dieser fremden Nationen mit eingeborenen Frauen der Städte.“ Geachtete Mischlinge sind die Arghun und Tschalgurt.

„Die Nachkommenschaft einer Frau indischer Abstammung mit einem Tataren heißt Arghun (meine Brüder schreiben Argun); sie zeichnen sich deutlich als Leute besserer Abstammung ab, mag die Mutter oder der Vater arisches Blut besessen haben; es zeigt sich dies sowohl in volleren Körperformen und feineren Gesichtszügen, wie in der höhern geistigen Anlage und besserem moralischen Lebenswandel. Im Gesichtsausdruck und Bartwuchs ist der Arghun vom reinen Arier vielfach nicht zu unterscheiden, der Körper ist eher noch kräftiger. Rasche Auffassungsgabe und Sinn für Ordnung haben Vielen zu den höchsten Staatsstellen verholfen; als Händler sind sie gewandt, gute Rechner und unternehmende Leute; der Verkehr mit Indien liegt hauptsächlich in ihren Händen. Im Ganzen genommen muß man jedoch sagen, daß sie unter ihrer verdorbenen Umgebung verkommen und jedenfalls in niederen Stellungen nicht zuverlässig sind.“

Tschalgurt heißt der Nachkomme einer Kaschgar-Frau mit einem Usbek-Vater; in Sitten sind sie den Straßennomaden gleich, im Gesichtsausdruck aber davon ganz verschieden; besonders auffallend ist, „daß die Kennzeichen der beiden Urstämme (Tatar und Perser) sich in gleichem Verhältnisse mischen, ein Punkt, in welchem der Tschalgurt ganz verschieden ist vom Arghun. Der kleine runde Kopf und Schnitt des Gesichtes sind beim Tschalgurt sichtlich tatarisch, der üppige Vollbart dagegen bis hinauf zum Ohr ist wieder ein deutliches Zeichen eines Tadschik (Persers). Ihre Erklärung mögen diese Formen finden im Abgehen des Usbek-Typus von seiner ursprünglichen Form, denn in der äußern Erscheinung unterscheidet sich der Usbek nur wenig vom Tschalgurt, den er hervorbrachte; und die Neigung des letztern dem Vater nachzuarten zeigt, daß der Vorzug, den ihm Vermischung mit Kaukasiern brachte, durch lange Fortsetzung zum angeborenen wurde und für diesen Stamm einen Racen-Subtypus ausbildete ähnlich wie bei Persern oder noch weiter westlich bei Osmanli. Einen starken Trieb zur Vermehrung erhielt der Tschalgurt unter der gegenwärtigen Regierung; denn die Andidschan- und Taschkent-Truppen des Amir haben sich häufig Kaschgar-Frauen genommen und ihre Cantonnirungen wimmeln von ihren Nachkommen. Viele dieser Kinder sind wie ihre Mütter von heller Gesichtsfarbe und mit rothen Wangen, und könnten für kräftige englische Kinder gelten, wenn man von der Rundgestalt der Gesichter und Körperformen absieht.“

2. Die seßhafte Bauernbevölkerung „ist in den westlichen Districten überall von Turk-Abstammung und stellt die alten Hiungnu oder Uighur dar, die Hunnen von Attila's anstürmenden Schaaren. Zeit und Umstände haben ihre Persönlichkeit vollständig verändert; gegenwärtig unterscheiden sie sich nur wenig von ihren Vettern, den Erben der Seldschuk-Dynastie in Kleinasien und Byzanz. Sie sind ein schönes, gut gewachsenes Volk mit deutlichen Anzeichen eines nördlichen Ursitzes, die unter der Entwickelung kaukasischer Statur und Bartfülle nicht ganz verwischt werden konnten. Diese tatarische Gesichtsbildung ist einzelnen Districten deutlicher aufgeprägt als anderen, insbesondere ist dies in Jangihissar (zwischen Jarkand und Kaschgar) der Fall, wo die Wirkungen der Entnervung durch Tadschik weniger fühlbar wurden, als nördlich und südlich davon. In körperlicher Entwickelung ist die Landbevölkerung den Städtern voraus; sie sind fleißig und sorgfältig in ihren Verrichtungen, aber gleich jenen nicht fähig, andauernde oder schwere Arbeit zu ertragen. Zum Theil mag dies auf Rechnung der Unthätigkeit im langen Winter gesetzt werden (November bis März); die Zeit des Pflügens und Erntens ist während etwa drei Monaten die einzige Periode wirklicher Körperarbeit; die übrige Zeit liegen die Bauern vor ihren Hütten in der Sonne oder im Schatten ihren Baumanlagen, und der Wochenmarkttag ist das einzige Ereigniß, das sie zu einiger Thätigkeit antreibt.“

[1]) Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd. 19, 299; Bd. 23, 494.

Aus allen Erdtheilen.

Vom Büchertische.

Von Oscar Peschel's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ hat soeben die J. G. Cotta'sche Buchhandlung eine zweite Auflage erscheinen lassen. Das Werk, welchem die Literatur aller Völker kein zweites seiner Art an die Seite zu stellen hat, ist in unveränderter Form abgedruckt, nur mit dem Bildnisse des Verfassers geziert; es würde noch bedeutend an Werth und Benutzbarkeit gewinnen, wenn ihm ein guter Index von Namen und Sachen beigegeben würde. Aber auch ohne diesen ist das treffliche Buch allen Freunden der Erdkunde herzlich willkommen.

Noch ein anderes eben erschienenes Werk aus dem Verlage von Velhagen und Klasing trägt des verstorbenen Gelehrten Namen als den eines seiner geistigen Urheber: der „Physikalisch-statistische Atlas des Deutschen Reiches. Heraus-

gegeben von Richard Andree und Oscar Peschel." (1. Hälfte, 12 Karten mit Text, Bielefeld und Leipzig 1876.) Ein solches Werk fehlte bis jetzt vollkommen; denn wenn auch für Einzelstaaten, wie namentlich für die alten Provinzen Preußens, in August Meitzen's Atlas (Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates) Aehnliches bereits vorlag, so wies doch die gesammte Literatur nichts auf, was die verschiedenen natürlichen und statistischen Verhältnisse Gesammt-Deutschlands zusammenfassend graphisch dargestellt hätte. Der von den beiden Herausgebern gefaßte Plan wurde von Dr. R. Andree und mehreren Schülern Peschel's ausgeführt, und so entstand ein Werk, welches in den weitesten Kreisen mit dankbarem Interesse begrüßt werden muß. Denn was der Fachmann für seinen eigenen Gebrauch und sein eigenes Verständniß aus zahlreichen, weitschichtigen Materialien, Specialpublicationen, Detailkarten u. s. w. sich zusammenzutragen genöthigt ist, wird hier einem größern Kreise in der handlichen ansprechenden Gestalt deutlicher Uebersichtskarten geboten. Nur wer ähnliche Arbeiten selbst unternommen und es versucht hat, so zerstreutes Material, wie z. B. Höhenangaben, kartographisch zu condensiren, kann die Menge aufgewandten Fleißes annähernd bemessen und würdigen. Dazu kommt als erschwerender Umstand der fühlbare Mangel officieller statistischer Karten und die Zersplitterung des Materials infolge der politischen Vielköpfigkeit. Ist doch noch nicht einmal eine gleichmäßig zuverlässige und genaue Karte des ganzen Reiches vorhanden; zählt doch diese Grundlage aller statistischen Darstellungen der wunden Punkte fast noch zu viele (wir erinnern nur an das nördliche Posen, die alte ungenaue Aufnahme von Schlesien, an Mecklenburg und Schleswig-Holstein u. s. w.)! Mit den Höhenmessungen [1]) steht es noch schlimmer; denn was davon publicirt ist, ist nur ein Theil des wirklich vorhandenen Materials, welches in den Acten der verschiedenen Generalstäbe und der mannigfachsten Behörden, soweit sie mit dem Bau von Chausseen, Eisenbahnen, Canälen, mit Flußregulirungen und Deichbauten zu thun haben, verborgen ruht. Konnten doch von den 169 meteorologischen Stationen in Deutschland eine Anzahl wegen mangelnder Höhenangaben (!) bei Anfertigung der Isothermenkarte nicht benutzt werden! — Wie rasch veralten sodann nicht gewisse Angaben der Karten, z. B. hinsichtlich des Waldbestandes, welcher alljährlich durch Abholzen und Aufforsten in seiner Ausdehnung ein anderes Bild zeigt! Wenn dieser Umstand auch für ein oder ein paar Jahre nicht in das Gewicht fällt, so doch für die 20, 30 und mehr Jahre, welche verstrichen sind, seitdem manche Landestheile aufgenommen wurden.

Auf solche und ähnliche Uebelstände machen die Verfasser in dem „Erläuternden Text" selbst aufmerksam. Es mögen darum sich in ihren Karten mit der Zeit so manche Verbesserungen nöthig zeigen — so sind es die Höhenverhältnisse Norddeutschlands (Tafel 1), die Polargrenze des Weinstocks (Tafel 4), die topographische Darstellung des Waldes (Tafel 8), womit wir nicht durchaus übereinstimmen können —, die Schuld davon wird wohl überwiegend auf die Quellen und deren Fehlen, nicht auf die Bearbeiter zurückfallen.

Peschel wollte selbst — wie R. Andree mittheilt — die Begleitworte zu den physikalischen Karten schreiben; doch der Tod hinderte ihn daran. Er hat aber noch auf seinem Sterbelager einen Theil der Karten in der Vollendung oder in der Zeichnung gesehen, ihre Ausführung gebilligt sowie den Titel des Ganzen selbst festgestellt. Lebhaft beschäftigte ihn das Unternehmen noch in den letzten Monaten seines Lebens, denn er betrachtete dasselbe nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte, sondern auch von dem des patriotischen Deutschen, der sich daran erfreute, in bildlicher Darstellung die Verhältnisse des Vaterlandes erläutert zu sehen. Die bis jetzt erschienene Hälfte des Atlas bringt folgende Tafeln: 1. Höhenschichtenkarte von Gustav Leipoldt (Maßstab 1:3,100,000) mit Niveaucurven von 100 zu 100 Meter. Durch Farben (deren Anordnung jedoch insofern, als Weiß in die Mitte der ganzen Folge zu stehen kommt, keine ganz glückliche ist) werden außerdem folgende Stufen zusammengefaßt: unter 0, 0 bis 100, 100 bis 200, 200 bis 300, 300 bis 500, 500 bis 700, über 700 Meter. Der höchste Punkt im Deutschen Reiche ist mit 2957 Meter die Zugspitze in den bayerischen Alpen. 2. bis 5. Temperaturkarten von F. W. Putzger; sie wie alle folgenden, die ethnographischen ausgenommen, im Maßstabe von 1:3,000,000. Sie stellen dar die Jahresisothermen, die mittleren Jahrestemperaturen, die durchschnittlichen Sommertemperaturen (nebst Verbreitung des Weinbaues und Polargrenze des Weinstocks) und die Januartemperaturen. Tafel 6 bis 9 sind Arbeiten Otto Krümmel's und veranschaulichen die mittlere Höhe des jährlichen Regenfalls, die Verbreitung von Kohle und Torf, sowie die des Waldes an sich und nach Procenten der Gesammtfläche der Regierungs- und analogen Verwaltungsbezirke und die Vertheilung der Staatsforsten. Den Beschluß machen drei sehr interessante Karten von Richard Andree, nämlich Tafel 10 Völkerkarte des Deutschen Reichs und der angrenzenden Länder, Tafel 11 Confessionskarte, Tafel 12 Verbreitung der Juden. Tafel 10 ist von einem ungemein fleißigen und mit reicher Literatur belegten Texte begleitet, welcher die einzelnen Völkergrenzen kritisch mustert und ihre Darstellung rechtfertigt. Mit vollem Rechte schließt sie nicht, wie die übrigen Karten, an der Grenze des Reiches ab, sondern reicht darüber hinaus bis Paris, Triest, Großwardein und Kopenhagen; mit 16 verschiedenen Farbentönen bringt sie die Verbreitung der Ober- und Niederdeutschen, der Skandinavier, Littauer, Magyaren, von fünf romanischen und sechs slavischen Völkern zur Anschauung. Tafel 11 giebt auf Grund der Volkszählung vom 1. December 1871 mit drei verschiedenen Abstufungen von Roth die Kreise und Aemter an, wo 95 bis 100, 80 bis 95, 55 bis 80 Procent Evangelische wohnen, ebenso in Blau die gleichen Procentsätze der Katholiken an; mit Violett sind die Gebiete bezeichnet, wo sich beide Bekenntnisse etwa das Gleichgewicht halten. Wer damit eine historische Karte Deutschlands um 1648, als der Grundsatz „cujus regio, ejus religio" und das jus reformandi zur vollen Geltung kamen, vergleicht, wird auffallende Uebereinstimmungen in den politischen Grenzen von damals und den confessionellen von heute entdecken. Für die neueste Geschichte mag man die Karte der Reichstagswahlen vom 10. Januar 1877 im „Daheim" zur Hand nehmen und mit dieser Confessionskarte vergleichen, um so mancherlei zu begreifen.

Tafel 12 endlich giebt die Vertheilung der Juden in den einzelnen Kreisen nach sechs Abstufungen (10 bis 4·1, 4 bis 3·1, 3 bis 2·1, 2 bis 1·1, 1 bis 0·6, 0·5 bis 0·1 Proc.) an. Es ist von großem Interesse, in Karte und Text zu verfolgen, wie die Juden nach den großen Städten streben, wie ihre Intensität mit der Ausbreitung der Slaven in Westpreußen, Posen und Schlesien zusammenhängt, wie die ganz katholischen Gebiete von Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Regens-

---

[1]) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf ein unlängst erschienenes und von Fachmännern empfohlenes Werk aufmerksam: „Dr. Paul Schreiber's Handbuch der barometrischen Höhenmessungen" (Weimar 1877, B. F. Voigt. Mit Atlas von 18 Tafeln. Preis 9 Mk.). Für Ingenieure, Forschungsreisende, Meteorologen, Mitglieder der Alpenvereine ꝛc. bestimmt, ertheilt es über alle bei solchen Arbeiten vorkommenden Fragen kurzen, aber eingehenden Aufschluß in elementarer Darstellung. Es zerfällt in vier Theile, deren erster, die barometrischen Höhenmessungen selbst und ihre Berechnung behandelnd, zugleich die wichtigsten Resultate der meteorologischen Forschungen darstellt. Der zweite bespricht die Instrumente zur Bestimmung des Luftdruckes, darunter vornehmlich die Aneroide, der dritte die Apparate und Methoden zur Bestimmung von Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und der geographischen Breite, der vierte giebt Literaturberichte.

burg und die protestantischen von Sachsen, der Mark und Schleswig-Holstein von ihnen frei sind, wie Elsaß und gewisse Theile Mitteldeutschlands sich durch starken jüdischen Procentsatz auszeichnen u. s. f.

Der Atlas, dessen zweite Hälfte nach Ablauf eines halben Jahres erscheinen soll und die geologischen Verhältnisse, die Bevölkerungsdichtigkeit, Sterblichkeit, Ehen, Geburten, Viehzucht u. s. w. zur Darstellung bringen wird, kommt einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entgegen und verdient eine weite Verbreitung, welche den Verfassern ihren Fleiß, den Verlegern die treffliche Ausstattung in typo- und kartographischer Beziehung lohnen sollte. Wir wiederholen es noch einmal, daß das Werk nicht für den Fachmann allein bestimmt, sondern das Verständniß größerer Kreise für heimische Angelegenheiten zu fördern vorzüglich geeignet ist.

* * *

— Die letzten Nachrichten von Prshewalski (vergl. „Globus" XXX, S 288, XXXI, S. 112) sind: 1. ein Telegramm des Generalgouverneurs von Ostturkestan, von Kaufmann, datirt 21. December 1876, wonach der Reisende in Kurla südlich von Karaschar eingetroffen, von den Kaschgarern gut empfangen worden war und am 2. November nach dem Lob-nor aufzubrechen gedachte. — 2. Nachrichten zufolge, welche Ende März 1877 in St. Petersburg anlangten, befindet sich der Oberstlieutenant Prshewalski augenblicklich im Gebirge Altyn-Tagh südlich vom Lob-nor, wohin er gelangte, indem er dem untern Tarim, dem Hauptflusse Ostturkestans, folgte. In der Nähe des Lob-nor fand er die Ruinen zweier alten Städte. Nach seinen Angaben lebten während einiger Monate des Jahres 1862 an jenem See russische Altgläubige, welche von dort nördlich nach Turfan (am Südfuße des Thianschan) zogen, und über deren jetzigen Aufenthalt nichts bekannt ist. Sie zählten damals über 50 Familien, Männer, Weiber und Kinder, und bildeten eine vollständige Colonie. Prshewalski hofft, Ende Juli nach Kuldscha zurückzukehren. Alle Mitglieder seiner Expedition befinden sich wohl, und ihre Arbeiten haben den besten Fortgang. A. K.

— Auf dem Tonga-Archipel (Cook's Freundschafts-Inseln) herrscht König Georg und gebietet nach Angabe dortiger Missionäre über 18,500 christliche Unterthanen. Der erfolgreiche Anfang der methodistischen Mission auf Tonga wird vom 26. Juni 1826 datirt und man muß zugeben, daß das Missionswesen hier glänzende Erfolge aufzuweisen hat. Es traf im October vorigen Jahres das deutsche Kriegsschiff „Hertha" unter Capitän zur See Knorr bei diesen Inseln ein. Derselbe schloß am 1. November einen Freundschaftsvertrag zwischen dem König Georg und dem deutschen Kaiser ab, welcher in den australischen Colonien nicht wenig Aufsehen und patriotischen Unwillen hervorgerufen hat. Den wichtigsten Punkt in diesem Vertrage bildet die Abtretung eines Hafens an Deutschland, als Kohlenstation und Reparaturstätte deutscher Kriegsschiffe, in der zum Tonga-Gebiete gehörigen Vavau-Gruppe, welche sich durch ihre Fruchtbarkeit sowie durch die besten Häfen auszeichnet. Wie wir mit späterer Post erfahren, wäre es Man-o-war Rock mit Favau Harbour, und soll Capitän Knorr sofort Anstalt getroffen haben, daß der Ort für die nöthigen Baulichkeiten gesäubert und eingerichtet wurde.

— Die einst so berühmten Goldfelder der australischen Colonie Victoria haben schon seit Jahren in ihrer Ergiebigkeit sehr erheblich nachgelassen und werden jetzt zum größten Theile nur noch bergmännisch von Compagnien bearbeitet. Die Zeit, wo der Einzelne sich im Alluvium mit Leichtigkeit Schätze sammeln konnte, ist längst vorüber. Das Gold wird gegenwärtig meistens aus Quarzriffen gewonnen, und dazu gehören immer erst bedeutende Geldmittel, ehe die Arbeiten, wenn überhaupt, sich lohnen. Wir möchten Niemandem rathen, die Thorheit zu begehen, der Goldfelder wegen nach Australien auszuwandern und sein Geld in solche höchst gewagte Unternehmungen zu stecken. Die Zahl derer, welche gegen Ende vorigen Jahres auf den Goldfeldern thätig waren, belief sich nur noch auf 41,990 Personen, gegen 60,307 und 73,479 in den Jahren 1870 und 1866. Davon arbeiteten 16,160 Europäer und 10,997 Chinesen im Alluvium und 14,725 Europäer und 108 Chinesen im Quarz. Wenn sie im Jahre 1875 noch 1,059,323 Unzen Gold — was im Durchschnitt für den einzelnen Digger den für dortige Lebensverhältnisse geringen wöchentlichen Lohn von 1 Pf. St. 18 Sch. 10 P. oder ungefähr 40 Mark ergiebt — lieferten, so ist das Jahr 1876, nach dem was darüber bis jetzt bekannt geworden, hinter einer Million Unzen zurückgeblieben. Das Areal, auf welchem die Goldfelder der Colonie Victoria sich ausbreiten, umfaßt 1125¾ engl. Quadratmeilen, welche sich auf sieben Minendistricte vertheilen, nämlich auf Ballarat mit 156, auf Beechworth mit 284½, auf Sandhurst mit 141, auf Maryborough mit 85½, auf Castlemaine mit 166, auf Ararat mit 83¾ und auf Gipps Land mit 209½ Miles. Der Werth des gesammten Mineninventariums belief sich Ende vorigen Jahres auf 1,993,269 Pf. St. Fünfzehn Schächte hatten eine Tiefe von über tausend engl. Fuß erreicht. Die tiefsten waren der Newington mit 567½ Meter und der Magdala mit 548¾ Meter auf den Stawell-Goldfeldern und hatten damit die Tiefe des Silberbergwerks Kongsberg in Norwegen und des Gold- und Silberbergwerks Schemnitz in Ungarn.

— Laut Telegramm vom 20. Februar aus der Capstadt ist zwischen der Transvaal-Republik und Secocoeni Frieden geschlossen worden (s. „Globus" XXXI, S. 57). Letzterer zahlt 2000 Stück Vieh als Entschädigung und erklärt sich zum Unterthanen der Regierung von Transvaal.

— Nachdem es die russische Regierung abgelehnt hat die zahlreichen prähistorischen Grabstätten (Kurgane) ihres Landes durch ein Gesetz zum Staatseigenthum zu erklären, bildet sich jetzt eine Privatgesellschaft, um von den Landeigenthümern diese Kurgane zu erwerben und systematisch zu erforschen. (Nature.)

— Nach dem „Golos" will die „Gesellschaft für Förderung der russischen Kauffahrteischifffahrt" in diesem Jahre unter Dahl's Leitung die Erforschung der Ob-Mündung fortsetzen und Schiffe bauen lassen, welche 1878 Producte vom Ob nach Europa schaffen sollen, speciell Schiffsbauholz nach England.

Druckfehler. S. 144, Sp. 2, letzte Notiz muß es heißen Copiapo (statt Copiacho), Carrizal (statt Carripal), Araucania (statt Araucoania) und circa 60 engl. Meilen (statt 0·60 engl. Meilen).

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

IV.

Von Ragusa nach den Bocche die Cattaro.

Die besuchenswerthesten Orte in Ragusas Umgebung sind das Felseiland Lacroma (La Croma) und das Ombla-Thal. La Croma, angeblich eine Umstellung der Buchstaben von Marco, wie die Venetianer die Insel nannten, liegt südlich von der Stadt und erstreckt sich, wie die Gebirgszüge des gegenüber liegenden Festlandes, von Südosten nach Nordwesten. Nur der Süden der kaum $1/4$ deutsche Meile langen und $1/16$ Meile breiten Insel ist bebaut, und dort steht auch ein altes ziemlich verfallenes Benedictinerkloster, das seine Entstehung einem Gelübde des Königs Richard Löwenherz von England verdankte. Als derselbe im Jahre 1192 aus Palästina zurückkehrte, wurde er im Adriatischen Meere von einem so heftigen Sturme überfallen, daß er der Jungfrau Maria dort eine Kirche zu bauen gelobte, wo er zuerst wieder festen Boden betreten würde. Sein Verlangen ging auf Lacroma in Erfüllung. Aber der Senat von Ragusa, welcher den König gastfrei aufnahm, wünschte, daß die verheißene Kirche lieber in der Stadt errichtet würde, was doch jenem Gelübde zuwiderlief. Papst Cölestin III., dem der Senat den schwierigen Casus vorlegte, beseitigte mit seiner Entscheidung die religiösen Bedenken der Ragusaner und wußte zugleich der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen: von dem Gelde, das der Engländer dem Senate übergeben hatte, wurde in Ragusa die 1667 durch das Erdbeben zerstörte Domkirche erbaut, gleichzeitig aber auch eine auf Lacroma, welche später in das nun längst aufgehobene Benedictinerkloster verwandelt wurde.

Das nur $1/2$ deutsche Meile lange Ombla-Thal liegt nördlich von Ragusa und mündet in die Bucht von Gravosa. „Wenn man, von Norden kommend — sagt Th. Schiff, Aus halbvergessenem Lande, S. 143 —, durch den Canale di Calamotta in den Hafen von Gravosa einfährt, so treten gegen Osten, gerade gegenüber der Halbinsel Lapad, die Berge, die bis dahin in ununterbrochener Reihenfolge die Küste begleiten, klaffend aus einander und bieten die Aussicht frei auf ein reizendes Thal. In der Mitte desselben strömt ein breiter Fluß von süßem, krystallhellem Wasser, tief genug, um selbst größeren Schiffen Einlauf zu gewähren, in das Meer. Es ist die Ombla. Etwa eine Viertelstunde von der Mündung des Flusses aufwärts hat dieselbe durch angeschwemmte Steine und Erdreich eine flache Insel gebildet, die, mit Binsen und Röhricht überwachsen, ein schönes gleichmäßiges grünes Dreieck bildet, dessen eine Spitze gegen das Meer gekehrt ist. Zu beiden Seiten des Flusses steigen die Ufer rascher gegen die bewaldeten Berge, mit prachtvoller fremdartiger, südlicher Vegetation bedeckt. Wieder stehen da Palme und Lorbeer, Myrthe und Aloë, hochstämmiger Rosmarin, Oel- und Feigenbaum und die schlanke, dunkle Cypresse.

In der blühenden Wildniß sind längs der Ufer kleine Gruppen von bewohnten Häusern und einzelne Ruinen zerstreut. Von den letzteren stehen gewöhnlich die Mauern der oft zweistöckigen Villen gänzlich unversehrt, die Fensteröffnungen sind mit schön gearbeiteten Simsen versehen, aber das Dach fehlt, die Häuser sind ausgebrannt und mitten im Hausraume, wo einst das traute Heim glücklicher Menschen war und vielleicht fröhliche Kinder sich tummelten, wuchert

jetzt Lorbeer und Rebe. Es waren die Russen im Vereine mit Montenegrinern und Herzegowinern, welche im Jahre 1806, als der französische General Lauriston die Stadt besetzt hielt, Ragusa angriffen und im ganzen Umkreise der Stadt alles verwüsteten, niederbrannten und zerstörten. Die Einwohner flüchteten damals; als aber die Russen mit ihren Verbündeten abgezogen waren, da war die Bevölkerung durch die Zerstörung ihres Besitzstandes zu arm geworden, um ihre Häuser wieder aufzubauen, und so ist heute noch ganz Ragusa mit Ruinen zerstörter Villen umgeben.

Wenn man auf der Bergfahrt die Hälfte des nur eine halbe Stunde langen Flusses hinter sich hat, so verschließt ein ungeheuerer Felsen, von welchem her die Ombla zu Thal fließt, die Aussicht. Man fragt sich vergebens, aus welcher Schlucht denn das Becken der Ombla sich hervorwinden könne; es ist eben Alles von zackigen Felsen, die einen weiten Halbkreis bilden, eingeschlossen, und nur aus der weißen Farbe des Flusses erkennt man, daß seine Wasser hier irgendwo mit Gewalt herausbrechen oder durch eine plötzlich verengte Schlucht gezwängt werden.

Es scheint, daß Beides der Fall ist. Man sagt nämlich — und ich weiß nicht, ob irgend Jemand sich darüber Gewißheit verschafft habe —, daß der bosnische Fluß Trebinschizza, welcher nicht weit von der österreichisch-türkischen Grenze sich in einen Steinschlund verliert, an der Sohle des Ombla-Thales wieder zu Tage trete [1]). Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß es einen überraschenden Anblick gewährt, die schäumenden und tosenden Wassermassen aus tausend Ritzen und Sprüngen des nackten Felsen in gewaltiger Wucht mit schneeweißem Gischt herauskochen zu sehen, wie

Das ehemalige Benedictinerkloster auf Lacroma bei Ragusa. (Nach einer Photographie.)

sie unmittelbar darauf in wilder Eile über die Räder der dort befindlichen Mühle stürzen, um dann beruhigt und geklärt im majestätischen Laufe sich dem Meere entgegenzurollen."

Die Fahrt von Ragusa nach Cattaro nimmt auf einem Lloyddampfer 7 bis 8 Stunden in Anspruch; an schönen Herbsttagen, wenn die Sonnenstrahlen ihre sengende Kraft verloren haben und dem Reisenden den Aufenthalt auf Deck gestatten, ist namentlich ihr Schluß von der größten Anziehungskraft; denn so wie der Dampfer die Punta di Ostro umfahren hat und in die Bocche di Cattaro einlenkt, so entrollt sich vor dem Auge ein Landschaftsbild, das in seinem Wechsel, in seiner Lieblichkeit und seiner Großartigkeit als einzig auf Erden dastehend gilt. Allenfalls lassen sich die Buchten und Biegungen, welche die Salzfluth des Adriatischen Meeres dort erfüllt, mit den Armen des Luganer oder Comer Sees vergleichen und die Färbung der Landschaft mit derjenigen am Lago Maggiore; aber die Verhältnisse sind ganz andere, die Breite des Meerbusens ist zudem geringer, und kaum hat man solchen Vergleich angestellt, so bereut man ihn auch schon.

Die Bocche, deren Namen (bocca = Mund, Mündung) wohl an die Vorstellung von einer Flußmündung anklingt, sind vielmehr eine gewaltige Höhlung, welche die Thätigkeit

[1]) Es kann das nur ein Theil des Trebinschizza-Wassers sein, welches als Ombla wieder zu Tage tritt; der größere Theil verschwindet nach meilenlangem nordöstlichen Laufe in der Ebene Popowo, kommt aber bald darauf wieder als Krupa zum Vorschein und ergießt sich dann oberhalb Metkovich und Fort Opus in die Narenta.

Die Bocche di Cattaro, von den Höhen oberhalb Cattaros aus gesehen.

des Meeres in den Küstengebirgen hervorgebracht hat. Vier deutsche Meilen weit erstreckt sich das Meer in das Land hinein, bald durch hervortretende Berge zu einem bloßen Canale eingeengt, bald sich zu weiten Becken erweiternd. Von letzteren unterscheidet man drei, nämlich Punta d'Ostro, Combur und Le Catene, welche wiederum sich aus neun kleineren Meerbusen zusammensetzen. Vor der dem Südwinde ausgesetzten Einfahrt in die Bocche liegen zwei Felsinselchen, der Scoglio di Xagnizza und der Scoglio della Madonna di Xagnizza; zwischen letzterm und der Punta d'Ostro liegt die gegen 900 Klafter breite Haupteinfahrt, nach deren Passirung das Dampfschiff noch volle zwei Stunden braucht, um, bald nach Osten, bald nach Norden, bald nach Süden steuernd, im innersten Winkel des Golfes sein Ziel, Cattaro, zu erreichen. Vorher läuft es nur drei Orte an: Castelnuovo, Perasto und Risano. Der bedeutendste darunter ist Castelnuovo, welches der Haupteinfahrt genau nördlich gegenüber liegt, dort, wo sich nach Westen die Bay von Topla in das Festland hineinzieht und in dem Thale der Sutorina türkisches Gebiet bis ans Meer herabsteigt und den Kreis Cattaro vollständig von demjenigen von Ragusa trennt, wie letzterer auch seinerseits durch das türkische Gebiet beim Hafen Klek von dem übrigen Dalmatien geschieden ist. Von der See aus gewährt Castelnuovo mit seinen alten Mauern und Thürmen einen überaus malerischen Anblick; auf einem Felsen unten am Meere erhebt sich das Castel di mare, während im Norden das Castel di terra die Stadt gegen Angriffe vom Lande her zu decken bestimmt

Ansicht von Castelnuovo an den Bocche die Cattaro. (Nach einer Photographie.)

war. Aber Umfassungsmauern wie Thürme und Bastionen haben dermaßen von Erdbeben zu leiden gehabt, daß sie heute zum größten Theile nur Ruinen sind und jegliche fortificatorische Bedeutung verloren haben. Eine solche bewahrt einzig das Fort Spagnuolo, welches $^1/_4$ Meile nördlich von der Stadt in beherrschender Lage auf einer Anhöhe sich erhebt und die Erinnerung an die Spanier und ihre Besetzung von Castelnuovo seit dem 16. Jahrhundert bis heute bewahrt hat. Die 1373 von dem serbischen Könige Stephan Twartko gegründete Stadt wurde nämlich 1538 von den gegen die Türken verbündeten Spaniern und Venetianern belagert und erobert und blieb im Besitze der ersteren, welche damals Fort Spagnuolo anlegten. Allein schon im folgenden Jahre erschien der türkische Admiral Chaireddin Barbarossa mit 120 Schiffen und 30,000 Reitern vor dem Orte, eroberte ihn nach zweimonatlicher Belagerung und ließ die gesammte Besatzung und Einwohnerschaft über die Klinge springen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es den Venetianern erst 1687, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen und darin zu erhalten, bis sie darin 1806 von den Russen, 1807 von den Franzosen und 1814 von den Oesterreichern abgelöst wurden. Als einzige Reste der fast anderthalbhundertjährigen Türkenherrschaft haben sich in Castelnuovo noch mehrere Inschriften erhalten, eine arabische neben dem Thore am Eingang in das Fort Spagnuolo, wonach dasselbe 1548 von dem Großvezir Simân-Beg ausgebaut worden ist; ferner eine zweite arabische an dem nach Ragusa führenden Thore der Stadt und eine türkische am

Brunnen auf dem Hauptplatze von Castelnuovo. Petter theilt dieselben in Transscription und Uebersetzung mit (Dalmatien II, S. 272).

Was in Castelnuovo den Blick besonders auf sich zieht, ist der üppige Pflanzenwuchs, der das Ufergelände bedeckt. Zum ersten Male sieht man Baumgruppen, die etwas einem Gehölze Aehnliches bilden, und daraus leuchten weiße Häuser, lachende Villen reicher Bocchesen hervor. Dann aber, in gewisser Höhe, hört die Vegetation mit einem Schlage auf, und kahl, schroff, silberweiß und den Gipfel von leuchtendem Dunste umwallt steigt das Gebirge empor. Jenseit Castelnuovo bedecken zahlreiche kleine Dörfer den Strand und spiegeln sich in der Meerfluth, die fast immer glatt und eben wie ein Tisch daliegt, weil die Uferberge den Winden jeden Zutritt versperren. Zahllos sind die Capellen und auf jedem Hügel ragt ein Kirchthurm gen Himmel. Mit

Le Catene (die „Ketten") in den Bocche di Cattaro. (Nach einer Photographie.)

jedem Augenblicke ändert sich die Ansicht; ein schönes Bild nach dem andern zieht vorüber, und kaum daß man das eine mit entzückten Augen sich einzuprägen gesucht, so erscheint ein neues, das entschwundene an Neuheit und Reiz überbietend.

So geht es bei Curbilla vorbei, bei Combar und bei Santa Domenica, hinein in die größte der vielen Meeresbuchten, zugleich die regelmäßigste von fast circusähnlicher Bildung. Der Dampfer verläßt sie wieder durch eine schmale Meeresstraße, welche sich anfangs den Blicken fast ganz entzieht: die Catene (Ketten). Kaum ein Kilometer ist die eine Felsenspitze von der andern entfernt, so daß man an der Wahrheit der Tradition nicht zweifelt, wonach im Jahre 1381 König Ludwig von Ungarn, um Cattaro vor dem Angriffe der Venetianer zu schützen, die Meeresstraße mit Eisenketten gesperrt hat.

A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873.

II.

R. K. „In administrativer Hinsicht gehört die Untere Tunguska zu zwei Gubernien: Jeniseisk und Irkutsk. Als Grenze geben Manche die Mündung der Nitkangna, Andere die Mündung der Jilimpeja an. Der Fluß wird so in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Die untere besteht in dem Bezirk des Saßjädatelj (Assessor) von Turuchansk und ist nicht besiedelt. In früheren Jahren gab es dort einige Kronmagazine, wohin in Zeiten der Noth die Eingeborenen zum Kornempfange kamen. Jetzt ist dieser Theil des Flusses menschenleer. Ab und zu nur zieht noch eine Familie zur Zeit, wenn die Gänse mausern, zu den Flüssen Turu oder Jjeiko, oder Tungusen aus Keshma an der Angara folgen den seltenen Zobelspuren und überschreiten den Fluß [1]). Nur der allerunterste Lauf belebt sich im Herbst auf kurze Zeit in Folge des Fischfangs; und an der Mündung selbst steht auf dem erhöhten, ebenen Alluvialufer das Troizkische Kloster und daneben ein Dorf wohlhabender Fischfang treibender Bauern.

Die obere Hälfte der Tunguska bildet das Verwaltungsgebiet des Kreisrichters von Kirensk und gehört zu zwei Amts- (Wolost) und einem Verwaltungsbezirk der Eingeborenen. Die ersten 200 Werst von der Quelle ab bildet sie einen Theil des makarowskischen Bezirks, welcher an der Lena liegt; hier gehören auch zu ihm zwei kleine Dörfer,

[1]) In der untern Hälfte finden sich an einigen Plätzen am Flusse Winterlager, aber in solcher Verfassung, daß in dem der Expedition vorangehenden Winter schwerlich Jemand darin gelebt haben kann. Eine Ausnahme machte vielleicht das Winterlager der Scherochinski'schen Jakuten gegenüber dem Fl. Trubkina.

Ober- und Unter-Korelinsk, welche beide unfern der Stadt Kirensk liegen. Die obersten Quellen des Flusses werden nur von jagenden Tungusen besucht, welche zum selben Bezirke gerechnet werden. Weiter thalabwärts sind die guten Wiesenstellen gelichtet und werden von den Bewohnern der nahen Dörfer an der Lena ausgenutzt, in deren engem Thale unterhalb Kirensk Wiesenflächen nur in unbedeutendem Umfange vorkommen. Zu größerer Bequemlichkeit haben die Leute an der Untern Tunguska ihre Winterlager und verweilen daselbst entweder zeitweilig in der Heuernte oder treiben auch ihr Vieh hin und bleiben dann die größere Hälfte des Jahres dort.

Unterhalb der Grenze des makarowskischen Bezirks folgt an der Tunguska auf eine Strecke von 530 Werst das Gebiet des Bezirks von Petropawlowsk (an der Lena), welcher auch einen Theil des Flusses Njepa umschließt; der nischnetunguskische Theil dieses Bezirks hat seine Verwaltung im Dorfe Preobrashensk, welches einst Eigenthum des Troizkischen Klosters war. Jetzt bildet dieser Antheil ein eigenes Kirchspiel mit drei Kirchen und einer Capelle.

Die bäuerliche Bevölkerung des Antheils besteht aus 661 Männern und 678 Weibern in 22 Dörfern, davon zwei an der Njepa. Davon bestehen einige nur aus 2 bis 3 Höfen; das größte, Njepskoje, zählt deren 25. Eines der ältesten, Podwolotschnaja, bildet durch seine Lage bei der Uebergangsstelle zur Lena auch jetzt noch einen Hafen, einen Ort für Befrachtung und Flößung stromab. Im Munde der Bevölkerung ist noch die Erinnerung an jene schönen Zeiten lebendig, als noch die Flößerei den Fluß belebte, als an seinen Ufern die Magazine der Kaufleute standen und die Namen eines gewissen Chorosch ew und Koremygin berühmt waren und als sich zu bestimmten Zeiten von weit her die Tungusen in Schaaren zum Tauschhandel versammelten. Vielleicht schmückt die Ueberlieferung die Vergangenheit aus; doch ist es wahr, daß die Gründer der beiden Dörfer Korelinsk durch den dortigen Reichthum an Bibern angelockt waren, und daß das Dorf Jerbochotschon, welches vor 80 Jahren gegründet worden ist, damals als Zehnten vierzig Zobel lieferte. Von den Bibern sind jetzt nur noch die „Biberspuren (Biber-Speisereste)“ geblieben, nämlich von ihnen benagte birkene Balken; und an Zobeln liefert die Tunguska heutigen Tages jährlich 2 bis 3 Stück. Ebenso zeugen von dem frühern Reichthum an Elenthieren nur noch die „altväterischen“ Fanggruben.

Bei dem Abnehmen des Pelzhandels wurde die sinkende Unternehmungslust der Bevölkerung an der Untern Tunguska doch durch die Goldwäscherei aufrecht gehalten. Die Versuche, Getreide nach dem Jenisei hinabzuflößen, hatten keinen aufmunternden Erfolg. Größern Nutzen erzielte die Lieferung von Vieh auf dem Landwege nach der Angara. Diese Unternehmungen brachten neues Leben und neue Thätigkeit, erweiterten die Verbindungen der Einwohner bis zum Wilui, als einer bedeutenden viehzüchtenden Gegend, und brachten manchen zu Vermögen. Seit der Verödung des Urwalds am Jenisei steht die Untere Tunguska nur mit der Lena im Verkehr, wohin sie die Erträge des dürftigen Pelzhandels schafft, hauptsächlich auch Fleisch von Rindvieh und Renthieren sowie Fische, alles Gegenstände, deren Preise an der Lena seit der Entwickelung der Goldwäschereien von Olekminsk zu früher unerhörter Höhe gestiegen sind. Die ganze Ausfuhr beträgt jährlich 5000 Pud, als deren Ersatz bis 500 Pud Waaren, die von den Bauern und Kaufleuten erstanden sind, nach der Tunguska gehen.

Dennoch versiegen alle diese Einnahmequellen von Jahr zu Jahr mehr, und die Einwohner, gezwungen ihre Existenz auf den Ackerbau zu gründen, sprechen jetzt mit Dankbarkeit die Namen derjenigen Administratoren aus, welche vor 30, 40 Jahren energische Maßregeln anwendeten, um sie zur Lichtung des Urwaldes und zur Bestellung des Bodens zu zwingen. Jetzt umfaßt der District bis 650 Deßjätinen Ackerlandes, wovon jährlich bis 5/6 besäet werden. Meist wird Roggen, Sommerkorn, Weizen, Gerste, Hafer und Hanf gebaut. Die Felder liegen selten an den Bergabhängen, größtentheils auf dem niedern Uferlande und werden alljährlich im Frühjahr überschwemmt. Dadurch verspätet sich die Aussaat und das Getreide leidet sehr oft von dem frühen herbstlichen Reife. Der District versieht jährlich sein Vorrathsmagazin mit Korn und Mehl von der Lena. Doch ist zu bemerken, daß nach Ansicht von Leuten, welche mit der Sache näher bekannt sind, die klimatischen Bedingungen an der Untern Tunguska nicht so schlimm sind, als die Anwohner behaupten, und daß als Ursache des unbefriedigenden Zustandes des Ackerbaues der Mangel an Sorgfalt anzusehen ist.

Außerhalb der von Bauern besiedelten Gebiete und im Tunguskagebiete abwärts bis an die Grenze des Guberniums leben Tungusen von zwei Stämmen, vom kureischen und kondogirischen. Sie gehören zu einer gemeinsamen Verwaltung, welche sich im Dorfe Jurjewa, 4 Werst von Preobrashensk, befindet, fast genau auf der Grenze beider Stämme. Die kureischen hausen oberhalb Preobrashensk bis zur Grenze des makarowschen Districts und reichen seitlich nach Osten bis zur Lena bei Witim; die kondogirischen sitzen von Preobrashensk abwärts bis zur Grenze des Bezirks von Turuchansk. Von ersteren besitze ich keine Nachrichten; die kondogirischen aber zerfallen in folgende Stämme: 1. Tschetschógir (Tschiltschoger), 2. Osoker (Oschekir), 3. Akari und 4. Káplin; letztere mit den Unterabtheilungen Goljé, Mongóli, Pawgirakai, Otschekágir und Mumjályr.

Die Mumjályr leben nur noch in der Tradition und sind angeblich vor 40 bis 60 Jahren ausgestorben. Die Umstände, welche ihr Verschwinden begleiteten, haben bei ihren Stammesgenossen einen Eindruck hinterlassen, der auch heute noch nicht verwischt ist.

Sie erzählen, daß die Mumjályr, mächtig durch Zahl, Reichthum und Eintracht, beschlossen, ihre wandernde Lebensweise aufzugeben; sie versahen sich mit Hornvieh und Pferden, trieben sie nach der Tunguska und machten sich dort unverweilt an das Bauen von Häusern, 50 Werst unterhalb Jerbochotschon, an einem für Viehzucht sehr geeigneten Platze. Schon war das erste Haus gebaut, als sich auf einmal unter ihnen eine Krankheit zeigte, welche fast plötzlich sie alle, die in ungetrennter Gemeinschaft lebten, und zugleich ihr Vieh ergriff. Niemand entschloß sich ihnen Hülfe zu bringen; alle flohen den verpesteten Ort, und binnen kurzer Zeit war kein einziger Vertreter des Stammes mehr am Leben. Die Ruinen jenes Hauses stehen noch heute am Bache Guljó, der von ihnen seinen Namen erhalten; die weite benachbarte Oede heißt Mumjályr-ajan; und der Klang dieses Namens erfüllt den abergläubischen Tungusen mit Zittern, da er glaubt, daß die Strafe des Himmels die Mumjályren traf, weil sie die Sitten der Vorfahren verließen. Solcher Leute giebt es jetzt nur noch sehr wenige. Ich sah einen, welcher seit 20 Jahren nicht aus der Taiga herausgekommen ist, nicht einmal bis ins nächste Dorf, und der unter seinen Brüdern für einen Sonderling gilt. Die Kondogirzen sind übrigens sehr zugänglich und stehen in engem Verkehr mit den Ansiedelungen, wo sie alle Lebensbedürfnisse auf Borg erhalten. Die einen stehen in solchem Verhältnisse zu den Bauern, die anderen zu reicheren Stammesgenossen, und diese ihrerseits wieder zu den Kaufleuten. Viele von ihnen sind in einem Bauernhause herangewachsen, nachdem sie ihre Eltern in der Kindheit verloren. Solche bleiben ihr Leben

lang bei derselben Familie. Ueberhaupt vergelten die Kondogirzen empfangene Wohlthaten mit ungeheuchelter Anhänglichkeit. Seinerseits hält der Gläubiger oder, wie sie ihn nennen, der „Freund“ seine Schuldner werth und hoch, so daß die einmal geschlossene Freundschaft meist unwandelbar das ganze Leben hindurch dauert.

Im Gegensatz zu anderen Tungusen hat der Kondogirze überhaupt keine besondere Neigung zum Nomadenleben. Dies erklärt sich einerseits dadurch, daß er, stets im Verkehre mit seinem Freunde, bei ihm im Falle der äußersten Noth Unterstützung findet; andererseits dadurch, daß die Taiga der Untern Tunguska in Folge der Vernichtung kostbarer Pelzthiere jedes Nachspüren erfolglos macht. Gewöhnlich hat jeder seinen eigenen kleinen Jagdbezirk, wo er das Eichhörnchen und den Fuchs jagt und wo er sein Hauptquartier am Flußufer bei irgend einem See, der von Karauschen wimmelt, aufgeschlagen hat. Denn dieser Fisch bildet seine Hauptnahrung, und welche Wichtigkeit er für den Kondogirzen hat, kann man daraus sehen, daß alle Uferseen von ihm ihre Namen erhalten. Nur Seen, die wegen ihrer Karauschen kein Interesse erwecken, werden nach ihrer Form benannt: der runde (muruma), der lange (duschun) u. s. w. Dagegen zeigen häufig sich wiederholende Namen, wie Chogdynna, Burguntschna, Kajoutschna, an, daß die Karauschen (russ. karasi) im ersten groß (chogdy), im zweiten fett (burgu), im dritten mager (kajo) u. s. w. sind. Uebrigens sind diese tungusischen Karauschen wirklich vortrefflich und stehen an der Lena hoch im Preise, in Folge wovon die Tungusen zum Theil ihre Schulden damit bezahlen.

Ohne Zweifel können aus diesen kondogirischen Tungusen noch seßhafte Ackerbauer werden; es sind auch Versuche in dieser Richtung angestellt worden. Sie hatten zwar keinen Erfolg; doch muß man annehmen, daß der Grund des Mißerfolges hauptsächlich in dem Zustande von Abhängigkeit zu suchen ist, in welchen die in ihrer Thätigkeit sonst selbständigen Tungusen durch diese Versuche gebracht wurden. An der Tunguska giebt es wenigstens ein entgegengesetztes Beispiel, daß ein Tunguse aus eigenem Antriebe Ackerbau trieb und sich eine unabhängige Stellung schuf, und daß seine wennschon kleine Haushaltung bei den Bauern als Muster gilt. Außer jenen ständigen Verbindungen mit den nächsten Ansiedelungen unterhalten die Kondogirzen auch noch Verkehr mit den Tungusen von der Keshma und mit den Tungusen und Jakuten an der Tschona und am Wilui. Hinsichtlich der letzteren bemerke ich, daß es an der Untern Tunguska einen Ort Namens „Jamy“ giebt, von dem die Tradition erzählt, daß er und die Umgegend in alter Zeit und noch bis zur Ankunft der Russen den Jakuten (die jetzt viel weiter östlich wohnen) gehörte. Sie lebten dort in ihren gewöhnlichen Erdhütten (Balaganen), deren Stelle jetzt Hügel und Vertiefungen bezeichnen, über denen alte Bäume wachsen. Die Jakuten kamen vom Wilui, wurden aber von den Tungusen mit Gewalt wieder zurückgedrängt.

Ohne dieser Ueberlieferung besondere Bedeutung beizumessen, hielt ich es doch für passend, sie zu erwähnen, weil sie einerseits vielleicht den Weg jener jakutischen Eindringlinge anzeigen kann, deren Nachkommen jetzt, durch weite Entfernungen von ihren Landsleuten getrennt, am Jenisei leben. Andererseits beweist diese Tradition, daß die Beziehungen zwischen Tungusen und Jakuten früher feindseliger Natur waren. Heute hat sich das geändert. Heute treten die Kondogirzen gern in Familienverbindung mit den Jakuten und unterwerfen sich leicht ihrem Einflusse, wie daraus hervorgeht, daß die Anwendung jakutischer Phrasen im Gespräch als Zeichen von Bildung gilt; außerdem fangen die Wohlhabenderen an, in der Lebensweise manches von den Jakuten zu entlehnen. So sind schon unter anderm bei den Kondogirzen die ersten nach jakutischem Muster gebauten Winterhäuser aufgetaucht. Man kann hoffen, daß die Jakuten ihrerseits diese Hinneigung der Tungusen nicht unbeachtet lassen werden. So hat sich schon 1871 eine jakutische Familie an der Untern Tunguska angesiedelt und eine sehr bequeme Stelle einige Dutzend Werst unterhalb der Bauerndörfer ausgewählt. Zur Zeit unserer Expedition war schon eine große Wiese, um dort Heu zu machen, gelichtet, und die Leute waren ganz zufrieden, obwohl sie sich nach ihren Bekannten und Verwandten sehnten. Es bleibt zu wünschen, daß andere ihrer Landsleute ihrem Beispiele folgten und in jenem Theile des Tunguska-Thales Viehzucht trieben, welches mit verhältnißmäßig geringer Mühe sich in die trefflichsten Weideplätze verwandeln ließe.

Endlich haben die Kondogirzen Handelsbeziehungen auf dem Jahrmarkte, dessen Umsatz zwar gering ist, der aber als Versammlungsplatz von Eingeborenen aus den entferntesten Gegenden viel Interesse gewährt. Er findet an der Mündung der Ilimpeja statt und beginnt in der dritten Augustwoche. Hier kommen zum Tauschhandel zusammen: die Kondogirzen von Süden, die Tungusen von der Keshma von S.-W., die Njurumnjadischen aus dem Bezirke Turuchansk von N.-W., von Norden die von der Sjurungna, mitunter auch welche von noch weiter her; endlich von S.-O. die Jakuten von der Tschona und vom Wilui. Dort treffen sich Leute, deren Wohnplätze 10 Breiten- und ebensoviel Längengrade auseinander liegen.

Die Kondogirzen bieten dort vornehmlich Waaren an, die sie von den Kaufleuten entnommen haben: Beile, Schwefel, Glasperlen, bunte Tücher, chinesisches Baumwollenzeug, rothen Zitz, Thee, Taback u. s. w.; die keshmaischen Tungusen Renthiere, die von Turuchansk Rauchwerk; die Jakuten eigene Arbeiten: Pfeifen, Arpuki (Pferdeschweife), kleine Röhrchen aus Messingblech (sogenannte Imanta), die ein Toilettenzubehör bilden, silberne Ohrringe, Halsbänder, Messer, Silbermünzen alten Gepräges u. s. w.

Auf dem Jahrmarkt kommen im Ganzen 200 Menschen zusammen, selten mehr. Er dauert etwa einen Monat. Der Stamm der kondogirischen Tungusen zählt überhaupt 132 männliche und 129 weibliche Personen.“

Die Völker Ost-Turkistans.

Von **Emil Schlagintweit.**

III.

3. Die Nomaden sind ausdauernde Naturen, passionirte Jäger und Freunde jeder edlen Sportart; jene, die seit Langem in Berührung mit der seßhaften Bevölkerung stehen, zeigen in größerer Körperstärke und einem Anflug von Bart

Zeichen der Vermischung mit diesen. „Ihre Hautfarbe ist hell, bei Einzelnen trifft man sogar rosige Gesichter, aber ihr Schönheitsideal kann nur den Geschmack eines der Ihrigen befriedigen; übrigens muß man einzelnen jungen Mädchen, selbst wenn sie nach europäischen Mustern gemessen werden, ein angenehmes Aeußere zuerkennen, und dies ist mehr als man Matronen der nomadisirenden oder seßhaften Bevölkerung nachsagen kann.“ Hauptvertreter der Nomaden sind die echten Kirgisen und Kalmüken. „Kirgisen findet man im Gebirge von Julduz im Osten (Flußthal am Südabhang des Thian-schan) bis Taschkend im Westen (70 bis 85° östl. L. v. Gr.), ihre Nachbaren sind im Norden die Kasak im Ilithale, im Westen die Kiptschak [1]), im Süden die Usbeken von Chokand und Turk von Kaschgar, östlich von Julduz die Kalmak. Sie haben wie die Kalmak keine Städte oder Orte, sondern wandern je nach der Jahreszeit von den niederen nach den höheren Thälern und Hochflächen oder umgekehrt. Diese periodischen Wanderungen von einer Region zur andern haben die beachtenswerthe Erscheinung eines zeitweisen Wechsels im Oberherrn zur Folge; nur im Süden des Reiches liegen alle Weidegründe auf dem Gebiet des Amir“ [2]).

In der Niederung sitzen die Kirgisen gemischt mit Kalmüken. „Die Kalmak sind ein ganz anderes Volk als die Turks von Kaschgar und unterscheiden sich von ihnen in Ursprung, Gesichtsbildung, Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen und Lebensweise. Sie gehören zur großen mongolisch-tatarischen Race, die ihre Heimath im nördlichen Asien hat [3]), und zogen hier ein vom Kok-Nor, der sieben Tagereisen nördlicher liegt als die Mongolei, die wieder zwölf Tagereisen nordöstlich von Urumtsi beginnt [4]). Die Kalmak sind ein hartes, ausdauerndes Volk. Ihre Sprache ist verschieden vom Turki der Kirgisen und Usbeken, wie von dem Tatar in Kaschgar, und zerfällt in so viele Dialekte als Stämme, die so verschieden unter sich sind, daß keiner den andern versteht. Der gemeine Mann kann nicht schreiben und lesen, nur der Priester versteht es. Die Kalmak führen ausschließend ein Nomadenleben; sie leben in Zelten, am Lob-See aber in Hütten, genannt Kippa, aus Rohrgeflecht mit Lehm oder Flußschlamm beworfen, die zuweilen auf Booten stehen; stets stehen die Wohnungen zu 3 bis 4 beisammen und werden auch die Kippa abgebrochen und anderswo aufgeschlagen, wenn die Familie einen andern Weidegrund aufsucht.“

Sitten und Gebräuche sind nach Bellew von ganz anderen Anschauungen getragen als in Indien und Afghanistan, die geistigen Anlagen sind ebenfalls ganz andere [1]). „Körperliche Anstrengung ist nicht beliebt, Pferd und Esel übernehmen die Arbeit des Lastentragens, und eine Reihe sinnreicher mechanischer Vorrichtungen drücken die Nothwendigkeit mühsamer Handarbeit auf ein Minimum herab. Ueberrascht ist man durch die geringe Nachgiebigkeit gegen Regungen der Geschlechtsliebe und als Seitenstück dazu der Gleichgültigkeit für weibliche Schamhaftigkeit. Statt Kastengeistes sieht man einen ungezwungenen Verkehr zwischen allen Ständen; kosmopolitische Gleichgültigkeit gegen Abstammung und Glaubensbekenntniß.“

Der Islam ist die Landesreligion seit acht Jahrhunderten; unter der chinesischen Herrschaft entbehrte er der staatlichen Stütze; die Lauheit des gemeinen Volkes im Vollzug der religiösen Ceremonien, die große Unsittlichkeit in allen Schichten, den Clerus nicht ausgenommen, und die freiere Stellung der Frau sind sichtlich Folge der Jahrhunderte langen Zugehörigkeit zu China. Unter dem Amir gelangte dann das religiöse Gesetz (Scheriat) wohl wieder zu größerer Beachtung, vermochte aber doch nicht, alle Gewohnheiten unter die unbeugsamen Vorschriften des Koran zu bringen. Heirathen werden meist von den Eltern abgemacht, wenn die zu Verlobenden noch im Kindesalter stehen; mit 14 bis 16 Jahren erfolgt die feierliche Verlobung. Unter Erwachsenen bestimmt Neigung die Wahl. Ablehnung des Antrages gilt erst nach der dritten Wiederholung als Korb. Zur Ceremonie der Eheschließung hat sich der Vater des Mädchens vom Districtsbeamten mit einem Erlaubnißschein zu versehen; die Ehe selbst wird geschlossen durch den Priester unter Ablesung bestimmter Formeln; ihr folgen bei Wohlhabenden Festlichkeiten von mehrtägiger Dauer.

Scheidung der Frau vom Manne ist häufig und wird geradezu als Geschäft betrieben. Die Frau fängt Streit mit dem Manne an, klagt beim Kazi auf Scheidung und hat für den Scheidebrief eine Kleinigkeit zu entrichten; bei der Scheidung behält sie ihre Mitgift, Kleider u. s. w. Nach 3 Monaten 10 Tagen kann sie wieder heirathen; ebenso lange sollte sie von ihrer Mitgift zehren, wenn eine zweite Scheidung erfolgt. Diese kostspielige Wartezeit kürzt sie ab durch Wechsel des Wohnorts; sie zeigt hier den ersten Scheidebrief vor, und legt dadurch die Einhaltung der gesetzlichen Frist dar; bis zu neun Scheidungen einer Frau wurden der Gesandtschaft bekannt. Für Kinder aus solchen Verbindungen hat der Vater ein von der Obrigkeit festzusetzendes Kostgeld zu bezahlen. Vielweiberei, und zwar zwei gleichzeitige Frauen sind Regel, vier das Maximum; bei den geringen Bedürfnissen macht ihre Ernährung keine Schwierigkeit. Die Geburt eines Knaben wird zum Fest für Familie und Nachbaren, für Mädchen macht man keine Ausgaben. Man rechnet zwei Mädchengeburten auf einen Knaben; sicher ist ein Ueberschuß an Mädchen, wie sofort die auffallend größere Anzahl von Weibern unter der Bevölkerung darthut. Hebammen fehlen, ihre Geschäfte besorgt die Mutter der Wöchnerin oder eine Nachbarsfrau; nach der Entbindung legen viele die innere Seite eines frisch abgezogenen mit Gelbwurzel ꝛc. eingeriebenen Schaffelles auf den Bauch, was die Haut rasch zusammenziehen und den Leib wieder schlank machen soll; die Nabelschnur schneidet man genau in der halben Körperlänge des Kindes ab. An der Wiege aus Weidengeflecht ist eine Besonderheit ein hölzernes, an ein Rohr angesetztes Uringefäß, für dessen Mündung die Kissen aus-

---

[1]) „Die Kiptschak zeichnen sich vor ihren Stammesgenossen, den Kirgisen, durch einen höhern Grad der Entwickelung aus und führen eine halb nomadisirende Lebensweise.“ (Aus einer russischen Beschreibung der Provinz Ferganah.) „Die Kiptschak, welche im Binnenlande des Naryn und Kara-Darja wohnen, haben zu allen Zeiten als Hauptfactoren der geschichtlichen Umwälzungen, namentlich aber im Kriege zwischen dem buddhistischen China und dem moslimischen Turan figurirt. In der abenteuerlichen Laufbahn Babers, der sich in Indien ein allmächtiges Reich gegründet, haben sie eine Hauptrolle gespielt; sie waren es, welche den Chinesen in den letzten hundert Jahren die Herrschaft über Kaschgar mehrfach streitig machten.“ Vambery in der Augsb. Allg. Zeitung vom 11. Jan. 1876.

[2]) Eine wesentliche Vereinfachung der politischen Verhältnisse vollzog sich seit der Anwesenheit der englischen Gesandtschaft in Jarkand durch die 1875 erfolgte Einverleibung Chokands in das russische Reich; Ende 1876 wurden russische Grenzposten in den Alai-Bergen angelegt; bis zur Wasserscheide zwischen Oxus und Tarim reicht jetzt der Wille des Zaren.

[3]) Die Urheimath der Mongolen weist H. H. Howorth („The northern Frontagers of China“, Journal of the Royal Asiatic Society 1874, Bd. 7) in Russisch-Transbaikalien nach.

[4]) Hier schaltet der Text interessante Notizen ein eines Kalmak über ausgedehnte Stadt- und Tempelruinen mit Bildern des Buddha in der bekannten Kukunor-Gegend, südöstlich des Lob-See. Vergl. oben S. 217 ff.

---

[1]) Es kann hier nur vorgeführt werden, was der seßhaften Bevölkerung gemeinsam ist, unter Weglassung der Lebensgewohnheiten einzelner Stämme, insbesondere der Nomaden.

geschnitten sind; dieses Gefäß führt den Urin ab und hält das Bett rein. Am vierzehnten Tage badet die Frau, legt neue Kleider an und empfängt Besuche; der Tag, an welchem das Kind seinen Namen erhält, wird zum Festtage, wobei der mitwirkende Astrologe die Zeichen deutet. Die Beschneidung verfiel unter der chinesischen Herrschaft, wird aber jetzt vom Barbier unter großen Feierlichkeiten vorgenommen, wozu alle Weiber der Verwandtschaft und Nachbarschaft zugezogen werden. Die Zeit der Beschneidung bestimmt der Astrologe; man vollzieht sie zwischen dem zweiten und zehnten Lebensjahre des Kindes. Im Alter von acht bis zehn Jahren sendet man die Kinder in die Schule, ein niedriges schlecht gelüftetes Erdgeschoß in einer belebten Straße, zuweilen ein Laden im Bazar, wo die Kinder, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite, auf treppenförmig sich erhöhenden Tritten kauern. Man lehrt den Kindern lesen und schreiben, den größten Theil der Zeit nimmt das Einüben der Gebete in Anspruch; der Lärm dabei ist unglaublich groß. Schulzwang besteht nicht; die Schulen sind Privatunternehmungen, doch üben Geistlichkeit und Beamte auf die Eltern einen Druck aus, damit Jeder lesen und schreiben lerne. Das Schulgeld beträgt 50 Pfennig im Monat im Mindestbetrag. Höhere Lehranstalten, Madrassa, finden sich mehrere in jeder größern Stadt, auch hier wird jedoch zu viel Gewicht auf die Religion gelegt.

Oeffentliche Spiele mit Ball und Kegel, Scheibenschießen, Schach- und Würfelspiel kennt man wie bei uns. Im geselligen Umgang legt man sehr viel Gewicht auf Beobachtung der herkömmlichen Formen im Gruß, bei Besuchen ꝛc.; man sagt sich Salam alaikum, „Friede sei mit Dir“, unter Senkung des Kopfes nach vorn, die Hände über der Magengegend gefaltet. Theegesellschaften, Concerte und Tänze, wobei die Frauen allein sehr anständig sich drehen, sind häufig; mit Guitarre, Violinen, Flageolet, Cymbel, Klangteller und Pauken macht man Musik; Bettler und Gaukler trifft man als wandernde Musikanten überall.

Bei herannahendem Tode kreuzt man dem Sterbenden die Hände über der Brust, streckt ihm die Beine und bindet die großen Zehen beider Füße zusammen. Den Priester (Mulla) ruft man erst nach eingetretenem Tode; ihm liegt die Waschung des Körpers ob. Dem Todten schließt man den Mund und bindet noch die zwei Daumen zusammen; dem Leichenzuge folgen Frauen, Kinder und Verwandte; über dem offenen Grabe wird ein Schaf geopfert, dessen Fleisch dem Mulla gehört.

An den Häusern ist der Mangel jeglicher architektonischer Zier auffallend; einige Moscheen und ältere Gebäude für höhere Zwecke ziehen allein die Aufmerksamkeit auf sich. Das Wohnhaus ist einstöckig, aus ungebranntem Lehm aufgeführt und hat ein flaches Dach; die Häuser Wohlhabender stehen von der Straße zurück und haben vor sich einen geräumigen Hof. Die innere Eintheilung ist durchgehends die niedriger kleiner Zimmer, die auf eine größere Halle ausmünden; diese liegt in der Mitte des Hauses und hat den Ausgang in eine offene Veranda, von welcher man auf etlichen Stufen in den Haushof hinabsteigt. Die schmalen Fensteröffnungen sind durch einen mit Papier beklebten Rahmen oder mit Holzladen zu schließen. In der Decke eines jeden Zimmers ist ein viereckiges Luft- und Lichtloch. Der Boden ist nicht gedielt, sondern besteht aus festgestampftem Thon. Die Thüren sind nicht gestemmt, sondern aus Längsbrettern zusammengefügt, das Schloß ersetzt ein Holzriegel, der von außen mit einem sinnreichen Schlüssel von Holz zurückgeschoben wird. Die Feuerplätze sind untermauert und mit Rauchfang versehen. In Ausführung und Regelmäßigkeit der Linien sind die Häuser den indischen voraus, aber in Erhaltung und Ausbesserung der Schäden sind die Leute so nachlässig wie diese. Unglaublich unreinlich sind die Umgebungen der Häuser wie der Straßen. Den Städten fehlen freie Plätze, öffentliche Gärten oder Straßenanlagen; die Straßen sind ungepflastert, eng und voll Schmutz. „Städte und Häuser unterscheiden sich in nichts von denen in Afghanistan oder dem westlichen Persien.“

Die Nahrung ist nahezu dieselbe wie unter Europäern; man ißt alles, was genießbar ist. Fleisch wird in großen Mengen verzehrt und ist so billig, daß es sich auch der Aermste verschaffen kann; unter der chinesischen Herrschaft kannte man keine Speiseverbote, jetzt ist es untersagt, Schweine, Hunde und Esel zu verzehren. Alles Brot ist mit Sauerteig angemacht, Weißbrot ist von ausgezeichneter Güte; Milch nimmt man wenig, frische Butter sieht man selten, sie wird sofort ausgelassen. Das Getränk bildet Thee, der vor, während und nach der Mahlzeit genossen wird, sonst Wasser, klar oder gesüßt. Wein und gebrannte Getränke sind verboten. Der Anzug besteht im heißen Sommer aus leichten Baumwollstoffen und Seide, im Winter aus dickem Tuch, Filz und Pelzwaaren, bei Reichen mit Seide verziert. Männer tragen auf dem Kopfe eine Mütze von Seide, Pelz, Filz ꝛc.; einen Turban darf der gemeine Mann nicht tragen. Den Körper schützt ein Hemd aus Baumwolle, darüber ein weiter über einander geschlagener Rock; die Beine stecken in Hosen aus Baumwolle, Tuch oder Leder, die Füße bei beiden Geschlechtern in Stiefeln oder Schuhen, die im Winter mit Filzstrümpfen gefüttert sind. Auf Reisen trägt man einen Ueberwurf aus Leder. Frauen tragen Hemd, Hosen, weiten Kittel, langen Rock und Schulterüberwurf; den Kopf bedeckt eine niedere Mütze, ähnlich jener der Männer.

* *
*

Der ethnographischen Forschung ist in Ostturkistan ein weites Feld eröffnet. Am schwarzen Urvolk um den Lob-See wird sich die Behauptung Hodgson's [1]) erweisen, daß die Bewohner der Waldgebirge Indiens, oder wenigstens einige derselben, eines Stammes waren mit den ältesten Bewohnern Centralasiens. Der Urtypus des türkischen Volkes bleibt noch aufzudecken; noch ist kein Gelehrter in das Gebiet des alten Uigurien, in den östlichen Thian-schan, gedrungen. Die vielen Völkerschaften, in welche sich die große Familie der Türken und Tataren durch Vermischung mit Ariern und Völkern tungusischer Abstammung gliederte, harren noch der wissenschaftlichen Beobachtung. Erhoben ist nur, daß den allgemeinen Charakter der Bevölkerung hier wie in Indien weder die Urbewohner noch die späteren Einwanderer, sondern arische Völker bestimmten. Unter der Ungunst der politischen Verhältnisse sanken zwar die gegenwärtigen Vertreter der alten Ansiedler zur unterdrückten, verachteten und zaghaften Nation herab, aber keines der Völker, die später sich hierher wandten, konnte die starke formbildende Kraft vernichten, welche dieser Race inne wohnt.

---

[1]) B. B. Hodgson: Colonisation of the Himalaya, Calcutta 1857, p. 94. 177. Vergl. Campbell in Proceedings of the Asiatic Soc. of Bengal 1865, p. 146.

Kampf des Sommers und Winters.

Geschichtliche Entwickelung und geographische Verbreitung der Sitte.

Von Dr. **Konrad Zacher** in Halle.

I.

In Bd. 30 Nro. 19 des „Globus“ hat H. F. Schmidt dankenswerthe Mittheilungen gemacht über verschiedene volksthümliche Frühlingsfeiern in Thüringen, und daran einige Notizen über die Arten und das Wesen dieser Feiern überhaupt angeknüpft. Ursprung und Entwickelung derselben lassen sich aber noch genauer erkennen und verfolgen, als er es gethan hat; ja es ist sogar möglich, ganz ähnliche Feiern bei den Völkern des classischen Alterthums nachzuweisen.

Diese eigenthümlichen, in verschiedenen Formen durch ganz Deutschland, durch England und Skandinavien, durch viele slavische Länder verbreiteten, und auch den romanischen Völkern nicht fremden Bräuche, die sich auf Empfang des Frühlings und Austreiben des Winters beziehen, haben seit Jahrhunderten nicht nur das Auge der aberglaubenfeindlichen Geistlichkeit auf sich gezogen, ihr höchstes Mißfallen erregt, und sie zu leider wohl oft erfolgreicher Bekämpfung veranlaßt, sondern sie sind auch verschiedentlich Gegenstand gelehrter Untersuchungen geworden. Aber erfolgreiche Behandlung konnten sie erst finden in unserm Jahrhundert, nachdem eine neue Richtung der Wissenschaft des deutschen Volkes Sprache, Sitte und Dichtung sich zum Gegenstand erwählt hatte, und haben sie gefunden durch die beiden genialsten und feinsinnigsten Kenner deutscher Art und deutschen Volksgeistes, J. Grimm und L. Uhland [1]). Durch dieser Männer Forschungen sind wir in den Stand gesetzt, nicht nur den jetzigen Zustand dieser Bräuche in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes zu überblicken, sondern auch ihre Entwickelung rückwärts bis in graue Zeiten zu verfolgen.

Ein eigenthümlicher Charakterzug des deutschen Volkes ist von uralter Zeit her die innige, gemüth- und poesievolle Freude an der umgebenden Natur gewesen. Nicht nur die lebenden Wesen des Waldes und Feldes, mit denen er in Berührung trat, dachte der Deutsche sich als ihm nahverwandte, menschlich fühlende und denkende Wesen; auch mit Wald und Feld und Berg und Heide selbst war er innig verwachsen, sie gehörten zu seiner Existenz, und an allem Wechsel im Leben der Natur nahm sein eigenes Leben gemüthvollen Antheil. Vor allen entzückte ihn die Schönheit der sommerlich geschmückten Erde: der Winter war ihm ein feindliches, finsteres Wesen, das die leuchtende Sonne und mit ihr alle Heiterkeit und Freude raubt. Um so freudiger ward er erregt durch die Wiederkehr des wonnigen Frühlings, das Wiederaufleben der Erde im Mai. Es ist bekannt, welche große Rolle Frühling und Vogelgesang bei den deutschen Lyrikern des Mittelalters spielen. Wenn der Lenz einzieht, dann schmückt sich die Erde mit fröhlichem Grün und bunten Blumen, dann beginnt die Zeit der Freude und Liebeslust. Häufig stellen sie sich den Frühling (den sie auch „Herr Mai“ nennen) und den Winter persönlich dar, jenen als den frischen, jungen, siegreichen Helden und König, der durch Boten schon vorher seine Ankunft verkündigt und dem Winter Krieg ansagt; mit reicher Gefolgschaft und mächtigem Heere rückt er ein, im grünlaubigen Kleid, und vertreibt den Winter nebst seinen Gesellen, dem Reif und Schnee. Freudig wird er empfangen, wie ein einziehender König, und wie dieser reichlich Gaben vertheilt, so ertheilt er freigebig an Wald und Wiese, an Berg und Thal wunneclîchiu sumerkleit. Eine reiche Sammlung von Dichterstellen der Art hat Grimm zusammengestellt S. 719 ff.

Das sind nun freilich Vorstellungen, wie sie der dichterischen Denk- und Ausdrucksweise überhaupt gemäß sind. Aehnliches findet sich bei Dichtern aller Zeiten, und für uns liegt es am nächsten, uns an unsern Göthe zu erinnern:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises, 2c.

Aber bei den deutschen Dichtern des Mittelalters finden sich diese Gedanken so oft, daß wir in ihnen einen nationalen Zug und volksthümliche Vorstellungen erkennen müssen. Es zeigt sich auch hier jene Verwandtschaft zwischen der Poesie der Dichter und der unbewußten dichterischen Kraft des Volksgeistes. Alle ursprünglichen Schöpfungen des Volksgeistes sind poetisch, und vor allem die religiösen, mythischen Vorstellungen; und alle Volksbräuche, die ja schließlich immer mit jenen mythischen Vorstellungen zusammenhängen, tragen einen poetischen Hauch. So auch die Volksbräuche, von denen wir hier sprechen, denen dieselbe Anschauung zu Grunde liegt, wie jenen bildlichen Ausdrücken der Dichter.

Von ältester Zeit her faßte das deutsche Volk Winter und Sommer als persönliche Wesen auf, als feindliche Herrscher, die mit einander um die Herrschaft streiten. Und um der Freude über das Wiedererwachen der Natur Ausdruck zu geben, wurde dieser Kampf von Winter und Sommer, bei dem der Winter unterlag, mimisch dargestellt. Dies ist die ursprüngliche Form, aus der alle jene verschiedenen Arten der Frühlingsfeier hervorgegangen sind. Natürlich hat sich jener alte Brauch im Laufe der Zeit immer mehr und mehr, an manchen Orten stärker, an anderen weniger abgeschwächt, und sich in seiner ursprünglichen Form nur selten noch erhalten. Ein förmlicher Kampf findet noch statt in den Rheingegenden, ferner in Schwaben, Bayern, der Schweiz und überhaupt den Alpenländern. Zwei Burschen, der eine als Winter in Stroh oder in Moos eingemummt, der andere, der Sommer, mit Epheu oder frischem Grün bekleidet, beide von zahlreichem Gefolge umgeben, treten auf und ringen mit einander, bis der Winter zu Boden geworfen ist. Dann wird demselben seine Hülle abgerissen, zerstreut, und ein sommerlicher Kranz oder Zweig herumgetragen. Dazu singt das Gefolge ein Lied, welches den Sieger preist und begrüßt, den Winter verhöhnt, wie jenes Tra ri ra, der Sommer der ist da 2c. oder:

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 715 ff.; Uhland, Ueber die deutschen Volkslieder, Ges. Schr. Bd. III, S. 17 ff.

Ja Ja Ja, der Sommertag ist da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stube hinaus.

Oder:

Stab aus! dem Winter gehn die Augen aus:
Veilchen, Rosenblumen,
Holen wir den Sommer,
Schicken den Winter übern Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.

In Frankfurt am Main sang man:

Hawele Hawele Lone,
Die Fastnacht geht bald one,
Unten in dem Hünkelhaus,
Hängt ein Korb voll Eier h'raus.
Droben in der Fürste
Hängen die Bratwürste.
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen.
Glück schlag ins Haus,
Komm nimmermehr heraus.
Violen und die Blumen
Bringen uns den Sommer.
Ri Ra Rum!
Der Winter ist bald rum!
Der Sommer ist so keck
Und wirft den Winter in den Dreck.

Anderwärts wird während des Kampfes gesungen:

Stab aus, Stab aus,
Stecht dem Winter die Augen aus;

und nach beendigtem Kampfe:

So treiben wir den Winter aus
Durch unsere Stadt zum Thor hinaus.

Die älteste Erwähnung dieses Brauches findet sich in Sebast. Franck's Weltbuch 1542: „Zuo mitterfasten ist der Rosensontag ꝛc. An disem tag hat man an etlichen orten ein spil, daß die buoben an langen ruoten bretzeln herumb tragen in der statt, und zwen angethone mann, einer in Singrüen oder Ephew, der heißt der Summer, der ander mit gmöß angelegt, der heißt der Winter, dise streiten mit einander, da ligt der Summer ob, und erschlecht den Winter, darnach geht man darauff zum wein."

Wie aber die Homerischen Helden vor dem Kampfe sich mit Schmähworten reizten, wie Hildebrand und Hadubrand, bevor sie zum Schwertkampf schreiten, Rede und Gegenrede wechseln, so ist zu vermuthen, daß dies auch in diesem mimischen Kampfe Winter und Sommer gethan haben werden. Und in der That fand noch in diesem Jahrhundert in der Schweiz an verschiedenen Orten ein solcher Wettgesang statt zwischen dem Sommer, der, um die Wärme anzudeuten, ein Hemd übertrug, und in der einen Hand einen Baum mit Birnen und Aepfeln, vergoldeten Nüssen und flatternden Bändern, in der andern einen vielfach gespaltenen Knüttel hielt, und dem Winter in einfacher Winterkleidung und ebenfalls dem Knüttel, mit dem sie nach jedesmaligem Absetzen dem andern kräftig auf die Schulter klopften. In der Ukermark wurden vor Jahren zur Weihnachtszeit Sommer und Winter durch zwei alte Frauen dargestellt; „der Sommer trug Sense und Hacke, der Winter einen Dreschflegel, mit denen jedes die in seine Zeit fallenden Beschäftigungen darstellte. Ein Berichterstatter wußte von den Worten des Streites nur noch das folgende Bruchstück:

Winter:

Ich bin der Winter stolz,
Ich baue Brücken ohne Holz.

Sommer:

Ich bin der Sommer fein,
Ich mähe mein Korn
Und hacke es wohl auf,
Und fahr es in die Scheun.

Winter:

Ich dresche das Korn und fahr es zur Stadt,
Daß jeder seine Nahrung davon hat"[1]).

Streitlieder der Art sind mehrfach aus alter Zeit bekannt. Z. B. folgendes Volkslied des 16. Jahrhunderts[2]):

Sommer:

Heut ist auch ein fröhlicher Tag,
Daß man den Sommer gewinnen mag;
Alle ihr Herren mein,
Der Sommer ist fein.

Winter:

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit Recht,
O lieber Sommer, du bist mein Knecht!
Alle ihr Herren mein,
Der Winter ist fein.

Sommer:

So bin ich der Sommer also fein,
Zu meinen Zeiten da wächst der Wein;
Alle ihr Herren mein,
Der Sommer ist fein.

Winter:

O Sommer, du sollst mir nichts gewinnen,
Ein frischen Schnee will ich dir bringen;
Alle ihr Herren mein,
Der Winter ist fein.

Sommer:

O Winter, wir haben dein genug,
Nun heb dich aus dem Land mit Fug!
Alle ihr Herren mein,
Der Sommer ist fein.

Winter:

Wohl aus dem Land laß ich mich nit jagen,
O Sommer, du mußt mit mir verzagen;
Alle ihr Herren mein,
Der Winter ist fein.

Sie zählen gegenseitig ihre Vorzüge auf, und schließlich muß der Winter sich überwunden geben, und in den Refrain des Sommers einstimmen:

Alle ihr Herren mein,
Der Sommer ist fein.

Lieder ähnlicher Art sind schon aus dem 15., ja 14. Jahrhundert erhalten (auch Hans Sachs hat ein „Gespräch zwischen dem Sommer und dem Winter" gedichtet, gedruckt 1538) und nicht nur deutsche, sondern auch französische. Ja, schon ein lateinisches, in Deutschland oder England entstandenes Gedicht des 8. oder 9. Jahrhunderts weist auf dies Sommer- und Winterspiel hin, indem Winter und Sommer zunächst über den Kuckuck, der von jeher den Deutschen als Frühjahrsbote galt, dann über ihre eigenen Vorzüge streiten. „Am Frühlingstage kommen die Hirten von den Bergen herab unter dem Baumschatten zusammen, um dem Kuckuck lobzusingen. Unter ihnen der junge Daphnis und der ältere Palaemon. Auch der Frühling mit dem Blumenkranze und der alte Winter mit struppigen Haaren kommen heran und erheben einen großen Streit über das

[1]) Kuhn in Haupt's Zeitschr. 5, 478.
[2]) Uhland, Deutsche Volkslieder, Nr. 8.

Lied des Kuckucks. Sie werden redend aufgeführt. Der Frühling wünscht, daß sein liebster Kuckuck komme, allen ein werther Gast, mit röthlichem Schnabel gute Lieder anstimmend, daß er komme mit fröhlichem Sproß und die Kälte vertreibe, der Begleiter und Liebling des Phöbus im Wachsen des heitern Lichts; Blumen bringt er im Schnabel und schafft Honig herbei, erbaut Häuser und beschifft sanfte Wellen, zeugt Nachkommen und bekleidet lachende Felder. Der Winter dagegen singt dem Vogel Scheltreden, er will, daß der Kuckuck nicht komme, sondern in schwarzen Höhlen schlafe, bring' er doch stets den Hunger mit, wecke Schlachten, breche die liebe Ruhe, stürme Land und Meer auf. Einander selbst auch machen die Sprecher den Vorzug streitig. Der Winter rühmt sich seiner Schätze, seiner frohen Mahle, der süßen Rast und des warmen Feuers im Hause. Der Frühling schilt des Gegners Trägheit und Wohlleben und fragt, wer dem Schläfrigen Reichthümer aufhäufe, wenn nicht zuvor Frühling oder Sommer für ihn arbeite? Wahr! erwidert der Winter, weil jene mir arbeiten, sind sie auch meine Knechte, die für mich, ihren Herrn, alle Frucht ihrer Arbeit bewahren. Nicht einen Herrn erkennt in ihm der Frühling, nur einen hochmüthigen Bettler, der sich nicht zu nähren vermöge, wenn nicht der kommende Kuckuck ihm Nahrung reiche. Da entscheidet von hohem Sitze Palaemon und gleichmäßig die ganze Hirtenschaar, daß der vergeuderische, grimmige Winter schweigen soll, und der theure Gast, der Kuckuck, schleunig kommen möge, den Alles, Erde, Meer und Himmel, erwarte. Zum Schluß rufen sie ihm Heil, für immer Heil" [1]).

Nur in Aeußerlichkeiten ist dies Gedicht eine Nachahmung Virgil's, der Kern ist deutsch und ein wichtiges Zeugniß für die schon damals in deutschen Landen gebräuchliche Frühlingsfeier durch Sommer- und Winterstreit. Weitere Zeugnisse liefern englische Dramen des 16. Jahrhunderts. „Thomas Nash läßt in einem Stücke von 1593 die vier Jahreszeiten nebst ihrem Anhang spielen und zwar den Frühling mit einem Gefolge, das in grünes Moos „vorstellend kurzes Gras" gekleidet ist, und ein Lied absingt, worin der Ruf des Kuckucks und anderer Vögel wiederkehrt, mit dem man jetzt in allen Straßen begrüßt werde. Auch Shakespeare führt in einem Lustspiele, das 1598 zuerst erschien, den Winter und den Frühling auf, jenen durch die Eule, diesen durch den Kuckuck kenntlich gemacht, und in dem Wettgesange, den sie anstimmen, wiederholt der Frühling das lustige: Kuku! der Winter das nächtliche Tuten der Eule. Gehören auch die Lieder, wie sie vorliegen, den Schauspieldichtern an, so ist doch ein volksmäßiger Grund solcher Darstellung nicht zu bezweifeln" [2]). Und in der That wissen wir von einem derartigen Brauch aus Altengland. An die Stelle des vermummten Winters und Sommers traten hier allegorische Pflanzen: den Sommer stellte der glänzende grüne Hulst, den Winter der dunkele Epheu dar. „Hulst steht in der Halle, lieblich anzuschauen; Epheu steht vor der Thür und friert gewaltig; Hulst und seine lustigen Leute tanzen und singen, Epheu und seine Mägde weinen und ringen die Hände; Epheu hat eine Frostbeule: so wird es allen angewünscht, die zu Epheu halten; Hulst hat Beeren, roth wie eine Rose, Förster und Jäger hüten dieselbe vor den Rehen; Epheu hat Beeren, schwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und frißt sie auf; Hulst hat Vögel, eine gar hübsche Schaar, die Nachtigal, den Papagei, die artige Lerche; guter Epheu! was für Vögel hast du? keinen als das Käuzlein, das schreiet hu, hu! Der Kehrreim fordert Epheu auf, dem Hulst gebührend die Meisterschaft zu lassen" [1]). Das Absingen war wohl mit einer mimischen Vorstellung verbunden, in der Hulst und Epheu durch vermummte Personen dargestellt wurden. Eigenthümlich und wichtig ist, daß dieser Gebrauch schon zur Weihnachtszeit stattfand. Aehnliches muß auch in Deutschland existirt haben, wenigstens ist in einem alten deutschen Volkslied ein ähnlicher Streit zwischen Buchsbaum und Fahlweidenbaum enthalten. Scheinbar hiervon gänzlich verschieden, ist doch von gleichem Ursprung eine andere englische Sitte, daß nämlich sowohl zur Weihnachtszeit als im Mai der Drachenkampf des heiligen Georg entweder mimisch dargestellt, oder doch die Erzählung davon vorgetragen wird. Denn, wie wir weiterhin sehen werden, ist der Drachenkampf eine symbolische Darstellung der Ueberwindung des Winters durch den Sommer, die sich bei allen indogermanischen Völkern findet.

Wieder andere Gestalt hat der Kampf zwischen Winter und Sommer im Norden angenommen. „Olaus Magnus meldet: die Schweden und Gothen haben einen brauch, daß in den stätten die oberkeit den ersten tag meiens zwei geschwader reuter von starken jungen gesellen und männern versammeln läßt, nicht anders als wolt man zu einer gewaltigen schlacht ziehen. Das ein geschwader hat einen rittmeister, welcher unter dem namen des Winters mit vil pelzen und gefütterten kleidern angethan und mit einem winterspieß bewapnet ist: der reitet hoffertiglich hin und wieder, wirft schneeballen und eisschemel von sich, als wolte er die kelte erlängern, macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das ander geschwader auch einen rittmeister, den heißt man den Blumengraven, der ist von grünem gezweig, laub und blumen bekleidet, auch mit andern sommerkleidern angethan und nicht fast werhaft, reitet mitsampt dem winterhauptmann in die stadt ein, doch ein jeder an seinem besondern ort und ordnung, halten alsdann ein offenlich stechen und turnier, in dem der Sommer den Winter überwindt und zu boden rennet. Der Winter und sein Gefolge werfen um sich mit Asche und Funken, das sommerliche Gesinde wehrt sich mit Birkenmeien und ausgeschlagnen Lindenruten; endlich wird dem Sommer von dem umstehenden Volk der Sieg zugesprochen" [2]).

Dies Volksfest, an dem nicht selten Adel und Könige theilnahmen, hat sich noch erhalten, aber nur in der abgeblaßten Gestalt der Einführung des Sommers (före sommer i by) durch feierlichen Umzug des Maigrafen am Walpurgistage, der sich durch Zuwerfen des Kranzes ein Mädchen als Maiin (Maiinde) wählte (Uhl. S. 31), und in Niederdeutschland in dem Mairitt, d. h. dem Einholen grünen Buschwerkes (des Maien) aus dem Wald. Von Kampf und Streit ist hier nichts mehr geblieben. Aber deutlich erkennen wir hier, wie die in ganz Norddeutschland verbreitete Sitte des Sommereinholens aus jener ältern Form des Sommer- und Winterkampfes hervorgegangen ist. Der alte Brauch wird mit der Zeit immer mehr verstümmelt, und wir können die Phasen dieses Verwitterungsprocesses deutlich verfolgen. In manchen Gegenden wird noch ein in Laub gehüllter Bursche ins Dorf eingeholt, wie in der Grafschaft Ziegenhain, in thüringischen Dörfern (Grimm S. 745); in holsteinischen Kirchspielen begeht man den Anfang des Maies so, daß man einen Burschen und ein Mädchen mit Laub und Blumen bekränzt und unter Musik in ein Wirthshaus geleitet, wo gezecht und getanzt wird (Gr. S. 737). Dies mag noch als ein Rest des persönlichen Auftretens des Sommers gelten. Aber wir

---

[1]) Uhland a. a. O. S. 23 ff.
[2]) Ebendas. S. 25.

[1]) Ebendas. S. 27.
[2]) Grimm, Mythl. S. 735.

haben gesehen, daß der Sommer auch bloß durch einen Baum oder Zweig, den er in der Hand hielt, charakterisirt wurde, ja daß an Stelle von Winter und Sommer geradezu Bäume traten. Und so wird denn auch der Sommer, den man begrüßt oder einholt, meist nur durch grünes Laubwerk oder Kränze angedeutet. So namentlich bei dem norddeutschen Mairitt. Hier war es meist die Aufgabe eines zu diesem Zwecke erwählten Maigrafen, in feierlichem Zug den mit Buschwerk beladenen Maiwagen einzuholen, und das Buschwerk dann zu vertheilen. Diese Sitte des Ausziehens in den Wald, um von dort den Mai einzubringen, ist schon alt; sie wird schon in einer altfranzösischen Erzählung aus dem 13. Jahrhundert erwähnt, und auch in der deutschen Geschichte spielt sie eine ernste Rolle: auf einer solchen Maienfahrt war es, daß König Albrecht I. erschlagen wurde [1]). An manchen Orten sind es die Kinder, die in den Wald ziehen, wie in Schwaben; ihr Führer ist Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Meist aber wird nur von der Jugend ein geschmückter Baum oder ein Kranz herum getragen, dabei gesungen und Gaben eingefordert. Noch weiter verblaßt ist die Sitte, wo nur der Brauch geblieben ist, grüne Bäume aufzupflanzen, wie es in vielen Gegenden Deutschlands zu Pfingsten üblich ist. In Gelderland pflanzte man Maiabends Bäume auf, die geschmückt und gleich Weihnachtsbäumen mit Kerzen behangen werden, dann folgte Gesang und Tanz (Gr. S. 738). Und unser lieber Weihnachtsbaum selbst ist nichts anderes, als der Rest jenes Kampfes zwischen Winter und Sommer, als ein Symbol des grünen, gabenreichen Sommers selbst. Denn daß jener Kampf in England schon zu Weihnachten dargestellt ward, haben wir oben gesehen: auch in einigen Gegenden Deutschlands wird er schon in dieser Zeit aufgeführt: einem mit Früchten und Bändern geschmückten Baume aber sind wir schon mehrfach als Symbol des Sommers begegnet. „So wird also zu Weihnachten mitten im winterlichen Schnee der grüne Tannenbaum als Andeutung der wieder nahenden Macht des Frühlingsgottes aufgepflanzt“ [2]).

[1]) Uhland a. a. O. S. 32.

[2]) Diese Deutung des Christbaumes bei Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder, S. 17.

Wie nun von dem alten Kampf des Winters und Sommers in manchen Gegenden nur die Einholung und Bewillkommnung des Sommers geblieben ist, so hat sich in anderen die andere Seite, die Vertreibung des Winters, vornehmlich erhalten, und zwar sind das, wie Grimm bemerkt, namentlich die slavischen Länder, von den Deutschen die den Slaven benachbarten mitteldeutschen, in denen der vertriebene Winter so die Hauptrolle spielt. Der Winter, auch Tod genannt, wird meist durch eine Strohpuppe dargestellt, die zum Dorfe hinausgetragen, und entweder über die Grenze oder ins Wasser geworfen, oder verbrannt wird. Daß diese Winteraustreibung mit jenem alten Kampf zusammenhängt, beweisen die dabei gesungenen Lieder, die ausdrücklich den Einzug des Sommers hervorheben, wie:

Nun tragen wir den Tod hinaus,
Das neue Jahr hinein.
Willkommen, angenehmer Frühling,
Willkommen, hervorgrünendes Gras,

das beweist auch die in slavischen wie deutschen Gegenden herrschende Sitte, nach Vernichtung der Strohpuppe einen jungen Baum abzuhauen, und in fröhlichem Zuge in das Dorf zu bringen, mit Versen dieser Art:

Nun haben wir den Tod ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und den Meien
Mit Blümlein mancherleien.

Aus diesen Versen geht auch klar hervor, wie die Idee des Todes und des Winters völlig ineinander übergeht, da dem Tod der Frühling, das neue Leben der Natur entgegengesetzt wird.

Analog ist die italienische und spanische Sitte, zu Mittfasten, am Lätaresonntag, eine Puppe zu binden, welche das älteste Weib im Dorfe vorstellt, von dem Volk, zumal den Kindern, hinausgeführt und mitten entzwei gesägt wird (segare la vecchia). Auch bei verschiedenen slavischen Völkern findet sich dieser Brauch. Hier ist also der Winter weiblich personificirt.

Alle diese Gebräuche sind, wo sie nicht mehr allgemeine Theilnahme der Dorfbewohner finden, sondern durch die Jugend ausgeführt werden, mit Gabenheischung verbunden.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— Auf Kosten der Humboldt-Stiftung der Berliner Akademie hat sich im Herbste 1876 Dr. Karl Sachs nach Venezuela begeben, um dort Humboldt's Studien über die Zitteraale wieder aufzunehmen und fortzuführen. Gegen Ende November befand er sich in Calabozo am Flusse Guarico und hatte seine Untersuchungen an den elektrischen Fischen des Orituco-Flusses (Nebenfluß des Guarico) begonnen.

— Die Befahrung des Içа oder Putumayo. Zu Beginn des Jahres 1875 unternahm Raphael Reyes, ein Mitglied des Handlungshauses Elias Reyes u. Comp. in Popayan in Columbia, eine Forschungsreise in den weiten fast gänzlich unbekannten Gebieten, welche den Südosten von Columbia, den Osten von Ecuador und den Westen der brasilianischen Provinz Alto Amazonas bilden, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, einen Verbindungs- und Handelsweg zwischen seiner Heimath und dem Thale des Amazonas zu ermitteln. Gegen Anfang März schiffte er sich auf dem Içа oder Putumayo ein, fuhr denselben hinab und bezeichnete ihn in einer an die brasilianische Regierung gerichteten Denkschrift als den gesuchten Handelsweg. Jener Strom entspringt auf dem Ostabhange der Cordillera de los Andes in 2° nördl. Br. östlich der Stadt Pasto und fließt mit südöstlicher Richtung dem Amazonenstrome zu, unterwegs 30 Flüsse, darunter mehrere schiffbare, und 25 große Bäche aufnehmend. Unter 3° 2′ südl. Br. mündet er, 1600 Seemeilen vom Meere entfernt, in den Amazonenstrom; sein 900 Meilen langer Lauf ist mit Ausnahme des ersten Zehntels durchweg schiffbar, selbst für Dampfer von gewissem Tiefgang. Die ersten hundert Seemeilen ist er bei Niedrigwasser nur 1½ Meter tief, weiterhin 2 bis 10 Meter. Die Wälder an seinem Ufer sind nach Reyes reich an Gummi elasticum, Sassaparilla, Cacao und Hölzern, das Klima gut, die Indianer an seinen Ufern friedlich und der Strom selbst der trefflichste Absatzweg für die columbischen Provinzen Pasto, Caldas, Popayan, Tuqueres und Obando mit ½ Million Einwohner, die Ackerbau, Viehzucht, Eisen- und Holzmanufactur treiben und Kaffee, Zucker, Taback, getrocknetes Fleisch, Talg, Häute u. s. w. exportiren könnten. Das einzige Hinderniß für die Ent-

wickelung der Schifffahrt sei nur der Mangel eines Schifffahrts- und Handelsvertrages zwischen Brasilien, Ecuador und Columbia [1]) (vergl. Petermann's Mittheil. 1876, S. 15).

Im December 1875 hatte Reyes bereits zwei Dampfer auf dem Iça zu schwimmen, die nach San José, 720 Meilen von der Mündung entfernt, bestimmt waren. Von dort müßte dann eine Straße nach Pasto erbaut werden (Bulletin de la Soc. de Géogr. Août 1876, p. 193). Am 4. Mai 1876 langte dann nach dem Handelsjournal von Rio Janeiro vom 22. Juni (s. L'Explorateur Nr. 78, p. 137) der erste Dampfer des Herrn Reyes von oben her in der kleinen brasilianischen Stadt Tocantins an und brachte eine circa 50,000 Kilogramm schwere Ladung von Chinarinde, Sassaparilla und Borretsch, welche das Unternehmen wenigstens in Etwas bezahlt machte. Damals schien Peru Schwierigkeiten zu machen, die jetzt gehoben sind. Denn die „Exploration" (Nr. 11, Nouvelles, p. 143) bringt die Nachricht, daß zwischen Peru und Brasilien ein Vertrag abgeschlossen sei, welcher die Schifffahrt auf dem Iça regeln und erleichtern sollte. Schon früher hatte Brasilien mit dem Hause Elias Reyes u. Comp. einen Contract wegen Errichtung einer brasilianischen Dampferlinie gemacht, welche die Ein- und Ausfuhr zwischen den Häfen des Amazonenstroms und dem Süden Columbias vermitteln soll. Damit träte zu den sechs großen regelmäßig von Dampfern befahrenen Strömen des nördlichen Brasilien (und Peru) — es sind der Amazonenstrom bis Yurimaguas, der Ucayale bis Sarayacu, der Purus bis zum Einflusse des Hyutanahani, der Madeira bis S. Antonio, der Rio Negro bis S. Izabel und der Tapajoz bis Itaituba — als siebenter nun der Iça oder Putumayo.

— Die peruanische Regierung hat mit dem Eisenbahnkönig Mr. Henry Meiggs einen Vertrag abgeschlossen, wonach letzterer die Eisenbahnen Oroya-Cerro de Pasco, Chimbote-Huaraz und die Cuyo-Bahn binnen vier Jahren fertig stellt und das Recht erhält, die ertrunkenen Bergwerke von Cerro de Pasco zu bearbeiten. Welche Reichthümer man sich von letzterer Unternehmung verspricht, erhellt daraus, daß die Regierung zwar der zu bildenden Gesellschaft 7 Proc. Zinsen von ihrem Anlagecapital von $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund garantirt, aber von dem Reinertrag der Bergwerke 25 Proc. pro Semester sich ausmacht, 30 Proc., wenn derselbe über 500,000 Pf. St., und 40 Proc, wenn er über 1 Million Pf. St. beträgt.

— Das „South American Missionary Magazine" für März 1877 enthält einen längern Bericht des Missionärs Jakob Resyek über sein Wirken unter den Hypurinas-Indianern, welche am obern Purus, einem südlichen Zuflusse des Amazonenstroms, zwischen 8° und 9° südl. Br. wohnen. Derselbe hatte im November 1876 vier Indianerkinder in Pflege, an welchen er eine interessante Entdeckung machte. „Die Indianer — schreibt er — haben eine Eigenthümlichkeit, welche ich erst unlängst entdeckt habe; jeder hat nämlich mehrere Namen, 2 bis 3, einen für den gewöhnlichen Gebrauch und die anderen für specielle (welche, giebt er leider nicht an) Gelegenheiten [2]). So heißt der eine Knabe von 13 Jahren Irima, Yuyuapu, Ischiricu; der andere Maniwa und Camariiuri, die beiden Mädchen von 11 und 6 Jahren Camarieuru, Hauyapa resp. Kimbari, Amankipa, Ushitru, so daß Jemand, der sein Leben lang unter diesen Indianern zugebracht hat, und in dessen Gegenwart über ihm wohl bekannte Leute gesprochen wird, nicht weiß, von wem die Rede ist. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß Männer und Frauen, sehr nahe Verwandte ausgenommen, selten oder nie mit einander sprechen und verkehren. „So oft wir von einer Anzahl Indianer beider Geschlechter besucht werden, so machen die Weiber sich doch stets mit der größten Bestimmtheit vor den Männern, Knaben ausgenommen, bei Seite und umgekehrt. Nur gezwungen nennen die Männer im Gespräche Frauennamen; selbst meine Kinder, die mich jetzt gut kennen, nennen mir auf Befragen nicht die Namen gewisser Frauen und Mädchen, außer wenn ich fest darauf bestehe. Als einzigen Grund geben sie an, daß die Frau böse würde — „capashi" nennen sie das. Doch setzen sie sich allmälig darüber hinweg."

— In den ersten Tagen des September 1876 sind nach „L'Exploration" (Bd. II, Nro. 1) 16 junge Leute, nämlich 3 Brasilianer, 4 Argentiner, 4 Spanier, 2 Engländer, 2 Deutsche und 1 Italiener von São Paulo, der Hauptstadt der gleichnamigen brasilianischen Provinz, aufgebrochen, um zu Fuße Buenos Ayres zu erreichen. Den letzten Nachrichten zufolge befanden sich dieselben schon auf dem Gebiete der Republica Oriental del Uruguay, nachdem sie die dichten jungfräulichen Wälder Südbrasiliens unter mancherlei Strapazen, Entbehrungen und Kämpfen mit wilden Thieren und Eingeborenen durchwandert hatten. Nach Vollendung des Wagstückes soll von zweien der Reisenden ein Bericht darüber aufgesetzt und in Buenos Ayres gedruckt werden.

— Von dem Herausgeber der jetzt leider (hoffentlich nur vorübergehend) eingegangenen trefflichen La-Plata-Monatsschrift, Richard Napp, ist mit Hülfe mehrerer Mitarbeiter ein ähnliches Handbuch für die argentinische Republik erschienen, wie wir es unlängst für Brasilien anzeigten. „Die Argentinische Republik" (Buenos Ayres 1876. Mit 6 Karten) wurde im Auftrage des Argentinischen Central-Comités für die Philadelphia-Ausstellung ausschließlich von einer Reihe deutscher Gelehrten bearbeitet — außer von dem Herausgeber rührt der Inhalt her von den Professoren Dr. H. Burmeister, Dr. A. Stelzner, Dr. Lorentz, Dr Weyenbergh, Dr. A. Döring, Minen-Ingenieur E. Hüniken, Schickendanz, Prof. Dr. M. Siewert und Major F. Melchert — und diese Autorschaft kann das Vertrauen zu den Angaben der äußerst brauchbaren und erwünschten Monographie nur erhöhen. Unter den Karten verdienen namentlich wegen des vielen neuen darin enthaltenen Materials die der Pampa und der Vertheidigungslinie gegen die Indianer (von dem verstorbenen Major Melchert) und die große Gesammtkarte des Landes (Maßstab 1 : 4,000,000) erwähnt zu werden. Wir gedenken auf den reichen Inhalt des Buches, eines wahren „standard work" für alle staatlichen und natürlichen Verhältnisse der Argentina, gelegentlich noch näher zurückzukommen.

— In der Argentinischen Republik ist das stete Kreuz und Leid der Regierung, die Indianerfrage, wenigstens vorläufig zum Vortheile der friedlichen Ansiedler im Süden der Provinz Buenos Ayres gelöst worden. Die Zahl der waffenfähigen Pampas-Indianer beträgt höchstens 6000, von denen namentlich die unter dem Häuptling Namuncura stehenden Puelches (3000 an der Zahl; ihre Sitze liegen zwischen 37° und 38° nördl. Br. und 64° und 67° westl. L. Gr.) durch stete Einfälle in die Colonistengebiete lästig fielen. Die Pampa begünstigte ihr unbemerktes Erscheinen und erleichterte ebenso ihr plötzliches Verschwinden, und selbst der ununterbrochene Befestigungsgürtel, welcher sich von Mercedes und Sarmiento im Norden durch vier Breitengrade bis zur Sierra de la Ventana (38° nördl. Br.) hinzieht, vermochte ihre Raubzüge nicht zu hindern. Der Kriegsminister, Oberst Alsina, unternahm nun im vorigen Jahre einen Zug in die Pampa, und es gelang ihm mit Hülfe seines großen Ingenieurcorps und einer starken Truppenmacht, jene Befestigungslinie unter steten Indianerangriffen um etwa zwei Grade weiter nach Westen vorzuschieben, so daß sie jetzt

[1]) Auch peruvianisches Gebiet muß der Fluß durchströmen, da weiterhin auch dieser Staat bei den bezüglichen Verhandlungen sich betheiligt. Die Karten jener Gegend sind noch durchaus unzuverlässig.

[2]) Diese Sitte der gleichzeitigen Führung mehrerer Namen, welche noch näherer Erklärung bedarf, ist in Richard Andree's interessanter Arbeit: „Die Personennamen in der Völkerkunde" (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 1876, S. 253) noch nicht erwähnt, also wohl noch nicht bekannt gewesen.

ungefähr mit der Linie Sarmiento-Bahia Blanca zusammenfällt. Es wurden auf derselben eine Reihe Forts errichtet und mit einem breiten und tiefen Graben unter einander verbunden. Nicht allein sind durch diese Maßregel der Republik 8000 bis 10,000 Quadratleguas guten Weidelandes gewonnen, sondern die Indianer sind auch in Zukunft genöthigt, ehe sie die Vertheidigungslinie erreichen, eine weite wasserlose Wüste zu kreuzen, was ihre Einfälle mindestens bedeutend erschweren muß. Dem „Buenos Ayres Standard" zufolge wären die Landpreise in den nun gesicherten Districten schon im Steigen begriffen.

Ein neues Bradjagenthum in Sibirien.

Von **A. Kohn.**

Ich habe in meinen Artikeln über Sibirien sowie in meinem (in Vereine mit Dr. Richard Andree) bei Spamer in Leipzig herausgegebenen Werke „Sibirien und das Amurgebiet" öfters des „Bradjagenthums", des Vagabondirens, gedacht und diesen Krebsschaden dadurch erläutert, daß Gefangene aus den Strafanstalten entfliehen, sich im Lande zwecklos umhertreiben und durch Betteln und Stehlen ernähren. In der Zeit, als ich in Sibirien lebte, d. h. von 1864 bis 1870, war dort ein anderes Bradjagenthum nicht bekannt. Seit jener Zeit hat sich nun eine neue Art desselben entwickelt, welche ein trauriges Licht auf die socialen Verhältnisse des so reichen Landes und auf den Bildungsgrad seiner Bevölkerung wirft; ich theile aus einer Correspondenz des Herrn Putilow in Minusinsk im „Nowoje Wremja" (Neue Zeit) hier Einiges darüber mit. Putilow schreibt: Die unbegrenzten Flächen Sibiriens und Centralasiens haben hier das Bradjagenthum erzeugt. Ich spreche nicht vom Bradjagenthum der in die Strafarbeit und auf Ansiedelung gesendeten Verbrecher; dieses kann ja mit der Aufhebung der Verbannung aufhören. Wenngleich sich gegen zwanzig Tausend Individuen dieser Kategorie ununterbrochen im Lande umhertreiben, so hat das doch keinen Einfluß auf die seßhafte Bevölkerung; denn es verlockt nicht durch sein Beispiel. Eine ganz andere Sache ist es, wenn eine ganze Bevölkerung sich von Ort zu Ort bewegt, bessere Sitze sucht und nirgends die gewünschten Bequemlichkeiten findet, da überall zur Existenz Arbeit nothwendig ist. Zu diesem kommt noch das Bradjagenthum der Häretiker (Raskolnik, von raskolotj, spalten), welche zur Secte der „Stranniki" (Pilger) gehören. Dieselbe ist am Ende des 18. Jahrhunderts im Jaroslawer Gouvernement entstanden, fand aber in jener Zeit in Rußland nicht den geeigneten Boden für sich. Anders liegen die Verhältnisse in Sibirien. Die unermeßlichen Flächen dieses Landes haben die Bevölkerung schon ohnedies an das Wandern gewöhnt. In der letzten Zeit hat sich diese Wanderlust besonders stark unter den russischen freiwilligen Colonisten kundgegeben, und ihr Beispiel hat schon viele eingeborene russische Sibirier verführt.

In diesem Medium hat nun die Secte der Pilger eine große Anzahl Anhänger gefunden, welche sich in zwei Classen theilen, in eigentliche Pilger und in Pilgergastfreunde. Die Mitglieder der ersten Classe zerreißen alle Familien- und Gesellschaftsbande, machen das Paßwesen illusorisch, verändern ihre Namen und gehen in die „Taiga" (Urwald) oder vagabondiren in Dörfern, wo sie gefangen und ins Gefängniß abgeführt werden. Dieses wird als ein vom Antichrist bereitetes Martyrthum betrachtet. Die Mitglieder der zweiten Classe leben in Dörfern, fügen sich äußerlich den Anordnungen der Behörden, rechnen aber das Aufnehmen und Verbergen der eigentlichen „Pilger" zu ihren Hauptpflichten; sie achten die letzteren sehr hoch, sagen, daß sie vom Antichrist verfolgt seien, und halten verschiedene Verstecke in Bereitschaft, in denen sie die Pilger unterbringen.

Diese Secte hat sich nun über ganz Sibirien verbreitet und übt in ökonomischer und moralischer Rücksicht einen höchst verderblichen Einfluß. Besonders groß ist die Anzahl dieser Sectirer im Kreise Ischym und Jalutnrowsk (Gouvernement Tobolsk), Mariinsk und Bijsk (Gouvernement Tomsk) und Minusinsk (Gouvernement Jeniseisk).

Von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl ihrer Anhänger und gleichzeitig damit die Anzahl der Bradjagen in Sibirien.

Um zu zeigen, auf welche Weise sich die Anhänger des „Pilgerthums" vermehren, und welche Folgen dieses nach sich zieht, erzählt Putilow die Geschichte der am Flusse Ussa angesiedelten Pilger.

Gegen Ende der fünfziger Jahre erschien im Ischymer Kreise eine unbekannte Persönlichkeit, welche sich Thomas Jegorowitsch nannte, und die Lehre der „Pilger" vorzutragen begann. Dieser Apostel hatte schnell gegen hundert Anhänger erworben, welche er mit sich in den Bijsker Kreis führte, wo er ihnen versprach, daß sie das „Bjelowodije" (zu Deutsch das Weißwasser) finden würden [1]). Dort angelangt, zerstreute sich der größte Theil in der Taiga; die übrigen siedelten sich in verschiedenen Dörfern, hauptsächlich aber im Dorfe Taina an. Hiermit begnügten sie sich jedoch nicht, sondern forderten von Thomas, daß er sie nach Bjelowodije führe; doch der pfiffige Vagabond erklärte, daß der Weg dahin in Folge ihrer Sünden für sie versperrt sei, doch habe ihm Gott gesagt, daß bald Christus das zweite Mal kommen werde, und deshalb ertheilte er ihnen den Rath, ein tiefes Loch zu graben, es mit Bäumen aus dem Urwalde zu bedecken und sich in demselben vor dem Antichrist zu verstecken. Nachdem Meister Thomas seine Schüler in dieses Loch gesetzt hatte, nahm er ihnen ihre Habe und entlief in den Tschelabinsker Kreis, da in Bijsk zwischen ihm und der Polizei Streitigkeiten ausgebrochen waren.

Da die im tiefen Loche Sitzenden vergebens auf das Erscheinen des jüngsten Gerichtes warteten, kamen sie endlich wieder ans Tageslicht und gegen vierzig Familien dieser Sectirer machten sich auf den Weg nach Minusinsk, wo sie von einer Gegend am Flusse Ussa gehört hatten, die, von unzugänglichen Bergen ringsum eingeschlossen, von anderen bewohnten Landstrichen gänzlich geschieden sein sollte. Es fehlte ihnen aber ein Lehrer, und deshalb entsendeten sie eine Deputation an Thomas Jegorowitsch, der jedoch erst im Gouvernement Samara (im europäischen Rußland) gefunden wurde. Hier hatte dieser neue Prophet noch gegen fünfzig Familien angeworben, mit denen er nach Minusinsk reiste. Die Pilger vernichteten ihre Reisepässe, veränderten ihre Namen, gingen zum Generalgouverneur und erklärten, daß sie Häretiker, die von Kirgisen abstammten, gegen 30 Jahre umher gewandert und nun endlich entschlossen seien, sich an der Ussa fest anzusiedeln und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. Der Generalgouverneur untersuchte die Sache nicht gründlich und siedelte die Vagabonden an der Ussa, ganz in der Nähe der Landesgrenze und über 400 Werst von der nächsten russischen Behörde, an.

Thomas Jegorowitsch, der sich nun in Iwan Athanasiewitsch umtaufte, war hier vollständig autokratischer Herrscher. Er verfuhr vollkommen despotisch mit seinen Anhängern; Fremde wurden nicht gelitten, sondern getödtet oder von seinem Gebiete verjagt. Während seiner Irrfahrten hat dieser neue Prophet sich einige Grundsätze gebildet, welche von seinen Anhängern befolgt werden; nämlich 1. es sei keine Sünde, einen Orthodoxen zu ermorden, denn er würde durch Blut gekrönt und seine Seele werde im himmlischen Jerusalem gereinigt; 2. es sei keine Sünde, Orthodoxen Mundvorräthe

---

[1]) Das „Bjelowodije" ist das russische Eldorado, welches der gemeine Russe seit lange sucht. Die „Pilger" haben daraus ein Land gemacht, in welchem der wahre Glauben schon vor der Zeit des Patriarchen Nikon existirte und das dem russischen Kaiser nicht unterthan ist. Dieses Land soll natürlich überreich an allen Schätzen sein.

zu stehlen, denn Gott giebt sie ihnen bloß für die Pilger; 3. aber ist es eine große Sünde, der Behörde von einem Verbrecher Anzeige zu machen; denn hierdurch wird man dem Verräther Judas ähnlich und dient dem Antichrist.

Die Verwegenheit des Iwan Athanasiewitsch ging so weit, daß er am hellen Tage Menschen abschlachtete. Endlich entdeckte dies zufällig ein Beamter, der Fürst Apakidse, und Iwan Athanasiewitsch wurde mit drei Genossen ins Gefängniß nach Krasnojarsk gebracht, von wo er jedoch verschwunden ist. Ist er etwa gestorben? Es geht das Gerücht, daß er lebe, und daß er in Ussa sei; doch ist es unmöglich seiner habhaft zu werden.

Jetzt wollen die „Pilger" aus Minusinsk nach Wladiwostok übersiedeln. Einige Male haben diese Sectirer es versucht, im Jeniseisker Gouvernement ihr gelobtes Land „Bjelowodije" aufzufinden; eine Partie ging an die Quellen des Jenisei, eine andere kam sogar nach Tschuguttschak und an den obern Irtysch, aber das ersehnte Bjelowodije hat sie nicht gefunden. Merkwürdig ist, daß die Pilger einige geschriebene „Wegweiser nach Bjelowodije" besitzen. In einem derselben ist der Weg aus Rußland über Tomsk, Barnaul, Bijsk und das Dorf Umonsk, wo Pilger wohnen, und von hier an den obern Irtysch, über Kaschgar (!) vorgezeichnet; von dort aus ist es nach dem „Wegweiser" nicht mehr weit nach Bjelowodije.

Aus Rücksicht auf die Gemeingefährlichkeit dieser Secte wäre es, wie der Correspondent meint, nothwendig, daß gegen sie seitens der Regierung energische Maßregeln ergriffen würden, zu denen er auch die Schulpflicht zählt. Die Kirche kann mit diesen Sectirern nichts anfangen, denn sie würden sich doch immer statt in der Kirche an entlegenen Orten, im Verstecke der Taiga versammeln. Zum Aufsuchen ihres Bjelowodije sollen diese Fanatiker ungewöhnliche Summen ausgeben, so zwar, daß Putilow meint, daß sie für dieselben sehr gut einige gut bezahlte Lehrer unterhalten könnten. Selbst die allgemeine Heerespflicht soll nicht im Stande sein, diese Leute von ihrem Wahne zu heilen, denn wenn sie in fernere Gegenden gesendet werden, desertiren sie, wenn sie aber in nahen Garnisonen gelassen werden, bleiben sie in beständigem Verkehr mit ihren fanatischen Glaubensgenossen.

Hier sei noch bemerkt, daß Njemirowitsch-Dantschenko diese Secte auch in seiner Beschreibung Finnlands erwähnt, wo hin und wieder einige Individuen hinkommen, um sich von dem mildthätigen, aber ungebildeten Russen jener Gegend ernähren zu lassen. Soweit ich das russische Volk, d. h. den ungebildeten Bauern kenne, von Pskow bis an die Lena, bin ich überzeugt, daß es sehr leicht ist, ihm irgend einen Unsinn als den wahren Glauben aufzubinden; man muß es nur verstehen, die neue Lehre durch die Apokalypsis zu begründen, welche leider beim gemeinen Russen das Buch der Bücher und allgemein verbreitet ist. Wer dem russischen Volke wohl will, muß wünschen, daß die Regierung gerade die Verbreitung dieses Buches hintertreibe.

Hitze in Australien und Regenzauber der dortigen Eingeborenen.

H. G. Wie der diesjährige Winter in Europa sich durch eine außerordentliche Milde auszeichnet, so thut sich der gleichzeitige Sommer in Australien durch einen ungewöhnlich hohen Grad von Hitze hervor. Am 15. December vorigen Jahres stieg das Thermometer in Melbourne auf 31° R. im Schatten und auf 52° R. in der Sonne, in Adelaide auf resp. 36½° R. und 57° R. und in Sydney gar auf 37½° R. Von Plätzen aus dem Innern werden noch höhere Temperaturgrade berichtet. Z. B. stand das Thermometer in Walgett (Neu-Süd-Wales) auf 41° R. und in Edowie, westlich vom Lake Eyre in Südaustralien, auf mehr denn 39° R. im Schatten. „Es ist hier," schreibt man uns am 15. December von letzterem Platze aus, „gegenwärtig eine ganz entsetzliche Hitze. Krähen, Elstern, Diamantsperlinge und andere kleine Vögel liegen, von der Hitze getödtet, todt unter den Bäumen. Niemand weiß sich einer solchen Hitze und Dürre zu erinnern. Meilenweit umher giebt es keinen Grashalm und kein Wasser mehr und die Gebüsche vertrocknen. Die Eingeborenen haben sich zahlreich — mehrere Hundert — am Dalhousie, Peake und Stewart's Creek versammelt und sind halbverhungert. Es ist seit langer Zeit kein Regen gefallen, so daß es ihnen unmöglich wird, sich Wurzeln und Kräuter, auf die sie mit ihrem Lebensunterhalt hauptsächlich angewiesen sind, zu verschaffen. Man kann es den armen Geschöpfen daher nicht verdenken, wenn sie sich bemühen, dem Regen zu schmeicheln, daß er herabfalle. Dies geschieht in ungefähr folgender Weise. Sie verschaffen sich einen Adlerhabicht, reißen die Federn an den Flügeln aus und ziehen sie von den Spulen ab, um sie darauf in Bündeln zusammenzubinden. Dann entfedern sie den Körper des Vogels, wenden aber dabei die größte Vorsicht an, daß sie die Daunen nicht ausziehen, bevor die Federn ausgerupft sind. Nun erst nehmen sie die Daunen ab und stecken sie in einen Beutel. Nachdem dies Alles geschehen, öffnet einer der ältesten Männer des Stammes mit einem sehr scharfen Steine eine Ader am Arme oder an der Brust des sogenannten Regenmachers (diese Gabe soll, wie sie sagen, nur sehr Wenigen unter ihnen verliehen sein) und fängt das auslaufende Blut in einer Art hölzerner Schüssel auf, welche „peachie" (Pitschi) genannt wird und die aus einem Stücke massiven Holzes in der Länge von 1 bis 3 Fuß angefertigt ist. Er beschmiert sodann das Gesicht der Männer mit dem Blute und klebt die Daunen darauf. Man kann sich leicht vorstellen, welch ein scheußliches Aussehen ihnen dies giebt. Zum Schlusse beginnt eine Art Corroboree (Waffentanz), der oft drei bis vier Tage anhält. Sie nehmen sich dabei sehr in Acht, daß die Lubras (Frauen) sie nicht sehen, und auch ein verheiratheter Mann geht während dieser Zeit nicht ins Lager und spricht nicht mit seiner Gin (Ehefrau). Sofern es nun zufällig sehr wenig regnet, so lautet die Antwort, wenn man sie fragt, wer den Regen gemacht hat: „Ein anderer Blackfellow (Schwarzer) hat es gethan, nicht ich; ich glaube, ein Larrapinda- (Name eines benachbarten Stammes) Blackfellow hat es gethan." Regnet es dagegen heftig und die Creeks schwellen an, so rühmen sie sich gleich, daß sie es gethan haben.

* * *

— Im verflossenen Jahre sollen über 30,000 Einwanderer in Brasilien angekommen sein, die größte bisher erreichte Zahl.

— Vom 1. März ab hat der Oesterreichische Lloyd den in erfreulichem Aufschwunge befindlichen griechischen See- und Handelsplatz Patras in directen Dampfschiffsverkehr mit Konstantinopel u. s. w. gesetzt. Die Schiffe fahren alle zwei Wochen von Corfu ab und berühren unterwegs außer Patras den Piraeus, Volo, Saloniki, Kawalla, Lagos, Dedeaghatsch, die Dardanellen und Gallipoli.

— Zwanzigtausend Alligatorhäute werden alljährlich in den Vereinigten Staaten zu Leder verarbeitet. In früheren Jahren kamen diese Häute fast ausschließlich aus dem Staate Louisiana und bildeten in New Orleans einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel. Gegenwärtig aber ist die Thätigkeit der Alligator-Jäger hauptsächlich auf die Sümpfe und Moräste von Florida beschränkt, und die Beute wird von Jacksonville aus nach den nördlichen Gerbereien verschifft.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

V.

Madonna di Scarpello. Die Bocchesen.

Kaum hat man die Catene hinter sich, so ändert die Natur ihren Charakter und nimmt einen ernstern Ausdruck an, als sie in der fruchtbaren Umgebung von Castelnuovo hatte. Zur Rechten hat man die Halbinsel, welche zwischen Cattaro und dem Thale Xupa sich nach Norden vorschiebt und im Berge S. Elia zu 2390 Fuß ansteigt; auf dem schmalen Ufersaume zwischen Meer und Berg liegen die von Schiffern bewohnten Orte Stolivo und Perzagno, während gegenüber zur Linken eine eben solche nur kleinere Halbinsel sich nach Süden erstreckt und auf einem spitzen Ausläufer Perasto trägt. Vorn dehnt sich der weite Busen aus, an welchem Orahowatz und Cattaro selbst liegen, überragt von den wildzackigen montenegrinischen Grenzbergen; rückwärts öffnet sich die dreieckige, von bewaldeten Bergen eingeschlossene Bucht von Risano, das schon zu Römerzeiten unter dem Namen Risinium dieselbe Lage inne hatte. An der Ausmündung dieser letztern Meeresweitung liegen zwei kleine flache Inselchen, deren jedes so ganz mit Baulichkeiten bedeckt ist, daß diese unmittelbar auf der Meeresfluth zu schwimmen scheinen: es sind Madonna di Scarpello und S. Giorgio, erstere im Besitze eines wunderthätigen Marienbildes, letztere eine ehemalige Benedictinerabtei tragend. Das Marienkirchlein von Scarpello ist architektonisch nicht gerade beachtenswerth, unterscheidet sich aber von den anderen schmucklosen Kirchen der Gegend durch seine mit Bildern und Votivtafeln aus getriebenem Silber bedeckten Wände, durch seine Deckengemälde und seinen marmornen Fußboden und Altar. Auch das hochverehrte Cultusbild selbst besteht aus getriebenem Silber und nur die Köpfe der Maria und des Jesuskindes sind gemalt, noch byzantinischem Stile, wie etwa die Marien Cimabue's oder Taddeo Gaddi's. Nach Ansicht der Bocchesen aber, deren es so viele schon auf Anrufen aus Sturmes- und Türkengefahr gerettet hat, ist es ein Meisterwerk des heiligen Lucas selbst und hat die Reise von Negroponte, seinem frühern Aufenthaltsorte, nach den Bocche allein und ohne jede menschliche Hülfe ausgeführt. Denn am 22. Juli 1452 fanden es Fischer auf dem einsamen Scarpello-Felsen, umgeben von strahlenden Lichtern. Im feierlichen Geleite aller Boote und Schiffe, so viel deren die Bocche zählten, wurde es in die Hauptkirche von Perasto übergeführt, was aber nichts half, da es am folgenden Morgen wieder nach seiner Klippe zurückgekehrt war. Und das wiederholte sich noch zweimal, so daß die Bocchesen als die Klügeren nachgaben, den Fels ebneten, durch Versenkung von Steinen und alten Schiffen vergrößerten und eine Kirche darauf erbauten, welche ihre jetzige Gestalt im Jahre 1630 erhielt. Noch heutigen Tages ist es bei den Perastinern Sitte, wenn sie an einem der Ehrentage der Madonna, dem 22. Juli, zur Insel herübergefahren kommen, daß jeder einen mitgebrachten Stein an deren Ufer versenkt, um ihre Widerstandskraft gegen die Meereswogen zu vergrößern. An jedem ersten Sonntage des Mai wandert das Madonnenbild wieder unter großen Feierlichkeiten nach Perasto zurück und bleibt dort in der Kirche S. Nicolo bis Ende Juni den Gläubigen ausgestellt; in diese Zeit fällt ein zweites Hauptfest zum Andenken an den Beistand, den die Madonna am 15. Mai

1564 gegen die Perasto bedrängenden Türken geleistet: als weißgekleidete ehrwürdige Matrone soll sie mit drohend erhobenem Finger auf der Stadtmauer erschienen sein und die Ungläubigen in die Flucht gejagt haben. In Procession wird an diesem Tage ihr Bild durch die Straßen der Stadt getragen; auf den Knien rutschen die Leute unter dem die Madonna schützenden Baldachin hindurch, Kranke und Gebresthafte suchen Heilung bei ihr und auch die griechisch-katholischen [1]) Einwohner von Risano strömen herbei und feuern zur Erhöhung der Andacht ihre Gewehre ab, während die in der Nähe ankernden Schiffe ihre Geschütze lösen. Nie segelt überhaupt ein bocchesischer Kauffahrer beim Scoglio Scarpello vorbei, ohne dem Gnadenbilde mit einigen Kanonen- oder Flintenschüssen seine Huldigung darzubringen. In allen Nöthen draußen auf hoher See wendet sich auch der Bocchese mit seinem Gebete und Gelübde an die „Madonna vom Meißel", und wie sie ihre treuen Anhänger zu schützen versteht, das zeigt eine Votivtafel in ihrer Kirche: dieselbe ist geweiht von dem Schiffe Spirito Santo, dessen Besatzung von nur 54 Mann am 6. September 1747 in vierstündigem Kampfe sich gegen fünf türkische Schiffe mit 1600 Mann tapfer hielt und die Feinde mit fast unglaublichem Verlust an Todten und Verwundeten in die Flucht jagte. Das größte Madonnenfest des Jahres wird aber

Die Inseln Maria dello Scarpello und St. Giorgio in den Bocche di Cattaro. (Nach einer Photographie.)

am 15. August als an Mariä Himmelfahrt gefeiert und alsdann strömen so viel Gläubige des katholischen und griechischen Ritus zusammen, daß die kleine Felsinsel die Menge kaum zu fassen vermag. Auf dem mit Quadern belegten Vorhofe des Kirchleins wird an diesem Tage ein alter herkömmlicher Tanz aufgeführt, bei welchem zwei große mit Wein gefüllte Flaschen in die Mitte des Platzes gestellt werden. Um diese tanzen die Männer der benachbarten Ortschaften in ihrer Nationaltracht, mit ihren schönsten Waffen geschmückt, im Kreise herum, indem Jeder das Schnupftuch des Nebenmannes anfaßt und einer der bejahrtesten mit einem bloßen Schwert in der Hand den Vorsänger beim Absingen der dabei üblichen serbischen Lieder macht. Nach dem Tanze werden zum Schlusse die Flaschen geleert.

Der nahe Scoglio S. Giorgio trug einst eine berühmte Benedictinerabtei, welche von den Franzosen in eine verschanzte Caserne verwandelt, aber 1813 von den Perastinern zur Uebergabe gezwungen wurde. Der Abt dieses Klosters durfte einst am Feste des heiligen Tryphonius in Cattaro das Hochamt in pontificalibus halten, mußte aber dafür dem dortigen Bischofe ein kleines Geschenk überreichen. Tryphonius ist ein sonst nirgends bekannter Heiliger, aber ein Mann so recht nach dem Herzen der kampfeslustigen Bocchesen gewesen: nach der Legende hat er, ein Phrygier von Geburt, sich schon seit seiner frühesten Jugend mit Teufelaustreiben beschäftigt, und seine größte Glaubens- und Heldenthat besteht darin, daß er dem Teufel — den Schwanz

[1]) Die Mehrzahl der Einwohner des Kreises von Cattaro huldigt dem griechischen Ritus, und nur die Bewohner von Dobrota, Perzagno, Stolivo und Mula sind fast alle katholisch. Der Abstammung nach sind sie, die meisten Katholiken ausgenommen, Slaven.

Crivoscianer. (Nach einer Photographie.)

ausgerissen hat, wie dies auf einer Marmorsculptur in der uralten Domkirche zu Cattaro zu sehen ist. Seit dem Jahre 809, wo die Venetianer seine Reliquien zu Schiffe von Nicäa nach Cattaro brachten, übt dieser wehrhafte Heilige, der unter Kaiser Philippus das Martyrium erlitt, sein Patronat über Stadt und Umgegend aus. — Jenseit Perasto wendet das Schiff seinen Lauf nach Süden und nähert sich langsam Cattaro. Immer wilder und düsterer wird die Umgebung, die Berge immer höher, und nur einen schmalen Uferstreifen lassen sie zwischen sich und dem Meere, auf welchem einzelne größere Orte, wie rechts Perzagno, links Dobrota, sich erheben, letzteres vorzugsweise der Wohnort reicher Schiffsherren, welche auch sonst an diesen unfreundlichen Gestaden ihre zerstreuten Villen zu stehen haben, so daß z. B. das Ufer von Cattaro bis zu den Catene von einer selten unterbrochenen Häuserreihe bedeckt erscheint. Jene Rheder und Capitäne sind meist weitgereiste Leute und haben die Truhen voller Ducaten; aber sie verschmähen es doch, sich mit ihren Schätzen an einem lieblichern Flecken Erde niederzulassen, sondern kehren stets wieder in die Heimath zurück. In dunkler, halb städtischer, halb national-slavischer Tracht wandeln sie, den langen Tschibuk in der Hand, gemessenen Schrittes durch die Straßen, sitzen mit ihren Genossen plaudernd in einem der kleinen Kaffeehäuser oder spähen auf der Marina unter den ankernden Küstenfahrern herum, ob sich nicht in irgend einer Weise ein vortheilhaftes Geschäft, irgend ein Handel machen lasse. Weib und Tochter aber bleiben unter allen Umständen zu Hause — es wäre eine Schande, wenn sie sich auf der Straße und vor fremden Männern sehen ließen, eine Schande für den Herrn des Hauses, für die Weiber, für die Familie. Man fühlt, daß man sich hier an der Grenze des Orients befindet. Am ausgeprägtesten ist diese Abschließung des weiblichen Geschlechts in Dobrota, das fast ganz im Besitze von Schiffscapitänen sich befindet. „Folge davon ist — erzählt Th. Schiff S. 121 —, daß man in ganz Dobrota kaum eines erwachsenen Mannes ansichtig wird. Früher erlernten die Dobrotaner die Führung eines Schiffes nur praktisch und konnten selten schreiben und lesen. Seitdem der Staat aber die Ausstellung eines Capitänpatents von dem Erfolge einer theoretischen und praktischen Prüfung abhängig macht, besuchen sämmtliche Jungen die nautische Schule, lernen etwas Tüchtiges und gehen dann auf die See. Natürlich sind sie immer auf kleinen Reisen begriffen, schicken Briefe aus Newyork, Marseille, London, St. Francisco, Hongkong und Gott weiß woher sonst noch, aber nach Dobrota kommen sie alle zwei oder drei Jahre einmal auf wenige Tage.“ Aber auch Frauen sieht man auf den Straßen Dobrotas nicht, denn sie verlassen ihr Haus nur, um in der Barke die Kirche zu besuchen; sie leben völlig abgeschlossen von der Welt, und dies geht so weit, daß die Frau vom Hause nebst ihren Töchtern nicht in der Gemeinschaft der männlichen Familienmitglieder sich zu Tische setzt, sondern allein speist. Trotzdem aber haben es die wegen ihrer Schönheit berühmten Dobrotanerinnen stets verstanden — und die letzten solcher Fälle sind noch nicht gar zu lange her —, ihre festungsartig ummauerten und mit Schießscharten versehenen Wohnhäuser tapfer gegen räuberische Angriffe der Montenegriner zu vertheidigen und höchstens von einem Knechte unterstützt die Söhne der Schwarzen Berge mit blutigen Köpfen heimzusenden.

Dobrota mit seinen Gärten macht noch einen anmuthigen Eindruck; dann aber werden die Berge immer höher und schroffer; ihre Farbe wird schwarzgrau, tiefe Schatten breiten sich über die enge Bucht, in welcher zur Winterszeit die Sonne erst zwei Stunden vor Mittag aufgeht. Am Ende dieser düstern Bucht liegt eine kleine Masse alterthümlicher Häuser, von alten Mauern umgeben und von einem Fort überragt — es ist Cattaro.

* * *

Die Bochesen werden in ganz Dalmatien als etwas Besonderes, Eigenthümliches angesehen und nicht ohne Grund. Denn sie haben es verstanden, ihren nur von Felsen und Salzwasser erfüllten Erdenwinkel zu einem der reichsten Gebiete des Landes umzuwandeln. Der Ackerbau freilich bringt wenig ein, und wenn auch die Bergeshänge durch künstlichen Terrassenbau zum Fruchttragen gezwungen worden sind, so würde deren Ernteerträgniß die Bewohner des Kreises höchstens nur ein Drittel des Jahres erhalten. Obendrein ist der Sommer hier zwischen den hohen nackten Felswänden so heiß und trocken, daß Quellen und Bäche versiegen und stellenweise das Trinkwasser von weit her geholt werden muß; nur Herbst und Frühling sind angenehm, der Winter reich an Regen wegen der nahen Hochgebirge. Die Schifffahrt dagegen ist es, welche den Bochesen zu Wohlstand verhilft, und wenn auch alljährlich gar manche ihr Grab in den Wellen finden, so bringt es doch die Mehrzahl dahin, in oft verhältnißmäßig noch jungen Jahren sich zur Ruhe zu setzen, das väterliche Haus auszubauen, es mit Seltenheiten aus fernen Ländern, namentlich mit Waffen, zu schmücken und dort in rauher, unzugänglicher Stille ihr Leben zu beschließen.

Ganz verschieden in Sitten und Gebräuchen von denjenigen Bochesen, die unten am Meeresufer wohnen und zur See ihren Lebensunterhalt gewinnen, sind jene, welche mehr landeinwärts im Gebirge sitzen, namentlich die Bewohner von Crivoscie, einer aus mehreren Dörfern bestehenden Gemeinde zwei Stunden nördlich von Risano. Staatlich gehören die wenigen hundert Crivoscianer zwar zu Oesterreich und speciell zum Kreise Cattaro, in der That aber sind es eine Art Montenegriner, halb unabhängige Serben, nach türkischen Angaben Abkömmlinge geflüchteter türkischer Unterthanen, wie die Uskoken. Dort oben hausen sie in elenden, aus über einander geschichteten Steinen erbauten Hütten, und das Einzige, was sie besitzen, sind außer Schafen und Ziegen ihre Waffen, die sie nie von ihrer Seite lassen. Von Jugend auf an alle Beschwerden und Entbehrungen gewöhnt und voller Kriegslust, sind sie treffliche Schützen und geübte Bergsteiger und erprobten seit je ihre Künste an ihren Erbfeinden, den Türken, denen sie auch kürzlich wieder im bosnischen Aufstande in Menge gegenüber gestanden haben. Haben sie doch auch im Jahre 1869 den Truppen ihrer eigenen Regierung, welche sie, wie alle ihre übrigen Unterthanen, zum Kriegsdienste heranziehen wollte, den blutigsten Widerstand geleistet. Ganze Regimenter voller Disciplin und Muth suchten, als die Civilbeamten nichts auszurichten vermochten, vergeblich sich Einlaß in das Hochthal von Crivoscie zu erzwingen: 300 bis 400 Männer vereitelten alle Anstrengungen. Ein Hagel von Kugeln lichtete die Reihen der Soldaten, mächtige Steine rollten auf ihre Köpfe; bei Kujesowatz verloren die Truppen allein 15 Offiziere und bei Maïna wurden ihnen zwei ganze Compagnien aufgerieben, ohne daß die Angegriffenen einen einzigen Mann einbüßten, wie sie überhaupt in dieser ganzen Campagne nur einen Verlust von 11 Todten und 73 Verwundeten hatten. Endlich sah sich die Regierung, welcher dieses Gemetzel schon ein ganzes Regiment und mehrere Millionen Gulden gekostet hatte, genöthigt, den fruchtlosen Versuchen Einhalt zu thun, die Crivoscianer vom regulären Kriegsdienste zu befreien und ihre Steuern herabzusetzen.

In den Bocche hat jedes Dorf fast seine eigene Tracht und bewahrt dieselbe so streng, daß man auf Bildern aus dem vorigen Jahrhundert sofort die Angehörigen der einzel-

nen Ortschaften herauserkennen kann. Der Contrast zwischen denselben ist oft ganz bedeutend und erstreckt sich gleicherweise auf Schnitt wie auf Farbe des Gewandes. Während in Cattaro, Perasto und Perzagno die meisten Männer sich nach europäischer Weise kleiden, tragen die Risaner ein großes graues Wamms und eine betreßte Weste mit goldenen Knöpfen, weiße von rothen Strumpfbändern gehaltene Strümpfe und einen rothen Fez mit goldener Puschel, dagegen an Feiertagen reich mit goldenen und silbernen Litzen und Stickereien bedeckte, lange Ueberkleider und Westen von dunkelgrünem Tuche. Dazu im Gürtel kostbar verzierte Waffen, Handschar und Pistolen, und oft eine damascirte Flinte mit perlmutterbedecktem Kolben. Die Bewohner von Dobrota und die meisten Katholiken überhaupt gehen von Kopf bis zu Fuß schwarz: kurze, faltenreiche Beinkleider von schwarzem Zeuche, bei Reichen von Seide, schwarze Strümpfe und Schuhe, schwarze Weste und Jacke, dunkele Leibbinde und schwarzes Käppchen, daß man meinen sollte, sie hätten Trauer. Nur an Weste und Käppchen ist etwas Goldstickerei angebracht. Schade, daß der eigenthümliche Eindruck des Ganzen durch die europäische Cravatte auf dem gewöhnlichen Hemde gestört wird. Die Frauen zeichnen sich durch eine große Fülle von Schmucksachen aus; Filigrannadeln mit großen Knöpfen stecken im Haare, drei- und vierfache Ketten hängen um den Hals, den Gürtel zieren große Platten von getriebenem Silber oder Kupfer und am Mieder hängt Gebommel von allerlei Gestalt. Sonst aber sind sie meist eine ebenso schlechte Behandlung gewohnt, wie die Weiber der Morlaken. Der gemeine Mann, welchem die stete Vertheidigung seines Landes oblag, hat sich eben daran gewöhnt, jegliche schwere Arbeit seiner Lebensgefährtin aufzupacken, und unverdrossen sieht man die Weiber mit schweren Lasten durch die Berge schreiten, während ihre Herren und Meister auf dem Pferde oder Saumthiere sitzen, das oft das ganze Vermögen der Familie ausmacht.

Henry M. Stanley's Forschungsreise im central-afrikanischen Seengebiet.

(Nach seinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 26. und 29. März 1877.)

Ankunft in Udschidschi. — Umschiffung des Tanganyika. — Der Lukuga-Abfluß. — Der Alexandra-Nyanza. — Abmarsch nach Nyangwe.

Nach den letzten Nachrichten [1]) befand sich Stanley am 24. April 1876 in Ubogwe, nordöstlich vom Tanganyika-See, auf dem Marsche nach Udschidschi; die jetzt vorliegenden Briefe sind aus letzterm Orte vom 7., 10. und 13. August desselben Jahres datirt. Von Ubogwe schlug Stanley eine südwestliche Richtung ein und langte am 27. Mai zum zweiten Male in Udschidschi an, denn schon am 10. November 1871 hatte er Livingstone dort aufgesucht. In wenigen Tagen war sein Boot, die „Lady Alice", flott, und schon am 11. Juni wurde die Umschiffung des Tanganyika angetreten, welche Stanley in 51 Tagen zum ersten Male in vollständiger Weise ausführte, denn Burton und Speke befuhren nur kleine Theile des Ufers, während Cameron allein den Südtheil des Sees umschiffte. Stanley schreibt hierüber: „Der Tanganyika ist von mir umfahren und aufgenommen worden und seine enorme Küstenlinie so genau niedergelegt, als ein ziemlich guter Chronometer und Sonnenbeobachtungen dies gestatten. Capitän Burton's Entdeckung ist jetzt ein vollendetes Ganzes, mit keiner unbestimmten Ecke noch unbekannten Einbuchtung. Ich bin Cameron's Cours Zoll für Zoll gefolgt, habe jedes seiner Lager markirt und dieselben Führer benutzt. Wo er an tiefen Buchten vorbeifuhr und schließlich den See kreuzte, ohne das noch 19 geographische Meilen entfernte Südende zu erreichen, verließ ich seine Spur und vollendete, was er ungethan gelassen. Ich folgte ihm bis Kasenge [2]), von wo er nach Udschidschi zurückkehrte, ohne die Nordhälfte zu erforschen, aber ich setzte die Fahrt an den Ufern von Uguha, Goma, Kawumwe, Karamba, Ubwari und Masansi fort, alles neuer, von keinem Weißen besuchter Boden. So erreichte ich den Punkt, an dem Livingstone und ich 1871 umkehrten [3]); von dort nach Udschidschi zurück, nachdem ich jede Ecke, Flußmündung und Bay, nach dem wirklichen Abfluß durchsucht hatte; die von mir so zurückgelegte Entfernung beträgt über 800 geogr. Meilen."

Leider hat Stanley keinen zusammenhängenden Bericht über seine Fahrt eingesandt, da sein eiliger Aufbruch nach Nyangwe ihn daran verhinderte, doch erfahren wir viele interessante Einzelheiten. Nach Burton's Angabe wurde auf allen bisherigen Karten des Tanganyika die große Insel Ubwari im nördlichen Theile desselben angegeben; Stanley fand, daß dieselbe in Wirklichkeit eine 30 Miles lange, schmale Halbinsel sei, welche die Länder Karamba und Ubwari enthält und durch einen 7 Miles breiten und 200 Fuß hohen Isthmus mit der Westküste zusammenhängt. Den tief nach S.-S.-W. einschneidenden Golf zwischen Ubwari und Masansi, auf dem Festlande, hat Stanley nach Burton, dem Entdecker des Tanganyika, benannt. Von einem der Ubwari-Hügel blickte Stanley mit dem Fernrohr nach Westen, wo auf 20 bis 30 Meilen Entfernung wellenförmige Bergketten mit tiefen Zwischenthälern das Land einnehmen. hinter welchen sich das große Plateau Centralafrikas wieder erhebt und im großen Bogen nach Südwest am Horizont in das Gomaplateau übergeht. Viele kleine Flüsse kommen aus den Thälern und fallen alle am Westufer des Burton-Golfs in den See. Ferner berichtet Stanley über „reiche Entdeckungen von prachtvollen Wasserfällen, unvergleichlicher Scenerie, „Wasser-Hyänen" (?), wohlriechenden Beeren, Höhlen, die Kupferminen von Katata und die Art ihrer Bearbeitung. Ich habe viel über die berühmten unterirdischen Häuser in Rua gehört und eine neue Religion unter den Stämmen am Tanganyika gefunden."

Von Hauptinteresse ist dagegen Stanley's Erforschung des Lukuga, jenes nach Cameron alleinigen Abflusses des Tanganyika. Stanley, welchem Cameron's Entdeckung bekannt war, fand die Mündung des Lukuga unter 5° 49' 30" südl. Br. an der Westküste; quer vor derselben erstreckt sich

---

[1]) Ueber den bisherigen Verlauf der Expedition vergl. „Globus" XXVIII, S. 373; XXX, S. 166. 183. 198. 215.

[2]) Eine kleine Insel an der Westküste unter 5° 35' 30" südlicher Breite.

[3]) Am Nordende des Sees.

eine Sandbarre mit nur 2 bis 4 Fuß Wassertiefe mit starker Brandung. Durch einen 6 Fuß tiefen Canal gelangte die „Lady Alice" durch dieselbe und nach Passirung einer zweiten, innern Schlammbarre mit 7 bis 13 Fuß Tiefe und 15 Fuß tiefer Passage in den eigentlichen Lukuga. Der Häuptling Kawe Nyange, welcher Cameron's Canoe geführt hatte, empfing Stanley freundlich und erbot sich, auch ihn zu begleiten. Mit dem herrschenden Südostwind fuhr das Boot den Lukuga hinauf, welchen Stanley als eine schöne, flußähnliche Wassermenge von 400 bis 600 Yards Breite schildert; das offene Wasser hat jedoch nur 90 bis 450 Yards Breite, da an beiden Ufern und besonders in allen vor dem Monsun geschützten Einbuchtungen ein dichter Papyruswald steht. Etwa eine Meile von der Mündung bei dem Orte Nanda verengt sich der Lukuga sehr stark, um dann mit früherer Breite sich scharf nach West und Nordwest zu wenden. Stanley's Lothungen ergaben eine zwischen 24 und 30 Fuß wechselnde Tiefe. Etwa 3 Meilen von der Mündung bei dem kleinen Lumba-Flusse schlug Stanley in einer kleinen Bucht mit Ukindo-Palmen sein Lager an derselben Stelle auf, an der Cameron 1874 umkehrte, da schwimmende Vegetation seinem Canoe den Weg versperrte. Jener fand den Lukuga hier „drei Faden tief, 600 Yards breit und mit einer Strömung von $1\frac{1}{2}$ Knoten." Stanley dagegen schreibt: „Hierauf fuhr ich den Lukuga weiter hinauf. Etwa 100 Yards höher kamen wir an die Grenze des offenen Wassers; eine anscheinend undurchdringliche Papyrusmasse wuchs von Ufer zu Ufer. Wir hielten an und suchten mit einer tragbaren Wasserwage (?) eine Strömung zu entdecken; die Wasserwage zeigte keine an. Hierauf drangen wir

Einfahrt in den Lukuga. (Nach Cameron.)

Der Lukuga-Arm des Tanganyika-Sees nach Stanley.

Die Querlinien im Flußbette scheiden folgende durch Zahlen bezeichnete Flächen: 1. Dichter Papyrus mit 9 bis 12 Fuß Wasser darunter. — 2. Papyrus und Morast mit offenen Wasserflächen dazwischen. — 3. Vor der letzten Regenzeit (November 1875 bis April 1876) trockenes Land, d. h. trockenliegendes Alluvium mit Wasserrohr und einigen Tamarinden bewachsen. — 4. Quelle des nordwestlich fließenden Luindi- oder Luimbi-Flusses. — Tiefen in englischen Fuß.

20 Yards tief in den Papyrus ein, bis wir vor pechschwarzen Schlammbänken halten mußten, welche Pfützen und Schlammlöcher voller thierischen Lebens einschlossen. Ich ließ vier meiner Leute im Boote aufrecht stehen, kletterte auf ihre Schultern und hielt Umschau. Ich sah das Flußbett von Ufer zu Ufer mit Papyruspflanzen verstopft, außer wo sie kleine Tümpel stillen Wassers einschlossen, während ich etwa eine Meile höher hinauf Bäume sah, welche mitten in dem Bett zu stehen schienen." Hierauf kehrte Stanley in das offene Wasser zurück und suchte mittelst einer auf dem Wasser schwimmenden Holzscheibe, an welcher ein irdener Topf an einem Seile 5 Fuß unter der Oberfläche hing, eine Strömung zu entdecken. Das Resultat war folgendes: am Morgen, während der Südost-Monsun (Manda) stark wehte, schwamm die Scheibe in einer Stunde 822 Fuß von S.-O. nach N.-W., also vom See fort; am Nachmittag bei Wind-

stille dagegen 159 Fuß in 19½ Minute von N.-W. nach S.-O., d. h. dem See zu.

„Am zweiten Tage ging ich mit 15 meiner Leute, dem Häuptling und 10 seiner Leute zu Fuß nach Nordwesten, indem wir so nahe als möglich am Ufer des Lukuga blieben; ich bemerkte, daß alle Ströme und Wasserbetten von Nordwest nach Süd und Südost liefen. Nach einem Marsche von mehreren Stunden erreichten wir das Dorf Elwani, von wo ein Weg nach Süden den Lukuga kreuzt. Nachdem wir den sanften Abhang hinabgegangen, passirten wir das trockne Bett eines periodischen Stromes, in welchem vertrocknetes Wasserrohr eine Strömung nach dem See zu anzeigte. Ein paar Yards weiter wurde das Bett zuerst feucht, während undurchdringliches Wasserrohr Alles anfüllte, außer wo der wohlausgetretene Pfad tunnelartig hindurchlief. Der Weg führte bald durch einen Sumpf, bald über festen braunen Thonschlamm, dann durch seichte Pfützen mit bald fuß-, bald knietiefem Wasser. Endlich erreichten wir die Mitte des Mitwansi (wie die Eingeborenen diesen halb festen verstopften Theil des Lukuga nennen), und hier strömte das Wasser zweifelsohne nach Westen; dasselbe reichte bis an die Knie und hatte eine Temperatur von 68 Gr. F., etwa 7 Gr. kälter als der Lukuga. Wenn man das Rohr mit den Füßen niederdrückte, beschleunigte sich augenscheinlich die Strömung. Von zwei Leuten ließ ich mich bis ans andere Ufer tragen, wobei ich die Unebenheit dieses rohr-verstopften Bettes bemerkte. Manchmal reichte ihnen das Wasser bis an die Hüften, jedoch war die durchschnittliche Tiefe 18 Zoll. Abgestorbene Bäume mitten im Flußbett bewiesen die Wahrheit der Nachricht, daß früher der Mitwansi trocken genug war, um Tamarindenhaine zu tragen. Seit der letzten Regenzeit (November 1875 bis April 1876) dagegen ist diese Strecke unter Wasser gesetzt worden, und hat sich eine ununterbrochene Strömung eingestellt. Dieses Strombett heißt Lukuga, bis es die westwärts gelegene Kigandscha-Bergkette passirt hat, worauf es den Namen Luindi oder Luimbi erhält und im Lande Rua den Kamolondo-Fluß (nicht See) erreicht, welcher in den Lualaba fällt.“ Nach viertägigen Experimenten, Untersuchungen und Nachforschungen kam Stanley zu der Ueberzeugung: „daß der untere offene Theil des Lukuga keine Strömung hat, dagegen das südöstliche Ende des Mitwansi-Sumpfes oder Morastes eine große Menge des vom täglichen Südost-Monsun (welcher vom Ende April bis Mitte November jeden Morgen weht) gegen dasselbe gepreßten Wassers aufnimmt, während das überschüssige bei eintretender Windstille wieder zum See zurückkehrt; daß eine zwei Meilen lange Strecke des Mitwansi von Ufer zu Ufer mit festen Schlammbänken, stehenden Pfützen, offenen Wasserstellen und undurchdringlichem Papyruswalde angefüllt und verstopft ist, daß erst auf der dritten Meile, wo der Boden fester wird und Wasserrohr den Papyrus verdrängt, ein Durchsickern und schwaches Westwärtsfließen bemerkbar wird, welches, am Fuße der Kiyandscha-Kette sich in einem gemeinsamen Bette sammelnd, den Luindi-Fluß bildet.“

Stanley schlägt hierauf folgende etwas gewagte Erklärung vor: Vor Jahrtausenden nahm ein ebenes Hochland mit sanfter Senkung nach Westen die Stelle des jetzigen Tanganyika ein [1]). Die vereinigten Flüsse Malagarasi und Luwegeri, die jetzt von Osten in den See fallen, flossen damals westwärts über dasselbe und brachen sich den 1000 Fuß tiefen Weg durch die Kiyandscha- und Kihinga-Ketten, um den Lualaba zu erreichen. Da trat die ungeheure vulcanische Katastrophe ein, welchen jenen schmalen, tiefen Spalt in Westafrika bildete, welcher heute im Norden den Mwutan, im Süden den Nyassa und in der Mitte den Tanganyika enthält. Die früher über das Plateau fließenden Ströme stürzten in den Spalt hinab und bildeten allmälig den See. Auch auf der Westküste bildeten sich durch Hebung des Bodens einfließende Ströme; ein solcher kam auch das alte Flußbett in umgekehrter Richtung herab und dies war der Lukuga, der somit früher in den See einfloß. Allmälig hat sich dann der Tanganyika, welcher keinen Abfluß hatte, bis an seinen Rand gefüllt, allmälig hat er den einfließenden Lukuga zurückgedrängt und „verschluckt“, und jetzt gerade ist der Zeitpunkt gekommen, in welchem sich letzterer durch das uralte Bett in einen westlichen Abfluß des Sees verwandeln wird. „Der Schlamm des Mitwansi,“ schreibt Stanley, „ist ein zu schwaches Hinderniß, um die jährlich wachsende Wassermenge des Tanganyika aufzuhalten, während sich im Westen ein steiler Abhang befindet, über welchen das überschüssige Wasser abfließen muß. Die Folge wird sein, daß nach fünf Jahren, vielleicht ein wenig später, sich ein Abfluß von mächtiger Größe und wirklicher Stärke bilden wird; denn die Natur hat zum Tanganyika gesprochen: „So hoch sollst du steigen und nicht höher!“ Was Cameron entdeckte, ist also heutigen Tages nicht der Abfluß des Tanganyika und ist es nie gewesen, aber seine Entdeckung ist deshalb nicht weniger glücklich und wichtig, denn in wenigen Jahren schon wird der stetig höhersteigende See das Hinderniß des Mitwansi-Morastes aus dem Lukuga-Bette hinweggräumen und in großartigem Strome sich in den Lualaba ergießen.“

Stanley führt viele Beweise für das erstaunliche Steigen des Tanganyika in jüngster Zeit an, und zwar unabhängig von den periodischen Regenzeiten. Außer seinen eigenen zahlreichen Beobachtungen, welche ihm sein erster Besuch des Sees vor fünf Jahren ermöglichte, zeigten ihm seine Führer auf der Rundfahrt frühere Sandbänke und Strandufer, die jetzt tief unter Wasser sind, Landspitzen und Vorgebirge, die

---

[1]) Ueber das Entstehen des Tanganyika-Sees wurden Stanley verschiedene Traditionen der Eingeborenen mitgetheilt: Die Wadschidschi, welche vor langer Zeit aus Urimdi einwanderten und jetzt bei Udschidschi ein kleines Gebiet in der Mitte der Ostküste des Sees bewohnen, erzählen: Vor vielen Jahren war an Stelle des Tanganyika eine Ebene, auf welcher eine große Stadt stand. In dieser wohnte ein Ehepaar in einer umfriedigten Wohnung, welche einen sehr tiefen Brunnen enthielt; derselbe war von einem mit Erde beworfenen Zaun aus Wasserrohr umgeben und enthielt einen Ueberfluß von silberglänzenden, sehr schmackhaften Fischen, welche die Hauptnahrung des Ehepaars bildeten. — Seit Generationen war aber die Existenz des Brunnens von dieser Familie vor allen Nachbarn verheimlicht worden, da sonst ein großes Unglück eintreten würde. Die Frau hatte jedoch heimlich einen Geliebten, dem sie oft von den Fischen gab, so daß dieser sie voll Neugierde nach dem Ursprung derselben frug, da sie sonst nirgend zu finden waren. Lange weigerte sie sich, das Geheimniß zu verrathen, bis eines Tages ihr Mann nach Uvinza reiste. Kaum war er fort, so führte sie ihren Geliebten an den verborgenen Brunnen, in dessen Tiefen er die Fische umherschwimmen sah. Voll Verlangen streckte er die Hand aus, um einen zu fangen, aber kaum berührte er das Wasser, als der Brunnen barst, die Erde sich öffnete und bald ein großer See die ganze Ebene bedeckte. Als der Mann von seiner Reise zurückkehrte und mit Erstaunen das große Wasser sah, wußte er, daß seine Frau das Geheimniß verrathen.

Nach einer andern Sage der Einwohner von Udschidschi heißt es, daß vor langer Zeit der Luwegeri, welcher bei Urimba nach Westen in ein Thal floß, mit dem ostwärts strömenden Lukuga zusammentraf, und die Gewässer beider Flüsse sich über das ganze Thal ausbreiteten und den Tanganyika bildeten; deshalb wird der Luwegeri auch die Mutter des Lukuga genannt.

Auch die Bewohner von Uguha (am Lukuga) haben ihre Tradition, nach welcher einst vor vielen, vielen Jahren in der Nähe von Urungu ein kleiner Hügel stand, welcher innen hohl war und sehr tief und voller Wasser. Eines Tages platzte dieser Hügel, und das Wasser breitete sich über das Land aus und wurde ein See.

sich in Inseln verwandelt haben, und Inseln, die ganz verschwunden sind. Auch die jetzt 4 Fuß tiefe Barre vor der Mündung des Lukuga bildete noch vor zwei Jahren eine lange weiße Sanddüne, die mit Ausnahme eines 500 Yards breiten Canals von Ufer zu Ufer reichte. Der dortige Häuptling schrieb die Veränderungen dem Besuche Cameron's zu, der ein Zaubermittel in den Fluß geworfen habe, denn über das Sandufer bei seinem Dorfe branden jetzt weiße Wellen, ein dortiges Fischerdorf ist ganz zerstört und der früher trockene Mitwansi mit Wasser bedeckt. Ueberall zeigten sich Beweise für die Worte des Führers: „Wahrlich, der Tanganyika verschlingt das Land sehr rasch[1])!"

Stanley's Aufnahme des Alexandra-Nil und Alexandra-Nyanza.
(Reducirt aus seiner Kartenskizze im „Daily Telegraph".)

Auch hält Stanley die vulcanische Thätigkeit, welche den See bildete, in jener Gegend noch nicht für ganz erloschen, denn vor Kurzem hörte er, daß bei Mukungu in Urundi ein Berg umgefallen sei und verschiedene Dörfer und ihre Bewohner begraben habe; auch sei vor drei Jahren der See in der Nähe von Udschidschi mit großen Stücken eines schwarzen, unbekannten Stoffes bedeckt gewesen, welchen Stanley als Asphalt erkannte, der nur aus einer Oeffnung im Boden des Sees gequollen sein kann. Auch haben die Bewohner der Ufer verschiedene Sagen und Traditionen, welche alle auf ein katastrophenartiges Entstehen des Sees hindeuten.

Am 1. August langte Stanley nach erfolgreicher Umschiffung des Tanganyika mit seinem Boote wieder bei seinem Lager in Udschidschi an.

[1]) Daß der Spiegel des Tanganyika im Steigen begriffen ist, bemerkte schon Cameron 1874. So sagt er in „Across Africa I" S. 268 von den Inseln an der Mündung des Musammwira (auf der Ostküste des Sees unter 6° 50′ s. Br.): „Vor wenigen Jahren bildeten diese Inseln noch einen Theil einer großen bebauten und bewohnten Ebene und während des Tages ruderten wir zwischen Baumstümpfen hindurch und über viele ehemalige Dorfstätten hinweg. Nach den Angaben meiner Führer ist der See in beständigem Wachsen begriffen. Und in Kawele (in Udschidschi) bemerkte ich, daß seit Burton's Anwesenheit ein Streifen Landes von über 600 Yards Breite und von

Der zweite Brief enthält einen Rückblick auf die Forschungen im Gebiete zwischen den drei großen Seen [1]). Mit Entschiedenheit nennt Stanley jetzt den Kagera-Fluß (Speke's Kitangule) den Hauptzufluß des Victoria-Nyanza und als solchen den wahren Oberlauf des Nils, denn er fand ihn 70, 80 und 120 Fuß tief, mit starker Strömung und 150 bis 200 Yards Breite; bei dem Laufe durch den auf 10 bis 14 Meilen erweiterten sogenannten Ingesi (Speke's Windermere-See) ist er noch 40 bis 60 Fuß tief. Seinen bisher für unbedeutend gehaltenen Quellsee, den Akanyaru, hat Stanley dagegen auf seiner Karte, theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach zuverlässigen Angaben von Eingeborenen, als 40 Miles langes und 30 Miles breites Becken dargestellt, welches auf der Hochebene etwa in der Mitte zwischen Mwutan und Tanganyika liegt. Für diesen auch Nyanza-Tscha-Ngoma genannten See beansprucht Stanley den Namen Alexandra-Nyanza, als höchste bekannte Nilquelle, wie er auch den Kagera Alexandra-Nil benannt haben will. Von Norden her ergießt sich der auf dem 12,000 Fuß hohen Ufumbiro entspringende Nawarongo in den See, während von Westen der Oberlauf des Alexandra-Nils von noch unbekannten Quellen durch das große Land Mkinyaga herkommt. Eine gebirgige Insel soll in der Mitte des Sees liegen, der in zwei Tagen gekreuzt werden kann. In zwei durch die Insel Ugufu getrennten Armen, deren nördlicher Ruwuwu heißt, ergießt sich der Alexandra-Nyanza in den Kagera und durch diesen in den Ukerewe. Somit müßte jetzt für den Nil nach Stanley's Angabe folgende Fluß- und Seen-Kette angenommen werden: Der obere Alexandra-Nil entspringt weit im Westen, vielleicht in Nord-Manjuema, nordwestlich vom Tanganyika und fällt in den Alexandra-Nyanza (Akanyara), der sich durch den Alexandra-Nil (Ruwuwu, Ingesi, Kagera, Kitangule) in den Victoria- (Ukerewe) Nyanza ergießt, dessen Abfluß, der Victoria-Nil (Somerset-Fluß), durch den Ibrahim-Pascha-See hindurch in den Albert- (Mwutan) Nyanza fällt, um dann als wirklicher weißer Nil nach Norden zu strömen: ein Wassersystem, das vielfach an den St. Lorenz in Nordamerika mit seiner großartigen Seenkette erinnert.

Weniger Vertrauen verdient dagegen die Nachricht, daß der Alexandra-Nyanza durch einen Sumpf mit dem 10 bis 15 Meilen südlich gelegenen Kivo-See in Verbindung steht, welcher sich bekanntlich durch den Rusisi-Fluß in das Nordende des Tanganyika ergießt, in welchem Falle gar Nil und Kongo aus gemeinsamen Quellen kommen würden.

Als Stanley wieder in Udschidschi anlangte, fand er, daß unterdeß die Pocken daselbst ausgebrochen seien und täglich 40 bis 75 der Bewohner — Araber sowohl als Eingeborene — hinrafften; auch die Expedition hatte bereits fünf Mann verloren, so daß Stanley sich entschloß, sobald als möglich den Ort zu verlassen, und zwar um nach dem schon von Livingstone und Cameron besuchten Nyangwe am Lualaba zu marschiren. Bei Schluß seines Briefes war er noch unentschlossen, ob er von dort nordöstlich zu den Quellen des Alexandra-Nils vordringen oder den unterhalb Nyangwe noch ganz unbekannten Lualaba hinabgehen solle, was bekanntlich Cameron nicht gelang.

Aus einem beigefügten Briefe seines weißen Begleiters Pocock vom 29. August erfahren wir noch, daß am nächsten Tage der Tanganyika nach Uguha gekreuzt, in 40 Tagen nach Nyangwe marschirt und dann 50 bis 60 Tage lang den großen Fluß hinabgegangen werden sollte, so daß genügender Grund zur Hoffnung vorhanden ist, daß in nicht zu weiter Zukunft der kühne Forscher mit dem gelösten Räthsel der Kongo-Quellen an der Westküste herauskommen und somit die großartigste je von einem Einzelnen unternommene Forschungsreise zu glücklichem Ende führen wird.

Franz Birgham.

3 bis 4 (engl.) Meilen Länge vom See verschlungen worden ist." Ebenso bemerkt er S. 273 von den ca. 40' südlicher gelegenen Makakomo-Inseln, daß sein Führer sich noch der Zeit erinnern konnte, wo dieselben mit dem Festlande zusammenhingen.

[1]) Stanley verwirft Burton's Erklärung des Seenamens aus dem Kisuaheli-Worte Kutschanganika („Mischung der Gewässer"), sondern erklärt denselben aus den Kidschidschi-Worten: Kitonga (kleiner See) und Nika (Ebene), also: „der ebenenähnliche See." Ferner bemerkt er, daß nur die Bewohner der Ostküste den Namen Tanganyika kennen; am Südende heißt er Dschomba, Riemba oder Liemba (Livingstone's Liembasee), d. h. See, auf der Westküste Kimana. „Ebenso wie die Wayanda alle großen Wassermengen als Nyanzas bezeichnen, nennen die Wadschidschi dieselben Tanganyikas."

Lieutenant Wheeler's geographische Expeditionen nach dem Südwesten der Vereinigten Staaten [1]).

Wohl keine andere staatliche Behörde hat in einem so kurzen Zeitraum — von Beginn dieses Jahrhunderts bis jetzt — eine so große Anzahl von Expeditionen ausgerüstet als das Kriegsministerium der Vereinigten Staaten. Theils hatten dieselben die Erforschung des Laufes von Strömen, theils das Auffinden eines neuen Handelsweges oder besiedelbarer Ländereien zum Zweck, — in neuester Zeit aber eine systematische Vermessung der jenseits der Rocky Mountains liegenden Gebiete. — Als specieller Leiter dieser letzten Expeditionen fungirte seit 1869 Lieutenant George M. Wheeler, ein auf der Militärakademie zu Westpoint ausgebildeter Offizier, welcher sich mit Lust und Liebe seiner Aufgabe widmet. Damit der Wissenschaft nach möglichst vielen Richtungen hin Genüge geleistet werde, hat derselbe jeder von ihm ausgerüsteten topographischen Abtheilung noch Männer von naturwissenschaftlicher Bildung beigegeben, die ihre Beobachtungen in Form von Berichten während des Winters in Washington auszuarbeiten hatten.

Behufs einer systematischen Bearbeitung theilte Lieutenant Wheeler den westlich vom hundertsten Meridian liegenden Theil der Vereinigten Staaten in 95 Vierecke. Das Expeditionsgebiet umfaßte bis jetzt: Colorado, Neu-Mexico, Arizona, Utah, Nevada und das südliche Californien. Loew selbst war bei drei Wheeler'schen Expeditionen 1873 bis 1876 betheiligt [2]), ferner bei einer andern nach Texas und dem Indianer-Territorium im Jahre 1872, und hatte sein

[1]) Vortrag des Dr. Oscar Loew in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 6. Januar 1877; abgedruckt aus den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin Bd. IV, Nr. 1.

[2]) Die betreffenden Reisebeschreibungen finden sich in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1873, S. 453; 1874, S. 401, 453; 1875, S. 441; 1876, S. 209, 327, 410.

Augenmerk auf die mineralogischen Vorkommnisse, Bergbau- und Agriculturverhältnisse zu richten, Analysen von Mineralquellen und Bodenarten zu liefern sowie Sammlungen anzulegen. Nebenbei wurde das ethnologische Interesse nicht vernachlässigt.

Das zwischen der Rocky-Mountain-Kette in Colorado und der Sierra Nevada in Californien gelegene ungeheure Gebiet enthält nur zu einem sehr geringen Theil besiedelbares Land, indem die Tiefländer ein wüstenartiges Gepräge tragen. Würden nicht zahlreiche hohe Gebirge, die zum Theile mit großartigen Wäldern bewachsen sind, jene Gebiete durchschneiden und Bäche und Flüsse herab in die Ebenen senden, so wären die besiedelbaren Strecken noch weiter reducirt. Vom oasenartigen Hochland findet ein allmäliger Uebergang zu Halbwüsten und echten Wüsten statt. Größere Wüstencomplexe sind die Painted Desert, Gila Desert und Mohave Desert.

Wer nach dem Typus der Alpen seine Vorstellungen über die Gebirge des amerikanischen Westens modelliren wollte, würde unrichtige Eindrücke erhalten; denn während bei ersteren schon in einer mäßigen Seehöhe von 6000 Fuß die Waldungen dem starren Fels oder dem Gletscher weichen, fangen bei letzteren dann erst die Wälder an und werden bei steigender Seehöhe immer großartiger, bis bei 11,500 Fuß der Baumwuchs seine obere Grenze erreicht und die Natur zum zweiten Male den armseligen Charakter annimmt, den sie in den Tiefländern bereits hatte. Freilich sind in beiden Fällen die Ursachen der Vegetationsabnahme ganz verschiedene, das eine Mal zu niedrige Temperatur, das andere Mal zu große Trockenheit.

Gletscher sucht man vergeblich; nur auf den nördlichen Theilen der Sierra Nevada kommen einige von geringer Ausdehnung vor. Es fehlt aber in keinem der höheren Gebirge an Anzeichen, daß sie in einer vergangenen Periode eine größere Verbreitung hatten. Das Nichtvorhandensein von Gletschern in der Jetztzeit ist wohl weniger den Temperaturverhältnissen als vielmehr der großen Trockenheit der Atmosphäre und den unzureichenden Schneefällen zuzuschreiben. Zahlreich sind die Anzeichen ehemaliger in jener Gletscherzeit existirenden Binnenseen sowie der größeren Ausdehnung jetzt noch vorhandener. So war der große Salzsee volle 1000 Fuß höher, wie Ablagerungen der Umgebung andeuten.

Unter den — im Verhältniß zu den zahlreichen Gebirgen — wenigen Seen ziehen die Salzseen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Hauptrepräsentant ist der große Salzsee mit 22 Proc. Salz, dann Sevier Lake mit 8 Proc. und Rush Lake. In Neu-Mexico findet sich ein Salzsee bei den Placers Mountains sowie südlich der Zuni-Dörfer. Erwähnenswerth sind die sodahaltigen Seen in der Nähe der Ostabhänge der Sierra Nevada, nämlich: Mono Lake, Black Lake und Owens Lake, letzterer mit über 2 Proc. kohlensaurem Natron. Als abgeschlossenes Binnenbecken verdient das sogenannte „Great Basin“ Erwähnung, das einen Theil Californiens und Utahs und fast ganz Nevada umfaßt, und dessen Wasserläufe keine Verbindung mit irgend einem sich in den Ocean ergießenden Hauptfluß haben, sondern entweder Seen ohne Abfluß bilden (Humboldt River, Owens River), deren Spiegel allein durch die Verdunstung regulirt wird, oder im Sand versinken, bevor sie ein zur Seebildung passendes Becken erreichen, wie der Mohave River im südöstlichen Californien.

Von den Strömen des Südwestens erreichen bloß vier eine größere Bedeutung, nämlich der Colorado, der Rio Grande, Gila und Pecos. Unter den kleineren Flüssen giebt es mehrere, deren Wasser durch einen Salzgehalt ganz ungenießbar wird, z. B. der Salt River, ein Nebenfluß des Brazos im nördlichen Texas, und der Virgin River im südwestlichen Nevada, ein Nebenfluß des großen Colorado.

Sehr charakteristisch sind die zahlreichen Flußschluchten oder Klammen (Cañon), welche die Wasser sich tief durch die Felsen geschnitten haben, und deren Entstehung auf die durch den Fall des Terrains vermehrte erosive Gewalt zurückgeführt werden muß. Oefter kommt es vor, daß man auf dem Marsche in der Ebene unerwartet vor einem senkrecht abfallenden tiefen Cañon steht, auf dessen Grund das Agens seiner Bildung, das Wasser, vielleicht längst verschwunden ist. Nur bei starken Krümmungen ist die eine Wandung eine geneigte, und ein Uebergang ist bloß da möglich, wo zwei einander entgegengesetzte Krümmungen nahe bei einander sind.

Zu den merkwürdigsten Flüssen gehört unstreitig der Colorado, welcher kurz nach seiner Bildung aus Grand und Green River den berühmten großen Cañon von 3000 bis 6000 Fuß Tiefe und 280 engl. Meilen Länge, durch das sich bis ins mittlere Arizona erstreckende sogenannte Colorado-Plateau schneidend, dann auf seinem Laufe bis zu seiner Mündung noch weitere sechs Cañons bildet, wovon die größeren, Boulder- und Black-Cañon, eine Tiefe von nahezu 2500 Fuß erreichen. In seine steilen Wände eingeschlossen ist der große Strom der Agricultur entzogen; erst unterhalb Fort Mohave, wo er weite Thäler durchfließt, zeigt sich der Nutzen seines einen rothen, befruchtenden Schlamm führenden Wassers. Dort bildet er eine herrliche Oase in der Wüste und ernährt den ackerbautreibenden Stamm der Mohave-Indianer.

Da die Tiefländer des Südwestens von großer Trockenheit des Klimas zu leiden haben, so kann die Seltenheit von Quellen nicht überraschen. Manche derselben kommen aus bedeutenden Tiefen, wie ihre Temperatur darthut, einige erreichen sogar Siedehitze und nehmen im nördlichen Californien, in Montana und Idaho den Charakter der Geysirs an. Die Analyse jener heißen Wasser ergab theils bedeutende, theils sehr geringe Mengen von Mineralsalzen. Specielle Bemerkung verdienen einige heiße Quellen in der Coso-Kette im östlichen Californien, welche sich durch einen intensiv sauren Geschmack auszeichnen, der von freier Schwefelsäure herrührt. Diesen verhältnißmäßig seltenen Fall haben wir auch beim „Sour Lake“ von Texas, dem Rio Vinagre in den Cordilleren Venezuelas und in den Budos-Gebirgen Ungarns. Vielfache Merkmale, wie Kieselsinter, Kalkincrustirungen, Schwefelablagerungen, Sodakrusten, lassen ahnen, daß ehedem das System der heißen Quellen noch viel ausgedehnter war wie gegenwärtig.

Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die geologische Structur, so bemerken wir das Vorwalten der primären Formationen in den Gebirgen. Einige bestehen aus paläozoischen Schichten, wie die Mogollon Mesa, ein Tafelgebirge Central-Arizonas, einige andere aus tertiären (in Utah).

Den Kohlenkalk mit Spirifer und Productus treffen wir am Fuß fast aller primären Gebirge. Die Kreideformation erreicht ihre ausgedehnteste Entwickelung in den Ebenen östlich der Rocky Mountains, wo sie sich vom nördlichen Nebraska bis ins mittlere Texas erstreckt [1]). Westlich der Rocky Mountains finden wir sie im nördlichen Neu-Mexico und Arizona sowie Theilen von Utah vor, während die Sedimentärgesteine des südlichen Neu-Mexico und Arizona älteren For-

[1]) Um die Geologie von Texas haben sich Römer und Rößler, um die Neu-Mexicos, Arizonas und Californiens besonders Jules Marcou und K. Gilbert große Verdienste erworben.

mationen angehören. Die Bildung von Sedimenten in der Kreidezeit hat besonders im nördlichen Arizona eine große Entwickelung erlangt, wie jene hohen inselartigen Sandstein-Mesas beweisen, auf welchen die Moqui-Indianer ihre Wohnsitze aufschlugen.

Es giebt wohl wenige Gebiete der Erde, wo die Bildung von Tafelbergen oder Mesas eine solche Ausdehnung erlangte als im nordwestlichen Neu-Mexico. Die Erosion war so mächtig, daß uns jene Mesas allein noch sagen können, welche Schichten ehemals das Land bedeckten. In manchen Fällen, wie bei den Mesas bei Sunset Crossing in Arizona, ist die Präservirung von Inselbergen nur Basaltergüssen zu danken, welche den Sandstein gegen die Erosion schützten. Man glaubt, man habe Basalthügel vor sich, bis ein Einblick in das Innere uns den Sandstein enthüllt. Daß indeß auch Basalt, wenngleich weniger leicht als Kalk oder Sandstein, der Gewalt des Wassers weichen muß, erhellt aus den Klammen, welche der Rio San Carlos in Arizona, der Rio de las Animas und Rio Grande in Neu-Mexico durch dieses Gestein genagt haben. Die eruptive Formation erreicht in den Gebirgsgegenden des Westens eine außerordentliche Entwickelung; vom eruptiven Granit bis zur modernen Lava fehlt kaum ein Glied, besonders ragen aber Basalt und Trachyt durch ihre kolossalen Massen hervor, ersterer weite Ebenen (bei Costillo in Colorado, bei Sierra Mimbres, Neu-Mexico, bei den Triplet Mountains, Arizona) mit seinen Ergüssen bedeckend, letzterer hohe Gipfel (Mount Taylor und Sierra de Jemez in Neu-Mexico 2c.) bildend.

Eng an das Studium der geologischen Formationen schließt sich das der Erzgänge an, ein theoretisch wie praktisch wichtiges Capitel. Was dort die Natur dem Landmann versagt, das giebt sie reichlich dem Bergmann; denn unter den zahlreichen Gebirgen Colorados, Neu-Mexicos, Utahs und Nevadas giebt es nur wenige, in denen das Vorkommen von Erzen verneint werden muß. Californien hat im Jahre 1874 $20^1/_3$ Mill., Nevada $35^1/_2$ Mill. und von den übrigen metallproducirenden Staaten Neu-Mexico, Arizona, Colorado, Utah, Idaho und Montana jeder etwa 6 Mill. Doll. in Gold und Silber producirt.

Wenn wir die große Anzahl der Erzgänge mit den vulcanischen Erscheinungen und den zahlreichen heißen Quellen im Zusammenhang betrachten, so kann man nicht umhin, die Bildungsweise der metallführenden Adern auf große vulcanische Risse zurückzuführen, in welche von unten herauf die heißen Wasser drangen und ihre Mineralbestandtheile ablagerten. Secundäre schwefelwasserstoffhaltige Wasser mögen die Carbonate der schweren Metalle später in Sulphide verwandelt haben.

Was das Klima jener Landestheile betrifft, so ist es im Allgemeinen ein trockenes zu nennen, indem sich die wässerigen Niederschläge nur auf wenige Monate im Jahre vertheilen, nämlich Juli und August einerseits, Januar und Februar andererseits. Bei Weitem der größere Theil fällt auf den Plateaus und Gebirgen, das Tiefland empfängt um so weniger, je geringer seine Seehöhe; im östlichen Californien fallen bis 500 Fuß kaum 4 Zoll Regen im Jahr, wie die Beobachtungen bei Fort Yuma und Fort Mohave ergeben.

Im ausgesprochenen Contrast steht das milde Klima des bewaldeten Hochlandes zu dem der dürren, wüstenartigen Tiefländer, welche in ihrer Sommerhitze mit der Sahara wetteifern und heiße Winde wie Sandstürme zu ihren Eigenthümlichkeiten zählen. Der unheimliche Eindruck, welchen der Mangel des Grüns hervorruft, wird noch erhöht durch den schwarzen Ueberzug, den die verschiedenen Gesteine darbieten und der auf eine dünne Schicht Mangansuperoxyd zurückzuführen ist. Besonders häufig wird diese Erscheinung in der Mohave-Wüste im östlichen Californien angetroffen.

Lassen wir unsern Blick über jene Wüsten schweifen, wo die Fata Morgana durch theatralische Effecte dem todten Sande Leben zu verleihen sucht, so überraschen uns im Flußgebiet des Rio San Juan verfallene Mauern, die uns sagen, daß ehedem ein civilisirtes Volk hier wohnte und daß das Klima ein anderes war. Wir ziehen unwillkürlich Vergleiche mit den Ruinen in den Wüsten Kleinasiens oder den zahlreichen Resten in der Sahara und erblicken im innigen Zusammenhang von Klima und Civilisation die Möglichkeit des Unterganges jetzt bestehender Nationen.

Deutlicher als jene Ruinen sagen uns die versiegten und jetzt noch versiegenden Quellen und Bäche, die Betten vertrockneter Seen, Ameisenhaufen, deren Bewohner entflohen, ausgetrocknete Ueberbleibsel ehemaliger Wachholderwälder, die leeren Schneckenhäuser, wo keine lebende Schnecke mehr zu finden, daß Veränderungen im Klima noch nicht sehr alten Datums sind und noch fortdauern. Während so einerseits die durchschnittliche Regenmenge in Neu-Mexico, Arizona und im östlichen Californien noch immer im Abnehmen begriffen scheint, läßt sich in Utah eine Zunahme bemerken, denn der Spiegel des großen Salzsees ist seit den letzten 25 Jahren um 15 Fuß gestiegen. Diese Verhältnisse finden in der Annahme von Niveauveränderungen ihre einfachste Erklärung; denn die Seehöhe des Plateaus steht — ceteris paribus — mit der fallenden Regenmenge in einem gewissen Verhältniß.

Interessante Erscheinungen bietet die Pflanzengeographie des Südwestens dar. Von den Mammuthbäumen der Sierra Nevada bis zum Riesencactus der Gila-Wüste, von den schattigen Wäldern der Mogollon Mesa bis zum kahlen Sand des Todes-Thales durchläuft die Flora eine lange Reihe wechselnder Gestalten. Schreiten wir aus dem östlichen Texas und Indianerterritorium mit niederen Gebirgsreihen, ausgedehnten Wäldern der Schwarzeiche (Quercus nigra) und idyllisch-romantischen Regionen gen Westen vor, so passiren wir die Zone der Mesquitwälder (Algarobia glandulosa) mit weiten von Büffeln bevölkerten Prairien, gelangen dann in die dürren Gegenden des nordwestlichsten Texas und östlichen Neu-Mexico und nähern uns hohen Gebirgen, welche sich in kurzen Entfernungen von einander aufthürmen und ein Gebiet großer Gegensätze schaffen. Stärkere Vegetationscontraste werden jedenfalls selten so nahe bei einander angetroffen als in Neu-Mexico und Arizona, denn aus der Flora der Nadelwälder der Gebirge kann uns ein eintägiger Marsch herab zu einer andern bringen, welche in vielen Stücken an die Sahara erinnert [1]. An den mehr begünstigten Orten jener Wüsteneien überrascht uns der Riesencactus (Cactus giganteus) oder der seltsame Yuccabaum (Yucca brevifolia), oder erheben aus den Sandschluchten Akazien ihre grünen Kronen.

Ein allgemeiner Ueberblick läßt uns drei Hauptzonen der Vegetation erkennen:

1. die Zone der Larrea Mexicana, vom Meeresspiegel bis 4300 Fuß;
2. die Zone des Juniperus occidentalis, von 4800 bis 6800 Fuß;
3. die Zone der Nadelwälder, 5700 bis 11,500 Fuß.

Neben diesen Hauptzonen lassen sich noch verschiedene untergeordnete Zonen unterscheiden, so z. B. drei Unterabtheilungen des Nadelwaldgebietes, nämlich:

[1] Prof. P. Ascherson hat eine kleine Sammlung, die Loew aus der Mohave-Wüste mitbrachte, besichtigt und eine auffallende Analogie mit der Saharaflora constatirt.

die Zone des Piñon (Pinus edulis), von 5700 bis 6800 Fuß Seehöhe;

die Zone der Weißeiche (Q. alba) und Föhre, 6800 bis 9000 Fuß;

die Zone der Tanne und Fichte, 9000 bis 11,500 Fuß.

Merkwürdig ist die scharfe Begrenzung der Gebiete mancher Pflanzen; so überschreitet die Larrea Mexicana, die eigentlichste aller Wüstenpflanzen, weder den San-Gorgonio- noch den Cajon-Paß, beide im San-Bernardino-Gebirge, welches den südlichen Theil der Mohave-Wüste vom californischen Küstenstrich trennt.

Bei einer Betrachtung der Thierwelt bemerken wir unter den größeren Säugethieren der Gebirge: Bär, Bergschaf, Hirsch und Panther. Von besonderm Interesse für den Zoologen wie den Chemiker, wenngleich der Schrecken des Ansiedlers, ist das Stinkthier, welches in Gestalt einem Eichhörnchen einigermaßen ähnelt und sich nächtlicherweile in die Häuser und Hühnerhöfe der Einsiedeleien einschleicht, um zu naschen und zu rauben. In eigenen Drüsen sondert dies Thier ein gelbliches Oel ab, eine schwefelhaltige, ätherartige Verbindung von intensivem, lange haftendem Geruch; es ist Ekel erregend und ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel des Thieres gegen alle seine Feinde.

Charakteristisch sind die Prairiewölfe oder Coyotes, welche oft zur Ueberraschung des Reisenden in unmittelbarer Nähe seines Lagers ein nächtliches Heul- und Klageconcert anstimmen, das in allen Tonarten durch die Luft schallt. Westlich vom Rio Grande trifft man Büffel nie, Prairiehunde nur selten, beide Thierarten haben speciell die weiten östlich der Rocky Mountains gelegenen Ebenen zur Heimath.

Von dem in den Thälern des bewaldeten Gebirges sich findenden Colibri bis zum die Wüsten durchstreifenden Adler ist die Vogelwelt zwar durch zahlreiche Arten vertreten, allein Singvögel nach unseren Begriffen mangeln.

Die Reptilienwelt ist nächst den Insecten in den dürren Gegenden noch am besten vertreten. Bemerkenswerth ist eine große Landschildkröte (Testudo Agassizi), das Gilamonster (Holoderma horridum), eine armsdicke Eidechse mit breitem Kopf und kurzem Schwanz, die gehörnte Eidechse (Phrynosoma) mit einem Stachelkranze auf dem Kopfe, ein Batrachyer (Siredon) und die Klapperschlange. Das im Hochland beträchtliche Insectenleben reducirt sich mit der fallenden Seehöhe, d. h. mit der Zunahme des wüstenartigen Charakters. Ameisen scheinen die unterste Sprosse der animalischen Leiter zu sein, bevor die Wüste das thierische Leben unmöglich macht. Ihnen am nächsten stehen Heuschrecken und Fliegen, dann folgen einige Käferarten. Unter den wirbellosen giftigen Thieren ragen Taranteln, Krebsspinnen (Telephonium), Tausendfüße und Scorpione hervor.

Kampf des Sommers und Winters.

Geschichtliche Entwickelung und geographische Verbreitung der Sitte.

Von Dr. **Konrad Zacher** in Halle.

II.

Bei allen Völkern, die eine wirkliche Volksreligion gehabt haben, sind zu allen Zeiten die Volksbräuche mit der Religion, mit der Mythologie innig verbunden gewesen. Namentlich repräsentiren mimische Vorstellungen meist das, was man als von einer Gottheit gethan sich vorstellte. Daher haben neuere Forscher auch in dieser Darstellung des Kampfes zwischen Winter und Sommer nur eine abgeblaßte Form für einen ältern Götterkampf sehen wollen. An den Kampf Thor's mit den Riesen, den Dämonen des Sturms und Winters, dachte Uhland, an Wodan Grimm. Und dies hat an sich mehr Wahrscheinlichkeit, da in den zwölf Nächten der Weihnachtszeit sowohl als der Fasnacht Wodan an der Spitze des wilden wüthenden Heeres einherfährt, seinen Umzug hält, da Wodan auch sonst als der Gott der Fruchtbarkeit, des Jahressegens und andererseits als Siegesgott erscheint. Daß in der That der siegende Sommer nicht nur dem Wesen nach mit Wodan identisch ist, sondern daß ehemals in ähnlichen Spielen Wodan selbst als Kämpfer und Sieger auftrat, das haben durch Vergleichung verwandter Bräuche erwiesen **Kuhn** in einem Aufsatz in Haupt's Zeitschrift, Bd. V, und **Weinhold** in dem Buche „Weihnachtsspiele und Lieder“.

In manchen Gegenden Deutschlands ist es nämlich üblich, daß zu Weihnachten, mitunter auch zu Fasnacht, der sogenannte Schimmelreiter seinen Umzug hält. Einem jungen Burschen werden Siebe vor die Brust und auf den Rücken gebunden, an dem vordern eine kurze Stange befestigt, an deren Spitze ein stets dazu bewahrter Pferdekopf gesteckt wird; über die Siebe werden weiße Betttücher gebreitet, so daß das Ganze einen Reiter auf weißem Pferde darstellt. Auf dem Kopf trägt der Reiter einen alten breitkrämpigen Filzhut. In Schlesien wird das Pferd durch drei oder vier Burschen gebildet, von denen jeder dem Vordermann die Arme über die Schultern legt, in Schwaben durch einen von zwei Burschen getragenen Sack, auf dem der Reiter sitzt. Begleitet wird der Schimmelreiter unter anderen vermummten Gestalten meist auch von dem sogenannten Bär, einer ganz in Erbsstroh eingehüllten Gestalt, in Sachsen auch Haferbräutigam genannt. Erkennen wir in dieser sofort den Winter wieder, so erinnert der Schimmelreiter mit dem breitkrämpigen Hut unverkennbar an die jetzt wohl mindestens aus Wagner's Nibelungen allgemein bekannte Erscheinung Wodans. Größere Gewähr geben englische Bräuche. Denn auch dort findet sich der Schimmelreiter wieder, und zwar entweder hobby horse, oder hooden, hoodening, wooden horse genannt. Hier ist also auch der Name des Gottes noch erhalten. Und in anderer Form zeigt sich derselbe als Robin Hood (Robin Koseform für unser Ruprecht; dies aber ist ein in Deutschland viel verbreiteter Name für eine gleichfalls zu Weihnachten, auch im Frühjahr herumziehende, theils dem Schimmelreiter selbst, theils dem Bär entsprechende Gestalt), jener mythischen Figur, die nach alter Sage mit Lady May oder Lady Marian im grünen Walde ihr Wesen trieb, die noch jetzt in Weihnachts- und Frühlingsbräuchen eine Rolle spielt, der der erste Mai, als Robin Hood's day, heilig ist.

In christlichem Kleide nun tritt Wodan auf in Deutschland als St. Martin, der Ritter auf weißem Rosse, in

England, wie wir oben sahen, als St. Georg, der Drachentödter. Die Schlange erscheint ja bekanntlich im deutschen Volksglauben immer als ein feindliches verderbliches Wesen, und in der nordischen Mythologie gehört die Midgardsschlange zu den gefährlichsten Feinden der Götter, die mit ihr einst einen Vernichtungskampf zu bestehen haben werden. Diese Vorstellung von der Schlangengestalt der götterfeindlichen Mächte ist aber nicht den Germanen allein eigenthümlich, sie findet sich bei den verwandten Nationen gleichfalls (wie bei den Griechen Apollo die Schlange Python tödtet) und ist offenbar ein aus urältester Zeit überliefertes Stammgut der indogermanischen Völker. Schon im Veda spielt eine Hauptrolle der Kampf Indra's, des seinem Wesen nach dem Zeus der Griechen, dem deutschen Wodan entsprechenden Götterkönigs, mit dem feindlichen Dämon Vrtra, der die Wolkenkühe raubt und dadurch alles animalische und vegetative Leben beschädigt. Aber von Indra's Donnerkeil getroffen sinkt er als Schlange, Ahi, zu Boden nieder. Dem Inder erschien als der Hauptfeind des Lebens die Dürre, beim Germanen war es der Winter, mit dem die Götter vor allem zu kämpfen hatten, und so wechselten die Götterfeinde ihre Bedeutung, während die alte Form beibehalten ward.

Doch glaube ich nicht, daß unser Volksbrauch, den Kampf des Sommers und Winters darzustellen, nur aus einem ältern, in dem die Gottheiten die Kämpfer gewesen, hervorgegangen sei. Ich halte es für wahrscheinlicher, daß schon in uralter Zeit, sobald die Götterfiguren anfingen, für das Gefühl des Volkes mehr und mehr ihre ursprüngliche natursymbolische Bedeutung zu verlieren und ihre persönliche, ethische Bedeutung mehr hervortrat, jener Kampf zwischen den Mächten des frischen Naturlebens und des feindlichen lebentödtenden Elementes, sofern er im Volksbrauch bildlich dargestellt wurde, in einer gewissen Reaction das Natursymbolische, Allegorische, festhielt, ja schärfer hervorhob, und so allmälig von den alten Göttergestalten sich ganz loslöste. Daß dies schon in sehr früher Zeit stattgefunden, scheint mir aus verwandten altgriechischen und lateinischen Bräuchen[1]) hervorzugehen, die ebenfalls reine Natursymbolik zeigen, und durch die verwischte Gestalt, in der sie damals schon erscheinen, auf das graueste Alterthum als die Zeit ihrer Entstehung hinweisen.

Das sinnige Gefühl für die umgebende Natur ging den Alten keineswegs ab, wenn es auch nicht so eigenthümlich sentimental entwickelt war als bei den Germanen und wenn es auch in ihren Schriftwerken nicht gerade sehr hervortritt. Auch sie hatten innige Freude am Thierleben aller Art, das zeigt unter anderen die Thierfabel, das zeigen die köstlichen Zeichnungen in Aristophanes' Vögeln. Und daß ihnen der Sinn für landschaftliche Schönheit nicht, wie man gewöhnlich glaubt, gemangelt, ist in neuerer Zeit von mehreren Forschern nachgewiesen worden. So begrüßten auch die Griechen freudig den Frühling und empfingen die ersten Frühlingsboten mit bestimmten Gebräuchen. Wer die Weihe zum ersten Mal erblickte, warf sich zu Boden[1]), wer die Einkehr des Storches zuerst ansagte, empfing Botenlohn[2]). Wie bei uns in manchen Gegenden die Kinder im Frühjahr Thiere herumtragen, so trugen sie in Rhodos eine Schwalbe herum und heischten Gaben unter Absingung folgenden Liedchens[3]):

Die Schwalb' ist gekommen,
Bringt fröhliche Monde,
Bringt fröhliche Zeiten.
Weiß ist sie am Bauche
Und schwarz ist ihr Rücken.
Drum reich' aus dem Hause,
Dem reichen, uns Feigen,
Gieb Weins einen Becher,
Ein Körbchen voll Käse;
Auch Weißbrot verschmäht nicht
Noch Erbsbrei die Schwalbe.

Sollen wir nun fortgehn? oder wird uns etwas dargereicht?
Wenn ihr was gebt, dann gut! Sonst lassen wir nicht ab,
Wir nehmen euch die ganze Thür, den Pfosten mit,
Von ihrem Sitze holen wir die Hausfrau selbst,
Das kleine Weibchen tragen wir mit Leichtigkeit.
Doch wenn du etwas schenkest, sei die Gabe groß.
Mach auf, mach auf die Thüre für die Schwalbe hier;
Nicht alte Leute, sondern Kinder sind wir ja.

Unserm Weihnachtsbaum und Frühlingseinholen entsprach die sogenannte Eiresione[4]). Dies war ein mit bunten Bändern ausgeputzter, mit Früchten und mannigfaltig geformtem Backwerk behangener Oel- oder Lorbeerzweig, der an verschiedenen Festen, theils im Frühjahr, theils im Herbst (in Athen namentlich an den im Mai stattfindenden Thargelien und den im November gefeierten Proerosien) von Knaben herumgetragen wurde, und dann entweder vor dem Tempel Apoll's aufgestellt ward oder über der Thür von Privathäusern aufgehängt wurde, ganz wie unsere Pfingstkrone oder in Rom die corona spicea. Der Ueberlieferung nach wurde dabei gesungen[5]):

Feigen bringt Eiresione und reichlich nährende Brote,
Honig dazu in die Schüssel und Oel, die Glieder zu salben,
Feurigen Weins einen Becher, der Rausch und Schlummer dir spendet.

Dies bezog sich sowohl auf die an der Eiresione hängenden Gegenstände als auf die Segnungen des kommenden Jahrs, für die jene das Symbol waren. Daß die Knaben dabei Gaben eingefordert hätten, wird nicht ausdrücklich überliefert, wohl aber wird erzählt, daß Homer als blinder Greis auf Samos, von Knaben geführt, vor den Häusern der Reichen, Gabe heischend, folgendes Eiresione genanntes Lied gesungen habe[6]):

---

[1]) Auf einige dieser Uebereinstimmungen ist man schon früher aufmerksam geworden. Zuerst hat meines Wissens darüber gehandelt Ilgen, Opusc. 1, 4; ausführlicher Anton, in drei Programmen des Görlitzer Gymnasiums 1839 bis 41: Comparatur mos recens hieme expulsa aestatem cantu salutandi cum similibus veterum moribus. Sehr detaillirt und scharfsinnig hat neuerdings einen Theil der von mir erwähnten deutschen, slavischen und romanischen Bräuche nebst einigen verwandten besprochen und ihre Analogie mit altrömischen erwiesen Usener in einem Aufsatz „Italische Mythen" im Rhein. Mus. Band XXX, S. 182 ff. Doch liegen diese italischen Mythen theils von den hier besprochenen etwas ferner ab, theils sind sie so dunkel erkennbar, und treten nur für den sie mit wissenschaftlicher Lupe Betrachtenden etwas klarer hervor, daß ich nur weniges von ihnen im Folgenden erwähnen zu dürfen geglaubt habe.

[1]) Aristoph. Vög. 501. 713.

[2]) Grimm, Myth. 723.

[3]) Athenäus VIII, 360. Bergk, Poetae lyrici III³, 1311. Anton a. a. O. II, 4.

[4]) Die Nachrichten darüber sind sehr zerstreut, die hauptsächlichsten bei dem Scholiasten zu Aristoph. Ritter 725 und Plutus 1055, und in dem Lexicon des Suidas u. d. W. *εἰρεσιώνη*. Vergl. K. Fr. Hermann Gr. Alterth. §. 56, 9.

[5]) Dies Lied erhalten bei Plutarch, Theseus c. 22, und Suidas.

[6]) Nach der fälschlich dem Herodot zugeschriebenen Lebensbeschreibung Homers, und Suidas u. d. W. *Ὅμηρος*.

Dies ist das Haus eines reichen und wohlansehnlichen Mannes:
Wohlansehnlich ist er und reich an Gütern des Glückes.
Oeffnet euch selbst, ihr Thüren, denn Einzug halten will Reichthum,
Und mit dem Reichthum zugleich die Fülle des blühenden Frohsinns,
Fried' und behagliche Ruh. Stets voll seien Eimer und Kannen,
Und es dehne sich stets der geknetete Teig in dem Backtrog.
Unter Gesang wird die Gattin des Sohnes den Wagen besteigen,
Maulthiere führen sie dann, starkhufige, her in das Haus dir,
Daß sie auf schimmerndem Estrich den Webstuhl fleißig umwandle.
Wiederkehre ich dir von Jahr zu Jahr, wie die Schwalbe;
Barfuß steh' ich im Vorsaal: drum reiche mir eilig die Gabe,
Ehrend des Wanderers Hort, Apollon, spende uns Armen.
Wenn ihr was gebt, dann gut! Sonst bleiben wir nicht da,
Denn hier zu wohnen war nicht unsers Kommens Zweck.

Später wurde dies Lied auf Samos von Knaben gesungen. Es ist offenbar, daß uns hier ein altes Volkslied vorliegt, welches wie die ähnlichen bei uns von den die Eiresione herumtragenden, Glück und Segen für das kommende Jahr wünschenden, Gaben heischenden Knaben gesungen ward. Die große Aehnlichkeit mit dem Herumtragen des den Sommer bedeutenden Baumes bei uns springt in die Augen.

Aber ich glaube eine Spur gefunden zu haben, daß auch der Kampf des Winters und Sommers den Griechen nicht unbekannt war. Die Silene nämlich, welche namentlich in den Satyrspielen häufig auftraten, wurden mit einem zottigen Gewande bekleidet dargestellt, und dies Gewand hieß *χίτων χορταῖος*[1]). Dies bezeichnet aber ursprünglich ein Kleid von Heu oder Gras, oder überhaupt Grünzeug. Sie waren also ursprünglich in Grünzeug eingehüllt wie bei uns der Sommer[2]). Nun treten die Silene zwar in späterer Zeit immer in dem Gefolge des Bacchus auf, ursprünglich aber haben sie mit Bacchus und dem Weine nichts zu thun, sondern sie sind Dämonen einmal des Quellwassers, dann des frischen grünen Waldes und der vegetativen Fruchtbarkeit überhaupt. Ihnen entsprechen in der römischen Mythologie Mars (der ja erst spät mit dem ganz verschiedenen griechischen Ares identificirt worden ist), Picus, Faunus, Silvanus[3]), die sowohl befruchtende Wald- und Feldgötter als Frühlingsgottheiten sind, die „als Frühlingsgötter und Götter der Befruchtung zugleich solche sind, welche den Winter, den Tod und andere in Gedanken sich von selbst anschließende Schrecknisse austreiben, und sowohl die Natur als das menschliche Gemüth davon zu befreien die Macht haben" (Preller). So ist es sehr wahrscheinlich, daß auch bei den Griechen in alter Zeit es einen Volksgebrauch gab, in dem der Kampf zwischen Winter und Sommer dargestellt und jener von diesem überwunden ward, und daß der Sommer eben durch jenen in Grün gehüllten Silenos repräsentirt wurde. Und wie bei uns jene alten heidnischen Mummereien sich allmälig zu Weihnachts- und Osterspielen erweitert haben und daraus das mittelalterliche Drama hervorgegangen ist, so ist es sehr leicht möglich, daß das griechische Drama eben von jenen ältesten Volksbräuchen, die später ganz verdrängt worden sind, seinen Anfang genommen habe[1]).

Eine andere Spur ist in einem altrömischen Brauche zu erkennen. In Rom wurde nämlich am Tage vor den Idus des März, d. h. des Frühlingsvollmondes, ein mit Fellen bekleideter Mensch durch die Stadt geführt und mit langen weißen Stäben aus der Stadt hinausgeprügelt. Man nannte ihn Mamurius Veturius, d. h. den Gott des alten Jahres (Preller, Röm. Myth., S. 317; Usener a. a. O. S. 209 ff.[2]). Wie sehr dieser Brauch mit dem Austreiben des Winters oder Todes bei uns übereinstimmt, liegt auf der Hand. Zweifelhafter ist, ob dieselbe Bedeutung jenem Brauche zuzuschreiben ist, nach welchem am 15. Mai von dem Pons Sublicius 24 von Binsen geflochtene Menschenpuppen, die man Argei nannte, mit zusammengeschnürten Händen und Beinen durch die Vestalinnen in die Tiber gestürzt wurden, da hierfür noch verschiedene andere Erklärungen möglich sind. Dagegen scheint mit unserem Todaustreiben nahe verwandt eine eigenthümliche böotische Sitte, von welcher Plutarch (Quaest. Symp. VI, 8) erzählt: „Es ist ein althergebrachtes Opfer, welches der Archon auf dem Altar der Stadt, jeder Privatmann in seinem Hause verrichtet: es heißt Austreibung des Hungers (*βουλίμου ἐξέλασις*), da man dabei einen der Hausgenossen mit Weidenruthen zur Thür hinausprügelt und dazu sagt: Hinaus mit dem Hunger, herein Reichthum und Gesundheit."

---

[1]) Erwähnt in den Lexicis des Hesychius und Pollux (VII, 60); ferner von dem Commentator Homers Eustathius S. 1166, 53, und von Dionysius v. Halikarnaß, Röm. Gesch. 7, 72. Das Wort wird von den Gelehrten meist als Kleid aus Heu erklärt, von Wieseler (Satyrspiel S. 93. 99) als Stallkleid, was sprachlich wie sachlich gleich unzulässig ist.

[2]) Schon im Alterthum waren Manche dieser Meinung. Der Anekdotenerzähler Aelian sagt Var. hist. 3, 40, diese Tracht bezeichne dichtes Weinlaub zur Andeutung ihrer bacchischen Natur.

[3]) Ich halte es nicht für unmöglich, daß Silvanus und *Σειληνός* oder *Σιληνός* dasselbe Wort sind, vermittelt durch die bei Hesych erhaltene Form *Σιλγῆνοι*, in der, wie so oft, das *γ* für *F* steht, sodaß also *ΣιλFηνος* wie lat. Silvanus den Waldgott bezeichnen würde (von *ὕλη*, das für *συλFη*, *σαλFη* steht).

[1]) So sagt auch Bernhardy in seiner griech. Litteraturgeschichte I, 409: „Diese (die *κωμωδία*) mochte zuerst wenig mehr als eine reich gruppirte Eiresione oder ein sicilisches Erntefest bedeuten".

[2]) An den Iden des März selbst wurde das Fest der Anna Perenna gefeiert dadurch, daß das niedere Volk zur Stadt hinauszog, sich am Tiberufer im Grase, unter Zelten und Laubhütten lagerte, sang und tanzte, und namentlich auf ein langes Leben trank. Das war eigentlich die Neujahrsfeier, denn bei den Römern begann in älterer Zeit das Jahr mit dem März. Anna Perenna bezeichnet gleichfalls, wie schon Corssen gesehen hat (Kuhn's Zeitschr. II, 34) das alte Jahr, dessen Abscheiden gefeiert ward. Usener glaubt eine Spur gefunden zu haben, daß auch in Rom in früherer Zeit diese Personification des alten Jahres, wie bei uns der Tod, an diesem Tage in's Wasser sei geworfen worden.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Harmand in Cambodja und Unter-Laos.

— Dr. med. J. Harmand, ein Mitglied jener französischen Tongking-Expedition unter Delaporte und Garnier, welche des letztern Tod herbeiführte, unternahm im Jahre 1875 eine selbständige Reise in Hinterindien, welche noch ihren Fortgang nimmt, und von welcher bereits Resultate vorliegen. (Reisebericht nebst Karte im Bullet. de la Soc.

de Géogr. de Paris 1876, October.) Zu Ende 1875 fuhr er den Mekhong bis zur Insel Khong (14° nördl. Br.) hinauf und bereiste von dort die westwärts liegenden siamesischen Provinzen Muln-Prey und Tonlé Repan und die cambodjische Compong-Soay. — Der Handel im untern Laos ist außerordentlich geringfügig; das Volk ist zu faul und indolent, auch zu sehr von oben gedrückt, die Zahl und Menge der Producte (Stiklack zum Rothfärben, Wachs, Felle, Elfenbein, Geweihe, Taue aus Bambus und Bast, wilder Cardamum) zu gering, um einen starken Verkehr ins Leben zu rufen. Die Pirogen, welche jene Materialien nach Phnompenh hinabtragen, bringen Salz, Metalle, Stoffe, chinesisches Geschirr 2c. wieder mit herauf. Europäische oder chinesische Fabrikwaaren einzuführen würde sich kaum lohnen, da solche nur von den wenigen Mandarinen gekauft werden würden. Im Handel kommen eigentliche Münzen, wie Nen (Silberbarre im Werthe von 80 Mark) oder meist kunstreich gefälschte Tical (circa 20 Pfg. werth) nur selten vor, sondern fast durchaus nur Eisenstäbe in Kantenform, 15 Centimeter lang, 250 bis 300 Gramm schwer und circa 4 annamitische Tien werth (1 Tien = $1^1/_{10}$ Schnur, an welcher 600 durchlöcherte Sapeken (Zinkstückchen) aufgereiht sind; eine Schnur etwa = 80 Pfg., ein Tien also = 8 Pfg.). Diese Eisenstäbe werden ausschließlich von den Knïs der eisenreichen Provinz Compong-Soay gefertigt. Alljährlich, wenn die Regen dem Boden wieder das erste Grün entlockt haben, und Wasser zum Tränken der Büffel sich gesammelt hat, verlassen ganze Wagenreihen, die meist von Chinesen geleitet werden, den Mekhong bei Stung-treng ($13^1/_2$° nördl. Br.), Khong (14°) und Bassac (nahe 16° nördl Br.) und schaffen Taback, Arekanüsse, Baumwollstoffe, Messingdraht, chinesisches Geschirr u. s. w. in das 10 bis 12 Tagereisen entfernte Land der Knï Hâh, welche dafür ihre Eisenstäbe, Aexte und Messer hergeben. Zu verwundern ist nur, daß noch kein industrieller Chinese versucht hat, diese theuere Waare durch ungleich billigere europäische Nachahmungen zu ersetzen. Einem Europäer aber darf es nicht einfallen, an diesem Handel theilnehmen zu wollen; für seine Waaren würden ihm Matten, Reis, Büffel und dergleichen angeboten werden, für welche ihm jede Verwendung fehlte. Vortheilhaft wäre nur der Handel mit Penong-Sklaven (die Penong wohnen nördlich von den Stieng, östlich vom Mekhong etwa unter 13° nördl. Br), woran aber ein Europäer nicht denken darf. Von Wichtigkeit versprechen die Goldgruben von Attopen östlich des Mekhong zu werden; obwohl über dieselben Genaueres noch nicht bekannt ist, so scheinen sie doch reich zu sein, da fast alle Frauen und Kinder weit und breit dicke goldene Armbänder von Attopen tragen. So lange aber die Laos im Besitze des Landes sind, die Chinesen sich bloß vom Handel nähren und nicht selbst produciren und die fleißigen Annamiten fern bleiben, wird sich in dem geschilderten Zustande wohl kaum etwas ändern.

Neben wissenschaftlichen Fragen wollte Dr. Harmand auch die Garnier'sche Hypothese entscheiden, wonach der bei der Insel Khong mündende Se-Lamphan vielleicht einen Wasserweg nach dem großen See von Cambodja darbiete, auf welchem man die Stromschnellen des Mekhong umgehen könnte. Das hat sich aber als völlig irrig herausgestellt: jener Fluß hat keinen Zusammenhang mit dem System des großen Sees und ist nicht für Schifffahrt geeignet, seine Ufer sind fast unbewohnt und besitzen keine Producte. Harmand drang bis an seine Quellen im Gebirge Dougrek vor, in welchem auch der in den großen See fließende Stung Sen entspringt, der bei genauerer Erforschung und Ausbeutung Cambodjas eine größere Rolle spielen könnte. Die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bildet ein sumpfiger Wald, der Lieblingsaufenthalt wilder Elephanten, und nicht, wie man nach einheimischen Angaben erwartete, ein höheres Gebirge.

Die beiden Provinzen Tonlé-Repan und Muln-Prey sind, abgesehen von den bewaldeten Bergen und Flußufern und den Reisfeldern in der Nähe der wenigen Dörfer, eine weite, trockene und verbrannte, mit dünngesäeten, schattenlosen Bäumen bedeckte Savanne, die seit Jahrhunderten alljährlich von Bränden heimgesucht wird. Die menschlichen Niederlassungen sind erbärmlich, ohne Fruchtbäume, ohne Schatten, ohne Gemüsebeete, ohne Hausthiere; alljährlich verzehrt sie das Feuer, und sie werden an einem andern Orte aufgebaut.

Ursprünglich waren beide Provinzen cambodjisch, bis sie Siam vor etwa 30 Jahren verrätherisch in Besitz nahm. Es hat wenig Freude davon; denn sie sind arm und völlig werthlos, nur von halbwilden Knïs bewohnt, welche nichts produciren, als Matten, Palmsäcke und Wachs. Tonlé-Repan zählt 400 Steuerzahler, welche dem Hofe in Bangkok jährlich circa 160 Mark und als Geschenk ein paar Elephantenzähne und Hörner vom Rhinoceros eintragen.

Das ganze Gebiet zwischen 13° und $14^1/_2$° nördl. Br., soweit es Harmand durchwanderte, ist von Knïs bewohnt, während eigentliche Cambodjer, welche man für dort weit verbreitet hielt, nur ausnahmsweise vorkommen. Die Knïs bilden nicht eine einzige Völkerfamilie, sondern mehrere bestimmte Gruppen (K. Mahaï, K. Mănh, K. Muoh, K. Ntoh, K. Porrh, K. Hâh oder Dek, K. Damrey u. s. w.), welche verschiedene Sprachen reden, denen nur die 5 bis 10 ersten Zahlwörter gemeinsam sind. Sonst bietet dies Volk Spuren zahlreicher Mischungen. Harmand hat möglichst viel Individuen gemessen und abgezeichnet, wobei ihm freilich die in ganz Hinterindien außer Annam verbreitete, abergläubische Scheu der Leute, ihren Kopf berühren zu lassen, sehr hinderlich war. Ebenso sammelte er Vocabularien, was gerade dort von Wichtigkeit ist, da die Knïs fast alle schon cambodjisch sprechen und in vielen Dörfern nur noch die alten Frauen ihre Muttersprache reden. Ebenso nimmt dies Volk sehr rasch die Sitten, die Kleidung, die Haartracht und selbst die Pagoden der Cambodjer an.

Während die Knï Muoh und Ntoh jener beiden armen Nordprovinzen von Ackerbau und Mattenflechten leben, besitzen die Porrh auf der Grenze zwischen Siam und Cambodja ein fruchtbares, waldloses, wohlbevölkertes Land, wo herrliche Reisfelder und Zuckerpalmen (Borassus flabelliformis) in Menge gedeihen und reichen Gewinn abwerfen. Auffallend ist, daß die Annamiten diesen überaus nützlichen Baum so ganz verschmähen, während jedes cambodjische Dorf ihn hegt, so daß man an seinem Vorkommen schon von Weitem auf die Nationalität der Einwohner schließen kann. — Südlich vom Gebiete der Porrh folgt thoniges, hügeliges Land, das mit prachtvollen, dichten Wäldern bedeckt ist. Die Ausbeutung namentlich der riesigen Pinus Massionana wäre mittelst des schiffbaren Stung Sen, der in den großen See mündet, leicht zu bewerkstelligen. Dort sitzen die Knï Hâh oder Knï Deck, die Eisen-Knï, welche nur wenig Ackerbau treiben, aber desto mehr Eisen schmelzen und verarbeiten und damit ganz Cambodja und Unter-Laos versehen. Das Erz kommt alles aus einem unbedeutenden Berge Phnom-Rhinm, unter 13° 15′ nördl. Br., wo es sich in Nestern und Lagern innerhalb einer Schicht rothen plastischen Thones findet und leicht in wenig tiefen Gruben gewonnen wird. Da reiner Raubbau betrieben wird und nach Jahrhunderte langer Ausbeutung noch kein Mangel an Erz eingetreten ist, so glauben die Knï, daß dasselbe in den Gruben von selbst nachwachse. Die Gewinnungsweise des Eisens beschreibt Harmand ausführlich. An Steuern zahlt der Mann jährlich 25 Pfund dieses Metalls.

In seinen zoologischen und botanischen Sammlungen war Harmand nicht glücklich; die Trockenheit hatte während seiner Reise alles Leben verscheucht. Nur Baumblüthen konnte er erlangen. Die gefundenen Ruinen und Monumente wurden studirt, die Inschriften abgeklatscht. Der Verlust seiner Gewehre, der Mangel an Proviant, die Flucht

seines Dolmetschers nöthigten ihn, im März 1876 nach Saigon zurückzukehren.

Am 4. December 1876 brach er jedoch von Phnom-penh zu einer neuen Reise nach Ober-Cambodja und Laos auf, welche ihn womöglich durch Annam bis Tongking führen soll. Er reist allein, ohne europäische Begleitung und ohne Provisionen, nur von dem lebend, was er vorfindet. Vorher scheint er noch einen kürzern Ausflug im äußersten Nordosten des französischen Cochinchina gemacht zu haben: in der Sitzung der Französischen Geographischen Gesellschaft vom 7. März wurde eine Mittheilung von ihm über die Moï der Provinz Bien-hoa, welche zwischen dem Donaï und dessen Nebenflusse Song-be wohnen, verlesen. Diese Moï (der Name bezeichnet im Annamitischen überhaupt unabhängige Bergbewohner) zeigen starken annamitischen Einfluß; in ihrer Race sind Spuren von annamitischen, cambodjischen, Penong- und selbst chinesischem Blute vorhanden. Sie glauben an böse Geister, denen sie bei jeder wichtigern Handlung eine Art Sühnopfer bringen; so erlegen sie kein größeres Stück Wild, ohne am Dache ihres Hauses ein Bündel Bambusspähne aufzuhängen, dessen Größe sich nach derjenigen des getödteten Thieres richtet. Daran ist ein Bündel Holz befestigt, damit, wie sie sagen, sich der böse Geist das Thier kochen kann. Handelt es sich um einen Elephanten, so wird auch noch eine Art Krug hinzugefügt, damit der böse Geist nach solch gewaltigem Mahle seinen Durst stillen könne. Außerdem spaltet man das eine Ende einer Bambusruthe, steckt eine Düte von Blättern hinein und läßt darin Kohlenstückchen verbrennen; für einen Elephanten werden zwei solcher Ruthen hergerichtet, für einen Hirsch oder Eber eine. Dieselben stehen in langen Reihen an den Wänden der Hütten, deren rauchgeschwärztes Dach mit jenen Bündeln und mit Reihen von allerlei Schädeln ausstaffirt ist. Ihre Hütten stehen auf sehr hohen (circa 2 Meter) Pfählen über dem Boden; die Wände derselben sind nicht senkrecht, sondern wie bei den Stieng von außen nach innen geneigt. Der so gebildete dreieckige Raum ist mit Wandbrettern aus Bambus ausgestattet. Von Charakter sind diese Moï hundertmal besser, als die Annamiten, welche Güte als Schwäche auslegen und dieselbe zum Stehlen und Betrügen ausbeuten. An Waffen führen sie eine Armbrust mit gewöhnlichen oder vergifteten Pfeilen und einen Hirschfänger, die Dorfhäuptlinge außerdem eine Waffe, die sie nie verläßt: eine breite, scharfe und sehr lange Eisenklinge, die in einer Scheide steckt, und deren Griff in eine lange, conische Eisenspitze ausläuft, so daß sie gleichzeitig als Handwaffe und zum Werfen dient. Mit ihr greifen sie die Elephanten an.

Während der Regenzeit sind ihre Wälder unbetretbar sowohl wegen der Malaria, als wegen der zahllosen Blutigel, die mit dem schärfsten Geruche ausgestattet sofort in Menge auf den Menschen loseilen und ihn schröpfen. Es genügt, fünf Minuten auf einem von Blättern und Zweigen gereinigten Platze zu verweilen, um zu sehen, wie sie sofort von allen Seiten wie Spannraupen herbeikriechen und zeitweilig anhalten, um sich aufzurichten und Umschau zu halten. (Vergl. die Schilderung dieser Landplage in „Globus" XXVI, S. 59.)

Asien.

— Professor Ahlquist (s. laufenden Band, S. 15) hat in Begleitung der Studenten Böhm und Bergroth Helsingfors am 24. Februar verlassen und die Reise zu den Ostjaken und Wogulen am Irtysch und Ob angetreten.

— Im Maßstabe von 1 : 5000 hat ein Orientale einen Plan von Smyrna aufgenommen und veröffentlicht (Plan de Smyrne, levé et dressé par Lamec Saad 1876, Smyrne R. Werth). Der Autor kam, nachdem seine sämmtlichen Familienglieder in den Metzeleien am Libanon im Jahre 1861 ihr Leben verloren hatten, mit Dr. Lorenz Reinke nach Deutschland und erhielt hier seine Erziehung. 1872 kehrte er nach dem Orient zurück und trat in den anatolischen Eisenbahndienst, welcher 1875 sistirt wurde. Seitdem war er in Syrien, Aegypten und Anatolien mit Privatarbeiten beschäftigt, und aus dieser Zeit rührt auch der Plan von Smyrna her, der, bei Wagner u. Debes in Leipzig chromolithographisch ausgeführt, in höchst gefälliger Weise die bebauten und projectirten Stadttheile, öffentliche Gebäude, Kirchen, Moscheen, militärische Baulichkeiten, Ruinen, Gärten, Weinberge, Felder, Wiesen, Sümpfe, Sand, christliche, mohammedanische, jüdische Begräbnißplätze, Steinbrüche, Gewässer, Straßen, Fußpfade, Dampf- und Pferdeeisenbahnen durch Farben und Signaturen unterscheidet. Der Autor denkt demnächst in den Orient zurückzukehren und, falls die finanziellen Mittel und die localen Verhältnisse es irgend thunlich erscheinen lassen, in gleicher Weise den noch viel interessantern Stadtplan von Damascus aufzunehmen.

— Smirnow, der Botaniker der großen russischen Amu-Darja-Expedition des Jahres 1874, wird in diesem Jahre mit Hülfe der Petersburger Gesellschaft der Naturforscher eine botanische Reise nach Ferghana und der Pamir unternehmen. (Nature.)

— St. Petersburger Blätter melden die Rückkehr des Lieutenant Opatzewitsch, welcher zwei Jahre lang die nördlichen pacifischen Küsten von Sibirien aufgenommen hat. Nach Beobachtung des Venusdurchgangs machte er eine vollständige und gründliche Aufnahme der Behring-Straße, wobei er seine Lothungen über circa 16 Quadratgrade bis in das Eismeer und an die Eisbarriere heran ausdehnte. Mit Hülfe von 14 Chronometern hat er viele Längenbestimmungen ausgeführt und die früher im Nordosten bestimmten Längen mit denen, welche unlängst vor dem Venusdurchgange im südöstlichen Sibirien mit großer Genauigkeit beobachtet worden sind, in Verbindung gebracht. (Nature.)

— Unseren aus Potanin's Briefen geschöpften Angaben auf S. 239 entgegen berichtet die „Nature" (Nro. 386), daß jene Expedition durch den Beginn des Winters und die Verschneeung der südwärts führenden Gebirgspässe in Kobdo zurückgehalten worden sei und den Winter über sich mit ethnographischen und commerciellen Studien beschäftige.

— Die Russische Geographische Gesellschaft hat nach „The Mail" (21. März 1877) beschlossen, eine systematische Sammlung aller englischen, russischen und einheimischen Nachrichten über die arischen Stämme am obern Oxus, im Hindukusch und westlichen Himalaya einschließlich der Thäler des Indus, Kabul-Darja und Yarkand-Darja zu veranstalten.

— Der russische Meteorolog Wojeikow ist von seiner mehrjährigen Reise um die Welt, welche ihn durch die europäischen Staaten, Nordamerika, Südamerika, Indien, Ceylon, Java und Japan führte, nach St. Petersburg zurückgekehrt und wird dort an die Geographische Gesellschaft über seine Beobachtungen berichten. Die vorzüglich meteorologischen Zwecken gewidmete Reise war besonders interessant in Japan, da Wojeikow dort noch nie von Europäern besuchte Gegenden berührte und werthvolle Nachrichten über die Ainos sammelte.

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

VI.

Cattaro.

Cattaro, slavisch Kotur genannt, ist die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, des südlichsten und kleinsten der ganzen Monarchie, welcher nur 104 Gemeinden zählt. Die Stadt liegt so eingeengt zwischen den Abhängen des Lowtschen (5240 Fuß hoch) und des Eliasberges (2390 Fuß), so versteckt in dem äußersten dunkeln und regenreichsten Winkel der Bocche, daß man sie vom Schiffe aus erst erblickt, wenn man sich zwischen Perzagno und Dobrota befindet. Die steilen Felswände scheinen so unmittelbar in das Meer abzustürzen, daß es aussieht, als hätten die ersten Ansiedler dort den Stein wegsprengen müssen, um Raum für ihre Häuser zu schaffen. Eine der drei Kirchen der Stadt, deren Vorderseite an einem kleinen Platze steht, stößt hinten unmittelbar an die Felswand, deren schroffe Spitzen ihren Glockenthurm weit überragen. Drei Thore führen durch die Wälle hindurch: die Porta Fiumara, wenn man von Norden, von Dobrota her, kommt, die Porta Gordicchio oder Francesco von Süden (Budua) her und die Porta Marina von der Seeseite aus. Vor der letztern ist vor nicht allzu langer Zeit ein Stück Meer zugeschüttet worden, um einen Landungsplatz und einen Spaziergang zu gewinnen, den unsere erste Abbildung zeigt. Dort sammelt sich bei jeder Ankunft des Lloyd-Dampfers Alles, was aus dem ganzen Kaiserstaate an Beamten und Offizieren in diesen äußersten Winkel gleichsam in die Verbannung geschickt ist, um den auf diesem einzigen Wege, der sie mit der civilisirten Welt verbindet, einlaufenden Nachrichten entgegenzugehen. Steil steigt der Berg hinter der Stadt empor; wo er in etwa 800 Fuß Höhe eine Einsattelung macht, ist das Fort S. Giovanni erbaut, welches mit der befestigten Stadt unten im Grunde durch vielfach gezackte Mauern und kleine Befestigungen in Verbindung gesetzt ist. Diese Felswände rauben dem Orte im Winter das Licht und erhitzen im Sommer die Temperatur auf eine so unerträgliche Weise, daß der des Klimas Ungewohnte sich des Nachts schlaflos auf seinem Lager wälzt. Auch der alsdann meist wehende Nordwest, der anderen Küstenplätzen eine große Erfrischung gewährt, wird durch die vorliegenden Berge von Cattaro abgehalten. Erst vom September an ist der Morgen des Tages erträglich. Im October liegt oft schon Schnee auf den Bergen und an den schönsten Tagen sendet die Sonne nicht vor zwei Uhr ihre belebenden Strahlen nach Cattaro. Zur Winterszeit regnet es viel, wie denn die Stadt an Wasser nicht Mangel leidet, weil überall innerhalb und außerhalb ihrer Mauern ebenso wie im Meere selbst der poröse, höhlenreiche Kalkstein eine Anzahl starker Quellen hervorsprudeln läßt, die ihren Oberlauf oder Ursprung mehr landeinwärts haben. Trotz alledem ist aber das Klima durchaus gesund. Vom Landungsplatze gesehen macht Cattaro einen freundlichen Eindruck; innen ist es ein Gewirr enger, mit großen Steinplatten bedeckter und mit hohen Häusern besetzter, aber reinlicher Gassen, in denen nach der Zählung von 1869 nicht mehr als 2017 Einwohner hausen. Gleich an der Porta Marina liegt der Hauptplatz der Stadt mit der Caserne; rechnet man noch den Dom des heiligen Tryphonius mit seinen Bildern hinzu, so ist man mit der Aufzählung der Merkwürdigkeiten fertig.

Unverkennbar in der Architektur der alterthümlichen Gebäude ist der Einfluß Venedigs, welches seit dem Jahre 1420 in Cattaro herrschte. Ein Gasthaus zum Uebernachten giebt es in der ganzen Stadt nicht; vielmehr machen sich einige Einwohner ein Geschäft daraus, möblirte Wohnungen zu vermiethen. Der leiblichen Nothdurft kommt eine ganz leidliche Restauration auf der Promenade außerhalb der Mauer entgegen, wo sich Reisende, Offiziere der Garnison und Beamte zusammenfinden.

Der anziehendste Ort in Cattaro ist der Bazar der Montenegriner unweit der Porta Fiumara, namentlich am Montag, Donnerstag und Freitag, wenn die Söhne und Töchter der Schwarzen Berge in Schaaren auf der 1844 erbauten Straße herabgestiegen kommen, welche sich in zweiundsechszig Windungen zu der nahen Grenze hinaufzieht und Cattaro mit Njegusch, der Heimath des dortigen Fürsten, und Cetinje, seiner Residenz, verbindet. Auf diesem Bazar müssen die Montenegriner zuerst ihre sämmtlichen Waffen ablegen, ehe sie die Stadt betreten dürfen, und die österreichischen Behörden überwachen diesen Punkt genau, weil sich des Oeftern zwischen den Montenegrinern und den Cattarinern Streit erhebt. Der Mann oft zu Pferde, die geplagte Frau mit

Ansicht der Stadt Cattaro. (Nach einer Photographie.)

Montenegrinische Verkäuferin auf dem Bazar in Cattaro.

schweren Lasten bepackt, so wandern die Leute sieben, acht Stunden weit über Berg und Thal und bringen Käse, Fische, Kartoffeln, Gemüse, Eis zur Bereitung des Sorbetto, Geflügel, im Winter Hasen und Federwildpret, auch Reisig zum Brennen, Sumachblätter für die Gerber und Sumachholz für die Färber von Cattaro. Um spärlichen Gewinn schleppen die armen Weiber auf gekrümmtem Rücken Lasten herbei, welche in anderen Ländern kaum Männer zu tragen im Stande wären. „Selbst in unseren Gebirgsländern, — sagt H. Noë, Dalmatien und seine Inselwelt, S. 335 — in welchen man oft auf den Jochsteigen schwer beladenen Menschen begegnet, habe ich dergleichen nicht gesehen. Es ist das sicherlich eine Wirkung des in Europa einzigen Klimas. Die Cerna Gora, welche auf der Breite von Rom liegt, faßt die Eigenschaften des südlichen und nördlichen Himmelsstriches in sich zusammen. Die Hitze Italiens und die Kälte Deutschlands, der Nebel der Nordländer und die Dürre des Ostens, die weiche Luft des Adria-Gestades und die Bora des Karstes — Alles dies stellt das Wetter der Cerna Gora dar. Es ist augenscheinlich, daß hier die Natur die Rolle des Gesetzgebers von Sparta übernimmt und die Schwachen, wenn es deren giebt, schon in ihrer Entwickelung tödtet.“

Nicht minder belebt als der Montenegriner Bazar ist der Markt auf der Marine, wo sich die Bocchesentrachten mit den montenegrinischen mischen und namentlich viel Fische zum Verkaufe gestellt werden. Denn Seefische, Reis, Polenta und Gemüse, Schaf- und Ziegenfleisch sind die gewöhnlichen Speisen in den Bocche. Rindfleisch kommt selbst in Cattaro nur selten vor und in der Fastenzeit, welche von Katholiken und Griechen gleich streng beobachtet wird, ist Stockfisch (Banolà) fast das tägliche Essen. Das gemeine Volk begnügt sich auch außer den Fasten mit Banolà, Zwiebeln, Polenta und Scoranzen, einer Art kleiner Weißfische aus Montenegro. Castradina, d. h. geräucherte Hammelkeule, welche es nach Noë wohl verdient, der ganzen Welt als Leckerbissen bekannt zu werden, gehört zu den Festtagsspeisen, und frischgebratenes Fleisch zu den seltenen Gerichten. Geistige Getränke werden gern und viel genossen und sehr beliebt bei Reich und Arm ist schwarzer Kaffee. — Auffallend ist auf der Marina der Contrast zwischen dem Aeußeren der Bäuerinnen aus den Bocche und der Aermlichkeit ihres Einkaufs: sie sind über und über mit Schmucksachen bedeckt und dabei holen sie mit Bedacht ein paar Kreuzer aus der Tasche hervor, um die sonderbarsten Speisen, gekochte Ochsenpfoten, an welchen noch die Hufe sitzen, Schwarzbrot, das aus schlecht gehacktem Stroh bereitet zu sein scheint, und dergleichen einzukaufen. Und die Montenegriner, welche vielleicht eben eine Tracht Holz für einen Gulden verkauft haben, tragen Stickereien und Waffen im Gürtel, die ihnen schweres Geld gekostet haben und oft ihren einzigen Besitz ausmachen.

Welcher Ort zu Römerzeiten an Cattaros Stelle gestanden hat, ist nicht mit Sicherheit auszumachen, wennschon dort gefundene Inschriften beweisen, daß er damals schon bewohnt war. Ascrivium, das dort gelegen haben soll, läßt sich seiner Position nach überhaupt nicht festlegen. Bei den Byzantinern soll die Stadt Dekateron geheißen haben und daraus durch Wegfall der ersten Silbe der Name Cattaro entstanden sein, welchen die stets geschäftige Volksetymologie dann komischer Weise mit καταρρεῖν = herabfließen, herabstürzen zusammenbringt, weil dort die Wasser so ungestüm von den steilen Felswänden *herabstürzen*, wie die alten Griechen den Namen der kleinasiatischen Stadt Pessinus von πεσεῖν = fallen herleiten, weil das dort verehrte Götterbild in einem angeblich vom Himmel *herabgefallenen* Steine bestand. 867 kommt Cattaro zum ersten Male anläßlich eines Saracenenüberfalls glaubhaft in der Geschichte vor; 889 wird es von Bosniaken verbrannt. Bis 1178 war es eine Republik unter dem Schutze der serbischen Könige, dann bis 1204 eine byzantinische Stadt, dann stand es wiederum bis 1368 unter serbischem, nachher unter ungarischem Protectorate. 1378 von den Venetianern erobert und geplündert, machte es sich später wieder selbständig, unterwarf sich aber 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig den Venetianern, welche versprachen, ihm seine bisherige Verfassung zu belassen, die Einkünfte nur für die Stadt selbst zu verwenden und dieselbe nie einer andern Macht abzutreten. Zu wiederholten Malen machten die Türken zu Wasser wie zu Lande den Versuch, sich Cattaros zu bemächtigen, so 1539, 1569, 1572 und 1657, aber stets wurde ihre Absicht durch das rechtzeitige Erscheinen der venetianischen Flotte oder dergleichen vereitelt. 1797 kam dann die Stadt an Oesterreich, welches dieselbe bis 1806 behauptete. Dann besetzten es die Russen, danach die Franzosen unter Gautier, welcher Anfang 1814 durch englische Schiffe unter Hoste zur Capitulation gezwungen wurde. Hoste überließ die Stadt den Montenegrinern, deren Freude über den Besitz eines Seehafens freilich von kurzer Dauer war. Denn die Oesterreicher unter General Milutinovitsch rückten bald heran, wurden zwar anfangs von den vereinigten Montenegrinern und griechisch-katholischen Bocchesen zurückgedrängt, aber erzwangen sich, nachdem sie Verstärkungen erhalten, am 19. Juni 1814 Einlaß in die Stadt, welche seitdem bei Oesterreich verblieb. Es ist keine besonders glänzende Geschichte, die die Stadt gehabt hat, vielmehr eine voller Unglück und Kämpfe. Die Geißeln vieler dalmatischen Orte, Pest, Erdbeben und Türken, haben auch Cattaro schwer heimgesucht: 1563 kam mehr als die Hälfte der Einwohner bei einem Erdbeben um, und dasjenige von 1667 zerstörte Cattaro nebst Budua und Castelnuovo vollständig. Diese Schicksale haben wohl eben so viel dazu beigetragen wie die düstere beengende Lage der Stadt, um ihre Einwohner zu den ernsten, einfachen, aber braven Menschen zu machen, als welche sie sich dem Fremden gegenüber zeigen.

Die Veddahs auf Ceylon[1]).

α. Die Veddahs sind ein hochinteressanter Rest der Urbevölkerung der Insel Ceylon und gehören der dravidischen Race an; sie sind das reine Volk, während die ihnen sprach-

[1]) Die diesem Aufsatze beigegebenen Veddah-Typen sind nach Skizzen gefertigt, welche der den Prinzen von Wales begleitende Künstler im verflossenen Jahre in Ceylon nach der Natur aufnahm. Als Quellen wurden benutzt: Emerson Tennent, Ceylon, Bd. II, S. 439 bis 451. — Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit II, 138. — Barnard Davis, Thesaurus craniorum 132. On the Weddos by a Tamil in Transactions of the Ethnological Society New Series III, 70 und namentlich John Bailey, An account of the wild tribes of the Veddahs in denselben Transactions II, 278 bis 320.

lich nahe verwandten Singhalesen sich stark mit vom Festlande herübergewanderten Indern vermischt haben. Der Name Veddah bedeutet einfach einen Jäger, im Singhalesischen einen Bogenschützen. Daß dieses jetzt sehr zusammengeschmolzene Volk einst weiter über Ceylon ausgebreitet war, darauf deutet der Name Veddirata, Land der Veddahs, welcher einem großen Landstriche im Osten Ceylons beigelegt wird. Die eigentlichen Veddahs wohnen jetzt in den Districten Batticaloa und Badulla, namentlich im erstern, und diese sind es, welche Tennent schilderte. Die „wilden“, urthüm-

Veddah-Typen.

lichen leben jedoch im parkartigen Districte von Nilgala und den Wäldern von Bintenne, und von diesen muß die Rede sein, wenn man die Veddahs kennen lernen will. Bailey, der als Assistent des Colonialsecretärs in Ceylon lebte und genau mit ihnen vertraut wurde, sagt: es dürfte schwer sein barbarischere Typen des menschlichen Geschlechts zu finden, als sie sind.

Die Veddahs von Nilgala, die wildesten von allen, sind in kleinen Familien über das Land zerstreut und wohnen in Felshöhlen, wiewohl einige Rindenhütten besitzen. Ihren Unterhalt erwerben sie fast nur durch die Jagd, und ihr Verkehr nach außen hin ist so gering, daß sie selbst mit den anderen Familien des Districts wenig umgehen; auch betrug 1858 ihre Zahl nur noch 72 in Nilgala. In Bintenne dagegen giebt es wilde und ansässige. Von den letzteren soll nicht die Rede sein; die wilden, die fast auf derselben Stufe stehen, wie ihre Stammesgenossen in Nilgala, zählten 1856 noch 364 Köpfe.

Körperlich unterscheiden sich die Veddahs sehr von den Singhalesen; sie sind kleiner, dunkler als diese, dabei sehr activ, muskulös und können große Strapazen ertragen. Ihre Schädel sind nach Barnard Davis schmal (Breitenindex 66 bis 78), aber stets sehr hoch, ziemlich mesognath und mit wenig vorstehenden Jochbeinen versehen. Der größte, den Bailey maß, hatte 5′ 3″ englisch, der kleinste 4′ 1″. Durchschnittliche Größe der Männer 4′ 6″ bis 5′ 1″, der Weiber 4′ 4″ bis 4′ 8″. Das Gesicht ist ziemlich regelmäßig, Nase wohlgeformt, zur Abflachung geneigt, die Nüstern weit. Mund groß, Lippen dick, Bart kurz und dürftig. Das nie gelockte Haar fällt in langen schlichten Massen auf den nackten Leib herab. Früher trugen die Veddahs als einziges Kleidungsstück ein Rindenzeug vom Ritibaume (Antiaris saccadora) vor der Scham; an dessen Stelle ist jetzt ein schmutziger kleiner Lappen getreten.

Bringt man Veddahs aus ihren Wäldern in civilisirte Gegenden, um sie zu studiren, so kriechen sie gleich scheuen Thieren in einem Winkel zusammen und kommen nur hervor, wenn man ihnen ein Geschenk an Reis oder Zeug bietet, über das sie herfallen und bei dessen Theilung sie untereinander in Streit gerathen. Daheim in ihren Wäldern streifen sie kühn und lautlos, mit dem Bogen in der Hand und der Axt auf der Schulter, umher. Mit der letztern holen sie die Honigwaben, ihre Lieblingsspeise, aus den Bäumen. Ihre Hauptwaffe ist der $6^1/_2$ Fuß lange Bogen aus elastischem Holz, den sie leicht handhaben, während ein Europäer ihn kaum zu spannen vermag. Die Sehne desselben ist aus den Fasern der Sanseviera zeylanica geflochten. Die eine Elle langen Pfeile sind mit einer oft 6 Zoll langen scharfen Eisenspitze versehen; das Eisen dazu erlangen sie von den Singhalesen durch Tausch; früher auf dem Wege des stummen Handels. Doch das hat aufgehört, ebenso das früher bei ihnen übliche Spannen des Bogens mit den Füßen.

Als Bogenschützen sind die Veddahs berühmt; sie wissen das Wild leicht anzuschleichen und werden auf der Jagd von ihren sehr gelehrigen Hunden begleitet. Ihre Beute besteht aus Hirschen (Rusa Aristotelis), Affen, Schweinen, Leguanen. Dagegen berühren sie nicht Ochsen-, Elephanten-, Bären-, Leoparden- und Schakalfleisch, ebenso keine Eidechsen, Fledermäuse oder Schlangen. Fische lieben sie sehr, der Fang derselben geschieht durch Vergiften des Wassers mittelst Pflanzensäften. Wenn Tennent erzählt, daß sie die Vögel mit Pfeilen schössen, so widerspricht dem Bailey, der von ihrer Schützenkunst nicht viel hält; so kleine Objecte könnten sie nicht treffen, sagt er, und deshalb verschafften sie sich die Vögel mit Leimruthen. Den Elephanten jagen sie nur wegen seines Elfenbeins, nicht wegen des Fleisches. Honig, mit der noch halb entwickelten Bienenbrut in den Waben, ist ihre Lieblingsspeise, und die Fähigkeit, sie zu entdecken und schnell mit der kleinen Axt aus dem Baume herauszuholen, ist bewundernswerth. Auch die Kunst Fleisch im Honig aufzubewahren verstehen sie. Ihre Kochkunst ist sehr roh; oft brennen sie das Fleisch nur im Feuer, welches sie durch das Aneinanderreiben zweier Stücke Holz vom Vellanbaume (Pterospermum suberifolium) sich verschaffen. Taback rauchen sie nicht, dagegen kauen sie die Rinde des Morabaumes (Nephelium longanum) wie Areca und fügen dazu statt des Betels Rinde der Gmelina asiatica und Kalk, den sie aus Schneckenschalen brennen.

Obgleich das Völkchen sehr harmlos ist, wird es doch von seinen Nachbarn gefürchtet und steht im Rufe Kinder zu stehlen. Ihr eheliches Leben ist über jeden Zweifel erhaben und sie können in dieser Beziehung in einem Lande, wo Keuschheit nicht viel gilt, als Muster hingestellt werden. Sie heirathen nie Mädchen aus einer andern Race, sind sehr eifersüchtig auf ihre Weiber und halten sie gern verborgen. Jede Familie besitzt ihre eigene Hütte; wohnen sie in Höhlen, dann ist der Raum jeder einzelnen Familie abgeschreint. Auf ihre singhalesischen Nachbarn, bei denen Polyandrie und häufige Ehescheidungen herrschen, sehen die Veddahs mit Verachtung herab.

Ihre Heirathsgebräuche sind sehr einfacher Art. Der Junggeselle, der seine Augen auf eine Schöne geworfen hat, nimmt einige Geschenke, einen Topf mit Honig, einen getrockneten Leguan und bringt sie in die Hütte des künftigen Schwiegervaters. Findet die Werbung Gehör, so wird das Mädchen herbeigerufen, welches nun eine selbstgesponnene Schnur dem Bewerber um die Brust knüpft — und die Ehe ist geschlossen. Der Mann trägt diese Schnur sein ganzes Leben lang und wird sie schadhaft, so bessert das Weib dieselbe aus. Früher heiratheten die Veddahs regelmäßig ihre jüngeren Schwestern, niemals die älteren; doch ist dieser Gebrauch jetzt vollständig abgekommen.

Krankheiten kommen nur wenig unter den Veddahs vor; doch werden sie selten alt, und da nur sehr wenige Kinder von ihnen erzeugt werden, so ist ein Aussterben der Race vorherzusehen. Besondere Gebräuche bei der Geburt oder Namengebung finden nicht statt, und bis vor Kurzem bekümmerte man sich gar nicht um die Todten — man ließ sie eben einfach da liegen, wo sie gestorben waren. Die Ueberlebenden deckten ein paar Blätter und Steine über die Leiche und bezogen eine andere Höhle.

Tennent bemerkt, daß die Veddahs unter sich keinerlei Kaste haben; sie selbst aber werden trotz ihres barbarischen Zustandes von den Singhalesen als zur höchsten Kaste gehörig betrachtet. Damit stimmt überein, daß sie sich selbst königlicher Abkunft rühmen.

Wie schon der alte Knox [1]) bemerkt, sprechen die Veddahs die Sprache der Singhalesen, doch mit einem so fremden Accente, daß man eine ganz andere Sprache zu hören glaubt, und nur nach langer Kenntniß kann man sich von der großen Uebereinstimmung überzeugen. Es liegt auf der Hand, daß der Wörtervorrath eines so niedrig stehenden Volkes auch nur ein geringer sein kann, und selbst die einfachsten Dinge werden von ihnen umschrieben. So sagen sie für gehen: (den Boden) mit Hämmern schlagen; ein Kind ist eine „Knospe“, Reiskörner sind „runde Dinger“, der Elephant „ein Thier gleich einem Berge“, während die Damhirsche (Axis maculata) „gefleckte Thiere“ und die Wildschweine „Langschnauzige“ genannt werden.

Von Schreiben, Lesen, einer Literatur oder Künsten ist bei den Veddahs keine Spur vorhanden. Sie zählen mit Schwierigkeit an den Fingern, und von der Eintheilung der Zeit fehlt ihnen jeder Begriff. Schon die Bestimmung von „übermorgen“ ihnen beizubringen erscheint schwer.

Von einem zukünftigen Leben, von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, haben die Veddahs keinen Begriff; über solche Dinge mit ihnen sich zu unterhalten, ist schon deshalb schwierig, weil ihre Sprache dazu nicht ausreicht. Alles, was Bailey von ihnen erfragen konnte, lief darauf hinaus, daß sie an zahlreiche gute oder böse Geister glauben, die in der Luft, in jedem Felsen, jedem Baume und Berge hausen. Besser als diese Geister sind diejenigen der verstorbenen Ahnen und Verwandten bekannt, welche über das Wohl der Ueberlebenden wachen und als nehya jakun, gute Geister, verehrt werden. Durch sie wird eine glückliche Jagd bewirkt, eine Krankheit geheilt, Unglück abgewendet. Um

---

[1]) An historical relation of the Island Ceylon by Robert Knox, a captive there near twenty years, Folio, London 1681.

diese guten Geister anzurufen, wird ein Pfeil in den Boden gesteckt, um welchen die Veddahs dann umher tanzen, indem sie singen:

Ma mija, ma mija, ma deja,
Topang kojihetti mittigan jandah!
Mein Abgeschiedener, mein Abgeschiedener, mein Gott,
Wo wanderst du umher?

Von einem höchsten Wesen haben sie keinen Begriff; Götzenbilder, Opfer, Libationen sind ihnen unbekannt; auch besondere Cultusstätten haben sie nicht. Alles Arzneiwesen ist ihnen unbekannt und das Besprengen der Kranken mit Wasser und Anrufen der Ahnengeister ist alles, was sie gegen eine Krankheit thun. In ihren Zaubersprüchen werden Sonne und Mond häufig angerufen, die aber sonst keinerlei besondere Verehrung genießen.

Miklucho-Maklai's Reisen im westlichen Mikronesien[1].

Bugarlo am Maklai-Ufer auf Neu-Guinea. 3. Juli 1876.

R. K. 7. u. 8. März 1876. Insel Gebi. Hügelige, ganz mit reicher Vegetation bedeckte kleine Insel, unter dem Aequator gelegen. Drei Dörfer und einige einzelne Hütten liegen am Meeresufer, welches zur Ebbezeit die Hauptstraße bildet, während es nach Angabe der Eingeborenen im Innern der Insel weder Dörfer noch Wege giebt. Die Bewohner sind meistens Papua, woneben sich besonders unter dem männlichen Geschlechte noch Einwanderer aus Tidor und Halmahera in geringer Anzahl finden. Wie auch auf Siram-laut, sah ich hier Kinder von reinblütiger Papua-Mutter und malayischem Vater mit schlichten Haaren und sehr brachycephalem Schädel. — Von einigen Tidoren, welche ihr Sultan als Häuptlinge hierher geschickt hatte, wurde ich als alter Bekannter begrüßt, indem sie behaupteten, daß sie mich 1873 bei meinem zehntägigen Aufenthalte auf ihrer Insel gesehen hätten. — Die Hauptnahrung ist Trepang (verschiedene Holothurienarten, gekocht und in der Sonne getrocknet, für die Chinesen ein Leckerbissen) und Schildkrötenfleisch und ihre einzige Beschäftigung besteht im Sammeln der Holothurien und Fangen der Schildkröten.

13. März. Gruppe Pegan (oder Freewill, oder S. David [2]). Sechs niedrige, mit Kokospalmen bestandene und von einem Riff umgebene Inselchen. — Da ich am Ende der Hauptinsel Rauch und eine deutsche Flagge bemerkte, so fuhr ich ans Land und fand dort einen englischen Tredor — so wird auf den Inseln des Stillen Oceans das Wort trader verdreht, um damit Agenten zu bezeichnen, welche von Handlungshäusern Waaren zum Tauschhandel mit den Eingeborenen erhalten und von dem Ertrage an Kokosnüssen, Trepang u. s. w. ihre bestimmten Procente haben — mit zahlreicher Familie (an 20 Kinder und Enkel) und einigen Eingeborenen beiderlei Geschlechts von der Insel Nawodo (Pleasant), von wo der Agent etwa vor Jahresfrist hierher übergesiedelt war, um für die Firma Godeffroy & Comp. in Hamburg Kobra (getrocknete Kokosnüsse) und andere Producte zu sammeln. Nach den Eingeborenen der Inseln befragt, sagte mir dieser Mann, ein weggelaufener Matrose oder sonst etwas der Art, daß deren nur eine geringe Anzahl auf der Gruppe existire, und daß sie ihn nur sehr selten besuchten. Von ihrem Aeußern konnte er mir nichts Genaues berichten, so daß ich über die Race, zu welcher sie gehören, ohne Nachrichten blieb. Der Capitän eines Schoners, der schon lange in diesen Gewässern herumgeschwommen ist, erzählte mir, daß er auf diesen Inseln viele Papua gesehen habe, aber er konnte mir nicht bestimmt angeben, ob selbe dauernd dort wohnten oder nur von Wind und Strömung aus Neu-Guinea dorthin verschlagen worden seien. Gerland (Waitz-Gerland'sche Anthropologie der Naturvölker V, 2, S. 38) zählt die Pegan-Gruppe zu Mikronesien; wahrscheinlich aber sind die Eingeborenen, welche Carteret (1767) sah, schon längst ausgestorben und die heutigen Bewohner leben dort noch nicht lange, da nach Angabe jenes englischen Agenten, auf welche freilich nicht viel Gewicht zu legen ist, es auf der ganzen Gruppe nicht ein einziges Dorf giebt, sondern nur einige schnell und für kurze Zeit errichtete Hütten und Baracken [1]).

Die holländische Regierung rechnet diese Gruppe zu ihren indischen Colonien, und Herr van Duyvenbode in Ternate hatte sogar, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren auf einer dieser Inseln eine Factorei zur Bereitung von Kokosnußöl; von ihm hoffe ich genaue Nachrichten über die wirklichen, damals vorhandenen Eingeborenen zu erhalten. Die europäisch-mikronesische Mischrace (d. h. die Nachkommenschaft jenes englischen Agenten) hat vornehmlich mikronesischen Typus; eine nur wenig hellere Hautfarbe und die leichte blonde Schattirung im Haar verräth die Beimischung europäischen Blutes.

25. März. Gruppe Auropik, drei kleine flache Inseln [2]). Ich fuhr nicht ans Land; aber als wir eine Piroge erblickten, ließen wir uns vor Anker treiben, um Eingeborene zu sehen. Die Leute, welche zu uns kamen, waren nicht sehr dunkel (Nro. 37 der Broca'schen Tabelle), mit gelockten und krausen Haaren, welche große Hauben bildeten. Die Nasenscheidewand war durchbohrt; eine große Menge von Schildpattringen und anderm Zierrath aus verschiedenen weißen und rothen Muscheln zog die weit durchlöcherten Ohrläppchen sehr in die Länge. Die Arme trugen ober- und unterhalb des Ellenbogens Tättowirung in Gestalt von Armbändern. In dem Haarwulst steckte ein großer Kamm mit flatternder Feder, in der Nasenscheidewand Blumen oder Blätter; ihre Kleidung bestand aus einem engen Schurz, der um die Taille geschlungen und zwischen den Beinen hindurchgezogen war. Ihr Anblick erinnerte mich an die Eingeborenen der Inseln südöstlich von Ceram und dem Keï-Archipel; eine Beimischung von Papua-Blut ist mir hier wie dort unzweifelhaft. Wie ich später erfuhr, verdankt Auropik einen großen Theil seiner Bewohner der Insel

---

[1]) Auszug aus seinem Tagebuche, abgedruckt in den Iswest. der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft XII, Heft 6, S. 502 ff. Vergl. oben S. 74 dieses Bandes.

[2]) Meinicke (Inseln des Stillen Oceans II, S. 365) zieht den Namen Mapia vor und rechnet sie zu den Karolinen.

[1]) Nach Meinicke a. a. O. ist die ursprüngliche karolinische Bevölkerung der Gruppe jetzt durch die Papua-Piraten Neu-Guineas zum größten Theile vernichtet oder weggeschleppt worden.

[2]) Meinicke a. a. O. S. 359 schreibt Cauripik und giebt nur zwei Inseln an.

Wuap oder Jap, deren Eingeborene hierher kommen, um das sogenanne Hau sich zu verschaffen und zu kaufen, einen Schmuck aus Muscheln und Steinen (?), der dort sehr hoch gehalten wird und unter den Häuptlingen als eine Art Geld dient, so daß sein Besitz ein Vorrecht derselben ist.

27. März. Gruppe Ulithi (Mogmog oder Mackenzie), aus 20 flachen Koralleninseln bestehend. Mein kurzer Aufenthalt auf einer derselben, Isor, reichte hin, um mich zu überzeugen, daß die Bevölkerung dieses Archipels in jeder Hinsicht mit der von Wuap identisch ist.

28. März. Insel Wuap oder Jap (die Eingeborenen selbst sprechen den Namen häufiger „Wuap" aus; die von den Palau-Inseln nennen sie Pelu Lekop, d. i. Insel Lekop), eine nicht große Insel mit zwei kleineren, Uromon und Mok (Ronno und Torei nach Meinicke a. a. O. S. 360), am nördlichen Ende. Sie hat die Form eines unregelmäßigen X, d. h. zwei Buchten, eine von Norden einschneidend, die andere von Süden, lassen in der Mitte nur eine schmale Landenge, mittelst welcher die beiden ungleichen Hälften der Insel zusammenhängen. Nicht hohe Hügel [1]), theilweise fast kahl, verleihen der Landschaft, wenn auch nicht besondere Schönheit, so doch etwas Mannigfaltigkeit. Die ganze Zeit meines Aufenthaltes verbrachte ich entweder im Bai-bai, dem Club- oder Versammlungshause der Eingeborenen, oder mit dem Besuche der Stranddörfer.

Da ich diesen Auszug aus meinem Tagebuche nicht beendigen konnte und ihn nicht in so verkürzter Gestalt abschicken wollte, so theile ich noch in wenigen Worten meine weitere Reiseroute mit. Von Wuap fuhr ich nach dem Pelau-Archipel, wo ich etwa zwei Wochen verweilte. Außer den anthropologischen Forschungen erregten der Gebrauch einer ideographischen Schrift [2]) und dort gehörte Ueberlieferungen mein hohes Interesse.

In Angelenheiten seines Singapurer Rheders kehrte der Schooner, auf welchem ich mich befand, nun nach Wuap zurück und ging dann in weitem Bogen (gelegentlich des Südost-Monsuns) nach der Admiralitäts-Insel [3]), wo er vom 28. Mai bis 9. Juni blieb.

Während meiner Reise hatte ich oftmals Gelegenheit, die schändliche Ausbeutung, welcher die Eingeborenen von Seiten der Weißen ausgesetzt sind, zu beobachten und ich bin entschlossen, so wie sich die Möglichkeit bietet, von hier einen Brief abzusenden (was leider vor November nicht angehen wird), diese bis zum Verbrechen gesteigerten Ungerechtigkeiten, deren unfreiwilliger Zeuge ich war, kurz zu schildern.

Ich besuchte zuerst das südliche, dann das nördliche Ufer der Admiralitäts-Insel [1]) und fand bei den zur melanesischen Race gehörigen Bewohnern eine merkwürdige anatomische Besonderheit, nämlich eine bedeutende Größe der sehr prognath gestellten Zähne beider Kinnladen [2]). Solche großzähnige Melanesier fand ich auch auf den Agomes-Inseln, welche ich nach der Admiralitäts-Insel besuchte. Im Archipel Ninigo (Echiquier) wartete meiner eine Ueberraschung anderer Art: mitten zwischen der melanesischen Bevölkerung der umliegenden Inseln (auch Kaniës oder Les Anachorètes haben melanesische Bewohner) haben diese Inseln, deren Zahl über 50 beträgt, mikronesische Einwohnerschaft. Von wo und auf welchem Wege dieselbe hierher gerathen ist, das blieben für mich Fragen, die ich, unbekannt mit der Sprache dieser scheuen, eingeschüchterten Menschen, nicht zu lösen vermochte.

Am 17. Juni fuhr ich von Ninigo nach der Maklai-Küste, wo ich nach einer Abwesenheit von $3\frac{1}{2}$ Jahren am 28. desselben Monats eintraf. Meine Seereise von Java aus hat über vier Monate gedauert und war aus Gründen, die nicht von mir abhingen, sehr uncomfortable; aber ich hatte Gelegenheit, mit eigenen Augen viele belehrende Thatsachen und Beziehungen zu sehen, einige interessante Orte zu besuchen und mein Ziel zu erreichen. Die Eingeborenen hier empfingen mich sehr freundlich und sagten, daß sie mich erwartet hätten; Maklai hätte ihnen versprochen, wiederzukommen, und sie hätten nicht an der Erfüllung dieser Zusage gezweifelt. Im Besitze eines ziemlich bequemen Hauses, der nöthigen Sprachkenntniß und des vollen Vertrauens sowie nicht geringer Zuneigung von Seiten der Papua habe ich viel Chancen, meine wissenschaftlichen Aufgaben, die ich mir bei meiner ersten Anwesenheit hier vorgezeichnet habe, um ein Beträchtliches zu fördern. Ich gehe sofort an die Arbeit und hoffe im November über meine Resultate, so viel ich deren alsdann aufzuweisen habe, berichten zu können.

Miklucho-Maklai."

[1]) Nach Capitän Blohm's Aufnahme (s. die Karte von L. Friederichsen im Journal des Museum Godeffroy 11, Taf. 2) steigen dieselben bis 1464 Fuß an.

[2]) Man macht sich nach Semper Mittheilungen durch Zusendung von Bändern mit einzelnen Knoten.

[3]) Es ist wohl die größte der Gruppe, die sogenannte Große Admiralitäts-Insel, gemeint. S. über dieselben S. 201 des laufenden Bandes des „Globus".

[1]) Dieselbe hat, wie die Mehrzahl großer Inseln, welche von zahlreichen getrennten und einander feindlichen Stämmen bewohnt werden, keinen allgemeinen Namen; sondern jeder Stamm kennt nur seinen Antheil oder seine Dörfer und die seiner speciellen Feinde. Die Einwohner von Agomes oder Hermite (Los Eremitanos) nennen die Admiralitäts-Insel Taui, ein Name, der, weil nicht auf ihr selbst einheimisch, nur ebenso berechtigt ist, wie der europäische, weshalb ich letztern nicht durch die Agomes-Bezeichnung ersetze. Die Archipele Hermite, Echiquier und Les Anachorètes aber haben einheimische Namen, nämlich resp. Agomes, Ninigo und Kaniës, welche ich im Folgenden den europäischen Namen substituire.

[2]) Ueber diese Entdeckung, welche die Aufmerksamkeit der Anthropologen verdient, schicke ich mit dieser Post einen Bericht an den Präsidenten der Berliner anthropologisch-ethnologischen Gesellschaft, Prof. R. Virchow.

E. D. Young's Umschiffung des Nyassa-Sees.

W. K. Es war ein Lieblingswunsch Livingstone's, die Ausrottung des empörenden Sklavenhandels außer durch die möglichste Verschließung der Absatzgebiete auch an der Wurzel, d. h. in den Auskaufsgebieten im Innern des Festlandes, durch englische Mittel in Angriff genommen zu sehen. Als besonders wirksam für diesen Zweck hielt er mit vollem Recht eine Stationirung von Dampfern auf den großen Binnenseen, an deren Ufern sich Hauptmärkte der lebenden Waare befinden, und er machte bekanntlich selber den Versuch mit einem Dampfer, der „Lady Nyassa", den Schire aufwärts in den Nyassa-See zu gelangen. Sein Unternehmen scheiterte an der Schwerfälligkeit des Schiffes und der Unüberwindbarkeit der Katarakte, die unter dem 17. Breitengrade zwar nur einmal, aber desto energischer die Schifffahrt unter-

brechen, da das Wasser des Flusses hier auf eine Strecke von etwa 75 engl. Meilen ein felsiges und mit Geröll angefülltes Bett bei einem Gefälle von 1800 Fuß durchläuft. Vor Kurzem ist die Lösung dieser schwierigen Aufgabe einem seiner ehemaligen Begleiter auf der Zambesi-Expedition, dem Lieutenant E. D. Young, gelungen, der sie als ein Vermächtniß seines verstorbenen Führers betrachtete und von einer Anzahl schottischer Verehrer ihres Landsmannes die Mittel dazu in reichem Maße zur Verfügung erhielt [1]).

Ein schmaler, aber den oft plötzlich und mit großer Kraft einsetzenden Stürmen auf dem Nyassa-See vollkommen gewachsener Dampfer, der so in Stücke zerlegbar war, daß keines die Kräfte eines einzelnen Trägers überschritt, wurde an der Mündung des Zambesi zusammengesetzt, diesen und den Schire aufwärts geführt, am Fuße der Katarakte zerlegt, von Eingeborenen bis zu deren Anfange aufwärts getragen und dann abermals zusammengesetzt, um nun ohne weitere Hindernisse den See zu erreichen. Bemerkenswerth war hierbei das außerordentlich freundliche Entgegenkommen der Anwohner, dem wohl allein das glückliche Gelingen des schwierigen Transportes zu danken ist; denn es gehörten dazu nicht weniger als 800 Träger, eine Zahl, die sich unter der freudig herbeiströmenden Menschenmasse nicht nur willig zusammensand, sondern auch bei einem mühsamen Wege, schwerer Last und drückender Hitze ihre saure Arbeit so zuverlässig und ehrlich ausführte, daß zum Schlusse auch nicht um eines Pfennigs Werth vermißt wurde.

Solch thatsächlicher Beweis von Freundschaft zeigt am besten, wie sehr diese arme, mit Füßen getretene Bevölkerung die Bemühungen der Engländer zu ihrem eigenen Besten zu würdigen weiß, und wie sehr sie ihrer bedarf. Young schätzt, daß aus den Umgebungen des Sees jährlich etwa 20,000 Seelen allein von den arabischen Händlern ausgeführt werden; diese genugsam bekannte, jedes Gefühls bare Menschenclasse, welche schließlich doch nur Aufkäufer auf den Märkten der einheimischen Häuptlinge sind, werden aber zu verhältnißmäßig ehrlichen Leuten im Vergleiche mit dem Auftreten der Ma Viti, eines raubmörderischen, den Kaffern verwandten Stammes, welcher auch in Livingstone's Reiseberichten öfter erwähnt wird. Dieses Volk, das im Gegensatze zu den Arabern seine Beute nach dem Innern und den portugiesischen Besitzungen verkauft und beinahe alljährlich die Gestade des Sees heimsucht, hat nämlich die Gewohnheit, alles, was den Transport nicht auszuhalten verspricht, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht erbarmungslos niederzumachen. Kein Wunder, daß Young unter solchen Umständen die an manchen Stellen immer noch außerordentlich zahlreiche Bevölkerung doch bedeutend gelichtet fand, daß sich aller Orten die redenden Spuren der Vernichtungskämpfe in Gestalt von verwüsteten Ortschaften und zahlreich umherliegenden Skeletten zeigten, ja daß er das Mittel, dessen sich die Ureinwohner unseres Vaterlandes zum Schutze gegen reißende Thiere bedienten, die Pfahlbauten, sich hier in einem fruchtbaren Lande als Schutz gegen Menschen wiederholen sah, die gefährlicher und unbarmherziger sind als jene.

So begründet daher die ungeheuchelte Freude war, welche das Erscheinen eines Dampfers unter englischer Flagge bei dem friedliebenden Theile der Anwohner des Sees hervorrief, so groß und unverhohlen war die Bestürzung auf Seiten der arabischen Händler, die es sich nicht erklären konnten, wie es möglich gewesen sei, einen Dampfer in den See zu bringen und die darin wohl nicht ganz mit Unrecht das erste Wölkchen eines drohenden Gewitters erblickten. Das bloße Auftauchen der englischen wohlbekannten Flagge hatte die Wirkung, daß während eines ganzen Monats jeder Sklaventransport verschwunden war, obwohl Young nichts gegen die Händler unternahm, sondern sie vorläufig absichtlich ignorirte. Freilich hätte er am liebsten sofort die fünf arabischen Dhaus, die den Sklaventransport über den See vermitteln, confiscirt oder in den Grund gebohrt; aber es lag ihm zunächst daran festen Fuß zu fassen und seine Hauptaufgabe, an geeigneter Stelle eine Missionsanstalt zu errichten, nicht durch den schädlichen Einfluß der Araber auf die einheimischen Häuptlinge zu gefährden. Schon im Voraus hatte Young sein Augenmerk auf das Vorgebirge Maclear am südlichen Ende des Sees als günstigen Platz für die Mission gerichtet. Dieser Punkt liegt im Gebiete des Häuptlings M'Ponda, dessen Residenz sich am Ausflusse des Schire aus der Südspitze des Sees befindet; ihm wurde daher der erste Besuch abgestattet, um seine Einwilligung zu der Niederlassung zu erhalten. Sein Dorf gilt und, wie sich Young überzeugte, mit Recht für einen Hauptsklavenmarkt; daß er sich aber trotzdem den Engländern nicht feindlich zeigte, sondern den Einflüsterungen der Araber entgegen ihren Wünschen seine Zustimmung ertheilte, ist charakteristisch für die Rolle überhaupt, welche die meisten Häuptlinge im Sklavenhandel spielen. Anfangs zwar, als die „Ilala", so hieß der kleine Dampfer, am 12. October 1875 sein Pfeifen zum ersten Male bei M'Ponda's aus etwa 1000 Hütten bestehendem Dorfe ertönen ließ, hatte derselbe sich unsichtbar gemacht, weil die Araber wenigstens seinen Aberglauben benutzt hatten, ihm Furcht vor bösen Geistern einzuflößen, welche die Engländer im Gefolge hätten; als aber Young nach einer kurzen Recognoscirungsfahrt zurückkehrte, um von dem Katarakte die dort zurückgelassene Ladung für die definitive Errichtung der Mission auf Cap Maclear abzuholen und ihm einen zweiten Besuch abstattete, wurde er mit der größten Herzlichkeit empfangen. M'Ponda war zufällig — ein seltenes Ereigniß — nüchtern, und Young fand ihn sehr vernünftig in seinen Bemerkungen; er leugnete gar nicht, daß er ein großer Sklavenlieferant sei, entschuldigte sich aber damit, daß es ihm nur durch Verkauf von Elfenbein und Sklaven möglich sei, Zeuge und andere nothwendige Dinge von der Küste her zu erhalten. Allerdings weist diese Bemerkung ganz richtig auf die wahren Urheber der schändlichen Raubzüge hin; die Häuptlinge würden sich ihren Bedarf an Industrieerzeugnissen und Waaren der civilisirten Welt ebenso gern gegen andere Producte ihres Landes eintauschen; aber Portugiesen wie Araber begünstigen absichtlich keinen andern Handel, als den mit Elfenbein und Menschen, und stacheln sie auf diese Weise indirect an, wie sie es außerdem auch direct thun, Raubzüge gegen schwächere Nachbarn zu unternehmen und für den nöthigen Bedarf an Waare zu sorgen. Es würde ein nicht zum wenigsten wirksames Mittel zur Unterdrückung dieses durch Vernichtung der Elephanten wie der Menschen theils schädlichen, theils schändlichen Handels sein, wenn es gelänge, die wirklich nützlichen und so reichen Erzeugnisse des Landes an Gummi, Metallen, Baumwolle, Farbhölzern, Wachs 2c. zu einem regelmäßigen Austausche heranzuziehen.

Sobald die nothwendigen Häuser auf dem Vorgebirge Maclear gebaut und die ersten Einrichtungen der Mission vollendet waren, unternahm Young am 19. November 1875 mit vier europäischen Begleitern und einigen Negern eine Rundfahrt an den Ufern des Sees entlang, die er in einem Monat beendete. Leider war die Witterung der Ausführung nicht sehr günstig, da der See zu dieser Jahreszeit von häufigen Stürmen heimgesucht wird, die ohne vorhergehende Anzeichen mit großer Gewalt hereinbrechen und die Annäherung

[1]) Vergl. Globus XXIX, S. 144, XXX, S. 14. Das Folgende nach dem Vortrage Young's in der Royal Geographical Society am 26. Febr. 1877.

an die Küste unmöglich machen, eine für den Nyassa-See charakteristische Erscheinung, die ihm schon von Livingstone die Bezeichnung „See der Stürme" eintrug. Es gelang übrigens trotzdem einen genügenden Ueberblick zu gewinnen und eine ausreichende Skizze des Sees aufzunehmen; derselbe erstreckt sich weiter nach Norden, als Livingstone glaubte, nämlich bis 9° 20′ südl. Br., erreicht also fast die Breite, bis zu der sich der Tanganyika-See 50 Meilen westlich davon nach Süden erstreckt. Er ist ein auffallend tiefer, meist von hohen, namentlich auf der Ostseite steil in das Wasser abfallenden Bergzügen eingefaßter Binnensee, und wo Inseln über der Oberfläche auftauchen, da sind es die Spitzen fast senkrecht aus dem tiefen Grunde aufsteigender Felsenriffe, die durch gestrandete, von ihrem Entstehungsorte, den Deltas einmündender Flüsse abgetriebene Schilf- oder Grasinseln eine nicht eben große Ausdehnung gewonnen haben.

Das erste Ziel Young's war die Residenz des Häuptlings Makandschira, des vielleicht größten Sklavenexporteurs auf der Südostseite des Sees, um von diesem die Erlaubniß zu erhalten, auch dort am Ausflusse des Loangwa eine zweite Mission zu errichten. Makandschira war längere Zeit in Zanzibar gewesen und zeigte sich daher mit dem Englischen wohl vertraut; sein Benehmen war höflich und zuvorkommend. Von dort verfolgte die „Ilala" ihren Weg nordwärts längs der Ostküste und kam bald in Sicht eines hohen Bergzuges, der sich über dem Dorfe Tschilowela aufthürmt; an vielen Stellen fallen dort die Bergwände direct in den See ab, so daß eine Lothleine von 100 Faden in kurzer Entfernung vom Ufer keinen Grund mehr fand, und auf eine weite Strecke kein Ankerplatz für größere Schiffe existirt. Letzteres ist erst wieder in Lisewa der Fall, dem Landeplatze von Sklaven, die von Arabern von Kota Kota auf der Westküste aus übergeführt werden; übrigens nicht, wie man nach früheren Berichten annahm, mittelst einer Art Fähre. Die See ist hier wie anderswo viel zu tief, als daß bei den häufigen Stürmen ein kleines nicht seetüchtiges Fahrzeug darauf Stand halten könnte. Am 22. setzte ein so heftiger Sturm ein, daß die „Ilala" die Anker lichten und von der Küste abhalten mußte; sie lief vor dem Winde her nach Norden bis jenseit der Inseln Likomo und Tschisamulo (auf Young's Karte Chisamooloo, genau in 12° südl. Br. und 35° östl. L. Gr.), wo in dem fortlaufenden Zuge des Küstengebirges eine Senkung eintritt und sich ein fruchtbarer mit trefflichen Buchten versehener Küstenstrich aufthut. Alle Anzeichen, die starke Entwaldung, die Trümmerhaufen von Dörfern und die massenhaften Skelette, auf die das Auge in jeder Richtung traf, deuteten darauf, daß hier einst eine reiche Bevölkerung friedlich angesessen war; jetzt hatten sich die letzten armseligen Trümmer derselben Angesichts einer fruchtbaren Küste auf vereinzelte aus dem Wasser vorstehende Riffe und auf Pfahlbauten gerettet, um, fast nur vom Fischfang kümmerlich lebend, das nackte Dasein vor ihren Verfolgern zu schützen. In ihren Kähnen hatten sie fruchtbare Erde vom Ufer auf diese Felsen gebracht, und wo immer nur eine Spalte oder Senkung Halt gewährte, da sah man ein kleines Fleckchen mühselig emporgezogener Maniokstauden oder Korn. Sehr interessant waren die Pfahldörfer, die meist 900 bis 1200 Fuß vom Ufer entfernt in 8 bis 12 Fuß tiefem Wasser erbaut waren. Reihenweise sind Pfähle in den Grund getrieben und auf ihnen eine hölzerne Plateforme errichtet, welche die Flur des Dorfes bildet und in einem Falle bis zu hundert Hütten Raum gewährte.

Am 25. erhob sich abermals ohne irgend eine Warnung ein rasender Sturm mit sintfluthartigem Regen, ein Wetter, wie man es sonst nur im Atlantischen Ocean zu treffen pflegt, und zwang alle Hände an Bord, um nicht an die Küste geworfen zu werden, während der ganzen Nacht zu harter Arbeit. Als sich aber am Morgen das Wetter legte, bot sich den Reisenden ein Anblick von staunenerregender Großartigkeit dar, den Young über alles stellt, was er an prächtigen Natursceneriern gesehen. Der begleitende Bergzug war wiederum hart an das Ufer herangetreten, Kuppen von 10,000 bis 12,000 Fuß Höhe fielen senkrecht in das Wasser ab, und überall hatten sich durch den Regen des vorhergehenden Tages Wasserfälle und Cascaden gebildet, die wie silberweiße Seidenflocken aus allen Ritzen und Spalten herabhingen. Young konnte dieser majestätischen Gipfelreihe keinen würdigern Namen geben, als den Livingstone's, des Entdeckers des Sees, der denselben sein „altes Heim" nannte, der aber, von räuberischen Ma Viti aufgehalten, diesen schönsten nördlichsten Theil nicht besuchen konnte.

Die Livingstone-Berge begleiten die Küste bis zum Nordende des Sees und reichen noch darüber hinaus weit nach Norden; ihnen parallel läuft an der Westküste eine fast gleich hohe, aber nicht so nahe an das Ufer herantretende Bergkette; zwischen beiden erstreckt sich die flache und theilweis sumpfige Nordküste in südwestlicher Richtung. Hier wurde die offenbar breite Mündung eines Flusses sichtbar, der man sich leider nicht nähern konnte, weil wiederum ein heftiger Sturm drei Tage hindurch wüthete und das Schiff nach Süden trieb. Sobald es aber möglich war, an der Nordwestküste zu landen, befragte Young die Eingeborenen über diesen Fluß und erhielt die Auskunft, daß es der Rovuma oder Röoma sei, der dort aus dem See nach Nordosten zu ausflösse (?). Dieselbe Auskunft erhielt schon Livingstone an ganz anderer Stelle, und Young hegt keinen Zweifel mehr an ihrer Richtigkeit; denn abgesehen davon, daß die Eingeborenen keinen Grund hatten, ihn zu täuschen, sah er auch in dem Wasser des Sees an jener Stelle eine Bestätigung ihrer Angaben. Ueberall nämlich, wo Flüsse und zwar augenscheinlich kleinere, als jener, in den See münden, war seine dunkelblaue Oberfläche, namentlich bei stürmischem Wetter, durch einen langen Streifen schmutzigen Wassers getrübt, und das war bei dem Rovuma nicht der Fall.

Die Rückfahrt längs der Westküste nach Süden gewährte eine erquickende Aussicht auf die parkähnlichen Wälder und Waldlichtungen, die den Raum zwischen der Küste und den erst weiter im Innern ansteigenden Bergen einnehmen und von zahlreichen Rudeln Wildes anmuthig belebt sind. An einer Stelle zeigte sich hier ein alleinstehender wegen seiner Färbung besonders auffallender Berg von 4000 Fuß Höhe, der den Namen Mount Waller erhielt. Er gleicht einer abgestumpften Pyramide, welcher statt der fehlenden Spitze ein vollkommen quadratischer Block von grünlicher Farbe als Gipfel dient. Unter dieser seltsamen Kuppe befindet sich ein breiter horizontaler Streifen einer weißen Steinart, dem sich nach unten ein zweiter, offenbar von Thon gebildeter und schließlich ein tiefschwarzer anschließt, welch letzterer vielleicht aus Kohle besteht, die allen Eingeborenen wohl bekannt ist. Die Natur hat hier ein Monument errichtet, das in seiner eigenthümlichen Gestalt an die Werke der Pharaonen im Norden des Erdtheils erinnert, das aber mit seiner wunderbaren, außerordentlich effectvollen Färbung und seiner gigantischen Größe Alles, was Menschenhände zu leisten vermögen, weit hinter sich läßt.

Im weitern Verlaufe der Fahrt zeigte sich die Küste, die schon Livingstone, sein Bruder und Dr. Kirk im Jahre 1862 besucht haben; Young wandte sich daher wieder der Ostküste zu und erreichte sie nach einer stürmischen Fahrt, auf der einmal nicht weniger als zwölf Wasserhosen gleichzeitig dem

Schiffe Verderben drohten, bei den Inseln Tschisamulo und Likomo. Letztere ist eine ausnahmsweise große und fruchtbare Insel in der Nähe der Küste mit einer starken Bevölkerung, welche die Reisenden gut aufnahm und sie sehr erfreut über ihren Besuch verabschiedete. Von dort steuerte dann die „Ilala“, nachdem auch der arabischen Niederlassung Kota Kota, dem schon erwähnten Einschiffungsorte der Sklaven auf der Westküste, ein kurzer Aufenthalt gewidmet war, wieder nach dem Ausgangspunkte, der Mission auf Cap Maclear, zurück.

Young setzt die größte Hoffnung auf das Wirken der Mission unter diesen von Natur meist friedliebenden Völkerschaften, und man kann sie nur theilen, wenn man hört, daß es ihr schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens gelungen ist, zwischen zwei feindlichen Stämmen, den Makololo und Adschawas, Freundschaft zu stiften, ja sogar zwischen ersteren und den räuberischen Ma Viti, die fast den ganzen District zwischen dem See und dem Meere entvölkert haben, einen Friedensvertrag zu Stande zu bringen. Noch sind es keine 20 Jahre her, daß Livingstone zuerst die unbestimmten Nachrichten von großen Seen im Innern des Continents, die unsere Landsleute Rebmann und Krapf den Aussagen der Einwohner entnommen hatten, durch Augenschein bestätigte, und schon schwimmt auf einem derselben ein Dampfer, dem leicht andere nachfolgen könnten. Will man es da dem eifrigen Philanthropen verdenken, wenn er schon von einer nahen Zukunft die größten Erwartungen hegt? Mag man aber auch über die Civilisation der Eingeborenen nicht allzu sanguinisch denken, jedenfalls hat die Geographie der Energie und Aufopferung dieser bei mancher Wunderlichkeit doch uneigennützig für das Wohl leidender Mitmenschen bemühten englischen Missionäre abermals einen guten Schritt vorwärts in der Enthüllung des unbekannten Innern Afrikas zu danken.

Sanitätsreformen in Iran.

Seit seiner Rundreise durch Europa hat auch die „Kibla der Welt“, der Schah von Persien, erkannt, daß manches von den Einrichtungen der sonst als ungesittete Barbaren betrachteten Frengi mit großem Nutzen für das Land und speciell für seine Privatschatulle in dem herrlichen Lande Iran eingeführt werden könne. Leider sind diese Versuche nicht überall geglückt: mit dem Eisenbahnbau des Baron Reuter hatte es sein Häkchen, und alle schönen Projecte in dieser Beziehung sind an dem Widerstande der Müdschdehide und ihrer fanatischen Parteigänger kläglich gescheitert. Das Zollwesen ist nach dem Vorbilde der beiden benachbarten Culturstaaten Rußland und Türkei glücklich zu dem Ideal widersinnigster Plackerei und zwar ohne Beihülfe fremder Beamten ausgebildet worden. Die Einrichtung der Post und Briefbeförderung ist Dank der praktischen Umsicht eines Oesterreichers soweit gelungen, daß dieselbe für die Zukunft gute finanzielle Resultate verspricht: doch würde sich der Schah wohl täuschen, wenn er die Fortdauer dieses erfreulichen Zustandes auch bei dem Uebergange der Verwaltung in persische Hände hofft.

Neuerdings ist nun der Regierung des Schah eine weitere Reform geglückt, von der nicht nur in fiscalischer Beziehung alles Mögliche gehofft werden darf, sondern welche auch gleichzeitig gestattet, gegen die türkischen Nachbarn für die empfindlichen Quarantainegebühren in Suleimanie, Hanegin u. s. w. Retorsionen auszuüben. Wir meinen die Einrichtung eines Gesundheitsrathes (conseil de santé) in Teheran, welcher die Aufgabe erhielt, eine Art von Sanitätsdienst im ganzen Reiche herbeizuführen.

Die Gesundheitsverhältnisse von Persien sind vom höchsten Interesse für Europa, besonders aber für die Türkei. Persien hat den Vorzug, als eine der nächsten Etappen für die periodischen Cholerainvasionen aus Indien zu dienen, wie es der Fall war in den vierziger Jahren und jetzt wieder. Durch indobritische Truppen ins Chanat Kelat eingeschleppt, hat sich die asiatische Seuche weiter verbreitet nach Afghanistan, wo sie in Kandahar und dessen nächster Umgebung während der Herbstmonate mörderische Verheerungen anrichtet und von wo aus sie in Chorassan eingedrungen ist. Vom Jahre 1865 an bis zum Herbst 1872 trat sie in verschiedenen Theilen Persiens als endemische Krankheit auf, und einzelne Vorkommnisse bei Teheran im Herbste 1876 beweisen, daß die Keime bei der ersten Gelegenheit zu erneueter Entwickelung kommen können. Weiterhin giebt es im persischen Kurdistan endemische Herde für die Beulenpest, welche die Sanitätsbehörden von Constantinopel in Beziehung bringen mit den seit den letzten zehn Jahren regelmäßig sich wiederholenden Pestepidemien des mesopotamischen Tieflandes. Die beiden Hauptsanctuarien der Schiiten in Kerbela und Nedjef (Meschhed Ali) liegen mitten in den als Pestbrutstätte übelberufenen Marschen, und man behauptet in Constantinopel, daß der Leichentransport aus Persien vorzugsweise die Schuld trage. Seit Jahrhunderten pflegen die reicheren Schiiten sich nach ihrem Tode an der Grabstätte ihrer Hauptmärthyrer Ali und Hussein bestatten zu lassen; jahraus, jahrein langen die Leichenkarawanen aus Persien an — jedoch ist ihre Zahl allmälig in Abnahme begriffen, meist in Folge der von den Türken erhobenen Schwierigkeiten:

im Jahre	1873/74	wurden importirt	12,202 Leichen
„ „	1874/75	„ „	1,158 „
„ „	1875/76	„ „	841 „

In Nedjef selbst ist ein Gewölbe mit drei Etagen, in denen die Beisetzung nach einem verschiedenen Tarif erfolgt: diese durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Deponirung von Leichen, welche in der ganzen Stadt, in den Straßen, neben der großen Moschee erfolgt, hat Dr. Colvill zufolge die Bodenbeschaffenheit der Stadt so verändert, daß man nur auf Leichenmoder tritt, daß, wo man sich auch hinsetzen möge, jeder Sitz einen ganz eigenthümlichen fettigen Charakter zweifelhaften Ursprungs hat. Gegenwärtig dürfen die Leichen erst drei Jahre nach erfolgtem Tode aus Persien transferirt werden: für jeden Sarg wird an der Grenze eine Gebühr von einem persischen Ducaten (3 Mark) entrichtet.

Alle diese Verhältnisse haben schon früher auf den Sanitätscongressen von Constantinopel und Wien die Aufmerksamkeit der Fachmänner erregt, und man hat der persischen Regierung die Verpflichtung auferlegt, in Teheran einen permanenten Sanitätsconseil und in den Provinzen einen ausreichenden Gesundheitsdienst zu organisiren. Trotz der feierlichst gegebenen Versicherungen hatte jedoch der Schah bis jetzt nichts gethan, um den dringenden Vorstellungen der Diplomatie und speciell des osmanischen Sanitätsdelegirten

Dr. Castaldi Folge zu leisten. Erst im vorigen Sommer raffte sich die persische Regierung aus ihrer Lethargie auf und berief einen Conseil, bestehend aus den ärztlichen Notabilitäten Teherans, zur Hälfte Europäer, zur Hälfte Perser, unter dem Vorsitze eines der zahllosen Kadscharenprinzen Ali Kuli Mirza, welcher auch glücklich zwei Sitzungen hielt. In der ersten beschloß man die Errichtung von Quarantainestationen auf persischem Gebiete, in denen die Provenienzen aus der von der Pest heimgesuchten Türkei einer Contumaz unterzogen werden sollten. In Kassr Schirin und auf der Insel Karatschi (vor dem Hafen von Buschir) wurde eine Anzahl von Serbazen (Soldaten) aufgestellt, deren Chef gleichzeitig als Inspector und Quarantainearzt fungiren mußte. Alle Reisenden, welche aus der Türkei ankamen, wurden in eine Art von Schafhürde hineingetrieben und mußten zunächst 6 Franken täglich als Pension zahlen, wenn es Perser waren, 12 Franken aber, sobald es sich um Türken handelte. Lebensmittel und Wasser wurden natürlich zu hohen Preisen verabfolgt, wobei natürlich wiederum die Türken, welche das Unglück hatten, dieser Quarantaine in die Hände zu fallen, ohne Erbarmen gebrandschatzt wurden. Die Dauer der Contumaz hing ganz von der Bereitwilligkeit ab, mit welcher sich die Detinirten mit den pecuniären Anforderungen der Inspectoren abzufinden wußten. Die Procedur, welche für die ewig hungernden Serbazen eine ungehoffte Quelle des Verdienstes wurde, fand bei den Persern einen solchen Beifall, daß die Quarantaine noch Monate lang beibehalten wurde, nachdem die Pest in Bagdad längst erloschen war. Erst wiederholte energische Vorstellungen Münif Effendis in Teheran vermochten im Herbste dem Unwesen ein Ende zu machen, welches ebenso charakteristisch ist für die reformatorischen Tendenzen des Orients, wie für die freundnachbarlichen Beziehungen zwischen der Türkei und Persien.

In der zweiten Sitzung beschloß der Conseil, einen Arzt nach Schuster in Luristan abzusenden, wo im März 1876 eine mörderische Pest ausgebrochen war. Seit einem Jahre bereits ist dieser Ehrenmann unterwegs, aber bis heute noch nicht an seinem Bestimmungsorte eingetroffen. Allerdings versäumte er es nicht, nach Hörensagen einen Phantasiebericht abzustatten; im Uebrigen aber zieht er es vor, im Gefolge des Gouverneurs von Persisch-Arabistan umherzureisen, da von einer Gehaltszahlung keine Rede ist, und er so wenigstens seine Nahrung findet.

Nach dieser zweiten Sitzung schloß der Conseil seine Arbeiten; die Drohungen Münif Effendi's hatten den Reformeifer des Königs der Könige etwas zu stark abgekühlt. Erst seit Anfang dieses Jahres, wo die Pest in Mesopotamien wieder ihr Haupt erhebt und auch die Cholera in Chorassan aufgetreten ist, lieh man den Vorschlägen des Dr. Castaldi ein williges Gehör. Der conseil de santé hält seit Beginn des Februar regelmäßig jeden Sonntag eine Sitzung, wieder unter dem Vorsitze Ali Kuli Mirza's. Neben mehreren Sternen der persischen Arzneikunde befindet sich unter den Anwesenden auch der geniale Dr. Tholozan, Leibarzt des Schah, Autor beachtungswerther Studien über den außerindischen Ursprung der Cholera, und Dr. Castaldi, der osmanische Delegirte für Sanitätsangelegenheiten. Bei Thee und Wasserpfeife wird manches kluge Wort geredet über alles Mögliche — nur nicht über zweckmäßige Einrichtung des Sanitätsdienstes. Nichtige Debatten ohne Ziel und Ende, Berathungen, welche an Albernheit höchstens denen der Akademie von Argamasillas gleichen, vertrödeln die kostbare Zeit, für deren Werth der Orientale keinen Maßstab besitzt. Wenn die Europäer anfangen, über die Nothwendigkeit Aerzte anzustellen zu reden, so heißt es: „el hamdu lillah, die Gesundheit des Landes ist ja blühend wie eine Rose", und wenn die Pest oder Cholera kommt, was inschallah nicht der Fall sein wird, so werden wir Quarantainen einrichten: es ist noch viel Zeit vorhanden! Das Hauptresultat der bisherigen Sitzungen war die Aufstellung eines drakonischen Gebührentarifs, bei welchem die an sich schon zu hochgegriffenen Sätze des türkischen Tarifs um das Zehnfache hinaufgeschraubt wurden. Für das Fiscalische besitzt der Türke und Perser einen angeborenen Instinct, und beide sind darin allen Occidentalen entschieden „über".

Trotz dieser Sterilität in praktischer Beziehung haben es die Perser verstanden, eine Mortalitätsstatistik für Teheran aufzustellen, welche bei aller Dürftigkeit vor den türkischen Tabellen für Constantinopel in Bezug auf Genauigkeit entschiedene Vorzüge besitzt. Die Angaben wurden durch die Mittheilung der beeidigten Todtenwäscher erhalten, welche wie in allen Städten Persiens so auch in Teheran allein befugt sind, die rituelle Abwaschung der Leichen vorzunehmen. Allerdings fehlen in dieser Statistik die Sterbefälle bei den Israeliten, Gebern und Armeniern, welche jedoch nur in geringer Zahl in Teheran leben. Die Ziffern geben für die Woche

vom 18. Febr. bis 24. Febr. 79 + 12 an Diphtherie
„ 25. „ „ 3. März 76 + 13 „ „
„ 4. März „ 10. „ 69 + 13 „ „

Die telegraphische Verbindung der wichtigsten Provinzialstädte mit Teheran hat den Vortheil, daß in jeder Sonntagssitzung ein Gesammtbild vom Gesundheitszustande des Landes vorgelegt werden kann. Aus diesen Bülletins ergiebt sich, daß die Diphtherie erst seit zwei Jahren in Persien heimisch geworden ist und mit ungeahnter Heftigkeit auftritt. In Schiraz ist diese Krankheit vollständig endemisch geworden: mit geringen Schwankungen in der Intensität herrscht sie das ganze Jahr hindurch und hat bereits alle Kinder fortgerafft. In Kum und Kaschan zeigt sich die Diphtherie seit fünf Monaten, in Teheran seit December 1876, mit einer Mortalität von 20 bis 30 Proc. der Gesammtsterblichkeit. Wahrhaft grauenerregend sind die Verheerungen, welche die Blattern in diesem Lande anrichten, wo die Impfung fast unbekannt ist und sogar für sündhaft gilt. In Ispahan erkrankten seit December 1876 760 Personen, von denen nur 30 genasen, keiner, ohne erblindet zu sein oder den Gebrauch eines seiner Glieder verloren zu haben. In Asterabad, einer kleinen Stadt am Kaspischen Meere, sterben gegenwärtig täglich 50 Personen an den Blattern. Sollte der conseil de santé in Teheran noch längere Zeit fortfahren seine Sitzungen zu halten, so dürfte noch manches derartige Factum ans Licht gefördert werden, welches für einschlägige Verhältnisse in unseren Culturstaaten nicht ohne Werth ist.

Constantinopel. D. G.

Zur Colonisation Polens.

Von **Albin Kohn.**

Die in Polen erscheinenden Zeitschriften widmen seit einiger Zeit der Einwanderung von Ausländern viele Aufmerksamkeit. Besonders ist dies der Fall, seitdem einige Germanophoben Lärm gegen das Herbeiziehen und Herbeikommen deutscher Landwirthe, Handwerker, Arbeiter u. s. w. erhoben und es als bedrohlich für die Nationalität der Eingeborenen verschrien, auch diejenigen der nationalen Ketzerei beschuldigt haben, welche Ausländer, besonders aber Deutsche, herbeizogen, um Industrie, Handel, Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau zu heben und zu beleben. Unter den diesem Gegenstande gewidmeten Artikeln nimmt eine im Plocker „Korespondent Plocki“ veröffentlichte Arbeit eine hervorragende Stelle ein, weil sie sich durch Gründlichkeit, Objectivität und Parteilosigkeit sowie durch Leidenschaftslosigkeit auszeichnet. Ihr entnehme ich das Folgende.

In der Einleitung finden wir sehr belehrende Aufschlüsse über die Ansiedelung von Ausländern in Polen und Verordnungen der verschiedenen Regierungen, welche diesen Gegenstand betreffen. Aus diesen Verordnungen ersieht man, daß, während den sich in Polen ansiedelnden Ausländern ehemals viele Vergünstigungen und Freiheiten zugestanden wurden, diese vom Staate in dem Maße eingeschränkt worden sind, als die Verhältnisse der Industrie und Handwerke im Innern des Landes selbst sich besser gestalteten und weniger des Beistandes von oben her bedurften. Trotzdem hat die Einwanderung in das Herzogthum Warschau und später in das Königreich Polen stetig zugenommen und zwar besonders Seitens der Deutschen.

In Bezug auf das Plocker Gouvernement theilt der „Korespondent“ folgende statistische Daten mit: Die Gesammtbevölkerung des Gouvernements beträgt 497,644 Seelen, von denen 26,154 Ausländer und zwar 13,169 Männer und 12,985 Frauen sind, die zusammen 5889 Familien bilden. Davon sind Katholiken 18,529, Evangelische 7322, Mennoniten 137, Anabaptisten 135, Juden 31.

Der Nationalität und Herkunft nach kamen aus Preußen 5684 Familien, aus Oesterreich 82, aus Württemberg 70, aus Sachsen 14, aus Frankreich 10, aus Bayern 7, aus der Schweiz 7, aus Baden 4, aus Hannover 2, aus Hessen-Darmstadt 2, aus Belgien 2, aus England 2, aus Schleswig 1, aus Dänemark 1, aus Nordamerika 1.

Von der oben angeführten Gesammtzahl der Einwanderer, welche 26,154 Seelen beträgt, haben sich 16,088 Personen in Polen naturalisirt, während sich 10,066 auf Grund eines Auslandspasses im Lande aufhalten. Interessant sind die Zahlen, welche die Einwanderung in verschiedenen Perioden dieses Jahrhunderts darstellen. Sie gestaltete sich folgendermaßen:

von 1800	bis 1810	wanderten	ein	392	Ausländer
„ 1810	„ 1820	„	„	219	„
„ 1820	„ 1830	„	„	330	„
„ 1830	„ 1840	„	„	647	„
„ 1840	„ 1850	„	„	919	„
„ 1850	„ 1860	„	„	1252	„
„ 1860	„ 1870	„	„	1345	„
„ 1870	„ 1875	„	„	785	„

Von den gesammten ausländischen Familien haben 2426 Grundbesitz angekauft, 3426 Familien ernähren sich vom Ertrage ihrer Arbeit, 37 leben von ihrem Capitale. Von den 3426 Familien, welche vom Ertrage ihrer Arbeit leben, gehört der größte Theil dem Handwerkerstande an; die anderen sind Fabrik- oder ländliche Arbeiter.

Höchst wichtig ist die chronologische Darstellung der Zeitabschnitte, in welchen die Einwanderer Grundbesitz erworben haben; nach dieser Darstellung kauften sich ausländische Familien an:

von 1800	bis 1810	. . . 212
„ 1810	„ 1820	. . . 134
„ 1820	„ 1830	. . . 196
„ 1830	„ 1840	. . . 392
„ 1840	„ 1850	. . . 550
„ 1850	„ 1860	. . . 514
„ 1860	„ 1870	. . . 331
„ 1870	„ 1875	. . . 97

(Der merkliche Rückschlag der begüterteren Einwanderungen von 1860 bis 1875 ist wohl theilweise der Unsicherheit zuzuschreiben, welche während der Periode von 1860 bis 1864 in Polen herrschte, während welcher sich das Land in revolutionärer Aufregung befunden hat, während später den Ausländer die nicht regulirten Verhältnisse zwischen den Gutsbesitzern und Bauern vom Kaufen von Ländereien abhielten.)

Wenn man die soeben angeführten Zahlen von der Gesammtzahl der Einwanderer in der entsprechenden Periode abzieht, findet man die Zahl derer, welche sich Handwerken, Industrie und anderen Arbeiten gewidmet haben.

Im Besitze von Einwanderern befinden sich im Ganzen 2412 größere und kleinere Landwirthschaften, Ansiedelungen, Häuser, Fabriken und dergleichen. Von den 947,521 Deßjätinen (ungefähr 4,863,850 Magdeb. Morg.) befinden sich 93,440 Morgen 117 Quadratruthen (Culmer Maß = circa 186,880 Magdeb. Morg.) in den Händen von Einwanderern, von welcher Zahl 65,537 Morgen 117 Quadratruthen (= circa 131,074 Magdeb. Morgen) Großgrundbesitzern und 27,903 Morgen 99 Quadratruthen (= circa 55,806 Magdeb. Morg.) Kleingrundbesitzern gehören.

Von der Gesammtzahl der Ausländer, welche sich in Polen naturalisirt haben, sprechen 14,937 Personen polnisch, während 1151 Personen die polnische Sprache nicht zu erlernen vermochten.

Der Landwirthschaft widmen sich im Allgemeinen 3833 Familien oder 17,789 Personen, von denen 3800 Familien aus Preußen, 32 Familien aus Oesterreich und 1 Familie aus Frankreich stammen. Von diesen Familien haben sich 2464 naturalisirt, während 1369 sich auf Grund von Pässen im Lande aufhalten. Von den übrigen Familien beschäftigen sich 934 mit Tagelöhnerarbeiten, 1016 Familien mit Handwerken und Kleinindustrie, während 37 von ihrem Capitale leben; 53 Familien haben keine bestimmte Erwerbsquelle.

Die ins Plocker Gouvernement eingewanderten Ausländer haben 100 Dörfer, Vorwerke und Colonien gegründet, von denen gegenwärtig 29 ausschließlich von Ausländern, 55 von einer gemischten Bevölkerung, d. h. von Eingewanderten und Eingeborenen, und 16 ausschließlich von Eingeborenen bewohnt sind. Von den von Eingeborenen gegründeten Dörfern und Colonien gingen 10 Dörfer und 3

Colonien in den Besitz von Einwanderern über und werden auch ausschließlich von solchen bewohnt.

Aus obigen Zahlen geht hervor, daß die Einwanderer im Allgemeinen 5·2 Proc. der Gesammtbevölkerung des Plocker Gouvernements bilden. Hierin sind auch diejenigen mit inbegriffen, welche sich im Lande naturalisirt haben und somit streuggenommen den Eingeborenen zugezählt werden müssen. Eigentlich Fremder, welche sich auf Grund ihres Passes im Gouvernement aufhalten, verbleiben somit nur 2·0 Proc.

Dieses Verhältniß, sagt der „Korespondent Plocki“, ist nicht bedeutend und bedroht durchaus nicht die eingeborenen Bewohner, und dieses um so mehr, als hierin außer den preußischen (deutschen) Einwanderern auch noch andere inbegriffen sind, welche für die Eingeborenen nicht gefährlich sind, da sie keinen entnationalisirenden Einfluß ausüben.

Seitdem die Bauern mit Eigenthum ausgestattet worden sind, hat sich der Arbeitslohn gesteigert, und dieses hat theilweise eine größere Einwanderung fremdländischer Elemente zur Folge gehabt; anderntheils aber haben die Ankömmlinge, welche mit der Absicht sich anzukaufen nach Polen kamen, in den heimischen Bauern Concurrenten gefunden, welche ihnen die Ausführung ihrer Absichten erschweren. Vom Jahre 1864 bis zum Jahre 1873 haben im ganzen Königreiche Polen eingeborene Bauern 214,920 Morgen (Culmer Maß, = circa 429,840 Magdeb. Morg.) im Werthe von 7,164,000 Rubel gekauft. Dieses ist mit ein Umstand, welcher die sich verringernde Einwanderung von Ausländern ins Plocker Gouvernement, besonders aber derer bedingt, welche sich ankaufen wollen.

„Wir sehen ferner, daß die Einwanderer 5 Proc. der Gesammtbodenfläche des Gouvernements besitzen. Wenn wir jedoch,“ sagt der „Korespondent Plocki“, „berücksichtigen, daß von 100 Dörfern und Ansiedelungen, welche von Deutschen gegründet und ursprünglich auch ausschließlich von ihnen bewohnt worden sind, heute 10 sich gänzlich in den Händen der Eingeborenen befinden, 56 eine aus Ankömmlingen und Eingeborenen bestehende Bevölkerung besitzen und nur 29 in ausschließlich fremden Händen verblieben sind, so erscheint das Verhältniß des in ihrem Besitze befindlichen Bodens zur Gesammtbodenfläche des Gouvernements nicht beängstigend. Die erfreuliche und bedeutsame Erscheinung, daß die Eingeborenen die Einwanderer aus dem Besitze verdrängen, steht übrigens nicht vereinzelt da. Im Warschauer Gouvernement haben die Ankömmlinge 214 Dörfer und Colonien gegründet und haben aus 29 die eingeborenen Besitzer verdrängt; umgekehrt aber wurden sie aus 5 Dörfern von den Eingeborenen gänzlich verdrängt und in 155 müssen sie schon den Besitz mit den letzteren theilen, so daß nur noch 49 Dörfer und Colonien ausschließlich von ihnen bewohnt sind.“

„Es dürfte nicht uninteressant sein,“ sagt der „Korespondent“ am Schlusse des Artikels, „noch einige von Dr. Drużylowski gesammelte statistische Daten kennen zu lernen. Aus seiner Arbeit ersehen wir, daß während einer zehnjährigen Periode, von 1861 bis (inclusive) 1871, in der Stadt Plock auf 31 Evangelische (scil. Deutsche) 1 Geburt gekommen ist, während daselbst schon auf 29 Katholiken und Juden 1 Geburt kommt. In derselben Periode starben von je 1000 Einwohnern gegen 30. Die Vertheilung der Verstorbenen nach Confessionen ergiebt kein günstiges Resultat für die Evangelischen, da von je 1000 — 40 verstorben sind. Am günstigsten ist das Verhältniß für die Juden, da von 1000 nur 27 und von 1000 Katholiken 31 gestorben sind.

„Wenn wir,“ sagt Dr. Drużylowski, „die Confession mit der Nationalität identificiren, so sehen wir, daß sich die deutsche Bevölkerung in unserer Stadt nur durch Einwanderung vermehren kann und allmälig ausstirbt, also unter den hiesigen Verhältnissen keine innere Kraft zur Entwickelung besitzt.

„Aus dem bisher Gesagten kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die Deutschen in unserm Gouvernement für uns nicht drohend sind, daß von einer Verdrängung der Eingeborenen durch sie nicht die Rede sein kann und daß alles Geschrei gegen die deutsche Colonisation leere Phrase ist. Die Deutschen kommen zu uns, weil in ihrer Heimath 3917 Seelen auf der Quadratmeile leben, während in unserer Heimath auf der gleichen Fläche nur 2408 Menschen wohnen. Uebervölkerung, Theuerung des Bodens, größere Abgaben und Lasten in Deutschland, und umgekehrt billiger Boden, geringe Abgaben bei uns sind die Ursachen, welche die deutsche Colonisation hervorrufen, die also unter diesen Bedingungen eine ganz natürliche Erscheinung ist. Nicht wenig wird sie auch durch den Mangel an Bildung, durch die geringe Entwickelung der Industrie, des Ackerbaues u. s. w. befördert. Alle gegen die Deutschen gerichteten Declamationen werden der deutschen Colonisation keinen Damm entgegensetzen, sondern können nur die polnische Bevölkerung gegen die Ankömmlinge aufbringen, welche es bis jetzt nicht vermocht haben, sich mit der örtlichen Bevölkerung zu assimiliren.“

Da der Artikel des „Korespondent Plocki“ auf Acten basirt, aus denen seine Angaben geschöpft sind, hat er einen hohen Werth für jeden, der sich für die Völkerbewegung interessirt; jedenfalls beweist er, daß für jetzt die Verhältnisse im Plocker Gouvernement den deutschen Einwanderern nicht sehr günstig sind.

Anders scheinen die Sachen im Lubliner Gouvernement zu liegen, denn die „Gazeta Lubelska“ sagt, daß während der letzten drei Jahre, d. h. von 1874 bis 1876, in den Lubartower Kreis allein 1092 deutsche Colonisten eingewandert sind, infolge dessen sie sich um den vierten Theil vermehrt haben; denn nun beträgt ihre Zahl 4800 Köpfe. Im Verhältnisse zur Gesammtbewohnerzahl des Kreises kommt 1 Deutscher auf $13^1/_2$ Eingeborene. Die Zunahme der Deutschen im Lubartower Kreise ist, nach der „Gazeta Lubelska“, der in den letzten drei Jahren daselbst ausgeführten Parcellirung größerer Ansiedelungen zuzuschreiben, und sie bemerkt, daß die Thatsache allein, daß ein und dasselbe Element sich in einer Gegend immer mehr verdichtet, ohne sich mit den Eingeborenen zu verbinden, dafür zeugt, daß sich dieses Element auf polnischem Gebiete immer mehr absondert und eine selbständige Stellung einnimmt. Von den 4800 Deutschen, welche im Lubartower Kreise wohnen, gehören 631 Personen der Secte der Anabaptisten an.

Nachträglicher Bericht über die Novara-Expedition.

Die „Uebersichtliche Darstellung der unter dem Titel „Reise der österreichischen Fregatte Novara &c.“ erschienenen Publicationen“ (Wien 1877) und der Bericht, den nach völligem Abschluß der wissenschaftlichen Publicationen über diese Reise Vice-Admiral von Wüllersdorf-Urbair im Namen der Novara-Commission der k. k. Akademie der Wissenschaften an den Kaiser unterm 18. December 1876 erstattete, sind in mehr als einem Sinne beachtenswerth. Nicht bloß in

Oesterreich und Deutschland, wo man sich an den Früchten dieser Expedition in erster Reihe erfreute, sondern überall, wo Interesse für geographische Forschungen besteht, werden diese rückblickenden Berichte und Zusammenstellungen neuerdings die Aufmerksamkeit auf eines der hervorragendsten Beispiele von Wissenschaftspflege im großen Stil lenken, die die Neuzeit bietet. Nicht mit Unrecht hat man in diesen letzten Jahren zu öfteren Malen dem Gefühle Ausdruck verliehen, daß auch jenen großen wissenschaftlichen Reisen, denen die Erforschung der Erde, und besonders ihre geographischen und naturgeschichtlichen Zweige, seit Condamine's und Cook's Zeit soviel verdankt, die Stunde geschlagen habe. Es sei nicht mehr möglich, in dem kurzen Raum einiger Jahre den Anforderungen zu genügen, welche die heutige Wissenschaft an Methoden und Resultate stelle, ebensowenig, wie es heute Forscher gebe, die vielseitig genug seien, um die mannigfaltigen Aufgaben zu lösen, welche einer solchen Expedition im Lauf ihrer Forschungen aufstoßen. Man findet, daß die einzelnen Specialisten, welche enge Gebiete zum Schauplatz ihrer sammelnden und forschenden Thätigkeit machen, ungleich mehr für die Wissenschaft gethan haben, als die größten Expeditionen. Die Berechtigung dieser Auffassung ist gewiß nicht zu verkennen, wenn sie auch etwas übertreibt. Sicherlich sind auf jeder Stufe der Wissenschaft gewisse Methoden passender, nützlicher, anwendbarer, als andere, und so sind auch die großen, allgemeinen wissenschaftlichen Expeditionen vor 100 Jahren nothwendig gewesen, während man ihrer heute entrathen kann. Damals war das nächste Bedürfniß der Naturgeschichte, die allgemeinsten Formen und Grenzen, die großen Gruppen, den Bestand, die Verbreitung der Organismen zu kennen, und ebenso waren es nur höchst elementare Aufgaben, die sich Geographie und Völkerkunde in einer Zeit stellen konnten, welche von Polynesien, Australien, Innerafrika, Nordwest-Amerika keine oder ganz unsichere Kenntniß besaß und noch nicht einmal zu einer allgemeinen Gliederung der Menschheit nach Racen gelangt war. Das ist freilich alles anders geworden. Die Grenzen des organischen Lebens, die man damals suchte, sind bestimmt; die Formen der Thiere und Pflanzen werden, wie unvollständig auch unsere Kenntniß von ihnen noch immer ist, sich nur noch an wenigen Punkten unerwartet bereichert sehen; selbst da, wo noch Lücken sind, empfinden viele Forscher dieselben weniger, als sie die Mängel in der Beantwortung gewisser theoretisch-biologischen Fragen fühlen. Ein neuer Muskel im Herzen einer Fliege oder ein neues Blutkörperchen in der Leibeshöhle eines Regenwurmes sind den Meisten wichtiger geworden als Dutzende von neuen Arten, die man früher fast mit Gold aufwog. Diese letzteren sendet uns der Handel, der bei der wachsenden Zahl und dem Reichthum der Museen es in seinem eigenen Interesse nicht mehr verschmäht, die Lücken seiner Ladungen mit Schnecken und Korallen auszufüllen, jene Fragen aber beantwortet Niemand als nur der, der mit Scalpell und Mikroskop umzugehen, der die Fragestellung des Experiments und der die Kunst versteht, die Adern der Naturgeheimnisse da anzuschlagen, wo am wenigsten taubes Gestein sie verhüllt. Ohne Zweifel ist es auch den Forschungsreisenden nur noch durch Specialisirung möglich, wahrhaft Bedeutendes in der Förderung der Wissenschaft zu leisten, und nichts spricht deutlicher diesen Umschwung der Forschungsmethode aus, als die Thatsache, daß die wichtigste der großen wissenschaftlichen Expeditionen, die wir nach der Novara-Expedition zu verzeichnen haben, die des „Challenger" ist, welche nur ein Zweig der Biologie, ein Zweig, der vor 30 Jahren noch nicht einmal aufgeknospt war, drei Jahre lang in allen Theilen der Welt beschäftigte.

Vielleicht wird also die Novara-Expedition mitunter auch darum vor anderen ihrer Art in den Annalen der Wissenschaft einen hervorragenden Platz einnehmen, weil sie die letzte der großen, auf allgemeine und mannigfaltige Ziele gerichteten Forschungsexpeditionen war. Wir wissen das nicht, aber es ist fast wahrscheinlich. Aber das wird unter allen Umständen ein nebensächlicher Theil des Nachruhmes sein, den sie beanspruchen darf. Ihre großen Verdienste ruhen in den wissenschaftlichen Leistungen und in dieser Beziehung darf man hervorheben, daß schon bei der Auswahl und Zusammensetzung ihres wissenschaftlichen Stabes den Anforderungen moderner Wissenschaftspflege in höherm Maße Genüge geschah, als es bei früheren Expeditionen der Art der Fall gewesen. Zwei Zoologen, zwei Botaniker, ein Geologe, ein Geograph, ein Zeichner, dazu die wissenschaftlichen Kräfte des Offizierscorps des Schiffes, voran der Führer der Expedition, Vice-Admiral von Wüllersdorf-Urbair, bildeten eine Art kleiner Akademie, die nicht nur den laufenden Aufgaben, die eine solche Reise den Naturforschern stellt, sondern, wie unter anderen Scherzer's und Hochstetter's Specialwerke zeigen, auch höheren Zielen gerecht wurde. Und auch in diesen Zielen und Aufgaben ist der Einfluß neuerer Auffassungen und Bestrebungen nicht zu verkennen. An der Sorgfalt, mit der die anthropologischen Verhältnisse berücksichtigt wurden, den genauen Schädel- und Körpermessungen, den eingehenden ethnographischen Schilderungen, den reichen Sammlungen, die für diese Zwecke angelegt wurden, erkennt man die Zeit des Erwachens der anthropologischen Studien. Die Hochschätzung der messenden Methoden, die eifrige Ansammlung thatsächlichen Materials, die unbefangenere Betrachtung der Völker, die von den alten Racen- und Volksunterscheidungen sich frei hält, die Betonung endlich des linguistischen Elementes bezeichnen die Renaissance der Anthropologie, zu der besonders die Bände „Körpermessungen" (von Weisbach) und „Ethnographie" (von F. Müller) des anthropologischen Theils Erhebliches beigetragen haben. Die zwei Bände des geologischen Theiles, und besonders der über Neuseeland (von Hochstetter), geben Anwendungen der neuen Methoden stratigraphischer Geologie, Paläontologie und Petrographie, wie wir sie auf außereuropäische Verhältnisse bezogen ähnlich nur in den geologischen Aufnahmen Indiens und Nordamerikas wiederfinden. C. v. Scherzer's Statistisch-Commercieller Theil (2 Bde.) ist noch immer ein Unicum: weder früher noch später sind die wirthschaftlichen Verhältnisse der bedeutendsten Productions- und Handelsgebiete der Erde so ganz in dem großen weitblickenden Sinn unseres Dampf- und Telegraphen-Zeitalters behandelt worden. Das Scherzer'sche Werk bildet den Ausgangspunkt der Handelsgeographie, die seit 20 Jahren von dem großen Stamm der Allgemeinen Geographie sich als eine besondere Anwendung abzuzweigen begonnen hat. Carl Andree, dem man das Fundamentalwerk dieses jungen Wissenschaftszweiges verdankt (Geographie des Welthandels), hat es mehr als einmal in emphatischer Weise anerkannt, daß er ohne die Berichte von der Novara-Expedition nie im Stande gewesen wäre, ein so lebensvolles Bild des Welthandels zu entwerfen, wie er es in diesem Buche that. Man kann, wie es in der Natur der Sache liegt, keine ebenso tiefen und originellen Anregungen von dem zoologischen und botanischen (3 Bde.), dem nautisch-physikalischen (1 Bd.), dem medicinischen (1 Bd.) und dem beschreibenden Theile (3 Bde.) hervorheben. Aber die Thatsache verdient jedenfalls Erwähnung, daß von dem letztern nicht weniger als 29,000 Exemplare abgesetzt wurden, und zwar in zwei so vorwiegend continentalen Ländern wie Oesterreich und Deutschland. In solchen Ländern gerade, meinen wir, sei jede Anregung zum Hinausschauen über binnenländische Schranken doppelt und dreifach werthvoll,

und wir möchten heut zu Tage den praktischen Nutzen weniger Volksbücher höher stellen, als den einer inhaltreichen Reisebeschreibung, welche uns mitten in das Getriebe des Welthandels und Weltverkehres und des fernen Völkerlebens hineinführt. Es weht uns wie ein frischer Luftstrom aus solchen Büchern an, die die Lücken unserer binnenländischen Beschränkung und Verdumpfung öffnen, erfrischende Athemzüge und große Ausblicke thun lassen. Noch jetzt bedauern wir die Ungeschicklichkeiten, welche die zum Theil hochinteressanten Berichte der preußischen ostasiatischen Expedition verhinderten, eine ähnlich weite Verbreitung und Popularität zu gewinnen.

Außer diesen literarischen Productionen hat die Novara-Expedition durch Bereicherung der Sammlungen sich der Wissenschaft nützlich erwiesen: eine zoologische Sammlung von 320 Säugethieren, 1500 Vögeln, 950 Amphibien, 2000 Fischen, 6550 Conchylien, 13,000 Insecten, 950 Crustaceen, 500 Strahlthieren, 60 Skeletten, 60 Schädeln, 120 Nestern und 250 Eiern, große botanische Sammlungen, eine geologisch-mineralogische Sammlung von mehreren tausend, eine ethnographische von 376 Stück, 100 Racenschädel konnten an die österreichischen Museen abgegeben werden. Die schöne Sammlung von 946 Aquarellen und sonstigen Skizzen Selleny's, des Malers der Expedition, ist leider durch den frühen Tod dieses hochbegabten Künstlers nicht zu voller Verwerthung gelangt. Bedenkt man, daß die Gesammtkosten der Expedition, die 51,686 Seemeilen zurücklegte und 849 Tage abwesend war, sich nicht höher als 616,560 fl. öftr. Währ. beliefen, so scheint der Gewinn, den sie brachte, keineswegs theuer erkauft. Die officiellen Publicationen, theils von der k. k. Kriegsmarine, theils von der k. k. Akademie der Wissenschaften besorgt, haben im Ganzen gegen 40,000 österr. Gulden Erlös, nicht ganz ein Viertel der für ihre Herstellung aufgewandten Summe eingebracht.

München. F. R.

Aus allen Erdtheilen.

— In der „Daily Evening Post" von St. Francisco giebt C. Moreno, welcher von 1859 bis 1862 im Dienste des Sultans von Atschin gestanden hat, Nachrichten über dieses Sultanat, dessen sich die Holländer nur mit der größten Mühe werden bemächtigen können. Denn nicht der Guerillakrieg der fanatischen Einwohner und nicht die 1000 Mann arabischer Kerntruppen des Sultans sind das größte Hinderniß, welches sich den holländischen Plänen entgegenstellt, sondern die Sümpfe und Dschungeln an der Küste Nord-Sumatras. (Ueber diesen Krieg giebt das „Handelsblad Padangs" folgende drastische Uebersicht: „Bis jetzt hat der Krieg mit Atschin 45,600,000 fl. gekostet. Dafür sind ungefähr 40,000 Bewohner Atschins todtgeschossen worden; folglich hat jeder derselben 1140 fl. gekostet, ohne Hinzurechnung des Mannes, welchen wir unsererseits manchmal in den Kauf geben mußten. Falls wir für die verausgabte Summe Grundstücke zum Preise von 1140 fl. pro. Hectare angekauft hätten, würden wir wenigstens 40,000 Hectaren Grund und Boden besitzen, was jedenfalls ersprießlicher gewesen wäre als die betreffenden 40,000 Pfefferpflanzer, welche noch dazu den bösen Fehler besitzen, daß sie todt sind.") — Der Sultan heißt Siri-Sultan-Alaidin-Sardhar-Mansur-Skandar-Shah; er zählt 56 Jahre, hat arabisches Blut in seinen Adern, trägt Ringe in Nase und Ohren, hat zahlreiche Weiber und ist vielleicht einer der reichsten Fürsten des Orients. Aus letzterm Grunde hält sich der nicht unintelligente Fürst für unbesiegbar und dachte 1859 sogar daran, die Holländer aus ganz Sumatra zu vertreiben.

(L'Exploration I, Nro. 13.)

— Abbé Charles Dallet (von der Société des missions étrangères) ging 1852 nach Mysore und arbeitete daselbst ein vergleichendes Wörterbuch des Französischen, Englischen, Lateinischen, Sanskrit, Kanara und Tamulischen aus, holte sich die nöthigen Lettern aus Frankreich und druckte sein Werk in Indien. Nach wiederholtem Aufenthalte in Frankreich unternahm er eine Reise durch Canada, die Vereinigten Staaten, Südamerika, die Magelhaens-Straße und den Stillen Ocean und kehrte auf der Pacific-Bahn heim. Nun schrieb er „Histoire de l'église de Corée" (Paris 1874), welche in der Einleitung werthvolle Angaben über Geschichte, Sitten, Gebräuche, Sprache rc. des der europäischen Forschung so gänzlich verschlossenen Korea enthält. Augenblicklich steht der Abbé, wie in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 7. Februar 1877 mitgetheilt wurde, im Begriff, eine neue Reise nach der Mandschurei, Japan, China, Tongking, Annam, Siam, Birma und Tibet zu unternehmen, um dort an Ort und Stelle das Material zu einer Geschichte seiner Gesellschaft zu sammeln, welche für Erd- und Völkerkunde Ostasiens nicht unwichtig zu werden verspricht. Er hat schon im Voraus an alle seine dort stationirten Collegen einen Fragebogen gesendet.

— Die chinesische Werft zu Fu-tschau hat nach einer Mittheilung des Corvettencapitäns Ditmar, Commandant S. M. S. „Luise", zwar nicht ganz die Ausdehnung der Werft zu Schang-hai, ist aber in größerm Aufschwunge begriffen als diese. Während letztere unter der Leitung von zwei chinesischen Directoren und zehn Aufsehern steht und gegenwärtig nur 1000 (früher 3000) Arbeiter beschäftigt, und auf ihr nicht nur Schiffe gebaut, sondern auch Kanonen, Gewehre u. s. w. hergestellt werden, beschäftigt man sich auf der Werft zu Fu-tschau nur mit Schiff- und Maschinenbau, und zwar mit wachsendem Erfolge. Die Werft ist im Jahre 1867 von dem französischen Linienschiffslieutenant Giquel gegründet und steht gegenwärtig noch unter der Direction desselben. Die Zahl der dort beschäftigten Arbeiter hat sich von 1000 im Jahre 1870 auf 1700 und die der dort erbauten Schiffe von 8 (5 Kanonenboote und 3 Transportschiffe) auf 16 Kriegsschiffe von circa 600 bis 800 Tons vermehrt. Drei Kriegsschiffe standen zur Zeit des Besuches des Capitäns Ditmar im November 1876 auf Stapel und zu einem neuen eisernen Transportschiff von 800 Tons wurden gerade die Rahmen gelegt. Zur Bewachung der Werft, der Schiffe und des Materials waren 500 chinesische Soldaten unter Waffen. Diese wohnen nach ihrer Gewohnheit und Sitte in kleinen chinesischen Trümmerbuden, welche wie Schwalbennester an die großen steinernen Gebäude der musterhaft und sauber gehaltenen Werft angeklebt erscheinen.

(Annalen der Hydrographie 1877, Hft. III, S. 147.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

I[1]).

Lust zu Reisen und Entdeckungen einerseits, andererseits das Verlangen, den Sklavenhandel im Innern Afrikas kennen zu lernen und dort an seiner Wurzel anzugreifen, veranlaßten den Schiffslieutenant Cameron, sich im Jahre 1872 der Londoner Geographischen Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, als diese eine öffentliche Subscription zur Aufsuchung und Unterstützung Livingstone's veranstaltete. Statt seiner aber fiel die Wahl auf Lieutenant Dawson, welcher jedoch sein Commando noch an der Küste in Bagamoyo niederlegte, als Stanley seine Auffindung des Missionars meldete. Dawson's Nachfolger, Lieutenant Henn und Oswell Livingstone, des großen Reisenden Sohn, verloren gleichfalls den Muth und gaben die Sache auf: die erste vortrefflich ausgerüstete Expedition war vollständig verunglückt.

Cameron aber hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, sondern suchte sich durch Erlernung der Suaheli-Sprache auf seine künftige Aufgabe vorzubereiten, für welche er sich auch körperlich geeignet erachtete, da er während des abessinischen Krieges acht Monate im Rothen Meere und nachher fast drei Jahre an der Ostküste Afrikas zugebracht hatte, und zwar vielfach in offenen Booten. Wie nun Dawson umkehrte, stellte er sich wiederum jener Gesellschaft zur Verfügung, doch mit keinem bessern Erfolge als das erste Mal. Für einen andern Plan, über die Berge Kilimandscharo und Kenia zum Victoria Nyanza und Albert Nyanza vorzudringen, fand er zwar warme Fürsprecher in London, aber keine Geldmittel in der Casse der Gesellschaft. Endlich aber beschloß man, den Rest des für Livingstone's Aufsuchung gesammelten Geldes für eine zweite „Livingstone Search Expedition" zu verwenden, und Cameron hatte das Glück, an die Spitze derselben gestellt zu werden. Sein alter Freund und Camerad, Dr. W. E. Dillon, sollte ihn begleiten. Am 30. November 1872 verließen beide England, am selben Tage, wo die beiden Grandy's von Liverpool nach der afrikanischen Westküste abreisten (s. „Globus" XXVII, S. 46 und 108), fuhren über Brindisi, Cairo, wo ihnen der Chedive einen Empfehlungsbrief an alle seine Beamten und Offiziere ausstellte, und Suez nach Aden. Hier erhielten sie nicht nur von einem Santon (mohammedanischen Heiligen) Namens Alowy ibn Zain el Aidûs einen Empfehlungsbrief an alle guten Moslim in Afrika, welcher sich später als ihr werthvollstes Papier erwies, sondern auch in der Person des Lieutenant Cecil Murphy einen Reisegefährten, welcher bald nach ihnen in Zanzibar eintraf. Cameron hatte dort zunächst einen kurzen Fieberanfall zu bestehen; dann machte er sich sofort daran, nach Leuten und Eseln sich umzuthun, und sicherte sich die Dienste Bombay's (Mbarak Mombé), der unter Speke's Getreuen einst die Hauptrolle gespielt hatte, aber die auf seine Tüchtigkeit und Energie gesetzten Hoffnungen wenig erfüllte.

1) Weitaus die meisten der in diesen Aufsätzen abgedruckten Abbildungen verdanken wir der Güte des Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig, in dessen Verlage die deutsche Ausgabe von Cameron's Across Africa (2 Bde., London 1877) demnächst erscheint. In unseren Spalten vermögen wir natürlich nur einen kurzen Auszug aus diesem bedeutendsten Reisewerke des letzten Jahres zu geben; um so mehr sind wir verpflichtet, unsere Leser bei dem allseitigen Interesse, das Afrika augenblicklich erregt, behufs weiterer Studien auf das mit allen Originalabbildungen ausgestattete Werk des Brockhaus'schen Verlages hinzuweisen.

Verney Lovett Cameron. (Nach einer Photographie.)

Daß gleichzeitig mit ihnen Sir Bartle Frere auf seiner Mission zur Unterdrückung des Sklavenhandels (vergl. „Globus“ XXII, S. 351, XXIII, S. 333, XXIV, S. 73, XXV, S. 352) in Zanzibar anwesend war, erwies sich für die Reisenden als ein schwerer Nachtheil, weil Araber wie Eingeborene (Wasuaheli und Wamerima) naturgemäß beide englische Unternehmungen zusammenwarfen und auch der Cameron'schen, welche direct mit der Abschaffung des Sklavenhandels ja nichts zu thun hatte, zahlreiche Plackereien, Hindernisse und Kosten verursachten. In ihren Augen galt letztere Expedition als eine von der englischen Regierung ausgesendete, und eine als so reich und freigebig bekannte nach Kräften zu betrügen und auszubeuten, hielten sie sich für vollkommen berechtigt. Außerdem hatte Cameron Auftrag, seinen Aufbruch ins Innere möglichst zu beschleunigen, und war so gezwungen, für schweres Geld die Hefe von Zanzibar und Bagamoyo zu miethen, anstatt auf regelrechte Träger (Pagazi) warten zu können, welche sich damals (Januar 1873) sämmtlich im Innern befanden. Mit solchen Leuten, die fast durchweg starke Diebsgelüste zeigten und von denen kaum ein Zehntel je eine weitere Strecke in Afrika zurückgelegt hatte, sollten die Engländer die schwierigste Periode der Regenzeit vorzudringen suchen. Nicht besser war es mit den dreißig „Askari“ oder Soldaten bestellt, deren Anwerbung Bombay besorgte. Ohne Auswahl zu treffen nahm er, was ihm in die Hände fiel, und das waren sicherlich die Untauglichsten für ihre Bestimmung, die darin bestand, als Leibwache zu dienen, die Träger in Ordnung zu halten und bei Gelegenheit auch feindliche Angriffe zurückzuweisen.

Träger mit Gepäckstücken.

Nachdem Cameron noch ein Dutzend Esel gekauft, segelte er am 2. Februar 1873 auf zwei gemietheten Dhaus mit seinen sämmtlichen Begleitern, Leuten, Thieren und Waaren nach Bagamoyo hinüber. Dieser Ort, wo alle nach Unyanyembe bestimmten Karawanen die Küste verlassen, liegt Zanzibar gerade gegenüber auf der Küste des Festlandes. Indische Händler, Araber, Wasuaheli, Wamerima, Sklaven und Träger aus Unyamwesi bewohnen die paar steinernen Häuser und die Hütten desselben; außerdem liegt dort eine Belutschen-Garnison des Sultans von Zanzibar. In einem der Steinhäuser schlugen die Engländer ihr Quartier auf, hißten ihre Flagge und verwendeten ihre Zeit auf das Einüben ihrer Soldaten, Bezahlen ihrer Träger, Besuchen der dortigen französischen Missionäre und dergleichen. Am 11. Februar kehrten sie nochmals nach Zanzibar zurück, um ihre Ausrüstung zu vervollständigen. Dort waren inzwischen auch zwei abessinische Zelte, ein tragbares Guttapercha-Boot, Munition etc. für sie eingetroffen, sowie ihr Begleiter, Lieutenant Murphy. Auch Empfehlungsbriefe des Sultans von Zanzibar verschaffte ihnen der dortige englische Consul, Dr. Kirk, und, was wichtiger war als das, ebensolche von dem indischen Kaufmanne, welcher die Zölle gepachtet hatte und welchem fast alle Händler im Innern mehr oder weniger Geld schuldig waren. Darauf kehrten sie nach Bagamoyo zurück und gingen um so eifriger an das Geschäft des Trägermiethens, als die Regenzeit (Masika)

mit schnellen Schritten herankam. Da sich aber herausstellte, daß die gemietheten Träger nie recht zusammenzubringen waren und neue nur spärlich sich stellten, so beschloß Cameron etwas weiter landeinwärts ein Lager zu beziehen, um dadurch einige Disciplin in die Trägerbande zu bringen, den Anschein eines baldigen Aufbruches zu erwecken und so die mit ihrem Angebot noch zögernden Pagazi zu dem Entschlusse zu bringen, sich zu melden. Zu diesem Zwecke wurde eine Stelle, etwa vier englische Meilen landeinwärts bei der Pflanzung Schamba Gonèra, ausgewählt, und dort auf einem offenen grasigen Abhange, an dessen Ende ein Bach dem Kingani-Flusse zuströmt, unter einigen großen Mangobäumen das Lager aufgeschlagen. Das half aber wenig; denn die Esel fanden dort zwar prächtiges Futter, aber die Träger waren um nichts besser zusammenzuhalten, da sie sofort nach Empfang ihrer Ration wieder nach Bagamoyo verschwanden. So schob Cameron die Träger und Thiere unter Dr. Dillon's Aufsicht nochmals etwas weiter vor, diesmal bis Kikoka jenseit des Kingani-Flusses; aber ein Fieberanfall, welcher Murphy traf, nöthigte Dr. Dillon zur Umkehr. Damals stieß noch ein neuer Gefährte zu den drei Reisenden, Robert Moffat, ein Neffe Livingstone's, welcher auf die Nachricht von der Expedition sein Erbtheil, eine Zuckerpflanzung in Natal, verkauft hatte und nach Zanzibar geeilt war, um alle seine Thätigkeit und seine Mittel der Erforschung Afrikas und der Auffindung seines Oheims zu widmen.

Afrikanischer Herd.

Die Ankunft Moffat's benutzte Cameron, um selbst mit Dillon und möglichst viel Leuten in das Innere aufzubrechen und zunächst den Kingani zu überschreiten, während Murphy sich erholen, Moffat eingewöhnen und beide später mit dem Reste der Karawane nachkommen sollten. Aber noch immer wirkte die bezaubernde Nähe von Bagamoyo derart, daß bei jedem Morgenappell Cameron's stets dreißig bis vierzig der Träger fehlten. Ein Versuch, den Fährmann am Kingani durch Bestechung dahin zu bringen, daß er keinen Träger ohne schriftliche Erlaubniß passiren ließ, schlug fehl. So wurde denn Bombay mit einigen Soldaten abgesandt, um die Deserteure herbeizuschaffen, aber nach vier Tagen kehrte er ohne einen einzigen derselben zurück. Inzwischen gelang es Cameron, einen Mann aus Comoro, Issa mit Namen, welcher tief im Innern gereist hatte und lesen und schreiben konnte, zu engagiren; aber von mehreren Wanyamwesi-Karawanen, welche mit Elfenbein bei Kikoka nach der Küste vorbeipassirten, wollte sich kein Träger dazu verstehen, bei den Engländern Dienste zu nehmen, da keiner vor der Heimkehr auf die in naher Aussicht stehenden Vergnügungen Bagamoyos verzichten mochte. Wahrhaft endlos ist der Aufenthalt und der Aerger, welchen jeder Afrikareisende schon beim Aufbruche infolge der Desertionen auszuhalten hat; und er muß mit Leib und Seele bei der Sache sein, wenn er nicht alsbald verzweifeln will.

Am 28. März wurde endlich aufgebrochen; aber es wurde zehn Uhr, ehe die Esel beladen und die Träger, von denen noch in der letzten Nacht wieder sieben entwischten, auf den Beinen waren. Der Weg führte $2^1/_2$ Stunden durch eine anmuthige Gegend, welliges Land mit einzelnen Baumgruppen und kleinen Gehölzen auf den höheren Kuppen, und lag unweit südlich von demjenigen Stanley's. Gelagert wurde auf einem Hügel, und zwar standen in der Mitte die Zelte der Reisenden und um dieselben wie ein Wall die Hütten der Leute, deren drei bis sieben eine Kambi oder Corporalschaft behufs gemeinsamen Kochens und Hüttenbauens bildeten. Ein Mann kocht, die anderen bauen, und auf solche Weise ist dort, wo sich genügendes Gras und Holz findet, ein Lager in wunderbar kurzer Zeit hergestellt. Einige Stunden nach Ankunft ist Alles fertig, worauf die Leute essen und bis zum Abendbrot schlafen; dann wird wieder gegessen, geraucht und geschwatzt, bis sie um 8 oder 9 Uhr sich zur Nachtruhe begeben. Mitunter freilich glaubt einer, er habe seinem Freunde am andern Ende des Lagers etwas Wichtiges zu erzählen vergessen, richtet sich auf und brüllt so lange, bis er Antwort erhält. Dann hat er meist sein Anliegen vergessen und so die ganze Karawane um nichts und wieder nichts gestört. Zwei Tage später fiel der erste Regen und gleich in solchen Strömen, daß Cameron, welcher in den nächsten Dörfern nach Lebensmitteln suchte, in wenigen Augenblicken völlig durchnäßt war und bis an die Knöchel im Wasser watete. Eine trockene Schlucht, welche sie am Morgen passirt hatten, war in einen beträchtlichen Strom verwandelt. Zu allem Unglücke verfehlte er den Rückweg in das Lager und mußte die Nacht unter freiem Himmel zubringen, was ihm ein heftiges mehrtägiges Fieber zuzog. Während dieses Aufenthaltes brachte ihnen Moffat inzwischen angelangte Briefe und kehrte dann wieder zu dem fast genesenen Murphy zurück.

Waffen und Schmuck der Wagogo's.

Cameron und Dillon zogen darauf drei Tage ohne Unterbrechung weiter nach Msuwah über Prärien, welche mit einzelnen Baumgruppen bestanden waren und ab und zu kleine Teiche mit wunderschön rothen, blauen und weißen Wasserlilien enthielten. In Msuwah mußten sie an den Häuptling „mhongo“ (Tribut) zahlen; der Grund dafür war eigenthümlich genug und zeigt, wie wenig Macht der Sultan von Zanzibar auf dem Festlande ausübt und wie wenig er thun kann, um dem Sklavenhandel zu steuern. Ein ihm

gehöriges Dorf, Whindé, $2^1/_2$ deutsche Meilen nördlich von Bagamoyo, hatte nach mehrjährigem Kriege mit dem Häuptling von Mfuwah einen Vertrag geschlossen, wonach letzterer eine bestimmte Anzahl Sklaven an Whindé zahlt und dafür die Erlaubniß erhält, alle Karawanen, die von anderen Küstenorten als Whindé kommen, zu besteuern. Und solchen Vertrag schließt ein dem Sultan von Zanzibar gehöriger Ort! Was blieb Cameron übrig, als 30 Doti (Stücke Zeug) zu zahlen und, da das Land weiterhin „hungrig" war, fünf Tage auf die versprochenen und schon bezahlten Lebensmittel zu warten, um schließlich nur einen Theil derselben, der nur für zwei Tage ausreichte, zu erhalten? Das Fieber wurde Cameron zwar bei diesem Aufenthalte los, aber zugleich auch durch Desertion ein ferneres halbes Dutzend Träger.

Am 14. April ging es weiter; es galt, die noch 18 deutsche Meilen entfernte, sumpfige Makata-Ebene vor völligem Eintritt der Regenzeit zu durchkreuzen. Die Gegend war wohl bebaut und mit zahlreichen Weilern besetzt, auch wohl bewässert und voller Gras; doch war durchaus kein Vieh zu entdecken, obwohl Tsetse-Fliegen nicht bemerkt wurden. Jeder Acker trug eine kleine Hütte und in derselben lagen Opfergaben, um die bösen Geister zu besänftigen und von dem Verwüsten der Ernte abzuhalten. Auch auf den mit zerbrochenem Geschirr bestreuten Gräbern von Häuptlingen standen ähnliche Hütten und meist ein kleiner Baum. Nachdem der südwärts zum Kingani fließende Lugerengeri passirt war, dessen breites Thal plötzlichen verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, traten sie in bergiges Gebiet ein, dessen Höhen sie schon zwei Tage zuvor erblickt hatten. Die 40, 50 Fuß tiefen Schluchten erforderten ein stetes Ent- und Beladen der Esel, aber die Granitfelsen und die herrliche Vegetation, namentlich roth, weiß und gelb blühende Akazien, waren so anziehend, daß die Reisenden nicht an ihre Müdigkeit dachten. Diese von Burton und Speke als Duthumi-Berge bezeichneten Höhen heißen richtiger Kungwa. Nach vier Tagen erreichten sie den Oberlauf des Lugerengeri, dessen nördliche Ausbiegung sie so abgeschnitten hatten, überschritten ihn unweit seiner Quellen auf einer rohen Brücke und verfahen sich in der reichen Niederung mit allerlei Lebensmitteln. Anderen Tages hielt es freilich wieder schwer, die Träger aus diesem Lande des Ueberflusses, wo Bohnen, Kürbisse, Honig, Eier und Korn billig zu haben waren, vorwärts zu bringen.

Am 26. April erreichten sie die gefürchtete Makata-Ebene, deren Passage in der trockenen Jahreszeit nicht das Geringste auf sich hat, die aber durch die Regen in einen schwer passirbaren Sumpf verwandelt wird und damals gerade ihre schlimmste Zeit hatte. Elephanten, Giraffen und Büffel hatten knietiefe, nun mit Wasser gefüllte Löcher in den thonigen Schlamm getreten, in welchen die Esel stecken blieben. Da hieß es, sie abladen und herausziehen und zugleich die Träger zusammenhalten, während es vom Himmel herab nach Kräften goß. Um nur fünf englische Meilen vorwärts zu kommen, brauchte der Zug ebenso viele Stunden. Erst um 3 Uhr Nachmittags wurde ein verhältnißmäßig trockener Platz mit Holz und Gras erreicht und dort gelagert. Am folgenden Tage war der Weg nicht ganz so schlecht; doch mußte ein kleiner Fluß schwimmend gekreuzt werden, wobei sich Dillon eine starke Erkältung und danach Fieber zuzog. Wie sehr übrigens solch kleine Flüsse bei Regengüssen anschwellen, das zeigten Grasbüschel und dergleichen in den Aesten der Bäume am Ufer, welche an 10 Fuß über dem damaligen Wasserstande hängen geblieben waren. In der folgenden Nacht regnete es wieder in Strömen, so daß die eben passirten Flüsse mächtig aufschwollen und die Expedition um mindestens acht Tage aufgehalten worden wäre, hätte sie noch die Makata-Ebene zu passiren gehabt. Da jetzt beide Reisenden erkrankten, Cameron an einem Fußleiden, Dillon am Fieber, und nur eine Hängematte vorhanden war, so ließ sich ersterer allein bis zu dem großen Dorfe Rehenneko vorantragen und sandte dann die Matte dem Dr. Dillon zurück. Alsbald nach seiner Ankunft war Cameron von einer wohlgekleideten, staunenden Menge umgeben, an der das Auffallendste ein sonderbares Halsband war, bestehend aus scheibenförmig zusammengewickelten Messingdrähten, die horizontal vom Halse abstehen und oft 2 Fuß Durchmesser haben, so daß man unwillkürlich an Johannes des Täufers Haupt auf der Schüssel erinnert wird. Diesen seltsam unbequemen Schmuck bemerkte Cameron nur hier, obwohl er in der ganzen umliegenden Gegend getragen werden soll. Sein Lager schlug er auf einem Hügel beim Dorfe auf und richtete es so ein, daß es für längere Zeit benutzt werden konnte, falls Dillon's Zustand es erforderte. Derselbe langte am 2. Mai dort an und mußte bis zum 20. das Bett hüten, welche Zeit Cameron mit allerlei kleinen Geschäften und namentlich mit der Reparatur der so wichtigen Packsättel für die Esel ausfüllte.

Köpfe von Wagogo's.

Der 26. Mai brachte endlich den anfangs zurückgebliebenen Rest der ganzen Expedition in Sicht. Aber nur ein Weißer, Murphy, befand sich bei ihr; der andere, Moffat, war unterwegs noch vor der Makata-Ebene den Einflüssen des Klimas erlegen. Er war so voller Hoffnungen nach Bagamoyo geeilt, um so bald und nur 25 deutsche Meilen von der Küste entfernt sein einsames Grab zu finden, nur wenige Tage, nachdem sein Oheim tief drinnen in Afrika am Bangweolo-See sein thatenreiches Leben geendet hatte!

Die Gesammtexpedition bestand nunmehr aus drei Europäern, Issa aus Comoro, Bombay mit 34 mit Snider-Gewehren bewaffneten Soldaten, 192 Trägern, 6 Dienern, Köchen und Flintenträgern und 3 Knaben; außerdem aus 22 Eseln, 3 Hunden, welche den Reisenden viel Vergnügen gewährten, und einigen Weibern und Sklaven der Leute. Verloren hatte sie bis dahin außer Moffat einen Soldaten und einen Träger durch Tod und 38 Träger durch Desertion, außerdem zwei Esel.

Als am 30. Mai aufgebrochen wurde, waren in der vorhergehenden Nacht wiederum 5 Mann desertirt; während des faulen Monats in Rehenneko hatten sie sich gemächlich füttern lassen und noch ihre Rationen für unterwegs in

Empfang genommen, um beim Wiederbeginn der Arbeit zu verschwinden. Ein zweiter Grund zum Aerger war das stete Streiten der Träger um besonders beliebte Gepäckstücke; denn obwohl jedem sein Packen dauernd zugewiesen worden war, so suchte doch jeder beim Aufbruch ein Stück zu erwischen, welches seinem Träger eine besondere Würde in der Karawane verlieh, wie namentlich die Zelte. Zunächst an Rang kamen die Packen mit Draht, Zeug und Perlen, zuletzt das Gepäck der Engländer, Kochgeschirr u. s. w. Nach langem Hin- und Herreden konnte endlich um 10 Uhr aufgebrochen werden. Der Weg führte in nordöstlicher Richtung durch das Gebirgsland von Usagara steil bergan und stieg bis Mpwapwa (wo jetzt die „Church Missionary Society“ eine Missionsstation angelegt hat, s. oben S. 96) um nahezu 2000 Fuß. Am zweiten Tage ging es leicht bergab in das Thal des Mukondokwa, des Hauptzuflusses des Makata, der seinerseits wieder auf den Karten als Oberlauf des Wami (vergl. S. 96 dieses Bandes) dargestellt wird. Auf einem steilen Hügel an seinem Ufer wurde das Lager aufgeschlagen; unten floß der breite, flache Strom rasch dahin, und die Berge ringsum waren bis zum Gipfel mit Akazien bewachsen, welche — wie Burton richtig bemerkt — den Eindruck einer mit aufgespannten Regenschirmen versehenen Menge machen, und in den Schluchten und Thälern wuchsen die edlen, schlanken „Mparamusi“ bis zu 140, 150 und mehr Fuß in die Höhe. Der nächste Marsch führte am Mukondokwa aufwärts bis Muinyi Useghara's Dorf, wo Cameron zum ersten Male eine eigenthümliche Sitte wahrnahm, die in ganz Ostafrika verbreitet sein soll: Eine Frau stürzte ins Lager und knüpfte in Issa's Turban einen Knoten, wodurch sie sich unter seinen Schutz stellte; ihr Mann hatte sie geschlagen, weil sie ihm ein Fischgericht schlecht zubereitet hatte. Der Gatte kam auch und reclamirte sie, erhielt sie aber nicht eher zurück, als bis er ein Lösegeld von einem Ochsen und drei Ziegen bezahlt und in Gegenwart seines Häuptlings gelobt hatte, sich in Zukunft jeder Mißhandlung zu enthalten. — Ebenso kann ein Sklave einen Wechsel seines Herrn herbeiführen, indem er seinem erwählten Beschützer einen Bogen oder Speer zerbricht oder in dessen Kleidung einen Knoten schlingt; sein früherer Eigenthümer kann ihn alsdann nur gegen Erlegung des vollen Werthes und unter dem Versprechen guter Behandlung zurückerhalten.

Am folgenden Tage ereignete sich ein Mißgeschick, welches leicht übele Folgen hätte nach sich ziehen können. Cameron hatte vierzig Leute nach Mbumi geschickt, um Lebensmittel zu kaufen. Dort war falscher Alarm entstanden, als ob ein Angriff eines wilden Gebirgsstammes bevorstände; in dem Tumulte war einem der Cameron'schen Leute das Gewehr losgegangen und hatte einen der Dörfler erschossen. Letztere hatten sich nun auf die Leute der Engländer geworfen und mehrere gefangen genommen; der Rest war entflohen, das gekaufte Korn verloren. Da schon so manche Karawane aus viel geringfügigeren Ursachen schwere Verluste durch die Bewohner der Usagara-Gebirge erlitten hatte, so war es als großes Glück zu betrachten, daß ein in der Nähe wohnender Araber sich der Fremden annahm und die Sache glücklich ins Reine brachte. Immerhin wurden sie dadurch mehrere Tage bis zum 11. Juni aufgehalten und büßten drei Lasten Zeug dabei ein. Hier schlossen sich ihnen auch drei Karawanen an, um in ihrem Schutze das weiterhin gelegene, ebene und circa 3000 Fuß hohe Land Ugogo zu passiren; die eine bestand aus Wanyamwesi, die mit ihrem Erlös heimkehrten und in Rehenneko angegriffen worden waren; die zweite führte ein Schmied, der in Unyanyembe, wo schon seit Jahren zwischen dem Häuptling Mirambo und den arabischen Händlern Krieg geführt wurde, durch Ausbessern von Flinten ein Vermögen zu verdienen hoffte, und die dritte bestand aus allerhand kleinen Leuten und Sklaven, die mit wenigen Waaren ins Innere zogen, wo sie dafür wahre Berge von Elfenbein zu erhalten meinten. So bewegte sich denn ein Zug von über 500 Menschen im Thale des Mukondokwa und seines Zuflusses Ugombo dahin, bei dem gleichnamigen See vorbei. Von dort bis Mpwapwa sind es zwei lange Märsche ohne Wasser, welche mittelst einer anstrengenden „terekesa“ (Nachmittagsmarsch) überwunden werden mußten. Dieselbe besteht darin, daß Nachmittags von dem letzten Wasserplatze aufgebrochen, bis nach Dunkelwerden marschirt, dann geruht, andern Morgens möglichst früh aufgebrochen und wieder bis zu der ersehnten Quelle, Teich 2c. marschirt wird, so daß die Karawane nur circa 20 Stunden ohne Wasser bleibt, anstatt deren 30, wenn sie wie gewöhnlich sich vorwärts bewegte. Auf solche Weise durcheilten sie den trockenen, felsigen Strich Landes und hatten am folgenden Nachmittage wieder grüne Bäume, Felder und rieselndes Wasser vor sich. Trotzdem erlag ein Träger und ein Esel den Strapazen und dem Durste. Nachdem sie noch ein Stück an dem stets wasserreicher werdenden Strome hinaufgezogen waren, schlugen sie unter riesigen Akazien ihr Lager auf und rasteten zwei Tage, weil eine zweite wasserlose Region von über 7 deutschen Meilen Länge, Namens Marenga Mkali, ihnen zu passiren bevorstand. Doch war Cameron jetzt vorsichtiger und nahm drei mit Wasser gefüllte Luftkissen aus Guttapercha mit.

In Mpwapwa wie in ganz Ugogo ist der „tembé“ die einzige Wohnung der Eingeborenen. Derselbe besteht aus zweimal zwei parallelen Mauern, innerhalb deren das Vieh die Nacht zubringt; an die Wände sind die Räume für die Menschen angebaut; das fast horizontale Dach ist ein wenig nach innen geneigt; das Ganze schmutzig und voller Ungeziefer. Das Volk trägt Bogen, Pfeile, einen langen, ovalen Schild von Rindshaut und einen Knotenstock zum Werfen und Schlagen; die Kleidung ist die der arabischen Sklaven an der Küste. Zwischen diesen furchtsamen Dörflern stolziren großthuerisch und drohend Leute vom Räuberstamme der Wadirigo umher, große, stattliche Männer, die den Luxus der Kleidung verschmähen, mit riesigen Schilden, einem schweren Speere und sechs bis acht fein gearbeiteten und mit Kupferdraht verzierten Assegaien bewaffnet, welche letzteren sie an 300 Fuß weit mit Kraft und Sicherheit zu schleudern verstehen. Ihr Kriegsruhm ist so groß, daß sich keiner der von ihnen zeitweise geplünderten Stämme gegen sie zur Wehre setzt.

Von Mpwapwa ging es in genau westlicher Richtung über Kisokweh und Tschunyo, dann am 20. Juni in zwölfstündigem und am 21. Juni in fünfstündigem Marsche über die sandige, mit zahlreichen Granithügeln bestreute und vegetationslose Marenga Mkali, womit Ugogo, das Land der als Erpresser und Diebe verschrieenen Wagogo, erreicht war. Roh und erpresserisch fand sie Cameron wohl, daneben aber ziemlich feige. Daß sie Tribut erheben, ist nicht unbillig; denn wenn sie nicht da wären und die Wasserplätze in Ordnung hielten, so wäre das Land in der heißen Jahreszeit einfach nicht zu passiren; nur sind sie in ihren Forderungen ohne jedes verständige Princip. Einstmals versuchte es ein Araber, ihr Land mit Gewalt zu passiren, und sammelte ein Heer von 900 Mann; als er aber heranrückte, verschütteten die Wagogo die Brunnen und Quellen, verbrannten ihre Hütten und den Ueberfluß an Vorräthen und zogen sich mit Weib, Kind, Vieh und Lebensmitteln in das Dickicht zurück. Der Araber büßte seinen Versuch mit dem Verluste von 600 bis 700 Mann, die vor Hunger und Durst umkamen. Das circa 100 engl. Quadratmeilen große

Land zerfällt übrigens in zahlreiche, unabhängige Häuptlingsschaften, deren jeder mhongo zu zahlen ist. Jeder Stamm hat eine Viehherde, welche alle Erwachsenen, der Häuptling nicht ausgenommen, der Reihe nach hüten. Im Ganzen ist das Land sehr trocken; nur vom November bis Mai fällt viel Regen und erzeugt reichliche Ernten von Kafferkorn. Er wird in künstlichen Brunnen gesammelt, nimmt aber mit der Zeit einen abscheulichen Geschmack an.

Am 22. Juni wurde Mwumi erreicht, wo vor acht Tagen des Häuptlings Schwester gestorben war. In Folge dessen große Todtenfeier und allgemeine Betrunkenheit, welcher Umstand die Reisenden drei Tage dort aufhielt, in Folge wovon ein von Murphy in Bagamoyo engagirter Trupp Wanyamwesi en masse davonlief.

Die Wagogo unterscheiden sich von anderen Stämmen sofort durch die Sitte, die Ohrläppchen zu durchbohren und dieselben durch hineingesteckte Holzklötze, Messingringe, als Schnupftabacksdosen benutzte Kürbisse und derlei Dinge, welche andere Leute in den Taschen tragen, zu monströser Länge auszudehnen. Oft reichen die Ohrläppchen bis auf die Schultern herab und zerreißen selbst im höhern Alter, worauf einer der Zipfel von Neuem durchbohrt wird. Ihre Waffen bestehen aus zweischneidigen Messern, Speeren, Bogen, Pfeilen und Knotenstöcken. Manche tragen Schilde von Ochsenhaut, wo die Haare heruntergekratzt und mit rother, gelber, schwarzer und weißer Farbe allerhand Muster aufgemalt sind (s. Abbildung 4). Viel getragen werden kleine in Zanzibar verfertigte Armbänder aus Kupfer und Messing, ferner „Kitindi" aus Eisen- und Kupferdraht um Oberarm, Ober- und Unterschenkel. Das Außerordentlichste aber leisten die Wagogo im Kopfputze; da ist nichts so häßlich oder unsinnig, um dort nicht angebracht zu werden. So flechten manche ihr Wollhaar in zahllose, kleine, durch eingeflochtene Fasern vom Baobab-Baume künstlich verlängerte Zöpfe, welche am Ende mit kleinen Messingkugeln oder bunten Perlen verziert werden und entweder wild um den Kopf herumhängen oder nach dieser oder jener Richtung emporstarren. Andere bedecken den Kopf mit blank polirten Kupfermünzen oder rasiren den größten Theil, während das stehen gebliebene Haar in Zöpfe gedreht und mit Draht umwunden wird. Von den Händlern erhalten sie weißes Zeug, das sie mit Lehm schmutzig gelb färben; auch den Leib bemalen sie sich mit rother Erde bald stellenweise, bald über und über. Dazu triefen sie meist von ranzigem Ricinusöl und waschen sich nie: kurzum — es sind liebliche Gesellen.

Am 25. Juni wurde wieder aufgebrochen, nachdem in Mwumi mhongo bezahlt war; aber nach wenigen Meilen uninteressanten Marsches entstand neuer Aufenthalt, weil der Häuptling von Mapalatta, wo wiederum mhongo gefordert wurde, betrunken war. Im nächsten Dorfe gab es einen Zank wegen des Tributs und einen Diebstahl, und so ging es fort mit Widerwärtigkeiten, Erpressungsversuchen, Verlusten und Aerger aller Art, daß, wäre Cameron nicht der geduldigste und für seine Ziele begeistertste Mensch von der Welt gewesen, er umgekehrt und nicht 30 Meilen weit nach Afrika hinein gekommen wäre. So erreichte er Kanyenyé, eine breite Depression im Centrum von Ugogo, wo viel Salzefflorescenzen vorkommen. Dieselben werden zusammengescharrt, mit Wasser vermischt, abgedampft, in zuckerhutähnliche Formen von circa 18 Zoll Höhe gebracht und so in die Nachbarländer exportirt. Von dort war es noch $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen bis Groß-Kanyenyé; das zwischenliegende Land war eben, mit Baobab bestanden, fast durchweg angebaut und mit zahlreichen Tembés besetzt. In einem derselben sah Cameron zuerst viele Leute, die an Pocken daniederlagen, eine Krankheit, welche zeitweise wie ein verheerendes Feuer weite Strecken Afrikas heimsucht.

Dr. F. Stolze's Reisen im südlichen Persien.

I.

Es ist aus Zeitungsnachrichten bekannt, daß der Dr. Andreas im Jahre 1875 im Auftrage des preußischen Cultusministeriums eine archäologische Reise nach Persien angetreten hat, welcher sich Ausgrabungen im alten Persepolis und eine geographisch-ethnographische Exploration des südlichen Persiens anschließen sollten. Zu letzteren beiden Zwecken hatten die Köllinghusen-Stiftung resp. die Geographische Gesellschaft in Hamburg bedeutende Zuschüsse zu den Reisekosten geleistet. Seit Monaten hat über das Ergehen des Reisenden nichts verlautet; nur von seinem Reisegenossen Dr. F. Stolze sind Nachrichten nach Deutschland gelangt. Derselbe hatte die deutsche Expedition zur Beobachtung des Venus-Durchganges nach Ispahan begleitet und war bei deren Heimkehr zurückgeblieben, um dem Dr. Andreas bei dessen archäologisch-epigraphischen Untersuchungen zur Seite zu stehen. Da aber Andreas länger, als er gehofft, in Europa zurückgehalten wurde, beschloß Dr. Stolze, die Zwischenzeit nützlich zu verwenden und die alte persische Königstadt Persepolis zu recognosciren, und begab sich in Gesellschaft des Herrn Höltzer, acting superintendent des englisch-indischen Telegraphen, nach Schiraz, welches er am letzten Tage des Jahres 1874 erreichte [1]). Der Weg windet sich durch steiniges Terrain, zwischen schroff abfallenden Gebirgszügen hindurch und läuft zuletzt in einem mit Felstrümmern erfüllten, etwa eine Stunde breiten Thale in südlicher Richtung fort. Plötzlich öffnet sich zur Rechten die Felswand, und durch eine enge Schlucht hindurch blickt man auf das in einer breiten, sonnigen, von mächtigen Gebirgsketten umgebenen Thalebene inmitten zahlreicher Gärten daliegende Schiraz. Der Anblick ist unvergleichlich. Zu beiden Seiten

[1]) Die Beschreibung dieser ersten Reise erschien in der Elberfelder Zeitung unter dem Titel „Reisebilder aus Persien. Von Dr. F. Stolze" (1875, Nro. 44 bis 53). Wir entlehnen derselben mit gütiger Bewilligung der Redaction vieles von besonderm Interesse. Die zugehörige Karte der Routen zwischen Schiraz, Firuzabad, Fasa und Darab wird in einer der nächsten Nummern der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" veröffentlicht werden.

die schroffen, kahlen Felswände, zwischen denen der Weg sich steil abwärts senkt, im Grunde die Schlösser und Gärten mit dunklen Cypressen und Pinien, dahinter die im Sonnenglanze leuchtenden blauen Kuppeln von Schiraz — es hat etwas Märchenhaftes, Bestrickendes. Aber wie schwand die Illusion, als das Ziel erreicht war! Verfallene Mauern, in Trümmer liegende Häuser, verwilderte Gärten und dazwischen die mit unsäglichem Schmutz erfüllten Straßen! Todte Hunde und Katzen, Gerippe von Pferden und Maulthieren, von halbwilden Hunden benagt, liegen mitten im Wege. Die Pferde suchen vorsichtig ihren Weg durch die holprichten Gassen, bald einem Zuge langsam einherschreitender Kameele ausweichend, bald ein tiefes Wasserloch vermeidend. Dabei überall Geschrei und Getümmel, das Geräusch der in ihren Buden arbeitenden Handwerker, das laute Feilschen der Käufer. Aus der kaum zehn Schritte breiten Hauptstraße biegt man in eine enge, krumme, mit Schutt und Müll und unnennbaren Dingen erfüllte, von fensterlosen Mauern begrenzte Seitengasse ein; die Fußgänger müssen sich an die Wand drücken, um an den Pferden vorbeizukommen; wenn ihnen gar ein Reiter begegnet, so ist die Passage nur an besonders erweiterten Stellen möglich.

Reste des Hauptporticus von Tacht-i-Dschemschid (Persepolis).

Schiraz ist ein wildes labyrinthisches Chaos enger Gassen und Winkel, und selbst die Bazare, sonst die Glanzpunkte orientalischer Städte, sind dort mit einer einzigen Ausnahme, trotz all ihrer Belebtheit, elend. Rohe Stangen, mit Matten oder Rohr bedeckt, bilden das Dach; zwei schmale, kaum einen Schritt breite Fußwege durchschneiden die Budenreihen, etwa einen Fuß tiefer ein ebenso breiter Reitweg, der sich bei nassem Wetter in eine abscheuliche schwarze Cloake verwandelt.

Ebenso sind die Schlösser, in denen der Gouverneur

Hissame Sultane, ein Onkel des Schah, wohnt, mehr als einfach: überall Spuren des Verfalls und einstiger Größe. Aus dem zierlichen Holzwerk der Fenster sind die farbigen Gläser herausgefallen und nicht durch neue ersetzt; die Mauern zeigen klaffende Spalten; die Wandgemälde sind halb verloschen und die Decken gestatten dem Regen freien Eintritt. In den Gärten stehen die schönen Wasserbassins und Teiche trocken, die Cascaden rauschen nicht mehr und das Unkraut wächst in den Steigen. Eine Ausnahme von dem allgemeinen Verfalle macht fast allein das Grab des Hafis, um welches sich eine Menge anderer zierlicher Grabsteine erheben, das Ganze von wohlerhaltenen Arcaden und schönen Bäumen umgeben. Die Perser lieben es, Nachmittags die kleine Strecke hinauszuwandern, auf den Gräbern sitzend ihre Wasserpfeife zu rauchen und Thee zu schlürfen, die Verse des großen Todten zu recitiren und sich in Erinnerungen vergangener Herrlichkeit und Träume künftiger Größe zu verlieren.

Von Schiraz aus, wo Dr. Stolze im Hause des Dr. Odling, Arztes der englisch-indischen Telegraphengesellschaft, Gastfreundschaft genoß, besuchte er zunächst im Februar 1875 die Ruinen von Persepolis, welche er mittelst circa 200 photogrammetrischer Platten aufnahm. Der danach construirte Plan im Maßstabe von 1 : 740 mit äquidistanten Höhencurven von 1 zu 1 Meter, sowie eine Arbeit über geographisch-astronomische Ortsbestimmung ohne Chronometer durch den photogrammetrischen Theodoliten sind bereits in Berlin eingetroffen.

Die Ruinen, von den heutigen Persern Tacht-i-Dschemschid (Thron Dschemschid's) genannt, liegen bekanntlich eine starke Tagereise von Schiraz entfernt, etwas rechter Hand von dem Wege nach Ispahan. Schon aus weiter Entfernung sieht man, wenn man von Sergun kommend die dort $3^1/_2$ Meilen breite Thalebene durchschneidet, am nordöstlichen Bergrande die Säulen und Pfeiler des Königsschlosses der Achämeniden. Je näher man kommt, um so mehr wachsen die im Verhältniß zu den hohen Bergen zuerst geringfügig erscheinenden Dimensionen, bis man zuletzt staunend vor den riesigen Zeugen jener längst entschwundenen Zeiten steht. — Auf einer etwa 500 Schritte langen und 300 Schritte breiten Terrasse, die sich mit der einen langen Seite an die Bergwand lehnt, und deren drei andere Seiten, bald etwas vortretend, bald etwas zurückspringend, durch stellenweise über 10 Meter hohe, aus riesigen, auf das Sauberste bearbeiteten Blöcken gefertigte Mauern begrenzt sind, erhebt sich eine Reihe wunderbarer Bauten, theilweise von den gewaltigsten Dimensionen und alle von einer überraschenden Großartigkeit der Conception und Feinheit der Ausführung. Das Material ist nicht, wie frühere Beschreiber meinten, Marmor, sondern das Gestein der Bergwand selbst, ein dunkelgrauer, sehr feinkörniger, die sauberste Bearbeitung zulassender Kalkfels, der stellenweise dem Einfluß von mehr als zwei Jahrtausenden in wunderbarer Weise Widerstand geleistet hat und noch heute die glänzende Politur der ersten Tage zeigt. Er hat im Laufe der Zeit eine prachtvolle, goldige Färbung angenommen, die im Glanze der südlichen Sonne mit dem tiefblauen Himmel und den violetten und blauen Fernen der Berge in köstlicher Harmonie zusammenschmilzt. — An der südwestlichen langen Seite führt eine gewaltige Freitreppe in zwei Fluchten, jede einmal gebrochen, hinan; die mehr als 80 Stufen, von denen oft 4 bis 5 aus einem Blocke bestehen, sind so niedrig und gleichzeitig so breit, daß vier Pferde bequem neben einander hinaufsteigen können. Oben empfangen den Reisenden die Reste eines gewaltigen Porticus. Noch stehen zwei riesige, 20 Meter hohe Säulen; zwei andere sind gestürzt; zu beiden Seiten der Säulen befinden sich je zwei Pfeiler von je 6 Meter Durchmesser. An jeden lehnt sich einer jener bekannten mythologischen Thorwächter: Kolosse von 7 Meter Höhe, mit ungefügem, stierähnlichem Thierleib. Die Zerstörungswuth der mohammedanischen Eroberer hat sich besonders an den Gesichtern ausgelassen; doch sind bei den Thürhütern der nordöstlichen Seite langbärtige Männerköpfe mit der persischen Mütze noch deutlich zu erkennen. Zur Rechten gelangt man dann auf einer mit reichen Reliefs geschmückten, vierfachen Freitreppe zu dem eigentlichen Glanzpunkt von Persepolis, einem 108 Meter langen, von 72 je 20 Meter hohen Säulen getragenen Palaste. Dreizehn dieser Kolosse stehen noch und lassen ahnen, wie überwältigend einst der Eindruck gewesen sein muß, als diese Halle dem Auge ungehinderten Durchblick gestattete; denn eigentliche Wände waren hier nur im beschränktesten Maße vorhanden. Gegen Norden und Süden liegen noch fünf andere Paläste von verschiedener Ausdehnung, zwar auch mit Säulen und Vorhalle versehen, aber doch alle von soliden Wänden mit Fenstern, Thüren und Wandnischen umgeben und nach drei Seiten Wohngemächer und Räume für das tägliche Leben enthaltend. Ueber die absolute und relative Entstehungszeit der einzelnen Bauten und ihre Bestimmung können nur gründliche Ausgrabungen Aufschluß geben; denn Ker Porter, wie Flandin's und Texier's Prachtwerk, so eingehend sie Persepolis behandeln, geben doch nur das zu Tage Liegende wieder, während ausgedehnte, zum großen Theile verschüttete, unterirdische Gänge und Canäle und mächtige Schutthügel zwischen den Säulen sowie außerhalb der großen Terrasse unschwer erkennen lassen, wo die Lösung aller Räthsel zu suchen ist. Doch ist eine Riesenarbeit erforderlich, ehe man all diesen Trümmerhaufen auf den Grund kommt. So großartig der Eindruck von Persepolis mit den drei Königsgräbern in der Felswand dahinter und mit seinen kühnen Bergumrissen auch ist, eines fehlt ihm, der Reiz des Lebens. Diese kahle, braune Felswand, die jeder Vegetation unzugänglich ist, macht einen unsäglich öden Eindruck; kein Baum, kein Strauch bietet dem ermatteten Auge einen Ruhepunkt; es ist das Bild des Todes und der Zerstörung. Das mochte einst anders sein, als die Wasserläufe noch rieselten und die große Cisterne am Bergabhange ihren belebenden Inhalt über die Terrasse verbreitete. Persepolis lag unzweifelhaft inmitten schattiger, duftathmender Gärten, und die Prachtbauten, deren Trümmer heutzutage den braunen Fels zum Hintergrund haben, hoben sich damals malerisch vom saftigen Grün der südlichen Vegetation ab.

Von Persepolis zurückgekehrt, unternahm Dr. Stolze zusammen mit Dr. Odling und dem spanischen Consul, Rivadeneyra, eine Reise südlich nach Firuzabad und von da östlich nach Fasa und Darab. Sie meinten zwar, in Begleitung von acht Dienern den circa 55 deutsche Meilen langen Weg bequem in etwa drei Wochen zurücklegen zu können; aber alsbald erklärte Hissame Sultane, der energische Gouverneur der Provinz Fars — der am schwersten zu regierenden im ganzen Reiche, weil die zahlreichen Nomadenstämme daselbst zu Räubereien und Widersetzlichkeiten nur allzu geneigt sind —, daß er es nie würde verantworten können, sie diese Reise in so unsichere Gegenden ohne weitere fünfzehn Mann Bedeckung unternehmen zu lassen; er wollte, „daß das Wasser in ihrem Bauche von der Reise nicht warm werde."

Zudem hatten sich die Zustände in dem betreffenden Districte in den letzten vierzehn Tagen sehr verschlimmert. Der Gouverneur von Schiraz, der Khawam Mulk, ist nämlich gleichzeitig Gouverneur von Darab und aller Stämme der Gaschgais, die, einst mit Timurleng nach Persien gekommen,

die südlichen Bergdistricte inne haben und noch immer in ihrer großen Menge die nomadischen Sitten ihrer Vorfahren bewahren. Der Khawam hat selbstverständlich alle Steuern in seinen Districten zu erheben und an die Regierung abzuliefern; persischer Sitte gemäß erhebt er den vierfachen Betrag und liefert ein Viertel an den Statthalter von Fars ab. Niemand findet dies unangemessen, und das Volk, welches es nicht besser weiß, ist sehr zufrieden, so billig fortzukommen. Denn nicht selten erhebt ein Gouverneur weit höhere Summen, so daß endlich den armen Leuten nichts übrig bleibt, als offene Empörung. Die Baharlu, ein türkischer Stamm, der inmitten der Gaschgais lebt, und nicht der wenigst zahlreiche und kriegerische, hatten einen Chef, Nasrullah Chan, einen allgemein beliebten und für dortige Verhältnisse gerechten und billigen Mann, welcher lange Zeit allen Erpressungsversuchen des Khawam mit großer Selbstverleugnung entgegengetreten war, so daß dieser ihn endlich zu beseitigen beschloß. Nach der beliebten orientalischen Praxis lockte er ihn unter nichtigen Vorwänden nach Schiraz, warf ihn hier als Rebellen in sein Privatgefängniß und überwies die Baharlus dem Schwiegersohne seines überlisteten Gegners, einem gefälligern Manne, der mehr auf seinen eigenen Beutel bedacht war. Das war vor 18 Monaten geschehen; so ergrimmt die Baharlus waren, sie mußten sich ruhig verhalten, weil sie wußten, daß jeder Empörungsversuch dem Gefangenen den Kopf kosten würde. So lag Nasrullah Chan 16 Monate in Ketten, ehe es den Bitten seiner Hauptfrau gelang, daß ihm die Fesseln abgenommen und seinen Söhnen und früheren Unterthanen Zutritt zu ihm gestattet wurde. Durch Nachgiebigkeit gelang es den Baharlus, die Vorsicht des Kerkermeisters und der Wächter einzuschläfern, und plötzlich, acht an der Zahl, halb mit List, halb mit blutiger Gewalt ihr Oberhaupt zu befreien. Vor der Stadt stehen neun Pferde bereit, und nun geht's fort, in wilder Jagd auf Darab zu. Die schleunigst nachgesandten fünfzig Reiter aber drehten, getreu der persischen Tradition, welche ganze Regimenter vor kleinen Abtheilungen turkomanischer Reiter davonlaufen läßt, schleunigst um, als sie beim ersten Angriffe zwei der Ihrigen durch die Kugeln ihrer Gegner verloren hatten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Geschichte von dieser kühnen Flucht durch Schiraz. Es lag auf der Hand, daß Nasrullah Chan und die Baharlus nun den Krieg gegen den Khawam beginnen würden; doch stand zu hoffen, daß noch einige Zeit bis zum Ausbruch offener Feindseligkeiten verstreichen würde, und diese Zeit dachte Dr. Stolze zu benutzen.

Der Frühling ist in Persien, wie im ganzen Orient, die schönste, wenn auch nicht die gesundeste Jahreszeit. Noch liegt viel Winterschnee auf den Gipfeln der Berge, und die Sonne hat nicht alle Feuchtigkeit des Bodens verjagt. Ueberall, wo natürliche Wasseradern oder Canäle die Thäler durchschneiden, lacht das erfreuliche Grün der Felder, und selbst wasserlose Strecken haben einen leichten, grünlichen Anflug. Die Berge freilich sind kahl, und ihr einförmiges Braun ist nicht eben angenehm; je mehr sie aber vor dem Beschauer zurückweichen, um so schöner werden sie; sie durchlaufen alle Tinten von einem reichen Violett bis zu dem gesättigtsten, tiefsten Blau in den Schatten der Ferne. Darüber ist ein meist wolkenloser Himmel gebreitet, von dem die Sonne glühend herabstrahlt; doch ist die Hitze nicht unerträglich, denn das persische Plateau liegt durchschnittlich 1300 Meter über dem Meeresspiegel, und so folgen denn auf heiße Tage köstliche, erquickende Nächte, und im Schatten ist es selbst am hohen Mittag verhältnißmäßig viel kühler, als an heißen Tagen in Deutschland.

Der 22. März, der Tag der Abreise, kam und mit ihm die fünfzig mit persischen Flinten und Pistolen bewaffneten Reiter unter einem Yüs-baschi (Hauptmann). An den ersten beiden Tagen bot die Reise nach Firuzabad wenig Bemerkenswerthes. So lange man in Persien nicht genöthigt ist, Bergketten zu überwinden, sei es auf hohen Pässen oder mit Hülfe enger Schluchten, läuft der Weg stets bequem inmitten meilenbreiter Thäler dahin, deren Hauptrichtung sich von Südost nach Nordwest erstreckt [1]). Da man zu Pferde sitzt, ist es leicht, die vielen Wasseradern zu durchreiten, und es bietet sich kaum eine nennenswerthe Schwierigkeit. Am dritten Tage änderte die Landschaft ihren Charakter; bei regnerischem Wetter und heftigem Sturm, der die Reisenden mehrmals nöthigte, von den Pferden zu steigen, erklommen sie einen 2050 Meter hohen Paß. Die armen Thiere hatten schwere Arbeit auf dem wilden Geröll des Weges, der in einer Stunde zur Paßhöhe führte. Bergab ging es leichter; der Abfall nach Süden ist nicht hoch, und das Thal war bald erreicht. Bei einer Wegebiegung kamen ihnen sechs Reiter entgegen, der eine schwer verwundet. Fünf Räuber hatten aus einem Hinterhalte fünfundzwanzig Reisende angegriffen, ihnen 19 Thiere und zwei Mann getödtet und viele verwundet. So war also wirklich die Unsicherheit des Weges keine bloße Fabel, und die Reisenden konnten in die Lage kommen, ihre Bedeckung zu gebrauchen. Gegen Mittag verengte sich der Weg mehr und mehr; Felsenwände traten zu beiden Seiten dicht an ihn heran und boten jeden Augenblick die überraschendsten Einblicke in enge Schluchten, schmale Seitenthäler und rings von Klippen umgebene Schlupfwinkel; es waren Plätze, so recht nach dem Herzen eines Räubers, und sie hätten sich dort sicherlich nicht über einen Angriff gewundert. Aber Alles blieb still, selbst als sie zuletzt in einem wilden, hochromantischen Waldbachthale einherritten, wo es keinen andern Weg gab, als den Bach selbst, der bald zwischen riesigen Felsblöcken eingedämmt teichartige Flächen bildete, bald über bemooste Klippen in kleinen Cascaden hinabstürzte. Ein etwas bedenklicher Weg für Pferde, unmöglich für jeden bekleideten Fußgänger und gerade gut für Ziegen. Das Thal endete gegen zwei Uhr zwischen großartigen, über 1000 Meter hohen Felsmauern, und die gefährliche Stelle lag hinter ihnen; denn die persischen Räuber pflegen nicht im offenen Felde anzugreifen, besonders nicht, wenn sie Europäer mit Präcisionswaffen vor sich haben. Eine halbe Meile weiterhin erreichten sie Ismailabad; ehe sie aber nach Firuzabad gelangten, hatten sie noch eine ähnliche, wenn nicht noch schlechtere Passage von drei Stunden durch eine Schlucht desselben südwärts laufenden Flusses. Achtmal mußten sie den Strom passiren, und selbst in dieser vorgeschrittenen Frühlingszeit reichte ihnen das Wasser bis an die Stiefeln. Dabei war der Weg so abscheulich, daß sie auf den vom Regen glatten Steinen mehrmals absteigen und die Pferde führen mußten; wer Persien kennt, weiß, was das bedeutet, denn die Pferde sind dort echte Bergpferde und klettern, daß es eine wahre Lust ist. Wie sollte auch in einem Lande, wo alle Wege Naturwege sind, sonst ein Verkehr über hohe Berge und tiefe Thäler möglich sein? Das beste europäische Pferd würde an Stellen den Dienst einfach verweigern, wo kein persisches Pferd auch nur einen Augenblick zögert. Dagegen ist kein persisches Pferd dazu zu bringen, über ein irgend nennenswerthes

[1]) Fast sämmtliche Gebirge Persiens haben diese Richtung, nach Dr. Tietze's Untersuchungen auch der westliche Elburz, und ausgenommen sind nur die von Osten nach Westen gerichteten Bergzüge des Südostens, d. h. Kirmans, Laristans und Persisch-Balutschistans, sowie der östliche Elburz. Es ist dieselbe Erhebungsrichtung, welcher auch der Kaukasus folgt, ferner in Inner-Asien der Kören-Tagh, der Kara-tau, der Tarbagatai, der Altai, der Changai u. s. w.

Hinderniß hinwegzuspringen. In der Mitte dieser schwierigen Passage treten plötzlich alte Baureste auf, die einen tiefen Einblick in die ungeheure Kluft zwischen ehemals und jetzt gewähren. Links hoch auf dem Gipfel der 400 Meter hohen, steilen Felswände ziehen sich mächtige Befestigungen wohl vier Kilometer weit hin: jede Klippe, jeder Vorsprung ist mit einer Warte gekrönt; alle diese Einzelwerke sind untereinander durch starke Mauern verbunden; in der Mitte des Ganzen erhebt sich eine starke Citadelle, Kalaï Dochter. Nach allen Seiten hin sind Bastionen vorgeschoben, und an den steilen Abhängen der Felsen ziehen sich deutlich erkennbar künstliche von oben her bestrichene Zugänge zu der sonst unnahbaren Festung hinauf. Alle diese Bauten verdanken ihren Ursprung unzweifelhaft der Sassanidenzeit, wie ihr ganzes Gefüge zeigt. Wie aber kam eine solche Festung in dies jetzt so schwer zugängliche Thal? Das Räthsel löst sich hundert Schritt weiter: inmitten des Stromes liegen die Reste einer uralten Brücke; das Wasser braust wild zwischen den noch erhaltenen drei Pfeilern hindurch, wo einst eine Culturstraße die Plätze der Menschen verband. Die Festung war bestimmt, den einzigen directen Verbindungsweg zwischen den Thälern von Schiraz und Firuzabad zu sperren. Heute freilich bedarf es dort keiner Festung mehr; die Culturstraßen sind aus Persien verschwunden, und fünfzig entschlossene Männer können dies Thal für die größte Armee sperren. Bei jedem Schritte weiter mehren sich die Spuren entschwundener Größe: verwitterte, kaum noch erkennbare Reliefs in den Felswänden des Thales, Reste alter Futtermauern zu beiden Seiten des Stromes, alles Ueberbleibsel jener Zeit, als der römische Kaiser Valerianus, ein siebenzigjähriger Greis, von dem Könige der Neuperser als gefangener Sklave herumgeschleppt wurde.

Rechts, jenseits des Flusses, liegen die ausgedehnten Ruinen eines alten Geberntempels, doch verhinderte der strömende Regen einstweilen die Besichtigung. Ein zwei Tage später ausgeführter Besuch zeigte ihn als ein ausgedehntes, massives Bauwerk von 100 Meter Länge und 50 Meter Breite. Er enthält 16 verschiedene, bis 22 Meter hohe Räume mit gewölbtem Dache. Die sehr dicken Mauern sind von halb behauenen Steinen ausgeführt, durch einen festen, stuckartigen Mörtel verbunden und auch damit überkleidet. Die Räumlichkeiten sind an allen Seiten mit Nischen versehen, die ganz denen im alten Persepolis und in den heutigen persischen Häusern entsprechen; in dieser Beziehung war der Baustil zu allen Zeiten derselbe. Alle Ornamente sind in Stuck ausgeführt, meist in enger Anlehnung an die Vorbilder der persepolitanischen Zeit; natürlich aber bleibt der Eindruck schon wegen des verschiedenen Materials, noch mehr aber wegen jeden Mangels künstlerischer Gliederung des Ganzen weit hinter dem der älteren Baudenkmäler zurück. Eine Stunde später ritten die Reisenden in Firuzabad ein und nahmen ihr Quartier in dem Hause des erblichen Chefs aller Gaschgais, des Ilkani, der ihnen in der liebenswürdigsten Weise sein Wohnzimmer einräumte, sich selbst in das „Enderum" (Wohnung der Frauen) zurückziehend.

Firuzabad, auf den europäischen Karten meist als ein nicht unbedeutender Platz dargestellt, ist nur ein geringer Gebirgsflecken. Trotz seiner Lage unter dem 29. Breitengrade ist die Temperatur gemäßigt; denn das Thal liegt 1239 Meter über dem Meeresspiegel, und hohe Berge halten die südlichen heißen Winde ab. Die Stadt gehört dem Ilkani, einem stattlichen, klug aussehenden jungen Manne, erb- und eigenthümlich. Er ist in dieser Gegend die bedeutendste Persönlichkeit; in seiner Begleitung bei Spazierritten hat er stets mindestens fünfzig Reiter, und sein ganzes Auftreten zeigt, daß er seine Wichtigkeit kennt. Die patriarchalische Gewalt, welche er über die Gaschgais ausübt, und die ihm vor Jahresfrist durch den damaligen Gouverneur von Fars, Selle Sultane, einen Sohn des Schah, vorübergehend geraubt worden war, ist freilich kaum sehr bedeutend und nicht entfernt gleich der seines verstorbenen Vaters; seine Jugend und die vielen Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Stammeshäuptern haben nach und nach das Band des Gehorsams sehr gelockert, und er ist jetzt mehr das Haupt seines speciellen Stammes, als sämmtlicher Gaschgais. Der Ilkani und seine nächste Umgebung zeigten ein lebhaftes Interesse für europäische Verhältnisse. Sie erkundigten sich nach der Größe, den Geldmitteln, der Truppenzahl der einzelnen Länder, nach socialen Verhältnissen, Verkehrsmitteln und allem Möglichen. Als der Ilkani hörte, ich sei ein Preuße, sagte er mir: „Wir haben vordem nicht einmal den Namen „Preußen" gekannt; seitdem ihr aber Frankreich gegessen habt, wissen wir, wie mächtig ihr seid, und daß eure Soldaten zahlreicher und besser sind, als die jedes andern Landes." Aufmerksam hörte er einer kurzen Darstellung unserer militärischen Organisation zu, und erkannte ihre Vortheile auf den ersten Blick.

Nach viertägigem Aufenthalte wurde wieder aufgebrochen, aber nicht ohne daß der Ilkani, der behauptete, dem Hissame Sultane für ihre Sicherheit verantwortlich zu sein, den Reisenden weitere drei Reiter und fünfzig Fußsoldaten nach Darab mitgab.

Bannu und die Afghanen[1]).

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Bannu ist ein kleiner District in englisch Indien, da gelegen, wo der Kurum in den Indus fließt, südlich von Kalabagh, zum größten Theil westlich vom Indus, dicht am Fuße des mächtigen Suleiman-Gebirges; es ist etwa halb so groß als Wales und noch nicht lange, seit 1848, den Engländern unterworfen; die Unterwerfung wurde fast ganz friedlich vollzogen. Bannu besteht aus zwei großen Ebenen, welche beide von mäßig hohen Kalkgebirgen umschlossen sind; das östlichste ist das berühmte Salzgebirge, dessen merkwürdige Salzfelsen am Indusdurchbruch bei Kalabagh nebst einem großen Theil der Gebirgskette selbst zu Bannu gehören. Die eingeschlossenen Ebenen sind meist baumlos, in Klima und Natur ganz zum Pendjab gehörig, stark beeinflußt von der südlichen Wüste: der Sommer ist trocken und sehr heiß, der Winter oft recht kalt, Regen fällt im Herbst in einzelnen Schauern, reichlicher im Frühjahr und im Winter, in welchem auch Schnee und Hagel nicht selten sind.

[1]) Thorburn, Bannú, or our Afghán Frontier. London, Trübner 1876.

Die Staub- oder Sandstürme des Sommers sind eine echte Wüstenerscheinung; bleibt der Frühlingsregen aus, so ist Mißwachs und Hungersnoth die sichere Folge; und da dies nicht selten geschieht, da die Regenmenge im Ganzen nicht ausreicht, so muß der Indus und sein Wasser helfen: eine reichlich angelegte Canalisation spendet dem Lande seine verhältnißmäßig doch nicht geringe Fruchtbarkeit.

Bannu wird von Afghanen oder Paſhto bewohnt, von Stämmen, welche vom östlichen Eran allmälig niedergestiegen sind und sich über den westlichen Theil der Indusebene, in einigen Gegenden bis östlich vom Indus ausgebreitet haben. Die Afghanen sind für die Ethnologie von besonderm Interesse. Politisch völlig unabhängig von einander, sind ihre einzelnen Stämme auch mundartlich geschieden, und die Frage liegt nahe, ob diese Stämme alle eines einheitlichen Ursprunges sind. Es ist ja bekannt, daß mitten in Afghanistan fremde Stämme mongolischer Abkunft wohnen, die zum Theil ihre (west-) mongolische Sprache behalten, zum größern Theil freilich das Persische angenommen haben, allerdings bei ziemlich getreuer Bewahrung ihrer mongolischen Körperbeschaffenheit. Zudem ist neuerdings die Ansicht aufgestellt worden, die afghanische Sprache, zwar an und für sich unabhängig, bilde doch den Uebergang von den indischen zu den eranischen Sprachen, ja sie neige sich mehr zu jenen als zu diesen. Wir würden demnach auch dem afghanischen Volke eine ähnliche Stellung geben müssen; wir würden es als ein Uebergangsvolk aufzufassen haben zwischen Indien und Eran.

Derartige Uebergangsvölker kann es geben und giebt es, wenn auch nicht eben häufig, und wenn ihre ganze Art auch schwer zu erklären ist. Sieht man von Entlehnungen und Mischungen ab — was indeß nicht leicht ist und eine sehr eingehende Kritik erfordert —, so giebt es zwei Arten solcher ethnologischen Uebergänge, welche auf ganz entgegengesetztem Wege zu Stande kommen, die eine durch Differenzirung, die zweite durch Angleichung. Beide, Differenzirung und Angleichung, beruhen wieder auf drei Hauptpunkten: erstlich auf den Einflüssen der äußern Umgebung, des Milieu der Franzosen, wozu wir also Klima, Nahrung, Landesart u. s. w. rechnen; zweitens auf den historischen Schicksalen der betreffenden Völker und drittens auf ihren Culturverhältnissen; welche drei Punkte allerdings in mannigfacher Beziehung unter einander selbst stehen. Zweifelsohne bildeten Inder und Eranier irgend einmal ein Volk. Die Inder stiegen von Nordwesten nach Indien herab, etwa dem Lauf des Kabul parallel; möglich war es, daß sie sich durch diese Wanderung von allen Eraniern ein- für allemal trennten, möglich aber auch und auf den ersten Blick, bei dem ganz allmäligen Vorschieben solcher urzeitlichen Wandermassen, wahrscheinlicher, daß sie sich sehr langsam lostrennten, daß sie sich sehr allmälig differenzirten und, indem etwa gleichzeitig die Eranier sich nach Westen verbreiteten, so konnte es geschehen, daß die Völker vom Osten zum Westen eine ethnologische Uebergangsreihe bildeten.

Wenn hiergegen auch der schroffe, plötzliche Absturz des eranischen Hochlands in das indische Tiefland spricht, so ist die Sache doch interessant und ethnologisch, auch psychologisch wichtig genug, um sie genau zu untersuchen. Leider ist dies deshalb nicht leicht, weil wir über die Afghanen selbst noch verhältnißmäßig wenig wissen. Die Natur ihres Landes erschwert das Reisen in demselben gar sehr, und nur äußerst selten wird ein wissenschaftlich gebildeter Mann längere Zeit in diesen wilden Gebirgen, bei diesen rohen Gebirgsstämmen zu verweilen haben. So ist unsere Hauptquelle für das Gesammtwesen der Afghanen immer noch Elphinstone, dessen Bericht aus dem Anfange dieses Jahrhunderts durch die späteren Reisenden meist nur bestätigt, seltener weitergeführt und noch seltener und nur in Einzelheiten berichtigt werden konnte. Daher ist jeder neue Beitrag zu unserer Kenntniß dieser Völker von hohem Werth; für die oben angeregten Fragen aber sind namentlich die Afghanenstämme von Wichtigkeit, welche an der Grenze Indiens oder in Indien selber leben, in Bannu und nördlich und südlich von diesem District. Ueber sie bietet uns reichhaltige und vielfach neue Mittheilungen ein Buch, welches neuerdings bei Trübner in London erschienen ist, das oben genannte Werk von Thorburn. Der Verfasser, seit 1871 in Bannu Settlement-Officer, mußte in Folge seiner amtlichen Stellung ein möglichst genaues Studium auf Sprache und Eigenart der Afghanen seines Bezirkes verwenden; die Früchte seiner Arbeit sind in dem genannten ziemlich starken Bande niedergelegt und ethnologisch wichtig genug.

Die Paſhto Bannus gehören selbstverständlich der großen östlichen Abtheilung der Afghanen an; sie selber aber zerfallen wieder in mehrere Haupt- und Unterabtheilungen, wie wir aus Thorburn's Darstellung erschließen können. Zunächst breiteten sich in dieser Ostgrenze der afghanischen Bevölkerung Stämme aus, welche vom Westen kamen, die Bannudzai, sicher mit den Weziri (Waziri) zusammengehörig, deren Andrang ausweichend sie nach Bannu kamen. Sie trieben die Khatak vor sich her, die heute im Gebirge westlich von Kalabagh wohnen, und ebenso die jetzt verschwundenen Mangal und Hani, welche Stämme wahrscheinlich alle zu dem großen Stamm der Weziri in näherer Verwandtschaft standen. Aber auch von Süden drangen Afghanen herzu und zwar Stämme, welche früher am Takht-i-Suleiman und nordöstlich bis Tank hin gesessen hatten, die Marwat und ihre Vorläufer, die Niazai, welche letzten, wie sie die sonst unbekannten Pothi vertrieben, selbst wieder von den nachrückenden Marwat vertrieben wurden, zum Theil in die Gebirge der Khatak, zum Theil, wie die Isa-khel und Aman, in die Ebenen diesseits und jenseits des Indus, welche die Gebirge von Kalabagh abschließen. Nach Thorburn kamen die Bannudzai im 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die Weziri, deren wenig gekannte Hauptmasse im Suleiman-Gebirge seßhaft ist, im Anfang des 17. Jahrhunderts; aber zu keiner Zeit haben diese Wanderzüge, welche sich auch noch in unserm Jahrhundert nachweisen lassen, geruht. Das liegt in der Natur der Sache. Alle afghanischen Stämme bestehen aus einer großen Menge einzelner Clanschaften (Khel, Khail), deren Zahl sich allmälig durch die Vermehrung der Familien selber vermehrt. Natürlich wurde ihnen durch dies Anwachsen ihre Heimath zu enge, um so eher, je unfruchtbarer sie war; und um neuen Platz zum Leben zu haben, wanderten sie aus oder wurden von mächtigeren Stämmen gewaltsam verdrängt, deren Gewaltthaten sie dann auf die Stämme, auf welche sie zufällig stießen, ihrerseits übertrugen. Ganz ähnlich sind die Wanderungen der Araber und anderer Wüstenbewohner veranlaßt und vollzogen.

Eine eigenthümliche und höchst merkwürdige Sitte der Afghanen beförderte solche Wanderungen ganz besonders leicht. Es ist dies die Institution des Vesh (Vaish), eine eigenartige Vertheilung der Stammesländereien, welche indeß keineswegs, wie Elphinstone und Spiegel meinen, nur bei dem großen Stamme der Jusufzai streng durchgeführt ist: wir finden sie nach Thorburn's Bericht ebenso streng in Bannu bei den Marwats, allerdings einigermaßen verschieden von den Gebräuchen der Jusufzai. Thorburn konnte und mußte als Settlement-Officer diese Einrichtungen durchaus genau kennen lernen. Das Abweichende in seinen Nachrichten beruht auf der verschiedenen Anwendung der gleichen Institution bei den einzelnen Stämmen. Nach Elphinstone hat jeder Stamm

sein bestimmtes Areal an Land: aber die Clanschaften des Stammes verloosen in bestimmten Perioden die einzelnen Theile dieser Ländereien unter einander, so daß, wenn ein Clan eine unfruchtbarere Strecke erhalten hat, er diese nicht immer behalten muß. Die Perioden dieser Verloosung sind sehr verschieden; auch loosen bei einzelnen Stämmen nicht die Clane, sondern die einzelnen Familien die Aecker aus. Anders bei den Marwat. Auch hier hat jeder Stamm seinen bestimmten Grundbesitz, und der Theil desselben, welcher nicht dem Terrain des Dorfes oder als Weideland des Stammes dient, wird in mehreren großen Hauptabtheilungen unter die Khels, die Clane, verloost, allein der Besitz eines jeden Khel ist fest; dagegen zerfällt das Loos jedes einzelnen Clans wieder in kleinere Theile, und diese wieder in andere, zunächst für die Geschlechter, dann für die Familien, endlich für die einzelnen Haushaltungen; und letzteren wird ihr Antheil so zubemessen, daß jedes einzelne Familienglied, vom Vater bis zum neugeborenen Kind, sein bestimmtes Ackerland bekommt. So haben oft ganz untergeordnete, aber kinderreiche Familien weit mehr Ländereien als kinderärmere Häuptlingsfamilien. Natürlich bedarf bei anwachsender Individuenzahl der Stamm nach kurzer Zeit wieder eine neue Individual-Vertheilung, ein neues „Khula-vesh“, was wörtlich „Vertheilung nach den einzelnen Mündern“ heißt, denn Khula bedeutet Mund. Daher sind nun die Perioden einer neuen Vertheilung bei den einzelnen Stämmen auch hier sehr verschieden; wie sich auch sonst bei den einzelnen Marwatvölkern mannigfaltige Variationen finden. Doch tritt nie eine Vertauschung des Grundbesitzes der Stämme ein und die Variationen beziehen sich nur auf die Art und Weise der Personalvertheilung. So werden z. B. bei den Mula-zai (südlich Bannu) zwar die neuhinzugekommenen Individuen bei der neuen Vertheilung berücksichtigt, die bisher gestorbenen oder ausgewanderten aber nicht ausgeschieden und dadurch die Sache natürlich sehr erschwert.

Sehr interessant sind ferner die näheren Einzelnheiten, welche Thorburn über diese Vertheilung beibringt. So hat man in den verschiedenen Stämmen verschiedene Gesetze über die Bäume auf den einzelnen Aeckern, ferner über die Berücksichtigung abwesender aber zurückerwarteter Stammesglieder u. s. w., vor allen Dingen aber über die verschiedenen Hypotheken, mit welchen die Aecker des Einzelnen, obwohl sie ihm nicht dauernd angehören, belastet werden können und vielfach belastet sind. Gerade durch diese Verpfändungen hat das Veshsystem bei vielen Marwat-Gemeinden arge Stöße erlitten, während es bei anderen noch in völliger Reinheit blüht. Die englische Besitznahme hat diese Institution nicht gestört, da sie zur Erhebung der Grundsteuer eigentlich recht bequem ist; wenn sie jetzt doch allmälig (und vielfach ziemlich rasch) verfällt, so sucht Thorburn die Gründe dafür außer in jenem Hypothekenwesen in dem wachsenden Eigenthumsgefühl der Individuen, welches durch die englischen Verhältnisse zunehmen muß, und ferner in der vorherrschenden Macht einzelner Familien. Der Hauptgrund des Verfalls dieser Sitte sind jedenfalls die neuen Verhältnisse, in welche diese Afghanen jetzt eingetreten sind, zu denen Einrichtungen der ältesten Urzeit des indogermanischen Lebens allerdings nicht mehr recht passen. Daher hat sich auch die ganze Institution nur in demjenigen Gebiete Afghanistans am getreuesten erhalten, welches am unberührtesten, im Schutz der Berge, im Nordosten, gelegen ist, während man sie im Westen nur in einzelnen Spuren findet. Der Umstand aber, daß sie die Marwat so ganz besitzen, läßt diese ganz als echte Afghanen, als echte Eranier erscheinen.

Die beiden Hauptstämme Bannus, obwohl sehr nahe untereinander verwandt, unterscheiden sich, abgesehen von mundartlichen Eigenheiten, auch durch abweichende Sitten und Gebräuche. So zeichnen sich die Marwat vor den Weziri durch die eigenthümliche Sitte aus, daß nach der Verlobung der Bräutigam seine Braut, die er Tags nie sieht, nächtlich in ihrer Kammer, allerdings nicht zu ehelicher Gemeinschaft, besuchen darf, mit Vorwissen und Hülfe seiner künftigen Schwiegermutter, aber unter fingirtem Nichtwissen der Männer des Hauses, eine Sitte, welche an manches Aehnliche in den Dörfern unseres Vaterlandes erinnert und zugleich Analoga unter den vedischen Indern gehabt zu haben scheint. Elphinstone schreibt sie allen Afghanen zu, mit Ausnahme der nordöstlichsten, der Berdurani und Jusuf-zai, sowie ferner den oben genannten Mongolen in Afghanistan, den Tadschiks (der eranischen, meist gewerbtreibenden, persisch redenden, den Afghanen unterworfenen Urbevölkerung des Landes) und einzelnen Hindustämmen, welche an die Afghanen angrenzen; die Sitte scheint also eine ursprünglich eranische zu sein. Die Marwat gehören zu den Bewohnern Damans, d. h. der Ebene zwischen Indus und Suleiman-Gebirge, zu dem großen Stamme der Lohani; die Weziri gehören nicht zu ihnen, sie scheinen sich näher an die östlichen Ghil-zai anzuschließen.

Sehen wir nun so mannigfache und bedeutende Unterschiede zwischen den Afghanen Bannus, so stehen sie doch in einer Beziehung nicht nur untereinander, sondern mit allen östlichen Afghanen auf einer Stufe: in Betreff nämlich der politischen Verfassung. Auch bei ihnen ist die einheitliche Macht des Stammes aufgelöst, sie haben keinen Chan an der Spitze desselben: jede einzelne Dorfschaft wählt sich ihren „Malik“, d. h. Vorsteher, welcher eine bestimmte Abgabe von jedem selbständigen Mann bekommt, dafür aber auch die öffentlichen Ausgaben leisten muß. Jeder Khel wählt wieder einen obersten Malik, welcher sich durch Macht oder vornehme Abkunft oder Reichthum auszeichnet, oder irgend ein besonders mächtiger Mann macht sich gewaltsam zum Malik des Khels; unter ihm stehen dann die übrigen Maliks, unter diesen die Geschlechtshäupter. Sehr groß, das sieht man, ist die Macht dieser Häuptlinge nicht; dagegen ist der Stolz jedes einzelnen selbständigen Afghanen, der sich völlig ebenbürtig jedem andern Mitgliede seines Stammes fühlt, außerordentlich groß. So kann Thorburn wohl vom republikanischen Sinn der Pashto reden; ebenso begreift sich's, daß dieser Sinn und diese Verfassung zu zahllosen Streitigkeiten Anlaß giebt. Zur Vermehrung ihrer Macht treten die einzelnen Clanschaften des westlichen Bannu in größere Abtheilungen zusammen, die Gundi genannt werden, wie auch die unlösbare Blutsfreundschaft einzelner Stämme Gundi heißt. Auch in dieser Sitte berühren sich die westlichen Bewohner Bannus mit den Berdurani. Meist steht einem solchen Gundi bestimmter Clane sofort ein zweites, aus den anderen Clanen gebildet, gegenüber; die obersten Häuptlinge dieser Vereinigungen sind dann die mächtigsten im Lande, sie beschützen durch Rechtsspruch und wenn es nicht anders geht, durch Krieg die einzelnen Mitglieder ihres Gundi, und zwar um so eifriger, weil jeder Einzelne, der sich vom eigenen Gundi vernachlässigt glaubt, zum andern Gundi überläuft und dort mit Freuden aufgenommen wird. Doch kommt auch eine Vereinigung beider Gundis zu großen gemeinsamen Zwecken vor.

Die einzelnen Stämme zerfallen nun wieder in viele Unterabtheilungen, und daß alle diese Khels untereinander uneinig sind, das versteht sich bei einem Naturvolke von selber. Der Volkswitz beutet diese Feindlichkeiten mannigfach aus; es giebt eine Reihe von Sprichwörtern, welche Hohn oder Tadel gegen die einzelnen afghanischen Stämme oder Nachbarvölker aussprechen. „Mit einem Khatak ist keine

Freundschaft möglich." „Hundert Dawari verjagt ein Stock." „Der ist kein Dawari, dessen Fransen nicht von Fett triefen." Die Dawari sind die reichen und üppigen, aber verachteten Bewohner des Thales Dawar im westlichen Grenzgebirge Bannus. „Ein todter Kundi ist besser als ein lebender" — die Kundi sind Lohani wie die Marwat. „Ein Khatak ist wie ein Huhn: überschleicht man ihn langsam, so duckt er sich nieder, überrascht man ihn, so gluckst er." „Ein Marwat ist gut zum Eselhüten mit seinem vollen Bauch und seinen schwieligen Füßen." — „Wirfst du einen Hindki ins Wasser, sein Hinterer bleibt doch trocken," er ist unverschämt glücklich, man kann ihm nichts anhaben. Derartiges ist sehr zahlreich.

Die Afghanen sind schon in sehr alter Zeit nach Indien eingewandert, doch wird sich kaum genau bestimmen lassen, wann zuerst. Schon zu Alexander's Zeiten gehörte zum Reich des Königs Porus, in den Gebirgen Kaschmirs, der Stamm der Gandarier, welchen Strabo erwähnt; vielleicht kannte ihn schon Hekatäus. Diejenigen Gandarier, welche außer jenen bei Strabo, bei Herodot und sonst noch oft erwähnt werden, wohnten im Nordosten Irans; dort lag die alte Gandaritis, dort liegt heutzutage noch Kandahar. Von hier aus scheinen jene indischen Gandarier nach Kaschmir eingewandert und allmälig den Indern assimilirt zu sein.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— In den Nilländern reist seit Kurzem ein junger russischer Naturforscher, Dr. Wilhelm Junker, welcher sich durch Ausflüge in Island und Tunesien auf größere Unternehmungen vorbereitet hat. Im Winter 1875 bis 1876 besuchte er die Natronseen westlich von Kairo und das Fajum, ging im März 1876 über Dschidda nach Suakin und erforschte von dort aus den Chor Baraka, welcher im Süden von Keren im Lande der Bogos, also an der Grenze Abessiniens, entspringt. Eine Beschreibung dieser Reise von Tokar bis Kassala brachten Petermann's Mittheilungen (1876, X). Im Juni und Juli sammelte er um Chartum zoologische und ethnographische Objecte, machte im August mit Gessi zusammen einen Ausflug auf dem Blauen Nile bis Sena'ar und konnte im September den Sobat circa 300 Kilometer (in gerader Entfernung 176) bis zu der 1874 gegründeten Militärstation Gordon Pascha's Nasser hinauffahren (s. Beschreibung nebst Karte in Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1877, S. 1 ff.). Dieselbe ist für Dampfer nur in den Regenmonaten, Juni bis incl. November, zu erreichen, während in den übrigen Monaten der Sobat für größere Fahrzeuge geschlossen bleibt. Nahe der Mündung ist das Ufer bewaldet, weiter aufwärts aber dehnt sich an 140 Kilometer weit eine endlose Savanne aus, welche wieder üppiger Baumvegetation und Schlingpflanzen Platz macht. Am Unterlaufe des Stromes von seiner Mündung bis zum Dorfe Alnal (65 Kilometer gerader Entfernung) sitzen Schilluk; eine ebenso lange Strecke nehmen die dann folgenden Djangeh ein; dann folgen 55 Kilometer, wo die Fallang wohnen, und bei der Station Nasser sitzen die Nuak. Fast alle Dörfer, die während der Regenzeit von ihren Insassen meist verlassen und mit höher gelegenen, zur Viehzucht geeigneteren Strichen vertauscht werden, liegen auf dem südlichen Ufer, nur wenige auf dem entgegengesetzten. — Im October brach Dr. Junker von Chartum auf, kam im November nach Lado am Bahr-el-Dschebel (circa 5° nördl. Br.) und erreichte von dort aus im December das schon von Marno und Long besuchte Land der Makraka. Nach „L'Exploration" will er von dort aus nach Schweinfurth's Forschungsgebiet im Lande der Niamniam und Monbuttu vordringen.

— In Folge der ägyptischen Besitznahme von Zeila und Harrar im Jahre 1875 (s. „Globus" XXVIII, S. 157 und XXIX, S. 48 und 239) laufen jetzt über das wenig bekannte Land der Somali ab und zu nähere Nachrichten ein. So sprach am 7. Februar dieses Jahres in der Cairiner Geographischen Gesellschaft über dasselbe der Commandant Mohammed-Muchtar, Generalstabschef des Generals Rauf-Pascha, welcher Harrar eroberte. Die Straße von Zeila nach Harrar passirt das Gebiet der Isa-Somali, deren zahlreiche Unterabtheilungen zusammen etwa 130,000 Seelen zählen. Es sind Leute von verwegener Tapferkeit, bei denen Mord und Todtschlag in höchstem Ansehen stehen: von der weißen Straußenfeder, welche nur dem, der einen Mann erschlagen, zusteht, bis zu den Steinen auf dem Grabe des Kriegers, welche der Zahl der von ihm getödteten Opfer entspricht, läuft alles darauf hinaus, den Todtschlag zu glorificiren, und dabei den Todtschlag in jeder Gestalt, ob im offenen Kampfe oder aus feigem Verstecke heraus. Die Isa nähren sich lediglich vom Vermiethen ihrer Kameele, wobei sie die Reisenden schändlich prellen und mit allen nur denkbaren schlechten Streichen quälen; selbst Rauf-Pascha hatte seine liebe Noth mit ihnen. Die Weiber begleiten ihre Männer und spielen gleichfalls Kameeltreiber. Mit Salztransport könnten sie zwar viel verdienen, denn dasselbe hat in Harrar einen 38 mal höhern Werth als an der Meeresküste; aber sie sind zu faul, um diese Reise mehr als ein bis zwei Mal im Jahre zu machen. (Richard Burton, der einzige Europäer, welcher im Winter 1854/55 Harrar betrat, wählte bekanntlich nicht diese, sondern eine östlichere Straße durch das Land der Gudabursi-Somali.) — Weiterhin und bis circa 43 Kilometer vor Harrar wohnt der Gallastamm der Nola, ein seßhafteres Volk als die Isa, mit ziemlich viel Hütten und Häusern. — Harrar selbst liegt auf einem Felshügel, der aber von umliegenden Höhen beherrscht wird, 232 Kilometer von Zeila und in 9° 22′ 48″ nördl. Br. und 42° 20′ 15″ östl. L. Gr. (nach Burton 9° 20′ nördl. Br. und 42° 17′ östl. L.). Die von Steinmauern und 24 Thürmen umgebene Stadt soll jetzt 35,000 Einwohner, alles fanatische Mohammedaner, zählen (früher gab man ihr nur 17,000 oder gar 10,000); das Klima ist gesund und nicht heiß, aber sehr trocken, die Höhenlage nach Burton über 5000 Fuß. Industrie ist nicht vorhanden, dagegen baut man in der Umgebung außer Bananen, Citronen, Pomeranzen, Quitten, Granaten und vierzehn Arten von Wein Getreide, Mais, Safran und besonders den weitberühmten Kaffee, welcher den sprichwörtlichen Mocha weit übertrifft. Gemüse werden nicht gebaut. — Der Schulunterricht in Harrar ist sehr entwickelt, alle Kinder können lesen und schreiben; viele Einwohner sind mit der arabischen Literatur wohl vertraut und nicht selten findet man Dichter unter ihnen. (L'Exploration, II, Nouvelles p. 3.)

Mr. Largeau, welcher sich durch seine zwei Expeditionen nach Ghadames (1875 und 1876) unter den französischen Reisenden einen guten Namen gemacht hat und augenblicklich, wie Dr. von Bary, dem Hagar-Gebirge zustrebt, dabei aber an dem Besten, an Geld, Mangel leidet, hat endlich von dem französischen Unterrichtsminister eine Unterstützung von 10,000 Francs erhalten, was mit dem Ertrage einer öffentlichen Sammlung hoffentlich hinreicht, um ihn seinen Plan ausführen zu lassen. Er gedenkt jetzt über Insalah in Tuat

nach Hagar zu gelangen und später die Guineaküste zu erreichen. Einstweilen befindet er sich noch in Biskra.
(L'Exploration II, Nr. 4, Nouvelles p. 38.)

— Rabbi Mardochai, welchen der verstorbene Consul Beaumier zum afrikanischen Entdeckungsreisenden ausbildete (s. oben S. 156), beabsichtigt nach Timbuktu zu gehen und zwar über Tenduf und Akka. Er nimmt Waaren mit, die ihm genügenden Gewinn versprechen, wenn sie ihm nicht wiederum, wie früher, abgenommen werden. In der Sitzung vom 7. Februar 1877 hat er die Pariser Geographische Gesellschaft um eine pecuniäre Unterstützung gebeten, namentlich um 12 Revolver nebst Munition, um sie als Geschenke zu vertheilen, um eine gute Uhr und ein Fernrohr für sich und um 12 Steinsägen, um vorkommenden Falls Inschriften absägen zu können.

— John D. A. Dumaresq, über dessen Entdeckung des Whemi-Flusses in Dahome wir in Nro. 1 dieses Bandes berichteten, hat unlängst dasselbe Gewässer nochmals in einem offenen Boote 28 Seemeilen aufwärts befahren, um seine Tiefe in der trockenen Jahreszeit festzustellen. Wiederum kamen ihm die Eingeborenen freundlich entgegen und erbaten den Schutz der Weißen gegen den König von Dahome, welcher sie mit grausamer Rache für ihre Freundlichkeit gegen Dumaresq bedroht hatte. Der König hatte in der zu seinem Reiche gehörenden Stadt Dugbah zwei Leute vom Whemi ergreifen und den einen in Abome tödten lassen: man schlug dem Unglücklichen einen Nagel in den Kopf; der Andere entkam. Inzwischen dauert die Blockade der Küste von Dahome durch die Engländer fort; doch mehren sich die Anzeichen, daß der König von Dahome zur Nachgiebigkeit neigt.

Vom Ogowe. Nachdem Dr. Oscar Lenz seine fast dreijährigen Reisen am Ogowe abgeschlossen hat und nach Europa zurückgekehrt ist (s. das Resumé derselben in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1877, Nro. 2 und 3), befindet sich nur noch eine Expedition an diesem großen westafrikanischen Flusse, bestehend aus dem Schiffsfähnrich Savorgnan de Brazza, dem Naturforscher Marche und dem Doctor Ballay (vergl. „Globus" XXX, S. 31 und 224). Mitte Februar 1876 hatte dieselbe mit vieler Mühe Lope, circa 300 Kilometer von der Mündung des Ogowe aufwärts im Lande der Okande, erreicht, aber unterwegs nicht weniger als fünf ihrer Boote mit allen darauf befindlichen Instrumenten und Tauschwaaren durch Schiffbruch eingebüßt. Nachdem die Lücken in der Ausrüstung ergänzt und es gelungen war, mit den den Europäern bisher feindlich gesinnten Oscheba oder Fan Frieden und Freundschaft zu schließen, setzte es Savorgnan durch, im Juni auf dem Landwege das südöstlich gelegene Gebiet der Aduma zu erreichen, wohin gleichzeitig mit ihm auch Dr. Lenz vordrang. Damit war der fernste Punkt des Marquis de Compiègne und Mr. Marche überschritten worden. Dr. Lenz wurde von dem Fan-Könige Mbia durch den Urwald aufwärts geführt, aber nicht am Ogowe entlang, sondern auf einem Umwege von zwei bis drei Wochen in südlicher und dann wieder in nördlicher Richtung, worauf er ziemlich weit oberhalb der Mündung des Lolo ein neues Volk, die Osaka, erreichte. Es ist das ein kleiner Stamm, aber von großer Wichtigkeit in jenen Gegenden, da sie die eigentlichen Schmiede sind. Sie fabriciren ganz vorzügliche Messer, bereiten sich ihr Eisen selbst aus dem dort massenhaft vorkommenden Thoneisenstein, und von allen Seiten werden sie von den umwohnenden Stämmen besucht, die ihre Eisenwaaren bei ihnen kaufen. — Nachdem Dr. Lenz so den Ogowe wieder erreicht hatte, stieß er bei den Oscheba und Aduma auf heftigen Widerstand gegen weiteres Vordringen. Unter keinen Umständen wollten sie leiden, daß die weiterhin wohnenden Stämme ihren Bedarf, besonders an dem kostbarsten Artikel, an Salz, bekämen. Durch Bestechung eines Häuptlings, der ihm selbst zu Gewaltmitteln gegen seine eigenen Aduma-Leute rieth, setzte es aber Lenz durch, den Strom noch weiter zu erforschen. Er erreichte das kleine Gebiet der Bakota und kam dann zu den Mbamba, Awansi und Banjaka. Eine Tagereise oberhalb des letzten Banjaka-Dorfes mündet der große Fluß Schebe (Brazza schreibt Sibé), direct aus Osten kommend. An dieser Stelle (1° 3′ südl. Br. und 1° 29′ östlich von Lope, d. h. in gerader Richtung 26 deutsche Meilen südöstlich davon und über 4 Längengrade östlich der Küste) verließen ihn die Aduma; er stand allein, hatte weder Canoe noch sonst etwas und mußte umkehren. Mit großer Mühe nur kam er bis Aduma zurück und, als er das Gebiet der Oscheba passirte, wurde er von denselben angegriffen und mußte schließlich von den Waffen Gebrauch machen. Am 11. August trat er die Heimkehr nach Europa an, wo er zu Anfang dieses Jahres eintraf.

Inzwischen waren Mr. Marche und Dr. Ballay mit dem Gepäck Ende Juli von Lope aufgebrochen (Bull. de la Soc. de Géogr. 1877, Janvier, p. 55), erreichten mit ihren Booten am 14. August die Mündung des Ivindo, am 16. die des Lolo und hatten damit schon Compiègne's fernsten Punkt hinter sich. Einige Tage später drang Marche allein noch bis zu dem kleinen Flusse Kaileï im Gebiete der Alzana (1° 16′ südl. Br., 1° 48′ östlich von Lope oder 5½ deutsche Meilen jenseit des fernsten Punktes des Dr. Lenz) vor. Am 4. October war er im Aduma-Dorfe Nghemi zurück.

Brazza empfand damals (sein Brief ist vom 23. November 1876) aufs Schwerste die große Zersplitterung der Stämme, deren jeder die Weißen möglichst lange bei sich zurückzuhalten strebt, sowie die Vielsprachigkeit, und beabsichtigte darum, Sklaven aus dem Innern zu kaufen, mit ihnen ein Boot zu bemannen und damit vorzudringen; denn in deren Interesse müßte es liegen, wieder stromaufwärts zu kommen. Vorläufig befand er sich in Lope, welches er erst Ende März wieder zu verlassen gedachte. Seine zoologischen Sammlungen ebenso wie neun astronomische Bestimmungen sind schon in Paris eingetroffen.

— In den portugiesischen Cortes wurde folgender Gesetzentwurf ohne Debatte genehmigt: „Art. 1. Die Regierung wird eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der Gebiete zwischen den Provinzen Angola und Mozambique sowie zum Studium der Verbindungen zwischen den Stromsystemen des Zaire (Congo) und Zambeze organisiren. Art. 2. Die Regierung ist bevollmächtigt, für diesen Zweck Ausgaben bis zur Höhe von 30 Contos (= 136,000 Mark) zu machen."

— Burgers, der Präsident von Transvaal, hat an den König von Portugal ein Schreiben gerichtet, worin er die Wiederherstellung des Friedens anzeigt und um Fortsetzung der durch den Kafferkrieg gestörten Vorarbeiten für die Eisenbahn von Prätoria nach Lourenço Marquez bittet. Dieser Brief wie andere Symptome lassen darauf schließen, daß die Boers noch nicht auf jeden Gedanken an Erhaltung ihrer Autonomie verzichtet haben, wie man glauben sollte, wenn man die Vorgänge in Transvaal durch die stark gefärbte englische Brille ansieht. (A. A. Z.)

— Seit dem Jahre 1866 ist der Portugiese Jose Anchieta ohne jede staatliche oder sonstige Unterstützung im Küstengebiete von Angola mit Forschungen beschäftigt und hat die Lissaboner Museen mit werthvollen Sammlungen zur westafrikanischen Fauna bereichert. Während der ersten Jahre war der Forscher von seiner Gemahlin begleitet, die später durch Krankheit zur Rückkehr nach Lissabon genöthigt wurde. Die Dame schildert jetzt in einem rührenden Schreiben, wie sie alle Gefahren und Beschwerden mit ihrem Gemahl getheilt habe und seit ihrer Rückkehr ein Leben voll Sorge um den in der Ferne Weilenden führe. Dr. Bocage, Präsident der Lissaboner Geographischen Gesellschaft, hat den verdienstvollen Mann der Vergessenheit entrissen und eine Nationalsubscription zu Gunsten desselben angeregt. (A. Z.)

— Die von uns auf S. 95 dieses Bandes besprochene Expedition der „Church Missionary Society" nach dem Victoria Nyanza strebt ihrem fernen Ziele rüstig zu. In zwei Abtheilungen wurde von Mpwapwa, wo eine Missionsstation unter Mr. Clark und Harry Hartnoll errichtet worden ist, aufgebrochen, die erste unter Rev. Wilson und Mr. O'Neill am 7. October, die zweite unter Lieutenant Smith, Dr. J. Smith und Mr. Mackay am 21. October. Die erste schlug eine Straße nördlich von derjenigen Stanley's ein und passirte den bevölkerten Theil von Ugogo, ohne „mhongo" zahlen zu müssen, während Lieutenant Smith's Karawane überall Tribut zu erlegen hatte und durch die Häuptlinge wie durch die Widerspenstigkeit der Träger vielen Aufenthalt erfuhr. Zwei der Begleiter, Mackay und Robertson, erkrankten und mußten gegen Ende des vorigen Jahres die Rückreise antreten; ersterer wanderte in 11 Tagen zu Fuß die 220 engl. Meilen von Mpwapwa nach der Küste und kräftigte dadurch seine Gesundheit so sehr, daß er im Juni wieder in das Innere abgehen zu können hofft, diesmal in Begleitung eines Webers, eines Zimmermanns und anderer Handwerker. Die letzten Nachrichten von Lieutenant Smith sind vom 2. December 1876; er befand sich damals in 4° 44' südl. Br., 33° 45' östl. L. im Lande Usukuma, welches nördlich von Unyamwesi und südlich vom Victoria Nyanza liegt. Die Expedition, deren Mitglieder sich fast alle wohlauf befanden, hatte einen nördlichern Weg, als man sonst wählt, eingeschlagen und Unyanyembe, wo der Kampf der Araber mit Mirambo noch immer fortdauert, links liegen lassen. Nach „authentischen Mittheilungen eines Augenzeugen" hätte Oberst Gordon zwei Dampfer auf dem See zu schwimmen und hatte König Mtesa den Brief der „Church Missionary Society" erhalten und wünschte Lehrer für sein Volk. Aus Mpwapwa kamen Klagen von Clark, daß es schwierig sei, Lebensmittel zu erhalten, und daß der Ort nicht so gesund sei als man vermuthet habe.

* * *

— Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser wenigstens mit kurzen Worten auf die zweite, erweiterte und ergänzte Auflage von **Brehm's Thierleben** aufmerksam zu machen, welche seit October 1876 im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig in Lieferungen erscheint. Es ist nicht unseres Amtes, über dieses Prachtwerk, das von den hervorragendsten Zoologen wie von der großen Menge der Gebildeten in gleicher Weise freudig willkommen geheißen worden ist, ein Urtheil abzugeben. Das haben Berufenere gethan und es genügt, aus der großen Zahl der Lobeserhebungen diejenigen von Reisenden, wie Schweinfurth, v. Tschudi, Hochstetter, Darwin, Rohlfs, Fritsch, v. Schlagintweit, Nachtigal, und von Zoologen, wie Leuckart, Carus, Pagenstecher, Vogt, Häckel, v. Homeyer, Hartlaub, hervorzuheben, um auf den ganz ungewöhnlichen Werth des Buches hinzuweisen, in welchem sich das anerkannt meisterhafte Schilderungstalent Brehm's mit den künstlerischen Zeichnungen Kretschmer's, Mützel's und Schmidt's zu einem Ganzen vereint, wie es keine andere Nation besitzt. Daß gerade ein solches popularisirendes Werk, das die Eigenthümlichkeiten der Thiere so meisterlich schildert, auch allen Freunden der Erdkunde hochwillkommen sein muß, ist klar, und aus diesem Grunde können wir es unseren Lesern aufs Wärmste empfehlen. (Brehm's Thierleben, 2. Auflage, erscheint in circa 100 Lieferungen à 1 Mark. Die drei ersten Abtheilungen, Säugethiere, Vögel, Kriechthiere und Fische, behandelt Brehm, die vierte, die wirbellosen Thiere, Prof. Taschenberg und Prof. O. Schmidt.)

— Abgesehen von Paris, welches ohne die zahlreichen Vorstädte nahe an 2 Millionen Einwohner zählt, giebt es in **Frankreich** nach dem Census von 1876 **acht Städte mit über 100,000 Einwohnern**: Lyon (343,000), Marseille (319,000), Bordeaux (215,000), Lille (163,000), Toulouse (132,000), Saint-Etienne-en-Forez (126,000), Nantes (122,000) und Rouen (105,000). Seit dem letzten Census von 1872 hat Bordeaux um rund 21,000 Einwohner zugenommen, Lyon um 20,000, Saint-Etienne-en-Forez um 16,000, Toulouse um 7000, Marseille um 6000, Lille um 5000, Nantes um etwas über 3000, Rouen um etwas weniger als 3000. — 1789 war die Reihenfolge eine andere: Lyon mit 139,000 Einwohnern allerdings voran, dann Bordeaux (83,000), Marseille (76,000), Rouen (65,000), Nantes (65,000), Toulouse (55,000), Lille (13,000), Saint-Etienne-en-Forez (9000). Während Bordeaux und Marseille ihre Stelle vertauscht haben, sind Nantes und Rouen um drei Stellen zurückgekommen; beide Städte, namentlich Rouen, sind die stationärsten unter den großen französischen Bevölkerungscentren. Um so stärker ist der Fortschritt von Lille und St. Etienne, welche auch ohne ihre Vorstädte große Centren sind; mit denselben sind sie noch viel beträchtlicher, namentlich Lille, ein wahrhaft fürchterlicher Gebäudehaufen, wenn man die Vororte und Vorstädte, mit denen es ununterbrochen zusammenhängt, hinzuzieht. In Wahrheit sind z. B. Tourcoing und Roubaix schon Theile der großen vlämischen Stadt.

(Tour du Monde 848.)

— Die Königin von **Madagaskar** hat neuerdings nach den „Alliance News" ein Edict erlassen, welches in wörtlicher Uebersetzung lautet: „Ich, Ranovalomanjaka, durch die Gnade Gottes und den Willen meines Volkes Königin von Madagaskar, Vertheidigerin der Gesetze meines Königreiches, — und dies ist, was ich Euch sage, meine Unterthanen. Gott hat mir dieses Land und Königreich gegeben, und was den Rum betrifft, o meine Unterthanen, so bin ich mit Euch darin einig geworden, daß er in Antananarivo und in Imerina (Centralprovinz) nicht soll verkauft werden. Ich erinnere Euch daran, weil der Rum Eurer Person schadet; weil er Eure Habe zwecklos vergeudet; weil er Eure Weiber und Kinder ins Unglück führt; weil er die Weisen zu Narren und die Narren noch närrischer macht; weil er Euch antreibt, die Gesetze des Reiches zu übertreten und weil er Euch vor Gott strafbar macht. All dies beweist, daß der Rum ein zu böses Ding ist, um ihn in Antananarivo zu haben; denn des Nachts, wenn ihr davon trinkt, geht Ihr umher mit Knitteln und kämpft, und kämpft mit einander ohne Ursache und werft einander mit Steinen. Darum, mein Volk, warum liebst Du ihn denn? Aber ich sage Euch, daß der Handel mit guten Dingen, wobei Ihr Geld verdient, mir Freude macht, o mein Volk. Das ist es denn, was ich Euch sage: wenn Ihr mit Rum handelt oder Andere damit handeln laßt, hier in Antananarivo oder in Imerina, so seid Ihr nach dem Gesetze strafbar, weil ich mich nicht schäme, in meinem Reiche Gesetze zu geben, welche zu Eurem Besten dienen. Daher sage ich Euch: wer meine Gesetze bricht, den will ich strafen. Ist es nicht so, o mein Volk? So spricht Ranovalomanjaka, Königin von Madagaskar."

(H. G.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

II.

Magomba, welcher schon 1857 bei Burton's Durchreise in Kanyenye herrschte, hatte noch bei Cameron's Ankunft die Macht in Händen. Seine Unterthanen behaupteten, daß er über 300 Jahre alt sei und schon zum vierten Male die Zähne geschichtet habe; sein drittes Gebiß sei vor ungefähr sieben Jahren ausgefallen und seitdem habe er nur von „pombé“, dem dortigen Biere, gelebt, da er Fleisch, das sonst einzig würdige Nahrungsmittel eines so hohen Herrn, nicht mehr genießen konnte. Daß er weit über hundert Sommer zählte, glaubt auch Cameron, da seine Enkel schon alt und grau waren. — Ein ähnliches Beispiel afrikanischer Langlebigkeit erzählt auch Dr. Livingstone, welcher 1871 oder 1872 beim Ma Kazembe einen Mann, Pemberech, fand, der schon Kinder von über 30 Jahren hatte, als Dr. Lacerda ihn 1776 kennen lernte, und der nach Angabe der Araber noch 1874 am Leben war, damals also über 130 Jahre gezählt haben muß.

Auch hier in Kanyenye wieder Aufenthalt wegen Betrunkenheit des mit der Tributerhebung beauftragten Beamten, welcher, als er nüchtern geworden, nicht weniger als 100 Doti (200 Yards Baumwollenzeug) forderte, aber sofort sich mit 20 zufrieden gab, als er eine werthlose blaue Brille erspähte und sie auf vieles Bitten geschenkt erhielt. — Dem Eintritt der Eingeborenen in das Lager wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, so daß den ganzen Tag über eine habgierige, laute, aber lustige, zum Spaßmachen, Lachen und Verwundern aufgelegte Bande sich darin herumtrieb, deren Geschnatter und Geknurr oft klang, als wenn sich ein Hundert wilder Hunde um die Beute zankten. Auch ein Urenkel Magomba's, als präsumtiver Thronfolger besser gekleidet und reinlicher als die Uebrigen, stattete den Reisenden seinen Besuch ab. Zum Zeichen seines hohen Ranges und weil er es nicht nöthig hatte zu arbeiten, hatte er die Nägel seiner linken Hand zu enormer Länge wachsen lassen, so daß er dieselbe, welche viel kleiner als die rechte war, zu nichts anderm benutzen konnte, als um seine tägliche Fleischnahrung zu zerreißen.

Cameron hatte eben einen Besucher entlassen, als er einen Schuß im Lager hörte: sein Diener Mohammed Malim hatte beim Pistolenreinigen aus Zufall einen der Leute, Namens Sambo, mit dem er in Streit gerathen war, in den Kopf geschossen. Zum Glück war der Negerschädel so dick, daß die Kugel nicht eingedrungen, sondern zwischen Schädel und Schwarte entlang gelaufen war und am Hinterkopfe durch einen Schnitt leicht herausgeholt werden konnte. Cameron setzte seinen Diener während der Untersuchung des Falles in Arrest; das genügte aber einigen unverschämten Kerlen nicht, welche kamen und verlangten, daß jener in Ketten gelegt würde; sonst würden sie ihn erschießen. Das empörte den Reisenden freilich dermaßen, daß er die Kerle selbst in Ketten legen ließ. Die Untersuchung kostete einen weitern Tag; denn Cameron erinnert sich nicht, jemals an einem Tage so viel Lügen und falsche Zeugnisse gehört zu haben als damals. Auch der Häuptling von Kanyenye oder seine Rathgeber verlangten vier Doti, weil auf ihrem Boden Blut vergossen sei, und Cameron verstand sich aus Furcht vor weiteren Verwickelungen und Aufenthalt zum Zahlen.

In Kanyenye machte der Reisende einige Mondbeobach-

Das Fesseln unverschämter Pagazi.

tungen, die mit seiner Marschroute gut stimmten; die Längen wichen zwar von denen Speke's ab, aber die Breiten fielen genau zusammen.

Nachdem die in Ketten Gelegten Verzeihung erhalten und besseres Betragen gelobt hatten, wurde am 9. Juli aufgebrochen und über gut bewaldetes grasreiches Tafelland in zwei Tagen nach Useche marschirt, von wo die bisher ziemlich genau westwärts gehende Straße eine nordwestliche Richtung annahm. Große Granitblöcke waren zwischen den Bäumen zerstreut und zuletzt führte eine Art Thor durch eine Kette höchst phantastisch gestalteter Granithügel und -Pfeiler, neben deren einem das Lager aufgeschlagen wurde. Unweit davon lag auch ein Platz, wo das Volk Beschwörungen macht, um Regen herbeizulocken; ein verkohlter Pfosten und Aschenhaufen bezeichneten den Fleck, wo ein unglücklicher Hexenmeister seinen erfolglosen Regenzauber mit dem Leben gebüßt hatte. Zauberei ist ein Fluch für das ganze Land; jede Krankheit wird bösen Geistern oder Verhexung zugeschrieben und soll durch den Zauberer geheilt werden, dem es oft lange Zeit gelingt, Zutrauen zu erwerben und zu erhalten und in Freuden zu leben, bis der Tag der Rache naht. Dann beschuldigt ihn vielleicht ein Nebenbuhler, eine große Persönlichkeit bezaubert zu haben; und gelingt es ihm nicht, zu fliehen oder die Wuth des Volkes gegen seine Ankläger zu lenken, so wird er an jenen Pfahl gebunden und langsam geröstet, bis er bekennt, worauf sofort das Feuer auf ihn geworfen und sein Todeskampf rasch beendet wird. Oft erfaßt den schmorenden Zauberer auch die Manie, daß er seinen Ruf am Pfahle aufrecht erhält und sich allerlei Unthaten rühmt: „Ich habe den und den getödtet!" — „Ich habe keinen Regen fallen lassen!" — „Ich habe gemacht, daß die Warumba N. N.'s Vieh fortgetrieben haben" u. s. w. — Harmlos und auch von Weibern ausgeübt ist Wahrsagekunst, Beschwören von Fiebern, Beulen und dergleichen; jene Zauberer sind aber fast stets Männer und vererben ihre Kunst auf ihren Sohn, wenn nicht derselbe nebst der ganzen Familie wegen eines Staatsverbrechens des Vaters von der Erde vertilgt wird.

Befestigtes Dorf in Unyanyembe.

Useche war einst der reichste District von Ugogo; aber nachdem einige Araberkarawanen dort, ohne „mhongo" zu zahlen, durchpassiren wollten und zum Theil umkamen und dann zwei Jahre lang kein Regen fiel, glaubten die Wagogo an einen Fluch und wanderten in Masse aus. Erst damals, als Cameron dort war, begann ein Rückströmen der Bevölkerung.

In der nächsten Station, Choko, erfuhr Cameron Näheres über die Bestattungsweise der Häuptlinge. Zuerst wird der Leichnam — merkwürdiger Weise — gewaschen und dann aufrecht in einen hohlen Baum gestellt; täglich kommt das Volk, welches während dessen eine Art Todtenwache hält, und schüttet pombé und Asche auf den Leichnam, bis die völlige Zersetzung eingetreten ist. Dann wird derselbe auf einer Stellage der Wirkung von Sonne, Regen und Thau ausgesetzt, bis nur noch das Skelet übrig bleibt. Dieses wird dann begraben. In früherer Zeit wurden bei solcher Gelegenheit auch zahlreiche Sklaven geopfert. Die Leichen gemeiner Leute werden einfach in das nächste Gebüsch geworfen und dort von Raubthieren verzehrt.

Große Mengen von Wahumbas, welche ihre nomadische Lebensweise aufgegeben haben, sind unweit Choko angesiedelt und dienen bei den ackerbauenden Wagogo als Hirten. Sie gehören zu dem großen Masai-Volke und wohnen genau nördlich von Ugogo, wo sie als viehzüchtende Nomaden umherziehen. Sie genießen nur mit Blut vermischte Milch und fast rohes Fleisch. Ihre Nachtherberge besteht aus ein paar Zweigen, die sie mit Häuten bedecken. Von Waffen tragen sie schwere Speere, kurze, doppelschneidige Schwerter und große Schilder. Von großem Muthe und überall gefürchtet, erklären sie, daß kein anderer Stamm als sie und die übrigen Masai ein Recht auf Vieh habe, und stehlen dasselbe, wo sie können.

In Mdaburu wurde die letzte Station in Ugogo erreicht. Cameron war froh, dieses theure Land verlassen zu können: während Burton noch 64 Rationen für 1 Doti erhielt, bekam er selten mehr als 10 und nie über 20. Eier waren ein unerschwinglicher Luxus, Milch und Honig entsetzlich theuer, theuerer als in England, wenn man die Doti nur mit ihrem Zanzibarer Werthe in Anschlag brachte! Dadurch wurde er zu der äußersten Sparsamkeit gezwungen und freute sich, wenn er, wie in Useche, Tauben und Kaninchen erlegte, aus mehr als einem Grunde. In Ugogo allein hatte er als Tribut 77 farbige Tücher, über 200 Doti, eine Rolle Draht und 3 Pfund Perlen bezahlt, d. h. nach Zanzibarer Preisen 500 Dollars, nach Ugogo-Preisen aber deren 1000!

Am 18. Juli brach unsere Karawane nach der Mgunda Mkali, dem „heißen Felde", auf. Als Burton und Speke 1857 dasselbe betraten, hatte man eben erst mit seiner Urbarmachung angefangen; von Wasserplätzen waren nur wenige bekannt und auf dem ganzen über 20 deutsche Meilen langen Marsche zwischen Mdaburu und Unyanyembe konnte man nur an einer einzigen Stelle Lebensmittel erhalten, so daß Reisende dies Gebiet in forcirten Märschen und mit namhaftem Verluste an Trägern durcheilen mußten. Das hat sich jetzt sehr zum Bessern gewendet: der Wanyamwesi-Stamm der Wakimbu, welcher durch Krieg aus seinen früheren Sitzen vertrieben worden, hatte das Dickicht gelichtet und weite Strecken frühern Urwaldes in Cultur genommen. Der Weg führte stark bergauf; das erste Nachtquartier lag schon in 3938 Fuß Meereshöhe. Das folgende Dorf, Pururu mit Namen, wurde, nachdem ein Mißverständniß mit den übrigens gastfreien Eingeborenen gütlich beigelegt war, von den Reisenden genauer besichtigt. Es war von zwei Pallisaden umgeben, nur mit zwei Thoren versehen und innen reinlich und nett; die Hütten in der Form gestreckter Vierecke, die Dächer flach. Ueber jedem Thore erhob sich ein Lugaus, wo Steine zur Vertheidigung bereit lagen. Auch weiterhin war Cameron über den Anbau des Landes und die Bewässerungsversuche erstaunt, und er weist diesem Volke keine niedrige Civilisationsstufe an. — Am

folgenden Abend wurde der Mabunguru, der westlichste Zufluß des Ruaha oder obern Lufidschi, erreicht, der noch auf große Strecken ausgedehnte Wasserlachen enthielt; Wildspuren waren in Menge vorhanden, namentlich auch von Nashörnern, die in jener Gegend häufig vorkommen. Auch Fährten von Antilopen und Büffel, später von Gnus und Zebras zeigten sich; aber Dillon's und Cameron's Jagdversuche waren noch stets erfolglos geblieben, weil sie zu wenig Zeit darauf verwenden konnten. Auf dem Marsche nach Dschiwé-la-Singa wurde die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Atlantischen Oceans und dem des Tanganyika-Sees überschritten, während unmittelbar nordwärts die Gewässer zum Victoria-Nyanza und zum Nile abfließen. Die Gegend hat viel Einförmiges: große Felsblöcke ringsum zerstreut, der Boden sandig oder ein schwarzer Lehm, der auf dem Granite liegt, lichtes Gehölz mit kleinen „mbugas" oder Ebenen dazwischen. Viel Fährten, aber kein Wild; weit und breit das Gras verbrannt, so daß bei jedem Schritte der Kohlenstaub aufwirbelte, den Reisenden Mund und Nase anfüllte und die Qualen des Durstes tausendfach vermehrte. Wasser ist zwar überall unter der Erdoberfläche vorhanden; aber erst ein Nachgraben bis zu 3 und 4 Fuß Tiefe ließ es erreichen. Am 30. Juli wurde das erste Dorf der Landschaft Urguru erreicht, deren Häuptling, ein vortrefflich in indische Stoffe gekleideter Mann von lichterer Hautfarbe als seine Unterthanen, ein gut verpallisadirtes Dorf in der Nähe bewohnte. Denn die Gegend ist stets den Einfällen des Watuta-Stammes und der Ruga-ruga (d. h. Räuber von beliebiger Nationalität) ausgesetzt; Cameron selbst stieß am 1. August, als er sich auf der Suche nach Wild von der Karawane entfernt hatte, im Walde auf eine von solchen Räubern errichtete und erst kürzlich verlassene Verpallisadirung, so daß er schleunigst sein Schießen einstellte und zu seinen Leuten zurückkehrte. An jenem Tage lagerten sie zu Marwa inmitten einer Gruppe enormer Felsen; Wasser ist nur durch Nachgraben zu erlangen und zwar am Fuße des größten von ihnen, der auf ein früheres Dorf gestürzt sein und dessen Einwohner, die nun als Geister dort spuken, erschlagen haben soll. Wird die Quelle dort einfach als „madschi" (d. i. Wasser) bezeichnet statt als „marwa" (das Wort für Pombé, Palmwein und andere derartige Getränke), oder betritt jemand mit Schuhen den Platz, oder schießt in unmittelbarer Nähe eine Flinte los, so schneiden jene Geister nach dem Glauben der Eingeborenen den Wasserzufluß ab, und kein Kundiger versäumt, beim Schöpfen einige Perlen oder ein Stückchen Zeug als Sühnopfer für die Wassergeister hineinzuwerfen. Als Cameron sich dessen weigerte, führte es Bombay auf seine eigenen Kosten aus.

Zwei Tage später erreichten sie das Gebiet und die ersten wohlbefestigten Dörfer von Unyanyembe und sandten Boten nach Kwikuruh an den dortigen arabischen Gouverneur Said-ibn-Salim, um ihn der Etiquette gemäß von ihrem Nahen zu unterrichten. Derselbe empfing die Fremden sehr gastlich, setzte ihnen ein treffliches Frühstück vor, dem sie die ungetheilteste Aufmerksamkeit widmeten, und räumte ihnen in dem nahen Dorfe Kwiharah das schon von Livingstone und Stanley bewohnte, große, aus Luftsteinen erbaute Haus oder besser Gehöft ein. Ihre erste Sorge war, die nur bis dorthin gemietheten Träger auszulohnen und zu entlassen; als dies geschehen, blieben ihnen nur noch 13 Ballen Zeug übrig. Said-ibn-Salim, der Begleiter von Burton und Speke nach dem Tanganyika und dem Victoria Nyanza, wie später Speke's und Grant's, war darum auch gegen Cameron von großer Freundlichkeit und sandte ihnen täglich Lebensmittel aller Art. Gleich am zweiten Tage ließ er sie die Runde bei allen dortigen angesehenen Arabern machen, ein schweres Stück Arbeit, denn bei jedem derselben wurde ihnen Speise und Trank vorgesetzt, und ihre Leistungsfähigkeit blieb weit hinter den Anforderungen ihrer Wirthe zurück. Dieselben leben dort sehr behaglich in großen, schönen Häusern mit Gärten und Feldern, wo sie Weizen, Zwiebeln, Gurken und allerlei acclimatisirte Früchte ziehen. In Friedenszeiten unterhalten sie eine ständige Verbindung mit Zanzibar und beziehen von dort Kaffee, Thee, Zucker, Seife, Lichte, pulverisirten Curry und andere Luxusgegenstände. Damals freilich machte ihnen der schon erwähnte, infolge einer Unredlichkeit eines der Ihrigen ausgebrochene Krieg mit Mirambo viele Noth und hatte ihnen schon viel Verluste und Elend zugezogen. In Unyanyembe lagen damals 1000 Balutschen des Sultans von Zanzibar, zu welchen noch während Cameron's Aufenthalt weitere 2000 Mann von der Küste stießen. Diese Macht hätte genügt, um den feindlichen Häuptling zu Paaren zu treiben, wenn nur unter den Arabern Einigkeit geherrscht hätte und ein bestimmter Kriegsplan verfolgt worden wäre. So aber sind die Araber stets in Parteien gesondert, welche in dem mit großer Grausamkeit und Hinterlist geführten Kriege nur ihren eigenen Vortheil verfolgen[1]. Die kleineren unter ihnen legten auch Cameron's Vordringen allerlei Hindernisse in den Weg, während die angeseheneren sich durchaus freundlich benahmen und ihn unterstützten. So kam es vor, daß, da die drei Engländer fast während ihres ganzen Aufenthaltes in Unyanyembe am Fieber darniederlagen, 50 bis 60 ihrer Träger desertirten, zum Theil durch jene veranlaßt, ja selbst fortgeschleppt. Während jener Zeit langte auch eine Karawane von König

Trommeln in Unyamwesi.

Ameisenhaufen.

[1] Der Kampf dauert jetzt auch noch weiter, wie Lieutenant Smith berichtet (s. S. 320). Mirambo hat jetzt einen Franzosen bei sich, der ihm englische Briefe übersetzt.

Flucht vor einem Büffel.

Mtesa am Nordufer des Victoria Nyanza an, welche einen Brief von Sir Samuel Baker an Livingstone überbrachte, von dem man damals annahm, daß er nordwärts nach dem Nil vorzudringen versuchen würde. Cameron sandte seinerseits durch dieselbe Karawane Briefe an Mtesa und Baker, ein seltenes Beispiel von Briefbeförderung quer durch Innerafrika!

Sonst war ihr Aufenthalt in Kwiharah ein wenig befriedigender: die neugemietheten und im Voraus bezahlten Träger liefen stets nach wenigen Tagen davon, worunter ihre Waarenvorräthe arg zu leiden hatten; stärkere oder schwächere Fieberanfälle schwächten die Reisenden; Phantasien und zeitweise Erblindung kamen dazu, um ihre Lage unerträglich zu machen. Am 20. October — es war der traurigste Tag von allen, die sie bis dahin in Afrika verlebt hatten — kam ein Bote mit einem Briefe; er war von Jakob Wainright's Hand und meldete Livingstone's Tod und das Nahen seiner Diener, welche die Leiche des Reisenden vom Bangweolo-See nach der Küste zu tragen sich entschlossen hatten. Aber so geschwächt durch das Fieber war das Denkvermögen Cameron's und Dillon's, daß sie den Inhalt des an Livingstone's Sohn (von welchem der Schreiber gehört hatte, daß er die heranrückende Expedition anführte) gerichteten Briefes nicht verstanden und erst durch den Boten Tschuma, Livingstone's treuen Diener, den Zusammenhang erfuhren. Sofort schickten sie Wainright Zeug und Pulver, um welches er gebeten, entgegen und sandten einen Boten mit der Nachricht von des Missionars Tode nach der Küste.

Einige Tage später langte die Leiche an und wurde von den Engländern und den angeseheneren Arabern mit möglichsten Ehren empfangen. Susi, der Führer des Zuges, hatte auch einige Kisten, Gewehre und Instrumente des Verewigten mitgebracht; eine weitere besonders werthvolle Kiste mit Büchern war dagegen noch in Udschidschi zurückgeblieben.

Es fragte sich nun, was die Cameron'sche Expedition nach dem Tode dessen, welchem sie zu Hülfe geschickt worden war, thun sollte. Murphy beschloß, nach der Ostküste zurückzukehren, und eine Darmentzündung zwang Dillon, ein Gleiches zu thun, während Cameron zunächst die in Udschidschi befindliche Kiste in Sicherheit bringen und dann die Forschungen des todten Reisenden wieder aufnehmen wollte. Er setzte seine Expedition folgendermaßen zusammen: Bombay als Erster, Bilâl Wadi Asmani, der Führer Stanley's und Livingstone's, als Zweiter im Commando, Mohammed Malim als Diener, Dolmetscher und Schneider, Hamis als Flintenträger, Dschacko als Diener, Sambo und Kombo zum Kochen und eine Anzahl Soldaten und Träger, alles zusammen circa 100 Mann. Am 9. November brachen Dillon und Murphy mit Livingstone's Leiche auf, in der Hoffnung, bald die Küste und England zu erreichen, während Cameron, durch Fieber zum Skelete abgemagert, durch einen Sturz vom Esel am Rücken verletzt, dazu an Ophthalmia erkrankt, einer ungewissen Zukunft entgegenging. Aber Letzterer war, wie stets ein neuer Aufbruch in jenen Gegenden durch das Fortlaufen der Träger zu einem äußerst langwierigen wird, am 20. November noch keine 2 deutsche Meilen bis Ituwi gekommen, als ihm ein Bote die Nachricht von dem am 18. im Fieberwahnsinn erfolgten Selbstmorde Dillon's, seines treuesten Cameraden, brachte!

Die directe Straße nach Udschidschi einzuschlagen, weigerten sich die Träger entschieden, und so mußte sich Cameron entschließen, den gewöhnlichen südlichen Umweg durch Ugunda zu machen. Nachdem er sein Gepäck so viel als möglich verringert, brach er von Neuem auf, aber nur schrittweise, unter steten tagelangen Aufenthalten und Desertiren der Träger konnte er die nächsten Stationen, Konongo, Teme, Kasékerah und Kigandah, überwinden. In letzterm Dorfe, der Grenzstation von Unyanyembe, ließ er Nachts die Ausgänge bewachen; trotzdem fehlten am folgenden Morgen 25 Mann und Fetzen ihrer dürftigen Kleidung auf den Pallisaden des Dorfes zeigten deutlich den Weg an, welchen sie genommen hatten. Auch die Soldaten machten allerhand Späne: Cameron hatte, um das Marschiren zu erleichtern und die Leute anzufeuern, eine Trommel schlagen lassen; die Askari aber erklärten, daß Fahnentragen und Trommeln keine Arbeit für Soldaten, sondern für Pagazi sei, und nach vierstündigem Streiten und Reden mußte die Trommel zurückbleiben.

Nachdem die Lücken unter der Trägerschaar provisorisch ergänzt waren, wurde zunächst der Grenzwald zwischen Unyanyembe und Uganda passirt. Alle Bäume zeigten frisches Grün, das Gras sproßte auf den abgebrannten Flächen hervor, liebliche Lichtungen zeigten sich und Alles ließ sich so frühlingsmäßig an (es war Anfang December), daß Cameron, der Vielgeprüfte, neue Kraft und Hoffnung schöpfte und ohne Beschwerden dem schattigen Pfade folgte. In dem Kwikuruh (d. h. Residenz) des Häuptlings Mrima Ngombé suchte er vor der Sonne Zuflucht in einem jener Versammlungs- oder Clubhäuser, deren fast jedes Dorf von Unyamwesi (wozu Ugunda, Unyanyembe, Urguru u. s. w. gehören) zwei besitzt, eines für die Männer, wo auch hervorragende Fremde Aufnahme finden, ein anderes, unnahbares, für die Frauen. Sobald ein Knabe sieben, acht Jahre alt ist, wirft er das mütterliche Joch ab und verbringt nun die meiste Zeit mit Essen, Schlafen u. s. w. im Club.

Da auch bei Mrima Ngombé keine Träger zu erhalten waren, mußte das Gepäck abermals verringert und das am wenigsten Nöthige zurückgelassen werden; dann ein zweiter herzlicher Abschied von Murphy, der gleichfalls anfangs die südliche Route verfolgt hatte und wieder mit Cameron zusammengetroffen war — dann zog der Letztere am 8. December genau westwärts. Die Gegend war anziehend, die Bäume frisch grün und der Boden mit Blumen bedeckt; hätten sich nicht Gazellen gezeigt und hätten nicht ein Löwen- und ein Elephantenschädel im Wege gelegen, man hätte glauben können, sich in einem wohlgepflegten englischen Parke zu befinden. Alles nahm guten Fortgang, als plötzlich ein neues Hinderniß sich zeigte. Eine Gesandtschaft Taka's, des Häuptlings von West-Ugara, an den Gouverneur in Unyanyembe kam des Weges daher und befahl Cameron umzukehren: ein Dorfhäuptling war im Streite von einem Araber erschossen worden, und ehe die Sache nicht geregelt, war die Straße durch Ugara den Karawanen verschlossen. Cameron mußte wohl oder übel nach seinem letzten Quartiere Hisinene zurückkehren. Das ganze Land zu umgehen war unmöglich, so daß Cameron nichts übrig blieb, als mit der Gesandtschaft zugleich einen Mann zurückzuschicken und den Gouverneur um recht rasche Erledigung der Angelegenheit zu bitten. Ein langweiliges Warten folgte nun; dazu war der Ort ungesund, so daß er an Fieber und Dysenterie erkrankte. Ließen ihm diese beiden Feinde Ruhe, so stellte er den Schnepfen in einem nahen Reisfelde nach, während seine Leute einmal Gazellen, das andere Mal ein Zebra schossen, letzteres der beste Braten in Afrika, den auch die Araber genießen, welche sonst Pferde- und Eselfleisch verschmähen. Der Weihnachtstag brachte ein arges Donnerwetter und verlief nicht sonderlich heiter. Doch benutzte der Reisende die unfreiwillige Muße, um das Volk zu studiren.

So wie der Tag anbricht, kommen die Eingeborenen aus ihren Hütten heraus, setzen sich ans Feuer und rauchen ihre Morgenpfeife. Dann begiebt sich Alles, außer den alten

Frauen, den Kindern, dem Häuptling und zwei, drei alten Männern zur Arbeit auf das Feld. Wessen Acker nahe beim Dorfe liegt, der geht Mittags nach Hause und ißt dort sein gewöhnliches „ugali" (Mehlsuppe); die Anderen halten ihr Mahl auf den Feldern. Fleisch wird selten genossen und nur, wenn die Jagd ergiebig war. Kurz vor Sonnenuntergang kehrt Alles heim und dann wird getanzt, geraucht und gesungen und, wenn genug Getreide zum Pombé-Brauen vorhanden ist, auch getrunken. Trommeln werden mit der Hand geschlagen, und dazu gehen die Männer stundenlang heulend und schreiend im Kreise herum. Nie tanzen Männer und Weiber zusammen, sondern stets abgesondert, wobei aber die letzteren noch unzüchtigere Geberden zum Besten geben als die Männer. — Ihre Hütten bestehen aus starken Pfosten, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind; das Dach ist flach und besteht aus Baumrinde, Reisig oder Gras mit einer dicken Schicht Erde darüber. Oben auf dem Dache werden süße Kartoffeln und Kürbisse für den Wintervorrath getrocknet. Innen sind zwei, seltener drei Abtheilungen; die erste enthält mit Häuten bedeckte Schlafstellen und den auf S. 308 abgebildeten Herd, der in Afrika weit und breit in Gebrauch ist, die zweite Lämmer und Ziegen, die dritte dient als Scheuer, wo in „lindo", d. h. sorgfältig mit Lehm verkitteten, oft sehr großen Behältern aus Baumrinde, das Getreide aufbewahrt wird. Nur durch die Thür dringt Licht ein und entweicht der Rauch, so daß dicker Ruß das Innere bedeckt. Hinter den Dachsparren stecken Bogen, Pfeile, Knüttel und Speere, um durch den Rauch conservirt zu werden. Reichere kaufen sich Zeug zur Kleidung, Aermere richten sich die innere Rinde einer Feigenbaumart dazu her. Das unterscheidende Stammeszeichen der Wanyamwesi ist eine tättowirte Linie in der Mitte der Stirn und an den Schläfen, außerdem eine dreieckige ausgefeilte Lücke zwischen den beiden oberen Vorderzähnen und ein kleines dreieckiges Stück von Hippopotamuszahn oder von Muschelschale am Halse. Perlen und Metalldraht sind die hauptsächlichsten Schmuckgegenstände. Häuptlinge tragen riesige cylindrische Armbänder von Elfenbein, welche vom Handgelenk bis zum Ellbogen reichen und beim Zusammenschlagen ein solches Getöse verursachen, daß man es weithin hört; darum werden sie von ihren Besitzern zum Signalgeben bei Kriegsgefahr benutzt. Die Männer rasiren meist den Scheitel und flechten das übrige Haar in zahllose Zöpfchen, die durch eingeschlungene Rindenfasern bis auf das Kreuz herab verlängert werden. Besonders elegante Stutzer rasiren sich den ganzen Kopf, um Perrücken von Riemen zu tragen. Die Weiber haben meist keine besondere Haartracht; manche belassen es in seiner natürlichen Krausheit und stecken nur ein Messer, eine Pfeife oder sonst etwas hinein. Andere legen es in eine Menge kleiner Falten oder Wülste, die wie die Furchen eines Ackers aussehen, oder ordnen es in große, mit Rindenfaser ausgestopfte Wülste, zwei Frisuren, welche zwei bis drei Tage Zeit zur Herstellung erfordern, dafür aber sechs Monate und länger halten.

Am 28. December endlich kam die Nachricht, daß jener Streit beigelegt und die Straße durch Ugara nun frei sei, und zwei Tage später marschirte Cameron bei strömendem Regen nach einem andern Kwikuruh, einem großen, volkreichen Orte, wo die Mutter des Mrima Ngombé herrschte und sich dem Reisenden gegenüber sehr liberal benahm. Auch die folgenden Tage, Neujahr und 2. Januar 1874, regnete es und der Schmutz unterwegs war oft knietief. Als Burton hier durchkam, galt eine Flinte noch als werthvolles Erbstück in der Familie eines Häuptlings; jetzt, 1874, war mindestens die Hälfte der Männer jeden Dorfes damit bewaffnet, und die Folge davon war ein Krieg Aller gegen Alle, wobei das eine Dorf für Mirambo, das nächste für die Araber Partei nahm.

Ueber schöne, mit prächtigen Baumgruppen bestandene, grasreiche Ebenen, wo Wild in Menge sich zeigte, wurde in raschen Märschen der südliche Ngombé erreicht, ein Zufluß des in den Tanganyika mündenden Malagarazi, und an seinem Gewässer, das an Nilpferden und Krokodilen reich war, ein Rasttag gemacht. Cameron fand bei seinem Herumstreifen in der wildreichen und von Wagara-Jägern besuchten Umgegend in einem Haufen die Ueberreste eines Löwen, eines Büffels und eines Krokodils und erfuhr darüber folgende Geschichte. Der Büffel war zur Tränke gekommen, als ihn der Löwe ansprang, so daß beide zusammen ins Wasser rollten und dort von dem Krokodil gepackt wurden. Letzteres wieder wurde von den kämpfenden Vierfüßlern etwa 60 Fuß weit aufs Land geschleppt, und dort verendeten alle drei in einem unentwirrbaren Durcheinander.

Das Land Ugara, in welchem sich die Expedition jetzt befand, gilt nicht als Theil von Unyamwesi, wenn auch die Einwohner dieselben Stammeszeichen und Sitten und nahezu dieselbe Sprache haben. An Taka, den oben erwähnten Häuptling des östlichsten der drei Theile von Ugara, mußte ein schwerer Tribut bezahlt werden, obwohl sein Dorf seitwärts liegen blieb, ebenso an den Häuptling von Utendé, dem centralen District von Ugara. Das Land war durchweg eben und zeigte in zahlreichen zerstörten Dörfern überall Spuren des Krieges zwischen den Arabern und Mirambo, welcher in der Nähe einen seiner festesten Plätze besaß. Der Regen goß jetzt unaufhörlich vom Himmel herab, oft mit solcher Gewalt, daß Cameron von dem Getöse erwachte. So schrieb er eine Nacht in sein Tagebuch: „Donner und Blitz; liege wach und horche auf den Regen. Wenn der treffliche alte Tanganyika all' das Wasser kriegt, muß er irgendwo platzen." Als er sich dem Dorfe Liowa's, des Häuptlings von West-Ugara, näherte und die bis dahin flache Gegend coupirter wurde, hatte der Regen die Thäler und Senkungen in Moräste verwandelt, denen nur die Größe abging, um den berüchtigten Makata-Sumpf ganz in den Schatten zu stellen.

In Liowa's Dorf strömte die ganze Bevölkerung herbei, weniger um den Engländer als um seinen Hund Leo zu sehen, von welchem die Träger Wundergeschichten erzählten. Das Volk war eine hübsche, kräftige Race, kriegerisch und wohl bewaffnet mit Flinten und Speeren, deren Schneide oft bis 2 Fuß lang und über 4 Zoll breit war. Von nun an traten auch zwei Arten von Schmuck auf, welche Cameron bis dahin selten gesehen hatte: der „Sambo", eine Anzahl kleiner Ringe von Elephantenhaar oder -Haut, die an den Beinen getragen werden. Je angesehener der Mann, desto größer ihre Zahl; Häuptlinge mochten ihrer gegen 300 tragen, so daß es von Weitem aussah, als hätten sie die Elephantiasis. Der andere Schmuck besteht aus langen Fransen von Ziegenhaar, welche unterhalb des Knies um die Beine gebunden werden und fast bis auf die Erde herabreichen; hier wie dort sind oft noch kleine Schellen und Metallstückchen angebracht, deren Klingeln und Klappern die Brust ihres Besitzers mit Stolz erfüllt.

Am 17. Januar ging es weiter; aber der bald einsetzende Regen war überaus hinderlich. Er zog einher wie eine bewegliche Mauer von Wasser und verursachte solches Geräusch, daß man Zeit hatte, vor seinem Herankommen die Zelte aufzuschlagen und die Vorräthe in Sicherheit zu bringen. Am folgenden Tage kamen Büffel als Störenfriede dazwischen: ein Theil der Leute warf die Lasten ab und flüchtete sich, der andere machte Jagd auf die Thiere, so daß der Rest der Karawane, darunter der an einem Skolopender-

biß erkrankte Cameron, Halt machen mußte. Weil nun Asmani ein Nashorn und ein Elenn geschossen hatte, so weigerten sich die Leute am folgenden Tage, weiterzuziehen, ehe das Fleisch herbeigeschafft und vertheilt war — und als es endlich am dritten Tage weiter ging, verlor man den Weg und wanderte drei Tage lang in der Wildniß ohne Pfad und Ziel umher, stets von Sümpfen und tiefen Strömen im Vorwärtskommen gehindert. Erst am Abend des dritten Tages trafen sie auf einen Eingeborenen, der ihnen den Weg nach dem nächsten Dorfe des Mân Komo wies, das sie zwei Tage später erreichten. Vor dem Dorfe fließt ein 25 Fuß breiter und 8 Fuß tiefer Strom und dahinter erhebt sich ein steiler Felsen, in welchen ein Theil der Einwohner sich Löcher und Höhlen zum Wohnen gebohrt hat, so daß der Ort schwierig anzugreifen und leicht zu vertheidigen ist und selbst Mirambo bei einem Ueberfalle zurückgeschlagen wurde. Mân Komo forderte aber so unverschämten Tribut, daß Cameron eilends weiterzog, als sich zwei Dörfler erboten, ihm den Weg nach Norden zu der Hauptstadt von Uvinza zu zeigen. Aber was sie von Lebensmitteln erzählt hatten, die unterwegs zu haben seien, erwies sich, wie gewöhnlich, als falsch. Dazu war Cameron so krank, daß er sich tragen lassen mußte, und der heftige Regen vermehrte nur noch das Ungemach. Drei Tage lang lag er bei einem kleinen Weiler still, während seine Leute erfolglos die Umgegend nach Lebensmitteln durchstreiften und sich von Wurzeln und Pilzen nährten, während bei ihm die Schmerzen in dem gebissenen Beine keinen Hunger aufkommen ließen. Freudig verließ er am 31. Januar die ungastliche Stelle; aber auch weiterhin zeigten die Einwohner der zwischen Felsen versteckten Dörfer Mißtrauen und wollten keinen Verkehr mit der Karawane haben, welche sie für Sklavenhändler hielten. So ging der Zug gerade durch einen lichten Wald, als plötzlich Cameron sich ohne Weiteres von seinen Trägern fallen gelassen sieht, Jeder seine Last, sein Gewehr u. s. w. von sich wirft und in höchster Geschwindigkeit auf oder hinter den nächsten Baum sich rettet. „Was giebt's? Räuber, ein wildes Thier? Meine Flinte!“ ruft er, wie er, völlig außer Stande sich zu regen, im Grase liegt. Keine Antwort erfolgte, aber der Grund des Entsetzens selbst, ein einzelner Büffel, raste mit gesenktem Haupte plötzlich zwanzig Schritte weit von ihm vorbei, ohne ihn zu sehen. Sonst hätte er ihn wohl mit sammt dem Stuhle in die Lüfte geschlendert. — Am folgenden Tage erreichten sie, stellenweise durch überschwemmtes Gebiet ziehend, das Ufer des Sindi, eines großen Zuflusses des Malagarazi.

Dr. F. Stolze's Reisen im südlichen Persien.

II.

Die Straße von Faizabad nach Fasa führt zuerst etwas mehr, als eine Meile in nördlicher Richtung, dann ostwärts, zuletzt nordöstlich, bald bequem über ebenes Land, bald über rauhes Gestein und Felsblöcke ganz unbeschreibliche Pfade auf- und abkletternd. Ueberall dieselbe Bergformation, steilaufgerichtete, geschichtete Massen, die in langen Ketten von Nordwest nach Südost hinstreichen, oft wunderlich wie eine Säge gezackt, hier und da mit den Resten winterlichen Schnees bedeckt. Es ist eine sonderbare Scenerie: mehr oder weniger überall Bäume, aber vereinzelt, meist verkrüppelt und traurig aussehend; mächtige Flächen, mit halbstrauchartigen Bittermandelbäumen sparsam bedeckt, die jetzt in voller Blüthe stehen. Das alles beweist wohl, daß Persien einst auch in Bezug auf Pflanzenwuchs ein glücklicheres Land war als jetzt. Es mochte wohl immer nicht sehr holzreich sein, und gewiß waren die steilen, oft in einem Winkel von 60° abfallenden Gebirgsabhänge nicht bewaldet. Flächen aber, wie diese, welche noch jetzt dem sinnlosen Ausrottungssystem der Perser zum Trotz Baumwuchs zeigen, waren sicherlich einst mit dichten Wäldern bedeckt. Es ist das traurige Schicksal von Ländern, in welchen nomadische Völker, zumal wenn sie Reitervölker sind, sich niederlassen, in nicht allzulanger Zeit ihrer Waldungen beraubt und aus fruchtbaren, viele Menschen ernährenden Regionen in Stätten dürrer, wasserloser Unfruchtbarkeit verwandelt zu werden, die zuletzt kaum ihren nomadischen Verwüstern den nöthigen Unterhalt gewähren. In Persien mag den Nomaden, wie in Nordamerika den Indianern, das Feuer die ersten Dienste zur Vertilgung der Waldungen geleistet haben. Später sorgten die Viehherden selbst dafür, jeden Baumwuchs im Entstehen zu unterdrücken, und nur wo in Folge der Entwaldung eingetretener Wassermangel die Ernährung größerer Viehherden unmöglich machte, entstand nach und nach wieder spärlicher Baumwuchs. Aber selbst diesen lassen die Perser nicht aufkommen. Die Holzarmuth ihres Landes zwingt sie, jeden Baum so viel irgend angänglich seiner Zweige zu berauben, bis er zuletzt diesen Mißhandlungen erliegt. Fortwährend sieht man Esel mit solchen Baumzweigen schwer beladen nach den Dörfern und Städten ziehen, ein nicht unerheblicher Erwerbszweig der ländlichen Bevölkerung. Was aber ist die Folge dieses Verfahrens? Persien, welches einst jene gewaltigen Heere zur Eroberung des Westens, Südens und Ostens ausschicken konnte, hat jetzt kaum 5 Millionen Einwohner. Ueberall bei dem fruchtbarsten Boden Dürre und Wassermangel. Verfallene, einst übervolle Wasserleitungen, verlassene Dörfer, Armuth und Elend aller Orten. Wenn es nicht gelingt, in den Bergen Wasserreservoirs anzulegen, um die Winter- und Frühlingsregen zu sammeln, die jetzt in wenigen Stunden reißend in die Thäler stürzen und dort versinken, wenn menschliche Umsicht nicht künstlich die Wälder wiederschafft, die menschliche Thorheit einst vernichtet, so geht das Land unaufhaltsam seinem völligen Ruin entgegen. Immer häufiger folgen sich die Jahre völliger Dürre, und die Zeit ist mit Sicherheit vorauszusehen, wo, wenn es so weitergeht, nur noch an wenigen durch ewigen Schnee genährten Wasserläufen ein dauernder Anbau möglich ist.

Wahre Oasen in der Wüste sind Maiman (1415 Meter) und Badindschan (1091 Meter); reich bewässerte Gärten entwickelten dort eine Baum- und Blüthenpracht, die das Auge entzückte und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Hier ist die Heimathstätte der persischen Rose, die zur Herstellung des meist nach Indien ausgeführten Rosenwassers dient. Nicht zu sagen ist, wie der Anblick dieses frischen Grüns das den ganzen Tag über durch die traurigen, graubraunen Flächen ermüdete Auge entzückt. Die Begeisterung

der persischen Dichter für ihre Gärten mit blühenden Blumen, grünen Bäumen und rieselnden Wasserläufen ist nur dem verständlich, der dies Land kennt. Der Mensch ist um so dankbarer für die Segnungen der Natur, je sparsamer sie ihm zu Theil werden.

Zwischen Maiman und Badindschan fing es an mit den räuberischen Ueberfällen Wirklichkeit zu werden. Das erste Mal zogen sich die Räuber, welche schon auf den Vortrab und die Bagage gefeuert hatten, zurück, als das eigentliche Gros herankam; das zweite Mal, anderthalb Stunden hinter Badindschan, gelang es dem eindringlichen Zureden des Yüs-baschi, die Flinten der Angreifer zur Ruhe zu bringen, worauf sich letztere damit entschuldigten, daß sie die Karawane der Reisenden für Räuber gehalten hätten. Und in der That machten die fünfzig ungewaschenen, nacktbeinigen Kerle der militärischen Escorte, mit einem Hemd und einer dunkelblauen Badehose bekleidet, den zerlumpten Filzmantel über die Schultern geworfen und den Kopf mit Filzmützen jeder Form bedeckt, einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. In jeder möglichen Weise trugen sie ihre meistens mit Stricken mühsam zusammengebundenen Gewehre, deren Schlösser alle Stadien vom Lunten- zum Percussionsschloß durchliefen. Es kommt sogar nicht selten vor, daß die zur Bewachung der Wege commandirten Truppen die Gegend ebenso unsicher machen, wie die Räuber, und es ist für einen einzelnen Mann nie ganz unbedenklich, kleinen Soldatentrupps zu begegnen, wenn sie von einer Garnison nach der andern wandern. Andererseits sehen aber auch in Persien die Dorfbewohner nicht nur wie Räuber aus, sondern sind es auch alle mehr oder weniger und plündern, wo sie können. Es wird nicht weit von der Wahrheit entfernt sein, wenn man annimmt, daß diese Leute stets, wenn ihnen ein Angriff mißlingt, vorgeben, sie hätten gemeint, Räuber vor sich zu haben; das ist jedenfalls die beste Entschuldigung und sichert ihnen Straffreiheit.

Am Abend dieses, des dritten, Tages seit Firuzabad mußten Dr. Stolze und seine Gefährten einen reißenden, tiefen Strom in einem engen Felsthale dreimal kreuzen. Die Wasserwirbel waren so wild, die Strömung so schnell, daß es nicht ganz leicht war, den Schwindel zu bekämpfen, besonders als die Pferde an einer Stelle zu schwimmen anfingen. Es ging indessen alles glücklich vorüber, und selbst die hochbeladenen Maulthiere passirten ohne jeden Unfall. Leider war alle diese Mühe umsonst; denn sie hatten diesen Weg nur gewählt, weil sie schon in Firuzabad gehört hatten, daß sich in diesem Thale höchst interessante alte Ruinen befänden, welche sich nun auf einige kaum bemerkbare Mauerreste an einem der Bergabhänge reducirten. Nichts ist mehr geboten, als die höchste Vorsicht und das unbedingteste Mißtrauen allen persischen Nachrichten von Alterthümern gegenüber; man wird meist in unangenehmer Weise enttäuscht. In Folge dieses Umweges sollten sie am nächsten Tage zwischen Azemundscherd und Fasa einen neuen Raubanfall auszuhalten haben. Der Weg führte durch eine völlig uncultivirte Gebirgslandschaft zwischen schroffen Marmorfelsen durch meist halb bewaldetes Terrain, und stieg zuletzt in einem wilden, steilen Thal abwärts, wo die Pferde von Felsblock zu Felsblock springen mußten, während der Reiter die Zweige der Bäume nur vermeiden konnte, wenn er sich mit dem Kopfe ganz auf den Hals der Thiere herabbeugte. Dr. Stolze war der übrigen Cavalcade etwas vorausgeritten und hatte eben eine freiere Stelle erreicht, als ihm einer der Fußgänger ein Zeichen gab, still zu halten, und ihn auf eine Schaar von vielleicht hundert Männern aufmerksam machte, die in etwa fünfhundert Schritt Entfernung den Weg verlegten; dabei wiederholte er mehrmals das Wort „Arabi“. Es ist nämlich nicht nur die Provinz Chuzistan oder Arabistan von der mohammedanischen Eroberung her von Arabern bevölkert, sondern es sind auch zahlreiche Stämme derselben durch ganz Südpersien verstreut, wo sie eine mehr oder weniger unabhängige Existenz führen und sich fast immer, da sie Abgaben zu zahlen sich hartnäckig weigern, im Kriege mit dem jeweiligen Gouverneur befinden. Besonders der Hissame Sultane ist ihr tödtlichster Feind; er hat vor fünf Jahren fünfundzwanzig von ihnen wegen ihrer frechen Räubereien lebendig an den Thoren von Fasa einmauern lassen, wo man noch jetzt diese schrecklichen Zeugnisse persischer Gerechtigkeitspflege sieht. Dr. Stolze wartete also, bis der Yüs-baschi mit seinen Reitern herankam, welcher sofort die Karawane halten ließ. Dies Stocken und Zögern legten die Araber als Mangel an Muth aus, begannen sofort ihr Feuer, sandten einzelne Trupps nach den Spitzen näher gelegener Hügel und wurden von Augenblick zu Augenblick kühner. Unter fortwährendem, langsam näher kommendem Flintengeknatter, welches von der feigen Bedeckung der Reisenden in keiner Weise erwidert wurde, begannen die üblichen Unterhandlungen. Da sie indessen resultatlos blieben, und schon einzelne Kugeln von hinten her in bedenklicher Nähe einschlugen, entschloß sich endlich der Yüsbaschi schweren Herzens, seinen sichern Versteck zu verlassen und so schnell als möglich auf einem Nebenpfade den Feind zu passiren. In kaum zehn Minuten war die gefährliche Strecke zurückgelegt, ohne jeden Verlust, obwohl die Flinten lustig genug knallten. Ein entschlossener Angriff gleich im Anfange hätte gewiß genügt, das Gesindel zu zerstreuen; aber der persische Soldat liebt es nicht, seine Haut zu Markte zu tragen und zieht eine schnelle Flucht jedem Angriffe vor, in Folge dessen jede Räuberbande von vornherein auf die Feigheit ihrer Gegner speculirt und frech auftritt, ohne im Grunde genommen viel tapferer als jene zu sein.

Unter Donnerwetter, Hagel und Sturm galoppirte die Gesellschaft zwei Stunden später in Fasa ein. Von dort war der weitere Weg nach Darab eben und bequem. Je tiefer sie in das Herz dieser nomadischen Districte eindrangen, um so häufiger begegneten sie wandernden Stämmen mit all ihrer Habe, mit Kind und Kegel, sei es, daß sie auf irgend einem noch nicht abgeweideten Flecke ihre nach zwei Seiten hin offenen, schwarzen Zelte aufgeschlagen hatten, dem Auge des Beschauers den Einblick in ihr ganzes häusliches Treiben eröffnend, während ihre Schaf- und Ziegenherden das Gras der weiten Thalebene abweideten, sei es, daß sich der ganze Stamm in Bewegung befand, alle Habe auf die geduldigen Esel gepackt, die blökenden Herden vorwärts nach anderen Weideplätzen treibend, ein Schwarm wilder Reiter nach allen Seiten den Zug umkreisend. Diese Turkomanen sind ein schöner, stattlicher Menschenschlag, schlanke, wohlgebaute Figuren; kühn geschnitten sind ihre Züge und die Augen blitzen mit ungebändigter Wildheit aus den gebräunten Gesichtern. Das nomadische Leben bringt es mit sich, daß bei all diesen Stämmen, wiewohl sie Mohammedaner sind, die Frauen eine höhere Stellung einnehmen, als im übrigen Orient. Es ist unmöglich, sie, wie in der Abgeschlossenheit des Enderum, zu bloßen Werkzeugen der Sinnlichkeit zu erniedrigen; die Offenheit des Lebens macht sie zu des Mannes Gefährtinnen, die sich nicht scheuen, ihr Gesicht zu zeigen, wie es die Perserinnen thun. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, endlich an Stelle jener verhüllten Figuren mit ihrem abscheulichen Costüm wieder menschlich aussehende Wesen mit menschlichem Gesicht zu sehen. Sie sind freilich meist nicht anziehend; die Wildheit des Ausdrucks, die zu den entschlossenen, kühnen Gesichtern der Männer sehr wohl paßt, giebt ihnen etwas Scheues, Befremdendes; die

zarten Regungen, die der Europäer auf einem weiblichen Gesicht zu lesen gewohnt ist, finden hier keine Stätte, und zum Ueberflusse erscheint der Schmutz, den in den Gesichtern der Männer der Bart verbirgt, und der mit der sonnengebräunten Farbe der Haut verschmilzt, bei ihnen in seiner wahren Natur. Am zweiten Tage, ziemlich in der Mitte des circa 11 deutsche Meilen langen Weges zwischen Fasa und Darab, hörten die Reisenden von alten Ruinen auf einer nicht weit abseits gelegenen, steilen Bergkuppe. Dieselben wurden als ganz wunderbar und einzig in ihrer Art geschildert und mit dem Namen „Gefängniß des Isfendiar" belegt. Obwohl durch die bisherigen Erfahrungen mißtrauisch gemacht, beschlossen sie doch, einen Versuch zu wagen, und sie wurden belohnt. Zwei und eine halbe Stunde, zuerst zu Pferde, die letzte halbe Stunde mit Händen und Füßen am senkrechten Abhang mit Hülfe der Führer aufwärts klimmend, erreichten sie ein 500 Meter langes und 150 Meter breites Felsplateau, dessen Oberfläche ganz und gar mit Resten rohen Mauerwerkes aus unbehauenen Steinen bedeckt ist. Ein etwa 10 Meter hoher Kuppelbau und elf Wasserbassins, zum Theil von bedeutender Ausdehnung und sauber mit einem sehr festen Mörtel ausgekleidet, sind noch wohl erhalten. Offenbar war dies einst, zur Sassanidenzeit oder früher, ein fester Platz, der damals unmöglich anders als durch Hunger genommen werden konnte. Von einem Gefängniß des Isfendiar ist freilich nicht die Rede.

Am letzten Tage gewann in der weiten Thalebene von Darab, nachdem die Reisenden am Morgen ihre Fußgänger entlassen hatten, die Situation wieder einen etwas bedenklichen Anstrich. Dreimal wurden sie von starken, berittenen Abtheilungen der Baharlus umringt, die mit wildem Geschrei ihre Gewehre schwangen und sie stürmisch um den Zweck ihrer Reise befragten. Doch gelang es den Frengis, sie zu beruhigen und Frieden mit ihnen zu schließen; sie sahen aber, daß sie keinen Augenblick zu früh gekommen waren; der ganze Stamm der Baharlus war schon in Bewegung, einer dieser Trupps beabsichtigte einen Angriff auf einige nahe gelegene, dem Khawam gehörige Dörfer; mit einem Worte, der Bürgerkrieg war eben im Stadium des Ausbruches.

Nachdem sie den in sieben Arme getheilten Strom von Darab, den wasserreichsten, den Dr. Stolze bisher in Persien gesehen, überschritten hatten, erreichten sie nach siebeneinhalbstündigem scharfen Marsche Darab, begierig auf seine alten Denkmäler, von denen sie in Schiraz und Firuzabad so viel gehört hatten, und die Flandin mit so hoher Bewunderung rühmt. Am folgenden Morgen ritten sie, begleitet von den beiden Söhnen des stellvertretenden Gouverneurs und einer Reitertruppe nach den unweit südlich gelegenen „Ruinen" der alten Stadt Darab, die an der entgegengesetzten Thalseite liegen. Wie enttäuscht waren sie aber, als sie fanden, daß diese gepriesenen Ruinen sich auf einen genau kreisförmigen Erdwall von etwa 700 Meter Durchmesser, in dessen Mitte sich ein natürlicher, felsiger Hügel befindet, und Spuren einer alten Wasserleitung beschränken! Kein Bauwerk, kein Rest eines einzigen Hauses innerhalb der Umwallung, kein Ziegel, wie sonst an allen Stätten alter persischer Cultur! Nun hofften sie wenigstens, daß die Nakschi Rustam, die „zahlreichen Reliefs" Flandin's sie entschädigen würden und machten sich auf den Weg dahin. Abermalige Enttäuschung! Ein einziges mittelgroßes, nicht besonders gut erhaltenes Relief aus der Sassanidenzeit, ohne jede Inschrift, das war Alles, und damit waren die Sehenswürdigkeiten von Darab erschöpft, so daß Dr. Odling und Dr. Stolze an die Rückkehr nach Schiraz denken konnten, während Consul Rivadeneyra noch die Handelsverhältnisse von Kirwan und Jezd erforschen wollte.

Darab, 1110 Meter über dem Meere gelegen, ist ein ausgedehnter Ort, der sich durch Sauberkeit der Straßen und die zahlreichen, im Orte selbst belegenen Gärten mit dichten Orangenbüschen und schlanken Dattelpalmen vortheilhaft vor anderen Städten Persiens auszeichnet. Das ganze Thal macht den Eindruck großer Fruchtbarkeit, und die umgebenden Berge haben höchst malerische Contouren, besonders gegen Süden, wo eine Art von Felsenthor einen Durchblick auf das alte Darab gewährt.

Die Rückreise nach Schiraz brachte neues Ungemach: eine Schaar Araber hatte seit einigen Tagen den directen Weg nach Schiraz verlegt, und so mußten sie den zwei Tagereisen längern Weg über Fasa einschlagen. Schon unterwegs erkrankten Dr. Odling und Dr. Stolze an Durchfall und Erbrechen und, als sie am dritten Tage elend und von Schmerzen gequält in Fasa anlangten und dort ihr Kochgeschirr, welches in Persien durchgehends aus Kupfer besteht, untersuchten, fanden sie darin nicht eine Spur von Verzinnung und statt dessen einen reichlichen Ansatz von Grünspan. Es ist ein schlechtes Ding um eine Kupfervergiftung, wenn man täglich sieben bis acht Stunden im Sattel sitzen muß und des Nachts persisches Quartier in einem elenden Dorfe hat. Dr. Odling erholte sich bald; Dr. Stolze aber mußte die letzten drei Tage vollkommen fasten und wurde so elend, daß man schon eine Sänfte von Schiraz kommen lassen wollte, um ihn fortzuschaffen. Indessen dauerte er aus; zwar hing er, als sie am letzten Tage den Salzsee von Schiraz bei glühender Sonnenhitze passirt hatten, halb besinnungslos auf dem Rücken seines Pferdes, völlig passiv für die Schönheit der Landschaft. Aber auch die letzten qualvollen Stunden gingen vorüber, und gegen Mittag des 15. April konnte er seine ermatteten Glieder in seinem kühlen Schlafzimmer zum ersten Male seit zehn Tagen in völliger Ruhe ausstrecken.

Nur sehr langsam und unter häufigen Rückfällen und Ohnmachten konnte er sich von der chronischen Diarrhoe erholen und erst am 10. December 1875 von Schiraz nach Buschir aufbrechen, wo er mit gekräftigter Gesundheit am 23. December anlangte und am 4. Januar 1876 mit seinem Reisegefährten Dr. Andreas endlich zusammentraf. Auch dieser hatte unterweges viel von Krankheit zu leiden gehabt. Sechszehn Tage schwebte er in Bombay, wo er an der Cholera erkrankte, in Lebensgefahr; als er genesen, folgte er der Einladung eines Fachgenossen, sich in Puna zu erholen, und benutzte die Muße, das Ritual der Parsis zu studiren. Denn er durfte sich nicht sofort in die Gluthhitze des Persischen Golfes wagen. In Schahbagh bei Buschir betrug z. B. nach Dr. Stolze's Beobachtungen das mittlere, tägliche Maximum im August 36·1° C., das mittlere tägliche Minimum 29·8° C., und dies bei einer psychrometrischen Tagesdifferenz von durchschnittlich 7·3° C., während sie Nachts bei sehr starkem Thaufall 1·5° betrug. In der Stadt Buschir war es noch heißer und feuchter. — Nach Bombay zurückgekehrt, erkrankte Dr. Andreas abermals heftig am Ringwurm, trat aber noch vor seiner völligen Wiederherstellung die Reise nach Buschir an, indem er unterwegs in Karatschi, Sonmiani und Gwadar seine linguistischen und historisch-geographischen Studien betrieb. In Buschir angelangt, begann er sogleich mit Dr. Stolze die Ausgrabungen des Ruinenhügels beim Dorfe Rischehr, und angestrengt arbeiteten beide Tag für Tag bis Ende April. Die gefundenen Ziegel mit Keilschrift waren häufig gebrochen, zuweilen in nicht weniger als 50 Stücke, und mußten mühsam zusammengekittet werden. Auf diese Weise gewannen sie circa 1000 Ziegel mit ganzen Inschriftenflächen und doppelt so viel Fragmente. Gleichzeitig förderten Ausgrabungen in der Ebene eine Reihe der schon bei Ritter erwähnten, seit-

dem aber völlig vernachlässigten Todtenurnen in allen Größen zu Tage. Die Untersuchung mehrerer von ihnen zeigte, daß sie vollständige Skelette enthalten, sowohl von Erwachsenen als von Kindern, und somit die Möglichkeit gewähren, anthropologisch den Racentypus zu bestimmen, welcher vor 2500 Jahren diese Gegenden bevölkerte. Auch andere Zweige der Wissenschaft blieben nicht unberücksichtigt, wie z. B. eine Sammlung von Eidechsen, Schlangen, Insecten, Spinnen, Skorpionen, Skolopendern, Landschnecken rc. angelegt wurde. Andreas' Hauptstudien waren jedoch auf das Sprachliche gerichtet, und wie er in Puna Studien über Ursprung und Quellen des Rituals der Parsi gemacht, in den Küstenstädten von Balutschistan Sammlungen zu einer Grammatik und einem Vocabularium der Brahui-Sprache angelegt hatte, so erforschte er in Buschir bei den Dorfbewohnern und Häuptlingen die dialektischen Eigenthümlichkeiten der Gegend, ihre Sprichwörter, Sitten, Traditionen und historischen Erinnerungen.

Gegen Ende October 1876 beabsichtigen die Reisenden die ihnen von Hamburg aus aufgegebenen Forschungen zu beginnen und zunächst eine große Felseninschrift in Gisekun zu untersuchen. „Von dort aus wollen wir — schreibt Dr. Stolze Ende October aus Schahbagh — Tengistân und Deschti nach allen Richtungen durchkreuzend, über Achram nach Chormudsch gehen, den Chormudsch besteigen, den Lauf des Flusses Mund untersuchen und dann auf Kreuz- und Querwegen nach Firuzabad vordringen, dort Kalaï Dochter (s. oben) und die anderen sassanidischen Baudenkmäler untersuchen und auf einer nördlichen Route, vielleicht über Chischt nach Rudhilla und dann event. nach Genâwe gehen. In Rudhilla finden sich, wie wir in Erfahrung gebracht, dieselben Todtenurnen, wie hier, und in Genâwe Ziegel mit Keilinschriften. Wir werden unsern Weg aufs Sorgfältigste durch astronomische Beobachtungen, fortlaufende photogrammetrische Aufnahmen, Compaßpeilungen und den Pedometer bestimmen und hoffen eine reiche Ausbeute davonzutragen. Schon besitzen wir eine vorläufige Karte von Tengistân und Deschti mit vielen Hunderten sorgfältig bestimmter Ortsnamen und haben Verbindungen mit allen dortigen Chefs angeknüpft." Ueber die Resultate dieser Reisen wird nach Hamburg berichtet werden. Ehe jedoch die Reisenden ihr neues Unternehmen begannen, hatten sie noch ein Abenteuer zu bestehen, welches ihrer ganzen Expedition leicht ein unvorhergesehenes Ende hätte bereiten können, und welches wir hier als eine weitere vortreffliche Illustration persischer Zustände mittheilen.

Sie waren am Abend des 29. October, eines Sonntags, in Gesellschaft eines Beamten des englischen Telegraphen, Mr. Allen, nach einer etwa 7 Kilometer von Schahbagh entfernten Schlucht gegangen, wo sich noch ein Wassertümpel von etwa zwei Meter Länge gehalten hatte, um dort vielleicht eine Hyäne, einen Fuchs oder sonst ein Wild, das meilenweit her dorthin zusammenkommt, bei dem prachtvollen Mondlicht zu erlegen. Nach zwei Stunden vergebenen Wartens kehrten sie ermüdet nach Hause zurück. Als sie nun in schnellem Schritt das nur 300 Meter von Schahbagh entfernte Dorf Ravani, wo jeder Einwohner sie genau persönlich kannte, linker Hand passirten, eröffneten die Einwohner plötzlich aus einer Entfernung von etwa 15 Meter ein scharfes Feuer, was sie noch fortsetzten, nachdem sie bis auf etwa 8 Meter sich ihnen im schnellen Laufe genähert hatten. Die Europäer waren so überrascht, daß sie im ersten Augenblicke gar nicht daran dachten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Wer konnte auch erwarten, daß drei wohlbewaffnete Europäer wenige hundert Schritt von ihrer Wohnung von Leuten, denen sie tagtäglich zu verdienen gegeben, die sie bei jeder Krankheit hülfbereit unentgeltlich mit Arznei versehen haben, würden angegriffen werden?

Einer der Dorfbewohner schien vernünftiger und ermahnte die anderen auf das drohende Zurufen der Angegriffenen, von denen zum Glück keiner trotz der geringen Distanz auch nur die leichteste Verwundung davongetragen hatte, zur Ruhe; widerwillig und zögernd ließen sie endlich von ihnen ab und das Feuern schwieg.

Nun gingen die drei Europäer energisch auf ihre Angreifer los und verlangten Rechenschaft, ohne zunächst anderes als Spott und Hohn davonzutragen; ja zwei Kerle, deren einer im Dienste des dortigen holländischen Consuls steht, zeigten, als die meisten sich einschüchtern ließen und einzelne davonliefen, nicht übel Lust, es nochmals zu Thätlichkeiten kommen zu lassen. Dem Verlangen, den Angegriffenen nach ihrem Hause zu folgen und ihre Identität feststellen zu lassen, leistete keiner Folge, und den Reisenden blieb nichts übrig, als nach Schahbagh zurückzukehren und sich gegen etwaige nächtliche Angriffe in ihrem Hause zu verbarricadiren. Am folgenden Morgen telegraphirte Dr. Andreas den Hergang sofort nach Teheran an Mirza Hussein Chan sowie an die englische und russische Gesandtschaft und bat um Bestrafung der Schuldigen; aber obgleich umgehend von allen drei Seiten die Untersuchung und Bestrafung zugesagt wurde, so scheinen doch die Localbehörden absolut nichts gethan zu haben und ließen die Schuldigen entwischen. Ueber den ganzen Ausgang der Angelegenheit sind noch keine Nachrichten eingelaufen; doch werden wohl die Angegriffenen Genugthuung erhalten haben. Denn sie erkannten sofort, daß, wenn dieser Angriff dicht bei Buschir, wo Alles für ruhig und geordnet gilt, unbestraft bliebe, sie im Deschti und Tengistân, wo fortwährend gefochten wird und der kleine Krieg gar nicht aufhört, keinen Augenblick ihres Lebens sicher wären, und sie waren entschlossen, nicht eher aufzubrechen, bis die Sache regulirt wäre.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Das Privatleben der Bewohner Bannus schildert uns Thorburn in einer Menge einzelner Züge, welche ethnologisch sehr interessant und für unsere Kenntniß des östlichen Afghanistan nicht ohne Bedeutung sind. Das Kind erhält seinen Namen zwei Wochen nach der Geburt, ganz ohne alle Ceremonie; neben der Muttermilch giebt man ihm täglich etwas Ghi, geschmolzene Butter, das Köstlichste, was die Afghanen kennen. Sie soll die Verdauung fördern, wie man auch Einreibungen des ganzen Körpers mit Ghi für höchst gesund hält. Die Mutter drückt und knetet Kopf und

Glieder des kleinen Wesens täglich, um ihnen schöne Formen zu geben. Namentlich beliebt ist eine breite Stirn, und um diese Schönheit dem Kinde zu verschaffen, legt man bei manchen Stämmen Thonformen auf und rückt den Leib des Kindes höher als den Kopf, um den Druck zu vermehren. Nächst der Stirn verwendet man Sorgfalt auf die Nase, die man schmal drückt und möglichst verlängert; Augenbrauen und Schädel werden mit Spießglanz gefärbt, damit die kommenden Haare schwarz werden. Uebrigens färben sich auch Erwachsene namentlich den Bart und zwar an verschiedenen Tagen verschieden, meist schwarz, doch auch roth oder weiß. Ihre Augen sind gewöhnlich dunkel; als sehr häßlich gelten hellere, die nicht eben selten und dann meist graugrünlich sind; daher das Sprichwort: „Wer häßlich sein soll, dem giebt Gott grüne Augen."

Krankheit gilt als Wirkung dämonischer Mächte; namentlich in der Leber haben dieselben ihren Sitz, sie tödten den Menschen, indem sie seine Leber aufzehren. Dieser Glaube ist weit verbreitet. Die Leber gilt wie das Herz als Sitz der Leidenschaften, als Sitz des Lebens, der Seele; daher in so vielen Märchen der Zug, daß man Herz und Leber essen muß, um die Herrschaft über den Geist des frühern Besitzers beider zu erlangen; in einem Märchenfragment in Grimm's Sammlung kommt ein Todter, dessen Leber eine Frau nebst ihren Gästen gegessen hatte [1]), Nachts in das Haus, er ist nun an die gefesselt, welche seine Seele in ihre Gewalt gebracht hatten. Umgekehrt werden Tityos und Prometheus wegen ihres Frevels gegen die Götter an der Leber gestraft: ein von Gott gesandter Vogel, ein Dämon in Vogelgestalt, zehrt sie auf. Merkwürdige Parallelen zu diesen Ansichten und Mythen findet man bei ganz abliegenden Völkern, z. B. den Bewohnern des stillen Oceans. Die Fidschi-Insulaner, arge Cannibalen, aßen namentlich Herz, Leber und Zunge und glaubten, durch diesen Genuß die Seelen der Feinde ganz in ihre Dienste zu bekommen; in Tonga und Samoa sah man bei Menschenopfern häufig zu, ob die Leber des Todten geschwollen war, in welchem Falle er gewiß gegen die Götter gefrevelt hatte und deshalb an der Leber gestraft war. Ganz ähnliche Anschauungen finden sich bei semitischen und afrikanischen Völkern. — Uebrigens haben die Afghanen auch wirkliche Heilmethoden, nicht bloße Beschwörungen. Fieber z. B. curirt man dadurch, daß der Patient, in ein noch warmes Schaffell eingeschlagen, ins Bett gesteckt wird, damit er tüchtig schwitze. Im Ganzen aber sind sie ein gesunder, kräftiger Menschenschlag.

Der Hausbau ist wenig ausgebildet: man hat meist niedrige, viereckige Häuser, mit flachem Dach und nur einer einzigen Oeffnung, der Thür. In diesem einen Raum, der nur mit sehr dürftigem Hausrath ausgestattet ist, wohnt die Familie beisammen, oft noch mit dem Vieh. Im Sommer wohnt man auf dem Dach. Jeder Neuverheirathete hat sein eigenes Haus, und da in dem Wohnraum zugleich geschlafen und gekocht wird und zwar an einem Feuer, welches man mit getrocknetem Kuhmist unterhält, so ist eine solche Abtrennung allerdings sehr rathsam. Die Stämme, welche im Sommer nomadisiren, wohnen dann in zeitweiligen schwarzen Lederzelten; die Häuser ihrer Dörfer sind nur roh aus Flechtwerk ausgeführt, das ganze Dorf mit einer Dornenhecke umzäunt, deren Stelle bei den seßhaften Afghanen ein Erdwall vertritt, wie denn ein jedes ihrer Dörfer auch eine Art Fort besaß, welches gleichfalls aus Erde ausgeführt war — Vertheidigungsmittel, welche gegen asiatische Feinde völlig genügten. Außerdem haben die Dörfer ihre Gemeindehäuser, mit freiem Platz vor denselben, wo die Männer zusammenkommen, meist nur, um zu rauchen und zu schwatzen, doch auch für die ernsteren öffentlichen Angelegenheiten. In jedem Quartier eines jeden Dorfes ist ein solches Haus, und die Männer, welche sich in diesem oder jenem versammeln, gehören stets streng einer und derselben politischen Partei an. Die eigentliche Hausarbeit liegt den Weibern ob, die aber nicht schlecht gestellt sind. Die Männer besorgen den Haus- und Feldbau, die Herden, den Krieg und die öffentlichen Angelegenheiten. Jede Gemeinde hat ihre „Dum" oder Dorfsänger.

Von den eigenthümlichen Hochzeitsceremonien mag erwähnt werden, daß bei den Bannudzai der Bräutigam und ein Mädchen, welches die Braut vertritt, zusammen zum Dorfbache gehen, indem beider Obergewand an einander geknüpft ist. Dort taucht der Bräutigam zuerst den Finger dreimal, dann dreimal das Schwert in das Wasser ein und läßt die Tropfen in einen Krug abrinnen, den er, nachdem ihn das Mädchen mit der Hand vollgeschöpft hat, einige Schritte zurückträgt und auf den Boden stellt. Dann versuchen einige Dum von der Brautpartei den Bräutigam zu fangen und mit einem Stück Bindfaden zu messen, wogegen ihn seine Freunde unter lebhaftem Scheingefecht vertheidigen. Während dieses „Pandra" genannten Streites kämpfen auch die Weiber: aber mit den Zungen. Die Verwandtinnen des Bräutigams und der Braut setzen sich einander gegenüber und überbieten sich zunächst in Lobeserhebungen des ihnen Verwandten der beiden Verlobten; bald aber ändern sie den Ton und jede Partei schmäht und höhnt den Verlobten der Gegenpartei aufs Aergste. Das dauert eine Stunde. Bei den Marwat hält sich Tags vor der Einholung die Braut mit einigen Freundinnen in einer besonders hergerichteten Strohhütte auf; gegen Abend versucht eine größere Schaar der Dorfgenossinnen der Braut eine Locke zu rauben, ebenfalls unter lebhaftem Scheingefecht, in welchem die Räuberinnen immer den Sieg behalten. Ist dann die Braut heimgeführt, so bleibt sie drei Tage lang in einem dunkeln Raum, wo sie nur der neue Ehemann besucht; erst dann gehört sie zur Familie des Mannes. Bei den Bannudzai wird die junge Frau drei Tage nach der Hochzeit von ihrer Mutter in die alte Heimath abgeholt, wo sie noch einige Tage verweilt, dann aber dieselbe erst nach Jahresfrist wieder besuchen darf. Die Weiber werden gekauft; doch giebt man sie nicht ohne Aussteuer. Sklaverei ist vorhanden, aber nicht sehr ausgedehnt, und überall gehören die Sklaven zur Familie. Junge Mädchen giebt man oft als eine Art Geldzahlung fort, z. B. als Wergeld an eine andere Familie; sie gehen dann in diese über, aber in einer Art von Sklavenstellung, sehr häufig als Nebenweiber des Mannes. Das Familienleben der Pashto ist ein inniges, wie sie auch leidenschaftliche Liebe sehr wohl kennen — ein Charakterzug, der, wie Elphinstone mit Recht bemerkt, bei Asiaten sehr merkwürdig ist. Besonders schön ist die Ehrfurcht, welche sie dem Alter zollen, in äußerer und innerer Hochhaltung. „Aelter und klüger" ist Sprichwort bei ihnen. Jetzt ist dieser Zug ihres Wesens ein völlig ethischer; ursprünglich aber ist bei ihnen wie bei allen Naturvölkern die Verehrung des Alters nicht ethisch gemeint, sondern einfach religiös und religiös auch nur im rohesten Sinne des Wortes. Es ist eine höchst wichtige und interessante Erscheinung im Leben der Menschheit, daß alle sittlichen Regungen sich aus ganz roher, materieller Grundlage entwickelt haben, daß nichts Ethisches ursprünglich gegeben ist. So auch die Ehrfurcht vor dem Alter nicht: sie hängt zusammen mit der Furcht vor den Seelen. Die Seele des Todten wird gleich nach ihrer Loslösung vom Körper ein mächtiger Geist, der nützen oder schaden kann, den man auf alle Weise also zum Freunde haben muß. Je

[1]) Grimm² 1822, 3. Band.

älter nun Einer ist, desto näher steht er jener Epoche der gefährlichen Macht, desto mehr muß er geehrt werden. Daß der Mensch mit den Jahren immer heiliger wird, das zeigt sich aus den Gebräuchen vieler Völker; daß man die dereinst freiwerdenden Seelen auch der noch Lebenden fürchtet, beweist die Behandlung der Kranken vielfach, zum Theil auch die Tödtung der alten Eltern, welche überall, wo sie herrscht, als strenge Pflicht angesehen wird; ein Sitte, welche sich bei unserer Auffassung mit der Verehrung, die man gegen das Alter hegt, sehr gut vereint. Elphinstone berichtet von den Shirani, einem afghanischen Stamme des südlichen Suleiman-Gebirges, daß ihr Häuptling, welcher den Titel Nika, d. h. Großvater, führt, stets das Familienhaupt der ältesten Familie ist. Er steht, so glaubt man, unter unmittelbarer Führung und Hut der Gottheit, und Frevel gegen ihn rächen sich sofort durch schweres Unglück, z. B. durch den Tod eines Kindes. Kinder aber sind den göttlichen Wesen das genehmste Sühnopfer. Die Shirani behandeln also ihren „Großvater“ schon bei Lebzeiten wie einen Geist oder Gott.

Aber trotz aller Familienanhänglichkeit herrschen in allen afghanischen Familien die heftigsten Fehden, noch neben den Feindseligkeiten, welche die Stämme unter einander haben. Ein Sprichwort lautet: „Ein Vetter beißt sich den Zahn am andern Vetter aus;“ denn wie zu Elphinstone's Zeiten, so sind auch heute noch die einzelnen Häuser einer Familie immer mit einander im Streit, meist wegen Erbschaftsangelegenheiten. Auf diesen Familienzwisten beruhen die Parteiungen in den Stämmen; sie erfüllen das Leben des Einzelnen mit Haß und nicht selten auch mit blutigen Thaten. Meuchelmord ist der beständige Begleiter dieses Hasses, trotzdem das alte Blutrecht der Wiedervergeltung gerichtlich streng verpönt ist. „Aber,“ sagt das Sprichwort, „wer zähmt seine Hand, wenn ihm Sohn und Bruder erschlagen sind?“ und ein anderes: „Afghanische Feindschaft ist wie Dungfeuer,“ d. h. sie brennt heimlich und lange, unter dem Deckmantel der Verstellung, weiter, bis sie bei guter Gelegenheit in helle Flammen ausschlägt. Man kennt genau die Zahl der beiderseitig Getödteten, weiß genau, wie viel von der feindlichen Partei noch getödtet werden müssen in einer Fehde, die sich oft schon durch Generationen hindurchzieht, und so sind Mordthaten und Familienrache auch heute noch gar nicht selten. Das Wergeld, mit welchem eine Tödtung gebüßt wird, ist oft höchst bedeutend.

Mit diesem privilegirten und angeerbten Haß und Parteiwesen verträgt sich übrigens die größte Gastlichkeit sehr wohl. Der Wanderer theilt mit dem Wanderer sein Mahl; die Dörfer nehmen in ihren Fremdenhäusern die Reisenden unentgeltlich auf — die Unkosten der Verpflegung trägt entweder der Dorfvorsteher oder sämmtliche Gemeindeglieder. Von einem Häuptling oder Fürsten erwartet und rühmt man diese Gastlichkeit ebenso wie die mittelalterlichen Sänger die „Milde“ ihrer Fürsten erwarten und rühmen. Daher ist es begreiflich genug, daß die englischen Machthaber im Lande sich und ihrer Stellung durch wohlangebrachte Freigebigkeit unendlich nützen können; während das Gegentheil ihnen ebensosehr schadet. Die — unabhängigen — Dawaris gelten für besonders spendabel; ihre Fürsten legen an Festtagen gebratene Hühner in ihre Turbane und diese mit sich fortzunehmen steht Jedem frei. Daher das schon oben erwähnte Sprichwort: „Der ist kein Dawari, dessen Fransen nicht von Fett triefen.“ — Daß nun die Afghanen, namentlich die ärmeren Stämme, oft eine ganz unleidliche Gefräßigkeit zeigen, läßt sich nicht leugnen. Eine Schaar Gebirgsafghanen, welche man zu einer großen Parade eingeladen hatte, in der Hoffnung, ihnen dadurch heilsam zu imponiren, war gegen die imposantesten Eindrücke völlig stumpf, dagegen stritten sie lange hin und her über ihre Gast-Razionen und benahmen sich ebenso hochmüthig als unbescheiden — ganz nach Art roher Menschen, welche dies selbe Wesen zeigen sowohl in rein natürlichen als auch in cultivirten Verhältnissen.

Die Afghanen sind treue Anhänger ihrer alten Sitten, welche ja in geistig leeren, also in den Zuständen der Uncultur ganz besonders zähe Kraft haben. „Das Leben giebt man wohl auf, aber nicht einen alten Brauch,“ sagen sie sprichwörtlich. Dennoch aber sind sie „Neuerungen, die auf altem Wege kommen“ (Sprichwort), nicht abgeneigt, sobald ihnen nur die Vortheile derselben begreiflich geworden sind. Ganz ähnlich verhalten sie sich in ihren religiösen Ansichten: nach keiner Seite gehen sie in unverständiger Leidenschaftlichkeit vor, so sehr sie auch — sie sind alle Muhammedaner — an ihren Mullahs hängen. Obwohl Sunniten, vertragen sie, trotz mancher verächtlichen Sprichwörter gegen dieselben, auch die Schiiten ganz gut, und wenn ihre Duldsamkeit gegen Hindus und Hindkis allerdings nicht sehr groß ist, so ist das weit mehr Folge des Nationalhasses (welchen das Gefühl der eigenen Inferiorität mächtig stachelt), als des religiösen Eifers. Natürlich sind sie Fatalisten, aber doch nicht so blinde wie die Muhammedaner sonst so oft. Denn, sagt ihre Volksweisheit, „Schicksal ist ein gesattelter Esel und geht, wohin man es treibt.“ — „Gottes Wille ist unabänderlich; aber dennoch, bindet eure Kameele an!“ Hierzu halte man folgende Sprichwörter: „Obwohl Gott allmächtig ist, er regnet dennoch nicht bei heiterm Himmel.“ — „Die Dinge geschehen nach Gottes Willen, nicht nach der Priester Mund.“ — „Das Wort: „Mit Gottes Hülfe“, bringt Segen, aber nicht bei der Schakaljagd“ (d. h. nicht bei Kleinigkeiten). Nun ist es freilich eine mißliche Sache, aus Sprichwörtern sich ein Bild des ethisch-intellectuellen Standes der Gesammtmenge eines Volkes zu bilden. So zeigen sich auch die Afghanen in Dingen, welche ihren Horizont übersteigen, ganz abhängig von den Mullahs und erfüllt mit dem gröbsten Aberglauben. Man glaubt an Hexen- und Krankheitsbeschwörungen; man glaubt an den bösen Blick und daß derselbe namentlich Wöchnerinnen und Nackten oder Leuten schade, die im Dunkel der Nacht draußen sind; daß man durch Blei, welches man in Oel gießt, den Uebelthäter erkennen könne, indem das Blei die Gestalt desselben annehme. Aber man glaubt auch, daß, je älter und gläubiger der mit dem bösen Blick Behaftete werde, desto mehr und mehr sein Blick die unheilvolle Kraft verliere. Solche Züge, jene Sprichwörter und Aehnliches beweisen, daß die Afghanen ein rohes, aber verständiges, gut beanlagtes Volk sind, welches von semitischem Fanatismus sehr weit entfernt und wohl im Stande ist, zu lernen und weiter zu kommen. Dies wird nicht sehr rasch gehen, auch wohl verhältnißmäßig nicht sehr weit führen; allein hierin ist nicht sowohl die Begabung des Volkes Schuld als die höchst hinderliche Naturumgebung und die allzulange Gewöhnung an ein culturloses Leben.

Schließlich sei noch einer, wie es scheint, sehr alterthümlichen Sitte gedacht, welche sich bei den Dawari erhalten hat. Wird eine Strecke Landes unfruchtbar, so sollen sie bisweilen einen Wanderer tödten und in dies Stück Land begraben, welches dadurch seine Fruchtbarkeit wieder erhalte, und zwar um so reichlicher wieder erhalte, je heiliger der getödtete Mann war. Beruht diese Nachricht auf wirklichen Thatsachen — woran wir kaum zweifeln dürfen —, so haben wir hier eine interessante Spur alter Menschenopfer vor uns.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Auch die Goldfelder von Neu-Süd-Wales, welche hinter denen von Victoria (s. oben S. 256) immer weit zurückstanden, wiesen 1876 eine erhebliche Abnahme in der Ergiebigkeit gegen frühere Jahre aus. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß der Ertrag der Goldfelder in dieser Colonie einzig und allein nach den Eingängen der Goldescorten bemessen wird, daß aber in neuester Zeit, wo die Eisenbahnen immer weiter vorrücken, viel Gold auch auf diesem Wege befördert wird, welches sich dadurch der statistischen Calculation entzieht. — Die Goldfelder von Neu-Süd-Wales zerfallen je nach ihrer Lage in die westlichen, südlichen und nördlichen. Die westlichen waren von jeher die ergiebigsten und brachten 1876 einen Ertrag von 94,879 Unzen gegen 153,212 im Jahre 1875. Dann folgten die südlichen mit 27,418 Unzen gegen 42,405 im Vorjahre und endlich die nördlichen mit nur 4491 Unzen gegen 6162. Das Gold, welches in den letzten zehn Jahren auf den Goldfeldern von Neu-Süd-Wales gewonnen wurde, summirt wie folgt:

Im Jahre 1867 . . .	222,715	Unzen
„ „ 1868 . . .	229,739	„
„ „ 1869 . . .	324,882	„
„ „ 1870 . . .	198,664	„
„ „ 1871 . . .	296,928	„
„ „ 1872 . . .	392,186	„
„ „ 1873 . . .	328,197	„
„ „ 1874 . . .	243,518	„
„ „ 1875 . . .	201,779	„
„ „ 1876 . . .	126,788	„
	Total 2,565,396	Unzen.

Das in Neu-Süd-Wales gefundene Gold ist von geringerer Qualität als das von Victoria und sein Werth rangirt zwischen 3 Pf. St. 10 Sch. und 3 Pf. St. 18 Sch. 6 P. pro Unze. Nehmen wir einen Durchschnittspreis von 3 Pf. St. 15 Sch., so repräsentiren obige 2,565,396 Unzen den Werth von 9,620,235 Pf. St.

In der Münze von Sydney wurden im Jahre 1876 im Ganzen 1,651,292 Sovereigns geprägt gegen 2,128,517 Pf. St. im Jahre 1875, und seit Eröffnung der Münze im Mai 1855 überhaupt 10,787,761 Unzen Gold zum Werthe von 41,571,393 Pf. St. verprägt.

— Die Regierung von Neu-Süd-Wales hat soeben eine statistische Abhandlung von G. H. Reid: „An Essay on New South Wales" (Sydney 1876), vertheilt, welche sich jenen officiellen Veröffentlichungen über Brasilien und die Argentinische Republik anschließt, die wir auf S. 48 und 270 dieses Bandes besprochen haben. Mit einer Karte der Colonie und einer großen Ansicht von Sydney ausgestattet, giebt das Buch eingehende und zuverlässige Nachricht über Klima, Bevölkerung, Gerichtspflege, Communicationen, Handel, Schifffahrt u. s. w. Die statistischen Daten, welchen, soweit sie die hauptsächlichsten Verhältnisse betreffen, auch diejenigen aus den anderen australischen Colonien hinzugefügt sind, reichen bis Ende des Jahres 1875 herab.

— Die Colonie Süd-Australien hat mit der holländisch-indischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen, zu dem Zweck eine Dampfschifffahrts-Unternehmung zwischen Port Adelaide, Port Darwin und Batavia zu subventioniren. Der Vertrag ist vorläufig für fünf Jahre abgeschlossen worden — mit eventueller Kündigung zwei Jahre vor Ablauf des Termins. Dampfer von nicht weniger als 1000 Tonnen Gehalt werden mit Intervallen von circa 73 Tagen von Batavia abgehen und die Häfen von Darwin, Sydney und Melbourne sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise anlaufen. Der Beitrag der südaustralischen Regierung ist mit 1666 Pf. St. für jede Rundreise bemessen. Aus dieser Verbindung wird der Colonie ein großer Vortheil erwachsen; auch dürfte sie dazu dienen, das Northern Territory einer raschern Entwickelung entgegenzuführen.

— In dem Berichte über die Reise des Reverend S. M'Farlane an der Südostküste der langen Peninsula von Neu-Guinea (Bd. XXX, Nro. 9 und 10) erwähnten wir auf S. 142 des Haine Anua oder Frauenlandes; ohne damals Näheres über diese Merkwürdigkeit mittheilen zu können. Jetzt schreibt uns M'Farlane selbst darüber Folgendes:

„Haine Anua oder Frauenland ist nach Angaben der Eingeborenen ein District oder eine Insel an der Südseite der Peninsula von Neu-Guinea, welche zu entdecken ich mich auf meiner letzten Reise vergeblich bemühte. Dort leben nur Frauen und Kinder weiblichen Geschlechts. Sicherlich befanden wir uns in der Nähe dieses merkwürdigen Landes, als wir, wie mein Bericht angiebt, einem großen Canoe begegneten, welches mit Frauen besetzt war, die sich als vortreffliche Ruderer erwiesen. Wie uns die Eingeborenen der Südostküste erzählten, dürfen Männer diesen Frauenstamm zwar besuchen, aber nur zum Zwecke der Begattung, und es ist ihnen nicht gestattet, sich länger aufzuhalten ohne die Gefahr ermordet zu werden. Die Kinder männlichen Geschlechts, welche diese Weiber gebären, werden bei der Geburt sofort getödtet, und nur die Mädchen bleiben am Leben. Es würde dies also auf eine Colonie prostituirter Frauen hindeuten."

— Der Missionär Dr. Turner besuchte auf seiner Rundreise in der Südsee zu Ende vorigen Jahres auch die in 0° 18' südl. Br. und 176° 12' östl. L. Gr. gelegene und zur Gilbert-Gruppe gehörige Insel Nukunau, auf der, wie er berichtet, folgender religiöser Glaube herrscht. Tapuariki gilt den Eingeborenen als der große Gott und manifestirt sich als Donner, außerdem verehren sie aber noch viele andere Götter. Im Uranfange herrschte überall Finsterniß und der Himmel ruhte auf der Erde, bis ihn die beiden Brüder Naleau und Laki in die Höhe hoben. Aber damit war noch kein Licht geschaffen. Naleau und Laki hatten noch einen dritten Bruder. Diesem rissen sie das rechte Auge aus und warfen es an den Himmel, wo die Sonne daraus ward. Ein Gleiches geschah dann auch mit dem linken Auge, und es entstand der Mond. Der Mensch bildete sich allmälig aus den Fischen der See.

— Im Februar dieses Jahres trafen mit dem Hamburger Schiffe „Hammershagen" vierzig italienische Ackerbauern in Maryborough (Colonie Queensland) ein. Sie sind beauftragt, ein großes Areal Land anzukaufen, um darauf die verschiedenen Producte des südlichen Europas zu cultiviren. Eine weitere Anzahl von Italienern wird nachfolgen.

— Mehr als die Hälfte der auf dem australischen Continente producirten Wollen werden jetzt von Melbourne aus verschifft, und dabei darf nicht übersehen werden, daß in dieser Verschiffung gerade die auserlesensten Schuren begriffen sind. Die Victoria-Wollen rangiren im Allgemeinen in der Qualität viel höher als die der anderen australischen Colonien. Dies resultirt aus dem mehr gleichförmigen Klima dieser Colonie, aus den durchschnittlich besseren Weiden und aus dem unausgesetzten, keine Kosten

schenenden Bestreben der Squatters, ihre Schafherden zu veredeln und dadurch feinere Sorten Wolle zu produciren. Die Art und Weise der Wäsche und Classificirung der Wollen hat in Victoria wohl den möglichsten Höhepunkt erreicht, und der größte Theil der Schur kommt in vorzüglichster Ordnung auf den Markt. Kein Wunder, daß daher die bedeutendsten Fabrikanten Europas und Nordamerikas den Melbourne-Markt alljährlich in immer größerer Anzahl besuchen, indem sie anerkennen, daß dort nunmehr einer der wichtigsten, wenn nicht geradezu der wichtigste Stapelplatz der Erde für Wolle existire. Sehr beträchtliche Verkäufe werden jetzt in Melbourne selbst abgeschlossen, wo die Fabrikanten die erste Auswahl vor sich haben, während früher die dortigen Wollen fast sämmtlich an den Londoner Markt gebracht und durch Commissionäre verkauft wurden. Der Wollexport aus der Colonie Victoria belief sich im Jahre 1866/67 auf 169,548, 1870/71 auf 225,145, 1872/73 auf 233,729, 1874/75 auf 303,063 und 1875/76 auf 311,831 Ballen. Bemerkt sei, daß in Australien das Wolljahr vom 1. October an datirt wird. Das laufende Jahr 1876/77 würde sicherlich eine noch wesentlich höhere Ausfuhr liefern, wenn nicht die große Trockenheit und Dürre, welche in Australien herrschte, hindernd eingewirkt hätte. Bis gegen Ende Februar 1877, wo die Saison aber schon so ziemlich zu Ende war, erreichte der Wollexport aus Victoria die Höhe von 275,671 Ballen, welche, mit Ausnahme von 7847, die nach Nordamerika gingen, sämmtlich für England bestimmt waren. Für Amerika werden wegen des dortigen Zolltarifs nur sogenannte greasy, d. i. ungewaschene Wollen, angekauft.

Amerika.

— Dem Berichte des canadischen Ministers der Oeffentlichen Arbeiten für 1876, der kürzlich dem Parlamente der Dominion vorgelegt wurde, entnehmen wir Folgendes über den gegenwärtigen Stand der nördlichen oder canadischen Pacificbahn. Von dem Gesammtbudget der Oeffentlichen Arbeiten zu 11,405,000 Doll. wurden 2,302,000 auf dieselbe (2,390,000 auf Canäle, 999,000 auf die Intercolonial-Eisenbahn) verwandt. Ueber den Stand der Arbeiten giebt der Bericht des Hauptingenieurs an, daß von der Gesammtlänge der Linie, die zwischen Lake Superior und dem Stillen Ocean 2000 engl. Meilen mißt, 681 Meilen endgültig ausgelegt und 227 davon im Bau begriffen sind. Von der ausgelegten Linie an, die in Livingstone (bei Fort Pelly) ihren westlichen Endpunkt findet, ist eine provisorische Linie von 516 Meilen bis in die geographische Länge von Edmonton, vermessen. Von den übrigen 260 Meilen bis zum Yellow-Head-Paß im Felsengebirge sind 140 Meilen ausgelegt. Auf der pacifischen Seite des Gebirges gehen die Arbeiten rüstig vorwärts. Eine Versuchslinie vom Yellow-Head-Paß bis Bute Inlet (Waddington Harbour) ist vermessen und andere Versuchslinien (eine von der ebengenannten abzweigend im Chilacoh Valley und im Thale der Blackwater und Salmon River nach der Kamsquoto-Bay hinabführend; die andere von der Mündung des Chilacoh im Thale des Stewart, Nechacoh und Enchu River entlang, über die Wasserscheide in das Thal des Salmon River, wo sie mit der vorigen zusammentrifft; eine dritte im Thale des Fraser River) sind behufs Vermessung in Aussicht genommen. Ob bei der abwartenden Stellung, welche Britisch-Columbia neuerdings den Vereinigungsplänen der Dominion entgegensetzt, und bei der schlechten wirthschaftlichen Lage, die ganz Britisch-Nordamerika einen Stempel von Ermattung aufdrückt, der große Plan der nördlichen Pacificbahn so rasch zur vollen Ausführung gelangen wird, wie man früher annahm, ist wohl zu bezweifeln, und das Fortschreiten des Unternehmens wird wesentlich beeinflußt werden von dem Verlauf der wirthschaftlichen Krise, die Canada gegenwärtig stärker heimsucht als irgend ein europäisches Land oder selbst die Vereinigten Staaten, und in zweiter Linie von den Bedingungen, unter denen es den Finanzmännern der Dominion gelingen wird, ein projectirtes neues Anlehen anzubringen.

— Dr. J. F. Bransford, Arzt in der Vereinigten-Staaten-Flotte, hat auf der Insel Ometepec im See von Nicaragua eine große Menge von verschiedenen prähistorischen Gefäßen, Begräbnißurnen u. s. w. für das Washingtoner Nationalmuseum ausgegraben. Er konnte daselbst drei verschiedene auf einander folgende Epochen vorgeschichtlicher Civilisation unterscheiden, deren jede von der vorhergehenden durch Lavadecken des Vulcans getrennt war. Welche langen Zeiträume zwischen den einzelnen Perioden und Ausbrüchen verflossen sein müssen, beweist die dicke Schicht Erde, welche sich auf der frischen Lavafläche durch Zersetzung von Vegetabilien gebildet hat; die Dauer dieser Perioden auch nur annähernd zu schätzen ist unmöglich. Vor Veröffentlichung seines an das Navy Departement gerichteten Reports hat Dr. Bransford Erlaubniß erhalten, die Insel behufs Feststellung einiger zweifelhafter Punkte nochmals zu besuchen.

— Von Prof. Charles Wiener, welcher zu archäologischen Zwecken Peru bereist, drucken die „Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien“ (Heft 2, S. 129) einen Brief ab, welcher über die peruanische Legua folgende überraschende Aufklärung giebt: An einzelnen Stellen der Route findet man Kreuze, auf welchen die Distanzen von Legua zu Legua angegeben sind. Prof. Wiener nahm sich die Mühe, die Entfernung zweier solcher Meilenkreuze und zwar zwischen Coahuamayo und Junin mit der Meßkette zu messen und fand dieselbe zu 5·857 Kilometer. Diese Differenz zwischen der Länge der officiellen Legua (4·237 Kilometer) und der von ihm gemessenen erklärt sich aus der Unwissenheit der Leute einerseits, aus Ersparungsgründen der Regierung andererseits. Die Regierung bezahlt nämlich ihre Couriere nach der Anzahl der zurückgelegten Leguas; es vermindern sich daher bei der größern Länge der Leguas die Reiseausgaben. Die Bezeichnung „leguas largas“ und „leguas chicas“, „leguas de gobierno“ und „leguas de posta“ lassen deutlich erkennen, daß die Legua keine mathematische Größe, sondern sehr elastisch ist; je nach dem Charakter des Reisenden und dem Zweck der Reise erhält diese Größe einen verschiedenen Werth. Während man im Allgemeinen die Entfernung von Cajamarca nach Cuzco zu 450 Leguas berechnet, bemißt die Regierung diese Strecke nur zu 350 Leguas.

Ein zweiter Brief desselben Gelehrten (a. a. O. Heft 3, S. 183) schildert den Culturzustand Perus in folgenden Worten: Das Land, welches ich durchreiste, ist in voller Zersetzung begriffen. Die einstige Civilisation ist verschwunden und was sie als Erinnerung ihres Bestehens zurückgelassen, ist das Laster, welches sie selbst im Lande erzeugte. Schulen giebt es keine mehr im Innern des Landes. Der Postdienst ist im Erlöschen und wird nur mehr mühsam aufrecht erhalten, so daß es keine regelmäßigen Communicationen mehr giebt. Die Behörden sind ohne jede Autorität, das Geld ist außer Land gewandert. Der Handel der Bewohner ist zum größten Theile einfacher Waarentausch geworden, so daß Industrieerzeugnisse gegen Naturproducte ausgetauscht werden. Die castillanische Sprache verschwindet, die Sprache der Eingeborenen, die Quichua, die, wie die unterlegene Race selbst, vielfach vermischt ist, gewinnt die Oberhand. — Das Volk lebt in einer unbegreiflichen Lethargie, die es zur Noth durch den Genuß von Coca für Momente abwehrt, und nur durch die Dämpfe des Chicha befreit es sich davon. Zuweilen reißt es sich gewaltsam aus diesem unsäglichen Elend und der Verkommenheit, wird aber dann zum wilden Thiere, das nicht tödtet, sondern sein Opfer zerreißt und um die Reste der „Bedoyas“, „Jpinozas“ und anderer Unglücklicher tolle Reigen tanzt. Mit anderen Worten, Alles, was eine Nation dieses Namens würdig macht, ist aus diesem Lande verschwunden, und man findet heute nur in Gold gekleidete und strotzende Priester und ein Elend, das sich nicht einmal

hinter dürftige Lappen verbergen kann, sondern in seiner ganzen Häßlichkeit nackt zu Tage tritt. Es giebt keine heimische Industrie mehr, Alles ist und wird eingeführt. Der Mann der Wissenschaft und der Handelsmann sind fast durchaus Fremde. Die spanischen Nachkömmlinge behandeln die Eingeborenen mit vollster Verachtung, obwohl sie andererseits die Brüder derselben zu spielen belieben und sich durch die Spanier Unterdrückte nennen.

— Im Aprilheft des „Geographical Magazine" theilt G. E. Church eine sehr werthvolle, große Karte der Flüsse Purûs und Madeira mit, welche im topographischen Departement der brasilianischen Regierung für ihn gezeichnet worden ist, und welche namentlich für das Quellgebiet der Ströme Juruá, Purûs, Aquiry, Madre de Dios, Beni und Rio Grande sehr viel Neues enthält. Das ganze Gebiet von da an, wo die Grenzen Brasiliens, Perus und Bolivias zusammenstoßen, bis zu den Cordilleren, welche sich östlich von Cochabamba, La Paz, dem Titicaca-See und Cuzco in nordwestlicher Richtung hinziehen, erhält dadurch ein ganz anderes und viel detaillirteres Flußnetz als bisher. Terrain und Höhenverhältnisse sind dagegen ganz unberücksichtigt geblieben. In dem beigegebenen Memoir sucht Church nachzuweisen, daß die von vielen Leuten inner- wie außerhalb Bolivias genährte Hoffnung, als könnte der 1864 bis 1865 von dem Engländer Chandleß erforschte Purûs und dessen Nebenfluß Aquiry jemals für Bolivia eine bessere Verbindung mit dem Amazonenstrom und dem Ocean darbieten als der Madeira, daß vielmehr der Purûs und der Aquiry, der obendrein nur die äußerste nordwestliche Ecke des Landes durchfließt, dafür völlig ungeeignet seien. Vielmehr empfehle es sich als das allein Richtige, von der projectirten Madeira-Mamore-Bahn aus (s. die Keller-Lenzinger's Buche entnommenen Artikel in „Globus" XXV, S. 311, 369; XXVI, S. 1, 65, XXVII, S. 166) eine Zweigbahn über den Mamore und am Beni hinauf bis zu dessen ersten Stromschnellen zu führen und dadurch die Thäler des Beni und Madre de Dios (in der Tacana-Sprache „Mayu-tata", d. i. Großer Vater Fluß) zu eröffnen, deren Reichthum an landwirthschaftlichen, medicinischen und mineralischen Producten von keinem andern Flußthale der Neuen Welt übertroffen wird. Auch von den dort wohnenden Indianern wissen zwei Franziskanermönche, welche sie 1866 von der Mission Cabinas (am Rio Madidi, einem linken Zuflusse des Beni, in 12° 11' südl. Br. und 67° 45' westl. L. v. Gr.) aus besuchten, viel Günstiges zu berichten. Die in Betracht kommenden Stämme der Araonas, Toromonas, Pacaguaras und Caviñas haben nur stellenweise Bigamie, und nie bemerkte der Pater Fidel Codinach, der eine Zeit lang unter ihnen lebte, eine unzüchtige Handlung, Geberde oder Wort. Weiber und Kinder werden hoch gehalten und nie roh behandelt, vielmehr unterstützen sich alle Theile gegenseitig. Dem Häuptling und dem Priester, deren Aemter oft ein Individuum in sich vereinigt, gehorchen sie aufs Wort; berauschende Getränke kennen sie nicht und mit Ausnahme der Pacaguaras sind sie mäßig, enthaltsam, ja selbst zartfühlend und moralisch. Dafür sind sie arge Heiden, verehren zahllose Götter von der Sonne bis zu den Vorfahren, und jeder auch noch so kleine Stamm hat seinen schön geschmückten Tempel oder Heiligthum, wo zahlreiche Idole in Gestalt zierlich geflochtener Körbe, die mit Kieseln und bunten Steinchen gefüllt sind, und polirter Ebenholzstöcke mit eingeschnitzten Hieroglyphen stehen und mit Kränzen bunter Federn verziert werden. Alle Abtheilungen eines Stammes haben zwei Oberhäuptlinge, einen für den Krieg, den andern für den Frieden, und erweisen ihnen dieselbe Ehre wie den Götzen. In ihren Sitten herrscht viel Uebereinstimmung; doch zeichnen sich die Toromonas durch Gastfreundschaft, Höflichkeit und Fleiß aus; die Araonas sind Menschenfresser, die Caviñas sind schlau, aber auch neidisch und hinterlistig, die Pacaguaras nomadisiren, sind argwöhnisch, entschlossen und rachsüchtig. Wenn Church die höhere Cultur dieser Indianer dann dadurch zu erklären versucht, daß er sie für Nachkommen ausgewanderter, vor den Spaniern geflüchteter Ynca-Indianer hält, welche durch gelegentlichen Raub spanischer Weiber auch europäisches Blut in sich aufnahmen, so vermögen wir die Haltbarkeit dieser Annahme weder zu bestreiten noch zu bestätigen. Doch berichtet auch Cl. R. Markham, daß nach der Entthronung der Yncas 40,000 ihrer Unterthanen aus Cuzco und dessen Umgebung über Paucartambo nach Osten auswanderten, eine Richtung, welche sie allerdings an den Madre de Dios führen mußte.

— Sr. Moreno hat, datirt Sa. Cruz 26. Januar 1877, der argentinischen Regierung einen Bericht über seine Reise in Patagonien überschickt, woraus wir Folgendes hervorheben. Nach 18tägiger Fahrt langte er von Buenos Ayres am Rio Chuput an, nachdem er unterwegs Meeresthiere gesammelt. Die Einfahrt in den Fluß ist sehr schwierig, kaum 40 Yards breit und für Boote nur passirbar bei steigender Fluth. Moreno ging den Chuput 40 engl. Meilen hinauf und fand ihn 4 bis 6 Fuß tief; nach der Schneeschmelze hat er deren acht. Er ist nicht schiffbar und kann sich mit den großen Flüssen Rio Santa Cruz, Rio Negro und Rio Colorado nicht messen; nach Aussage der Indianer entspringt er 100 Leguas landeinwärts auf einer Bergkette und nicht auf den Cordilleren, wie die Karten angeben. Das umliegende Tafelland enthält viele Fossilien, namentlich riesige Austern von 12 Pfund Gewicht, welche gutes Material zum Kalkbrennen abgeben könnten, ferner Haifischzähne, Schalen von Gürtelthieren, Robbenschädel u. s. w. Bei dem obern Walliser Dorfe, Caymari genannt (s. über diese Colonie „Globus" XXIX, S. 223), ist viel Kalkstein vorhanden. Diese ganze Tertiärformation ist mit losen Steinen bedeckt, zwischen welchen verkommenes Gras und Gestrüpp mühsam vegetirt. Weiter landeinwärts dagegen sollen gute Weidegründe existiren, aber die Indianer widersetzen sich jeder Ansiedelung der Weißen. Am Chuput ist Bewässerung zwar leicht auszuführen, der Boden aber von keiner besondern Qualität; Bauholz ist wenig vorhanden und wird in wenigen Jahren ganz verschwunden sein. Das Klima ist trocken und gesund, auch im Winter milde, aber zu raschen Umschlägen geneigt. Die Colonie zählt in 120 Häusern 700 Einwohner, deren Farmen sich circa 20 engl. Meilen weit ausdehnen. 10 engl. Quadratmeilen sind dort unter dem Pflug. Aber die Colonie hat mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß sie nach Moreno's Ansicht nicht recht gedeihen kann. Am 10. Januar verließ derselbe Chuput und erreichte vier Tage später Port Desire, einen großen, geräumigen, sichern und leicht zugänglichen Hafen mit einem verfallenen spanischen Fort (s. „Globus" XXIX, S. 224). Die steilen, moosbedeckten Klippen ringsum (Porphyr) geben ihm das Ansehen eines norwegischen Fjords. In der Nähe sind zahlreiche Quellen und einige für Kornbau geeignete Thäler. Dort stehen noch die fast ein Jahrhundert alten Steingehege der Spanier, ferner Kohlpflanzen und fruchttragende Quitten und Kirschbäume. Der Graswuchs ist gut, Brennholz reichlich vorhanden und der Regenfall größer als in Chuput. Für wenig Geld ließen sich im alten Fort Wohnungen für 100 Colonisten schaffen, die mit Robbenfang und Oelbereitung sich beschäftigen könnten. An Ackerland dagegen ist schwerlich genug vorhanden, um auch nur eine kleine Colonie zu ernähren. Dagegen glaubt Moreno, daß zwischen Port Desire, wo die projectirte schottische Ansiedelung wohl nun unterbleiben wird, und Santa Cruz anbaufähiges Land existire.

Am 20. Januar erreichte er Santa Cruz (50° südl. Br.) und rüstete sich dort zu seiner Reise quer über die Pampas nach den Cordilleren.

(The Brazil and River Plate Mail, 7. April 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

III.

Der Sindi wurde am 2. Februar 1874 auf einer Decke schwimmender Vegetation, eine der Eigenthümlichkeiten des zwischen den Wendekreisen gelegenen Afrika, überschritten. Viele dortige Flüsse sind auf weite Strecken ihres Laufes mit solchen Inseln bedeckt, welche oft von Menschen und Thieren als natürliche schwimmende Brücken benutzt werden. An der Uebergangsstelle war auf beiden Seiten nur je ein circa 2 Fuß breiter Canal offenen Wassers vorhanden; die übrigen hundert Yards waren auf etwa $^3/_4$ engl. Meilen weit stromab mit Vegetation völlig überwachsen. Beim Ueberschreiten hat man ein ähnliches Gefühl, als wenn man über einen schwankenden, mit Binsen und Riedgras bewachsenen Morast geht; bohrt man mit einem Stocke etwa drei Fuß tief durch die dicht verschlungene und mit Erde untermischte Pflanzenmasse, so kommt man auf das Wasser des Flusses, in welchem die Nilpferde herumschwimmen. Alljährlich wechseln diese Massen an Dicke und Festigkeit; sie entstehen durch die im Flußbett wachsenden Binsen, welche den hinabgeführten Detritus festhalten. Darauf siedeln sich Pflanzen an, blühen, verschlingen ihre Wurzeln in einander und bilden schließlich eine einzige, feste Masse. So geht das ungefähr sechs Jahre fort, worauf die Insel abzunehmen beginnt und in circa vier Jahren verschwunden ist. Mitunter versuchen Karawanen noch in dem letztern Stadium den Uebergang und büßen dabei eine Anzahl Leute ein. Solche Befürchtungen hegten auch Cameron's Träger; aber der Uebergang verlief ohne Unfall, und über wohlbebautes Land war bald das Dorf Itambara, der Wohnsitz des Häuptlings von Uvinza, eines achtjährigen Knaben, erreicht.

Als Cameron von dort auf das eben durchzogene Bergland zurückschaute, fiel ihm die Aehnlichkeit desselben mit einem Archipel auf, dessen Inseln durch die zahlreichen, von einander durch tiefe Schluchten getrennten Berge dargestellt wurden. Steilufer, Vorgebirge und Klippen fehlten nicht, und manche Berge hatten so schroffe Abhänge, daß sie aus der Entfernung unersteiglich aussahen. Aus den Thälern aber wirbelte feiner, blauer Rauch auf; das Ganze ein Anblick von merkwürdiger Schönheit.

Uvinza ist reich an allerlei Früchten und Gemüsen, Mais, süßen Kartoffeln, Bohnen, Taback, und der Dorfschulze von Itambara sandte dem Reisenden auch sofort mit dem Bemerken, daß er hungerig sein müsse, eine Ziege, Hühner und Mehl. Dafür ließ er sich aber nur die Erlaubniß, den Malagarazi passiren zu dürfen, mit einem schweren Tribute bezahlen; während einige Tage später der Mutwalé oder Ortsvorsteher von Ugaga, wo sich die Fähre befindet, für die Benutzung derselben gleichfalls einen hohen Zoll verlangte. Der Mutwalé war ein junger Mann und sehr höflich, aber bestand fest auf seiner Forderung und war nicht zu einer raschen Erledigung der Angelegenheit zu bewegen. Eine weitere Verzögerung entstand dadurch, daß plötzlich ein Flüchtling aus einem nahen Dorfe eintraf, welches soeben von Mirambo zerstört worden war. Rauchsäulen stiegen im Osten und Südosten auf, die Flüchtlinge mehrten sich, und Alles rüstete sich zum Widerstand. Allein es erfolgte kein Angriff; denn Mirambo war bei einem frühern Ueberfalle von Ugaga mit großem Verluste zurückgeschlagen worden und hatte, dadurch gewitzigt, in der Nacht die Gegend verlassen, nachdem er sieben bis acht Dörfer ausgeplündert und verbrannt hatte. So konnten denn die dornigen Unterhandlun-

gen wieder beginnen. Und dornig konnte sie der Reisende wohl nennen; denn hatte er die eine Forderung bewilligt, so wurde eine neue gestellt und aller Scharfsinn aufgewendet, um für eine weitere Person die Berechtigung auf ein Geschenk nachzuweisen. Ansprüche darauf erhoben nämlich 1. der Mutwalé, 2. dessen Weib, 3. der oberste Mtéko oder Rathsmann, 4. dessen Weib, 5. der Mwari oder erste Ruderer, 6. dessen Weib, 7. des Mutwalé Verwandten, 8. das bei der Unterhandlung anwesende Volk, 9. die Ruderer, und 10. wurde Bezahlung für Stricke verlangt. Endlich aber riß Cameron die Geduld, und er lief unwillig davon. Das wirkte; denn bald kamen ihm der Mutwalé und der Mtéko nach, forderten insgesammt weniger, als der Reisende schon einzeln bewilligt hatte, und versprachen, daß die Boote am nächsten Morgen zur Stelle sein sollten.

So ziemlich hielten die Leute auch Wort und führten folgenden Tages auf ihren elenden Canoes, die nur aus ausgehöhlten Baumstämmen von 18 Fuß Länge und 2 Fuß Breite oder aus zusammengenähter Baumrinde bestanden, Menschen und Gepäck über den reißenden, wirbelnden, 30 Yards breiten Strom. Wegen der Esel aber erhob sich neuer Streit; denn die Fährleute weigerten sich, dieselben hinüber zu bugsiren, ehe ein Fetischmann seine „Medicin" gemacht hätte; und es blieb Cameron nichts übrig, als nachzugeben, zumal auch Bombay erklärte, daß Stanley wegen Vernachlässigung jener Vorsicht an dieser Stelle einen Esel eingebüßt habe.

Von nun an führte der Weg wieder nach Westen mit geringer Abweichung nach Norden. Langsam ging es über Mpeta, dessen von Speke angegebene Lage mit Cameron's Beobachtungen ziemlich übereinstimmte, und Itaga nach Lugowa, wo aus Sümpfen durch Auslaugen des Schlammes und Abdampfen vortreffliches Salz, das beste, was ihm in Afrika vorgekommen ist, gewonnen wird. Dieses Product von Uvinza wird weithin verführt; das ganze Gebiet vom Victoria Nyanza bis zum Südende des Tanganyika, und ein großer Theil von Manyuéma wird damit versorgt. Auch Cameron erhielt bei seiner Abreise von Lugowa von dem dortigen Häuptling eine Ladung Salz geschenkt. Eine eigenthümliche Art zu schnupfen ist dort im Gebrauche: man führt Taback in einem kleinen Kürbis bei sich, gießt, wenn man einer Prise bedarf, Wasser hinein, läßt dasselbe einige Augenblicke auf den Blättern ziehen, drückt dieselben aus und zieht den Saft in die Nasenlöcher ein, wo man ihn mehrere Minuten lang behält. Als Verschluß dienen dabei die Finger oder eine kleine Metallzange. Nichts Komischeres, als ein halbes Dutzend Männer ernsthaft am Feuer sitzen und sich unterhalten zu sehen, jeder mit einer solchen Zange auf der Nase.

Wiederholte Fieberanfälle, die Schmerzen im Beine und der Regen machten die Weiterreise überaus beschwerlich; zudem hatte er den Schmerz, seinen treuen Gefährten Leo wahrscheinlich durch einen Schlangenbiß zu verlieren. „Wenige können sich vorstellen — schreibt er — wie schwer mir der Verlust meines treuen Hundes in meiner Einsamkeit fiel, und welche Leere sein Tod in meinem täglichen Leben verursachte."

Pfeile und Messer von Udschidschi und Manyuema.

Am nächsten Tage wurde der Rusudschi, ein nördlicher Zufluß des Malagarazi, überschritten. Sein Thal ist auf beiden Seiten von Felsbergen eingeschlossen; sein Wasser ist wohlschmeckend, trotzdem es über salzhaltigen Boden strömt. Auf beiden Ufern lagen damals verödete Dörfer, zerbrochenes Geschirr, Kochplätze und Gruben, wo in der günstigen Jahreszeit Salz fabricirt wird. Die folgenden drei schwierigen Märsche führten durch Gebüsch, Grasland und zerstreute Granitberge und über zahlreiche Flüsse, darunter den Ruguwu und Masungwé. Dann neuer Aufenthalt, und endlich am 18. Februar 1874, 15 Jahre und 5 Tage, nachdem Burton den See entdeckte, erblickte er die Gewässer des Tanganyika und befand sich noch am selben Abend in Kawele, dem Hauptorte von Udschidschi, wo die von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzten arabischen Händler ihn herzlich bewillkommneten und seine Nachrichten von der Küste und von Unyanyembe begierig in Empfang nahmen.

Geschirr von Udschidschi.

Des Reisenden erste Sorge, nachdem er sich in Kawele ein bequemes Haus gemiethet, galt den dort zurückgebliebenen Papieren Livingstone's, welche er zu seiner Freude in der sichern Obhut des Mohammed-ibn-Salib fand, welcher ohne besondere Bestätigung des Sultans von Zanzibar doch von den arabischen Händlern als ihr Oberhaupt angesehen wurde. Dieselben sofort nach der Küste zu schicken, ging wegen des unsichern Zustandes der Straße nicht an, wie auch die Gegenden westlich vom See vor Ablauf eines Vierteljahrs für einen Reisenden nicht zugänglich sein sollten. So sah sich Cameron zunächst auf Kawele und eine Fahrt auf dem Tanganyika beschränkt.

Was erstern Ort anlangt, so war dort die wichtigste Person, wie erwähnt, Mohammed-ibn-Salib, ein alter, stattlicher Halbblut-Araber von sehr gutem Benehmen, der seit 1842 östlich nicht über Udschidschi hinausgekommen war. Als er in jenem Jahre in Ma Kasembe's Land Handel

Die „Betſy" auf dem Tanganyika-See.

trieb, wurde er gefangen gesetzt und über 20 Jahre festgehalten, davon die meiste Zeit in Ketten oder mit der Sklavengabel um den Hals. Jetzt lebt er dauernd in Kawele. Ihm zunächst an Ansehen stehen Muinyi Heri, ein reicher Mrima-Händler, Mohammed-ibn-Gharib, Livingstone's Freund, und dessen Bruder Hassani; ferner lebten dort Abdallah-ibn-Habib, verschiedene Agenten von Großhändlern, außerdem Schmiede, Zimmerleute und Sandalenmacher. — Die Eingeborenen haben ein ziemlich vortheilhaftes Aeußere, aber stehen im Rufe von Trinkern und Dieben; sie sind gute Schmiede und Träger und ausgezeichnete Fischer und Bootsleute. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich aus einem Stücke Rindenzeug, welches unter dem einen Arme hindurchgeht und auf der andern Schulter zusammengeknüpft wird. Oft ist es mit schwarzen und gelben Streifen und Flecken gefärbt und so zurechtgeschnitten, daß es wie ein Leopardenfell aussieht. Ihr Hauptschmuck ist aus prachtvoll weißen und schön polirten Hippopotamuszähnen verfertigt, hat sichelförmige Gestalt und wird am Halse getragen. Auch tragen sie kleine Schellen und Drahtringe, und die Männer haben meist einen Speer in der Hand. Das Haar wird rasirt, wobei höchst sonderbare Muster wie Spiralen, Zickzacklinien, Büschel und dergleichen stehen bleiben, oder geschoren, wobei runde Flecken herausrasirt werden. Häuptlinge tragen farbige Stoffe und schwere Armringe. Der Herrscher (Mteme) von Udschidschi lebt in einem Dorf im Gebirge; jeder der kleinen Districte steht wieder unter einem meist erblichen Mutwalé, dem drei, vier Watéko (Aelteste) beigegeben sind, um Streit zu schlichten, den Tribut zu sammeln und nach Abzug ihres Antheils an den Mteme abzuführen.

Einwohner von Massi Kambi. Watuta-Frau.

Sehenswerth ist der täglich früh von $7^1/_2$ bis 10 Uhr und Nachmittags abgehaltene Markt, wobei Leute aus Uguhha, Uvira und Urundi und von anderen Stämmen sich auf einem freien Platze am Ufer des Sees zusammenfinden. Die Waguhha, welche westlich vom See zwischen 5 und 6° südl. Br. sitzen, sind leicht an der sorgsamen Haarfrisur beider Geschlechter und an der phantastischen Tättowirung der Weiber kenntlich, die Warundi an dem hellbronzefarbigen Aeußern, welches mittelst Einreibung mit rother Erde und Oel hervorgebracht wird. Die Araber nennen letztere ein „rothes Volk", d. h. ein hellfarbiges. Die Frauen von Kawele und Umgegend bringen Körbe voll Mehl, süße Kartoffeln, Yams, Früchte der — hier zuerst auftretenden — Oelpalme, Bananen, Taback, Tomaten, Gurken und sonstige Vegetabilien, außerdem Geschirr und große Kürbisse voll pombé und Palmwein, während die Männer frische und getrocknete Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Speere, Rindenzeug und Bogenholz verkaufen. Die Warundi handeln hauptsächlich mit Korn und Rudern; von der Insel (nach Stanley's Angabe nur Halbinsel s. oben S. 277) Ubwari wird Hanf gebracht, woraus die Wagogo ihre Netze flechten, von Uvira Geschirr und Eisensachen, von Uvinza Salz u. s. w. Jeder Verkäufer nimmt alle Tage denselben Stand wieder ein und viele schützen sich durch kleine Lauben von Palmblättern gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Zwischen den in den höchsten und lautesten Tönen der menschlichen Stimme verhandelnden Käufern und Verkäufern wandern oft Leute aus fernen Gegenden herum, um ihr Elfenbein und ihre Sklaven loszuschlagen. Als Münze cursiren sogenannte Sofi-Perlen, welche kleinen Stückchen eines zerbrochenen Pfeifenstiels ähnlich sehen. Bei Beginn des Marktes wechseln Männer, welche ganze Säcke dieser Perlen vor sich haben, den Kauflustigen dieselben gegen andere aus und kaufen sie nach Schluß des Marktes von den Händlern zurück, wobei sie beide Male profitiren.

Es gelang unserm Reisenden, nach einigen Schwierigkeiten und für sehr theures Geld oder besser sehr viel Metalldraht, der erst in Zeug und dann in das von dem Eigenthümer gewünschte Elfenbein umgesetzt werden mußte, ein in ziemlich schlechtem Zustande befindliches Boot zu miethen, dasselbe auszubessern und zum Erstaunen der Einheimischen mit einem großen lateinischen Segel zu versehen. Sein erster Ausflug galt der kleinen Insel Bangwé, welche etwa $1^1/_2$ deutsche Meilen westlich von Kawele liegt und der nördlichste von dort aus sichtbare Punkt der Ostküste des Sees ist. Indem er die Entfernung zwischen der Insel und Kawele genau berechnete und von letzterer aus eine Reihe von Punkten peilte, war er im Stande, die hauptsächlichsten an beiden Orten sichtbaren Punkte mit beträchtlicher Genauigkeit auf seiner Karte festzulegen und dadurch eine Basis für die projectirte Aufnahme des Sees zu erhalten. Auch ein zweites Boot erhielt er geliehen und bestimmte es für die Vorräthe; letzteres nannte er „Pickle", das andere, welches als sein Flaggenschiff dienen sollte, „Betsy". Sodann verschaffte er sich zwei Führer, Parla und Regwe, welche ihm die einheimischen Namen nennen, die Nachtstationen bezeichnen und als Dolmetscher dienen sollten; er zahlte jedem für die Reise $17^1/_2$ Dollars, den Aeltesten ihrer Heimath als Sporteln aber nahezu das Doppelte. Bilâl blieb zur Bewachung der Vorräthe zurück, Bombay mit 37 Mann schiffte sich ein, und am Nachmittag des 13. März schwamm die „Betsy" mit leichtem Winde nach Süden. Der erste Tag brachte sie etwa 2 deutsche Meilen vorwärts bis zum Cap Msombo, der zweite deren $3^3/_4$. Die Ufer waren von entzückender Schönheit: zahlreiche, wasserreiche Flüsse fallen in den See und führen ihm schwimmende Pflanzeninseln zu, die mit den darauf wurzelnden Büschen und selbst Bäumen oft segelnden Booten gleichen; das lebhafte, verschieden getönte Grün der Bäume, die hellrothen Sandsteinfelsen und das blaue Wasser bildeten eine bunte und doch äußerst harmonische Farbenzusammenstellung; zahlreiche Vögel tummelten sich umher, weiße Möven mit grauem Rücken und rothen Beinen und Schnäbeln, langhalsige schwarze Schlangenhalsvögel, Taucher, graue und weiße Königsfischer und chokoladenfarbige Fischadler mit weißem Kopf und Hals. Nicht

minder dicht war das Wasser bevölkert, wie das gelegentliche Schnauben eines Flußpferdes, der auftauchende Rücken eines Krokodils oder sich emporschnellende Fische bewiesen. Ein schwerer Fieberanfall, den Cameron auszuhalten hatte, nöthigte ihn am dritten Tage, südlich von der Mündung des Malagarazi zu landen und einige Tage bis zu seiner Genesung dort zu verweilen. Uebrigens zeigten sich seine Begleiter gleich saumselig auf dem Wasser, wie zuvor auf dem Lande: am ersten Tage der Weiterreise legten sie kaum 2 deutsche Meilen zurück; am folgenden landeten sie, um ein Gewitter abzuwarten, und weigerten sich dann, noch am selben Tage Ras Kabogo zu passiren, wo ein Teufel und seine Frau residiren sollten. Diese wurden am andern Morgen durch ein Opfer besänftigt: der eine der Führer hielt ein Ruder, auf dessen Schaufel einige Perlen lagen, dann sprachen beide: „Du großer Mann, du mächtiger Teufel, du großer König, du nimmst alle Männer, du tödtest alle Männer, laß uns jetzt vorbeifahren." Sprachen es, verbeugten sich, warfen die Perlen in das Wasser, und weiter ging die Fahrt nach Süden. Am 23. März wurde Ras Kungwe umschifft (circa 6^{0} 5′ südl. Br.), wo der unbekanntere Theil des Sees beginnt und die Breite desselben am geringsten wird und bis $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen abnimmt. Jenseit dieses Vorgebirges erheben sich mächtige, waldbedeckte Berge, von deren Abhängen krystallene Bäche und Wasserfälle in den See stürzen. Am Ufer finden sich namentlich da, wo Flüsse münden, kleine Ebenen feinen Sandes oder groben Gerölles. Kleine Kornfelder im Dickicht zeigen die Schlupfwinkel

Das Dorf Kitata am Tanganyika-See.

armer Leute an, deren Dörfer durch mächtigere Nachbaren überfallen und deren Genossen an die Sklavenhändler von Udschidschi gegen Lebensmittel (Korn, Oel und Ziegen), das jene zu faul sind selbst zu produciren, verkauft wurden. Die einzige Arbeit, zu welcher sich die Bewohner dieser mächtigeren, wohlbefestigten Dörfer herablassen, ist außer dem Sklavenhandel ein wenig Fischfang und Tabacksbau. In der folgenden Nacht erhob sich ein solches Unwetter mit Donner und Blitz, daß Cameron seinen Leinwandverschlag auf dem Hintertheile der „Betsy" verließ und sich von der Sicherheit seiner Boote überzeugte. Sie waren halb voll Wasser; aber während er die am Lande schlafenden Leute herbeiholte, um sie auszuschöpfen, führte der Sturm sein Zeltdach fort und der Regen durchweichte Bett, Karten, Bücher und Flinten. Die Feigheit und Ungewohntheit seiner Leute, zu Boote zu fahren, war überhaupt sehr hinderlich: bei dem geringsten Winde erklärten sie: „See schlecht, Boot zerbricht" und weigerten sich, weiter zu fahren. Ihre Gewohnheit, stets am Ufer entlang zu fahren, verursachte die meisten Gefahren; aber es war unmöglich, sie von den Felswänden los zu machen und auf den offenen See hinauszusteuern, kein geringer Nachtheil auch für die herzustellende Karte. Am 28. März fuhr die „Betsy" durch den Canal zwischen dem Festlande und der Insel Kabogo, wo gelandet wurde. Sie ist dicht bevölkert, fruchtbar und gut bebaut; jede Hütte steht allein auf ihrem Acker und unter dem Schatten einer Sykomore oder eines sonstigen Baumriesen, und das Ganze hatte ein so friedliches, sicheres Aussehen, wie es seit Kawele dem Reisenden noch nicht vorgekommen war. Gegenüber auf dem Festlande steht das Dorf des Häuptlings Ponda, dessen Vater einst die ganze Landschaft Kawendi (zwischen $5\frac{1}{2}$ und $6\frac{1}{2}^{0}$ südl. Br.) beherrscht hatte. Nach dessen Tode waren jedoch zahlreiche Parteien entstanden und das Reich zerfallen, so daß sich Ponda mit dem stark befestigten Dorfe Karyan Gwina begnügen mußte. Mit vieler Mühe erhielt Cameron Erlaubniß, dasselbe zu besuchen. Es war in guter Ord-

nung und durch radienförmig verlaufende Pallisaden in verschiedene Quartiere getheilt. Zu beiden Seiten der Thür, welche in die Wohnung des Häuptlings führt, lagen Holzblöcke zum Niedersetzen für solche, die auf Audienz warteten, und darüber hingen etwa vierzig menschliche Schädel und ein halbes Dutzend von wilden Thieren. Der Häuptling schlug jedoch dem Fremden eine Zusammenkunft ab, weil er ihn für einen großen Zauberer hielt und von ihm behext zu werden fürchtete. Ein Haufen Menschen schaute zwei scheußlich häßlichen alten Weibern zu, welche zum Klange großer Trommeln tanzten oder mit Leib und Gliedern zitterten und zuckten, während ihre schlaffen, runzeligen Brüste wie zwei leere Lederbeutel umherflogen. Dazu heulten sie einen Gesang, in den zeitweise die umstehenden Weiber einfielen. Ein sehr dürftiges Stück Rindenzeug, Haarbüschel vom Zebraschwanz an Knie und Ellbogen und Schellen an den Knöcheln bildeten ihre ganze Bekleidung.

Die „Brüder" am Tanganyika-See.

Bei der Weiterfahrt passirte die „Betsy" eine Bucht unterhalb Karyan Gwina, wo eine Menge Leute badeten, ihre Wasserkrüge füllten, ihr Fischgeräth nachsahen und die vorbeifahrenden Boote anstarrten. Weiterhin erhoben sich niedrige Klippen von Granit, Porphyr und Sandstein, in welchen die Brandung Höhlungen ausgewaschen hatte; dann trat Marmor auf und an einer Stelle anscheinend auch Kohle, welche ihm Leute von der Ostküste als „Makoa Marikébu", d. h. Schiffskohle, bezeichneten, und deren Mächtigkeit zwischen 15 und 18 Fuß betrug. Leider gelang es ihm nicht, Proben davon zu erhalten. Bezeichnend für die dortigen Zustände war es, daß überall, wo sie zu landen versuchten, die Einwohner der wenigen Dörfer mit ihren Habseligkeiten davonliefen, um nicht den vermeintlichen Sklavenhändlern in die Hände zu fallen; so war es an der Mündung des Flusses Kisisia, und am Musamwira (6° 50′ südl. Br.), bis wohin schon Mirambo's gefürchteter Name gedrungen war. Cameron landete an der Mündung des letztern Flusses zwischen einer Gruppe sandiger, mit Gras bewachsener Inseln, welche noch wenige Jahre vorher einen Theil einer großen, angebauten und bewohnten Ebene gebildet hatten. Ein Beweis dafür war, daß sie über Baumstümpfe und ehemalige Dorflagen hinwegruderten. (Vergl. über dieses Anwachsen des Sees oben S. 280 Anmerkung.) Obwohl ringsum viele Fischreusen lagen, so war es doch unmöglich, irgendwo etwas Eßbares zu erhalten; denn die wenigen angetroffenen Fischer erzählten, daß alles Volk wegen des beständigen Anwachsens des Sees die Ufer desselben verlassen habe und daß sie nur zurückgekehrt seien, um einiges bei dem Abzug vergessene Fischgeräth zu holen.

Am folgenden Tage wurde $2^1/_2$ deutsche Meilen südlich von dem gleichnamigen Flusse das von dem Teufel Musamwira bewohnte Vorgebirge passirt; die Führer brachten ihr gewöhnliches Opfer, indem sie noch obendrein Salz auf ihr Haupt streuten und in das Wasser warfen. Als sie sich dann am 5. April Massi Kambi näherten, um einige Lebensmittel zu kaufen, fanden sie alle Zugänge des Dorfes verschlossen und die Wachtthürmchen besetzt, so daß sie auf einer kleinen Sandbank lagerten; erst später zwang Wind und Wetter, nach dem Festlande überzusiedeln. An Eßbarem war nur sehr wenig aufzutreiben.

Dann wurde Ras Mpimbwe umschifft, ein Vorgebirge aus kolossalen, wild übereinander gethürmten Granitmassen, jenseits dessen zahlreiche, halb vom Wasser verdeckte Felsen die Schifffahrt gefährdeten. Am frühen Morgen dieses Tages war Cameron Zeuge einer sehr merkwürdigen optischen Täuschung: die Berggipfel auf dem Westufer des Sees erschienen wie mit Schnee bedeckt; als er aber erstaunt sie durch sein Fernrohr betrachtete, verschwand das leuchtende Weiß und die Täuschung offenbarte sich. Die fast horizontalen Strahlen der aufgehenden Sonne waren nämlich von der untern Seite der Wolken auf die Bergspitzen reflectirt worden, welche letzteren im Contrast zu den unteren, noch in tiefem Schatten befindlichen Partien der Berge hell weiß erschienen. Es ist leicht möglich, daß so manche Angabe über Schneekuppen durch die gleiche Ursache hervorgerufen wird.

Fische aus dem Tanganyika-See.

Unter mancherlei kleinen Unfällen ging die Fahrt längs des Ufers langsam nach Süden; alle paar Tage wurde der Sitz eines Teufels passirt, die Pflanzeninseln schwammen, wie gewöhnlich, herum, die noch während Livingstone's Reise (October 1872) belebten Ufer waren durch die Sklavenjagden verödet, die wenigen Eingeborenen stets auf der Flucht,

Lebensmittel schwer zu erlangen und bei jedem Gewitter und jedem Winde erfaßte grauses Entsetzen die feige Mannschaft der beiden Boote. So ging es vorbei bei Ras Tschakuola (9. April), bei den Makakomo-Inseln, bei Ras Makurungwe, wo die Ufer aus 70 bis 80 Fuß hohen, senkrecht aufsteigenden Granitfelsen bestehen, bei der Kowenga-Insel, wo mächtige Felsblöcke im wirrsten Durcheinander zerstreut herumliegen, und bei dem Dorfe Kitata. Dort war kein importirtes Zeug mehr zu sehen, sondern das Volk trug Felle, Rinden- oder eigenfabricirtes Baumwollzeug. Das Wollhaar salben sie sich mit einem Gemisch aus Oel und rother Erde, so daß es wie in Blut getaucht aussieht. In Makukira (circa 7° 41′ südl. Br.) fiel Cameron auf, daß die Kinder bis zum zweiten, dritten Lebensjahre gesäugt werden, dazwischen aber Bier trinken, wie anderswo in tropischen Gegenden Kinder mit der Mutterbrust und der Cigarre abwechseln, so daß sie in der That den Geschmack für Bier mit der Muttermilch einsaugen.

Eine herrliche Landschaft kam am 15. April in Sicht, als sie unter 8° 11′ die Insel Polungo erreichten. Cameron beschreibt sie folgendermaßen: An der äußern Seite der Insel waren riesige Felsmassen in den phantastischsten Formen zerstreut und aufgethürmt, mächtige überhängende Blöcke, Obelisken, Pyramiden, Felsnadeln, kurz jede denkbare Gestalt, alles mit Bäumen überwachsen, die aus jeder Spalte und Ritze, wo sich nur ein wenig Erde gesammelt hatte, hervorwucherten, und von den Bäumen hingen 60, 70 Fuß lange Schlingpflanzen herab und durch dieses Laubgehänge schaute man hier und da in Höhlen und Löcher hinein. Und darunter dehnt sich der herrliche See aus, gebadet in tropischen Sonnenschein, wie leise athmend. Es schien, als sei es nicht Wirklichkeit, sondern ein Theatertableau, für eine Verwandlung bestimmt, und man hätte fast erwartet, daß sich die Felsen öffneten und Geister und Feen heraustraten. Alles still, kein lebendes Wesen rührt sich — da bewegen sich plötzlich die Schlingpflanzen und ein braunes Wesen erscheint, dann noch eines, dann ein drittes, endlich eine ganze Herde von Affen, die sich schaukelten und schwenkten und bei dem ungewohnten Anblicke eines Bootes schwatzten und schnatterten. Ein Schrei — und rascher, als sie gekommen, waren sie wieder verschwunden, während das rollende Echo fast dem Donner an Stärke gleich kam. — Stellenweise sind die Felsblöcke so gelagert, daß das leichteste Erdbeben ganz gewaltige Massen von ihren luftigen Plätzen herabwerfen und die ärgste Vernichtung und Zerstörung anrichten kann.

Am 17. April erreichte Cameron das Dorf Kasangalowa in 8° 40′ südl. Br., seinen südlichsten Punkt auf dem See. Der Ort wird von Watutas bewohnt, einem Stamme der räuberischen Mazitus oder Zulus, während die rechtmäßigen Eigenthümer in das Gebirge geflohen sind. Alle Männer dieses Stammes führen Bogen und Pfeile, kurze Speere, Knüttel, eine kleine Axt und einen ovalen Schild; den schweren Knüttel haben selbst kleine Knaben. Zur Elephantenjagd benutzen sie enorm schwere Speere. Trotz ihres räuberischen Charakters zeigten sie sich gegen die Fremden sehr freundlich. Nach Art der Wagogo erweitern sie sich die Ohrläppchen und stecken Kürbisse oder mit Perlen verzierte Holzstückchen hinein. Die Weiber tragen eine kleine Fellschürze und hinten ein zweites Fell, mehr zum Schmuck als zur Bedeckung; denn das Gesäß bleibt völlig nackt, wie Cameron meint, um vielleicht zu zeigen, daß sie keinen Schwanz haben. Reichere tragen Perlenschnüre um Kopf und Brust; mitunter wird alles Haar unterhalb dieser Schnur abrasirt, während es oberhalb derselben buschig stehen bleibt, was dann genau wie eine Pelzmütze aussieht. Allgemein werden die beiden oberen Schneidezähne angefeilt; manche feilen sie sogar ganz weg und ziehen sich die beiden unteren aus. Das Stammeszeichen scheint eine Linie auf der Stirn und je eine auf den Schläfen zu sein, letztere oft bis auf das Kinn verlängert. Ihren Lebensunterhalt gewinnen die Watuta durch die Jagd und damit, daß sie sich wie Heuschrecken in einem fremden Dorfe niederlassen und nicht eher fortgehen, als bis sie alle Lebensmittel verzehrt und alle Hütten als Brennholz verbraucht haben, worauf ein anderes an die Reihe kommt. Nirgends stoßen sie auf Widerstand, sondern Alles sucht seine Rettung nur in der Flucht; denn ihr Kämpfen bedeutet schonungsloses Abschlachten.

In Kasangalowa sah Cameron zum ersten Male in Afrika eine Frau mit Zwillingen.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

Wenn es uns in Thorburn's Buch bisweilen auffällt, daß der Verfasser über ethnologisch wichtige Dinge entweder gar keine oder nur beiläufige Nachrichten giebt, wo er so leicht aus dem Vollen hätte schöpfen können; daß wir viele hauptsächlichste Züge des ethnologischen Gesammtbildes an den verschiedensten, oft ganz zufälligen Orten finden und uns jenes Gesammtbild erst selber mühevoll zusammenstellen müssen: so haben diese Uebelstände in der Entstehungsgeschichte des Buches ihren sehr begreiflichen Grund. Ausgehend von Sprichwörtern, Erzählungen und dergleichen literarischen Sammlungen hat Thorburn seine ethnologische Skizze nur beigefügt, um jene zu erklären; wobei er dann Schritt für Schritt zwar weiter gekommen ist, aber doch nicht so planmäßig, nicht so nach allen Seiten hin, als es zu wünschen war. Möchte er, dem ein so reiches Material zu Gebote steht, doch recht bald uns immer specieller einführen in Leben und Art der Afghanen Bannus und der Nachbarschaft, in welcher die Gebirgsgegenden von besonderm Interesse sind. Nachrichten über das Verhältniß der Stämme zueinander in Betreff ihrer Sitten und Gebräuche sowohl als namentlich ihrer Sprachen; Verbreitung der einzelnen Gebräuche über die verschiedenen Stämme hin; genau eingehende Schilderung (mit Maßangaben) der physischen Natur der Afghanen; dies und vieles andere der Art wäre von größter Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung.

Doch für jetzt wollen wir den Verfasser auf das Gebiet der Literatur begleiten. Wir erwähnten schon oben die Dum, deren jedes Dorf mehrere hat. Sie nehmen eine ganz eigenthümliche Stellung in der Gemeinde ein: Sänger und Musiker, zugleich Spaßmacher und Geschichtenerzähler, welchen

man mit großem Eifer auf dem Versammlungsplatz zuhört, welche ferner bei allen Dorffeierlichkeiten, z. B. Hochzeiten, unentbehrlich sind, haben sie, obwohl sie einem niedern wenig geachteten Stande angehören, dennoch große Bedeutung und hatten sie namentlich in früherer Zeit, wo sie von den einzelnen Fürsten in Sold gehalten wurden, deren Thaten sie dafür lobpreisend besangen. Auch jetzt noch fertigen sie auf Verlangen solche epische Poesie an; gewöhnlich aber erzählen sie nur und machen, wo es nöthig ist, Musik (meist mit der Trommel), wofür man sie je nach Gutdünken bezahlt. Die Berühmteren unter ihnen wandern auch wohl von einem Dorf zum andern. Wir haben in ihnen die letzten Reste eines Berufes, welcher im ganzen semitischen Alterthum und ebenso an den indischen Königshöfen in Blüthe stand. Ihre epische Poesie ist nach den Proben, welche Thorburn giebt, etwa von gleichem poetischen Werth als das Kriegslied Pentaurs in Ebers' Uarda, wenn man die künstlerische Behandlung des berühmten Aegyptologen abzieht; die Geschichten, welche sie erzählen, und dem Geschmacke des Volkes entsprechend mit großer Leidenschaftlichkeit und den lebhaftesten Gesten erzählen, sind kurze, anekdotenartige, bald scherzhafte und witzige, bald mehr ernste, ja moralisirende Darstellungen, sehr häufig auch Märchen oder Fabeln. Inhaltlich hängen sie (in diesen östlichen Gegenden überaus natürlich) fast ganz von Indien ab; aber nicht sowohl nach dieser Seite sind sie interessant — obwohl auch ihr Inhalt oft recht hübsch ist — als sie vielmehr durch ihre ganze Art und Weise und durch den mächtigen Einfluß, welchen sie auf die Hörer ausüben, für die geistige Art und Entwickelung des afghanischen sowie aller Völker, welche noch dem natürlichen Zustande angehören, lehrreich sind. Denn dieser Zustand wird literärisch (das Wort im weitesten Sinn genommen) ganz und gar von diesen kleinen Erzählungen, diesen kurzen Berichten von einzelnen Heldenthaten, diesen Anekdoten und Novellen beherrscht; sie finden sich überall, auch bei solchen Völkern, wo man keine Spur von lyrischer Poesie antreffen mag. So beherrschen sie auch heute noch den räumlich größten Theil der Erde; denn in weiten Länderstrecken Asiens, in ganz Oceanien und Afrika, bei vielen europäischen Völkern und ebenso bei den Eingeborenen Amerikas sind sie die einzige Art der epischen Poesie, der erzählenden Unterhaltungsliteratur, welche z. B. in Polynesien, in Malaisien außerordentlich schöne Blüthen getrieben hat. In früheren Zeiten aber war ihre Herrschaft eine noch weit ausgedehntere: sie erstreckte sich auch über die Culturvölker Europas. Das ganze Mittelalter, als dem natürlichen Zustande näher stehend, lebte und webte in der Freude an solchen kleinen Erzählungen, an seiner Novellenliteratur; mochte man auch die Einzelnerzählungen in einen Rahmen oder Zusammenhang bringen, das eigentlich Fesselnde war nicht der Rahmen, sondern die bunte Mannigfaltigkeit der rasch abgeschlossenen Einzelngeschichten, wie Boccaz, wie Ariost beweisen. Auch die meisten der großen Ritter-Epen (wenn nicht alle) bestehen aus der Aneinanderreihung einzelner, anekdotenartiger Geschichten, welche zunächst nur durch die Einheit der Person ihres Trägers selber zusammengehalten werden. Dieselbe Erscheinung, wie das Mittelalter, zeigt auch das Alterthum in sehr früher Zeit; nur daß hier durch die hohe Entwickelung der griechischen Cultur der einfache Naturzustand theils erhöht, theils für unsere Augen überstrahlt wird. Auch die großen Epen der Volkspoesie beider, man kann wohl sagen aller Zeiten und Völker sind aus solchen einzelnen kleinen Ganzen zusammengesetzt, oder durch Erweiterung einer solchen kleinern Erzählung durch spätere Ausführungen und Zusätze entstanden und erst ganz allmälig geworden, was sie sind. Für die Schulung des menschlichen Geistes, für die Entwickelung des epischen Sinnes sind diese großen Zusammenstellungen von äußerster Bedeutung: nicht die epische Kunst hat die besten großen Epen, Ilias, Odyssee, Nibelungen, geschaffen, vielmehr umgekehrt, an den allmälig zusammenwachsenden großen Epen hat sich erst der epische Sinn, die Kraft, ein größeres Ganze erzählend oder hörend und lesend zu beherrschen, entwickelt. Das Kunstepos, der Roman gehören daher einer sehr hohen Entwickelungsstufe des poetischen Geistes an. Daß nun auch die dramatische Poesie der Novellenliteratur außerordentlich viel verdankt, daß sie in ihr eine wahre Fundgrube gehabt hat und hat, wer wüßte das nicht? — Der geschilderte Entwickelungsgang der epischen Poesie begreift sich psychologisch sehr wohl. Einfache Menschen sind noch nicht im Stande, ein größeres Ganze zu fassen, weil sie zu sehr durch den Stoff beherrscht werden. Denn sie sind noch ganz abhängig von ihren Eindrücken: da jeder neue Eindruck, bei noch geringer Zahl der schon vorhandenen Vorstellungen und also noch verhältnißmäßig leerem Innern, wenig zu verdrängen findet, um sich festzusetzen, so nimmt er mit großer Gewalt Besitz vom ganzen Menschen. Diese Gewalt ist wie jede psychische Erscheinung zugleich auch physisch begründet: denn die Disposition, in welche sie das Vorstellungscentrum versetzt, ist zugleich eine völlig körperliche und zwar mit einem Lustgefühl verbunden, welches meist dem Verstande unbewußt, aber deshalb nicht minder kräftig ist. Nun giebt der Erzähler nichts eigentlich Neues, welches ja dem Hörer unverständlich und gleichgültig wäre: er geht vielmehr von Bekanntem aus, stellt aber dies Bekannte in ein anderes, gefälligeres Licht, verknüpft es auf überraschende Weise, verbindet es also für den Hörer mit lauter neuen, noch unbekannten Lustgefühlen. Dazu kommt ferner noch die Spannung der Erzählung. Im gewöhnlichen Leben verlaufen die Eindrücke und Vorstellungen für den halbwegs erwachsenen Naturmenschen fast immer gleichförmig, ohne Neues zu bringen; und tritt Neues ein, so pflegt dies doch nur umgeben von lauter Bekanntem und so sehr allmälig einzutreten, daß, wenn es da ist, es auch schon nicht mehr neu ist. Das Leben also muthet dem Auffassungsvermögen meist wenig genug zu. Ganz anders aber der Erzähler. Er führt die Vorstellungen in ganz anderer, unerwarteter Kette vor; er läßt keine durch lange Dauer sich abstumpfen, er giebt fortwährend Neues, er regt also den Geist immer aufs Neue an, durch Form und durch Inhalt; er wirkt also ungemein aufregend auf den Zuhörer, auch nach physischer Seite hin, da ja diese Anstrengungs- und Lustgefühle des Vorstellungscentrums zugleich völlig auf physischem Grunde beruhen. Daher die Aufregung, die äußerste Theilnahme der Zuhörer, der völlige Zwang, den der Erzähler auf sie ausübt; zugleich aber hier auch der Grund, warum die Erzählungen für solche Menschen kurz sein müssen: weil eine solche Spannung nicht lange ertragen wird. Es ist das mächtigste Gefühl des menschlichen Organismus, welches die Erzähler erregen, das Gefühl der erst verzögerten, dann befriedigten Erwartung, der fortwährend sich steigernden Geistesarbeit und der gelingenden Thätigkeit. Durch dies Streben nach Befriedigung, nach Gelingen, nach Lösung ist das scharfe Aussprechen des springenden Punktes, der endgültigen Wendung, das Pointirte dieser Geschichten bedingt. Man kann diese psycho-physischen Vorgänge bei Kindern, denen man erzählt, gut genug beobachten; zugleich aber auch an sich selber bei der Lectüre irgend eines neuen, spannenden Werkes; die ästhetische Befriedigung ist nicht die erste, zunächst steht ein rein sinnliches Behagen, welches sich oft genug auch in äußeren Gesten und Zügen des Hörers oder Lesers offenbart, und oft genug auch da, wo ästhetische Befriedigung überhaupt nicht eintritt. Auch bei den Dichtern kann die erste Conception ihrer Combinationen kaum anders

wirken; man denke an die Lustgefühle des Erfindens, für die Lessing eine so kurze und schlagende Bezeichnung fand. Von hier aus erklärt sich die überraschende Geschwindigkeit, mit welcher sich schon in den ältesten Zeiten passend erfundene Geschichten nach allen Seiten hin weit verbreiteten. Solche Entlehnungen sind schon sehr zahlreich lange vor der Homerischen Zeit; und man wird zur vorsichtigsten Kritik auch den ältesten Erzählungen gegenüber aufgefordert, daß man nicht das für Originalerfindung halte, was nur Entlehnung ist. Die Verbreitung der indischen Novellen über fast den ganzen Erdball ist die natürliche, selbstverständliche Folge des psychischen Zustandes der mittelalterlichen und alten Völker.

Um nun von den afghanischen Erzählungen ein Bild zu geben, theilen wir einige aus Thorburn's Sammlung mit, wobei es uns darauf ankam, ein möglichst vollständiges Bild der Art des Inhalts und möglichst originelle Erzählungen zu geben.

Habsucht und Frömmigkeit.

Eines Tages empfing der alte Maharadschah Rundschit Singh, der Löwe des Pendschab, in Darbar eine Deputation von Hindus und Muhammedanern und beschenkte beide reichlich, die ersteren unter anderm mit einer silbernen Kuh, die letzteren mit einem silbernen Schwein. Das Jahr darauf kamen beide Deputationen wieder zu ihm, und er fragte die Hindu, was sie mit ihrer Kuh gemacht hätten. Sie hingen die Köpfe und gestanden, daß sie dieselbe eingeschmolzen und das Silber vertheilt hätten. „Und was habt ihr mit eurem Schwein gemacht?“ fragte der Fürst die Muhammedaner. „O,“ sagten sie, „wir warfen das unreine Vieh, sobald wir nach Haus kamen, in einen Graben.“ Als der Maharadschah fand, daß beides wahr sei, bestrafte er die Hindu, den Muhammedanern aber gab er neue Geschenke.

Der Lügner.

Es lebten einst zwei Brüder und der Name des einen war Rishtunai oder Wahrmund. Da sie sehr arm waren, sagte Rishtunai eines Tages zu seinem Bruder: „Bring mich auf den Markt und verkauf mich, so wirst du von dem Gewinn bequem leben können.“ Sein Bruder that so. Als nun Rishtunai verkauft wurde, fragte der Käufer, welcher Kaufmann war, ob er irgend welche Fehler hätte. „Ja,“ sagte sein Bruder, „einen: er lügt einmal im Jahr.“ „Dann ist er ein wahrheitsliebender Bursch,“ sagte der Kaufmann, „und dreihundert Rupis werth.“ — Einige Monate darauf zog der Kaufmann mit einer Karawane in eine entfernte Stadt und traf bei seiner Rückkehr einige Stationen von seiner Heimath mit Rishtunai zusammen, welcher ihm von seinem Weibe mit einem Willkommsgruß entgegengeschickt war. Nach den ersten Begrüßungen fragte jener ängstlich: „Ist alles wohl zu Hause?“ „Ja,“ sagte Rishtunai, „nur daß euer Hund todt ist.“ „Wie kam das?“ fragte der andere sorglos, denn er dachte an Weib und Kind und freute sich, daß Alles wohl sei. „Nun,“ erwiderte Rishtunai, „euer Maulthier war gestorben und der Hund hatte zuviel vom Fleisch desselben gefressen.“ — „Ei,“ sagte jener und wurde aufmerksam, „wodurch starb denn das Maulthier?“ „Eure Mutter war gestorben,“ antwortete der Sklave, „und das Maulthier hatte sich beim Herbeischleppen der Steine für das Grabmal den Rücken verletzt.“ „Großer Gott,“ fragte der Kaufmann, „was brachte denn meiner Mutter den Tod?“ „O,“ erwiderte Rishtunai, „euer Kind starb an der Bräune und eure Mutter vor Schmerz.“ „Gottes Wille geschehe,“ rief der Kaufmann, warf sich auf die Erde und weinte bitterlich, während jener nach Hause ging und der Frau sagte, ihr Mann sei todt. Als nun Tags darauf der Kaufmann nach Hause kam, so hörte er schon von fern Wehklagen, er trat ein mit der traurigen Gewißheit, daß Alles wahr sei, was Rishtunai berichtet hatte; denn dieser hatte ihn, so lange er bei ihm war, elf Monate hindurch, nicht einmal belogen. Auf der Schwelle aber kam ihm sein Weib mit dem Kind auf dem Arm und seine Mutter entgegen und alles Leid verwandelte sich in Freude. Als nun der Kaufmann den Sklaven prügeln wollte, erinnerte ihn Rishtunai an seinen Fehler, welcher ihm beim Kaufe nicht verschwiegen sei. Da gab ihm sein Herr keine Schläge, sondern die Freiheit und sagte: „Einer, der täglich lügt, ist besser, als solch ein Lügner wie du!“

Nichts ist unmöglich.

Vor langer Zeit spielten einige Dorfmädchen zusammen, als der König Salomo, auf seinem Throne sitzend, an ihnen vorüber fuhr, um im Fluß zu baden. „Wie gern möchte ich eins von Salomo's Weibern werden, wenn ich älter bin,“ rief das kleinste und geringste der Mädchen. Die anderen lachten sie aus und sagten: „Hätten wir das noch gewünscht, so wäre es schon thöricht genug; aber du, so arm, von so ganz niederm Stande, wie unsinnig!“ Nun trug es sich zu, daß der König Salomo, während er badete, seinen heiligen Ring verlor, von dem seine ganze Macht ausging. Gott sendete den Ring dem König David vom Himmel und König David gab ihn seinem Sohn, und alles, was auf Erden, im Wasser und in der Luft lebte und webte, war durch des Ringes Kraft von ihm abhängig. Nun aber war er verloren, König Salomo's Feinde bekamen Gewalt über ihn und vertrieben ihn vom Throne, und so ward er ein freundloser, unbekannter Bettler in den Gegenden, in welchen er zuvor mit solcher Weisheit und Gerechtigkeit geherrscht hatte. Eines Tages kam er zufällig in das Dorf, in welchem des Mädchens Vater wohnte, und nahm Dienste bei ihm. Der Alte sah bald, was er für einen guten Diener an ihm besaß; und weil seine Tochter noch keinen Mann bekommen hatte, so sagte er zu Salomo: „Wenn du mir bis zu meinem Tode dienen willst, so sollst du meine Tochter und später all mein Vermögen haben.“ Salomo willigte ein und die Hochzeit wurde bestimmt. Für dies Fest kaufte die Frau des Alten einen schönen Fisch im Bazar und als sie ihn reinigte, fand sie einen Ring in seinem Leib, welchen sie ihrer Tochter gab. In der Nacht fühlte König Salomo zu seiner großen Ueberraschung einen Ring am Finger seiner Braut, welcher ganz seinem verlorenen gleich war. „Wo hast du den Ring her,“ fragte er. „Ich will dir's morgen sagen,“ war die Antwort. Salomo bezwang seine Neugierde; er hörte am andern Tag, daß die Mutter ihn gefunden habe, und bat um denselben. „Da hast du ihn, mein Lieber,“ sagte sie und steckte ihn an seinen kleinen Finger. Nun wieder im Besitz seines heiligen Ringes eroberte er bald sein Reich wieder und vernichtete seine Feinde; und das könnt ihr glauben, nicht die letzte unter seinen Weibern war die kleine Tochter des armen Bauern, deren Wunsch sich also doch erfüllt hatte.

Glauben und Heiligkeit.

Eines Tages stritt ein König mit seinem Vezier darüber, ob Glauben oder ob Heiligkeit bei Gott mehr vermöchte. Der Vezier bestand auf dem Glauben und wollte nicht zugeben, daß durch Heiligkeit irgend welche Wunder gethan werden könnten. Dadurch trat eine Spannung zwischen beiden ein. Der Vezier verhielt sich ruhig, suchte sich aber einige Wochen später vier Fakirs aus, denen jedem er zehn Rupis versprach, wenn sie seinen Willen in allen Stücken erfüllten. Hierauf tödtete er einen Esel, begrub ihn in einer einsamen Gegend nahe der Stadt, und während zwei seiner Diener das Grab Tag und Nacht bewachen mußten, ließ er den dritten in einiger Entfernung von demselben am Wege

niedersitzen und alle die vom Grabe zurückweisen, welche sich nicht mit dem vollen Glauben demselben nahten, daß ihre Gebete erhört würden. Der vierte mußte im Lande umherziehen und die Heiligkeit des Grabes überall verkünden. Endlich hörte auch der König davon und erklärte, er wolle an jenem Grabe um den Sieg über seine Feinde und um die Geburt eines Sohnes beten. Der Vezier hörte das und gab seinen Dienern die nöthigen Weisungen. Der König ging, ward aber am Wege von dem Fakir angehalten, welcher ihn zu beten warnte, wenn er nicht vollen Glauben an Gottes Erhörung hätte. Der König ging weiter, als er aber eben niederzuknien im Begriff war, trat der zweite Fakir ihm entgegen und tadelte ihn heftig, daß er von Gott die Vernichtung seiner Feinde erbitten wollte, „denn,“ sagte er, „deine Feinde, o König, stehen so gut in Gottes Hand wie du.“ Erstaunt, woher der Fakir seine Absicht wisse, blieb der König unentschlossen stehen, bis der Vezier vortrat und ihn beten hieß, wenn er in festem Glauben käme, daß Gott ihn erhöre. Der König betete und als er in die Stadt zurückging, begegnete ihm ein Bote mit der Nachricht, seine Feinde seien besiegt; als er aber in den Palast eintrat, meldete ihm ein Eunuch, daß die Königin soeben einen Sohn geboren habe. Außer sich vor Freuden, wollte er eben jenem Grabe reiche Schenkungen bestimmen, als der Vezier zu ihm sagte: „Komm mit mir, König, und lerne erst seine Heiligkeit kennen.“ Sie gingen und der Vezier grub das Eselsgerippe aus; der König aber gestand zu, daß Glaube mehr werth sei als Heiligkeit.

Der listige Betrüger.

Zwei Brüder lebten in einem stillen Dorf, fern von der Stadt. Der ältere, Namens Tagga Khan, war klug und verschlagen, der jüngere dumm. Eines Tages gab Tagga Khan seinem Bruder eine Ziege, daß er sie zu Markte bringe, und jener, stolz über den Auftrag, machte sich auf den Weg. Nach einiger Zeit begegnete ihm ein Mann und fragte, wo er denn mit so einem elenden Hund hinwollte; er aber antwortete aufgebracht: „Du Thor, das ist kein Hund, sondern eine Milchgeis.“ Etwas weiter begegnete ihm ein anderer Bauer, welcher ihm dieselbe Frage that, und er antwortete, wie zuvor, doch minder zuversichtlich. Noch etwas weiter traf er wieder einen andern Landmann, welcher ihn ebenso fragte; und jetzt antwortete er selbst zweifelhaft: „Es ist eine Ziege, wenn ich nicht irre, kein Hund.“ Und so ging er weiter, da er aber auch noch fernerhin ein paarmal wegen seines Hundes angeredet wurde, so glaubte er endlich selber, die Ziege sei ein Hund und ließ sie stehen, ging heim und schalt seinen Bruder, daß er ihm einen solchen Streich gespielt. — Die Männer, welche den Dummen angeredet hatten, waren sechs Brüder, eine Bande von Gaunern. Sie trieben die Ziege heim, schlachteten sie und feierten ein großes Fest.

Tagga Khan merkte, daß sein Bruder betrogen war und beschloß, den Streich mit Zinsen heimzuzahlen. Den nächsten Morgen ritt er zu Markte auf einem elenden Esel, den er aber prächtig wie ein persisches Streitroß aufgezäumt hatte. Dieselben Brüder begegneten ihm nach einander und fragten ihn, warum er denn seinem Esel ein so schönes Geschirr aufgelegt habe; er aber erwiderte: „Das ist kein Esel, sondern ein Butschaki.“ Der sechste Bruder fragte ihn, was denn ein Butschaki sei, und er antwortete: „o Herr, das ist ein Thier, welches hundert Jahre lebt und jeden Morgen mit seinem Dünger einen Goldklumpen von sich giebt.“ Nun hatte Tagga Khan sich so eingerichtet, daß er die Stadt zu Nacht nicht erreichen konnte; und als der letzte Frager ihn aufforderte, Nachts bei ihm zu bleiben, nahm er das an. Früh Morgens sattelte er seinen Esel, bückte sich, und nahm, als ob er das täglich thäte, einen Goldklumpen aus des Esels Mist, den er vorher hineingesteckt hatte. Die Brüder beobachteten ihn heimlich, wie Tagga Khan erwartete. Einige Tage nach seiner Heimkehr vom Markt kam die Gaunerbande zu ihm, wollte den wunderbaren Butschaki kaufen und bot fünfhundert Rupis. Tagga Khan, nicht faul, schloß den Handel nach einigen Scheinweigerungen ab.

Als die Gauner fort waren, sagte er zu seinem Weibe: „In ein paar Tagen werden sie wiederkommen, wenn sie merken, daß der Esel keine goldenen Eier legt. Wenn sie kommen, sag, ich sei über Feld gegangen und laß eins von meinen grauen Kaninchen laufen, um mich zu rufen.“ Das Weib, obwohl sie ihres Mannes Plan nicht verstand, versprach es ihm. Nach ein paar Tagen, als er die Bande herankommen sah, machte sich Tagga Khan aus dem Hause, indem er eines seiner Kaninchen mitnahm. „Wo ist euer Mann?“ fragte einer von den Gaunern das Weib beim Eintreten. Sie antwortete: „Er ging früh Morgens aus zu fischen, aber ich will ihn rufen lassen.“ Dann ließ sie das andere Kaninchen laufen und sagte: „Lauf schnell und hole meinen Mann.“ Nach einer Stunde kam Tagga Khan mit dem Kaninchen unterm Arme, welches er mitgenommen hatte. „Hat das Kaninchen euch gerufen?“ fragte der Sprecher der Bande. „Ja wohl,“ antwortete Tagga Khan. Nach einem kurzen Geflüster bot ihm der älteste Bruder fünfhundert Rupien für das Kaninchen, und Tagga Khan ging auf den Handel ein.

Als sie weg waren, sagte er zu seinem Weibe: „Nach ein paar Tagen werden sie wieder kommen, wenn sie merken, daß ihr Kaninchen keine Botschaften ausrichtet. Ich will eine Ziege tödten und ihnen einbilden, ich hätte dir den Hals abgeschnitten und machte dich wieder lebendig.“ Dann nahm er seinen Stock und bemalte ihn in Ringen abwechselnd roth und grün. Einige Tage darauf sah Tagga Khan die Bande kommen, tödtete eine Ziege und gab seinem Weib die nöthigen Weisungen. Beim Eintreten überhäuften sie Tagga Khan mit Vorwürfen, er habe sie betrogen, und verlangten ihre tausend Rupis zurück. Er versprach das, wenn sie ihm seinen Butschaki und sein Kaninchen wieder brächten; und als der Streit immer heftiger wurde, rief er seinem Weibe, sie solle ein Tschilam (türkische Pfeife) bringen. Sie antwortete nicht und brachte kein Tschilam, worauf Tagga Khan aufsprang und unter Schimpfreden gegen ihre Mutter und Großmutter und ganze Verwandtschaft in ein Nebenzimmer eilte. Ratsch, ratsch tönte es durch das ganze Haus. „Au! au! au!“ schrie das Weib. Gleich darauf kam Tagga Khan wieder mit einem blutigen Messer in der Hand, sein Weib hinter sich herschleifend, deren Gesicht und Hals mit Blut überdeckt war. Als sie lautlos niedersank, rief ihr grausamer Mann: „Du Hexe, erst letzten Freitag hab ich dir den Hals abgeschnitten und wieder geheilt, jetzt soll's aber nicht so rasch gehen.“ Die sechs Brüder waren versteinert vor Schreck und sagten kein Wort; sie saßen ängstlich in einem Winkel, während das Weib todt da lag und ihr Mann wie ein blutiger Teufel vor ihr stand. Endlich aber kamen ihm Thränen in die Augen, er sagte: „Arme Gulijan, du bist mir doch immer ein gutes Weib gewesen,“ nahm den roth und grün bemalten Stock aus dem Winkel, rieb ihn in der Hand, rief Allah an und berührte mit dem bunten Stab den Hals seines Weibes, worauf sie wieder zu sich zu kommen schien und aufstand. Das konnte kein Betrug sein. Wieder wisperte die Bande zusammen und ihr Sprecher sagte: „Ueber das Frühere wollen wir nicht mehr reden; wir bieten dir fünfhundert Rupien für den Stock.“ Tagga Khan willigte ein und die sechs Brüder gingen. Als sie nach Hause kamen, hatte ihre Mutter ihnen kein Abendessen zurecht gemacht, und einer von ihnen, aus

Aerger und weil er sich im Besitze des Zauberstockes wußte, schnitt ihr den Hals ab. Doch o weh! der bunte Stock hatte seine Kraft verloren, die Alte wurde nicht wieder lebendig. Erschreckt über die That und weil sie wohl wußten, daß der König die Geschichte nicht glauben würde, flohen sie und kamen niemals wieder. Tagga Khan aber behielt seine wohlverdienten fünfzehnhundert Rupis.

Praktische Strafe.

Ein alter Mann saß auf der Erde, als ein unverschämter junger Gesell sich heimlich hinter ihn schlich und ihm das Kleid über den Kopf zog. Der Alte stand freundlich auf und gab ihm eine Rupie. Ein Freund sah das und sagte: „Ei! du vergiltst Böses mit Gutem.“ „Keineswegs,“ erwiderte der Alte: „vielmehr habe ich dem Kerl seine Strafe gegeben, ohne meine Hand zu besudeln.“ — Tags darauf versuchte jener, in Hoffnung ähnlicher Belohnung, den Spaß an einem jungen Mann und ging mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim.

Tapfere Ausrede.

Ein Feigling, tüchtig bewaffnet, ward von einem Räuber auf offener Straße angegriffen und gab ihm seine Börse hin. Ein Bekannter, der davon hörte, fragte ihn, warum er nicht mit dem Räuber gefochten habe. „Wie konnte ich denn?“ war die Antwort, „den Zügel hatte ich in der einen Hand, in der andern den Speer; ich sollte doch wohl nicht gar mit meinem Munde gegen ihn fechten und wie ein Hund beißen?“

Die zwei Schlangen.

Zwei Schlangen lebten in einem Wald. Die eine hatte einen Kopf und hundert Schwänze, die andere hundert Köpfe und einen Schwanz. Der Wald gerieth in Brand und die erstere entfloh leicht, denn alle ihre Schwänze halfen ihr; die andere aber verbrannte, denn jeder Kopf wollte nach einer andern Richtung hin entfliehen.

Auf inhaltliche Vergleichung dieser Erzählungen mit anderen mehr oder weniger weit verbreiteten gehen wir hier nicht ein. Man muß sie sich Abends vorgetragen denken, vor dem Gemeindehaus, in einer Versammlung nicht der feineren, vielmehr der durchaus nicht vornehmen Afghanen; von den längeren, künstlicher ausgesponnenen, freilich auch langweiligeren Geschichten, an welche sich die gebildeten, modernen Pashto ergötzen, giebt Thorburn zu unserm lebhaften Bedauern kein Beispiel. Gerade die Vergleichung beider Arten wäre ethnologisch wie literarisch von größtem Interesse. Auch genauere Angaben, wie und wo die Erzählungen gesammelt sind, vermissen wir. Außerdem theilt Thorburn über 1200 Sprichwörter mit, eine sehr werthvolle Sammlung, welche indeß keineswegs seine Vorräthe oder die Volksweisheit der Afghanen erschöpft. Da wir schon Proben gegeben haben, gehen wir nicht weiter auf diese gnomische Poesie des Volkes ein.

Geflügelte Worte der Herzegowiner.

Mitgetheilt von **Siegfried Kapper.**

I.

Unter den Südslaven serbischer Zunge sind es die Herzegowiner und die ihnen benachbarten stamm- und geschlechtsverwandten Dalmatiner und Montenegriner, welche letzteren bekanntlich mit nur geringen Ausnahmen eben nichts anderes sind als in den Wildnissen der Czernagora eingewanderte Herzegowiner, die vor Allem durch dichterische Begabung, natürliche Beredtsamkeit und jene Gewandtheit des Geistes und der Rede sich hervorthun, die wir mit dem, der als die geistreichste geltenden Nation entlehnten, übrigens undefinirbaren Wörtchen „Esprit“ zu bezeichnen pflegen. Wie viel des Schönen, ja mitunter selbst Großartigen all die anderen südslavischen Stämme, die Bulgaren, die Serben in Ungarn, im heutigen Fürstenthum und in Altserbien, die Croaten und die Bosnier in ihren Volksgesängen aufzuweisen haben mögen, sieht man näher zu, so wird man finden, daß es beinahe regelmäßig die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien oder die Morlachei ist, aus denen die schönsten, sinnigsten, ergreifendsten und bedeutsamsten Gesänge hervorgegangen. Die Geburtsstätte des unter dem Namen „Lazarica“, die Lazaride, bekannten Fragmentencyklus, der den Untergang des großserbischen Reiches zum Gegenstande hat und, an episch breiter Anlage, weitem Gesichtskreis und Höhe der historischen Auffassung der Iliade gleich, populäres Gemeingut des ganzen Südslaventhums geworden ist, und zur Bewahrung und Hebung des nationalen Bewußtseins sowie der politischen Hoffnungen innerhalb desselben nicht wenig beigetragen hat, ist die Herzegowina. Die in ihrer Tragik grandiosen und erschütternden Gesänge von Ivan Crnojevitsch und dessen Söhnen sind Eigenthum theils der Herzegowina, theils Montenegros. Vuk Stefanovitsch Kawadzic und Tschubro Tschoikovitsch (Demetrius Milutinovitsch), die ersten Sammler serbischer Volksgesänge, sind beide Herzegowiner, Letzterer von Geburt, Ersterer von Abstammung. Die von dem Letztgenannten vor vierzig Jahren veröffentlichte Sammlung enthält durchgehends nur Montenegrinisches, wie es der Sammler in seiner Stellung als Secretär des Vladiken von Montenegro, Peter's I., des nachmals Heiliggesprochenen, und als Erzieher und Freund Peter's II., des nachmaligen und letzten der Vladiken, an Ort und Stelle aus dem Munde der czernagorischen Rhapsoden aufzuzeichnen Gelegenheit nahm. Die bedeutendsten Poeten des Südslaventhums sind aus diesem Stamme hervorgegangen. Matthäus Katschitsch, in außerslavischen Kreisen kaum dem Namen nach gekannt, geschweige genugsam gewürdigt, ein Poet ersten Ranges, nicht nur ein Dichter aus dem Volke für das Volk, sondern ein nationaler Dichter im classischen Sinn des Wortes in der Weise Arndt's und Uhland's, stammt aus Dalmatien. Man mag annähernd von der Bedeutung dieses Klostermönches, dessen Gesänge seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts (damals in Venedig) in unzähligen Auflagen gedruckt worden sind, sich eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß die Kritik noch heute nicht ganz darüber im Reinen mit sich ist, ob diese Poesien das Werk eines einzelnen Menschen, oder nur eine von ihm veranstaltete Sammlung von Volksgesängen seien. Demetrius Milutinovitsch, der, allerdings aus der Heimath flüchtig, Befreiungshymnen sang und zum Ankampf gegen die osmanische Unterdrückung aufrief, stammt, wie bereits erwähnt, aus der Herzegowina. Peter II. Njegusch, der einzige unter den überaus zahlreichen südslavischen Poeten

der Gegenwart, der Anspruch hat, als der Weltliteratur angehörig bezeichnet zu werden, ist Montenegriner. Auf das sinnige, tief innige Seelenleben, das uns in den Liedern der Morlacchen entgegentritt, deren nicht wenige, bei der größten Einfachheit der Motive und bei aller scheinbaren Alltäglichkeit der Conflicte, nicht selten Stoff zu ganzen Tragödien bieten, sei hier nur hingedeutet — der hohen Lyrik in den Todtenklagen der Bocchesen nur erwähnt —, bezüglich der oratorischen Begabung nur an die schwungvollen Tischreden und Trinksprüche erinnert, die stets die beste Würze der bescheidenen Mahle sind und nie fehlen, wo zwei Freunde zusammen Rothwein trinken, — der Rechtfertigungsreden nicht zu gedenken, durch die die Angeklagten vor ihren Richtern ihre Unschuld darzuthun, der politischen Sermone, durch die in den Versammlungen die geborenen Staatsmänner in Bundschuhen und grobem Kittel ihre diversen Ansichten zur Geltung zu bringen bemüht sind.

Ein ganz specieller Vorzug des Herzegowiners aber ist die ihm eigene Gabe der Schlagfertigkeit, des Witzes, der Pointe. Er spricht im Ganzen wenig. Fremde, die Montenegro und die Herzegowina besuchen, werden dadurch nicht selten in die peinlichste Verlegenheit versetzt, selbst wenn sie, was eine höchst rare Sache ist, seiner Sprache mächtig sind. Man spricht eine Viertelstunde lang, man fragt dies und jenes, erbittet sich Auskunft über dies und das und erhält als Aufschluß ein Achselzucken, ein Kopfnicken, ein kurzes Wort, genau so wenig als eben unerläßlich, und genau so viel als eben nöthig ist, um nichts zu sagen. Man mag hiernach ermessen, was von all' den Discursen zu halten sei, welche der und jener Tourist mit den Leuten in der Herzegowina und in Montenegro gehabt, von all' den politischen Enthüllungen und winkereichen Andeutungen, die er von da erhalten haben will. Spricht aber ein solcher Czernagorze oder ein Herzegowiner wirklich einmal, so sagt er auch etwas, und das, was er sagt, trifft auch. „Dem Weibe gehört die Zunge," sagt ein Sprichwort, „dem Manne die Lippe, und über der Lippe wächst ihm ein Gitter" (der Schnurrbart nämlich). „Das Weib mag schwatzen; was aber über die Lippe kommt, das soll stets ein Wort sein. Darum, Freund, ziehe dich zweimal an deinem Schnurrbart, ehe du einmal die Lippe aufthust!"

Woher er diese Eigenthümlichkeit hat, ob sie ihm von Alters her eigen, etwa wie die Athenienser durch ihr „Salz" sich bemerkbar machten, oder ob erst in der Berührung mit dem Unterdrücker mit der gebotenen Vorsicht, Zurückhaltung, ja Kargheit der Rede sich die concise Knappheit, die Ironie, das Auslaufen des Wortes in eine treffende Spitze sich herausgebildet hat, mag hier ununtersucht bleiben. Es genügt, daß sie vorhanden ist, und Tag für Tag in einer Fülle von wirklich „etwas sagenden" und nicht bloß „geschwatzten" Worten sich kundgiebt, die, wenn sie am rechten Orte, zur rechten Stunde und vom rechten Munde kommen, alsbald auch zu „geflügelten" werden und mit wahrhaft geflügelter Schnelle ihren Weg durch das ganze Land und selbst weit hinaus über dasselbe durch alle spruchverwandten Gaue machen.

Die Form nun, in welche diese „geflügelten Worte" sich kleiden, ist verschieden, je nach dem, was gesagt werden will, je nach der Stimmung und Laune und je nach dem Redegeschicke des Vorbringenden.

So z. B. giebt es sich als Sprichwort, wenn irgend eine im Leben gemachte Erfahrung praktisch, leicht faßbar und leicht behaltbar fixirt und verwerthet werden soll; als Gleichniß, aber dann nur kurz und handlich für den Gebrauch, wenn dies nicht im direct belehrenden Tone, sondern im Gewande eines Bildes geschehen soll, aus welchem im Falle der Anwendung der Angeredete die Belehrung leicht selbst sich entnehmen mag; als Redensart, wenn bestimmte Gesinnungs- und Handlungsweisen, nicht ohne die Nebenabsicht, sie zu ironisiren, für den Verkehr scharf markirt, so zu sagen typisch gemacht werden sollen. Solche Sprichwörter z. B. sind:

— Gewohnheit drückt wie eine Last,
Entwöhnen drückt wie zweie fast.

— Ohne Leid
Kein Bescheid.

— Was quält, das lehrt.

— Je schwerer zu leiden, desto besser zu merken.

— Willst du Jemanden kennen lernen, — reich' ihm die Hand.

— Ein alter Feind wird nie ein neuer Freund.

— Thu einem Menschen hundertmal Gutes und einmal nicht, er gedenkt dir dieses und vergißt jenes.

— Wer schön schweigt, der schön spricht.

— Jeder Scherz ist ein halber Ernst.

— Wer von Bösem spricht oder an Böses denkt, der geht Bösem oder Böses geht ihm nach.

— Mancher, der thut, was er weiß, weiß nicht, was er thut.

— Hast du sonst keinen Feind, so hat deine Mutter einen dir geboren!

— Schwer ist das Gute zu sehen, doch ist es leicht zu erkennen.

— Besser einem Braven gehorchen, als einem Schlechten befehlen.

— Besser mit allen Mängeln gekannt, als mit allen Vorzügen nicht gekannt.

— Besser kein Anfang als kein Ende.

— Besser mit dem Weisen weinen als mit dem Thoren lachen.

— Besser Wissen als Haben.

— Besser ein schlechtes Jahr als ein schlechter Nachbar.

— Eile ist des Teufels Botin.

— Der Heftige springt selbst über sein Glück hinweg.

— Sieh' dem Gast erst auf die Schuh',
Dann führ' in dein Haus ihn du!

— Zufriedenen, sei noch so groß die Menge,
Kein Haus, das ihnen zu enge.

— Den lieben Gast
Zwei Tag genug du hast.

— In Kirch' und Haus zu viel der Feste,
Schad't dem Glauben und verdirbt die Gäste.

— Besser begraben sein als Sklave.

— Nie sei eines Andern, wer sein eigen sein kann.

— Besser ist Leid glauben als Leid erproben.

— Sucht das Unglück nicht den Menschen auf, so sucht er es selber auf.

— Du triffst es, allein zu stehen an einem Abgrund, nicht aber im Glück.

— Man muß nicht seine Glocke fremdem Leithammel umhängen!

— Der beste Bazar ist das eigene Haus.

— Sparsamkeit ist der beste Erwerb.

— Um dessen Leben nicht die eine Hälfte des Gesindes, um dessen Tod nicht die andere Gott bittet, der ist kein guter Hauswirth.

— Fremde Hand mehrt nicht.

— Der Kopf ist älter als das Buch.

— Eine Mütze kann man Jedem kaufen, nicht aber Verstand.

— Besser eine Unze Verstand als hundert Unzen Beistand.

— Mehr denkt der Geist, als das Meer birgt.
— Schließe den Mund und öffne die Augen!
— Weß der Weise sich schämt, deß rühmt sich der Thor.
— Dem Manne heftet sich die Schande an die Ferse, dem Weibe an die Stirne.
— Gold geht durch aller Leute Hand, der Mensch durch aller Leute Mund.
— Thoren bauen Häuser, Kluge kaufen sie.
— Zerstört nicht der Teufel die Wiege, zerstört er das Grab.
— Gutes zahlt sich schwer heim, um so leichter Böses.
— Gott ist ein alter Wunderthäter. Er schließt ein Thor und öffnet deren hundert.
— Flehe zu Gott, aber rudere ans Ufer!
— In wessen Wagen du fährst, dessen Gäule du lobe!
— Nicht kämpft den Strauß die blanke Waffe;
Es kämpft den Strauß des Helden Herz!
— Besser mit einem Helden sich raufen, als mit einem Feigling sich küssen.
— Schlimm um den Helden, von dem man nicht spricht.
— Viel gilt mehr, aber schön geht weiter.
— Wer nicht den Bruder als Bruder, der wird den Fremden als Herrn achten.
— Wer in einen Sumpf heirathet, den wäscht kein Meer rein.

Als Beispiele für das Gleichniß mögen angeführt sein:
— Der Mensch ist härter, denn ein Stein, und gebrechlicher, denn ein Ei.
— Der Heuchler baut sein Haus in Klüfte,
Der Giebel kaum lugt in die Lüfte!
— Beim Grobschmied suche nicht feine Klingen.
— Das Wasser tobt, doch treibt es die Mühle.
— Wasser und Feuer sind treffliche Diener, aber schlechte Herren.
— Wer niemals einen Thurm geseh'n,
Bleibt auch vor einem Ofen steh'n.
— Besser eigener Hanf als fremde Seide.
— Große Bäume wachsen zwar lange, fallen aber doch schnell.
— Jungen Herrlein reicht das Meer selbst nicht bis ans Knie. (So groß nämlich dünken sie sich!)
— Das ist ein schlechter Wind, der das Meer bis auf den Grund aufwühlt.
— Ist der Honig auch süß, muß man sich doch nicht in die Finger beißen! (Ist der Vortheil auch angenehm, so muß man seinetwegen doch nicht die Ehre daransetzen.)
— Vor drei Dingen hüte dich: vor glimmenden Kohlen, vor einer rostigen Flinte und vor einem Hunde, der müßig kauert.
— Wer einen Wolf jagt, der muß scharfe Augen haben. (Wer es mit einem geriebenen Schelm aufnimmt, der muß sich ihm gewachsen wissen.)
— Womit man ein Faß füllt, darnach riecht es für immerdar. (Wie man's im Elternhause vor sich gesehen und gehört, so haftet's Einem zeitlebens an.)
— Aechtes Gold fängt nicht Rost.
— Ein sauber Gesicht braucht viel Wasser nicht.
— In jedem Haus giebt's Rauch.
— Das Roß mag man peitschen, das Rind aber muß man lieben. (Denn jenes frißt und dient dem Luxus, dieses aber pflügt und nährt das Haus.)
— Kann das Rind auch nicht reden, so knurrt doch das Rad. (Wenn es wo übel steht, so läßt sich's nicht verheimlichen.)
— Strotzt die Tenne, so mißt doch auch der Scheffel. (Auch die Stimme kleiner Leute ist nicht zu unterschätzen.)
— Ist auch das Gras gemäht, so bleiben doch die Wurzeln.
— Schlimm steht's um den Brei, der auf fremde Milch wartet. (Bester Verlaß auf sich selber Verlaß.)
— Je größer der Kopf, desto größer das Kopfweh.
— Wer die Finger in fremde Thürangeln steckt, dem werden sie eingeklemmt.
— Wer nicht anzündet, kann auch nicht leuchten.
— Aus schwarzer Erde sprießt weißes Korn.
— Schwerer Weizen läßt auf sich warten.
— Frißt auch der Hund den Brei, so doch nicht auch die Schüssel.
— Unter dürrem Holz verbrennt auch der grüne Baum.
— In großen Wassern gedeihen große Fische. (In großen Verhältnissen große Menschen.)
— Die Kanone springt und der Bairam geht vorüber. (Der Genuß ist kurz, aber was dabei aufgegangen, das ist hin.)
— Jeder hält seinen Esel für schneller als eines Andern Roß.
— Gott hat wollene Füße, aber stählerne Hände. (Man hört ihn nicht kommen, aber man fühlt seine Macht.)
— Wer den Kuchen, der hat auch das Messer.
— Ritte sich's besser auf Hunden, hielte man keine Pferde.

Als Beispiele für die Redensart, die man gern anbringt, wo immer es sich thun läßt, und auf die am liebsten allein man sich beschränkt, um damit Alles zu sagen, was man eben zu sagen gedenkt, oder es vielmehr errathen zu lassen, mögen die folgenden dienen:

„Nicht ein Messer," sagt man von einem Geizigen, „gäb' er dem Teufel, daß er sich den Hals abschneide."

„Er lobt das Meer und hält sich ans Land," will sagen: er ist nicht aufrichtig in seiner Meinungsäußerung.

„Wenn ihn die Erde nicht an sich hielte, er flöge auf," so hochmüthig trägt er den Kopf.

„Feist ist ihm schön und reich ist ihm weise," dem crassen Materialisten nämlich.

„Die Flinte möchte wohl, aber es fehlt am Stein," sagt man von Leuten, die gern groß thäten, aber die Mittel dazu nicht haben.

„Der fand eine Kirche, drin der Herrgott betet," bezeichnet den Superklugen, etwa wie das Deutsche: „Er hört das Gras wachsen."

„Spräche Jemand: ein Esel fliegt! er liefe hinaus, zu sehen wohin." Will sagen, so dumm ist er.

„Wäre er nicht getauft, man dürfte keck sein Fleisch essen!" Paraphrase für: so ein Rind oder so ein Schwein ist er.

„Zwei Fische rösten an einem Feuer und doch glaubt einer dem andern nicht!" Ein ziemlich ergreifendes Bild für unglückseliges Mißtrauen in gemeinsamem Unglück!

„Ein Haus mit Fenstern blank, drin Kisten leer und Schrank." Aeußerliche Flausen und nichts dahinter.

„Gieb mir Glück, und dann meinetwegen nähe mich in einen Sack!" Wer Glück hat, für den giebt es keine Schwierigkeiten im Leben.

„Am Bauch giebt's kein Fenster," von Putznarren, die sich schlecht nähren, um sich nur fein ausstaffiren zu können, aber auch von Leuten, die sich lieber das Nöthigste versagen, um nur honnet zu bleiben.

„Schwer rauchen und zugleich trinken" kennzeichnet den Unersättlichen, der gern Alles haben, alle Aemter und Würden in sich vereinen, aber auch den sich Ueberstürzenden, Ueberbürdenden, der gern Alles auf einmal thun möchte.

„Fremde Ziegen, pures Fett! — Wer zu Fuß geht

schmäht immer den, der reitet. — Ein Stückchen in der Hand eines Andern sieht immer wie ein Stück aus.“ Drei höchst anschauliche Versinnlichungen des Neides.

In der Production solcher Sprichwörter, Gleichnisse und Redensarten übrigens sind nicht allein die herzegowinischen, sondern die Slaven des Südens überhaupt unerschöpflich, wobei außer dem zum Proverb und zum Epigramm hinneigenden Geist der Sprache ihnen allerdings eine Fülle mannigfacher und ernster, durch Schulweisheit noch nicht verkümmerter Lebenserfahrung zu statten kommt, wie ihre gedrückte Lage und mühevolle Existenz sie eben mit sich bringt. Denn bekanntlich ist nicht das sorgenlose Wohlleben, nicht die große Welt, nicht die feine Gesellschaft und nicht die Gelehrsamkeit die Atmosphäre, in welcher das Sprichwort gedeiht, sondern ganz im Gegentheil die beschränkte Dürftigkeit, die kleine Welt, die Gesellschaft mit Schwielen an den Händen und mit Schweiß an der Stirn, der schlichte Mutterwitz, gereift in seiner Eigenartigkeit durch unmittelbar Aufgenommenes, nicht gehindert in seiner Entwickelung und versauert durch Eingetrichtertes. Seine fruchtbarsten Producenten sind nicht Hofdamen und Professoren, sondern die alten Weiber im Kreise ihrer Enkel und Enkelkinder auf der Hausschwelle oder am Spinnrocken, und die alten Männer im Rathe der Männer bei Taback und Weinkrug, und die fruchtbarsten unter ihnen sind gerade, die weder schreiben noch lesen können. In der feinen, in der gebildeten Welt beherrscht den Umgang, das Bestreben, sich möglichst Einer wie der Andere auszudrücken. Das giebt den conventionellen Usus, der natürlich neuen Bildungen nicht gewogen ist. Anders bei Leuten, wie z. B. unsere Herzegowiner. Da sucht jeder möglichst sich selbst zur Geltung zu bringen, so wie seine Person, so auch seine Meinung, und so geschieht es denn, daß eine und dieselbe Ansicht, ein und derselbe Gedanke, eine und dieselbe Erfahrung hundert- und selbst tausendfachen Ausdruck findet, und daher auch der den Redeverkehr geradezu beherrschende Reichthum von Gleichnissen, Sprichwortartigem und Redensarten.

Aus allen Erdtheilen.

Der Wolf in Rußland.

Der ganz enorme Schaden, welchen der nur von Fleisch lebende, gefräßige, den Fuchs an Verschlagenheit weit übertreffende Wolf dem Viehstande Rußlands alljährlich zufügt, hat die Veranlassung zu einer sehr beachtenswerthen, in der Druckerei des russischen Ministeriums des Innern gedruckten Broschüre von Lasarewski gegeben [1]), in welcher auf Grund statistischer Daten eine ungefähre Schätzung der Anzahl dieser Raubthiere und der durch sie vernichteten Werthe versucht wird. Herr Lasarewski kommt nach verschiedenen Schätzungsmethoden zu dem natürlich nur ganz approximativen Resultate, daß allein das europäische Rußland an 200,000 Wölfe ständig beherberge, und ist nach der Statistik der von ihnen getödteten Menschen sogar zu der Annahme geneigt, daß sich ihre Anzahl in den letzten Jahrzehnten eher vermehrt als vermindert habe. Während in den Jahren 1849, 1850 und 1851 den officiellen Angaben zufolge durchschnittlich 125 Personen verschiedenen Alters den Bestien zum Opfer fielen, betrug dieser Verlust an Menschenleben im Jahre 1875 161. Vielleicht kann man die Vollständigkeit der älteren statistischen Angaben in Abrede stellen, obschon gerade derartige Unglücksfälle am sorgfältigsten registrirt zu werden pflegen; man mag auch zugeben, daß eine zunehmende Bevölkerung derselben Anzahl Wölfe mehr Gelegenheit zu Angriffen biete; wenn aber Lasarewski ausdrücklich constatirt, daß die Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung, geschweige denn Ausrottung vollkommen ungenügend sind und daß die eigentliche Jagd, die ein großes Aufgebot von Menschen erfordert, seit dem Aufhören der Leibeigenschaft wesentlich abgenommen hat, so ist gar kein Grund vorhanden ihre Zunahme zu bezweifeln.

Den officiellen Angaben zufolge werden von diesen Wölfen alljährlich etwa 180,000 Stück Großvieh und 560,000 Stück Kleinvieh vernichtet; Lasarewski weist aber an dem Beispiele mehrerer Gouvernements aus dem Vergleiche der officiellen Daten mit denen der Landschaftsämter nach, daß diese Zahl weit hinter der wirklichen Höhe zurückbleibt. Außerdem sind bei diesen Zusammenstellungen die Verluste an Federvieh und Hunden nicht berücksichtigt. Erstere pflegen, da die Wölfinnen ihre Jungen fast nur mit solchem auffüttern, sehr erheblich zu sein und betrugen z. B. im kasanschen Gouvernement allein an Gänsen jährlich 11,000 Stück; die Zahl der alljährlich getödteten Hunde wird auf mindestens 100,000 Stück geschätzt. In Anbetracht aller Umstände dürfte daher nach Lasarewski's Taxirung der von den Wölfen im europäischen Rußland an Hausthieren angerichtete Schaden mindestens die Summe von 15 Millionen Rubeln betragen. Das ist aber nur der kleinere Theil des vernichteten Werthes, denn vielleicht vier Mal so viel Nahrung muß die Natur an Wild liefern, um den stets bellenden Magen des Wolfes zu befriedigen. In Deutschland würde man das freilich in nationalökonomischer Hinsicht kaum als einen Verlust bezeichnen können, da bei uns das zur Ernährung des Wildes nöthige Quantum wirthschaftlicher Producte an Werth bei weitem den des Wildes übersteigt. Das ist aber in Rußland bei einer minder dichten Bevölkerung und noch lange nicht so weit gediehener Ausnutzung des Bodens größtentheils nicht der Fall, und so veranschlagt Lasarewski den Verlust an Wild (vielleicht etwas zu hoch) auf jährlich 50 Millionen Rubel. Schließlich muß man noch die Verluste der Hirten und Nomaden in Sibirien in Anschlag bringen, die sich zwar der statistischen Beobachtung fast durchgängig entziehen, die aber, wie unter andern aus A. v. Middendorff's Schilderungen hervorgeht, namentlich an Renthieren ganz außerordentlich sein müssen.

Die Ausrottungsmittel, welche zur Zeit in Anwendung kommen, erfüllen ihren Zweck nur in sehr unvollkommenem Maße; namentlich liefert die Jagd mit Feuerwaffen nur mäßige Resultate. Es fehlt in Rußland ganz an einer unseren Forstbeamten entsprechenden Institution; die Bauern haben entweder keine Gewehre oder ihre Jagdlust ist gering; wo aber hier und da große Grundbesitzer stellenweise energischer vorgegangen sind, ist man die Plage doch nur vorübergehend losgeworden, weil gelegentlich wieder neue Wölfe einwanderten. Außerdem hat man berechnet, daß bei diesen Treibjagden durch Verbrauch an Hunden, Schießmaterial und Löhnung der einzelne Wolf auf 30 bis 40 Rubel zu stehen kommt, und durch die Aufhebung der Leibeigenschaft sind die Kosten noch gestiegen und diese Art Jagd seltener geworden. Fallen oder Gruben nützen nur sehr wenig, da die Thiere zu schlau sind, um sich darin zu fangen; da-

---

[1]) W. M. Lasarewski: Ueber die Vernichtung von Vieh und Wild durch den Wolf und über die Ausrottung des Wolfes. St. Petersburg 1876 (71 S.). S. Röttger's Russ. Revue 1877, H. 3, S. 260.

gegen sind die sibirischen Nomaden noch schlauer als sie und verstehen, wie Middendorf mittheilt, auf folgende sinnreiche, vielleicht auch in Rußland einführbare Methode den Vielfraß zu verderben. Sie rollen ein starkes, an beiden Enden zugespitztes Stück Fischbein um einen Stab spiralförmig auf, umwickeln das Ganze mit Fett und lassen dieses gefrieren. Sobald der Wolf den verlockenden Bissen verschluckt hat, thaut das Fett auf, das Fischbein streckt sich wieder und durchbohrt dabei die Magenwände des Thieres, das in Folge dessen crepiren muß. Den größten, vielleicht allein durchgreifenden Erfolg hat indessen die in Rußland noch wenig in Anwendung kommende Vergiftung mit Strychnin, die Lasarewski dringend empfiehlt, da sie verhältnißmäßig wenig kostspielig und ihre Praxis leicht zu erlernen ist. Es müßte aber auch von Seiten der Localverwaltungbehörden eine weit größere Thätigkeit entwickelt werden als bisher; namentlich müßten die viel zu niedrigen Prämiensätze von $1^1/_2$, 2, höchstens 3 Rubeln auf mindestens 10 Rubel pro Stück erhöht werden, um überhaupt einen Gewinn für den Jäger in Aussicht zu stellen. Für die Vertilgung von 200,000 Wölfen würde somit eine Summe von 2 Millionen Rubel nothwendig sein, da dies Ziel aber in einem Jahre kaum zu erreichen und daher immer wieder neuer Nachwuchs zu vertilgen sein würde, so wird vielleicht das Vier- oder Fünffache nöthig werden, was aber doch, wie man aus den obigen Daten ersieht, eine Capitalsanlage bliebe, wie sie kaum vortheilhafter gedacht werden könnte.

Möge es Lasarewski gelingen, seine Vorschläge an maßgebender Stelle zur Geltung zu bringen; nicht nur von einer drückenden Plage wird er dadurch sein Vaterland befreien, sondern auch von einem Makel, den das Ueberhandnehmen reißender Thiere in einem civilisirten Lande demselben ohne Zweifel anheftet.

Zur Bevölkerungsstatistik von Russisch-Polen.

C. P. Während Seitens der russischen Regierung die Ergebnisse der Volkszählungen in Betreff des eigentlichen Rußland mit ähnlicher Regelmäßigkeit und Vollständigkeit veröffentlicht werden, wie in den übrigen europäischen Staaten, kommen derartige Notizen über das Königreich Polen, die jetzigen „Weichselgouvernements", nur sehr ausnahmsweise zur allgemeinen Kenntniß, so daß der mit Mitteleuropa zunächst verbundene Theil des slavischen Kaiserreichs, wie in geographischer, so in statistischer Hinsicht zu den am meisten vernachlässigten Ländern Europas gehört. In dem kürzlich in Warschau erschienenen Werke Witold Zaleski's: „Statystyka porównawcza królestwa Polskiego" (Vergleichende Statistik des Königreichs Polen) finden wir über die neuesten Zählungsergebnisse von 1872 vielfach interessante Angaben, von denen wir zunächst die unseres Wissens in Deutschland noch nicht bekannt gewordenen über die Bevölkerung der einzelnen Gouvernements, gesondert nach städtischer und ländlicher Einwohnerschaft, und über die Seelenzahl der größeren Städte mittheilen wollen, indem wir uns vorbehalten, auf andere bemerkenswerthe Zahlen zurückzukommen. Die Vertheilung der Bevölkerung nach den einzelnen Gouvernements zeigt die Tabelle auf folgender Spalte.

Wie die nachstehenden Zahlen gegenüber den bisher in statistisch-geographischen Werken enthaltenen Angaben durch ihre Höhe überraschen und endlich einmal auch über diese nahe liegende terra incognita authentische Informationen bieten werden, so wird dies auch mit nachstehenden Mittheilungen über die größeren Städte des Königreichs Polen der Fall sein, wenigstens bei einigen derselben. Der Landeshauptstadt Warschau mit ihren 275,999 Einwohnern folgen die über 10,000 Seelen zählenden Städte des Landes in nachstehender Ordnung: Lodz (das 1821 erst 799 Einwohner zählte, seitdem aber durch Colonisation mit deutscher Bevölkerung zur zweiten Stadt Russisch-Polens heranwuchs) mit 50,498 Einwohnern, Lublin 28,933, Suwalki 19,899, Plotzk 19,825, Kalisch 16,957, Petrikau 16,720, Czenstochau 14,348, Lomscha 13,858, Zgierz 12,350, Siedlce 11,859, Wlotzlawek 11,781, Radom 11,495, Augustow 10,664, Kalwarya 10,195 Einwohner. Die einzige Gouvernementshauptstadt, die unter 10,000 Einwohner zählt, ist Kielce, das nur 8013 Seelen aufweist.

Gouvernements	Zahl der Städte	Einwohner in der Stadt	auf dem Lande	Zusammen
Stadt Warschau .	—	275,999	—	—
Gouv. Warschau .	18	83,543	696,993	780,536
„ Kalisch . . .	13	92,095	615,323	707,418
„ Petrikau . .	11	136,795	632,845	769,640
„ Radom . . .	11	58,437	483,556	541,993
„ Kielce	7	34,933	503,470	538,403
„ Lublin . . .	13	96,970	641,456	738,426
„ Siedlce . . .	12	70,385	555,712	629,097
„ Plotzk	11	69,472	431,096	500,568
„ Lomscha . . .	10	64,488	436,897	501,385
„ Suwalki . .	10	74,819	472,733	547,552
Zusammen	117	1,057,936	5,470,081	6,528,017

* * *

— Sollten die Wirren in der europäischen Türkei auch keinen andern Vortheil haben, so haben sie doch schon insofern genützt, als unsere Kenntniß vorzüglich ihrer Nordhälfte dadurch wesentlich bereichert und gefördert worden ist. Nicht nur wurde das k. k. militär-geographische Institut in Wien veranlaßt, die von österreichischen Offizieren aufgenommene Karte von Bosnien rasch dem großen Publicum in guter und billiger Gestalt zugänglich zu machen (s. „Globus" XXIX, S. 382) und derselben in nächster Zeit die Karte von Bulgarien folgen zu lassen, sondern es treten auch Arbeiten von Privatleuten an das Licht, welche sonst vielleicht noch lange auf Veröffentlichung hätten warten können, und welche das Ihrige beitragen, um die Kunde jener so hoch interessanten und so wenig bekannten Länder nicht länger so lückenhaft als bisher zu belassen. So Dr. Otto Blau's Reisen in Bosnien und der Herzegowina (Berlin, D. Reimer, 1877), welche wesentlich topographische und pflanzengeographische Aufzeichnungen und eine Karte von Heinrich Kiepert enthalten, welche in mehr als einem Punkte diejenige des obengenannten österreichischen Instituts verbessert. Der Anhang, gleichfalls von H. Kiepert, enthält Kartographisches und Statistisches, namentlich letzteres von großem Werthe, wie es auf S. 331 des vorigen Bandes des „Globus" näher begründet worden ist. — Ein anderes Werkchen, welches sich mit den geographischen Verhältnissen (Oro- und Hydrographie, Eisenbahnen, Communicationen) Bosniens und der südlich angrenzenden Gebiete, mit dem dortigen Reisen und den alten Grabdenkmälern beschäftigt, ist: H. Sternek, Geographische Verhältnisse &c. in Bosnien, der Herzegowina und Nord-Montenegro (Wien, Braumüller). Der Verfasser, österreichischer Generalstabshauptmann, bereiste 1871 bis 1873 jene Länder behufs astronomischer Aufnahmen und einer Triangulation und spricht demnach als competentester Richter. Beigegeben sind vier Tafeln mit geologischen Angaben, Profilen und Abbildungen merkwürdiger Grabsteine. — Mit besonderm Interesse werden viele unserer Leser auch den unlängst erschienenen zweiten Band von F. Kanitz' Donau-Bulgarien jetzt zur Hand nehmen, um mancherlei Belehrung über den demnächstigen europäischen Kriegsschauplatz daraus zu schöpfen. Nur zu bedauern ist, daß das Verständniß beim Lesen durch den Mangel jeder Karte erschwert ist. Dieselbe

ist längst vollendet und wurde sogar 1875 auf dem Pariser geographischen Congresse unverdientermaßen prämiirt (denn sie war nicht einmal ausgestellt, konnte also gar nicht beurtheilt werden); aber erschienen ist sie bis heutigen Tages nicht. Hoffen wir, daß die bulgarische Karte des Wiener militär-geographischen Instituts sie baldigst überflüssig macht.

— Eine brauchbare „Statistische Karte des Deutschen Reiches" hat J. G. Busch in Leipzig in 3. Auflagen erscheinen lassen (Preis 1 Mark). In gefälligem Buntdruck giebt sie die einzelnen Länder nebst den Hauptstädten der Provinzen, Aemter und Kreise, ein vollständiges Eisenbahnnetz und sämmtliche über 3000 Seelen zählenden Orte. Letzteren ist die Einwohnerzahl vom 1. December 1875 beigefügt und in Klammern die Ziffer, um welche seit dem 1. December 1871 die betreffende Seelenzahl ab- oder zugenommen hat.

— Die italienische Regierung hat 6000 Francs für eine specielle Erforschung der Naturgeschichte von Calabrien, des unbekanntesten Theiles des Reiches, was Geologie, Fauna und Flora anbelangt, ausgesetzt und die Doctoren Arcangioli (Botanik), D. Stefani (Geologie), Cavanna (Zoologie der Invertebraten) und Forsyth Mayor (Paläontologie und Zoologie der Vertebraten) mit der Lösung jener Aufgabe betraut. (Nature.)

— In vielen holländischen Städten haben sich Ausschüsse gebildet, um ein passendes Schiff nach Novaja Semlja und anderen Punkten des Arktischen Meeres zu senden und daselbst einfache Denkmäler zur Erinnerung an die älteren niederländischen Seefahrer errichten zu lassen. Namentlich handelt es sich dabei um Willem Barendsz' Reisen und Entdeckungen, dessen Andenken man auf solche Weise zu fixiren wünscht.

— Nach den „Times" hat Mr. Thomas W. Richardson, Secretär des „Ordens der Danieliten", Namens desselben dem Unterhause eine Petition überreicht, worin um eine neue Polarexpedition gebeten wird, an der nur Personen theilnehmen sollen, welche Fleischnahrung, Alkohol und Taback verschmähen. Ob der „Orden der Danieliten" mit Vegetarianern den Pol zu erreichen hofft?

— Nach amtlichen Berichten giebt es in Rußland im Ganzen 59 Mill. Orthodoxe und 24 Mill. Andersgläubige. Orthodoxe Kirchen und Capellen zählt man 50,834, die Zahl der weltlichen Geistlichen beträgt 107,724. Im Jahr 1876 gab es 5689 Mönche und 3587 Nonnen, welche 493 Klöster bewohnten. In demselben Jahre traten 259,568 zur orthodoxen Kirche über (von diesen waren früher 250,007 Unirte).

— Die türkische Regierung in Constantinopel wird derzeit (Ende März) von 11 Ministern ohne und 18 Ministern mit Portefeuille gebildet. Der Gehalt der ersteren beträgt 1000 bis 3000 Ducaten monatlich, die anderen beziehen monatlich 2000 bis 5000 Ducaten. Zu den Ministern mit Portefeuille gehören: der Großvezier, der Scheich-ul-Islam, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges, der Präsident des Staatsrathes, der Marine-, der Artillerie-, der Finanz-, der Justizminister, der Minister der kirchlich-staatlichen Güter (Wakuf), der Handels- und der Ackerbauminister, der des öffentlichen Unterrichts, der der Staatsarchive, der der indirecten Abgaben, der Polizeiminister, der der Civilliste, der der inneren Angelegenheiten und endlich der des großherrlichen Palastes. (M. P.)

Statistisches über die slavischen Völker. A. S. Budilowitsch in St. Petersburg veröffentlichte 1875 als Beitrag zu der schon in 3. Auflage erschienenen ethnographischen Karte der slavischen Völkerschaften von M. F. Mirkowitsch (vervollständigt durch A. F. Rittich) statistische Tabellen über die Vertheilung der Slaven, denen wir folgende Daten entnehmen. Die Gesammtzahl der Slaven beträgt nach Budilowitsch 90,365,633, worunter 61,199,590 Russen, 9,492,162 Polen, 5,940,539 Serben und Croaten, 5,123,952 Bulgaren, 4,815,154 Czechen, 2,223,820 Slovaken, 136,000 Wenden und 111,416 Kaschuben (die ihre eigene Schriftsprache und Literatur besitzen). Unter den Russen sind 14,168,288 Klein- und 3,488,600 Weißrussen. Das Gros der Bulgaren bekennt sich zur griechischen (orthodoxen) Religion, 30,000 sind unirt, 500,000 katholisch und 400,000 Mohammedaner. Unter den Serben sind 3,023,129 orthodox (eigentliche Serben), 2,407,890 katholisch (Croaten), 500,000 Mohammedaner und 9520 unirt. Bemerkenswerth für die russischen Bestrebungen ist es, daß Budilowitsch nur die russische Sprache „Sprache" (jasik) nennt, die übrigen slavischen Sprachen aber als „Dialekte" (narietschije) aufführt, eine Nomenclatur, welche die nichtrussischen Slaven, wo bekanntlich der Eigensinn stark zu Hause ist, wenig erbaut haben wird. (M. P.)

— Ein Telegramm aus Tomsk vom 18. März meldet, daß am Ufer des Ob bei den Mariinsker Goldwäschereien ein wohlerhaltenes Mammuth mit Haut und Fleisch durch Schwanenberg's Expedition aufgefunden wurde.

— Am 7. März ist in der norwegischen Fischerstation Gjesvär, nahe dem Nordcap in 71° 12′ nördl. Br., die nördlichste Telegraphenstation auf der Erde eröffnet worden.

— In seinem jährlichen Bericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Hindustani-Sprache und Literatur behandelt Prof. Garcin de Tassy auch die einheimischen Zeitungen Indiens. Er theilt dort einen Artikel des „Cup of Jamshid" mit, der in Mirat gedruckt wird und sich über den bittern Ton beklagt, welchen englische Zeitungen mitunter gegen die einheimische Presse anzuschlagen für gut befinden. Es heißt da: „Diese Journale schmeicheln sich die wahren Thermometer von Fortschritt und Verfall zu sein und erkennen den einheimischen Zeitungen ein gleiches Privileg nicht zu; aber die indische Presse lacht über dieses Gespött. Sie hat ihre Sorglosigkeit und Trägheit abgeschüttelt und zieht Nutzen von der Freiheit, welche ihr die Regierung gewährt; sie sagt frei, was sie denkt, und weist die ungerechten gegen sie erhobenen Beschuldigungen zurück. — Die englischen Zeitungsschreiber sollten ihre eingeborenen Collegen als Brüder ansehen und in Frieden mit ihnen leben, wie die beiden Augen in einem und demselben Gesicht. Sonst werden die Inder Vergeltung üben und Niemand kann sie dann deswegen tadeln." (Athenäum Nro. 2580.)

— Wie die „Yacht", das officielle Organ des russischen Marineministeriums meldet, ist eine Anzahl von Samojedenfamilien aus dem nördlichen Rußland, speciell von der Petschora-Mündung veranlaßt worden, dauernd nach dem südlichen Nowaja-Semlja überzusiedeln und dort eine Rettungsstation zu errichten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

IV.

Mit Vergnügen vernahm Cameron, als er Kasangalowa am 19. April verließ, um das Südende des Sees zu kreuzen und längs des Westufers nach Norden hinauf zu fahren, daß sich in der Nähe kein Lagerplatz befinde; denn dadurch waren seine Leute gezwungen, ein ordentliches Stück Ruderarbeit Tags über zu leisten, sie mochten wollen oder nicht. Zunächst machte aber die Abfahrt einige Schwierigkeit, weil die Boote etwa hundert Ellen vom Lande ab über tiefem Wasser im „tingi-tingi" festsaßen. So heißt die schon beschriebene Pflanzendecke an den Flußmündungen, welche zu dick ist, um Boote durchzulassen, aber zu dünn, um Menschen zu tragen. Ist sie letzteres im Stande, so heißt sie „sindi"; den in die Südostecke des Sees mündenden Fluß Kirumbwe bezeichnen die Eingeborenen als „ganz tingi-tingi mit ein wenig sindi."

Im Südwesten sind die den See begrenzenden Berge so steil, daß man sie fast Klippen nennen kann; sie bestehen aus hellfarbigem Granit mit darüber gelagertem rothen Sandstein. Schluchten, durch Erdstürze entstanden, und Wasserfälle unterbrachen die Bergwand. Der Regen schien nun nachzulassen, obwohl sich gelegentlicher Donner hören ließ, Regengüsse in den Bergen niederfielen und die Nächte für Beobachtungen noch zu wolkig waren. Das erste Nachtlager wurde auf Ras Kassowa gemacht und am folgenden Tage bei ziemlich stürmischem Wetter über eine tiefe Bucht hinweg die Fahrt nach Norden fortgesetzt. Zum Glück fürchteten sich seine Leute vor beweglem Wasser nicht mehr so, als zum Anfang, und glücklich wurde Akalunga erreicht, eines der größten Dörfer, die Cameron in Afrika gesehen hat. Der dortige Häuptling Miriro war ein sehr alter Mann mit langem weißen Knebelbart; Schnurr- und Backenbart waren abrasirt, und für gewöhnlich trug er ein schmutziges Taschentuch auf dem Haupte. Als er dem Engländer seinen Besuch abstattete, vertauschte er dasselbe mit einem Fez, der durch Händler von der Küste importirt war. Aufmerksamkeit verdienen die Kornspeicher dieser Gegend: sie stehen 3 Fuß über der Erde auf Pfosten und haben 4 bis 12 Fuß Durchmesser und, das kegelförmige Dach abgerechnet, bis zu 20 Fuß Höhe. Die für altes Korn bestimmten sind gepflastert und besitzen unter der Dachtraufe ein kleines Loch als Zugang, das man mittelst eines eingekerbten Baumstammes erreicht. Will man frisches Korn darin aufbewahren, so erbaut man sie aus 11 Fuß langem Rohr, so daß zwischen je zwei Stäben zwei Zoll Zwischenraum bleibt, und legt in einer Entfernung von 2 bis 3 Fuß Reifen von demselben Material herum, so daß die Luft frei hindurchziehen und das Heißwerden des Korns verhindern kann.

Viele Frauen hier, wie vorher in Kasangalowa, und gerade die hübschesten haben statt der Brustwarze nur ein Loch und sollen sich dieselbe zum Schmucke ausschneiden. Cameron hält die Operation für zu schmerzhaft, um sich ihr freiwillig zu unterziehen, und äußert seine Zweifel über den Grund der eigenthümlichen Verstümmelung, welche weit eher als Bestrafung aufgefaßt werden könnte.

Am folgenden Tage benutzten beide Boote den günstigen Wind zum Segeln. Die Küste war reich an kleinen Flüssen und Gießbächen; das ganze Land glich einem mächtigen mit Wasser vollgesogenen Schwamme (mit demselben Aus-

drucke bezeichnete bekanntlich Livingstone auch das Becken des Bangweolo-Sees). Wo Erdschlipfe stattgefunden hatten, brach überall Wasser zwischen den Steinen hervor und tröpfelte in den See, der außerdem wohl auch durch Quellen auf seinem Grunde gespeist wird. Längs der Ufer waren auf volle 15 deutsche Meilen hin keine Dörfer zu sehen; alle Bewohner leben jenseits der nur 500 bis 600 Fuß hohen Uferberge. Am 24. April, jenseit des Ras Runangwa, steigen die bis oben hinauf bewaldeten Berge (Granit und Sandstein) höher an; einige Gorillas (Sokos), welche auch Livingstone im Manyuema-Gebiete sah, zeigten sich auf den Bäumen, verschwanden aber, ehe der Reisende schußfertig war. In 7° 35′ südl. Br. beginnt sich das steile Ufer wieder mit Dörfern und terrassenartig angelegten Feldern zu bedecken, ein Beweis, daß das vom Sklavenhandel bedrängte und entvölkerte Gebiet hinter ihnen lag. Zum ersten Male auf seiner Reise sah er hier wilde Weintrauben.

Jenseit des Ras Tembwé wurde das Land niedriger; er näherte sich dem Lande Uguha, der Stelle, wo nach Angabe seiner Führer sich der Ausfluß des Sees befinden sollte. Kein Araber in Udschidschi scheint darum gewußt zu haben, obwohl eine ihrer Handelsstraßen nördlich, eine zweite südlich von dem Ausflusse, dem Lukuga, über den See hinüberführt. Wie wenig aber auf Aussagen von Schwarzen zu geben ist, zeigt der Umstand, daß die beiden Führer, als ihnen die Eingeborenen jener Gegend sagten, bei den Kasengé-Inseln flösse der Lukuga in den See, sofort dasselbe behaupteten, obwohl sie kurz zuvor das Gegentheil angegeben hatten. Doch der Häuptling versicherte ihm zu seiner Freude, daß der Fluß hinausströme.

Die Waguha verwenden viel Mühe auf ihren Kopfputz; sie theilen ihr Haar in vier Theile, legen es über Polster und flechten die Enden in Zöpfe, wobei sie nöthigen Falles noch falsches Haar zu Hülfe nehmen. Diese Zöpfe werden zu einem Kreuze angeordnet, sodann eine Menge Nadeln von polirtem Eisen hineingesteckt und das Ganze zuweilen mit einer doppelten Reihe von Kaurimuscheln verziert. Andere tragen die zum Tättowiren gebrauchten Messer oder sonstige verschieden gestaltete Zierrathe und Nadeln von Eisen und Elfenbein im Haar oder geben ihren vier Zöpfen die Form von Widderhörnern und so fort (s. die erste Abbildung). Hier, südlich des Lukuga, stieß Cameron auch zum ersten Male auf eine Art von Götzenbildern; verschiedene Männer trugen dort an ihrem Halse eine kleine Figur von kegelförmiger Gestalt, mit zwei oder drei Beinen und einem geschnitzten Kopfe.

Am Mittage des 3. Mai 1874 erreichte Cameron die Einfahrt in den Lukuga (s. die Abbildung oben S. 278): sie war über eine engl. Meile breit, aber von einer mit Gras bewachsenen Sandbank geschlossen, welche nur einen Canal von 300 bis 400 Yards Breite offen ließ. Derselbe war an seiner flachsten Stelle zwar über einen Faden tief; trotzdem steht zeitweilig eine schwere Brandung darüber. Der dortige Häuptling erzählte dem Reisenden, daß der Fluß seinen Leuten gut bekannt sei; dieselben reisten öfters über einen Monat an seinem Ufer hin, bis er in einen großen Fluß, den Lualaba, falle. Unterwegs nehme er den Lulumbidschi und viele kleine Zuflüsse auf. Kein Araber aber sei den Fluß hinabgekommen, und kein Händler besuche den Ort. Am folgenden Morgen regnete es stark; aber Cameron fuhr mit dem Häuptling 4 bis 5 engl. Meilen den Strom hinab, bis eine Masse schwimmender Vegetation der weitern Fahrt Halt gebot. Dort betrug die Tiefe 3 Faden, die Breite 500 Yards, die Strömung $1^1/_2$ Knoten. Vier bis fünf Meilen weiterhin sollte wieder eben so weit offenes Wasser existiren und auf eine große Strecke Pflanzenwuchs und offene Partien mit einander abwechseln. Die Mündungen mehrerer kleiner Zuflüsse waren, wie er bemerkte, deutlich vom See abgekehrt (während Stanley's Karte [s. oben S. 728] das gerade Gegentheil zeigt), und auch die Wasserpflanzen trieben in derselben Richtung dahin.

Am nächsten Tage setzte er seine Untersuchungen fort; allein sie hatten nur geringen Erfolg. Einen Canal durch die Pflanzendecke, welche offenbar durch herbeitreibende Hölzer und sonstige Vegetation stetig vermehrt wurde, zu graben, erschien als zu theuer, und in Udschidschi, welches er am 9. Mai wieder erreichte, wollte sich kein Führer und kein Dolmetscher finden, um ihn zu Lande längs des Lukuga zu begleiten. Er glaubt fest daran, daß der Strom zu groß ist, um sich in Sümpfen zu verlieren oder nur ein Stauwasser zu sein; zudem hörte er am Orte selbst, wie auch späterhin zu wiederholten Malen die Versicherung aussprechen, daß der Lukuga in den Lualaba fließe. Allerdings sind, wie er selbst öfters bemerkt, solche Angaben der Afrikaner durchaus unglaubwürdig, und die neueste Untersuchung und Beschreibung des Ausflusses durch Stanley scheint, so schwer es auch fällt, dem Zeitungsreporter vor dem wissenschaftlich gebildeten Marineoffizier den Vorrang einzuräumen, einstweilen den Vorzug zu verdienen.

Köpfe von Waguha und anderen Uferstämmen.

In Udschidschi fand er Briefe aus der Heimath, die fast ein ganzes Jahr alt waren, ihn aber herzlich erfreuten. Unangenehmer berührte es ihn, daß in der Zwischenzeit die Zahl seiner Esel auf vier zusammengeschmolzen war und auch sein eigenes Reitthier unter den gestorbenen sich befand. — Mit den Arabern unterhielt er sich häufig über die Geographie des innern Afrika und versuchte, nach ihren Angaben und in ihrem Beisein eine Karte herzustellen; aber nach wenigen Minuten Gesprächs war Nord und Süd, Ost und West und jede Entfernung unwiederbringlich verloren. Jegliches weitere Fragen erzeugte nur noch verwirrtere Antworten. Cameron sagt selbst, daß das Gerede dieser Leute selbst den klarsten Kopf in Verwirrung hätte bringen müssen. Da sie außerdem absichtlich ihn zu täuschen und irrezuführen suchten, so haben ihre Angaben über den Lauf des Lualaba nicht den geringsten Werth.

Der Aufenthalt in Kawele war diesmal nur kurz: nach wenigen Vorbereitungen brach er schon am 22. Mai wieder nach Westen auf. Seinen bisherigen Diener Mohammed

Malim, der sich beständig mit Bombay zankte, sandte er mit Livingstone's und seinen eigenen Papieren nach der Küste zurück und ersetzte ihn durch Dschumah Wadi Nassib, der sich als einen unschätzbaren Begleiter erwies. Wie gewöhnlich, war der Aufbruch ein sehr langsamer; mehrfach desertirten die Leute, um zu den Bierkrügen Kaweles zurückzukehren, und nachdem die Ueberfahrt über den See glücklich bewerkstelligt war, dauerte es noch bis zum 31. Mai, ehe Alles reisefertig dastand.

Die fröhliche Hoffnung, in Nyangwe [1]) durch Vermittelung eines halbarabischen Händlers Boote zu erhalten und mit ihnen in zwei bis drei Monaten auf dem unbekannten Flusse nach der Westküste hinabtreiben zu können, spannte des Reisenden Energie und Geist aufs Höchste an, als er im Begriffe stand, die Ufer des Tanganyika zu verlassen. Said Mezrui, ein Kaufmann von Kawele, begleitete ihn als Führer; denn ohne einen Landeskundigen in der Karawane zu wissen, hätte keiner der Leute die Reise nach Westen angetreten. Ueber sehr steile Berge hinweg — es sind die letzten Ausläufer der Gebirge von Ugoma, südlich von welchen eine breite Unterbrechung der Steilküste des Sees liegt, durch welche der Lukuga fließt — wurde Ruanda, die Hauptstadt des mehrerwähnten Uguha, erreicht. Diese beträchtliche Stadt liegt in einer sehr fruchtbaren Alluvialebene, welche der Lugumba und andere kleine Zuflüsse des Sees durchströmen. Unter gewaltigem Zulaufe der Menge passirte der Zug die Stadt und schlug jenseit derselben ihr Lager auf. Der angekündigte Besuch des Häuptlings mußte in Folge von dessen Betrunkenheit unterbleiben. Seinen Aufenthalt benutzte der Reisende, um für die wenigen ihm gebliebenen singo-mazzi (Perlen von Opalglas und von der Größe eines Taubenauges) einiges Kupfer und Ziegen einzutauschen. Das erstere kommt von Urua, jenem großen Reiche jenseit des Lualaba, hat die Gestalt eines Andreaskreuzes, Handa genannt, und wiegt $2^1/_2$ bis 3 Pfund pro Stück. Jeder Arm ist 15 bis 16 Zoll lang, 2 Zoll breit und $^1/_2$ Zoll dick; viele haben in der Mitte eine erhabene Rippe. Im Manyuema-Lande ist dieses Kupfer sehr begehrt, während singo-mazzi jenseit Uguha ihren Werth verlieren. Durch Vertheilung von Perlen an seine Träger, welche damit ihren Lohn für zwei Monate im Voraus erhielten, und von Patronen an die Askari, welche stets bemüht waren, ihren Vorrath davon möglichst rasch zu verschießen, reducirte Cameron nach Kräften sein Gepäck und eilte dann vorwärts, so weit dies eben Bombay mit seinem ewigen Zögern und Zaudern zuließ. Nach Durchfuhrtung des Lugumba wurde die Wasserscheide zwischen diesem und dem Lukuga überschritten und am 6. Juni Meketo erreicht. Dasselbe liegt in dem breiten, tiefen Thale des Kassa, eines nördlichen Zuflusses des Lukuga. Dasselbe enthielt damals viel Felder grüner Matama (Kafferkorn) und Kassava (Maniokstaude), welche mit dem gelben, von der Sonne verbrannten Grase scharf contrastirten, kleine zerstreute Weiler unter dem Schatten großer Bäume und im Vordergrunde längs des Kassa eine Linie üppiger Vegetation, in seiner Gesammtheit ein liebliches Bild. Der dortige Aufenthalt dauerte drei Tage, da Cameron sich Vorräthe und Träger zum Ersatz für einige Kranke verschaffen mußte.

Ständer zum Aufhängen der Bogen (Uguha).

„Handa" von Kupfer. (Aus Urua.)

Pfeife.

Kopfkissen.

Beil.

In Menge strömte das Volk ins Lager, um Erdnüsse, Korn u. s. w. zu verkaufen; meist waren es Weiber, während die Männer sich auf Reisen befinden. Wie die Warua, von denen sie ein Zweig sind, sind auch die Waguha ein reisender und handeltreibender Stamm. Die Weiber, deren Haartracht schon oben beschrieben wurde, schmücken sich mit Armbändern von Messingdraht, mit Ringen von Eisen, Messing und Kupfer an den Knöcheln, Perlenketten um Hals und Brust und einem Band von Kaurimuscheln oder Perlen um den Kopf. Die Stirn bemalen sie sich mit Streifen von Zinnober und Schwarz. Um den Leib tragen sie ein

---

[1]) Vergl. von hier an zur Orientirung die auf S. 162 des Bd. XXIX abgedruckte Karte von Cameron's Reise.

vorn offenes Stück befranzten Grasstoffes, wie es die Abbildung zeigt; die Lücke vorn wird durch eine schmale bis zu den Knien reichende Schürze, die mit Kauris und Perlen geschmückt ist, bedeckt. Die in diesem Districte gebrauchten Hacken sind groß und schwer, aber die Beile gehören zu den denkbar kleinsten und unbrauchbarsten, da ihr Eisen nur $1^1/_2$ Zoll breit ist. Die Pfeile sind breitspitzig, mit Widerhaken versehen und vergiftet. Alle Männer tragen Pfeifen, um sich unterwegs Signale zu geben.

Während Cameron's Aufenthalt in Meketo kamen einige Warua-Händler mit getrockneten Fischen und dem duftenden Oele des Mpafu-Baumes dorthin. Es ist sonderbar, daß bei dem Fischreichthum des Tanganyika dessen Anwohner nur den kleinen, der Alritze ähnlichen „Dagaa" trocknen und stets willig Fische kaufen, welche ihnen über 150 engl. Meilen weit von den Warua gebracht werden.

Bekleidung und Tättowirung einer Frau von Uguha.

Von Meketo aus marschirten sie ohne Aufenthalt sieben Tage lang nordwestlich bis nach dem Dorfe des Pakwanywa, des Häuptlings von Ubudschwa. Unterwegs wurden zahllose Ströme passirt, darunter als der größte zweimal der Rubumba, ein Hauptzufluß des Luama, der in den Lualaba fließt. Derselbe war so breit und tief, daß man ein Seil von Schlingpflanzen darüber werfen mußte, an welchem sich die Leute festhielten, um nicht unterzugehen. Die Gegend war reich an Wild, von Giraffen abgesehen, welche westlich von Unyanyembe nicht mehr viel vorkommen, stellenweise von großer Schönheit, besonders am Lugungwa-Flusse, der sich sein Bett volle fünfzig Fuß tief in den reichen Sandstein eingeschnitten hatte. Oben hatte die Schlucht nur acht Fuß Breite und war mit lieblichen Farren und Moosen bewachsen, während hoch oben von beiden Seiten die großen Bäume des Waldes ihre Zweige wie ein grünes Bogendach über dem rauschenden Flusse zusammenwölbten. Die Berge zu ihrer Rechten gehörten zum Gebirge von Ugoma. — In dieser Gegend tritt auch zuerst der oben erwähnte prächtige Mpafu-Baum auf; derselbe hat dreißig Fuß und mehr im Umfang und entwickelt erst in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß seine aus riesigen Aesten bestehende Krone. Die etwas der Olive ähnliche Frucht wird einige Tage lang in Wasser gelegt und dann das aufsteigende Oel abgeschöpft; es hat eine röthliche Farbe, ist sehr rein und klar und riecht angenehm. Unter der Rinde sitzt wohlriechendes Gummi in Menge, mit welchem sich die Eingeborenen räuchern. Auch sonst traten neue unbekannte Bäume auf, darunter einer mit einem dichten, weichen Holze, aus welchem die Eingeborenen vortreffliche Schüsseln, Kastenpauken und dergleichen herstellen und mit Schnitzwerk verzieren. Häufig wurden auch Striche dichter

Warua-Fischhändler.

Götzenbilder in Uguha.

Amulete der Bewohner von Ubudschwa.

undurchdringlicher Dschungeln passirt; die Schlingpflanzen waren meist so kautschukhaltig, daß beim Lichten des Gewirrs ihr Saft in Masse auf die Reisenden tröpfelte. Die ganze civilisirte Welt könnte mit Leichtigkeit ihren gesammten Bedarf an Federharz dorther beziehen. Alle Dörfer besaßen Fetischhütten mit kleinen geschnitzten Idolen daneben, unter deren Schutz erstere stehen; auf den Feldern befanden sich rohere Figuren, denen oft Gaben an Pombé und Korn dargebracht und bei Gelegenheit der Aussaat oder Ernte selbst eine Ziege oder ein Huhn geopfert wird.

Die oberen Classen in Ubudschwa tragen ähnliche Kleidung, Schmuck und Tättowirung, wie die Waguha und Warua, mit denen sie anscheinend eines Stammes sind. Ganz darin verschieden sind die unteren Classen, welche Cameron für die Ureinwohner hält. Deren Weiber durchbohren sich die Oberlippe und stecken ein Stück Stein oder Holz hinein, welches wiederholt so lange durch ein größeres ersetzt wird, bis die Lippe $1\frac{1}{2}$ oder 2 Zoll weit vorsteht, was natürlich abscheulich aussieht und die Aussprache sehr undeutlich macht. Ihre Kleidung besteht aus ein bis drei ledernen Kissen etwa von der Gestalt eines Büffelhornes, deren dicke Enden hinten und deren Spitze vorn am Körper anliegen. Vorn hängt als Schürze ein kleines Stück Rindenzeug. Männer tragen Schürzen von Fell und schmieren sich ihre Wolle mit rothem Thon und Fett ein. Auch tättowiren sie sich das Gesicht und reiben sich die Wunden mit Ruß ein. Beide Geschlechter tragen kleine geschnitzte Idole am Halse oder Oberarm zum Schutze gegen böse Geister; dieselben sind meist hohl und vom Fetischmann mit Schmutz angefüllt.

Am 19. Juni verließ der Zug Pakwanywa's Dorf, passirte alsbald eine starke Quelle heißen Wassers, weiterhin eine theils mit Dickicht bestandene, theils offene Ebene und Eisensteingruben und erreichte **Pachûndi**, wo eine nahe an 300 Köpfe starke Karawane unter Leitung von Muinyi Hassani ihn erwartete, um im Schutze seiner Gewehre nach Manyuéma zu ziehen.

Die Erdumschiffung des „Challenger“.

Von dem 23. Bande des „Globus“ an haben wir diese epochemachende Expedition in einer Reihe von Artikeln [1]) unseren Lesern vorgeführt und auf der letzten Seite von Band 29 die Rückkehr des Schiffes nach England gemeldet, welche am 26. Mai 1876 stattfand. Seitdem sind von einigen Theilnehmern der Fahrt die Erlebnisse und Arbeiten in populärer Darstellung zusammenhängend geschildert worden; unter ihnen ist das Werk von **W. J. J. Spry**, welcher als Ingenieur den „Challenger“ begleitete, soeben in deutscher Uebersetzung einem größern Publicum zugänglich gemacht worden unter dem Titel: „Die Expedition des „Challenger“. Eine wissenschaftliche Reise um die Welt, die erste in großartigem Maßstabe ausgeführte Erforschung der Tiefen der Oceane, in populärer Darstellung von W. J. J. Spry, Mitglied der Expedition. Deutsch von **Hugo von Wobeser**.“ (Mit 12 großen Tonbildern, 47 Illustrationen im Text und einer Karte. Leipzig, F. Hirt und Sohn 1877.) Der Verfasser hat, wie er in seiner Vorrede ausführt, weniger auf die wissenschaftliche Seite der unternommenen Untersuchungen Rücksicht genommen, dieselben vielmehr nur im Allgemeinen erwähnt. Dahingegen giebt er eine ziemlich ausführliche Beschreibung der bei den Lothungen, Temperaturmessungen u. s. w. benutzten Apparate und der Anwendung derselben, so daß man sich mit Hülfe der zahlreichen betreffenden Abbildungen ein klares verständliches Bild von dem Verfahren bei den Beobachtungen machen kann.

George S. Nares.

Bis zu den letzten Jahrzehnten war Alles, was in den Tiefen des Meeres lebt und existirt, für uns ein ungelöstes, geheimnißvolles Räthsel, ja es wurde sogar die Behauptung aufgestellt, die specifische Schwere des Wassers in einer bedeutenden Tiefe sei so groß, daß jede in das Meer versenkte Last dadurch aufgehalten und dauernd getragen werde. Niemand glaubte an Thier- oder Pflanzenleben in diesen der irrigen Meinung nach undurchdringlichen Tiefen des Meeres, und wenn die Lothleine einmal einen Seestern aus einer Tiefe von 1200 Faden heraufbrachte, so war man noch vor 15 Jahren fest überzeugt, daß derselbe beim Auslaufen oder Einholen der Leine unterwegs von dieser gefaßt sei, und die Beschaffenheit und die Lebensweise des Thieres wurden dieser Anschauung gemäß gedeutet.

Den ersten Antrieb zu gründlicherer Erforschung unserer großen Wasserbecken und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben gab ohne Zweifel die unterseeische Telegraphie; denn um dieser den Erfolg zu sichern, war es durchaus nöthig, die Gestaltung und die Tiefe des Meeres, die Form und die Beschaffenheit des Oceanbettes, das Leben der darin hausenden Thiere und Pflanzen, die Stärke und die Versetzung der unterseeischen Strömungen, die Gestalt und die Ausdehnung der großen oceanischen Bassins und die Temperatur des Wassers in den verschiedenen Tiefen genau zu kennen.

So interessant auch die Ergebnisse früherer Forschungsreisen waren, so wurde doch erst im Jahr 1868, und zwar von England aus, eine einigermaßen systematische Untersuchung des Meeresbodens vorgenommen, die zugleich natur-

---

[1]) „Die oceanische Expedition der Dampfcorvette „Challenger“ in Bd. XXIII, S. 56; „Die Tiefseeforschungen des „Challenger“ und der Golfstrom“ in Bd. XXIV, S. 47; „Die Gestaltung des Seebodens im Nordatlantischen Ocean“ ebenda S. 96 und 143; „Eine submarine Sahara im Nordatlantischen Ocean“ ebenda S. 281; „Der „Challenger“ im südlichen Eismeer“ in Bd. XXVI, S. 8; „Der „Challenger“ im östlichen Archipelagus“ in Bd. XXVII, S. 73 und 89; „Der „Challenger“ bei den Philippinen“, ebenda S. 362; „Der „Challenger“ auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan“ in Bd. XXVIII, S. 58 und 73 (vergl. ebenda S. 80).

historische und physikalisch-geographische Zwecke verfolgte. Zu jener Zeit setzte die Royal Society es durch, daß ihr das Kriegsschiff „Lightning" auf sechs Wochen zur Verfügung gestellt wurde, und trotz der kurzen Zeit waren die Resultate derart, daß sie den Eifer zu weiteren Forschungen lebhaft anfachten. Obwohl man auf dieser Reise keine bedeutende Tiefe mit dem Senkblei erreichte, so wurde doch mit dem Schleppnetz in einer Tiefe von 650 Faden gefischt, einer Tiefe, bis zu welcher man vorher mit dem Netze noch nicht gekommen war. Im folgenden Jahre (1869) erwirkte der Vorstand der Royal Society, daß das Kriegsschiff „Porcupine" zu ähnlichen, jedoch ausgedehnteren Forschungen ausgerüstet wurde, und dieser zweiten Expedition kamen die im Vorjahre gemachten Erfahrungen gar wohl zu statten.

Der erste Theil der Fahrt fand zwischen den Breiten von Cap Clear und Galway an der Westküste von Irland statt; hier wurde auf 1500 Faden Tiefe (mehr als das Doppelte des Vorjahres) gelothet und mit dem Schleppnetze ein reicher Fang an unbekannten Thieren und Körpern gemacht, die den Forschungstrieb immer mehr anregten. Der zweite Theil der Fahrt dehnte sich bis an die Süd- und Westküste Irlands aus, wo das Loth mit gutem Erfolge 2400 Faden Tiefe erreichte, und der dritte Abschnitt der Reise führte das Schiff bald nachher zwischen die Küsten von Schottland und die Faröer-Inseln, wo bereits im Jahre vorher theilweise Untersuchungen angestellt waren. Die im Verhältniß zu der kurzen Zeit so ausgedehnten Messungen der „Porcupine" sollen unser Wissen über den physikalischen Zustand des Meeres mehr bereichert haben als diejenigen aller früheren von England ausgesandten Expeditionen.

Im Jahre 1870 lief die „Porcupine" abermals im Dienste der Royal Society aus; diesmal führte ihr Weg zuerst nach dem schon früher berührten südwestlichsten Punkte, dann an die portugiesische Küste und nach Gibraltar, wo sie einen reichen Schatz interessanter und wichtiger Daten für die Wissenschaft sammelte. Nicht allein mit dem Loth und dem Schleppnetz wurde gearbeitet, sondern auch mit dem Thermometer wurden beständig Beobachtungen vorgenommen, die bisher noch ungeahnte Verschiedenheiten der Temperatur in den tieferen Wasserschichten, das Bestehen eines allgemeinen oceanischen Kreislaufes und das Vorhandensein organischen Lebens auf dem Meeresboden feststellten. Die praktische wie die wissenschaftliche Wichtigkeit der durch diese kurzen und unvollständigen Untersuchungen bewiesenen Thatsachen war so groß, daß es zur Pflicht und Ehrensache der englischen Nation wurde, die Forschungen noch weiter zu führen. Der Vorstand der Royal Society wendete sich daher an die englische Regierung; diese ging bereitwilligst auf die ausgedehnten Pläne der Gesellschaft ein und es wurde eine Commission eingesetzt, welche für die künftigen Unternehmungen einen festen Plan entwerfen sollte.

Eingeborene von Tongatabu.

Man schlug vor, ein Schiff zu einer drei- bis vierjährigen Fahrt auszurüsten, auf welcher Tiefenmessungen, Fischerei jeder Art, thermometrische Beobachtungen und chemische Untersuchungen des Seewassers unausgesetzt zu betreiben wären; zugleich sollten die physikalische und biologische Beschaffenheit der großen Oceanbecken, die Richtung und die Geschwindigkeit der unterseeischen Strömungen, die Thier- und Pflanzenwelt des tiefen Wassers, besonders in jenen Weltgegenden, die verhältnißmäßig noch unbekannt sind, genau beobachtet werden. Zur Ausführung dieser Arbeiten wurde die gedeckte Corvette „Challenger", ein Schiff von 2000 Tons Deplacement und 400 Pferdestärken, ausersehen. Um den wissenschaftlichen Zwecken, zu denen die Corvette bestimmt war, zu entsprechen, wurde sie an der königlichen Marinewerfte in Sheerneß umgebaut, wobei zur Beschaffung der nothwendigen Räumlichkeiten alle Kanonen bis auf zwei 64-Pfünder aus dem Schiffe entfernt wurden. Die innere Eintheilung der Corvette wurde auf das Zweckmäßigste geregelt; außer den Cajüten des Capitäns, des Commodore und des Directors des wissenschaftlichen Stabes waren große

Landungsplatz auf Wild Island (Admiralitätsinseln).

Räume zur Ausführung der Vermessungsarbeiten und Analysen, ein Laboratorium für den Chemiker, ein Arbeitszimmer für den Photographen vorhanden, die sämmtlich zu den verschiedenartigsten Untersuchungen mit Allem, was der Wissenschaft zu Dienste steht, reichlich ausgestattet waren. Auf dem Oberdeck stand, fast die ganze Breite des Schiffes einnehmend, eine doppelcylindrige Dampfmaschine von 18 Pferdestärken mit Gangspilleinrichtung zum Einwinden der Schleppnetztaue und Lothleinen, und auf dem hintern Theile des Decks befand sich außer dem gewöhnlichen „Standard“- und anderen Compassen ein Fox'scher Inclinationsapparat, mit dem täglich eine größere Zahl magnetischer Beobachtungen angestellt werden sollten.

Am Sonnabend den 7. December 1872 verließ das Schiff Sheerneß und langte am Freitag den 26. Mai 1876 wieder daselbst an. Das Material, welches es auf dieser dreijährigen Fahrt zusammengetragen hat, ist weit über alle Erwartungen reichhaltig ausgefallen. In den verschiedensten Theilen des Atlantischen, des südlichen Indischen und des Stillen Oceans wurden zahlreiche, dem Naturforscher noch wenig oder gar nicht bekannte Thiere und Pflanzen aufgefunden, Tiefen des Meeres, das man früher an vielen Stellen für unergründlich hielt, namentlich auch in Bezug auf Strömung und Temperatur genau festgestellt (die größte Tiefe wurde zwischen Neu-Guinea und Japan mit 4475 Faden gefunden), Küsten und Inseln, deren geographische Lage bisher nur sehr oberflächlich und mangelhaft bestimmt war, aufs Neue vermessen, und es sind so der Wissenschaft die unschätzbarsten Dienste geleistet worden. Das Schiff hat auf seiner großartigen Reise nicht weniger als 68,890

Dorf auf Wild Island (Admiralitätsinseln).

Seemeilen, also mehr als dreimal den Umfang der Erde (21,600 Seemeilen), zurückgelegt, ist in den drei Jahren 719 Tage in See gewesen und hat in dieser Zeit 370 Untersuchungen mit dem Senkblei, 255 Thermometerbeobachtungen angestellt und 240 erfolgreiche Züge mit dem Schlepp- oder Trawlnetz gethan. Und welche überraschende Resultate haben diese Beobachtungen ergeben, wie reich ist der Fang ausgefallen! In Tiefen, von denen man früher geglaubt hat, daß sie unmöglich lebende Wesen enthalten könnten, sind deren viele entdeckt, Lebensweise und Beschaffenheit mannigfacher Organismen, die man, weil sie Tausende von Faden unter der Oberfläche des Meeres hausen, vorher nur dem Namen nach gekannt hat, sind genau bestimmt, die specifische Schwere und die Temperatur des Wassers selbst in ungeahnten Tiefen gemessen, die Beschaffenheit des Meeresbodens ermittelt worden. Aber noch nach einer andern, nicht minder wichtigen Seite hin ist die Fahrt des „Challenger“ wie die unserer deutschen „Gazelle“ wichtig gewesen: für die ethnographische Wissenschaft. Von Tag zu Tag breitet sich Handel und Verkehr mehr und mehr aus und zieht selbst die abgelegensten Theile der Erde, zunächst an den Küsten, dann aber auch im Innern der Continente in seinen Bereich hinein. Wo er aber die Producte civilisirter Länder hinbringt, da verdrängt er mit rasender Eile die alte einheimische Cultur, die Erzeugnisse autochthoner Kunst und Industrie. Vieles, was man auf den ersten Blick für einheimische Erfindung zu halten geneigt ist, erweist sich bei näherer Betrachtung als Entlehnung oder Nachahmung: Cook ließ auf den Inseln des Stillen Oceans europäische Schnupftücher zurück; die Muster derselben wurden entweder getreu oder nur wenig modificirt nachgeahmt, und nach Verlauf weniger Jahrzehnte hält so Mancher für echt polynesisches Erzeugniß, was nur Entlehnung von europäischen Vorbildern ist. Andere Insulaner erprobten an sich die Gewalt der Flinten und, um sich gleichfalls der mächtigen Hülfe solcher Waffen zu versichern, gaben sie nachweis-

bar ihren Keulen die gebogene Form der Flintenschäfte aus dem vorigen Jahrhundert. Wer diesen Zusammenhang aber nicht kennt, sieht in unseren Museen in jenen Keulen nur ein echtes Erzeugniß eines unbeeinflußten Volkes. So verschwinden die Reste alter Kunstfertigkeiten und Culturen zusehends, nicht auf den leicht zugänglichen Inseln des Pacific allein, sondern auch in Afrika, wo Portugiesen und Araber das Innere beeinflussen. Von unschätzbarem Werthe sind

Schmuckgegenstände und Waffen der Bewohner von Neu-Guinea und den Admiralitätsinseln.
(A. = Admiralitätsinseln. N.-G. = Neu-Guinea.)
1, 2 Speere mit Obsidianspitze (A.). 3 Haarschmuck (A.). 4, 5, 6 Stirnschmuck aus Muschelschale und Schildpatt (A.). 7 Musikinstrument (A.). 8, 9 Fischangeln aus Muschelschale (A.). 10 Schmuck aus Knochen für die Nasenscheidewand (N.-G.). 11 Messer aus Obsidian (A.). 12 Gürtel aus geflochtenem Gras (A.). 13, 14 Armbänder aus geflochtenem Gras (A.). 15, 16 Fußknöchelschmuck aus geflochtenem Gras (A.). 17 Armband aus Muschelschale (A.) 18 Nasenschmuck aus Hunde- und Kuskus- (Beutelthier-) Zähnen (A.). 19, 20 Kämme (A.). 21 Halsschmuck aus Hundezähnen (A.). 22, 24, 25 Halsschmuck aus Knochen, Muschelschale und Beeren (N.-G.). 23 Kamm (N.-G.). 26 Steinbeil ohne Stiel (N.-G.). 27 Muschel, zum Galaschmuck gehörend (A.). 28 Nasenschmuck aus Knochen (A.). 29 Krummaxt aus Muschelschale (A.). 30, 32 Tschinambehälter (A.). 31 Beutel aus Gras (A.). 33 Schmuck aus Menschenknochen und Kasuarfedern (A.). 34 Leibgürtel aus kleinen Muscheln (A.).

also die Sammlungen, welche „Challenger“ und „Gazelle“ aus den noch unberührten Archipelen des Stillen Oceans, namentlich von Neu-Guinea und den umliegenden Inseln, mit heimgebracht haben — und was andererseits das Berliner Ethnographische Museum unter A. Bastian's unvergleichlicher Leitung von Schweinfurth und Piaggia, von Lenz

und Pogge, von Rohlfs und Nachtigall seinem überreichen Besitze jüngst einverleibt hat, gewinnt von Jahr zu Jahr für die Völkerkunde an Werth und Bedeutung als Specimina wirklich einheimischer Fabrikation, die binnen Kurzem ihre Ursprünglichkeit eingebüßt haben wird.

Auf die Schilderungen von Sitten und Gebräuchen wenig bekannter Völkerstämme sowie von Gegenden in allen Theilen der Welt, von den Tropen bis zu den antarktischen Regionen, legt auch das Spry'sche Buch besonderes Gewicht, und auch in dieser Hinsicht bietet es eine reiche Fülle von Belehrung und angenehme Unterhaltung. Durch die zuvorkommende Freundlichkeit der Hirt'schen Verlagsbuchhandlung, der wir hier nochmals unsern besten Dank aussprechen, sind wir in der Lage, unseren Lesern eine Anzahl von Abbildungen vorzulegen, welche das Werk in großer Menge zieren. Die Auswahl derselben spricht für sich selbst; voran der Capitän des „Challenger", George S. Nares (jetzt Sir Nares), welcher das Schiff während des schwierigern Theils der Reise befehligte und es erst am 10. December 1874 verließ, um das Commando der englischen Nordpolarexpedition („Alert" und „Discovery") zu übernehmen und dieselbe glücklich durchzuführen (s. „Globus" XXX, S. 333, XXXI, S. 137, 152 und 171).

Es folgt die Abbildung einiger Einwohner von Tongatabu, mit deren König das deutsche Reich unlängst einen Freundschaftsvertrag abschloß (s. „Globus" XXXI, S. 256), welcher namentlich in Australien und auch sonst so unnöthig viel publicistischen Staub aufgeworfen hat. Schließlich sind es einige Bilder von den Admiralitäts-Inseln, landschaftlicher und ethnographischer Natur, welche wir als treffliche Illustrationen zu den Aufsätzen „Die Admiralitäts-Inseln und ihre Bewohner" (auf S. 201 der Nro. 13 des laufenden Bandes) und „Miklucho-Maklay's Reisen im westlichen Mikronesien" (S. 295 der Nro. 19) zu betrachten bitten.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

IV.

Afghanen. Inder. Kafirs.

In unseren vorhergehenden Betrachtungen haben wir die nationale Stellung der Afghanen noch nicht besonders ins Auge gefaßt. Freilich zeigten uns ihre politisch-socialen Verhältnisse sowie ihr ganzes Leben und Sein nichts, was gegen ihre eranische Herkunft spräche; allein eranische und indische Nationalität sind nahe mit einander verwandt und nur eine directe Untersuchung wird darüber entscheiden können, ob die Afghanen ein Uebergangsvolk oder nicht, ob sie Eranier oder Inder oder — was doch auch möglich wäre — keins von beiden sind.

Bei dieser Untersuchung müssen wir in erster Linie die Sprache berücksichtigen; wir müssen ferner von den ältesterreichbaren Zuständen anhebend der Entwickelung der Völker durch den Lauf der Jahrhunderte nachgehen, um zu lernen, ob sich schon in ältester Zeit eine solche Uebergangsstellung zeigt oder sich die ethnologisch vermittelnden Züge erst mit der Zeit herausgebildet haben, sei es durch innere Entwickelung oder durch äußerliche Entlehnung, welche letztere natürlich für unsere Frage keinen Werth hat. Zugleich aber müssen wir die indogermanischen Nachbarstämme, welche weder Eranier noch (im strengen Wortsinne) Inder sind, heranziehen, da auch ihre Art vielfach zugleich an indisches und afghanisches Leben anrührt, die Völker, welche die schwer zugänglichen Gebirgsgegenden zwischen Kabul, Kaschmir und dem Hindukusch bewohnen und von Leitner [1] als Dardu zusammengefaßt werden. Von diesen werden uns hauptsächlich die Siah-posch oder Kafirs interessiren, da diese sich, wie sie am fernsten wohnen, am reinsten von allen fremden Einflüssen gehalten haben, während umgekehrt die Bewohner von Dardistan bei ihrem Uebertritt zum Islam, bei zahlreicheren Berührungen mit Indien diese Reinheit nicht bewahren konnten. Und da sehen wir gleich zunächst eine auffallende Erscheinung: während die Sprachen Kafiristans und Dardistans, soweit sie bekannt sind, sich sehr nahe an die heutigen indischen Sprachen anschließen, zeigen die Bewohner Kafiristans ein durchaus eigenthümliches, von dem neu- und altindischen abweichendes Leben. Dagegen steht die Sprache der Afghanen den indischen Sprachen viel ferner, und dennoch zeigt sich eine so vollkommene Aehnlichkeit der heutigen roheren (also unberührteren) Afghanenstämme mit den alten vedischen Indern, daß jene auch heute noch den Bildungsstand, welchen die letzteren etwa 2000 Jahre vor Christus hatten, völlig bewahrt zu haben scheinen.

Jene Uebergangsstellung zwischen Indien und Eran ist nun zunächst von der afghanischen Sprache behauptet worden, und zwar von einem der besten Kenner derselben, welcher sie an Ort und Stelle scharf und vortrefflich beobachtet hat, von Dr. Ernst Trumpp. Dieser um die Wissenschaft hochverdiente Gelehrte nennt das Afghanische oder Pashto „keineswegs ein Prakritidiom wie das Sindhi, Panjabi u. s. w., vielmehr eine alte unabhängige Sprache, welche den ersten Uebergang von der indo-arischen zu der eranischen Familie bildet und deshalb an den Eigenthümlichkeiten beider Theil hat, wobei jedoch die Prakritzüge — d. h. die Aehnlichkeiten mit den neuindischen, den sogenannten prakritischen Sprachen — immer vorherrschen. Hierzu stimmt die geographische Stellung des Pashto zwischen indischen und iranischen Idiomen völlig." Die Prakritzüge, welche die Specialverwandtschaft des Pashto mit den neuindischen Sprachen ausmachen, sieht Trumpp zunächst in den Cerebrallauten, welche das Afghanische wie die prakritischen Sprachen zeigen, ferner in dem Umstand, daß eine Menge Pashtoworte direct von den angrenzenden Prakritidiomen, namentlich dem Sindhi, minder dem Panjabi „abgeleitet" seien, sowie endlich darin, daß die ganze Bildung des Declinations- und Conjugationsprocesses die genaueste Analogie zum Sindhi zeige, ja Einzelnes, wie die ganze Structur des afghanischen activen und passiven Verbs in den Zeiten der Vergangenheit, nur aus dem Sindhi erklärt werden könne.

[1] Leitner, Results of a tour in Dardistan, Kashmir, Little Tibet, Ladak, Zanskar etc. Vol. I. Lahore and London 1873.

Allein was zunächst den Sprachschatz betrifft, so sind die Worte, welche Trumpp für abgeleitet aus dem Sindhi und anderen neuindischen Sprachen hält und von denen er eine Reihe im 23. Bande der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft mitgetheilt hat, zum großen Theil wenigstens durchaus anders aufzufassen. Es sind Worte, welche beiden Sprachen gemeinschaftlich angehören, theils seit der Zeit der indo-germanischen, theils der indo-eranischen Spracheinheit; auch Entlehnungen mögen freilich darunter sein, allein diese beweisen nur für die Nachbarschaft der Sprachen, nicht für irgend welche nähere Verwandtschaft. Ebensowenig sind die Cerebrallaute von irgend großer Beweiskraft. Man versteht unter denselben eine Reihe von t-Lauten, welche merkwürdig genug sind: sie werden ausgesprochen, indem man die Zungenspitze an den hintern Gaumen legt und nun ein t, d, th, dh, n ertönen läßt. Sie gehören noch nicht der indogermanischen Ursprache, wohl aber schon dem Altindischen der vedischen Zeit durchaus an, sie breiten sich dann in späteren Zeiten immer weiter aus und von den heutigen Sprachen besitzt sie, nach Beames, das Sindhi am zahlreichsten. Außerdem sind sie sehr verbreitet in den sogenannten Dravidasprachen, den Sprachen der eingeborenen Bewohner Indiens, welche durch die einwandernden Arier aus ihren alten Sitzen verdrängt wurden; die Kafir besitzen diese Laute gleichfalls und ebenso die Afghanen. Berühmte Sprachforscher haben nun behauptet, diese Cerebralen seien zunächst einmal aus den dravidischen in die arischen Sprachen übergegangen, dann aber von Indien weiter ins Pashto vorgedrungen. Eine solche Entlehnung einer einzelnen Consonantenreihe wäre ethnologisch höchst merkwürdig, da sie sich weder psychologisch noch physiologisch recht erklären läßt: auch in dravidischen Worten, welche das Altindische entlehnte, war so leicht ein anderer T-Laut zu substituiren. Der einzige Fall einer wirklichen Lautentlehnung, der sicher steht, ist die Entlehnung der hottentotischen Schnalzlaute seitens einiger Kaffersprachen: und doch, wie wenig ist derselbe mit der behaupteten Entlehnung der Cerebrallaute gleichzustellen! Auch ist es unrichtig, daß wir sie von allen indogermanischen Sprachen nur im Indischen selber fänden: wie Beames berichtet, geben die Inder jeden Laut der englischen T-Reihe durch ihre Cerebralen wieder, und wenn Beames' Behauptung, alle tentonischen t oder d seien cerebral, klärlich eine Uebertreibung ist, so gilt sie doch, auf die englische Sprache eingeschränkt, durchaus. Wodurch aber am meisten das ethnologisch unbegreifliche Factum einer solchen bloßen Lautentlehnung widerlegt wird, das ist das fortwährende Umsichgreifen der Cerebralen in den prakritischen Dialekten und Sprachen, und vor allem die Thatsache, daß die cerebralen Laute im Indischen nur nach bestimmten anderen Lauten, welche die Mundstellung für den Cerebrallaut bedingen oder doch erleichtern, eintreten. Wann im Pashto die Cerebrallaute eintreten, läßt sich leider nicht bestimmen; geht wirklich das Afghanische auf das Altbaktrische als seine älteste Stufe zurück, so fehlen ihm in alter Zeit diese Laute noch ganz; jedenfalls aber scheinen sie sich nach ähnlichen Lautgesetzen wie in den indischen Sprachen entwickelt zu haben, nämlich dann, wenn ein anderer Laut die cerebrale Zungenlage leichter, bequemer macht als die dentale. Da wir nun diese Laute in Indien und den angrenzenden Ländern (auch in Hinterindien) so reichlich entwickelt sehen, so liegt es nahe, für diese gemeinschaftliche Erscheinung eine gemeinschaftliche Erklärung zu suchen, allein die behauptete Entlehnung genügt dazu nicht: wir müssen jedenfalls die größere Bequemlichkeit der Aussprache in erster Linie berücksichtigen. Vielleicht mögen hier geographische, klimatische Einflüsse die tiefliegende Ursache sein, doch wagen wir uns hier auf diesem schwierigen und dunkeln Gebiete nicht weiter. Nur das wird man zugeben, daß, da wir diese Laute in fast allen südostasiatischen Sprachen des Festlandes, da wir sie ferner im nordwestlichen Europa gleichfalls und auch hier aus sogenannten dentalen entstanden wiederfinden, daß sich durch dieselben das Afghanische nur sehr äußerlich an das Indische anschließt; daß durch sie die behauptete Uebergangsstellung des Pashto nicht bewiesen wird.

Es bleiben also die Formen der Sprache selbst, die wir noch kurz betrachten müssen. Die afghanische Declination bildet erst einen besondern Pluralstamm, an welchen sie Reste der Casusbildung antreten läßt, um den Stamm für die obliquen Casus zu schaffen. Diese letzteren werden specialisirt zunächst durch Präfixe, welche etwa unseren Präpositionen vergleichbar sind, und zugleich durch Postfixe, welche letzteren indeß in manchen Fällen entbehrlich sind. Anders die neuindischen Sprachen. Sie bilden keinen besondern Pluralstamm (außer bisweilen durch Antreten selbständiger Worte, die eine Pluralität bezeichnen, was natürlich nicht hierher gehört); an den Singularstamm fügen sich die Reste der Casusendungen, um den Nominativ und den Status obliquus zu bilden, und dieser so gebildeten Form treten zur Bezeichnung der einzelnen Casus Postfixe in selbständiger Stellung nach und Präfixe fehlen ganz. Diese Postfixe entsprechen lautlich durchaus nicht den afghanischen; sie haben also keine Verwandtschaft mit einander. Hieraus folgt, daß das Afghanische in Beziehung auf die Declination mit den prakritischen Sprachen nicht näher verwandt sei als mit den eranischen; und die vielfachen analogen Erscheinungen des Pashto und der indischen Sprachen lassen sich völlig genügend aus der nahen Verwandtschaft dieser Sprachen erklären. — Ganz ähnlich steht es mit dem Verbum. Auch hier zeigt unleugbar das Afghanische eine Menge Analogien mit den indischen Bildungen; weit mehrere und schlagendere aber mit den eranischen Formen, während seine indischen Analogien wieder auf die Urverwandtschaft zurückgehen. Die Zusammenhänge aber, welche Trumpp zwischen den afghanischen und den Sindhi-Formen findet, sind oft viel zu sehr gesucht und gezwungen, als daß sie überzeugend wären — so seine Erklärung der Bildungssilbe abgeleiteter Verba ēd, aus dem Sindhi-Verbum kijanu gemacht sein. So eng ist die Verbindung mit dem Sindhi auch hier nicht; und da die übrigen indischen Sprachen, nach Trumpp's eigener Meinung, dem Afghanischen so viel ferner stehen, daß sie ihm nicht den eranischen Charakter streitig machen können, so läßt sich von hier aus jene Uebergangsstellung um so weniger beweisen, als ja auch umgekehrt das benachbarte Sindhi recht leicht vom Pashto afficirt sein könnte. Das Verhalten des Afghanischen in den Temporibus der Vergangenheit der activen und causalen Verba findet keineswegs seine einzige Erklärung aus dem Sindhi, denn die Bildung dieser Tempora ist zugleich völlig eranisch und zu jener Eigenthümlichkeit, daß in passiven Constructionen bei nicht genanntem Urheber der Handlung das eigentliche Passivum, dagegen, wenn der Urheber genannt ist, die Participialtempora (mit dem Urheber im Instrumentalis) stehen müssen, hierzu bietet nicht nur das Sindhi, bietet auch das Lateinische eine schlagende Analogie. Wollte man aber eine nähere Verbindung des Sindhi und Pashto etwa noch aus der Suffigirung der Possessivpronomina schließen, welche das Sindhi wie das Pashto und das Persische zeigt, welche Erscheinung übrigens weit eher für eine Beeinflussung des Sindhi durch das Afghanische als für das umgekehrte Verhältniß sprechen würde: so können wir auch hierin, da Anfänge der gleichen Entwickelung, nach Beames, sich auch in den übrigen indischen Sprachen zeigen, da wir dieselbe Erscheinung in den entli-

tischen Formen der griechischen Sprache sehen, da endlich die afghanischen und sindhischen Formen vielfach sehr von einander abweichen, nur eine parallele Entwickelung beider Sprachen, durchaus keine nähere Specialverwandtschaft sehen.

Ganz anders das Kafiri, dessen Kenntniß, soweit wir sie besitzen, wir ebenfalls hauptsächlich dem unermüdlichen Dr. Trumpp verdanken. Abgesehen von der lautlichen Uebereinstimmung des Kafiri und der indischen Sprachen haben wir zunächst eine Declination ohne Präfixe, ohne Pluralstamm, jedoch mit Objectivform und Postfixen; haben wir ferner genaues Zusammenstimmen der Pronomina, der Zahlwörter; haben wir endlich ein Verbum, welches ganz nach indischem Bildungsgesetze zu Stande kommt. Allerdings finden wir nun auch Eigenheiten, auch hier angehängte Besitzfürwörter, namentlich aber ein sehr originell entwickeltes Zählsystem, streng nach der Vigesimalmethode, welche ja auch sonst im indogermanischen Sprachkreis Keime getrieben hat (quatre-vingt, score, Steige). Eigenthümlich ist auch die zweite Person des Pluralis im Verbum, welche auf k ausgeht, augenscheinlich eine Participialbildung mit zuerst ausgelassenem und in Gedanken ergänztem, hernach nicht mehr gefühltem Hülfsverbum, wie das lateinische amamini. Auffallende Abweichungen von den indischen Sprachen zeigt die Futurbildung; während der Imperativ, wie Trumpp richtig hervorhebt, völlig mit der afghanischen Bildungsweise dieses Tempus übereinstimmt. Den Sprachschatz theilen die Kafirs ganz mit den verschiedenen indischen Völkern, ja ein gegenseitiges Verständniß erscheint möglich.

Hiernach ist zu folgern: 1. daß das Afghanische sich völlig selbständig auf eranischem Boden entwickelt hat, daß es eine durchaus eranische, aber als solche den indischen sehr nahe verwandte Sprache ist. Wenn Sprachen zu einer solchen Höhe der Entwickelung gelangt sind, daß sie die Kraft und Fülle sinnlicher Eindrücke und Formen der größern Macht eines höhern geistigen Lebens, seinen tieferen Auffassungen und reicheren Beziehungen unterordnen, dann bekommen sie schon durch diesen Proceß ein viel ähnlicheres Gepräge als sie früher vielleicht besaßen. Diese Entwickelung ist übrigens beileibe nicht als Verfall aufzufassen. 2. Die Afghanen sind ein echt eranisches, als solches durchaus selbständiges Volk, und nicht zu billigen ist die Ansicht eines unserer ersten Kenner Erans, Fr. Spiegel's, wenn er das Volk der Afghanen für entstanden hält durch uralte Einmischung einer nicht ganz unbedeutenden eranischen Minderheit in eine indische Bevölkerung. Schon die Thatsache, welche unwiderleglich sein dürfte, daß die Afghanen durch Wanderungen von West her, zum Theil in uralter Zeit, ihre jetzigen Wohnsitze diesseits und jenseits des Suleiman-Gebirges und des Kabul-Flusses erreicht haben, spricht für ihre eranische Selbständigkeit.

Wie aber erklären wir uns die genaue Uebereinstimmung des Lebens und Seins dieser Eranier mit dem Leben und Sein der vedischen Inder? Wer in Fick's vergleichendem Wörterbuch der indo-germanischen Sprachen den Wortschatz jener Periode betrachtet, in welcher Eranier und Inder noch eine Nationalität bildeten, wer dazu noch das gemeinsam indo-germanische Erbgut rechnet, der wird einen sehr reichen Besitz des innern und äußern Lebens finden, welcher beiden Völkern gemeinsam angehörte. Die Afghanen erscheinen heutzutage fast ärmer als sie damals waren, ärmer auch in mancher Beziehung als die vedischen Inder. Das begreift sich leicht aus ihrer geographischen Umgebung. Das Hochland von Eran ist für historische Entwickelung (namentlich, beiläufig gesagt, für moderne Entwickelung) eins der denkbar ungünstigsten Länder der Erde: eine wüstenartige Hochebene, von hohen, oft furchtbar steilen Randgebirgen schroff abgeschlossen, im Innern von wilden Gebirgsinseln, welche namentlich eine breite Kette durch die Mitte der Wüste bilden, durchsetzt. In diesen Berglandschaften haben die Afghanen ihre Heimath, zuerst wohl in den südlich-centralen, dann in denen des östlichen Eran. Sie sind meist kahl, mit Steppen- oder Wüstenklima und entsprechendem organischen Leben, manche sehr hoch, sehr wild, sehr schwer zugänglich: wie sie in stürmischen Epochen völlige Sicherheit vor äußeren Feinden gewähren, so schließen sie auch in ruhigen die Berührung mit anderen Völkern so gut wie völlig aus, daher sich denn auch jene mongolischen Eindringlinge, die sogenannten Aimak, auf ihrer Berginsel halten konnten. Eine selbständige Culturentwickelung, wie sie in der fruchtbaren nordindischen Ebene geschehen mußte, war hier nicht möglich, weil die Beschaffung der nothwendigen Bedürfnisse des Lebens die ganze Kraft der Bewohner in Anspruch nahm; auch konnte die indische oder irgend welche andere Bildung nicht in diese Berge verpflanzt werden, wo sie in der Noth eines kümmerlichen Daseins unmöglich Wurzel schlagen, überhaupt nicht gebraucht werden konnte, weil sie nicht mächtig genug war, die äußeren Schwierigkeiten zu völliger Genüge des Lebens zu überwinden. Nur einzelne Culturvortheile, Schmuck, Kleider, Waffen und dergleichen, drangen durch Handel oder Raub, aber stets von Neuem, ein. Diese Einzelnheiten waren natürlich nicht im Stande, die Bevölkerung zu heben; die Afghanen blieben also, was sie waren, oder vielmehr, nach einer bekannten, streng gesetzmäßigen Erscheinung im Völkerleben, ihre roheren Stämme wenigstens sanken von der früheren Entwickelungsstufe der indisch-eranischen Einheit herab, weil sie sich nicht über dieselbe hinaus zu entwickeln vermochten. Die Umbildung ihrer Sprache, welche, wir betonen es abermals, durchaus nicht etwa zu ihrer ältern Form (selbst wenn wir dieselbe im Altbaktrischen hätten) sich wie eine Ruine zum unversehrten Gebäude, sondern eher wie eine modern entwickelte Stadt zu der alten königlichen Feste, die ihr erster Ursprung war, verhält, diese Umbildung ihrer Sprache ist das getreueste Zeichen ihres geistigen Weiterlebens, ihrer geistigen Entwickelung. Dazu kommt die Annahme des Islam, welche zwar wie eine Decke vielfach schützend aber auch vielfach hemmend gewirkt hat und wirkt. Die Afghanen am Indus zeigen sich insofern der Cultur wenig gewachsen, als sie sich, worauf auch Thorburn hinweist, zunächst und zumeist ihre Fehler aneignen; allein auch diese Erscheinung hängt mit ihrem langen Beharren in einem natürlich-uncultivirten Zustande zusammen.

Weit schwieriger erklären sich die Verhältnisse Kafiristans. Bei der nahen sprachlichen Verwandtschaft sollte man eine nahe Berührung mit indischen Sitten und Anschauungen finden und findet das Gegentheil. Es ist eine nicht selten ausgesprochene Annahme, die Kafirs seien aus Indien etwa durch die Muhammedaner oder irgend andere einrückende Feinde vertrieben. Wäre dies nun auch schon zu Alexander des Großen Zeit geschehen, so müßten sich die Siah-posch als verwilderte, zurückgekommene Inder zeigen, allein davon ist nicht eine Spur: sie stehen auf einem höchst primitiven Zustand des geistigen und socialen Lebens, so daß sie, selbst mit vedischen Zuständen verglichen, ungleich unentwickelter, einfacher erscheinen; sie haben religiöse Vorstellungen, welche mit der vedischen Entwickelungsstufe nur sehr wenig und vollends gar nichts mit der brahmanischen gemein haben. Wollte man aber annehmen, sie seien ein Stamm, welcher schon vor der vedischen Zeit, bei der ersten Einwanderung der Inder, oder später, aber von den ältesten Ursitzen der Indo-Eranier aus, in ihre jetzigen Wohnsitze verschlagen wären, wie stimmt dazu der genaue Parallelismus ihrer und der indischen Sprachen? Wir wissen es nicht; dennoch aber

hat diese letztere Annahme immer noch die meiste Wahrscheinlichkeit. Der Haß der Kafirs gegen die Muhammedaner — gegen andere Völker, z. B. brahmanische Hindu, Europäer, sind sie durchaus freundlich — kommt daher, daß die Muhammedaner die schönen und zuverlässigen Bergbewohner gern als Sklaven besitzen und daher wegfangen, wo sie nur können. Für ihre frühere Geschichte beweist er nichts.

Kafiristan ist ein jäh aufsteigendes Terrassenland, welches seinen letzten Abschluß in den unwirthlichen Schneehöhen des Hindukusch und der wilden östlichen Gebirgsketten findet. Vom Tiefland aus führen sehr beschwerliche, oft ganz schmale, felsige Pfade zunächst zu stufenartig übergelagerten Querthälern, durch welche hindurch man zu weit ausgedehnten, ebenfalls stufenartig über einander liegenden Hochebenen kommt, welche von mächtigen Gebirgen umrandet sind. Hier liegen die Dörfer der Kafirs. Die Gebirge sind bis zu einer gewissen Höhe bewaldet und zwar immer noch von subtropischen Formen. Auch sonst sind die Gegenden wald- und namentlich gras- und blumenreich. Der Sommer ist warm, doch die übergroße Hitze gemildert durch die Höhe, durch Winde von den Berggipfeln gekühlt; der Winter dagegen, bei steppenartiger Beschaffenheit der Hochflächen, oft sehr kalt. Die Luft ist schon merklich dünner; daher die Kafirs im Tieflande außerordentlich über die Hitze und die Schwere der Luft klagen.

Geflügelte Worte der Herzegowiner.

Mitgetheilt von **Siegfried Kapper**.

II.

Worin aber unter allen Südslaven der Herzegowiner eine Specialität besitzt, das ist die Gabe des „bon mot“, die er, merkwürdigerweise genug, trotz der beengten Kreise, in denen sein Dasein sich bewegt und seine Lebensanschauung sich beschränkt, mit der sogenannten großen Welt gemein hat, — jene knappgefaßte, anekdotisch zugespitzte Formung des geflügelten Wortes, die nur aus Red' und Antwort besteht und um so treffender einschlägt und nachhaltiger haftet, als sie sich als eine Thatsache giebt, und, als ob zur bessern Beglaubigung, auch gleich dramatisirt, also gleichsam wortgetreu. Etwas aber, was geschehen ist, das behalten die Leute viel leichter und lieber und tragen es weiter, als was sich ihnen im Gewande der Lehre, der Sentenz geboten. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit die in der großen Welt auftauchenden bon mots ihren Weg machen. Man weiß aber auch, wie rasch sie wieder verschwinden, Raketen gleich, die aufsteigen, ein allgemeines „Ah!“ hervorrufen, sogleich aber wieder verschwinden und nichts hinter sich zurücklassen als die leere Nacht. Auch die bon mots bei den Herzegowinern machen ihren Weg schnell genug, wiewohl weit langsamer, da ihnen nicht die Schwingen zu Gebote stehen, die ihren großweltlichen Geschwistern der millionenzüngige Verkehr leiht. Was sie aber von diesen unterscheidet, das ist die sittliche Tiefe, die bei allem Spaß und Witz ihnen beinahe ausnahmslos innewohnt, das typische, nicht selten historische Gepräge, das ihnen aufgedrückt ist und ihnen, selbst für den Ethnographen und den Geschichtsschreiber, bleibenden Werth verleiht. Und deshalb erhalten sie sich und gehen selbst in den Redeschatz über, während jene spur- und wirkungslos vorüberschimmern.

Niemals befassen diese geflügelten Anekdoten sich mit oberflächlichem Wortspiel, nie mit Persönlichkeiten. Ausnahmslos beinahe ist ihr Witz ein sachlicher und die Pointe, die geißelnde sowohl wie die ironisirende, auf Allgemeines gerichtet, auf die politische Lage und deren Werkzeuge, auf die kirchlichen Zustände, auf die nationalen Eigenthümlichkeiten, auf die häuslichen Verhältnisse.

Voran in erster Linie natürlich stehen die auf das Verhältniß zu den Türken gemünzten.

„Weshalb,“ fragte ein Raja einen Türken, „nimmst du mir meine Struka?“ (Eine plaidartige, grobe Wollkotze, einen Meter breit und bei drei Meter lang, für die rauhe Jahreszeit, in jenen Gegenden unter Christen und Moslims allgemein in Gebrauch.) „Weil meine alt und die deine neu ist!“ antwortete der Türke. Kurz aber bündig das Rechtsverhältniß zwischen Türken und Christen geschildert, für welche letztere, außer im Wege des guten Willens, es weder eine Sicherheit der Person, noch des Lebens, noch des Eigenthums giebt.

„Effendi,“ fragte ein Raja den Mufti, „kann nach eurem Koran ein Raja ins Paradies kommen?“ — „Vielleicht, wenn er vierzig Jahr einem Türken treu gedient und dieser ihn im einundvierzigsten erschlägt.“ Möglich nämlich, daß sich dann der Prophet seiner erbarme. Welche bittere Ironie! Welch' tiefer Haß!

Fragte ein Raja einen Türken: „Sahst du nicht hier jemanden, der meine Kuh, die mir gestohlen worden, vorübertrieb?“ — „Ein Christ,“ antwortete der Türke, „war es nicht, und war es ein Türke, so sah ich ihn nicht.“ Bekanntlich nämlich soll ein Muselmann gegen einen Muselmann zu eines Christen Gunsten nicht zeugen.

„Junge,“ fragte man neulich zu Ragusa das Söhnlein eines Raja, „glaubst du wohl an die heilige Dreieinigkeit und fürchtest du sie?“ — „Ja wohl!“ antwortete der Knabe. „Aber ich bin ein Raja und glaube außerdem auch noch an die Viereinigkeit, die ich weit mehr fürchte!“ — „Und diese ist?“ — „Je nun! Der Aga, der Kadi, der Steuerpächter und der Zapti!“

Harmloser und doch treffender als im Folgenden kann das fatalistische islamitische far niente kaum gekennzeichnet werden: „Sag einmal,“ fragte ein Raja einen Mohammedaner, „wie kommt es, daß ihr Türken niemals etwas arbeitet?“ — „Wir gehen nie müßig,“ antwortete derselbe. „Fünfmal des Tages waschen wir uns und beten, und in der Zwischenzeit rauchen wir und trinken Kaffee!“ — „Nun sag' du mir,“ fragte darauf der Mohammedaner den Raja, „wie könnt ihr Gjauren nur leben, ohne euch mehr als einmal des Tags zu waschen?“ — „Laß dich einmal waschen, aber so ordentlich, wie wir, in der Kirche und dem Taufbecken, und es wird dir sogar fürs ganze Leben und noch darüber hinaus genügen!“

„Weshalb schlägst du mich?“ fragte ein Raja einen Türken. „Weil es im Koran so geschrieben steht!“ — „Schreibt auch der Koran, daß du mir ein Schmerzensgeld zahlen sollst?“ — „Nein, das nicht!“

„Darf ich,“ fragte jüngsthin ein Raja einen Türken, der

ihn einlud, sich mit ihm an einen Tisch zu setzen und mit ihm zu speisen, „darf ich nun auch mich bekreuzen?" — „Nimmermehr! Duld' ich auch die Taufe, so doch nicht auch das Kreuz!" Moslemitische Engherzigkeit und unselige Halbheit trotz der schönsten Reformenzusage! Emancipirt mag die Raja sein, sie mag sich mit den Moslim in Gottes Namen an den Tisch der Gleichberechtigung setzen! Aber die Consequenzen daraus zu ziehen und von dem Rechte wirklich auch Gebrauch zu machen, das wird ihr nicht gestattet!

Eine unerschöpfliche Quelle geflügelter Anekdoten sind selbstverständlich der Aga und der Kadi, diese Repräsentanten türkischer Verwaltung und Justiz.

„Wann ist der Aga am meisten zu fürchten?" — „Wenn er verarmt!" — „Und wann gar nicht?" — „Wenn er gestorben!"

„Wie viel giebst du dem Aga jährlich?" fragte ein Raja den andern. „Nicht viel. Das Andere nimmt er sich selbst!"

„Weshalb, Vater, giebst du dem Aga ein Lamm?" fragte einen Raja sein Kind. „Besser," antwortete der Alte, „eins geben als zwei sich nehmen lassen!"

„Wie viel schuldest du dem Aga?" fragte man einst einen Raja. „So viel er will!" — „Und wann wirst du ihm zahlen?" — „So oft er will!" — „Und wann wirst du ihn bezahlt haben?" — „Wann Gott will!"

„Vater," fragte einen Raja sein Kind, „haben wir etwas, das der Aga nicht brauchen könnte?" — „Allerdings, mein Sohn! Zwei Dinge: unsere Christenseele und unser Schwein!"

„Vater," fragte der Knabe ein anderes Mal, „wenn unser Aga von seiner Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt sein wird, dann wird er sich wohl gebessert haben und uns nicht mehr so aussäckeln?" — „Im Gegentheil, mein Sohn! Dann wird er es mehr denn jemals! Sonst hätte er die Pilgerfahrt gar nicht unternommen!"

„Junge!" fuhr der Aga ein Christenkind an, nachdem er, des Weges kommend, ihm einen Faustschlag in den Nacken versetzt. „Weißt du, aus welchem Grund ich dich schlage?" — „Wohl nur aus dem Grunde, weil du der Aga bist!" — „Ganz richtig, kleiner Hund! Aber von wem hast du das?" — „Von meinem Vater, so wie dieser von dem seinen, denen beiden es gerade so ergangen!"

Und nun erst vom Kadi, dem Handhaber der Gerechtigkeit, von dem das eine Sprichwort sagt, daß ebenso wie alle Türken alle Christen vor ihm gleich seien, denn alle Türken, wenn sie auch einen Gjaur todtgeschlagen, seien unschuldig, und alle Gjauren, wenn sie auch nichts gethan haben, schuldig; und das andere: Schwer ist's Kadi werden, dann aber giebt's Butter und Honig! Weshalb auch der Kadi, als die Kadin ihn einst gefragt habe, was im Bazar eine Okka Butter kostet, ihr geantwortet: „Weiß ich's? Hab' ich, seit ich Kadi bin, Butter je gekauft?"

Daß die Gerechtigkeit dem Kadi weiter nichts sei als eine Waare, die er, je nach dem Preise, der ihm dafür geboten wird, zuwiegt oder auch nicht, ist ein Thema, das nicht minder gern variirt wird wie seine Willkürlichkeit. „Lieber von Zweien verfolgt werden als beim Kadi Linsen essen!" sagt ein Sprichwort, was so viel sagen will, als: von ihm gefangen gehalten zu werden und seiner Willkür preisgegeben zu sein.

„Ich bitt' euch," fragte ein Weib den Diener des Kadi, „sagt mir doch, wie geht man zum Kadi?" — „Zu ihm," lautete der Bescheid, „mit voller, von ihm mit leerer Hand."

„Effendi," entschuldigte sich ein Raja gegen den Kadi, „ich wollte dir ein Lamm verehren, allein ich wußte nicht, was dir lieber wäre, ein weißes oder ein schwarzes?" — „Wenn du das wieder einmal solltest thun wollen," antwortete der Kadi, „so wisse, daß weit weniger darauf ankommt, in was für einem Fell das Lamm steckt als wie fett es ist!"

„Kadi," fragte der Raja ein anderes Mal, „ist es erlaubt, nach dem Din (nach Sinn und Wortlaut des Koran) ein gestohlenes Lamm zu essen?" — „Keinesfalls!" — „Nun, das Lamm, das ich da bringe, ich habe es heute Morgen gestohlen, und gedachte es dir zu verehren!" — „Das ändert den Fall!" sagte der Kadi. „Ein gestohlenes ist das Lamm nur für dich; für mich ist es ein geschenktes und das darf Jedermann essen! Also laß es nur hier!"

„Kadi," fragte der Thürsteher, „wen soll ich eher vorlassen, den Kläger oder den Geklagten?" — „Denjenigen, der schwerer zu tragen hat!" Will sagen, den, der mehr Geschenke bringt.

„Es ist ein Mann draußen," meldete der Thürsteher ein andermal. „Soll ich ihn vor dich lassen?" — „Wenn er auf dem Rücken trägt, ja; wenn nur auf den Armen, mag er warten!"

„Warum erzählst du uns nicht etwas?" fragten die Bauern ihren Popen. „Was soll ich euch erzählen?" zuckte der Pope die Achseln. „Euch zu belügen, fürchte ich mich vor Gott, euch die Wahrheit zu sagen, fürchte ich mich vor dem Kadi." In der That, in wenigen Worten die ganze bodenlose Misère des Rajathums, das volle Bewußtsein desselben, und zugleich welche Selbstironie!

Aber auch der unausbleibliche Umschwung wird vorgefühlt und findet in geflügelten bon mots seinen tiefbedeutungsvollen Ausdruck.

„Woran liegt es," fragte ein Raja einen Beg, „daß ihr Türken nichts arbeitet und doch Alles habt?" — „Das steht bei uns!" — „Und wie lange soll das so währen?" — „Das steht bei euch!"

„Woran," fragten die Hadschi den Mufti, „wird man erkennen, daß der Weltuntergang nicht mehr fern ist?" — „Sobald die Gjauren anfangen werden unsern Kaffee zu trinken und wir ihren Branntwein!" Sehr richtig! Mit der Besserung der materiellen Lage der Raja hält nothwendig gleichen Schritt der Verfall des Turkomanenthums. Deshalb auch all das Sträuben, es zu einem solchen kommen zu lassen.

„Was ist das für ein Toben und Zetergeschrei auf dem Marktplatz?" — „Je nun! Der Kadi verkündet, es solle zwischen Christen und Moslim von nun kein Unterschied sein im Lande, und die Türken sagen ihm darauf ihre Meinung!"

Daß man dabei nicht vergißt, die eigenen Mängel, die Weiber, die Popen u. s. w. ein klein wenig mit über die Klinge der Ironie springen zu lassen, ist nur ein Zeichen mehr jenes wahren Esprit, der nicht nur einen Spaß zu machen, sondern ihn auch zu vertragen weiß.

„Giebst du, um deiner Seele Heil willen," fragte man einmal einen Popen, „auch manchmal selbst ein Almosen?" — „Mit der einen Hand ertheile ich den Segen," war die Antwort, „mit der andern nehme ich selber und eine dritte hab' ich nicht!"

„Wie theuer schenkt der Schenke den Wein?" fragte Jemand Marko Kraljewitsch. „Ich frage nie den Schenken, wie theuer er seinen Wein schenkt, sondern nur, ob er welchen hat!"

„Gehst du zuweilen in die Kirche?" fragte ihn ein Anderer. „Ich gehe nie dorthin, wo man zahlt und nicht trinkt, sondern nur dorthin, wo man trinkt und nicht zahlt!"

„Bekenne, mein Sohn!" fragte der Beichtvater densel-

ben, als er im Sterben lag. „Bist du irgend Jemandem etwas schuldig.“ — „Ja wohl! Dem dreieinigen Gott meine Seele, der Erde meinen Leib und dem Schenken den Wein!“

„Weißt du wohl, was es zu einem Bazar (Markt) bedarf?“ fragte ein Raja einen andern. „Ei nun! Einen großen Platz, Verkäufer, Käufer, verschiedene Waaren.“ — „Ei, warum nicht gar! Nichts als drei Weiber und eine Gans, und der Bazar ist fertig!“ So viel Lärm nämlich vollführen sie.

„Mutter,“ fragte ein Mädchen, „was giebt's mehr auf Erden? Weiber oder Männer?“ — „Weiber, mein Kind,“ erklärte die Mutter, „seit so viele Männer sich von ihren Weibern beherrschen lassen.“

Es fragte Jemand den Teufel: „Teufel! Giebt es wohl ein Geschöpf, das unglückseliger, oder eines, das verabscheuungswürdiger ist als du?“ — „Allerdings, und zwar beides!“ erwiderte der Teufel. „Unglückseliger ist, der im Hause wohnt seines Weibes, und verabscheuungswürdiger, der sich von seinem Weibe ernähren läßt!“

Durch ein besonders herbes und derbes Korn zeichnen sich die aus dem Munde von Czernagorzen stammenden oder denselben in den Mund gelegten geflügelten Worte aus. So z. B. fragte einmal ein Pope einen Czernagorzen in der Beichte: „Hast du nur, mein Sohn, treulich die heiligen Fasten beobachtet, und namentlich am Mittwoch und Freitag keine Fleischnahrung zu dir genommen?“ — „Ja wohl!“ war die Antwort. „Auch an all' den anderen Tagen nicht!“

„Fürchtet ihr euch denn gar nicht vor den Türken?“ fragte neulich Jemand einen Czernagorzen. „Nicht im Mindesten!“ erwiderte der Czernagorze. „Wir fürchten überhaupt nichts in der Welt als Gott und bangen vor nichts als vor Schande!“

„Wie steht ihr jetzt mit den Türken?“ fragte man einen Czernagorzen. „Vorzüglich! Könnte besser gar nicht sein! Leben wir im Streit, trachtet Einer dem Andern nach dem Leben; und leben wir im Frieden, trachtet Einer mit dem Andern Streit zu beginnen!“

„Freund,“ sprach Einer von der Küste zu einem Czernagorzen, „das ist nun einmal wahr! Es giebt nirgends in der Welt so verwogene Räuber als bei euch!“ — „Sehr gütig von dir!“ versetzte der Czernagorze. „Aber doch nur ein Compliment! Denn in Wirklichkeit thun's die euren den unseren in allen Stücken zuvor!“

Und noch eine Form, in die bei den Herzegowinern das geflügelte Wort sich gern kleidet, darf hier nicht übersehen werden, die der Fabel. Es ist dies nicht das breitspurige, auf eine epigrammatische Pointe schwerfällig zuwackelnde Thierepopoechen, das die Bücher unserer Fabeldichter, äsopischen Zeichens, füllt, sondern dasselbe kleine, niedliche, oft sogar zierliche bon mot, das wir eben kennen gelernt, nur daß in demselben statt der typischen Menschen die denselben entsprechenden typischen Thiergestalten das Wort führen, unstreitig wie die einfachste und conciseste, so auch die älteste Form der Fabel, erst später von Aesop novellistisch ausgeweitet und mit der berüchtigten Trodbel des fabula docet geschmückt. Dies überflüssige Anhängsel kennt die herzegowinische Volksfabel nicht, und vergleiche ich sie mit den Producten unserer schulgelehrten Aesopiker, mögen diese nun Lafontaine heißen oder Lichtwer, so nehme ich keinen Augenblick Anstand, ihr, vom ästhetischen Standpunkte aus, den Vorzug einzuräumen, wenn nämlich Unmittelbarkeit, Frische und Prägnanz in dieser Dichtungsart als Vorzug gelten gelassen wird. Doch hören wir beispielsweise!

Sah der Frosch, daß man ein Roß beschlug, und hob auch gleich sein Pfötlein.

„Warum bellst du beständig?“ fragte Jemand den Hund. „Weil ich Anderes nicht kann!“

„Welches Futter ist das schlechteste?“ fragte man das Pferd. „Bohnenstroh!“ — „Und was ist schlechter als Bohnenstroh?“ — „Eine leere Krippe!“

„Wie kommt es, Schwester, daß du auf dem Rücken da liegst?“ fragte eine Schildkröte die andere. „Siehst du, das hat man davon, wenn man eilt.“

„Immer so nachdenklich, Esel, und doch immer so schweigsam! Warum sagst du uns nicht auch einmal etwas?“ fragte Jemand den Esel. „Thoren,“ bedeutete der Esel den Frager, „sagen Alles, was sie denken, der Weise — schweigt!“

Es fragte ein Esel den andern: „Wie viel lädt man denn dir auf?“ — „Ich wieg' es nie nach; nur so viel bedünkt mich manchmal, daß es denn doch etwas zu viel ist!“ (Der Esel wird geschlagen, der herzegowinische „Michel“ wird gemeint!)

Es sprachen die Wölfe zu den Füchsen: „Wie wär's, wenn ihr mal mit den Hunden da drüben anbändet?“ — „Herzlich gern wollen wir das! Doch wollen wir nur Eins abwarten: bis wir nämlich erfahren, wie es euch mit ihnen ergangen!“ — Ein altes geflügeltes Fabelchen zwar, nicht erst in jüngster Zeit ersonnen, sondern aus jenen fernen Tagen stammend, da noch die herzegowinischen und czernagorischen Geschlechter (Plemena) einzeln und auf eigene Faust den Kampf gegen das Türkenthum führten, und aus particularistischer Kleinlichkeit eines das andere vorschoben, ja einander selbst im Stiche ließen, nichtsdestoweniger jedoch durch den Verlauf der jüngsten Kämpfe erst aufs Neue wieder höchst lehrreich illustrirt!

Und mit ihm möge auch diese kurze Skizze ihren Schluß erreicht haben, deren Zweck ja ohnehin kein anderer war, als denjenigen, die die Frage des europäischen Südostens damit erschöpft zu haben meinen, daß sie die Südslaven kurzweg als Barbaren und Idioten bezeichnen, von denen die europäische Cultur nichts zu hoffen hat, und für die es sonach eine Culturwohlthat ist, türkischer Zucht und Civilisationsbemühung überantwortet zu bleiben, ein ganz kleines argumentum ad hominem entgegenzustellen. Ein Volksstamm, der, bar aller Bildungsbehelfe seit Jahrhunderten und niedergehalten von einem Stamme, der, ungeachtet er bereits durch sechs Jahrhunderte auf europäischem Boden fußt, seinen culturellen Beruf auch noch nicht durch das Mindeste dargethan — ganz im Gegentheil! —, immer noch eine so vielseitige und bedeutende geistige Begabung bewahrt, dürfte im Scenarium der Weltgeschichte denn doch kaum die Bestimmung haben, im islamitischen Moder aufzugehen!

Venedig, November 1876.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Angora meldet die Allgemeine Zeitung, daß diese Provinz allmälig anfängt, sich von den Verheerungen der Hungersnoth 1874/75 zu erholen; die Herden der Angoraziegen, welche fast ganz aufgerieben waren, haben sich wieder soweit vermehrt, daß die Ausfuhr von Tiftik-Wolle jetzt schon wieder ungefähr die Hälfte des ehemaligen Quantums er-

reicht hat. Die Folgen jener schweren Heimsuchung würden noch rascher verschwinden, wenn die Provinz eine zweckmäßige Verbindung mit ihrem natürlichen Ausfuhrhafen Ismid hätte. Die Eisenbahnlinie Ismid-Angora ist allerdings vor einigen Jahren in Angriff genommen und es sind etwa 10 Kilometer weit die Erdarbeiten ausgeführt worden; die Sache blieb aber liegen und die schon darauf verwendete Zeit, Mühe und Geld sind gänzlich verloren.

— Der Bericht des englischen Viceconsuls Jago in Beirut für 1876 constatirt, daß Syrien mit Palästina und dem Libanon in dem mit März 1876 abschließenden Jahre 1,048,802 Pfund Sterling an Steuern aufgebracht hat, wovon aber nur 610,973 Pfund in diesem Gebiete selbst verausgabt wurden, während mehr als 40 Procent nach dem nimmersatten Constantinopel wanderten. Die Bevölkerung Syriens von Latakieh im Norden bis südlich zur ägyptischen Grenze wird auf wenig über 2 Millionen geschätzt (Prof. Socin in Bädeker's Palästina S. 90 glaubt, daß sie kaum zwei Millionen betrage, während derselbe Mr. Jago 1875 noch $2^1/_4$ Millionen annahm). Das christliche Element hat etwas zugenommen, das mohammedanische sich etwas vermindert. Trotz aller der bekannten Plackereien soll die Verwaltung der syrischen Provinz noch zu den besten im Reiche gehören, wenn auch für öffentliche Bauten nichts gethan wird, wenn auch der Ackerbau durch die schwersten Steuern (ca. 35 Procent des Ertrages) und Erpessungen jeder Art gehemmt und seine Entwickelung gehindert wird. Da die Regierung den Besitztitel selbst solcher Ländereien, die sie selbst verkauft hat, anficht, so finden sich wenig Käufer, und so kommt es, daß ausgedehnte Strecken des denkbar fruchtbarsten Landes wüst liegen. Der Steuerpächter thut dann redlich das Seinige, um den armen Fellah nicht zum Aufathmen kommen zu lassen. Eine der sonderbarsten Steuern wird alljährlich in den meisten Dörfern rings um Damascus eingetrieben: sie besteht in einer Zwangssubscription auf officielle Zeitungen, welche der ungebildete Landmann gar nicht lesen kann. Da das Subscribentensammeln und, wie es scheint, auch das Austragen der Zeitungen durch Gendarmen geschieht, und letztere noch von den Bauern Verpflegung verlangen, so haben dieselben gebeten, die Steuer oder das Abonnement bezahlen zu dürfen, ohne die Zeitungen in Empfang nehmen zu müssen, weil sie so wenigstens die lästigen Gäste los würden. Aber die Bitte ist abschlägig beschieden worden.

— Aus Alexandria wird vom 22. April gemeldet, daß Capitän Burton von Moilah (Muêlih an der Küste von Hedschaz) zurückgekehrt und seine Sendung, deren Zweck es war, bei Moilah die von Eingeborenen gemeldeten Gold- und Silberminen zu verificiren, mit Erfolg gekrönt sei. Er fand solche in Mugnah am Fuße der Berge, zwei Tagemärsche vom Golf von Akabah, und daneben Reste alter Hochöfen, viele alte Inschriften, eine Wasserleitung und die Ruinen einer großen Stadt. Die das Land bewohnenden Beduinen sind kriegerisch und aufrührerisch, aber Vorsicht wurde beobachtet, und Burton's Expedition führte ruhig ihr Werk aus, inmitten von 1500 Beduinen. — So lüftet sich der Schleier, mit welchem die Mission Burton's bei seinem Abgange von Kairo umhüllt war; die Goldgruben liegen freilich auf arabischem, also türkischem, und nicht auf ägyptischem Gebiete.

Palästina. Von Lieutenant Kitchener, der an Stelle des Lieutenant Conder in diesem Jahre die englische Aufnahme des westjordanischen Palästina leitet (vergl. S. 48 dieses Bandes) sind gute Nachrichten eingetroffen. Das erste Lager war in Haifa an dem Meerbusen von Akka; die dortige Ebene wurde vollständig aufgenommen und von Medschdel (10 engl. Meilen von Haifa) aus ein Nivellement nach dem Meeresufer ausgeführt, im Anschluß an das von Lieut. Conder begonnene Nivellement zwischen dem See von Genezareth und dem Mittelländischen Meere, wodurch die Depression des erstern (jetzt zu 191 Meter angenommen) genau bestimmt werden soll. Zu diesem Zwecke hatte 1874 die „British Association" 100 Pfund bewilligt. Darauf wurde das Lager nach dem Hügel Hattin ($7^1/_2$ Kilom. westl. von Tiberias) verlegt, wo die Kreuzfahrer 1187 ihre große Niederlage durch Saladin erlitten. Das Land ist nach Kitchener's Briefen ruhig, die Einwohner freundlich; große Mengen tauglicher Leute sind nach Constantinopel zur Armee eingezogen worden. Dauert diese Ruhe fort, so wird die Aufnahme von Nord-Palästina noch vor Ende des Sommers vollendet sein und es werden nur noch hier und da kleine Lücken übrig bleiben.

Während sich so die größte bis jetzt unternommene Arbeit zur Erforschung des biblischen Landes ihrem Abschlusse nähert, ist endlich zu unserer großen Freude auch auf deutschem Boden der erste Schritt geschehen, um einen „Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas" ins Leben zu rufen. In dem Aufrufe, welchen die Herren Dr. C. Zimmermann, Prof. Dr. Socin und Prof. Dr. Kautzsch von Basel aus erlassen, heißt es:

„Beinahe alle Nationen haben zum Aufbau einer wissenschaftlichen Landeskunde von Palästina ihre Beiträge geliefert. Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, dieses Forschungsgebiet auf die Höhe eines Faches der Wissenschaft zu erheben und unechte und wahre Traditionen, besonders an der Hand der wieder ans Licht gezogenen älteren Pilgerschriften, streng zu sondern.

Wenn auch Frankreich, ein Land, welches schon längst in Palästina festern Fuß gefaßt hat, an jener Arbeit einen großen Antheil hat, so gebührt doch unzweifelhaft der Ruhm, die größten Opfer für die Erforschung Palästinas gebracht zu haben, den Engländern und den Amerikanern. Diesen Leistungen gegenüber scheint das, was deutsche Forscher auf diesem Gebiete gethan, so Bedeutendes gerade sie in Betreff nüchterner Kritik geleistet haben, mit wenigen Ausnahmen in den Hintergrund gedrängt.

Es bleibt aber auf jenem Gebiete noch viel zu thun übrig; nach dem Erscheinen der großen Karte der Engländer wird erst recht klar werden, an welchen Punkten die Detailforschung einzusetzen hat. In Jerusalem haben bisher nur an wenigen Stellen systematisch geleitete Ausgrabungen vorgenommen werden können; es steht zu hoffen, daß eine Veränderung der politischen Lage manche Schwierigkeiten, welche der Fortsetzung dieser Arbeit im Wege stehen, hinwegräumen wird. Außerhalb Jerusalem ist beinahe noch nirgends der Schutt der Jahrtausende hinweggeräumt worden; in Samaria-Sebasta z. B. wären sicher interessante Resultate durch Ausgrabungen zu gewinnen.

Ganz abgesehen davon bleiben aber auch viele Ortslagen und Ruinenstätten übrig, die, weil von der Heerstraße der Touristen seitabliegend, bisher nur unvollkommen beschrieben worden sind, und nach den Erfahrungen der letzten Jahre dürfte noch mancher Fund ohne Nachgrabungen über dem Boden, sowohl im Ost- als im Westjordanlande gemacht werden.

Wir brauchen hier nicht auseinanderzusetzen, wie wichtig die Erforschung Palästinas nach allen Seiten für das Verständniß der Bibel ist. Dem Interesse der Bibelforscher glauben wir am besten dadurch Vorschub zu leisten, daß wir einen Verein gründen, dessen Organ eine wissenschaftlich gehaltene Zeitschrift sein wird. Dieselbe wird zunächst in vierteljährlichen Heften erscheinen. Dabei werden wir unser Augenmerk richten auf

1) topographische, 2) naturwissenschaftliche, 3) ethnographische Abhandlungen zur Landeskunde. 4) Statistische Nachrichten und jeweilig politische Uebersichten. 5) Münz- und Inschriftenkunde. 6) Literarische Berichte.

Jedes Mitglied des Vereins soll die Zeitschrift gratis zugeschickt erhalten. Die jährlichen Geldbeiträge der Mitglieder sollen, soweit sie nicht von den Kosten der Zeitschrift

absorbirt werden, zu einem Fonds angesammelt werden, und es soll daher die Höhe des Beitrags bloß nach dem Minimum (10 Reichsmark) limitirt sein. Sobald der Fonds eine gewisse Höhe erreicht hätte, würde er zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe in Palästina verwendet werden.

Wir sind vollauf berechtigt, auf die wissenschaftliche Mitarbeit der in Palästina lebenden Deutschen, die bereits ein besonderes Museum in Jerusalem gegründet haben, zu rechnen. Auch werden wir uns bestreben, das Interesse der Touristen auf einzelne interessante Punkte zu lenken. Ganz besonders aber hoffen wir, daß unser Unternehmen dazu beitragen werde, manche der so überaus schwierigen topographischen Streitfragen zu lösen."

Wir begrüßen dieses Unternehmen als ein wahrhaft wissenschaftliches mit großer Freude und fordern unsere Leser, soweit ihnen an der Durchforschung einer der interessantesten Landschaften Asiens und zwar durch deutsche Kräfte gelegen ist, gern zur Unterstützung dieses vielversprechenden Unternehmens auf, welchem schon die ersten Namen auf dem Felde der Bibelkunde und der Geographie, Geologie, Geschichte u. s. w. Palästinas zur Seite stehen. (Anmeldungen werden erbeten unter der Adresse des Herrn K. Bädeker, Buchhändler in Leipzig. Weiteres enthält das demnächst erscheinende 1. Heft der Zeitschrift.)

— Seit der Entdeckung der Angara oder obern Tunguska durch den Kosacken Kurbat Iwanow 1643 dient dieselbe als große Handelsstraße trotz der Menge ihrer Stromschnellen, welche auf ihrem fast 1600 Werst langen Laufe fast überall, besonders häufig aber zwischen Bratski Ostrog und Jeniseisk, vorkommen. Die Menge der russischen Niederlassungen, welche so rasch nach der Gründung von Irkutsk (1652) an diesem Strome entstanden, beweisen, welche Bedeutung die Angara im 17. und 18. Jahrhundert und noch verhältnißmäßig bis vor Kurzem gehabt hat. Ueber den Waarenverkehr auf ihr existiren genaue statistische Angaben aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Gegenwärtig wird die Schifffahrt per Segel und Dampf nur noch zwischen Bratski Ostrog und Irkutsk unterhalten; in dem weitern Lauf des Flusses ist sie fast ganz eingegangen. Eine directe Folge dieser Lage ist die Verarmung der Bassins der Nebenflüsse der Angara und besonders des Gebietes von Minusinsk. Herr A. M. Sibiriakow beabsichtigt nun, auf seine Kosten und unter moralischer Unterstützung der Russischen Geographischen Gesellschaft eine Expedition zur Untersuchung jener Stromschnellen auszuschicken. Dieselbe hätte nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein großes wissenschaftliches Interesse; denn die 1858 von der sibirischen Expedition und dann später von Czekanowski und Titow angestellten bezüglichen Untersuchungen erschöpfen die Sache noch lange nicht und lassen noch viele Fragen unerörtert.

Die physikalisch-mathematische Section der Gesellschaft erhielt den Auftrag, für dieses Unternehmen ein detaillirtes Programm auszuarbeiten.

— In Rangun ist unlängst der Bericht J. W. Strettel's, des Deputy Conservator of Forêsts, über eine 1873 bis 1874 ausgeführte Reise im nördlichen Birma veröffentlicht worden. Er war von der indischen Regierung dorthin gesandt worden, um über die dortige Ficus elastica und die beste Art, Pflanzungen dieses Baumes in Britisch-Birma anzulegen, zu berichten. Von Mandale begab sich der Reisende nach Bhamo, von dort östlich zu den Kakhyen, nördlich bis Mun-tshung (26° nördl. Br.) und westlich zum See En-daw-gyi, indem er so einen der unbekanntesten Theile Birmas durchzog, welcher uns nur durch Capitän Hannay's Reisen (1835 bis 1836) und zwar nur sehr oberflächlich bekannt ist. Die englischen Aufnahmen brechen bis jetzt an der birmanischen Grenze scharf ab, so daß wir namentlich vom Norden und Westen des Landes fast gar nichts wissen. Um so dankenswerther sind daher solche Reisen von einzelnen Männern, wie Strettel, dessen Bericht viel Neues über die Kakhyen und Schan, sowie über die Verbreitung der Ficus elastica enthält.

— Die früher von uns schon erwähnte Hungersnoth in China wüthet jetzt in entsetzlicher Weise im äußersten Norden von Kiang-su, in Tschi-li, Schan-si und vor allem in Schan-tung, wo fast alle Districte schwer heimgesucht und schon Tausende von Menschen umgekommen sind. Die Regierung thut so viel wie nichts, um dem Verderben zu steuern: an Geld hat sie nur circa 260,000 Mark hergegeben, ein Tropfen auf den heißen Stein. Statt der Getreideeinfuhr, welche einige Kaufmannshäuser angefangen hatten, möglichst freies Spiel zu lassen, setzte sie einen Preis fest, der dieselben zwang, mit Verlust zu verkaufen und das Unternehmen aufzugeben. Ein solcher Schritt war nur gerechtfertigt, wenn die Regierung selbst sofort als Importeur auftreten wollte und konnte, und die indische Hungersnoth hat gezeigt, daß selbst dies ein Mißgriff sein würde, aber dazu ist die chinesische Regierung gar nicht im Stande. Ein anderer Umstand kommt hinzu, um die Noth zu vergrößern: bei früheren Hungersnöthen hatten viele Familien ihr Land verkauft, um ihr Leben zu fristen; nachher aber hatte die Regierung befohlen, daß die Käufer das Land ohne jede Entschädigung den früheren Eigenthümern zurückstellen sollten. In Folge dessen zahlen jetzt Landkäufer nur 15 Proc. des wirklichen Werthes von Grund und Boden. — Natürlich sind in der „Pekinger Zeitung" schon mehrere Edicte erschienen, welche die tiefe Betrübniß des kaiserlichen Gemüths über das Unglück seines Volkes schildern und anordnen, „daß kein einziger Unterthan im Zustande des Mangels gelassen werden soll." Die Staatssecretäre, wie überhaupt die Mehrzahl der chinesischen Beamten, verstehen sich aber trefflich auf Redensarten, und das ist ihr Hauptverdienst.

* * *

— Eine Zählung der Eskimos in Grönland ergab zu Beginn des Jahres 1876 9473 Seelen (4445 Männer und 5028 Weiber), d. h. 154 weniger, als zu Anfang 1875, während 1874 die Bevölkerung einen Zuwachs von 114 Personen aufwies. (L'Exploration II, 7.)

— Während der peruanischen Regierung augenblicklich ein Project vorliegt, den Hafen von Iquique im Süden des Landes durch Erbauung eines Molo und andere Arbeiten zu verbessern, melden Telegramme aus Valparaiso, daß ein Erdbeben und eine Fluthwelle am Abend des 9. Mai bedeutende Zerstörungen in Iquique, wie überhaupt an der ganzen dortigen Küste, angerichtet haben. Aisagua und Antofagasta haben nur wenig gelitten, Arica wurde dagegen zum Theil zerstört und in Callao am Molo und an dort liegenden Schiffen einiger Schaden angerichtet. 17 Schiffe gingen an der Küste Perus ganz verloren, 40 wurden beschädigt. In Iquique gingen 150,000 Quintals (zu 46,013 Kilogramm) Salpeter verloren, die vorhandenen Molen und zahlreiche Baulichkeiten wurden zerstört und beschädigt, so daß der Betrieb der kurzen Eisenbahn und der meisten Salpeterwerke auf vier Wochen eingestellt werden mußte. Die nur wenig landeinwärts liegenden Städte Tacna, Arequipa und Lima haben nicht gelitten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

V.

Am 22. Juni verließen Cameron und die Karawane der Händler Pachûndi und zogen über gebirgiges Land nach Kwasere, wo noch unlängst ein blühendes Dorf gestanden hatte, das aber nebst mehreren benachbarten Ansiedlungen erst kürzlich zerstört worden war. Sessel, Töpfe, Mörser lagen zerstreut umher, und die reifende Ernte stand noch auf den Halmen. Und sicher hatten die Händler dabei ihre Hand im Spiele gehabt, obwohl sie es nicht Wort haben wollten; denn an jenem Tage errichteten sie, was sie sonst nie gethan hatten, eine starke Einfriedigung um ihr Lager. Jener Tagemarsch war übrigens überaus anstrengend gewesen; denn das Thermometer stieg um $1\frac{1}{2}$ Uhr bis 38° R. im Schatten, während es in der Sonne auf 62° stand. Dazu war das Gras, durch welches sich der Zug seinen Weg zu bahnen hatte, fast undurchdringlich; stellenweise war es über zwölf Fuß hoch und so dicht, daß man beim Gegenlehnen kaum einen Eindruck zurückließ. Die Hauptstengel desselben waren oft dicker als ein Mannesdaumen, und selbst wo man das Gras niedergebrannt hatte, standen sie noch vier, fünf Fuß hoch empor und zerkratzten den Leuten Gesicht und Hände, während die herumstäubende Asche Mund, Augen und Nase erfüllte.

Weiterhin durchzogen sie mehrere Tage lang ein fruchtbares, wohl bewässertes und bevölkertes Gebiet, dessen Einwohner mit den Arabern auf einem gespannten Fuße zu stehen schienen, obwohl sie ins Lager kamen und Lebensmittel, Sklaven und Elfenbein zum Verkaufe brachten. Sklaven werden dort gewöhnlich mit einem Stück Holz wie eine Trense geknebelt; um den Hals tragen sie wuchtige Gabeln, und die Hände sind ihnen auf dem Rücken zusammengebunden. Ein Seil verknüpft ihren Leib mit dem ihres Herrn. Meist sind es Gefangene, welche unweit ihres Dorfes allein im Walde sich überraschen ließen, und nun gefesselt werden müssen, damit sie nicht entfliehen. Sonst geht es ihnen nicht schlecht, namentlich nicht bei den Händlern.

Viele der Dörfer jener Gegend hatten in der Mitte „öffentliche Parks“, nämlich weite, offene, von schönen Bäumen beschattete Plätze, wo große Stümpfe der Fächerpalme standen, auf denen die Männer staunend und gaffend den Durchzug der Fremden musterten, während Weiber und Kinder sich mehr im Hintergrunde hielten. Zwar begrüßten die Männer die Hauptpersonen der Karawane mit dem Gesange „Madschi muko“ und mit Händeklatschen, waren aber sonst grob und unhöflich und schlugen Cameron selbst einen Trunk Wassers oder Feuer für seine Pfeife ab. Die Einwohner der Landschaft Uhiya, in welcher er sich jetzt befand, unterscheiden sich in Kleidung und Gewohnheiten sehr von ihren Nachbarn. Viele z. B. feilen sich sämmtliche Zähne spitz, so daß sie wie wilde Thiere aussehen. Ihre Haartracht ist zugleich häßlich und merkwürdig: manche tragen ein großes schüsselförmiges Chignon von Leder, welches in der Mitte ein Loch hat, aus welchem eine Art lederner Zunge heraushängt, andere salben ihr Haar mit Schmutz und Oel, die dritten formen es in Büsche und Wülste u. s. w. Beide Geschlechter tättowiren sich, aber ohne jeden Geschmack und jede Regelmäßigkeit, so daß die Narben entschieden abschreckend aussehen. Die Männer tragen einen kleinen Schurz von Fellen oder Rindenzeug, die Frauen Gürtel aus zwei bis drei Lederstreifen, von welchen vorn und hinten kleine Schürzen herabhängen. Etwas weiter gegen Westen soll das

Volk ganz nackt gehen; aber durch unausgesetzte Manipulationen, während die Kinder noch jung sind, sollen sie es dahin bringen, daß die fette Haut des Unterleibes wie eine Schürze bis auf die halben Schenkel herabhängt. Eine ähnliche Sitte findet sich auch unter den Stämmen bei Mozambique, wie Admiral Andradé, der Generalgouverneur von Angola, unserm Reisenden mittheilte.

Am westlichen Ende von Uhiya überschritten sie den Luwika, der in den Lukuga fließt, und lagerten dann in einem Dorfe, welches die Einwohner nach einer dort weit verbreiteten Sitte beim Tode des Häuptlings verlassen hatten, um sich unweit davon ein neues zu bauen. Dann durchkreuzte der Weg eine Ebene und führte jenseit derselben so steil bergan, daß die Leute mehr mit Händen und Knien, als mit den Füßen hinaufklettern mußten, und auf der andern Seite wieder ebenso steil bergab in das fruchtbare, mit Dörfern erfüllte Thal des Lulumbidsche, Uvinza mit Namen, welches aber nicht mit jener andern gleichnamigen Landschaft östlich vom Tanganyika und am Unterlaufe des Malagarazi-Flusses zu verwechseln ist. Außerhalb mancher Dörfer befanden sich große thönerne Idole in verschiedenen Haltungen, stehend, sitzend und liegend, jedes von einem kleinen Schuppen überdeckt und neben sich Töpfe voll Bier und Kornähren. Die dortigen Eingeborenen entfalten mehr Kunst im Schnitzen, als alle früher besuchten Stämme; viele von ihren Spazierstöcken sind wahre Meisterwerke.

Am folgenden Tage wurde der Lulumbidsche, ein Zufluß des Luwika, der in den Lukuga fällt [1]), und mehrere seiner Nebenflüsse überschritten und das Dorf Kolomamba auf dem Gipfel einer hohen Bergkette erreicht, von wo Nohombo

Dorf in Manyuéma.

mit seinen Oelpalmen, das erste Dorf in Manyuéma, sich in der Ferne zeigte. Während die Leute von Uhiya leichte Speere, große Bogen und schwere Pfeile führen, besteht die Bewaffnung der Manyuéma aus schweren Spießen und großen hölzernen Schilden. Da letztere für sehr grausam und verrätherisch gelten, so wurden nun alle Träger ernstlich ermahnt, bei der Karawane zu bleiben und nicht hinterdrein zu schlendern; sonst wären sie sicher, den Kochtöpfen der Wilden anheim zu fallen. Cameron selbst freilich tröstete sich mit dem Gedanken, daß er damals so dünn und mager war, daß kaum ein Cannibale ihn des Verspeisens für werth erachten würde. — Ein mehrstündiger schlimmer Weg brachte die Karawane am nächsten Tage bis Nohombo, dessen rohe und schmutzige Bewohner in Masse herzuströmten, um die Fremden anzustaunen. Lebensmittel — Bananen, Hühner, Eier, Mehl und Palmwein — waren in Menge vorhanden, so daß dort ein zweitägiger Halt gemacht wurde. Dann war ein breites, wasserreiches Thal zu passiren, welches zum Landschi-See hin entwässert wird, und der Anstieg zu den Gebirgen Bambarré begann (vergl. Bd. XXIX, S. 178).

Stunde auf Stunde verrann, und fortwährend stiegen sie mühsam an den steilen Berglehnen hinauf und mußten oft, um nur einen Stützpunkt für den Fuß zu finden, erst mit den Händen nach den Bäumen und Schlingpflanzen greifen. Livingstone dagegen rühmte seiner Zeit die geschickte Anlage der bequemen Pfade in jenem Gebiete. Auch noch am nächsten Tage mußten sie eine Stunde lang bergan steigen, ehe der Abstieg begann. Der nördliche Abfall des Gebirges unterscheidet sich dadurch von dem südlichen, daß es keine einfache Berglehne ist, sondern daß ihn enorme Klüfte und Schluchten durchziehen. Bald führte der Weg unten in denselben hin, bald oben auf den Kämmen derselben, bald wie-

[1]) Nach der Karte Cameron's mündet er vielmehr in den See Landschi, den der Lualaba durchfließt.

der längs ihrer Abhänge. Riesige Bäume überschatten diese Spalten, in welche nie ein Sonnenstrahl oder ein Windhauch Einlaß findet. Und was waren das für Bäume! Wenn man an dem Rande einer solchen Schlucht steht, so schaut man einhundert und fünfzig Fuß tief unter sich die Wurzeln dieser Kolosse, und in gleicher Höhe über sich sieht man ihre Stämme zwischen dem dichten Geäste und Laubwerke sich verlieren. Herrliche Schlingpflanzen hängen von ihnen herab und ketten hier und da solch todten Urwaldriesen fest an seine Genossen und hindern ihn am Umfallen. Feucht und kühl ist der Waldesgrund, wo Moose und Farren wuchern; aber das Fehlen jeden Lufthauches ist so beklemmend, daß Cameron freudig den blauen Himmel und das Sonnenlicht begrüßte, welches durch den lichtern Waldbestand am Fuße der Berge hindurchschimmerte.

Nachdem er diesen Urwald durchzogen, betrat er ein ganz neues schönes Land mit grünen Ebenen, strömenden Bächen, bewaldeten Hügeln, reichem Anbau und vielen Dörfern; conventionell mag man Rohombo schon zu Manyuéma rechnen, im eigentlichen sowohl ethnographischen wie geographischen Sinne beginnt das Land erst jenseits der Bambarre-Kette. Die Hütten in den Dörfern sind zu langen Straßen angeordnet, die entweder parallel oder von einem großen Platze in der Mitte radial auslaufen. In der Mitte der Straßen stehen Palaver-Hütten, Palmbäume und Kornbehälter. Wie sich die Hütten mit ihren hellrothen Wänden und schrägen Dächern von allen zuvor gesehenen unterscheiden, so auch die Kleidung der Leute. Die Männer tragen Schürzen von zugerichtetem Wildleder, die circa 8 Zoll breit sind und bis zu den Knien reichen, dazu einen einzigen schweren Speer und ein kleines Messer, das sie beim Essen gebrauchen. Häuptlinge führen ein kurzes zweischneidiges Schwert mit breitem, gekrümmtem Ende, dessen Schneide mit eisernen und kupfernen Schellen verziert ist; statt der Lederschürze tragen sie einen großen Schurz von buntgefärbtem Graszeug. Die Haare der Männer sind meist derart mit Lehm verkleistert und zusammengeknetet, daß sie Kegel, Spitzen und Platten bilden. Mitunter hängen lange, gerade oder gekrümmte solche Platten am Hinterkopfe herab und sind zur Aufnahme von Metallringen durchlöchert. Zwischen den Lehmplatten wird der Schädel kahl geschoren.

Die Frauen sahen bis auf die hängende Unterlippe besser

Köpfe von Manyuéma-Männern.

Leute von Manyuéma.

aus, als alle früheren. Mitunter hatten sie sich das Haar vorn in die Form eines altmodischen Damenhutes gebracht, welcher das Gesicht völlig beschattet, und ließen hinten lange Strähnen herabhängen, während andere das ganze Haar nach hinten strichen, es am Nacken zusammenbanden und es frei auf die Schultern herabfallen ließen. Erstaunlich einfach ist ihre Bekleidung: sie besteht nur aus einer Schnur um den Leib, die bei den Reicheren mit Perlen verziert ist, und an welcher zwei oft reichverzierte Miniaturschürzen von Graszeug hängen, wovon das vordere kaum die Größe eines halben Bogens Schreibpapier besitzt. Gehen die Frauen aufs Feld oder zum Fischen, so ersetzen sie dieselben, um sie zu schonen, durch ein kleines Büschel Laub.

Auch das Vieh der Manyuéma unterscheidet sich von demjenigen jenseit des Bambarre-Gebirges und gleicht genau den Ziegen und Schafen der Dinka, wie sie Schweinfurth beschreibt. Diese ungewöhnlich fette Race findet sich in ganz Manyuéma und Bambarre; namentlich die Ziegen sind sehr fruchtbar und bringen auf einen Wurf gewöhnlich drei, aber auch vier, fünf, ja sechs Junge zur Welt.

Mit dem nächsten Marsche erreichte Cameron ein Gebiet, wo Livingstone sich einige Jahre vorher lange Zeit aufgehalten hatte. Sein Gastfreund Moene Kussu war gestorben; aber dessen Söhne Moene Buggu und Moene Gohé boten dem Engländer um des todten Missionärs willen jegliche Gastfreundschaft an; so geachtet hatte dessen wohlwollendes Betragen den englischen Namen dort gemacht. Viele Häuptlinge, von ihren Musikern und Waffenträgern begleitet, besuchten den Fremden; im Gefolge des einen war auch ein häßlicher Zwerg, der mit einer Klapper lärmte und unaufhörlich seines Herrn Namen rief: „Ohé, Moene Buté, Ohé, Ohé!“ Die Musiker spielten das Instrument Marimba, welches aus zwei Reihen Kürbissen besteht. Ueber je zwei derselben ist ein Brettchen von hartem Holze befestigt, welches mit Schlägeln, die einen Kopf von Kautschuk haben, geschlagen wird und einen metallischen Ton von sich giebt. Diese Schlägel sind von verschiedener Größe; der Spieler vertauscht sie auf geschickte Weise, je nachdem er einen hellern oder dumpfern Ton erzeugen will. Jener Moene Buté kam in einem langsamen, schleifenden, tänzelnden Schritte, der ihn in der Minute nicht viel über eine Klafter vorwärts brachte, auf Cameron zu; alle zwei bis drei Minuten blieb er stehen, während Marimbaspieler und Zwerg seine Größe priesen.

Das Volk scheint sich unter einander sehr zu lieben und hat überhaupt viele gute Eigenschaften, aber daneben auch

die, einem gräßlichen Cannibalismus zu fröhnen. Nicht nur verzehren sie die Leichen der im Kampfe gefallenen Feinde, sondern auch der an irgend einer Krankheit Gestorbenen. Sie legen dieselben ins Wasser, bis sie in Verwesung übergehen, und fressen sie dann, wie allerlei sonstiges Aas, ohne weitere Zubereitung. Cameron hörte dort ein Lied, worin die Menschenfresserei gepriesen wird; danach ist das Fleisch von Männern gut, das von Weibern schlecht, und letzteres wird nur genossen, wenn Männerfleisch nicht zu erlangen ist. — Tanzen ist ein Vorrecht der Häuptlinge; wandelt einen solchen die Lust dazu an, so fordert er ein hübsches Weib dazu auf — ist dieselbe unverheirathet, so gilt das als Heirathsantrag — und tanzt mit ihr, während die Dorftrommeln ertönen und die Leute „Gamello! Gamello!" dazu schreien.

Zunächst war nun der Luama zu überschreiten, ein großer, vielfach sich windender und wichtiger Zufluß des Lualaba, welcher in den Bergen von Ugoma unfern des Tanganyika entspringt. Damals, in der Mitte der trockenen Zeit, war er noch für größere Dampfboote schiffbar. Er besitzt zahlreiche Zuflüsse und Altwasser, in denen die Weiber große Mengen von Fischen fangen. Quer über den Eingang derselben sind nämlich Dämme von Flechtwerk gezogen, in welchen stellenweise conische Oeffnungen, wie in einer Rattenfalle, angebracht sind. Sinkt das Wasser, so suchen die Fische durch diese Löcher den Hauptstrom zu gewinnen, und alsdann begeben sich die Weiber auf den Fischfang. Sie binden sich Laub statt der Schürzen um und setzen große Körbe von 7 Fuß Länge, $2^1/_2$ Fuß Tiefe und 2 Fuß Breite vor die bis dahin geschlossenen Oeffnungen, während einige Weiber in das Wasser gehen und die erschreckten Fische nach dem Damme zu treiben, wo dieselben unfehlbar in die Körbe gerathen.

Waffen und Geräthe in Manyuéma.

1 Fischspeer. 2, 3 Speere. 4, 5, 6 Pfeilspitzen. 7, 8, 9 Verschiedene Arten des Bogenspannens. 10, 11, 12 Messer. 13, 14 Spazierstöcke. 15 Amulet. 16, 17, 18 Trommeln. 19 Eisernes Gong. 20, 21 Eiserne Klingeln. 22 Musikinstrument. 23 Marimba. 24 Schlägel zur Marimba. 25 Klapper.

Das Uebersetzen über den Luama, während dessen ein leichtes Erdbeben stattfand, nahm ziemliche Zeit in Anspruch, da der Fluß volle 100 Yards breit, in der Mitte acht bis zehn Fuß tief war und steile Ufer hatte, auch nur drei Boote disponibel waren. Darum wurde schon 1 engl. Meile weiterhin das Lager aufgeschlagen. Von dort an zeigten sich große Gerüste, auf welchen mächtige Grasbündel zum Decken der Hütten sowie Mais und Matama aufbewahrt wurden. Letztere Früchte wurden so freilich vor Erhitzung geschützt, hatten aber viel von den Vögeln zu leiden. — Am rechten Ufer des Luama führte dann der Weg nach Kisimbika; unterwegs wurden viele trockene Flußbetten gekreuzt, und ringsum war das Gras schon abgebrannt oder brannte gerade, so daß des Nachts der Himmel weithin von dem Feuerscheine geröthet war. Von Kisimbika wurde bis zum 17. Juli ohne weitern Aufenthalt marschirt und Nachts in den Dörfern gelagert, sehr zum Schrecken der Einwohner, welche von den Händlern und deren hungrigen Leuten schlecht behandelt und arg bestohlen wurden. Am 18. Juli wurde der Lulindi durchwatet, der bei Hochwasser nicht furthbar ist, wie eine sehr geschickte Hängebrücke 20 Fuß über dem damaligen Flußspiegel bewies. Vier dicke Schlingpflanzen waren an Baumstämmen befestigt, zwei davon um vier Fuß höher, als die anderen, und wurden außerdem durch andere Lianen, die von den höchsten Baumgipfeln zu beiden Seiten herabreichten, getragen, während horizontal angebrachte Seile die Brücke am Seitwärtsschwanken verhinderten. Auf dem

untern Seilpaare lagen wohlbefestigte Stöcke als Fußweg, während ein weites Geflecht zu beiden Seiten ein gutes Geländer abgab. Das Ganze überraschte Cameron um so mehr, als er weder vorher noch nachher wieder in Afrika ein solches Bauwerk zu Gesicht bekam.

Karungu, wo am Abend gelagert wurde, ist eine Gruppe von Dörfern am Abhange eines Hügels. Dort kam die Feindschaft zwischen den Eingeborenen und den diebischen Arabern zum Ausbruche: erstere waren der Karawane gefolgt, um sie bei günstiger Gelegenheit zu überfallen, und als sich eine solche nicht bot, hatten sie durch einen Diebstahl die Araber gereizt. In Folge dessen wurde ein Palaver gehalten, worin sich beide Theile in Vorwürfen und Schmähungen ergingen, und welches damit endete, daß die Araber die Wortführer der Eingeborenen über den Haufen schießen ließen. Damit waren die Mordbanden der Händler entfesselt: bald standen ringsum die Dörfer in Flammen, und die Pagazi trieben von allen Seiten unglückliche Weiber und Kinder als Gefangene und Herden von Schafen und Ziegen herbei. Denn obwohl die Eingeborenen den schändlichen Angreifern an Zahl unendlich überlegen sind, so halten sie doch vor deren Musketen nicht Stand. Es war wohl nur der Anwesenheit eines Engländers und dem Gewichte des englischen Namens zu danken, daß die Araber am nächsten Tage die Feindseligkeiten einstellten und sich zu Unterhandlungen verstanden. Beide Theile schickten Gesandte ab, welche sich auf beiden Ufern eines kleinen Baches aufstellten, in die Mitte desselben wateten und sich gegenseitig das Gesicht wuschen. Dann machten einige von beiden Parteien mit einander Brüderschaft, kritzelten mit Tinte etwas auf ein Papier,

Cameron wartet auf Canoes.

warfen dasselbe nebst etwas Pulver in einen Kessel voll Wasser, und dann tranken alle von dieser „großen Medicin". So war der Frieden wieder hergestellt, und schließlich gelang es auch Cameron's Bemühungen, daß die Gefangenen, aber nur gegen ein Lösegeld an Ziegen, wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Zwei weitere Märsche brachten die Karawane nach Manyara's Dorf, welches zwischen vielen anderen steht, über die der Häuptling, wenn auch nicht nominell, herrscht. Jedes derselben hat zwei oder drei Schmelzhütten, wo Eisen geschmolzen wird. Schmiede bringen das Metall mit großen steinernen Hämmern und Ambosen in die Form zweier an der Basis zusammenstoßender Kegel, deren Spitze in ein langes nadelförmiges dünnes Ende ausläuft. In dieser Form kommen die Stücke, welche etwa zwei Pfund wiegen, in den Handel.

Weitere zwei Tagemärsche brachten sie nach der arabischen Niederlassung Kwakasongo, wo drei weiße Araber und viele Mischlinge und Wamerima in guten Häusern leben. Von dort senden sie ihre aus Sklaven und Wanyamwesi-Trägern bestehenden Karawanen aus; einer von ihnen beschäftigt allein 600 mit Flinten bewaffnete Leute, denen er außer dem Pulver wenig oder gar keinen Lohn zahlt. Dafür dürfen dieselben ringsum plündern und Lebensmittel und Sklaven erbeuten; mit einem Theil der letzteren bezahlen sie das Pulver. Wie gewöhnlich, waren diese Araber sehr höflich und gastfrei gegen Cameron und hielten ihn eine ganze Woche lang bis zum 1. August bei sich fest. Dann noch zwei Märsche und vor ihnen lag der mächtige Lualaba. Von einem den Strom überragenden Hügel erblickte er zuerst sein rasch fließendes, trübes, gelbes Wasser, das über eine Meile breit ist und viele Inseln enthält. Die größeren davon sind gut bewaldet und werden nebst einem Theile des linken Ufers von den Wagenya bewohnt, welche als die

einzigen Besitzer von Booten den ganzen Handel und Verkehr dort in der Hand haben. Zahlreiche Boote, Schaaren von Wasservögeln, welche nach Futter suchend von Sandbank zu Sandbank schwimmen, schnaubende Flußpferde in großen Herden und ab und zu der Rücken eines Krokodils beleben das Bild.

Mit einigen Eingeborenen traf Cameron die Verabredung, daß sie ihn folgenden Tages zu Boote nach Nyangwé bringen sollten, während seine meisten Leute zu Lande gehen würden. Aber am nächsten Morgen war kein Canoe zu sehen, außer weit drinnen im Strome, wo sich die Leute mit ihren Fischreusen zu schaffen machten. Erst spät gelang es mit vielen Schreien und Winken, drei Boote ans Ufer zu locken und zu miethen. Die Fahrt stromab ging schnell von Statten und war durch die Schönheit der Landschaft überaus angenehm. Am linken Ufer steigt das Land allmälig bis zu einer 10 bis 12 engl. Meilen entfernten, bewaldeten Bergkette an, während das rechte Ufer steil in kleinen Klippen aufsteigt und ab und zu nur von der Mündung eines Zuflusses des Riesenstromes unterbrochen wird. Unaufhörlich wurden bevölkerte, wildreiche Inseln passirt. Bei Sonnenuntergang kamen einige große Hütten auf einem Hügel über dem Flusse zum Vorschein; es war der Anfang der arabischen Niederlassung von Nyan'gwé. Unmittelbar darunter befand sich ein Landungsplatz; dort sprang Cameron ans Land und überraschte durch sein Erscheinen die Bewohner, welche von dem Nahen der Karawane noch nichts vernommen hatten. Habed-ibn-Salim, ein hübscher, alter, weißköpfiger Araber, begrüßte ihn voll Erstaunen und schloß bald mit ihm Freundschaft; rasch räumte er dem Ankömmling die Veranda eines neuen Hauses und Räumlichkeiten für sein Gepäck und sein Gefolge ein. „So war ich denn endlich in Nyangwé! Und nun war die Frage, ob der Versuch, dem Flusse bis zum Meere hin zu folgen, mit Erfolg gekrönt werden würde.“ Mit diesen Worten beschließt Cameron die Darstellung der ersten Hälfte seiner Reise.

Nyangwé vom Flusse aus gesehen.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

V.

Afghanen. Inder. Kafirs.

Wir wollen nun noch einen vergleichenden Blick auf das Leben der vedischen Inder, der Afghanen und der Siah-posch werfen, um die oben behaupteten Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten an einigen Hauptpunkten eingehender zu bewahrheiten. — Die politische Verfassung der Afghanen kennen wir schon. Das Gleiche zeigt sich, wie man bei J. Muir [1]), freilich sehr kurz, ausgeführt findet, bei den vedischen Indern: hochgeehrte reiche — der Reichthum ist überall von größter Bedeutung — Stammeskönige, ihnen untergeben die Häuptlinge der einzelnen Stämme, unter diesen wieder die Dorfhäuptlinge. Versammlungen der Aeltesten, wie sie bei den Afghanen unter dem Namen Dschirga bestehen, fehlen auch bei den vedischen Indern keineswegs. — Bei den Kafirs giebt es keine Häuptlinge, außer daß besonders reiche und tapfere Männer eine Art von persönlichem Adel erreichen können; was an die Zustände der Jusuf-zai und anderer östlicher Afghanen erinnert, wie sie Elphinstone schildert. Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten werden in der Rathsversammlung abgethan, welche außer Krieg und Herdenpflege die einzige Beschäftigung der Männer ist. Dies weist auf eine Verfassung hin, welche ursprünglich der afghanisch-indischen gleich war; was sich bei den Kafirs verändert hat, ist Folge der geographischen Eigenthümlichkeiten Kafiristans, welche, bei nicht großer Volkszahl, jeden Einzelnen möglichst selbständig und unabhängig vom Andern entwickeln mußte. Auch das halbnomadische Leben neben dem Ackerbau theilen alle drei Völker — was aber bei den Indern vor 3000 bis 4000 Jahren galt, das haben Kafirs und Afghanen bis auf die heutige Zeit beibehalten.

Die Hochzeitsgebräuche stimmen bei Afghanen und Altindern ziemlich genau überein; wir finden bei beiden Völkern Vieles der alten ur-indogermanischen Sitten in verschiedener Entwickelung aufbewahrt. Ja manche der seltsamsten Paschto-Sitten erhalten ihre Erklärung durch altindische Gebräuche, deren Bedeutung in den vedischen Erklärungsschriften ausdrücklich angegeben ist; man vergleiche hierzu die Aufsätze von A. Weber und F. Haas im fünften Band der indischen Studien. So z. B. jenes oben (S. 332) erwähnte Aneinanderknüpfen des Bräutigams und der Stellvertreterin der Braut, sowie das sonderbare Wasserschöpfen in einen Krug, welchen man im Felde stehen läßt. Das Zusammenbinden findet sich in den altindischen, auch sonst in den indo-

[1]) J. Muir, Original Sanskrit Texts on the Origin and History of the People of India, their Religion and Instituts. Vol. V. London 1872.

germanischen Heirathsgebräuchen wieder, sein Sinn ist klar. Das Wasserholen bedeutet weiter nichts als eine Entsühnung beider zu Vermählenden. Wasser wäscht überall den religiösen Bann weg, es hat bei allen Völkern enttabuirende Kraft. Wer in Polynesien irgendwie etwas Heiliges berührt hat und dadurch in den religiösen Bann getreten, „tabu“ geworden ist, muß sich, um wieder frei zu werden, waschen; wer essen, wer beten will, muß, damit jeder auch unbewußte religiöse Frevel von ihm geht, sich waschen; mit Tabu-Händen zu essen, wäre ein Greuel. So auch die Waschungen der Hände, des Körpers bei den Semiten, das Weihwasser des Christenthums, die Entsühnungsbäder der Völker des Agamemnon, als der Frevel gegen Apollo begangen war. Kleine Kinder gelten fast überall als den Göttern geweiht, als heilig, als tabu: sollen sie in die menschliche Gemeinschaft treten, müssen sie aus dem religiösen Bann gelöst, enttabuirt, werden durch Wasser. Daher die so weit verbreitete Ceremonie, die Säuglinge mit Wasser zu benetzen, welche heidnische Sitte die christliche Kirche ebenfalls zu einem ihrer Symbole benutzt hat. Der weibliche Körper bedarf nach dem Glauben aller alten Völker stärkerer Reinigung als der männliche; daher die Braut den Krug voll schöpft, der dann draußen stehen bleibt, weil man die alte Befleckung los sein will. Ebenso wird ein Theil des altindischen Brautbades fortgegossen, und Wasser zu religiöser Besprengung spielt auch sonst bei den indischen Hochzeiten seine Rolle; es diente, nach Weber, zur Reinigung und als Schutz gegen Zauber. Daher taucht der Mann das, womit er seine Geschäfte verrichtet, Schwert und Finger, ein, wobei möglicherweise in letzterer Ceremonie ein Doppelsinn liegt, welchen die altindische Sitte erklären würde (vergl. Weber a. a. O. S. 401, 404, 305). Auch der oben (S. 332) erwähnte Lockenraub findet in den altindischen Gebräuchen seine Erklärung: hier schneidet der Priester die Locken der Braut ab, und zwar um symbolisch ihre Loslösung vom Elternhaus darzustellen. Die uralte Sitte des Scheingefechtes mit dem Bräutigam scheint im alten Indien wenigstens in einzelnen Spuren nachweislich zu sein. Auch jenes Niedersitzen im dunkeln Zimmer sowie die Rückkehr der jungen Frau ins Elternhaus, wo sie drei bis fünf Tage verweilt, erklärt sich aus den altindischen Gebräuchen (vergl. Haas 359), während die Afghanen zwar den Brauch bis heute, aber nicht seine Bedeutung bewahrt haben.

Auch unter den Heirathsgebräuchen der Kafirs findet sich einiges Verwandte. Nach Masson's Bericht bindet man zwei Gerten von der Größe des Bräutigams und der Braut zusammen und giebt sie den Verlobten, welche sie sorgfältig aufheben; mit der Lösung der Zweige würde auch die Ehe gelöst sein. Wie die Marwat die Braut heimlich besuchen dürfen, so darf auch der Kafir sie da, wo ihn Niemand sieht, aufsuchen und mit ihr reden, aber nie öffentlich. Sie heirathen nie im eigenen Dorfe, weil ein Dorf als eine Familie und alle Weiber desselben als Schwestern gelten; Aehnliches scheint, nach Thorburn's Schilderung wenigstens, auch bei den ländlichen Afghanen Brauch zu sein. Sonst sind die Gebräuche bei den Kafir von den indisch-eranischen sehr verschieden. Zunächst fehlen die Werber: der Bräutigam sendet eine Ziege und drei Widder in das Haus der Braut und wenn diese angenommen werden, so gilt das Verlöbniß als geschlossen; die Hochzeitsceremonien hören auf, sowie die Braut das neue Haus betreten hat; und während die afghanische Frau dann erst noch einmal in das Vaterhaus zurückkehrt, darf die Kafirfrau es vor fünf Jahren nicht wieder betreten. Auch die Stellung der Weiber ist bei den Siahposch eine andere: zunächst liegt alle Arbeit, selbst der Landbau, auf ihnen; sie essen ferner nie mit ihren Männern gemeinschaftlich, bei Festen, Tänzen u. s. w. sind sie streng von ihnen getrennt und auch den Götterbildern dürfen sie sich nicht nahen. Für die Gebärenden sowie für die Menstruirenden giebt es eigene Häuser in jedem Dorfe: erstere müssen 24 (nach einer andern wohl richtigern Nachricht 40) Tage von der übrigen Menschheit abgeschieden sein; dann werden sie, Mutter und Kind, gebadet und unter Musik und Tanz ins Dorf zurückgeführt. Soll das Kind benannt werden, so legt man es an der Mutter Brust, indem man die Namen seiner Vorfahren hersagt; bei welchem Namen es zu saugen anfängt, den erhält es.

Ganz eigenthümlich stehen die Kafirs hinsichtlich ihrer Leichengebräuche da, über welche Elphinstone, Masson, Burnes und Trumpp übereinstimmend berichten. Die Leiche wird gewaschen, in ihren besten Kleidern auf ein Paradebett gelegt und so unter Tanz und Wehklagen der Weiber, Trommeln und Scheingefecht der Männer auf einen Berg getragen, wo man sie in einen Sarg legt und diesen entweder ins Freie unter Bäume oder in eine Höhle stellt. Stirbt jemand aus der Familie in den nächsten drei Jahren, so kommt er in denselben Sarg, sonst in einen neuen. Männer bekommen so viel Stäbe auf den Sarg gelegt, als sie Muhammedaner getödtet haben. Am Jahrestag des Todes wird ein Fest gehalten und den Manen unter Anrufungen Opfer hingestellt. Dies erinnert an eranische Sitten, weicht aber von den vedischen Leichengebräuchen, wie sie Roth und Max Müller im 8. und 9. Band der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft schildern, ganz und gar ab. Die Afghanen haben die muhammedanische Begräbnißweise angenommen.

Noch interessanter ist eine Vergleichung der Religionen. Auch hier zwar fallen die Afghanen eigentlich aus der Betrachtung heraus, da sie Muhammedaner sind; allein ehe sie es wurden, hingen sie jedenfalls einer eranischen Volksreligion an und standen dadurch in ihrem religiösen Glauben und Meinen den vedischen Indern verwandtschaftlich nahe. Wir verweisen hier auf Spiegel's treffliche Forschungen. Diese einzelnen eranischen Volksreligionen, welche an der künstlichen altbaktrischen Religion keineswegs einen gemeinschaftlichen, kräftigenden Mittelpunkt fanden, müssen ziemlich früh schon verblaßt sein; daher der Islam bei diesen Stämmen so leichten Einlaß fand. Doch haben sich Reste derselben im Aberglauben erhalten, wie einzelne gelegentliche Erwähnungen bei Thorburn zeigen; und eine genaue Sammlung des Aberglaubens der verschiedenen afghanischen Stämme wäre ein höchst wünschenswerther Beitrag für die wissenschaftliche Erkenntniß derselben. Hierher gehört z. B. jener oben erwähnte Glaube der Schiranis an ihren Nika, welcher ganz auf alteranische Grundlagen zurückgeht. Jedenfalls also stehen sich Afghanen und Altinder in religiöser Beziehung zwar durchaus nicht gleich, aber sehr nahe. Dagegen ist die Religion der Kafirs eine ganz andere: sie besteht hauptsächlich im Dienste der Ahnen, deren Bilder sie überall verehren. Das Wort imra bei Elphinstone (yamrai, yamri bei Anderen) heißt nicht sowohl Gott als Götzenbild, daher das Haus, in welchem Götzen standen, imr-amma, Götzenhaus, genannt wurde. Diese imra haben oft menschliche Gestalt, männlich oder weiblich, und der Götze in Vogelgestalt, welchen Lister (bei Trumpp) anführt, steht nicht fern ab, da die Seele so häufig in Vogelgestalt gedacht wird; oft aber sind es bloß aufrechte, etwa mannshohe und mannsdicke Steine. Freilich ist der Stein nicht der angebetete Gott oder Geist selbst: „er steht für ihn da, dessen Gestalt wir nicht kennen,“ sagen die Kafirs. Es ist von hier aus begreiflich, daß jeder Stamm eine Menge und dabei ganz verschiedene Götter hat, wie uns denn Elphinstone mehrere Reihen solcher „Götter oder Heroen“ einzelner Dörfer nennt. Unter denselben be-

finden sich zweimal sieben goldene Brüder, welche von einem goldenen Baum abstammen: wir zweifeln nicht, daß wir in ihnen Sterne zu sehen haben, einerseits die Planeten, andererseits etwa das Siebengestirn oder die septem triones, die sieben Sterne des Wagens — vielleicht auch nur den Wagen und das Siebengestirn, welches ja auch in anderen Mythologien als eine Schaar Brüder oder Schwestern aufgefaßt wird. In den Sternen aber sah man in Altindien sowohl wie in Alteranien und in vielen anderen Ländern die Verkörperung der Seelen der Vorfahren. Wenn unter diesen Göttern auch Bagisch als Gott des Wassers aufgeführt wird, so müssen wir bedenken, daß die Kafirs Fische nicht essen, ja, nach Elphinstone's Ausdruck, sie verabscheuen, was sich nicht anders als aus religiöser Scheu erklären läßt. Auch Fische gelten nun häufig für Incorporationen der Seelen, ebenso Schlangen, und diese tödten die Siah-posch nie, weil ihnen sonst ein großes Unglück widerfahren würde. So ist es möglich, daß alle jene „Götter oder Helden“ nur vergötterte Ahnen sind, selbst der Mâni, welcher Yush, das böse Princip, aus der Welt vertrieb; allein möglich ist es auch, daß wir unter diesen secundären Göttern alte, echte Götterwesen erhalten finden, wie vielleicht der Doghan ist, den freilich Elphinstone auf ein einzelnes Dorf beschränkt, den aber Burnes in einem zehntägigen Fest, welches jährlich am 1. April wiederkehrt, gefeiert werden läßt. Auch Priester haben die Kafirs, allein diese, obwohl erblich, besitzen so geringe Macht, daß sie spätere Beobachter geradezu geleugnet haben. Merkwürdig ist eine Art Schamanenthum bei ihnen, Leute, welche im Rauch des Opferfeuers von höheren Wesen begeistert werden. Sie opfern den Göttern Mehl, Butter und andere Speisen, indem sie dieselben in ein Feuer werfen, welches vor dem Götzenbild angezündet wird; ebenso opfern sie Ziegen und Kühe — wie sie Kühe auch ohne Anstoß selber essen — indem sie das Bild mit dem Blut der Opferthiere besprengen.

Diese ganz eigenthümliche Religion beweist wie alles bisher Gesagte, daß die Kafirs unmöglich erst in historischer Zeit aus Nordindien oder Kabul in die Gebirge verdrängt sind. Wären sie das, sie hätten gerade in ihrer Abgeschiedenheit, welche gar keinen Grund zu Umänderungen gab, indische Anschauungen, indische Mythen, indische Namen beibehalten. Davon ist aber keine Spur. Noch schlagender ist der Umstand, daß ihre Anschauungen viel älter erscheinen als die indischen. So alles, was wir vorhin über die Unreinheit d. h. den religiösen Bann der Weiber sahen, was man ganz ebenso bei rohen mongolischen, polynesischen, afrikanischen und anderen Völkern wiederfindet. Ferner die Darstellung der Seelen durch Stäbe oder aufgerichtete Steine, jene schamanenähnlich Begeisterten, die Feste, welche gefeiert werden, wenn die Knaben das mannbare Alter erreicht haben und nun besondern Schmuck anlegen dürfen, endlich die so sehr ausgedehnte Verehrung der Vorfahren, neben welcher andere Götter entweder niemals aufgekommen oder gänzlich verschwunden sind, wie wir es ähnlich wieder bei vielen Oceaniern, bei afrikanischen und asiatischen Völkern finden: alles das sind Züge, welche für ein hohes Alter der Kafir-Religion zu sprechen scheinen und sich auf keine Weise durch die Isolirung des Volkes etwa aus indischen (vedischen) oder eranischen Religionsanschauungen entwickeln konnten. Erfahren wir, was dringend zu wünschen ist, genauere und zahlreichere Einzelnheiten über die Kafirs, so mag vielleicht unser Urtheil modificirt werden: für jetzt aber macht das Gesammtbild den Eindruck, als ob wir eins jener roheren Naturvölker vor uns hätten, wie sie der Dravidastamm, Oceanien, das nördliche Asien, Amerika und Afrika in ihren wenigst entwickelten Völkern bieten. Dafür spricht auch der Charakter der Kafirs, ihre harmlose Lustigkeit, ihre rasch zu besänftigende Leidenschaftlichkeit. Diese Erscheinung stimmt zu unserer obigen — allerdings nur sehr schüchternen — Vermuthung, daß die Kafir ein älterer in vorarischer Periode abgetrennter indo-germanischer Stamm seien; denn auch die Indogermanen haben sich von jenen roheren, naturwüchsigeren Grundlagen aus erst allmälig entwickelt. Immer aber bleibt die Sprache der Siah-posch durch ihre so nahe Berührung mit den indischen Sprachen ein völliges Räthsel, welches nur eine sehr viel genauere Kenntniß aller der einschlagenden höchst combinirten Verhältnisse lösen kann. An Sprachentlehnung ist nicht zu denken, denn seit den ältesten Zeiten finden wir die Kafirs abgetrennt in ihren Bergen, in welche sich kein Eroberer hineingewagt hat; woher sollte also die indische Sprache zu ihnen oder sie zur indischen Sprache gekommen sein?

Schließlich sei noch bemerkt, daß wir über das Aeußere der Siah-posch noch nicht genügend urtheilen können, da unsere Nachrichten meist nur von einzelnen Individuen entnommen sind. Allgemein wird ihre Größe und ihre Schönheit gerühmt; ihre schöne Gesichtsfarbe erwähnt Elphinstone, und der Jüngling, welchen Burnes sah, war von griechischen Zügen und blauen Augen, aber dunkeln Haaren, und zwei Knaben sah er, die minder schön waren, hohe Backenknochen, braune Augen und dunkelbraunes Haar hatten. Nach Trumpp's afghanischen Berichterstattern sind die Männer „etwas schwärzlich“, die Weiber europäisch weiß, mit rothen Wangen und sehr schön; die Kafir-Männer, welche Trumpp selber sah, waren nicht hellfarbig oder blond, sondern schwärzlich, nur mit röthlichem Schein auf den Backen; sie hatten dunkle Augen, dunkeln Bart und ein so ganz indisches Aeußere, daß man sie von wirklichen Indern nicht unterschieden haben würde. Ihre schön gebogenen Brauen rühmt Burnes; ihr Bartwuchs ist reichlich. Darnach haben wir also anzunehmen, daß bei großem, schönem Wuchs sie meist von dunkler Complexion, von schönen, indischen Zügen sind; daß aber unter ihnen einzelne hellere blauäugige Individuen vorkommen, bei welchen man an die oben (S. 332) erwähnten helläugigen Afghanen denke; daß namentlich die Weiber heller sind, was bei der schweren Arbeit, welche auf ihnen liegt, freilich auffallend genug ist. So stellen sich die Kafir wie durch ihre Sprache so auch durch ihr Aeußeres den heutigen Indern nahe. Ueber das Aeußere der vedischen Inder wissen wir leider nichts, außer daß sie heller waren als ihre dravidischen Nachbarn.

Etymologie des Volks[1]).

Von Dr. Rudolf Kleinpaul.

„Der Mensch," hat ein Franzose am Anfang eines berühmten Buchs gesagt, „der Mensch verdirbt Alles in der Welt. Er zwingt den Boden, die Erzeugnisse eines andern zu nähren, den Baum, eine fremde Frucht zu tragen; er vermischt und verwirrt die Klimen, die Elemente, die Jahreszeiten; er verschneidet seinen Hund, sein Pferd, seine Sklaven; er verkehrt Alles, entstellt Alles; er hat Gefallen an Mißgestalten und an Ungeheuern; er will nichts, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menschen: er muß ihn abrichten wie ein Reitpferd, er muß ihn zustutzen wie einen Baum in seinem Garten."

Nicht einmal, hätte er hinzufügen können, nicht einmal die Worte, die in seinem Munde geboren und begraben werden. Denn er ist es ganz eigentlich, der die Vocale für nichts und die Consonanten für so gut wie gar nichts achtet; aus Nachlässigkeit entnervt er die volltönenden Vocabeln, aus Eilfertigkeit verstümmelt er sie, aus Laune vergrößert er sie ins Ungeheure. Von dem indogermanischen da-da-ma, was bleibt übrig? Eine Silbe, do. Das französische ed-age = aetaticum, was ist es geworden? âge, d. h. eine Endung, ein in der Luft halt- und rathlos schwebendes Suffix, wie etwa unser -ung. Infante, d. i. Einer der noch nicht reden kann? Gerade das Gegentheil, Fant, der es kann. Umgekehrt für „heute", wie sagen die Franzosen? „An dem Tage des heutigen Tages," ad illud diurnum de hodie, aujourd'hui. Wie sagen die Italiener für „ante"? de-ab-ante = davanti. Für „ipse"? iste-ipse = stesso, französisch nun gar semet-ipsissimus = metipsissimus = metipsimus = même. Man könnte niemals endigen, wollte man alle die Mißhandlungen aufzählen, die der Mensch seiner Sprache zugefügt hat.

Ein Glück, wenn die Wörter wenigstens theilweise in der Schrift erhalten worden sind, z. B. in der französischen; denn die Orthographie ist bisweilen historischer als die Aussprache: man schreibt noch parlent, wenn man es auch nicht mehr sagt; man sieht noch den Plural vierges, wenn man ihn auch nicht mehr mit dem Ohre hört. Dennoch gleicht das nur einem Damme, der spät und von unmächtigen Gelehrten dem angeschwollenen Strome entgegengesetzt wird; bald wird er mit ihnen in die Tiefe hinabgerissen. Die Orthographie kann manchmal weniger dunkel, aber nie durchsichtig sein; denn sie fixirt nur die Aussprache einer gewissen Periode, aber nicht diejenige der Urzeit und des Anfangs. Von altfranzösischen Formen, wie parlent und vierges, bis zur indogermanischen Quelle ist der Weg noch weit, der Unterschied also nur relativ.

Dagegen hilft das Volk selber dieser allgemeinen Verderbniß in gewisser Weise ab, freilich wie es von unerfahrenen Leuten zu erwarten ist, ohne Ueberlegung und oft genug mit einer halb drolligen Tölpelei. Es legt, ohne viel Umstände zu machen, den Wörtern, die es nicht versteht, Wörter unter, die es versteht, ein Verfahren, das unter dem Namen von „Anlehnungen" bekannt ist. Wir werden uns das am besten deutlich machen, wenn wir an ein paar verwandte Processe denken.

[1]) Ausführlicheres findet der Leser in „Ueber deutsche Volksetymologie von Karl Gustav Andresen. Heilbronn a/N. Gebr. Henninger 1876. 146 S." Besprochen von Meyer in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 26. August 1876.

Wir hören ein Thier brüllen oder einen Vogel pfeifen und mit unserer gewohnten Geschicklichkeit suchen wir sofort die gehörten Laute nachzumachen. In der That ist diese Geschicklichkeit nicht allzugroß; denn ich denke mir, der Hahn kräht in allen Ländern der Welt auf eine und dieselbe Weise, ja kann das in einzelnen Fällen aus eigener Erfahrung bezeugen; und dennoch spricht der deutsche von einem Kikeriki, der Italiener von einem Cuccurucu, der Inder von einem Kukkuta, der Chinese von einem Kiao, der Mandschur von einem Dschor; ebenso sagen wir, der Hund mache Hau-hau, der Italiener dagegen Bu-bu; ebendieselben finden nicht, daß die Stimme des Esels Ya, sondern daß sie Raglio sei, wodurch auch in der That sein rauhes Geschrei viel richtiger ausgedrückt wird. Immerhin bemüht sich hier ein Jeder, die betreffenden Töne so correct wie möglich aufzufassen und schlicht und ungekünstelt wiederzugeben.

Bald aber legt er ihnen wie ein Dichter seine eigenen Gedanken in den Mund und paßt dem unarticulirten Gezwitscher menschliche Worte an. Der Schlag der Wachtel gilt für ein munteres „Weg vom Bett", für ein tiefsinniges „Dic cur hic"; sie ruft dem unvorsichtigen Schnitter in der Ernte zu: „Tritt mi nit, tritt mi nitt," und dem trägen Feldarbeiter: „Bück den Rück, Bück den Rück." Beim Buchfinken unterscheidet der Kenner ein Bräutigamslied, einen Reiterzug, einen Weingesang: „Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zu Weine gehn;" der Elsässer verdeutscht sein Schlagen in der Strophe: „Zit, Zit, Zit, 's isch den Liett ä wenigl 'z früeih" (Zeit, Zeit, Zeit, 's ist den Leuten ein wenig zu früh); gerade wie die Grauammer, wenn sie im Vorfrühling den Wanderer von Baumspitze zu Baumspitze begleitet, ihre schrillen, dem Zusammenschlagen eines Strumpfwirkerstuhls nicht unähnlichen Triller wiederholt: „'s is, 's is, 's is, 's is, 's is noch so früh." Wer hätte nicht die Goldammer im Herbst und Winter betrübt am Fenster singen hören: „Bauer miet mich, Bauer miet mich," in der schönen Frühlingszeit dagegen auf dem Baume stolz und lustig: „Bauer b'halt deinen Dienst;" oder die melancholischen Käuzchen aus der Ferne rufen: „Komm mit, komm mit;" vernahmen doch schon die Griechen in dem Geschrei derselben ein wiederholtes „ἦκε", daher sie ihren Grimassen liebeweckende Kraft zuschrieben, wie denn noch heute im Italienischen Civetta der Ausdruck für eine Kokette ist.

Ebenso sagen wir wohl den Kindern, der Jäger mache mit seiner Flinte „Piff, Paff, Puff", der Trompeter „Schnetteretäng" oder wie Ennius sagt Taratantara:

Cum tuba terribili sonitu taratantara dixit;

eine große Glocke dagegen Bum Bum, ein Laut, der im Chinesischen mit Tsiang Tsiang, im Mandschur mit Tang Tang, im Indischen mit Tam Tam oder Gonggong wiedergegeben zu werden pflegt. Aber in Dresden, wenn eine vornehme Leiche begraben und die große Glocke der Friedrichsstädter Kirche geläutet wird, so meint der gemeine Mann, es klinge wie „Sammt und Seide, Sammt und Seide"; und wenn die kleine Glocke für eine geringe Person ertönt, wie „Lümpchen und Läppchen, Lümpchen und Läppchen". Dem entsprechend verdolmetscht der Proletarier in Erfurt die Stimme der Susanna auf dem Dome mit „Rum" und die ihrer kleinern Nachbarin mit „Zimmt und Kümmel"; gerade so wie in Rom die Kirche San Lorenzo in Panisperma

in San Lorenzo in pane e perna (Brod und Schinken) umgetauft wird. Die Clémence aber von St. Peter in Genf spricht mit ihrer ehernen Zunge unablässig: „Laudo Deum, Laudo Deum.“

Aehnlich wie mit Singvögeln und Glocken macht es nun der Mensch auch mit dem Menschen selber: bald spricht er die fremden Worte nach; bald deutet er sie aus. Er hat ein Bedürfniß, sich etwas bei den Ausdrücken, die er braucht, zu denken; er will ihre Herkunft wissen, ihre Ableitung durchschauen; und da nun ausländische Worte böhmische Dörfer sind, ja die seiner eigenen Muttersprache im Laufe der Zeit ihre Durchsichtigkeit verloren haben, verkürzt, verunstaltet, nicht wiederzuerkennen sind — so hilft er diesem Mangel mit eigener Einbildungskraft ab und erfindet kühnlich eine Etymologie. Mit der bloßen Aufnahme eines fremden Wortes in die herrschenden Laut- und Bildungsgesetze ist es hier nicht etwa gethan, wie z. B. wenn das lateinische p am Anfange der Wörter in pf, also Palatium in Pfalz, Pondus in Pfund umgewandelt wird; sondern in der unwillkürlichen Unterlegung einer erklärenden Wurzel liegt die Pointe dieses Verfahrens, wie z. B. wenn das altdeutsche salhof in Sattelhof, place de repos in Rehbock umgetauft wird; die Unschuld aus Kuhschnappel (Kosenopole) die „Ouvertüre“ in „Ofenthüre“, „engagirt“ in „angeschirrt“ übersetzt und schließlich nach einem Stück „Lucrezienſaft“ verlangt, sie wird in diesem Aufsatze zum Studium gemacht; denn wenn wir auch über ihre Quidproquo vornehm lächeln, in unzähligen höchst trivialen Fällen sind wir so naiv wie sie.

Es giebt ein altes Wort, sin-fluot, welches „große“, oder vielleicht wie Sin-grün, d. i. Immergrün, „Fluth überall“ bedeutet. Weil nun aber die große Fluth zur Zeit des Noah als eine Strafe für die Sünde des Menschengeschlechts erscheint, ein Motiv, das in den Fluthsagen fast aller Völker wiederkehrt, so hat man schon frühzeitig eine Sündfluth daraus gemacht. Ja die grönländischen Missionäre gehen noch weiter. Es ist natürlich keine Kleinigkeit, den Grönländern das Christenthum zu lehren, Leuten, die nicht einmal einen Begriff von unseren Bäumen, unseren Hausthieren und Vögeln haben. Um ihnen nun zunächst diesen zu verschaffen, sagen ihnen die Deutschen ein deutsches Wort und erklären es ihnen, wie man uns etwa den Phönix oder das Einhorn definirt; die Dänen dagegen nehmen auf gut Glück ein grönländisches Wort und Ding. So z. B. kennen die Grönländer keine Tauben. Weil nun aber doch am Ende der Sündfluth die Taube mit dem Oelzweig geflogen kommt, so mußte entweder die Taube grönländisirt oder eine grönländische Krähe zur Botin ausersehen werden, und beides ist, so viel ich weiß, in der That geschehen — immer noch weit unschuldiger, als wenn wir umgekehrt, ohne Christenthum, aus dem norwegischen Fjällfraß, d. i. Felsenbewohner, einen Vielfraß machen, wovon der wissenschaftliche (gulo) und französische Name (glouton) die Uebersetzung ist. Man kann dieses unglückliche Thier mit dem Rennthier vergleichen, das aus dem lappländischen Ren entstanden ist; mit dem Eichhorn, das von Rechtswegen ein Thier mit schattenwerfendem Schwanz bedeutet, und auf das griechische σκίουρος (lateinisch sciurus, mittellateinisch squiriolus, französisch écureuil, italienisch scojattolo) zurückgeht; mit der berüchtigten Bernakelgans, die nicht aus Eiern, sondern aus Muscheln entstehen und in dieser Form auf Bäumen wachsen sollte, daher auch während der Fasten ohne Gewissensbisse gegessen werden konnte, bloß weil ihr Name an die Bernakelmuschel erinnerte, während sie doch eigentlich eine Irländerin, Hibernicula, bedeutet, auf die Märkte nordamerikanischer Küstenstädte zu Tausenden gebracht wird und mit Meereicheln oder Entenmuscheln nichts mehr zu schaffen hat, als Irland mit Sybaris und mit anderen solchen Vergrönländerungen oder Verballhornungen mehr.

Denn dem Oelzweig geht es nicht etwa besser; wie für die Thiere, so wird auch für die Pflanzen eine populäre Naturgeschichte zurecht gemacht. In den Aroideen erblickt man Aaronsstäbe, die Früchte des hornartigen Kornelbaumes werden zu Corneliuskirschen, die Blätter des aromatischen Felseneppichs (petroselinum) zur Petersilie; und die brasilianischen Erdbirnen verdanken ihren Namen „Jerusalemartischoken“ einzig und allein dem portugiesischen Worte Girasole, Sonnenblume. Was wundern wir uns, wenn man das arabische bunn zu einer Kaffeebohne oder das famose Eimbeckbier zu Bockbier umgestaltet, und nun wirklich auf jedem Münchener Töpfchen ein zinnerner Bock zu sehen ist? Es erinnert das an ein Oxforder College, das ursprünglich Brasenhuis oder Bräuhaus hieß. Daraus hat man im Laufe der Zeit Brase nose gemacht und weil dies dasselbe mit brazen nose oder einer Nase aus Erz zu sein scheint, so hat man nun auch wirklich eine solche über dem Thorweg angebracht und das Wappen des Collegs zeigt denselben Schild und ist so seit Jahrhunderten im Gebrauch.

Ja für Grönland scheinen alle Gegenstände der europäischen Cultur, alle die tausend Werkzeuge und Bedürfnisse unserer civilisirten Gegenden bearbeitet worden zu sein. Man möchte sagen, die oben erwähnten Missionäre hätten ganz verzweifelt, ihren verlorenen Schafen etwas von der Welt und ihrer Geschichte beizubringen, wenn sie nicht herumtappend irgend eine Auslegung erwischten, eine Etymologie um jeden Preis herbeizerrten und die Worte in den Sinn zwangen, der ihnen gerade einfiel. Deutschlands Witzbolde sind die Missionäre und wir selbst sind Grönland. Was kann wohl im Grunde verrückter sein, als ein Wort wie Armbrust, das aus dem lateinischen arcuballista (englisch arcubalist, französisch arbalête, dänisch armbosse, niedersächsisch armbost) vermuthlich von Tell herausgebildet worden ist? Uebrigens ist dieses arcuballista eine ziemlich unbekannte Größe, von der man nur weiß, daß sie die Eigenschaften des arcus und der ballista, des Bogens und einer Wurfmaschine, in sich vereinigte; die letztere war die ursprüngliche Artillerie der Römer. Ist es nicht ergötzlich, in dem deutschen Felleisen das französische Valise und wenn man will das vidulus des Plautus zu entdecken? Wenn sich der rindfleischessende Beefeater als ein Buffetier entpuppt? Die Armagnaken und Armen Jacken oder Armen Gecken, am Ende gar zu Armorittern werden — mich dünkt, ich höre den Bruder Kapuciner predigen:

> „Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
> Die Klöster sind ausgenommene Nester,
> Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
> Die Abteien und die Stifter
> Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
> Und all die gesegneten deutschen Länder
> Sind verkehrt worden in Elender u. s. f.“

Als unverständliche und doch viel gebrauchte Fremdwörter haben namentlich die geographischen Eigennamen von dieser unbezähmbaren Anlehnung zu leiden. Kein Volk ist discret genug, sich die Lust zu versagen, weit entfernte Städte oder Flecken, fremdes Eigenthum, zu bewitzeln und auf sprachlichem Wege zu annectiren. Roeskilde, die ehrwürdige Hauptstadt des alten Dänemarks und so viel wie König „Roe's Quelle“, wird im Munde der deutschen Nachbarn zu Rothschild; der ewige Frühling der Lombardei zu einem Mailand (Mediolanum); Jerusalem, eigentlich Jerûsch-schâlêm, Besitzung des Friedens, im Munde griechisch-redender Juden, wahrscheinlich zuerst in der Septuaginta, mit Anlehnung an

ἱερός, heilig, zu Hierosolyma, gerade so wie die Rose von Jericho botanisch Anastatica Hierochuntica genannt wird.

Euripus, gegenwärtig Egripo, heißt bekanntlich ursprünglich die engste Stelle des Meeresarmes, welche die Insel Euböa von der Landschaft Böotien trennt. Im Jahre 410 v. Chr. überbrückten die Euböer diese Stelle, um den Atheniensern die Seeverbindung mit Thessalien abzuschneiden; die Brücke wurde unter Justinian halb zerstört, aber von den Venetianern wieder aufgebaut. Die letzteren nun machten ohne Zweifel aus dem oben erwähnten Egripo das Wort Negroponte, wie nun nicht nur der Canal, sondern auch die Brücke und die Insel Euböa selber heißt. Auf gleiche Weise ist der Berg des Tarik, der Gebel al Tarik oder Gibraltar, im Italienischen zu einer Gibilterra geworden, als ob Gibil ein Volksname wie Inghil-terra wäre; ein Mißverständniß, das auch den sicilianischen Namen des Aetna, Mongibello, veranlaßt hat. Es ist das eigentlich Monte-Gebel oder „Berg“, auf italienisch und arabisch mit sich selbst zusammengesetzt. Auf der Straße von Palermo nach Messina begegnen wir einem Berg voll Mannaeschen, welcher Gibilmanna heißt.

Die große Masse slavischer, ins Deutsche herübergenommener Namen gehört fast ohne Ausnahme hierher. Brandenburg, eine Burg der Haveller, ist aus Brennabor entstanden und soll seinen Namen von dem es umgebenden Moraste oder Lehme haben; aus dem wendischen Tschina hat man Schönau gemacht; Namen wie Großgrabe, Grüngräbchen, Straßgräbchen gehen auf Grabow zurück, welches im Wendischen Buchenthal bedeutet; in Mecklenburg, einem früher ganz slavischen Lande, existirt noch jetzt der Name Grabow für eine nicht unbedeutende Stadt daselbst. Namentlich aber verdient hier die schöne Geschichte über die Entstehung des Namens Budissin (Bautzen) angeführt zu werden. Ein Feldherr dortiger Gegend war in den Krieg gezogen; als er zurückkehrte, kamen ihm vom Schloß aus seine Leute mit Freudenzeichen entgegen und riefen ihm zu, daß seine Frau während seiner Abwesenheit ein Kind geboren hätte. Darauf fragte der Feldherr auf Wendisch (ebenso heißt es auf Russisch): „Budet syn?“ (Ist's ein Sohn?), was ihm bejaht ward. Davon soll dann der Ort Budissin genannt worden sein, ja wird noch jetzt so genannt in jedem Schreiben der königlichen Kreisdirection.

Derartige Geschichten sind hinterher vom Volke gemacht worden, um Namen zu erklären. Die Anlehnungen sind deshalb nicht immer ohne Consequenz, da sie im Grunde das veranlassen, wodurch sie selber entstanden zu sein scheinen. Sie veranlassen die Sage und schienen entstanden durch die Sache. Das Volk, welches ein unbekanntes Gefäß mit dem Inhalte seiner Phantasie erfüllte, nimmt nun den Inhalt als gegeben hin und ficht wie Don Quixote mit den Riesen, die es aus Windmühlen erschaffen. Von dergleichen Riesen wimmelt die Mythologie.

Die weisen Griechen hatten von Vorderasien die Amazonen, eine Art von Mondgöttinnen (tscherkessisch maza, Mond) überkommen; der Mondcultus war bekanntlich über ganz Vorderasien ausgebreitet. Nun klingt aber im Griechischen ᾿α-μαζ-ών wie brustlos; eine vortreffliche Gelegenheit, daraus ein Weibervolk zu machen, das die rechte Brust wegbrannte, um den Bogen bequem zu spannen — eine reine Erfindung der Grammatiker, die nicht einmal den alten Bildhauern eingeleuchtet hat; denn wir bemerken auf Kunstwerken niemals eine Spur von einer verbrannten Brust, dagegen einen halbmondförmigen Schild und die alten Attribute der Lichtgötter, Pfeil und Bogen, in den Händen der Amazonen. Aegis, der Sturmmantel, welchen Zeus um die Schultern wirft, ist ein bildlicher Ausdruck der Sturm- und Donnerwolke, und hängt dieses Wort wohl mit ᾿αίσσω, flattern, schwingen, zusammen. Da es aber auch ein Ziegenfell bedeuten kann, so erklärte die Sage, Zeus habe sich aus dem Fell der Ziege Amalthea diesen sturm- und wettererregenden Mantel oder einen Schild gemacht, mit dem er zuerst im Titanen- und Gigantenkampfe erschienen sei; und infolge davon findet sich die Aegide bei Dichtern und Künstlern als ein über Brust, Schultern oder Rücken mantelartig geworfenes Fell aufgefaßt, wie es von den Ureinwohnern Griechenlands nicht selten zur Bekleidung verwendet wurde. Auch bei dem Sonnengott Apollo, dem Lykios oder dem Lichten, was aber zugleich an Lykien als den Ausgangspunkt seines Cultus erinnert, hat man etymologisirend den Begriff verändert, ohne ihn indessen wie dort zu verdrehen und zu verhunzen. „Apollon“ scheint nämlich aus „Apellon“ entstanden zu sein und eine Anspielung auf ᾿απολλύναι, verderben, zu enthalten, daher er sich gleich nach seiner Geburt als der Ueberwinder der dem Lichte, und wie dies dann im ethischen Sinne aufgefaßt wurde, der sittlichen Weltordnung feindlichen Mächte, als der Abwehrer des Uebels zeigt; und eben als ein solcher göttlich erhabener „Verderber“, als zürnender Drachentödter und Alexikakos, fernhintreffend, der Köcher auf seinen Schultern rasselnd, und dennoch voll ungetrübter Heiterkeit und ewiger Jugendfrische erscheint er uns in jenem wunderbaren Marmor, der unter dem Namen des Apollo von Belvedere bekannt. Fast könnte man versucht sein, auch bei dem gehörnten Moses des Michel Angelo in Rom an ein etymologisches Mißverständniß zu denken. Indessen ist dies nicht durchaus ein Mißverständniß, sondern nur die Beibehaltung einer dichterischen Ausdrucksweise. Die Bildung des Moses mit Hörnern gründet sich nämlich auf die Uebersetzung der Stelle des 2. Buches Mosis Cap. 34, 35 in der Vulgata, welche das hebräische Wort nicht mit „glänzend“ wie Luther, sondern mit gehörnt wiedergiebt. Moses hatte, als er mit den Gesetztafeln vom Sinai herabstieg, eine cornuta facies. Das Horn ist nun aber ein bekanntes Symbol des Lichtstrahls: und der letztere umgiebt den Moses wiederum als Bild des geistigen Lichtes, welches ihm, dem Gesetzgeber, innewohnt; der Stier ist in der Sprache der Symbolik Lehrer des göttlichen Gesetzes. Der stierköpfige Moses ist also an sich nur ein dunkler Ausdruck für den erleuchteten Verkünder des Gesetzes, welcher allerdings in der Sculptur noch weniger als in der Poesie verständlich sein mag, indessen beide Male nur symbolisch ausgedeutet werden will. Leider geschieht dies nicht überall; zehnmal für einmal vermögen wir diese heiligen Symbole nicht zu fassen und ziehen sie herab in die gemeine Deutlichkeit der Dinge; aber daraus dürfen wir dem Michel Angelo, daraus dem erhabenen Dichter keinen Vorwurf machen.

Dagegen erlaube man mir das etymologische Sündenregister noch um einige Anklagen zu vermehren, die mit den vorhin erwähnten zusammenzustellen sind. Bekanntlich erzählten die Griechen, Dido habe bei ihrer Landung in Afrika von dem numidischen Könige Hiarbas soviel Land gekauft, als mit einer Rindshaut belegt werden könne, dann aber listig die Haut in dünne Streifen zerschnitten und damit einen weiten Raum umgrenzt; auf diesem Boden bauete sie sodann die Burg Byrsa, den ältesten Theil Karthagos. Die ganze Sage hat nun wiederum nur die griechische Bedeutung des Wortes Byrsa, nämlich Fell, veranlaßt. Die römische Burg (Arce) hat sogar zu einer sehr tiefsinnigen Sage Veranlassung gegeben, indem dieses Wort in Ara-celi umgedeutet ward. Es heißt, als Augustus zu sterben kam, wollte er wissen, wer nach ihm die Welt beherrschen werde, und beschloß deshalb nach Delphi zu gehen und das Orakel zu befragen. Aber trotz aller seiner Opfer blieb es stumm, bis

endlich zum Erstaunen des ganzen Heidenthums die folgende Antwort, die letzte unter allen, ertönte:

> Me puer Hebraeus, Dive, Deus ipse gubernans
> Cedere sede jubet tristemque redire sub Orcum.
> Ore fave tacitusque aris abscedito nostris.

Mit diesem Bescheide kehrte Augustus nach Rom zurück, und indem er ihn mit den Worten der sibyllinischen Bücher verglich, errichtete er auf dem Capitol einen Altar mit der Aufschrift:

Ara primogeniti Dei.

Um diesen Altar, den Anaklet 1130 mit vier Säulen umgab und über dem der Bischof Cenbelli eine Kuppel bauete, bildete sich angeblich die Basilica S. Maria in Ara Coeli, in deren einer Capelle, nicht weit vom Hochaltar, auf der Seite des Evangeliums er steht. Ebenso muß in der Schweiz das Märchen, daß sich der Landpfleger Pilatus, von seiner Blutschuld gejagt, vom Tomlishorn in den Hochsee gestürzt habe und noch heutigen Tages bei Stürmen und bösen Wettern umgehe, unbedingt auf den Namen Pilatusberg zurückzuführen sein, sei es nun, daß dieser eigentlich Pfeilerberg oder Hutberg (mons pileatus) bedeutete, weil die höchsten Zackengipfel fast immer mit einem Nebelhut bedeckt sind. Was für Gespenster, wie viel ängstigende Schreckbilder von einer einzigen falschen Etymologie!

Und wie viel Jungfrauen und Heiligen auf der andern Seite! In den alten Kalendern stand geschrieben: Ursula, et Undecimella, VV. MM., d h. Sancta Ursula et Sancta Undecimella Virgines Martyres; Undecimella war der Name einer Begleiterin der britischen Königstochter. Aus der einen Undecimella wurden aber gegen allen Sinn und Verstand Undecim mille virgines, elftausend Jungfrauen, herausgelesen und auf dem Ager Ursulanus Tausende von Gerippen aufgefunden; Elisabeth von Schönau sah eine nach der andern, und alle alten Jungfrauen Englands und Deutschlands trösten sich mit diesem Heere. Gerade so fand sich auf dem alten classischen Soracte, dem Weiser auf der großen Sonnenuhr der römischen Campagna, eine Inschrift mit diesem allbekannten Namen in großen Buchstaben wie gewöhnlich: SORACTE. Weiß der Himmel, welch ein unwissender Priester, ganz vertieft in die Ikonographie seiner Heiligen, dieselbe zu Gesicht bekam und sich einbildete, das S wäre eine Abkürzung von San, so daß es San Oracte hieße. Nun aber war doch Oracte in keinem Kalender aufzufinden; sofort errieth der Mann Gottes, wer es sein mußte: es war der heilige Mörder seiner Mutter, Orestes, gemeint und Soracte war verderbt aus San Oreste, und so heißt denn nun der Berg und auch noch das Dorf, das an seinem Fuße liegt, sammt seinem schlechten Wein dazu.

So ist es denn wahrhaft gefährlich, einen Namen zu haben, wenn das Volk die lächerlichsten Anspielungen darin sucht und findet. Kein Gott ist sicher, nicht von einem Philosophen mit Gut identificirt, kein Valentin bei der „Fallsucht“ angerufen, kein Goethe der Gegenstand eines ärgerlichen Distichons zu werden,

> Ob von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe;

obgleich die Gelehrten sagen, daß God wahrscheinlich ein altheidnischer Name der Gottheit, Valentin nicht von „Fallen“, sondern von „Valere“ abzuleiten, Goethe endlich etymologisch gar nicht zu erklären, sondern wie „Bopp“ aus einer altdeutschen Namensform verkürzt sei.

Aut Caesar aut nihil“ war die Devise Cäsar Borgia's, „o Cesare o niente“. Was macht das römische Volk aus dem niente? Aus dem nihil? Aus dem Nichts? Einen Nickel: „O Cesare o Niccolo.“

Diese kindlichen Versuche sind nicht immer ohne Witz und treffen mitunter in Einfalt, was kein Verstand der Verständigen sieht. Das Rauhe Haus, das eigentlich nach seinem Erbauer Ruge's Haus heißt; Xanthippe, die im Berliner Jargon zu Zankdüsse wird; der von Konstantin den Großen auf die deutschen Kaiser übergegangene Titel Semper Augustus, den man seit Rudolf von Habsburg mit Allzeit Mehrer des Reichs verdeutschte:

> Ans Erhalten denkt er zwar,
> Mehr noch, wie er mehre (Goethe)

scheinen den Sinn der Worte wahrer auszudrücken, als es vielleicht das richtige Etymon selber thäte. Das polnische Wolfsfell, vlčuna, wird bei uns zu einer Wildschur; dem feindlichen König im Schachspiel sagt man, wenn er den Angriff nicht mehr abzuwehren vermag: Matt; ist das nicht ebenso bezeichnend wie das indische mat gleich „todt“? Im Französischen: heißt es échec et mat, im Italienischen scacco matto, im Spanischen xaquimate, zum deutlichen Beweise, daß es eben ein Fremdwort ist. Dennoch sind selbst die besten dieser volksmäßigen Anlehnungen nicht viel mehr als schlechte Witze, dem Dummerwitz zu vergleichen, den man aus dem slaw. Dubrawice gemacht hat, und was das Schlimmste ist, sie hören mit der Zeit auf, als Witze empfunden zu werden, verdrängen die correcten Ausdrücke gänzlich aus der Unterhaltung und machen aus der ganzen Sprache eines Volkes ein Kauderwälsch, wie es wohl ungebildeten und kleinen Leuten ziemt, wie es aber in vornehmen und aufgeklärten Kreisen unbedingt mißfallen muß; nicht minder mißfallen muß, als jeder banale Spaß, den man in Ermangelung wirklichen Geistes wiederholt.

Will man daher eine gesundere und weniger schwindelige Etymologie, so ist Wissenschaft nöthig, Wissenschaft, die vorsichtig die Lautgesetze beobachtend und das entstellte Wort mit Feinheit prüfend durch die Masse der Verderbnisse hindurch das echte Gut erkenne; Wissenschaft, die in den gegenwärtigen Verstümmelungen die alte Kraft und Herrlichkeit entdecke; Wissenschaft, die die starken Organismen der Sprache vor sich sehe, als wären sie natürlich gewachsen und voll Freiheit aufgeblüht; die Münzen blank, als wären sie nicht verwischt, nicht beschmutzt durch den Gebrauch von vieler Generationen Hände; kurz die gleich einer Seele Plato's ihr Auge unverwandt auf die ewigen und glänzenden Ideen einer seligen Welt richte, ihre Verwirrung und unvollkommene Wiederspiegelung in dem irdischen Duft beweinend.

Von solcher Wissenschaft haben wir uns bemüht, in den vorliegenden Blättern eine Probe abzugeben — nur eine Probe, denn wir dünken uns weder gelehrt genug, um nur ein Gebiet der tausendfach verzweigten Sprache vollständig zu umspannen; noch fühlen wir in uns den erhabenen Scharfsinn, der diesen Proteus in allen seinen tausend Wendungen erfaßt. Eine leichte Skizze des Weges, den das Wort in seinem lustigen Leben zurücklegt, ist Alles was wir bieten. Doch würden wir uns glücklich schätzen, wenn ein Denker darin einen Funken fände, um ihn in dem Dunkel seiner Meditation zu leiten; nicht um sich dem Strom der Sprache entgegenzustemmen, das wäre Thorheit; wohl aber um seinen Lauf zu betrachten, um seine Quellen zu errathen, seine unergründlichen Tiefen zu bemessen.

Poca favilla, sagt Dante,

> Poca favilla gran fiamma accende.

Die Ureinwohner Corsicas.

Nach Dr. A. Mattei [1]).

α. Unter den alten Autoren läßt Pausanias die Corsen aus Libyen abstammen; Diodorus Siculus behauptet, sie seien ein tyrrhenisches Volk; nach Herodot kamen sie aus Phönizien, und Seneca, welcher nach Corsica verbannt war, sieht in ihnen Griechen, Ligurer und Cantabrer. Alle diese Autoren sprechen aber nur das aus, was sie ihrer Zeit gehört haben, auf nähere Beweise für ihre Aussprüche lassen sie sich nicht ein.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Corsica an Frankreich kam, begann man sich wieder mit der merkwürdigen Bevölkerung der Insel wissenschaftlich zu beschäftigen; man glaubte in ihr Kelten zu erkennen, und diese Ansicht galt bis in die letzte Zeit, bis jetzt auf einmal die Basken auf der Bildfläche erschienen und selbst von einem Volke, das noch vor ihnen Corsica bewohnte, die Rede ist.

Dr. Mattei, der sehr gründlich und nach guter Methode bei seiner Arbeit vorgeht, beginnt mit einem Ueberblicke der Geologie Corsicas. Wir ersehen daraus, daß die Insel in — geologisch genommen — noch nicht sehr entfernter Zeit ein bedeutend niedrigeres Klima als heute gehabt haben muß. Man findet nämlich dort Reste eines Nagers (Lagomys), welcher heute Sibirien bewohnt, und des Bären, der wahrscheinlich erst im 15. Jahrhundert ausgerottet wurde. Die Mussoli (Mouflons) sind nach unserm Autor unter den insularen Einflüssen im Laufe der Zeit modificirte Schafe. Diese großen Säugethiere konnten nicht schwimmend die Insel erreichen; sie sind dorthin gelangt, als Corsica noch mit dem Festlande verbunden war. Ebenso der Hirsch und der Fuchs, die auch dort gefunden werden. Zugleich mit den Knochen der nun ausgestorbenen Lagomys und des Bären entdeckte man aber in Grotten und Höhlen auch Menschenknochen, und dadurch wird die Anwesenheit des Menschen auf Corsica in sehr frühe Zeit zurückgeschoben; jedenfalls war die Insel vor den Fahrten der Phönizier dorthin bewohnt, und so gut, wie der Hirsch und der Bär dorthin gelangten, konnte auch der Mensch dorthin kommen.

Um die Frage nach den Urbewohnern lösen zu können, muß man sich zunächst die heutigen Bewohner der Insel anthropologisch näher betrachten. Mattei glaubt vier verschiedene physische Kategorien unter denselben nachweisen zu können; alle vier aber sind dolichocephal und orthognath. Mattei vermochte nicht einen einzigen brachycephalen Schädel auf der Insel aufzutreiben.

Die erste Varietät der Corsen, die namentlich im Centrum der Insel wohnt, ist von mittlerm Wuchs, hat straffe schwarze oder kastanienbraune Haare, leicht gebräunte Haut, dunkle Augen, gut gebildete Nase, eiförmiges und im Ganzen offenes, intelligentes Gesicht. Mattei bezeichnet sie als pelasgische Varietät.

Die zweite ist kleiner als die vorige, hat einen weniger regelmäßigen Schädel, die Backenknochen sind vorspingender, das Gesicht weniger lang. Die Haare schwarz und schlicht, die Haut braun, aber wohl mehr durch klimatische Einflüsse als von Geburt aus, die Augen dunkel. Diese weniger zahlreiche Varietät lebt in den Gebirgen und in der Ebene zerstreut. Mattei vergleicht sie den Bretonen, Irländern, Bergbewohnern Spaniens und nennt sie keltische Varietät.

Die dritte Spielart wohnt im Süden und ist ein klein wenig größer als die pelasgische. Die Haut ist brauner als bei den beiden vorhergehenden, die Haare sind schwarz und zuweilen gekräuselt; die Augen dunkel und weit geschlitzt; die Jochbeine mehr vorspringend als bei der pelasgischen Varietät, Nase gut gebaut, Lippen etwas stark. Sie nähert sich den Sardiniern und wird vom Verfasser arabische Varietät genannt.

Die vierte meist im Norden der Insel angesessene Varietät ist der Gestalt nach die größte, die Haut ist weiß oder nur leicht vom Klima gebräunt, die Haare sind hell, kastanienbraun oder blond, die Augen blau. Diese Leute, welche an die Oberitaliener erinnern, nennt Mattei die sächsische Varietät.

Natürlich zeigen viele Bewohner Corsicas Uebergänge und lassen sich, namentlich in den Städten, nicht in die eine oder andere Classe bringen. Vergleicht man die vier Varietäten mit den Völkern, welche in der Geschichte der Insel auftreten, so ist anzunehmen, daß die sächsische Spielart durch Vandalen und Longobarden importirt wurde; die arabische stammt aus der Zeit, als die Sarazenen sich über die Mittelmeerinseln ergossen; die pelasgische ist zurückzuführen auf die Kleinasiaten, Griechen, Etrusker und Römer, welche die Insel besiedelten, und die keltische oder keltiberische erscheint als die älteste aller.

Zu allen diesen kommt noch eine neugriechische Colonie, 1676 zu Paomia an der Westküste gegründet, welche sich lange in Sprache und Religion unverwischt erhielt. Während der Kriege, die im verflossenen Jahrhundert in Corsica wütheten, wurden diese Griechen nach Ajaccio gebracht, wo sie sich seit 1774 mit den übrigen Einwohnern zu mischen begannen.

Einige Aufschlüsse gewährt uns die Sprache. Der corsische Dialekt zeigt zwei deutliche Unterdialekte (vergl. Pruverbj detti e massime Corse par le Dr. Mattei, Paris 1867). Am meisten gesprochen ist der nördliche Dialekt, während der südliche nur von Porto Vecchio bis Ajaccio, bei Zicavo, Bastelica und Bocognano geredet wird. Beide Dialekte sind durch eine Bergkette getrennt. Der nördliche Dialekt ist gut italienisch, dem in der römischen Campagna gesprochenen nahe verwandt; der südliche nähert sich jenem, der in Sardinien, ja selbst in Sicilien herrscht. Manche Wörter haben noch die lateinischen Formen beibehalten, wie folgende Beispiele beweisen mögen.

Corsisch	Lateinisch	Französisch
chere	quaerere	demander
Crassera	Cras sero	demain au soir
Dom	Dominus	seigneur
Eju	Ego	moi, je
Agghiu	Habeo	J'ai
Mugliera	Mulier	femme
Nimu	Nemo	aucun
Singhiunu	singulus	un, chacun

Ob im Corsischen auch phönizische Elemente sich befinden, wagt Mattei nicht zu unterscheiden; dagegen weist er

[1]) Bearbeitet nach Bulletin de la société d'Anthropologie. 2. Série XI, 597 (1876).

einige griechische Wörter nach. Egghju (Lamm) soll von αἴξ, Ziege, kommen; sarconu, Schlachtplatz der Thiere, von σάρξ, Fleisch; cricca, Schloß, von κρίκος, ein Ring, der zum Verschließen der Thüren benutzt wurde. Aus dem Arabischen haben sich kaum mehr Wörter erhalten als aus dem Griechischen. Was sich von keltischen Wörtern findet, ist nicht mehr als im Französischen oder Italienischen auch. Der Name Corsica selbst ist unserm Autor keltischen Ursprungs; er soll von corsig oder corsoz, Sumpf, stammen, das paßt aber wenig zu der Gebirgsnatur des Landes. Vandalen und andere germanische Stämme, die im Verlaufe der Völkerwanderung nach Corsica kamen, waren dort zu kurze Zeit, um sprachlich etwas zu hinterlassen; nur der „sächsische" blonde Typus ist durch sie bei einem Theil der Einwohner geblieben.

Was die Ortsnamen betrifft, von denen Mattei eine große Anzahl sehr seltsam klingender aufführt, so überläßt er es einem Sprachkundigen, aus ihnen zu entscheiden, ob darin sich nicht Elemente der Sprache eines noch unbekannten, vorkeltischen Volkes nachweisen lassen. Schon Seneca, der aus Spanien stammte, sagt, daß die Corsen, nach ihrer Sprache und der Art sich zu kleiden, iberischen Ursprungs sein müßten. Dabei denkt Mattei an Basken, weil Prinz Lucian Bonaparte einige corsische Eigennamen aus dem Baskischen erklärt hat. Bereits 1840 bemerkte Mérimée (Notes d'un voyage en Corse, Paris 1840), daß der Wald von Aitone vom baskischen Aïtz, Fels, und ona, gut, komme, während Bonaparte dieses Wort aus Aita, Vater, und on, gut, erklärt. Damit läßt sich allerdings gar nichts anfangen, und wenn nicht bessere Beweise beigebracht werden, vermögen wir uns für einen baskischen Ursprung der Corsen nicht zu begeistern. Mattei selbst bemerkt: Ce n'est pas assez pour rattacher aux Basques l'origine des Corses.

Werthvoll ist, was Mattei über die vorgeschichtlichen Alterthümer Corsicas zusammenstellt, da wir hierüber bisher wenig vernahmen. Es giebt dort Dolmen, Menhirs, Wackelsteine, Steinäxte, kurz alles, was zu einer richtigen Steinzeit gehört. Aber die interessanten Nurhagen Sardiniens fehlen [1]).

Dolmen wurden zuerst 1811 in den Ebenen von Taravo und im Thale von Cavria nachgewiesen. Diese in Mérimée's oben erwähntem Buche abgebildeten Steindenkmäler heißen in Corsica Stazzone, Schmieden, oder Stazzone del diaulo, Teufelsschmieden. Der Ausdruck tola diu peccatu, Sündertisch, deutet auf eine religiöse Verwendung derselben.

Die Menhirs, stehenden Steine, heißen im Corsischen stantare. Sie finden sich im Thale von Rizzanese, in der Umgegend von Grossa und bei Sartène, nicht fern von den Dolmen; alle im Süden; nur einer wurde bei Niolo in der Mitte der Insel entdeckt.

Wackelsteine werden corsisch Pierres in cavallettu genannt. Sie stehen an schwierigen Wegübergängen, so beim Cap Corse, an der Straße von Olcani nach Oglicastro. Ob die Erklärung Mattei's: „Ces pierres avaient été préparées pour être facilement poussées sur des passants qu'on voudrait écraser" richtig ist, lassen wir dahingestellt. Will man sie nicht als vorgeschichtliche Alterthümer auffassen, so bringt man sie am besten mit Gletscherbewegungen in Verbindung — vorausgesetzt, daß die geologischen Verhältnisse hier zutreffen.

Die in Corsica gefundenen Steinäxte, nur wenig an der Zahl (ein Exemplar in der Bibliothek zu Bastia), bestehen aus einheimischem Material und sind polirt; meist wurden sie aus Kalkstein oder Serpentin gefertigt; ein Beil aus Feuerstein oder Quarz ist noch nicht entdeckt worden. (Egger über die polirten Steinbeile von Corsica in der Revue archéologique, November 1875.)

Die Dolmen und Menhirs befinden sich fast alle im Süden und dort wird der südliche Dialekt gesprochen. Die Steinbeile dagegen wurden über die ganze Insel zerstreut gefunden, bei Ajaccio, Bologna, auf den höchsten Bergen. Was Bronzesachen betrifft, so wurde nur eine Axt aus einem Tumulus bei Santo Pietro del Tenda ausgegraben; sie ist gegossen.

An die Kelten gemahnt noch Manches in Ortsnamen, Sitten und Gebräuchen. Die Straße von Bonifacio hieß bei den Römern Fretum gallicum; im Norden der Insel liegt die Landschaft Gallura; zwei Flüsse im östlichen Theile heißen Rhotanus (vergl. Rhone). Der Gebrauch der Augurien bei den corsischen Schäfern „erinnert an druidische Gebräuche" (das beweist nichts, da die Augurien über die ganze Erde vorkommen). Beim Johannisfeste tanzt die Jugend beiderlei Geschlechts um große Feuer und umschlingt sich alsdann, was man cumpare e cumare nennt [1]). Das ist vorchristlich. Am Neujahrstage beschenkt man sich mit der Strenna, einem Oelzweige; wie dieses aber mit unserm Weihnachtsbaume stimmen soll, den Mattei hier anzieht, vermögen wir nicht einzusehen.

[1]) Ueber diese vergleiche Freiherr von Maltzan, Leipzig 1869, 275 ff.

[1]) Man möge hierzu das „Beilager" der Johannispaare bei den Esten und ähnliche Gebräuche bei anderen Völkern vergleichen. Mannhardt, Baumcultus, Berlin 1875, 469.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

Der chinesische Küstenhandel.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die chinesischen Staatsmänner, von der Unmöglichkeit überzeugt, die Ausländer mit Gewalt zu vertreiben, dies auf politischem Wege zu erreichen suchen. Der Schwerpunkt dieser Bestrebungen ruht in der Persönlichkeit des Großsecretärs und Vicekönigs, Li-hung-tschang, der bei allen das Ausland betreffenden Unternehmungen die bewegende Kraft zu sein scheint. Seine Politik geht darauf hinaus, die Aussichten der Fremden so zu gestalten, daß ihnen schließlich nichts anderes übrig bleibt, als das Land zu verlassen. Zu diesem Zwecke läßt er es sich angelegen sein, durch Ankäufe, wie den der Wusung-Eisenbahn, den Fremden den Handel aus den Händen zu nehmen und auf die Chinesen zu übertragen, und er hat diesen Bestrebungen neuerdings durch den Kauf des gesammten Eigenthums (darunter 17 Schiffe) der unter amerikanischer Flagge fahrenden Schanghai-Dampfschifffahrtsgesellschaft wiederum Ausdruck gegeben. Der Kauf geschah im Namen der sogenannten Dampfschifffahrtsgesellschaft chinesischer Kaufleute (Chinese Merchants Steamer Company), die aber bekanntermaßen unter der Aegide Li's steht, von ihm Subsidien bezieht und unzweifelhaft von ihm mit dem Kaufe beauftragt

wurde. Es ist der Schanghaier Gesellschaft durchaus nicht zu verargen, daß sie diesen Verkauf abgeschlossen hat; unter den vorliegenden Verhältnissen war es ihr unmöglich, auf die Dauer mit einer einheimischen Gesellschaft zu concurriren, die von einer so bedeutenden und einflußreichen Persönlichkeit, wie Li-hung-tschang es ist, unterstützt wurde. Außerdem ist der Preis unter den gegenwärtigen Handelsconjuncturen ein sehr hoher. Wenn nun auch mit diesem Kauf für die chinesische Gesellschaft manche Vortheile verknüpft sind, so ist doch die Bahn derselben bei Weitem noch nicht vollständig geebnet. Ist auch mit dem Zurücktreten der Schanghai-Gesellschaft die Flagge der Vereinigten Staaten von der chinesischen Küste verschwunden, so existiren doch noch zwei englische Gesellschaften, die bessere Schiffe besitzen als sie, und überhaupt in jeder Beziehung sich ihr gleichstellen können.

Auch diese Gesellschaften durch Ankauf zu beseitigen, dazu möchte vielleicht nicht einmal die Macht Li's hinreichen, da ohnehin schon bei den chinesischen Kaufleuten große Unzufriedenheit über die in Folge des besagten Kaufs und der damit verbundenen Geldunterstützungen eingetretene Erhöhung der Steuern herrscht. Ueberhaupt hängt die Existenz der chinesischen Gesellschaft ganz von dem Leben zweier Männer ab, ihres großen Patrons Li, und ihres Vorstehers Tong-kin-sing, eines Mannes von großen Fähigkeiten und genauer Kenntniß des englischen Handels. Sollte sie einmal dieser beiden Stützen beraubt werden, so würde wahrscheinlich das ganze Gebäude zusammenstürzen.

(„Mail" dat. Schanghai, 10. Febr.)

— Von N. B. Dennys, dem man bereits einige nützliche Werke zur Kunde Chinas verdankt, wurde kürzlich bei Trübner in London eine Sammlung chinesischer Sagen, Märchen, Sprichwörter und Gebräuche herausgegeben (The Folk-Lore of China), welche neuerdings beweist, ein wie wenig richtiges Bild vom chinesischen Leben und besonders der chinesischen Culturentwickelung uns jene Ansicht giebt, welche China als etwas völlig Abgeschlossenes, durchaus Eigenartiges, als ein Ding für sich betrachtet. Es wäre ja in der That wunderbar, wenn einem so handelsthätigen und intelligenten Volk nicht da und dort eine fremde Anregung zuflöge und wenn es selbst gegen seinen Willen wäre. Ein Culturvolk kann sich nicht vollständig isoliren, und die tiefere Kenntniß chinesischer Verhältnisse, welche sich allgemach anbahnt, wird diesem Grundsatz für China viel weitere Geltung verleihen, als man gewöhnlich glaubte. So findet auch Dennys in der Volksweisheit und der Volksdichtung der Chinesen mancherlei Anklänge an Arisches und Semitisches, Anklänge, die manchmal überraschend klar sind. Die Räubergeschichte aus „Tausend und eine Nacht": „Sesam, öffne dich" wird wenig verändert in China erzählt, doch, wie Dennys glaubt, in einer ältern Form als die ist, in der sie uns aus Persien überliefert ist. Der schlafende Rip van Winkle kehrt in China in sinniger Version in einem Manne wieder, der einige Jahrhunderte verpaßt, während er zwei Schachspielern in einer Höhle zusieht. Der Drache, dem man Jungfrauen opfert, spielt auch hier in den Sagen eine große Rolle, und die Deutung auffallender atmosphärischer Erscheinungen, wie z. B. Wasserhosen als Drachen, die noch heute in China gang und gäbe, dürfte sich in der Entstehungsgeschichte unserer abendländischen Drachensagen stellenweise wiederfinden. Auch die Amphitryonsage kehrt in China wieder. Unter den Gebräuchen ist der Trauring bei den Chinesen ebenso verbreitet wie bei uns; in Südchina giebt die Braut dem Bräutigam ein Paar Schuhe „zum Zeichen, daß sie sich für die Zukunft unter seine Leitung beugt", während in Europa noch bei verschiedenen Völkern die Sitte besteht, dem neuvermählten Paare Schuhe nachzuwerfen. Chinesische Sprichwörter wie: „Ein Zoll Zeit ist so gut wie ein Zoll Gold" oder „Wenn du ein Schwein tödtest, tödte es ganz" stimmen zwar auffallend mit abendländischen überein, aber hier dürfte Gemeinsamkeit der Ansichten und Bestrebungen in wirthschaftlichen Dingen die Uebereinstimmung zur Genüge erklären. Schwerer ist zu verstehen, warum die chinesischen Geisterbeschwörer ihre Geister einen Schreibapparat gebrauchen lassen, der der „planchette" unserer Medien sehr ähnlich ist. Daß Liebesgeschichten hier und dort denselben Kern und oft dieselbe Einkleidung haben, ist dagegen am wenigsten überraschend. Diese Dinge wachsen aus jedem Volksgeist heraus gerade wie gewisse kosmopolitische Pflanzen, deren Keime allgegenwärtig sind, jedem Boden entsprießen. Den chinesischen Geschichten dieser Art ist aber eine große Innigkeit eigen, die in den Erzählungen aus dem Familienleben wiederkehrt und deren große Bedeutung für das gesammte Leben dieses Volkes nicht zu verkennen ist. Eine Geschichte erzählt, wie ein Bootsmann die Liebe eines Mädchens gewann, an dessen Fenster er täglich vorüberfuhr. Als nun das Mädchen vor Liebesgram starb, fand man, daß ihr Herz von Eisen und in dasselbe ein Bild des Bootes, des Fensters und der beiden Liebenden eingegraben war. Daß die Innigkeit des Familienlebens in China noch nicht geschwunden ist, lehren die seltsamen Opfer, die noch immer die Kinder ihren Eltern bringen. In den chinesischen Zeitungen sind noch heute Berichte von Kindern nicht selten, die zum Besten kranker Väter oder Mütter sich ein Stück Fleisch aus dem Arme schneiden, um eine heilsame Brühe daraus zu kochen.

Die Auswanderung der Koreaner in das Amurland.

Die ohnehin schon armen nördlichen Provinzen Koreas hatten in den sechsziger Jahren mehrere schlechte Ernten nach einander. Ungeachtet des hierdurch bewirkten und fast bis zur Hungersnoth gesteigerten Nothstandes fuhr die Regierung von Korea nicht nur fort, die gesetzlichen Steuern mit eiserner Hand zu erheben, sondern sie legte den Einwohnern sogar noch eine Extrasteuer auf. Als im Jahre 1863 die Lage der letzteren nahezu unerträglich geworden war, entschlossen sich zwölf Familien in das russische Gebiet am Amur auszuwandern, welches trotz seiner großen Fruchtbarkeit bisher von den russischen Colonisten unbeachtet geblieben war. Diese Familien wurden von den Russen freundlich aufgenommen und auf jede Weise unterstützt und aufgemuntert, so daß die Colonie bald zum Blühen kam. Die Kunde von ihren guten Verhältnissen drang rasch zu ihren Landsleuten und veranlaßte mehrere ihrem Beispiel zu folgen. Immer größere Dimensionen nahmen die Auswanderungen an und schon 1865 zählte man 200 Koreaner im Amurgebiet. Die Regierung von Korea hatte die Sache anfangs ruhig geschehen lassen; als aber im Jahre 1870 nicht mehr einzelne Familien, sondern ganze Stämme das Land zu verlassen begannen, suchte sie die schädliche Entvölkerung der ohnedem dünn bevölkerten Bezirke durch Verbote, und als diese nicht halfen, durch Zwangsmaßregeln zu hemmen. Das Eigenthum der Emigranten wurde confiscirt und gegen die zurückgebliebenen Verwandten mit den härtesten Maßregeln vorgegangen. Allein trotz alledem nahm die Auswanderung immer mehr zu; immer neue Colonisten erschienen an der russischen Grenze und baten um Land. Sie kamen meistens halb verhungert und in Lumpen gehüllt an, so daß man ihnen alsbald mit Nahrungsmitteln aufhelfen mußte. Obgleich die russischen Behörden nicht immer in der Lage waren dies thun zu können, da die von Europa zur See für die Truppen gebrachten Getreidevorräthe beschränkt waren, so ließen sich die Auswanderer durch diesen Uebelstand doch nicht zurückhalten. Im Jahre 1874 bildeten die Koreaner bereits 13 Niederlassungen mit 4000 Einwohnern. Bald wußten diese Leute die Vorzüge, welche die russische Cultur vor ihrer eigenen bot, zu schätzen; russische Sitten und Gebräuche schlugen Wurzel. Die Koreaner bauten ihre Häuser im russischen Stil, nahmen russische Kleider an und betrieben vor Allem den Ackerbau nach Art der Russen. Auch das Christenthum verbreitete sich rasch unter ihnen; bereits bekennt sich die Hälfte der

4000 Colonisten zur griechischen Religion. Im Ganzen ist es ein ruhiges, unterwürfiges, ackerbautreibendes Volk. Der Koreaner nähert sich in seinem Wesen mehr dem Japanesen als dem Chinesen; er ist freundlicher, bescheidener, gutmüthiger als der hochmüthige Chinese, und dabei so mäßig und nüchtern wie der Japanese. So hat die russische Regierung durch eine geschickte Politik für wenig Geld ein fleißiges, lenksames Volk gewonnen, das ihr nun ein bis dahin fast unangebautes Gebiet urbar macht. Die Regierung von Korea sieht diese Entwickelung der Dinge natürlich mit scheelen Augen an und hegt gegen Rußland einen tiefen, mit Furcht gemischten Haß. Sie behält das Schicksal ihrer früheren Unterthanen scharf im Auge, und es ist ihr besonders wichtig, in wie weit diese die Sitten, die Industrie und die Sprache der Koreaner, welche bisher mit so großer Strenge geheim gehalten wurden, an die Fremdlinge verrathen. Indessen kann diese Auswanderung nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die politischen Beziehungen Koreas bleiben. Entweder kommt die koreanische Regierung zur Einsicht, daß sie durch ihre strenge Verschließung des Landes eine fehlerhafte Politik verfolgt oder die Furcht vor den russischen Annexionsgelüsten treibt sie zu einer Unbesonnenheit. Die Eröffnung Koreas würde keinen unbedeutenden Markt für den Absatz europäischer Artikel in diesem noch ganz unentwickelten Lande, besonders in den südlichen und östlichen Provinzen, schaffen, während andererseits die große Productionsfähigkeit des Landes, besonders sein Reichthum an Bauholz, eine große Rolle bei den derzeit in Ostasien in Gang gebrachten Unternehmungen spielen könnte.

(Aus den Forschungen der sibirischen Abtheilung der Russischen Geographischen Gesellschaft. Jahrgang 1874.)

Afrika.

— Dr. Schweinfurth ist am 22. März von Kairo nach der Sinai-Halbinsel abgereist, wo er mehrere Wochen zubringen will. Nach seiner Rückkehr will er, wie L'Exploration (II, Heft 7, Nouvelles p. 69) meldet, Vorbereitungen für eine Reise nach Innerafrika treffen.

— Am Sonntag den 15. April ist der $2^1/_2$ Meter tiefe und am Boden 13 Meter breite Süßwassercanal zwischen Kairo und dem Timsah-See bei Ismailia ohne namhafte Feierlichkeiten eröffnet worden. Derselbe soll dem Suezcanal nicht nur den localägyptischen Handel zuführen, sondern auch die von ihm durchschnittene Wüste mit Trink- und Berieselungswasser versehen. Nicht weniger als 100,000 Feddans (Acres) Land hofft man mit seiner Hülfe anbaufähig zu machen. Seitdem der kanopische Arm verstopft ist, ist Alexandrien nur noch eine Oase in der Wüste; die Producte Oberägyptens, wie des Deltas lassen sich nun weit billiger und bequemer als nach Alexandrien, nach Ismailia und Port Said schaffen. Daraus folgt aber nicht, daß nun die alte commercielle Hauptstadt Aegyptens sinken wird: Alexandrien allein besitzt Baumwollpressen, so daß die auszuführende Baumwolle wohl oder übel ihren Weg dorthin nehmen muß; dort ist der Beginn des Eisenbahnsystems, das Ende des Mahmudich-Canals, und da der Handel sich nur sehr schwer entschließt, seine alten Bahnen zu verlassen und neue einzuschlagen, so wird die Stadt mit ihrem erst kürzlich vollendeten trefflichen Hafen nach wie vor blühen, während das in der völligen Wüste gelegene Port Said, das sein Fleisch aus Syrien, seine Vegetabilien aus dem Delta, sein Trinkwasser von Ismailia beziehen muß, wohl noch auf Jahre hinaus dasselbe Kohlendepot inmitten von Sumpf und Sand bleiben wird, welches es heute ist.

— Am 12. April wurde nach Meldungen aus der Capstadt in Praetoria die englische Flagge aufgehißt und die Transvaal-Republik von England annectirt. Der Präsident des Freistaates legte gegen diese Gewaltthat Protest ein; Delegirte des Landes sollen sich nach Europa und Amerika begeben, um bei den Mächten Protest zu erheben. Englische Truppen rückten zur Verhütung von Unruhen ein: merkwürdig, welche verschiedene Moral England besitzt, je nachdem es sich um die europäische Türkei oder um Südafrika handelt. Doch läßt sich nicht leugnen, daß das annectirte Land von nun an gesitteteren und geregelteren Zuständen entgegengeht. — Gleichzeitig hat auch das Cap-Ministerium seine Zustimmung dazu gegeben, daß Griqualand West am Oranje-Fluß definitiv der Cap-Colonie einverleibt werde. Damit ist wohl auch das Schicksal des nun rings von britischem Gebiete umgebenen Oranje-River-Freistaats besiegelt.

— Die „Allgemeine Zeitung" berichtet am 26. April aus Oporto in Portugal:

Aus Barra Mansa in Brasilien wird der Selbstmord des portugiesischen Afrikareisenden Travassos Valdez gemeldet. Valdez war ein Sohn des Conde do Bomfim, diente als Regierungssecretär auf Timor und fungirte dann zu Capstadt und Loanda als stimmberechtigtes Mitglied der zur Aburtheilung gecaperter Sklavenschiffe gebildeten Commissionen. Die Früchte seiner Reisen und Beobachtungen veröffentlichte er in dem Werke „Six years of a travellers' life in Western Afrika" (2 Bände. London 1861), das auch in Deutschland als die bedeutendste Arbeit über die ethnographischen Verhältnisse Angolas geschätzt ist. Nach Portugal zurückgekehrt, war er abwechselnd Beamter, Schriftsteller, Verlagsbuchhändler und Eisenbahnunternehmer, ohne sich zu einer bleibenden Stellung aufzuschwingen. Nachdem auch sein Plan in Madrid ein literarisches Centralorgan für die spanisch-portugiesische Welt zu gründen gescheitert war, ging er kürzlich nach Brasilien, wo er die Leitung einer Schule und Pensionsanstalt übernahm. Schlechte Geschäfte auch in diesem neuen Berufskreise und der gegen ihn erhobene Vorwurf des Plagiats haben ihn dort zu jenem verzweifelten Schritte getrieben. Valdez, ein ebenso unternehmender als kenntnißreicher Mann, hatte wohl in erster Linie zur Führung der projectirten portugiesischen Expedition nach Centralafrika Beruf. Es ist für portugiesische Zustände bezeichnend, daß dem verdienstvollen Forscher kein anderer Ausweg blieb als in einem Winkel Brasiliens zu schulmeistern.

— Der Sultan von Zanzibar hat die südlich vom Cap Delgado belegene Bay von Tungue in Besitz genommen und dort den Engländern die Anlegung einer Handelsfactorei gestattet. Durch Vertrag mit England und dem Imam von Mascat (1828) wurde das Cap Delgado als Nordende der portugiesischen Besitzungen auf der ostafrikanischen Küste anerkannt, so daß der Sultan durch jene Besetzung die Rechte der portugiesischen Krone verletzt. Die Bay ist ein geräumiger, tiefer Hafen, dessen Einfahrt durch die kleine Insel Ticoma in zwei Arme getheilt wird. In den umliegenden Ortschaften wohnt eine aus Arabern und Negern bestehende Bevölkerung, die seit lange unter einer selbstgewählten Obrigkeit lebt, ohne die portugiesische Herrschaft zu empfinden. Im Jahr 1852 mußte der Imam von Mascat seinen Versuch, zu Tungue eine Zollstätte einzurichten, in Folge portugiesischer Reclamationen aufgeben. Die portugiesische Presse verlangt, daß auch den Uebergriffen des Sultans von Zanzibar entgegengetreten werde. (A. Z.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.